Leben

und

Kunst in Paris

seit

Napoleon dem Ersten.

Von

Helmina von Hastfer, geb. von Klenk.

Erster Theil.

Weimar

im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zueignung

an

Vivant Denon.

Mit dem geliebten Namen reich an Ruhme,
Vergönnteſt Du mir, Freund, dies Buch zu ſchmücken.
Ich lebte in der Künſte Heiligthume,
Da mochte Deine Freundſchaft mich beglücken.
Und hoher Schönheit ernſt verſchwiegne Blume
Entfaltet Deine Lehre meinen Blicken.
Mit Dir hab' ich dies Werk gedacht, empfunden,
Drum weih' ich Dir die Frucht ſo ſchöner Stunden.

Im Buſen hegt' ich treu den frommen Sinn
Zur edlen Kunſt, von Göttern ſelbſt geſandt.
Sie leitet uns zum Quell der Schönheit hin,
Und Schöpferkraft giebt ſie des Menſchen Hand;
Wohl ihm, dem ihre Liebe ward Gewinn,
Und ſeelig, wer ſie ſeine Braut genannt!
Sie zeiget ihm des Weltalls Herrlichkeit
Und ihre Mitgift iſt Unſterblichkeit.

Drum mocht' ich gern nach Ihren Schätzen spähen,
Und was ich fand, mit Luſt und Muth enthüllen;
Und konnt ich gleich mehr ahnden als verſtehen,
Und würdig nicht ſolch edlen Zweck erfüllen:
Doch werden meine Worte nicht vergehen,
Wenn ſie ein Herz mit Kunſtgefühl erfüllen.
Wohl ruhet viel in ferner Zukunft Schoos
Oft iſt die Urſach' klein, die Wirkung groß.

Ein prunklos Körnlein, fällt's auf edles Land,
Muß hoch als Baum hinan zu Sternen ſprießen.
Drum ſey getroſt dies Werk hinausgeſandt
Als Bächlein ſich ins Weltmeer zu ergießen:
Verliert es ſich auch dort, ſo hat es doch Beſtand;
Und muß es gleich mit leiſem Rieſeln fließen,
Doch mag an ſeinem Rand die Roſe ſtehen,
Der Himmel es als Spiegel nicht verſchmähen.

Helmina.

Einleitung.

Vom unruhigen Traum einer zügelloſen Freiheit erwachend, fühlte ſich das Franzöſiſche Volk unbeſtimmt und muthlos in ſeinen Kräften. Es war ermüdet von dem gewaltſamen Rucke, der es um ſo viele Jahrhunderte zurückverſetzt hatte in die Zeiten der Barbarei. Mit Schauder blickte es zurück auf die Opfer, die theils der Strafe, theils einer blinden Rache gefallen waren. Die Herrlichkeit des Throns, das Angedenken Karls des Großen, die Rechte der Stände, die Religion, die tauſendfach verſchlungene Kette der bürgerlichen Verhältniſſe, alles war zerrüttet, und ohne Ordnung konnte auch der Glanz und die Würde der Nation nicht beſtehen. Lange hatten ſich ſchon in den Gemüthern die Erinnerungen der alten königlichen Pracht wieder geregt, und die Sehnſucht darnach wurde wieder leben-

dig. Die Geſetze, die äußere Konvenienz, das Ceremoniel, die Titel, alles trat von neuem in ſeine vorigen Rechte.

Die Frauen waren die erſten, welche es fühlten, wie ſehr ſie ſelbſt beim Wechſel verloren hatten. Wenn in alten Zeiten gegen Frauen die feinſte Etiquette beobachtet wurde, auf das Anſehen gegründet, welches ihre Decenz ihnen geben mußte, ſo war das Betragen der Männer ſeit der Revolution in dem Maaße leicht und — ungezwungen, wie die Weiber es ſelbſt zu verlangen ſchienen. War es möglich, eine Frau mit Achtung zu behandeln, deren freies Weſen und ganz öffentliche und frivole Exiſtenz das Publikum in die Bekanntſchaft ihrer Verhältniſſe hineinzieht, und deren Anzug auch keine Spur mehr von Verſchämtheit zeigt? Die Frauen ſelbſt ſchnitten den Männern jede Gelegenheit ab, eine beſſere Meinung von ihnen zu haben, als ſie ſelbſt von ſich hatten. Doch dieſer Taumel währte nur kurze Zeit, und die Frauen fühlten die Nothwendigkeit, ſich wieder mit Achtung zu umgeben. Unmerklich gieng der Attizismus der zu lebhaften Republikanerinnen wieder in die gemeßne Konvenienz Franzöſiſcher Sitte über. Mit dem Luftgewande der neuen Aſpaſien wurden alle Anſprüche auf Griechheit

abgelegt, die flüchtige Tändelei des Nationalgeſchmacks betrat von neuem in Triumph den Thron, und das Triebrad der erfinderiſchen Mode gerieth in neue Bewegung. So geſchah es denn, daß Männer und Frauen in ihrer Rückkehr zur alten Sitte gleichen Schritt hielten, und in wie mancherlei Geſtalt ſich auch der Franzos ſeit Jahren gezeigt hatte, dennoch war er in der Grundlage immer Franzos geblieben, und fühlte das Bedürfniß, wiederum als wahrer Franzos zu erſcheinen.

Das Wiederaufleben der höchſten Gewalt, der Glanz eines neuen Hofes, weiſet den Kräften des Volkes ein Centrum an. Mit neuem Eifer wirken Induſtrie und Kunſt, die von den Stralen des Thrones ihr Gedeihen hoffen. Das geſellſchaftliche Leben nimmt beſtimmte Formen an und von einem ruhigen Standpunkt ausgehend, dreht ſich in Ordnung der Kreis des bürgerlichen Wirkens.

Die Entwickelung dieſes Ueberganges hatte viel Anziehendes für einen beobachtenden Geiſt. Unparteiiſch aufgefaßt und mit Treue dargeſtellt, können die Anſichten eines unbefangenen Gemüthes nicht unwillkommen ſeyn.

Als ich vor vier Jahren hier ankam, fand ich Alles ſchon im Werden; Alles war beſeelt und ermuntert, von den großen Hoffnungen, welche der Held aus Aegypten in den Gemüthern erweckt hatte. Es war eine glückſelige und ernſt entſcheidende Kriſis. Vom Schickſal ſelbſt mit einer höhern Macht ausgeſtattet, beſänftigte ſein Gebot die ſtürmiſchen Geiſter. Nie war noch ein Menſch ſo groß erſchienen, als Napoléon, der Friedensſtifter Europens, der Wiederherſteller der Religion und guten Sitten in Frankreich. Nie werd ich das beſeligende Schauſpiel des allgemeinen Enthuſiasmus vergeſſen, von welchem ich Zeuge war. — Napoléon hatte das Volk mit den Menſchen, mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Gotte verſöhnt; er hatte Frankreich durch unſterbliche Siege verherrlicht, und hatte es mit den Schätzen der Kunſt und des Wiſſens bereichert, die ſonſt der Stolz Italiens waren, und die der wißbegierige Gelehrte in Indien und Aegypten ſuchen mußte. Mit Dank und Ehrfurcht erkannte das Volk ſo unſchätzbare Wohlthaten; es gab kein Herz, das nicht freudiger und lebendiger bei Bonapartes Namen geſchlagen hätte, und ich ſelbſt, entfernt vom Vaterlande, unter Fremden, von einem grauſamen Schickſale niedergebeugt, mußte mich glücklich preiſen in einer Zeit zu leben, die den Wundern wieder ſo nahe war.

Mit Blitesschnelle folgten die Begebenheiten einander. Aus dem großen Chaos trat jedes Individuum wieder zurück in einen bestimmten Wirkungskreis; das Beispiel und der Wille des Herrschers rief das verblendete Volk zur Ordnung und zur Sitte zurück. Die Kräfte jedes Einzelnen wurden zum Besten des Ganzen in Thätigkeit gesetzt, und was Industrie und Kunst nur vermochten, wurde zur Verherrlichung der Nation unternommen und ausgeführt. So herrliche und zweckmäßige Unternehmungen hatte Frankreich noch nicht gekannt; auf so mannichfaltige und rühmliche Weise waren die Kräfte talentvoller Männer noch nicht hervorgerufen und benutzt worden, und einer so ehrenvollen Existenz hatten sie sich noch nicht zu erfreuen gehabt.

Im Kriege und im Frieden groß und weise, zeigte Bonaparte sich dem Volke als Vater, nachdem er sich als Beschützer gezeigt hatte. Kunst, Handel, Industrie, stehen in der erfreulichsten Blüte; bis an die entferntesten Gränzen des großen Reiches gelangt der umfassende Blick des Herrschers, und nichts kann ihm entgehen. Schon sind die ersten vier Jahre seiner Regierung rühmlich bezeichnet durch die Gesetze, die er gab, die Anstalten, die er gestiftet, die Verschönerungen

der Städte, die Produkte der Kunſt, die kühnſten und herrlichſten Arbeiten des Ingenieurkorps, die ſein Wille entſtehen hieß. Wo iſt Jemand, der noch ſeufzen und murren möchte? Von Ihm, der ſo vieles that, iſt Alles zu hoffen.

I.

Kaiſerliche Schlöſſer.

1.

Malmaiſon,

Luſtſchloß der Kaiſerin.

Ich komme von Malmaiſon; ich bin entzückt darüber. Es nimmt mich nicht Wunder, daß es der Kaiſerinn lieber iſt, als St. Cloud. Wie freundlich liegt es da, das ländliche Schloß auf den Hügeln, von Roſenſtauden und Lilas ganz umbuſcht, und von Myrthen, Orangen, und hohen Lorbeerbäumen dicht umgeben. Die mildeſten Lüfte kommen von den Weinbergen, ſeine weiten Gärten zu erfriſchen. Der helle Bach ſchlängelt ſich zwiſchen der Waldung durch anmuthige Hügel und Ebenen. Die maleriſchen Baumgruppen auf den Raſen verſtreut, das friſche Wieſengrün, das den Blick durch die Schlangengänge in die Ferne lockt. — — Mehr als einmal rief ich ihnen zu: care selve beati! Es iſt als wäre der ganze Garten be-

lebt von einem Hauche ſüßer Liebe; keine Stelle, die nicht zum Herzen ſpräche!

In dieſer reizenden Waldung nun, die ganz der Natur angehört, das fröhliche Leben und Koſen der Thiere, die hier aus allen Welttheilen vereint, eine friedliche Republik bilden, und ſo frei, ſo traulich, ſo behaglich leben, wie in Juliens Elyſium. *) In den Gebüſchen ganze Familien der ſeltenſten Vögel, der Goldfaſanen ſtolze Pracht und farbenreicher Schimmer, Hühner aus allen Ländern, von allen Familien. Die gekrönten Tauben, aus Neuholland, welche vorher Frankreich nie gekannt; noch andere Tauben, von einer Größe, einem Farbenſpiel, wie ich ſie nie geſehen. In den Gehägen, Hütten, wo ſich Affen und Sapajous von allen Größen und Arten befinden. Hier ſeufzt die kleine Urſula, eine der artigſten Aeffinnen, die es giebt. Sie iſt ſo ſchmeichelnd, ſo koſend, ſo angenehm muthwillig, man möchte an die Seelenwanderung glauben; es ſteckt wirklich eine Romanenheldin in dieſem kleinem Sapajou. Die andern Affen ſind ziemlich böſe.

Auf dem Gewäſſer die mannichfaltigſten Gattungen der ſeltenſten Waſſervögel, unter ihnen der Monarch, der ſchönhalſige Schwan, in ſeiner weißen Federn ſilbernem Schmucke. Zwei herrliche Schwäne, ſchwarz wie Ebenholz, mit purpurrothen Augen, und hellglänzenden Schnä-

*) Siehe die neue Heloiſe.

beln; eine seltene Erscheinung! In den Gebüschen drei prächtige Strauße. Im Rasen Schildkröten, junge und alte. In den Gehägen der Bezoarbock, Gazellen, Rehe, Hirsche, Känguruhs u. a. von Blüten umgeben, die ganz ihr Gefängniß verstecken; die friedlichen Familien der Singvögel, und wer nennt sie noch alle, die Gattungen der schönsten und seltensten Vögel des Auslandes, die unter diesem sanften Himmel Pflege und Heymath finden?

Unweit des Schlosses befinden sich die Treibhäuser, und der Botanische Garten, wo die Kunst und Sorgfalt der Besitzerin die zartesten und köstlichsten Pflanzen und Blüthen hervorgehen heißt. Manche dieser Blumen haben nur eine Stunde zum Blühen. Wenn man bemerkt, daß sie aufbrechen wollen, wird der berühmte Redouté gerufen, der dem vergänglichen Moment ihres Blühens durch seinen Pinsel eine immerwährende Dauer giebt, und die Blume so rein und treu auffaßt in ihrer Eigenschaft, ihrer Farbe und ihren Bestandtheilen, dessen Darstellung dabei so lieblich ist, daß man sagen könnte, er vereinigt die Sorgfalt des fleißigen Künstlers mit der freien Anmuth der Natur.

Die Botanik ist die Lieblingsbeschäftigung der Kaiserin. Ihr Geschmack ist überhaupt der Natur sehr treu. Sie liebt die Blumenmalerei, und stickt selbst Blumen sehr schön. Zu ihren Lieblingszerstreuungen gehört das harmlose Leben der Thiere; die Musik füllt manche ihrer Stunden, und auch die Künste haben sich ihres Interesses zu

freuen. Nachdem wir den Garten geſehen, giengen wir wieder auf das Schloß zu, wo die große Voliere am Eingange uns zu verweilen gebot. Hier fanden wir in der erſtaunungswürdigſten Vereinigung die köſtlichſten Vögel aus Afrika, Aſien und Amerika. Lebendige Paradiesvögel, drei herrliche Aras, eine Menge Papagayen, Toukans, und andere Vögel. Manche ganz purpur, andere purpur und ſaphyrblau, andere ſmaragd, andere himmelblau, Aurorfarb. Das Auge kann ſich nicht ſättigen an dem köſtlichen Farbenſpiele. Dazu iſt es ein Geplauder, wie in einem Feenſchloße: Bon jour Bonaparte! Vive Bonaparte! Gloire au heros! Auch kleine Schmeichelwörtchen: comment te portes tu? M'aimes tu? Der eine Papagay von Martinique ſprach ſein Bonjour ſo ſchmachtend und ſentimental aus, daß ich lachen mußte.

Das Schloß iſt von innen ſchöner als man es ſich dem Aeußeren nach verſprechen ſollte; um ſo mehr, da die kleinen Zimmer auf eine ſinnreiche Weiſe durch Spiegel vergrößert ſind. Man hat nehmlich die Thüren ausgehoben, und die Seitenwände mit Spiegeln und Säulen dergeſtalt bedeckt, daß ſie wie Verzierungen ausſehen, und zugleich den Anblick der Zimmer vergrößern, indem ſie dieſelben zurückſpiegeln. Manche Verzierungen in dieſen Zimmern möchte ich unzweckmäßig und überladen finden, andere geſchmacklos; wenn Verzierungen in einem hübſchen Landhauſe überhaupt ſo ernſthaft behandelt zu werden verdienten.

Wir verweilten zuerſt in dem einfachen Zimmer der Prinzeſſin Ludwig, wo über dem Bette ein Francesco francia hängt. Es iſt eine Madonna, vor dem Chriſtkinde kniend, mit gefaltenen Händen, hinter ihr bluht eine Roſenhecke, und eine heitere Landſchaft breitet ſich in der Ferne, unter dem hellen und klaren Himmel aus. Dies herrliche Gemälde iſt voller Reiz und Gefühl der ſchönen Form. Vaſari erwähnt, wie dieſer Francesco francia beim Anblicke der heiligen Cäcilia von Raphael, von Bewunderung getroffen, ſeinen Tod gefunden habe.

In allen Zimmern prangen die reichſten antiken Materien, in Vaſen und andern Zierrathen gearbeitet. Eine wahre Pracht! Auch befindet ſich hier die Stutzuhr, die der Pabſt dem Kaiſer geſchenkt hat. In den Möbeln und Verzierungen iſt das Gold, die Bronze, ſind die ſeltenſten Steine verſchwendet; doch iſt wenig Einheit und Harmonie im Ganzen, und das Schloß ſieht inwendig faſt aus, als wäre es noch im Werden, welches nun eben auch nicht unwahr iſt, denn die herrlichſten Antiken, die es zieren ſollen, ſind noch verſchloſſen in einem beſondern Zimmer, wo ich ſie geſehen habe.

Hier prangen fünf und dreißig Griechiſche und Hetruſkiſche Vaſen in den ſchönſten und mannichfaltigſten Formen. Unter dieſen waren mir folgende vorzüglich merkwürdig.

Die erſte: Cadmus gegen den Drachen ſtrei-

tend, der den Kaſtaliſchen Brunnen bewahrt. Dieſe ſchöne Vaſe, der Kaiſerin vom König von Neapel geſchenkt, iſt unter Hrn. Millins Direktion von dem hoffnungsvollen Künſtler Dubois gezeichnet, und mit gelehrtem und ſchönem Text von Millin herausgegeben worden. Die Kaiſerin hat das Geſchenk dieſes Kupferſtichs ſehr gnädig aufgenommen,

Zweitens, Herkules, dem in einen Stier verwandelten Achelous Ketten anlegend.

Drittens, der Eid der Sieben gegen Theben,

Viertens, der Zug der Amazonen zu Pferde.

In vielen andern iſt die Zeichnung vortrefflich, und ſind herrliche Profile ſichtbar. Ich enthalte mich einer nähern Beſchreibung derſelben. Unter den herrlichen Bronzen, die dem Kaiſer vom Könige von Neapel geſchenkt ſind, bemerkte ich ſechs Kandelaber, einen ſchönen Helm und andere Rüſtungsſtücke.

Einen ſchönen Dreifuß, eine Lampe, zwei herrliche Figuren des Herkules und des Merkur, eine Wage, einen Priapus mit Schellen; eine Schüſſel um Eier zu kochen, ein großer und köſtlicher Eimer. Von Moſaikarbeiten ein Fußboden, ein Kamin, ein Tiſch von großer Schönheit. Von Kleinoden, im unvermiſchten ächteſten Golde, ein Halsband, zwei Armbänder, zwei Ohrgehänge, zwei Ringe, eine ſilberne Nadel, eine goldene Bulle.

Ferner,

Ferner, aus dem Herkulanum acht Muſen, in enkauſtiſcher Malerei, die neunte, Euterpe, fehlt; dann noch ein Apollo.

Die Kaiſerin hat Geſchmack an Alterthümern, geſchnittenen Steinen und dergl. und kauft ſie, wo ſich nur welche finden.

Die Gemäldegallerie iſt nicht reich, doch durch einige gute Bilder anziehend. In einem Zimmer hängt eine ſchöne Zeichnung von Julio Romano, und eine Skizze des Kopfes der heiligen Jungfrau von Leonardo da Vinci. Die Kaiſerin liebt die Blumenmalerei ſehr. Wir fanden in ihren Zimmern einen vortrefflichen Vandael von der eleganteſten lebhafteſten Compoſition, die ſich denken läßt, in üppiger und wilder Fülle der Blumen und Früchte; auch ein Blumenſtück kann erfreuen, und der Geiſt kann ſich angenehm damit beſchäftigen, wenn es nur friſch und zart iſt, es führt immer ein Bild des Frühlings und der Erheiterung herbei.

Im Schlafzimmer der Kaiſerin ſteht ein runder Tiſch, aus welchem Blumen ſproſſen, die von der Madame Rone ſehr künſtlich und täuſchend gearbeitet ſind. Alle Damen von Range in Paris beſtellen Arbeit bei der Madame Rone; denn es iſt hier Mode, ſich immer mit den Blumen der Jahreszeit zu ſchmücken, (außer im Winter, wo man gern Phantaſieblumen trägt) da nun natürliche Blumen, wie ſchön ſie auch ſeyn mögen, und wie theuer ſie auch ver-

kauft werden, doch immer zu wohlfeil ſind, um getragen zu werden, oder im Haare zu prangen, ſo müſſen gemachte Blumen, mit Wohlgeruch balſamirt, die Natur bis zur Täuſchung erſetzen, und dieſe ſind zart und vergänglich, wie wirkliche Blumen. Höchſtens kann man ſie dreimal tragen.

Im Schlafzimmer, ſo wie in vielen andern Zimmern fand ich Kupferſtiche, ſehr sauber ausgemalt, und nach den Zeichnungen kopirt, die Raphael Mengs nach den Malereien im Herkulanum gemacht. Dieſe tanzenden Horen, Musen und Grazien, auf dunkelm Grunde ſind von glücklichem Effekt.

Das Schlafzimmer iſt ſehr reich verziert, doch iſt ein ſolches Amalgama von Orientaliſchem, Aegyptiſchem und Römiſchem Stile darinne, daß man ſich gern von ſeiner Pracht wegwendet, und zum Fenſter hinausſchaut, wo die liebe Natur, der ſchöne Garten, mit holdſeliger Freundlichkeit die Blicke an ſich ziehen.

Der Rathsſaal ſieht ſehr militäriſch aus, über dem Sekretaire darin hängt ein gutes Bild vom König Friedrich II. zu Pferde. Auch in Villiers fand ich eins. In einem der Zimmer hat man die Borten der Tapeten mit modernen Kriegsgeräthen bemalt, welches als Trophäe geordnet iſt, und luſtig genug ausſieht, doch ſieht man über ſo etwas hinweg, und rechnet es höchſtens dem Maler zu.

In des Kaisers Bibliothek athmet der Geist des großen Mannes. Hier führt die ernste Größe und ruhige Simplicität der Verzierungen den Blick zurück in das Alterthum. Hier überläßt man sich gern den Gedanken an Bonaparte.

Ich fand hier die Originalzeichnung der Schlacht von Aboukir und der Pyramiden-Schlacht von Denon, die der Kaiser in seiner Bibliothek aufbewahrt.

Diese Zeichnungen haben das Verdienst, treu, auf dem Schlachtfelde selbst ohne Anmaaßung aufgefaßt und dargestellt zu seyn, und stören gewiß die Erinnerung Bonaparte's durch keine Abweichung von der Wahrheit.

* * *

Die Schweizerin aus dem Haslithale in Malmaison.

Oft noch dachte ich zurück an das holde Bild der Seeligkeit zweier Herzen, die, mit voller Kraft für das Leben ausgerüstet, sich liebend zu einem heiligen Bunde vereinigen. Jugend, Schönheit, Unschuld, Muth und Hoffnung, alle Gaben des Himmels wurden ihnen zu Begleitern auf der Bahn, die sie vereint antraten. Ihr Wandel wird keusch seyn und tugendhaft, und in ihren Kindern wird ihr vergangenes Leben von neuem aufblühen, zur Freude ihres Alters.

Ich war in der Kirche, ein schönes junges Paar, in fremder Tracht, trat herein, es waren Schweizer, vom Hasler Thale, der Kaiserin gespendet, um die Alpenkühe und Lämmer zu hüten, welche sie bei Malmaison hat. Nicht leicht hat eine Erscheinung einen so tiefen wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht. Beide erinnerten mich lebhaft an Herrmann und Dorothea. Die Braut, eine hohe schlanke jungfräuliche Gestalt, in der ersten Frischheit der Jugend, ernst und sittsam, mit einer Madonnenstirn, zwei großen schwarzen Augen, deren Blicke ganz der Demuth der verschämten Liebe, der keuschen Freundlichkeit gehörten; sie trug das braune Stirnhaar aufgeschlagen unter einem schwarzsamtnen Kopfputz mit Golde reich und zierlich gestickt, darüber die Mirtenkrone mit Gold, verziert, in Blüthe stehend. Den weißen Nacken herunter fielen zwei starke Flechten ihres schönen Haares, bis auf die Hüften herab. Der Busen war so verhüllt, wie Göthe seine Dorothea beschreibt, am köstlichen rothen Brustlatz mit goldnen Trotteln und Schnüren ein schöner Blumenstrauß. Der Bräutigam war gleichfalls im Schweizerkostüm. Unser würdiger Teutscher Pastor Gambs, seegnete ihren Bund, im Angesicht der Gemeinde — dies ist nun etliche Monate her.

Gestern fuhr ich nach dem Schlosse St. Cloud, zur Madame M. Ihr Gemahl schlug uns mit geheimnißvoller Miene einen Spaziergang vor. Wir willigten ein, ohne zu wissen wohin es gehen sollte, doch sagte er uns, wir müßten uns auf einen weiten Gang gefaßt machen, und alles

was er für uns thun könnte, sey, den Wagen zur Rückfahrt zu bestellen. Nach Tisch um sechs traten wir die Wallfahrt an. Zuerst führte Herr M. uns durch den kaiserlichen Park, wo wir eine Menge Kaleschen fanden, alle mit acht Pferden bespannt, und auf die Befehle des Kaisers wartend, der vor Tisch mit seiner Gemahlin spazieren zu fahren pflegt. Wir bewunderten die Schönheit und Farbe dieser Gespanne, die alle auserlesen sind. Wir waren noch nicht 50 Schritte gegangen, als die eine der Kaleschen uns einholte. Der Kaiser saß darin mit der Kaiserin und der Madame Remusat. Alle grüßten uns, der Kaiser besonders, sehr freundlich; der Kalesche folgten Generale und Adjutanten zu Pferde. — Dieser Theil des Parks, der für den Kaiser und den Hof allein bestimmt ist, und wo kein Fremder hineingelassen wird, ist bei weitem nicht so schön als der öffentliche Park, dessen hohe tausendjährige Schatten und herrliche Wildniß, einen der prächtigsten Spaziergänge gewähren.

Am Ende des Parks schloß Herr M. eine Thüre auf, und führte uns hinaus. Wir befanden uns nun eine halbe Stunde vom Schloß, auf freiem Felde, in einsamer Gegend; nicht lange, so gerathen wir in das herrlichste frischeste Wäldchen, von weißen Birken, verstreut zwischen hohen Linden und Kastanienbüschen, dessen schlängelnde Gänge durch anmuthige Hügel, hohe Kornfelder und dichte Gebüsche führten. Der frische Rasen, ganz übersäet mit bunten Blumen und Erdbeerpflanzen, hauchte Duft und Kühlung. Der Mond war schon am Himmel sichtbar, wür-

zig und erquickend wehte die Luft, über uns ſchwebten die Lerchen, und in allen Wipfeln ſchlugen die Nachtigallen. Wir befanden uns nun vor einem dunkeln tiefem Weg, der ſtill und einſam zwiſchen zwei Anhöhen durchführte. Wir ſchlagen ihn ein, und kaum ſind wir eine Strecke fortgegangen, ſo tönen uns Alphörner entgegen, melodiſche Kühglocken ſchallen, es wird helle vor unſern Augen, die nun mit angenehmem Erſtaunen auf der reizendſten wilden Gegend verweilen. Waldung, Hügel, Gewäſſer, eine Brücke von Birkenſtämmen, eine Meierei, umgeben von Gebüſch, auf der freien Wieſe Schweizerkühe und Ziegen, und der Hirt? der Bräutigam, den ich trauen geſehen, der Schweizer aus dem Hasler Thale! Ich freute mich, wie ein Kind über dies Abentheuer, es war eine Ueberraſchung, bei der meine ganze Seele mit anklang. Ich fragte ſogleich nach der jungen Frau. Aus der Meierei kam ſie uns entgegen, außer ſich vor Freuden, da ſie Teutſch reden hörte. Ich überſetzte die Fragen und Antworten zwiſchen ihr und der Geſellſchaft. Es waren die Töne aus einem unbefangenen Gemüth, das mit ſich und der Welt in Frieden lebt; aus ihren Reden blickte eine ſtille Sehnſucht nach der Heimath, nach dem väterlichen Hauſe und dem fröhlichen Kreiſe der Jugendgenoſſen. Es käme kein Teutſcher hieher, ſagte ſie, als Militärperſonen, und mit denen wär' es keine Freude zu reden. Sie bat mich oft zu kommen, und wünſchte uns Erfriſchungen vorſetzen zu können, doch ſagte ſie, daß ſie es nicht dürfe, da ſie Befehl habe nur den Leuten vom Hofe von ihrer Milch zu geben. Da wir ihr ſagten, wir wären ſelbſt vom Schloſſe, und ſie ſich auch der Madame M. erin-

nerte, welche ſie bei der Kaiſerin geſehen, ſo war ſie mit Freuden bereit. Sie deckte einen Tiſch unter zwei hohen Linden, und brachte Milch herbei, friſche Butter, Ziegenkäſe, Kirſchen und gutes Brod. Bei Tiſch erzählte ſie uns von den Gütigkeiten der Kaiſerin, wie ſie ihr den ſchönen Brautſtaat geſchenkt, und wie ſie es ſich zur beſondern Ehre gerechnet habe, daß der ſchwarze Sammet ihrer Kleidung ein Geſchenk des Kaiſers ſey. Der Kaiſer kommt öfters im Sommer in dieſe Meierei, ganz allein mit der Kaiſerin, und einer ihrer Damen. Wir ergötzten uns an dem reinen Weſen, dem holden Lächeln, der friſchen anmuthigen Geſtalt dieſer jungen Frau. Wir beſahen noch die Meierei, wo wir überall den Geiſt der Ordnung und Reinlichkeit fanden. Der Mond in all ſeinem Glanze war am Himmel, da wir zurückgiengen, durch das ſchöne Wäldchen, an deſſen Ausgang der Wagen unſerer wartete, der unter muntern Geſprächen uns nach dem Schloſſe zurückführte.

2.

Villiers,

das Luſtſchloß des Prinzen Murat.

Von hohen Bäumen umgeben, die heitere Ausſicht auf einen Garten, in ländlicher Simplicität und eleganter Form, zeigte ſich mir das Luſtſchloß der Prinzeſſin Caroline, Schweſter des Kaiſers. Sie war eben in St. Cloud mit der Prinzeſſin Louis, um vom Kaiſer Lajalais

Gnade zu erbitten, deſſen junge intereſſante Tochter ſie ſelbſt hinbrachte, an ihrem Unglücke den rührendſten Antheil nehmend. Indeß wir ſie erwarteten, beſahen wir das Schloß und den Garten, und beſuchten ihre ſchönen Kinder, Achilles und Létitia. Die kleine Prinzeſſin war mit ihrer Engliſchen Gouvernante beſchäftigt, welche ihr jetzt ſchon Engliſch lehrte. Freundlich bewillkommte ſie uns, und zeigte uns ihre Spielſachen, mit aller Anmuth und Traulichkeit der Kindlichkeit, deren Reiz durch ihre blühende ſchöne Geſtalt noch erhöht wurde. Wir fanden die Anordnung der Zimmer ſo elegant als bequem und beſcheiden koſtbar, und hier, wie in St. Cloud, bewieſen uns alle Gegenſtände, daß die Kaiſerliche Familie für die Nationalinduſtrie aufmunternd und thätig wirkt. Wir traten in die Gemäldegallerie, wo uns verſchiedene alte Meiſterſtücke angenehm überraſchten. Ein ganz herrlicher Raphael entzückte uns vor allen, eine ſeiner ſchönſten liebevollſten heiligen Familien. Außer dieſem unterſchieden wir noch einen ſchönen Perugino, einen Luini, einen verdienſtvollen Guido Reni, einen Kopf vom Correggio, einen Carlo Dolce, und eine Madonna von Luini. Traurig verweilten wir bei verſchiedenen hiſtoriſchen Stücken von Drouais, einem Franzöſiſchen Künſtler, der in der Blüte der Jugend, und der feurigſten Hoffnungen ein Opfer des Todes wurde. —

In einem Nebenſaale fanden wir eine herrliche Antike aus Italien: Eine Europa, auf dem Stier. In den Ka-

binetten befinden ſich verſchiedene der berühmteſten Werke von Canova.

Die Anordnung des Gartens iſt nicht ſo ſchön, als die des Schloſſes. Die Bäume ſind noch nicht hoch genug, und er iſt zu ſehr der Sonne ausgeſetzt. Doch muß er des Abends hübſch ſeyn, da ſeine Anhöhen eine reizende Ausſicht haben. Mit dem Vergnügen der Promenaden wechſeln hier allerhand Lieblingsbeluſtigungen der Nation ab, wie z. B. Ringſtechen, Schaukel, Federball und dergleichen.

Um drei Uhr kamen die Prinzeſſinnen zurück von St. Cloud, der frohe Ausruf der Prinzeſſin Caroline: accordé! accordé! kündigte an, daß ihre Bitte bewilligt worden ſey. Ich hörte die Erzählung der Prinzeſſin an, die ſich mit ſo rührender Güte der Mademoiſelle-Lajolais angenommen, und ihre Freude überzeugte mich, daß dieſer Tag ihr die beſeeligenden Erinnerungen zurücklaſſen wird, die einer edlen That unentreißbarer und ſchätzbarſter Lohn ſind.

3.

Klein-Trianon bei Verſailles.

Ich komme von Klein-Trianon. Wie iſt dieſer Spaziergang lieb, der die Seele zu einer ſanften Schwermuth ſtimmt. Zwiſchen waldbewachſenen Hügeln führen ſchmale ſchattige Gänge zu einem freien Platze, wo Hütten ſtehen, und Bäche durch Wieſen und kleine Gebüſche fließen. Die größte dieſer Hütten hat die Ausſicht auf einen See; hinter derſelben iſt ein dichtes Gehölz von Ulmen, deren Wipfel ihr Dach beſchatten. Sie iſt ganz umgeben von Weinranken und Immergrün, und blicket lieblich hervor, aus dem dichten Schatten, der ſie umgiebt. Man tritt hinein und findet Zimmer, niedrig, im ländlichen Stil, aber mit Kaminen von weißem Marmor, mit getäfeltem Fußboden, mit Fenſtern von Spiegelglaſe. — Alles ſieht verſtört, verlaſſen aus; dies war der Luſtſitz der unglücklichen Königin. Die kleinern Hütten umher gehörten ihren Hofdamen; zu jeder führte ehedem ein hoher Blumengang, jede hatte ihr Kraut- und Gemüſegärtchen. Auf der Wieſe weideten die Schweizerkühe und Lämmer der Königin. Das Ganze iſt eine anmuthige Wildniß in Engliſcher Manier; Wieſen, Grotten, Felſenſtücke, ſchlängelnde Gänge, Waſſerfälle wechſeln in bunter Miſchung mit einander ab, überall wird der Blick angezogen und mag gern verweilen. Alle dieſe Anlagen ſind erſt fünfzehn Jahre alt, und die unglückliche Maria Antoinette hat ſie in ſolcher Schönheit nie geſehen.

Unablässiger Wandel der menschlichen Dinge! Wer kann sagen, sein Schicksal sey entschieden? Der Mensch auf Erden hat nichts eignes, kein anderes Besitzthum, als den Schatz, den er im Busen trägt, und den er selbst bewahren muß. Das Schicksal vermag nicht ihn zu entreissen, wer ihn aber verloren hat, dem gibt keine Ewigkeit ihn zurück!

4.

St. Cloud.

Dies Schloß, welches der Kaiser zu seinem Sommeraufenthalte erwählt hat, wurde von einem reichen Manne erbaut, und trägt das Gepräge der Prachtliebe eines Financiers; nachher wurde es für eine Prinzessin nach dem Geschmacke jener Zeit dekorirt, und für eine Königin verschönert. Seitdem es im Besitz des Kaisers ist, wurde es mit vielen und kostbaren Meubles ausgeschmückt; es ist aber immer nur als ein Landschloß zu betrachten, auf welches weiter kein Gewicht gelegt wird, und welches durchaus nicht den Charakter der Größe und Hoheit trägt, den man von einem Besitzthume Bonaparte's erwarten sollte. Den künftigen Zeiten wird es merkwürdig werden, als die Wiege der neuen, von Bonaparte gestifteten Regierung. Laßt uns daher auf seinen ältern Ursprung zurückgehen.

St. Cloud hat seinen Namen von einem Fabel Clo-

bomirs und der heiligen Clotilde. Dieser Prinz hieß Clodoardus, der ermüdet von der Verfolgung seiner Feinde, sich in diese Wildniß begab, die jezt zum Garten, zum Schloß umgeschaffen, mit allen Schätzen der Erde prangt, dazumal aber im Jahre 155 einsam und wüst war, ein dunkler Wald, in welchem Prinz Clodoardus ein Kloster baute. Hier lebte er in gänzlicher Abgeschiedenheit und Entsagung von allem, was Menschen erfunden haben, um den Genuß des Lebens zu vervielfältigen. Aus großer Andacht schnitt er selbst sein Haupthaar ab, welches damals eine königliche Zierde war, und welches er von sich that, um alles von sich zu entfernen, was ihn an die Eitelkeiten und den Glanz der Welt erinnern konnte.

Nicht lange nach dem Tode des Stifters wurde das Kloster leer, und nach und nach wurde eine Burg, in der Nachbarschaft des Waldes, am Ufer der Seine erbaut. Etwa hundert Jahre nachher wurde das alte Dikicht des Waldes gelichtet, und in Alleen künstlich vertheilt. Nun hauste hier der königliche Hof von Frankreich, und die schönen Frauen von Paris besuchten in reichem Schmucke den zum Lustgarten umgeschaffenen Wald. „Große, kühne Kaskaden spielten nun in künstlichen Sprüngen und Bögen bis an die tausendjährigen Baumwipfel hinauf; da, wo sonst aus den Klüften die wilde Quelle auf unbetretenem Grase gesprudelt hatte, und da, wo ehedem ein schlichtes Kreuz Clodoardus frommen Kuß aufgenommen, standen nun weiße Marmorgruppen von heidnischen Göttern und Göttinnen. Der Bruder Ludwig des XIV. und nach

ihm zwei Könige hielten hier ihren Hof. Ludwig der XVI. ließ es für die Königin neu einrichten. Bald darauf brach die Revolution aus, die Schlösser und Wohnungen der Großen wurden verwüstet, alle königliche Pracht wurde verhöhnt und mit Füßen getreten; damals war St. Cloud verödet, in den Zimmern waren die köstlichen Geräthe und Gemälde und die goldenen Vorhänge bedeckt mit Staub, und in der reichen Kapelle, wo Könige vor Gott gekniet hatten, waren die Altäre entweiht, trauerten die Wände, von Zierrathen entblößt. Diese Verwüstung hatte schon Jahre lang gewährt, als mit einem Male der Held Napoléon erschien, und Frankreich Ruhe und Glückseligkeit wieder gab. In St. Cloud war es, wo seine großen Plane zur Reife gediehen.

Hier pflegt der Kaiser seine Rathsversammlungen zu halten, und hier bringt er den größten Theil des Jahres zu. Das Schloß liegt hoch und frei, die Waldung umgiebt es anmuthig, und eine freundliche Landschaft breitet sich vor seinen Fenstern aus.

Man führte uns durch besondere Empfehlung in die kleinen Appartements, die selten gezeigt werden. Hier ist Pracht auf Pracht gehäuft, das Auge wird geblendet von den reichen Meubeln und Massen. Doch ruhen eben diese so kostbaren Gegenstände auf Architekturlinien, die im Stil des geschmacklosesten Jahrhunderts sind, so daß diese kleinen Appartements ein ganz inkonsequentes Ganze ausmachen, und uns beweisen, daß sich zwei Epochen sehr

wohl einander nähern, jedoch nicht mit einander vermiſchen laſſen.

Aus dem prunkloſen Vorſaale der groſſen Zimmer tritt man in den Marsſaal, über deſſen hoher Pforte ſich ein weitfaltiger Vorhang wölkt, der von Goldſtoff mit Blumen durchwirkt iſt. Hier ſtehen die Marmorbüſten der tapfern Generale, die in Bonapartes Armen Sieg und Tod gefunden haben. Der Sieger bei Quiberon, der junge ſchöne Hoche, der tapfre edle Deſair, die berühmten Kleber, Max. Caſarelli, Dampierre, LeClerc. Um dieſe Erinnerungen des Todes her iſt alles ernſt und ſtill; keine Verzierungen, keine Pracht; nur noch ein Gegenſtand zieht den Blick an, das ſchöne Gemälde von Regnault, Deſair, ſterbend in eines jungen Kriegers Arm.

In der Gemäldegallerie befinden ſich verſchiedene Gemälde von Pouſſin, und anderen Franzöſiſchen Meiſtern. Ich ſah hier mit Vergnügen das merkwürdigſte und ſchönſte Gemälde von Regnault: die Jugend des Achilles, welches er in Italien gemacht hat, und welches den Künſtlern der Franzöſiſchen Schule ein immer theurer Schatz bleiben wird.

Von Guido Reni iſt die Fortuna hier, eins ſeiner beſten Gemälde, von Rubens einige heilige Jungfrauen, in denen mehr Gefühl der Schönheit und Grazie herrſcht, als ſich wohl ſonſt im Rubens findet. Mit Entzücken be-

trachteten wir das Bildniß Karl des Achten von Leonardo da Vinci, und das des Pabstes Julius des Zweiten von Raphael, die sich hier in stolzer Vereinigung finden. Das herrliche Bild des H. Vaters schwebt mir noch vor Augen in seiner hohen freundlichen Würde, so ganz individuell groß und Seelenheiter. Es ist so rein aus der Natur gegriffen, als seine Madonna aus der Gottheit.

Ein Teppich über den Boden des Thronsaals ausgebreitet, zeigt den kaiserlichen Adler, und die Krone, in abgesonderten Feldern auf dunklem Grunde mit hellen Farben gewirkt und nicht eben im besten Geschmack. Die Wände sind bekleidet mit purpurnem Stoff, nirgend ist ein Spiegel noch eine andere Verzierung sichtbar, als der strahlende Thron. Sobald man in den Saal hineintritt, erblickt man Bonaparte am Fuße des Mont-Cenis. Der hohe Muth des jungen Helden spornt das Roß den steilen Pfad hinan. Dies Gemälde von David, in reicher Umfassung über dem Kamine hängend, ist der einzige Gegenstand, der die Aufmerksamkeit vom Throne ablenkt, und gleichsam ein Sinnbild der Bahn, zu deren Gipfel der Held gelangt ist. So oft ich auch in St. Cloud war, verweilte ich doch wenig bei den Verzierungen und Meubles, weil ich es ihnen gleich ansah, daß sie das nicht sind, was sie seyn sollten, und werden, wie es zu hoffen ist. Ich denke, daß von nun an alles, was für Bonaparte gearbeitet wird, einen edlen und schönen Stil tragen soll, von Steifheit und Kleinlichkeit frei; ein rühmliches Denkmal seines Zeit-

alters. Ich hoffe, der in Frankreich so gepriesene Geschmack der Franzosen, wird einmal dem ächten Geschmacke der wahren Schönheit und edlen Simplicität Platz machen, von dem wir jetzt so fern sind. Man sehe einmal die Kunstwerke der Griechen an, sie stehen da, wie sie Jahrtausende gewährt haben, in der ewigen Jugend der ächten Schönheit. Man betrachte daneben unsere Gothisch-Aegyptisch-Griechischen Meubeln, man weiß nicht, warum sie da sind, noch was sie sagen sollen. Wenn jetzt der Franzose nur kostbare Massen, schönes Holz, guten Marmor und feine Sphynxe und Schwäne, Löwen und Chimairen in Bronze sieht, so ist er schon ruhig, und denkt, er hat etwas Griechisches und Aegyptisches vor sich. — Es thut mir oft weh um die schönen Massen, wenn ihre Güte mich erfreut, und ihre Form mein Auge beleidigt; und mein Auge nicht allein, sondern das geübter Kenner, die das Alterthum besser kennen und verstehen, als ich, und mit Sachkenntniß davon reden können, indeß ich bloß durch mein Gefühl gewarnt werde, das was vor mir so reich und artig glänzt, nicht schön zu finden.

Wenn ich die Wohnungen der Großen betrete, suche ich nach Pracht, und vermisse sie ungern; die Pracht ist eine Versinnlichung der Hoheit, eine Ahnung von unsterblichem Glanze. Auch zeigt bei einem Landesvater die Pracht von seiner Sorge für die Verherrlichung der Nation, und für die Benutzung der Kräfte talentvoller Menschen. Es ist zum Erstaunen, wie die rohen Stoffe und Materialien der Erde sinnreich angewandt werden für

Kunſt und Induſtrie, und welchen Einfluß dieſe todten Maſſen auf die Schickſale der Einzelnen haben. Die Völker gerathen auf den Wink der Großen in Thätigkeit, die Erde muß ihre verborgenſten Schätze hergeben, und die geſtaltloſen Maſſen erhalten durch menſchliche Kunſt Bildung, Form und Glanz, und jeder, der Hand anlegt, erwartet Gewinn und Ehre von ſeinem Werke, an deſſen Vollendung oft das Glück ſeines Lebens, das Geſchick ſeiner Nachkommenſchaft hängt. Ja nicht umſonſt reifen Jahrtauſende hindurch im dunkeln Labyrinthe der Klüfte die blumigen Marmoradern, die bunten köſtlichen Edelſteine, das mächtige Gold, die edeln Metalle. Dieſe alle hat die Natur darum ſo herrlich erſchaffen, damit ſie durch die Wirkſamkeit des Menſchen zum Lichte und zur Schönheit gerufen werden, und zur Verherrlichung des menſchlichen Geiſtes als unſterbliche Kunſtwerke der Welt bleiben, als Denkmaale der verſchiedenen Epochen der Geſchichte, und des Lebens großer Männer.

Wer möchte nicht in der Kunſt die Ahnung der Gottheit, und die innigſte Huldigung der Natur erkennen? Doch in dem Maaße, als hohe Kunſt verehrungswürdig und köſtlich erſcheint, iſt mittelmäßige Kunſt verhaßt, traurig und elend. Ein Jüngling, der ſich entſchließt ein keimendes Talent zu bilden, ſollte alle ſeinen Muth und alle ſeine Kräfte auf dies eine Ziel verwenden, und die Blüte nicht durch übereilte Hitze zur frühzeitigen Frucht treiben wollen, wie jetzt alle Tage geſchieht. Niemand mag warten, niemand mag ruhig ſeyn, und wie ſelten arbeitet einer aus

Liebe zur Kunſt, aus der Fülle der Empfindung der Natur, wie ſteht die Eigenliebe ſo ſehr dem ächten Fortſchreiten auf der dornigen Bahn entgegen! Wer die Dornen vermeidet, muß einen Umweg nehmen, um zum Ziele zu gelangen, und der Umweg hält ihn zeitlebens fern davon.

In einem einfachen Zimmer der Kaiſerin fanden wir Raphaels liebevollſtes Gemälde, die Madonna Della Sedia. Wer dieſes Bild nicht im Original geſehen, der ſuche es nicht in einer Kopie, noch in Kupferſtichen, denn keine Kunſt der Nachahmung kann dies göttliche Urbild erreichen. Im innerſten Heiligthume einer dichteriſchen Phantaſie möchte dies Bild, wenn nicht zu finden, doch richtiger und ſchöner zu ahnen ſeyn, als in Kopieen. Es iſt die Liebe ſelbſt, mit der reinſten Schönheit innig vermählt und verſchmolzen. Nichts iſt ſüßer und ahnungsvoller als das Antlitz der Jungfrau, die mit den Miſterien der höchſten Liebesentzündung vertraut, die Ruhe und Sinnesreinheit der Unſchuld bewahrte. Dies Gemälde, deſſen Anſchauung mir nun ſchon dreimal wurde, iſt mir zu heilig, als daß ich vieles darüber ſagen möchte; über Raphael mag nur ein Raphaeliſcher Geiſt ſchreiben, die Empfindungen, die bei ſeinem Anſchaun in der Bruſt erwachen, ließen ſich wohl eher in Muſik, als in Worte ſetzen.

Die Hochzeit der heiligen Katharina von Correggio, der Madonna Della Seggiola gegenüber zeigte mir im Bilde der heiligen Braut, die lieblichſte Unbewußtheit der Unſchuld, die mit der Liebe noch unbekannt,

und ihr dennoch schon ganz nahe ist? In dem süßesten Mädchengesichte, in der schlanken jungfräulichen Gestalt ist ein Gemisch von Schüchternheit und Hingebung, von Freudigkeit und Bangen, dessen Ausdruck wehmüthig und doch auch wohlthuend an das Herz dringt.

Nachdem wir uns mit dem Anschauen dieser Schätze erfreut, verließen wir das Schloß, um uns in dem tausendjährigen Schatten seines Waldes zu verlieren, auf dessen Höhen wir umherirrten, von den Düften der Rosen, und der mannichfaltigsten Blumen begleitet, die Erinnerungen, die wir vom Schlosse mitgebracht hatten, am Busen der Natur im Gespräch entfaltend.

II.

Der Kaiser in Boulogne.

(Aus einem Briefe von V. D.)

Die Schiffe, unsere Armee, meine liebenswürdige Freundin, gehen nicht so rasch, wie die Phantasie einer Dichterin. Wir sind noch hier, und der Wink des Herrschers hält die Ungeduld der Krieger zurück. Ich wünschte, Sie wären hier, und sähen diesen Stolz, diese martialische Heiterkeit, von welcher unsere tapfern Soldaten beseelt

ſind, und die durch Bonaparte's Gegenwart neue Nahrung erhält. Alles iſt hier in froher Bewegung. Eine höhere Kraft regt die Gemüther zur Thätigkeit an; in dem Haven, am Geſtade, regen ſich die Tauſende von Händen wie zum Spiel, nichts iſt mühſam, keine Unordnung, kein Murren, alles iſt von einem Geiſte beſeelt. Dazu der ſchöne Anblick des Havens, der Zulauf der Fremden, die Feſte und Bälle, welche die Gegenwart ſchöner Frauen veranlaßt... Mir iſt dabei zu Muthe, als wären wir alle einige Jahrhunderte zurückverſetzt, denn es iſt ja alles wieder da, das Gefühl und die Wunder der guten alten Zeit.

Ich bin Ihnen etwas über das Namensfeſt des Kaiſers ſchuldig. Schon werden Sie Programme und Beſchreibungen davon in den Journalen geleſen haben, und doch war es das nicht. Es läßt ſich der Eindruck ſolcher Feſte nicht ſo leicht in Worte faſſen und mittheilen. Sie hätten dabei ſeyn müſſen, wer ſo etwas nicht geſehen hat, für den iſt es verloren.

Der Haven von Boulogne liegt von den Dünengebirgen umgeben, die mit Batterien bedeckt, und auf deren Spitzen die Lager der Armee errichtet ſind. Im Hintergrunde liegt die Stadt, über welche die Wälle und ein altes Schloß [illegible] hervorragen. An beiden Seiten des Havens erheben ſich Feſtungen.

Der Plan des Feſtes war der eines antiken Thea-

ters im Halbzirkel, welches das Erdreich von ſelbſt bildete. Zwanzig Kolonnen Infanterie, von 60 Mann Fronte, auf den Höhen, bildeten die Zuſchauer, die Kavallerie war in den Zwiſchenräumen der Kolonnen, und um den Halbzirkel der Infanterie vertheilt. Der flache Raum enthielt den kaiſerlichen Sitz, die Großen des Reichs, die Fahnen, und die Mitglieder der Ehrenlegion, welche den Eid ablegen ſollten.

Der Thron war im antiken Geſchmacke erbaut, auf einem Raſen, ſo wie er in dem Römiſchen Lager den Cäſarn errichtet wurde. Eine flache Erhöhung, 16 Fuß im Viereck, acht Fuß hoch, von Standarten und Fahnen mit goldnen Adlern umgeben. Im Mittelpunkt auf zwei Stufen der alte Seſſel des Dagobert *) und ſtatt des Baldachins eine Trophäe, errichtet mit den Fahnen und Standarten, die bei Montenotte, bei Arcole, Kaſtiglione, den Pyramiden, Aboukir, Marengo, u. ſ. w. erobert worden. Dieſe Fahnen umgaben die Rüſtung der Kurfürſten von Hannover, und eine prächtige goldne Lorbeerkrone ſtrahlte hoch über der Trophäe.

Die Sterne der Ehrenlegion waren in dem Schild und Helm der Dugueſclins und Bayard's aufbewahrt; ein ehrfurchtsvoller Schauder drang an die Herzen der Krieger, als ſie die alten Rüſtungen der Helden Frank-

*) Dieſer Seſſel iſt von Eiſen, in ſehr zierlicher und mehr römiſcher, als Gothiſcher Form.

reichs erblickten, deren Geiſt in Napoléon wieder auflebt. Beim Thron ſtand Prinz Joſeph, die Großen des Reichs und der Senat. Hinter dem Thron, aus jedem Korps ein Hauptmann mit fliegender Fahne, vor dem Thron der Großkanzler des Ordens. Auf den ſechszehn Stufen des Thrones die Adjutanten des Kaiſers, und weiter unten die ſchön dekorirten Mitglieder der Ehrenlegion, unter dem Schatten zweier Trophäen eroberter Fahnen.

Alles dies war in Abweſenheit des Kaiſers errichtet worden. Die Marſchälle und Miniſter hatten den Plan angegeben, die Armee hatte die Ausführung unternommen. Unter dem Kommando der Generale und Stabsoffiziere richteten die Soldaten alles mit der bewunderungswürdigſten Ordnung aus, und man kann ſich keinen Begriff davon machen, wie dieſer allgemeine Sinn durch die ganze Armee wirkte, und wie die Ausführung eines Werkes leicht und raſch iſt, wenn ein uneigennütziger Nacheifer die Arbeiter beſeelt. Von allen Seiten ſtanden auf einmal gezimmerte Säle da, die mit Segeltüchern bedeckt, und zum Banquet beſtimmt waren. Zelte waren für die Mitglieder der Ehrenlegion aufgeſchlagen; ſinnreiche Dekorationen verbargen die Anſtalten zum Feuerwerk, welches am Abend die Küſte ſchmücken ſollte. Vor den Lagern waren Tanzſäle bereitet, in welchen die Luſtbarkeiten bis zum folgenden Morgen währen ſollten. Andererſeits erhoben ſich Ziele zu Wettrennen und kriegeriſchen Spielen, von allen Seiten winkte den Anweſenden die Hoffnung der Luſt zu, und ſchon in den Zubereitungsanſtalten herrſchte die Freude.

Am Morgen des Feſtes wurden die Wolken der vorigen regnigten Tage durch die glänzende Verkündigerin zertheilt, die nie an Bonapartes Feſten ausbleibt. Bei dem erſten Stral der Sonne ertönt der Donner des Geſchützes. Um neun Uhr wird von allen Seiten der Generalmarſch geſchlagen, in Kolonnen rückt die Armee herbei, und beſetzt die angewieſenen Poſten. Um zwölf Uhr erſcheint der Kaiſer; er beſteigt den Thron, und wird die Seele dieſes mächtigen Körpers. Die Bewegung der Armee drückt ſich zuerſt durch ein tiefes Schweigen aus. Das Wirbeln der Trommel verkündet den Anfang der Ceremonie. Der Großkanzler des Ordens ſpricht eine Rede; von neuem werden die Trommeln gerührt, und alles ſchweigt voller Erwartung. Napoléons Stimme erſchallt, er ſpricht den Eidſchwur aus, und hunderttauſend Eide fliegen dem ſeinigen zu, und zwanzigmal erſchallt der enthuſiaſtiſche Ruf der Armee: Es lebe der Kaiſer!

Nun werden von allen Seiten hohe Erinnerungen durch die Töne der Muſik in Volksmelodien zurückgerufen, mit ihnen erſchallen tauſend Trommeln und dreißig Batterien feuern. Hoch ſteigt der Rauch in die Luft, in deſſen weiße Wolken die Bewegung der Armee ſich zeichnet. Der Staub hebt ſich bis zum Himmel mit dem Jubel der Menge, mit dem Donner des Geſchützes. Der Weſtwind, der in unſern Fahnen wehte, bläßt friſch in die Segel der Diviſion der Flottille vom Havre, die in demſelben Moment im Haven einrückte.

Welch ein Anblick! der Sieger von Italien und Ae-

gypten, Frankreichs Held und Retter, von einem Glanz umgeben, der die Hoheit ſeiner Thaten ausſpricht, in der Mitte ſeiner Kriegsgefährten, die er mit Ehrenzeichen ſchmückt, denen er im Angeſicht der herrlichſten Armee den Preis der Tapferkeit ertheilt, und ein neues Feld zu friſchen Lorbeern eröffnet!

Dort am Rande des Horizonts erheben ſich die Gebirge des feindlichen Landes, dorthin wenden ſich die ungeduldigen Blicke der hunderttauſend Helden, die nur den Wind erwarten, der ſie beflügeln ſoll. Nie gab es ein herrlicheres und höheres Feſt! Eine triumphirende Armee, die ihrem Helden den Sieg verſpricht! Cäſar ſchien es, der zu ſeinen alten Kohorten ſpricht, Scipio, der die Römer anredet, da ſie gegen Karthago gehen.

III.

Der Kaiſer in Kölln.

1803.

Man fängt eben an hier von dem Taumel zu erwachen, in welchem alles von der Gegenwart des Kaiſers ergriffen und ganz berauſcht war. Es war ein neues ſeltenes Schauſpiel, dieſer Empfang, dieſe wahrhaft kindliche Freude. Alles was die Zeitungen davon ſagen, iſt nur Schatten;

nie habe ich ſolche Volksfeſte geſehen, nirgends in der Welt können ſie auch wohl ſo eingerichtet ſeyn, als wo die katholiſche Geiſtlichkeit anordnet und präſidirt. Dieſe allein hat noch Sinn und Geſchmack für wahre Ceremonie, für Würde, Pracht und Freiheit. Von den Pariſern läßt ſich nicht urtheilen, ihre Geiſtlichkeit theilt dieſe Prärogative der Teutſchen, inſonderheit der Köllniſchen, nicht.

Dem Einzuge der Kaiſerin am Tage vorher, war mit Erwartung entgegen geſehen worden, aber ſie war krank. Der Platz, auf dem ſie wohnte, war erleuchtet worden; er iſt groß, mit einer doppelten Reihe von Bäumen beſetzt, welche, bis an die Wipfel erleuchtet, Feuer ſtatt Laub zu tragen ſchienen. Die Häuſer waren ringsum verziert mit Transparents und Sinnbildern, ein hoher Obelisk in der Mitte des Platzes trug auf ſeiner Spitze vier ſtarke Fakkeln, deren Flamme eine ganz vortreffliche Wirkung machte. Den Abend darauf hieß es auf einmal: der Kaiſer kommt in zwei Stunden! Nun eilte eine Stunde weit vor dem Thore alles ihm entgegen, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, wer nur Athem hatte und ſich bewegen konnte. Der lange Weg vom Stadthore bis zu ſeinem Hauſe wurde mit einmal ſo hell, wie mitten am Tage. Die Straßen wurden angefeuchtet, und mit duftenden Balſamſtauden, Blumen und Eichenlaub überſtreut. Die Kirchen, vor denen er vorbei ſollte, wurden geöffnet, und mit vielen hundert Wachsfackeln hell bis in die Tiefe erleuchtet. Im Ornat mit brennenden Fackeln, Kreuz und Fahnen und Weihrauch ſtanden die Prieſter vor den Altären. Dieſer Geruch, der

Duft der Blumen und Blätter, der ehrwürdige Anblick der Geiſtlichkeit, die Beleuchtung, nicht nur wie gewöhnlich, mit Lämpchen und Lichtern, ſondern ganze Straßen hell von dem Glanze weißer Wachsfackeln. In großen Häuſern der reichen Klaſſe ſah man unzählige Branchen von Kriſtall mit Wachslichtern brennen. Das Läuten aller Glocken, das Abfeuern des Geſchützes, und mehr als alles das, der wirklich enthuſiaſtiſche Ruf des Volkes in den Straßen, dazu die Trommeln, Muſik aller Art, der Lärm der Pferde und Wagen im Zuge. — Es iſt ganz unglaublich, man muß dies geſehen und gehört haben! Der Kaiſer hatte ſich in den Wagen zurückgelegt, das war dem Volke nicht lieb, welches gehofft hatte, ihn zu Pferde zu ſehen. Da er nun auf dem Platze anlangte, drängte das Volk ſich immer dreiſter um den Wagen; die Gensd'armes wichen, und ließen den immer froher jubelnden Bürgern Raum. Der Kaiſer lehnte ſich hinaus, und begrüßte ſie. Nun waren ſie wie ausgelaſſen, und zogen den Wagen bis vor das Haus. Er ſtieg aus, und ſtellte ſich auf den Altan, von wo herab er mit großer Freundlichkeit grüßte. Dadurch ward das Volk bis zur Ueberſpannung erfreut und aufgemuntert. Die Stadt und der Platz waren durchaus herrlich erleuchtet und blieben es drei Nächte hindurch. Den Abend darauf erſchien der Kaiſer mit der Kaiſerin, die nun ſich wohl befand, bei dem Feſte an dem Haven. In einem Halbzirkel den Haven umgebend, liegt die Stadt, und längs dem Rhein in der Mitte dieſes Halbzirkels iſt ein altes Gebäude, von ſeiner erſten Beſtimmung her die Fiſcherzunft benannt. Es iſt eine Art von rundem Thurm, und

tritt weit hervor, so, daß man von ihm beide Enden der Stadt und den ganzen Rhein, hinauf und hinab, erblickt, so weit das Auge nur trägt. Der Thurm war erleuchtet mit unzähligen Fackeln und Lichtern; Sinnbilder und Inschriften prangten umher, die alle von einem sehr gelehrten Manne hier, Namens Wallraff erfunden und voll hohen Sinns und tiefer Bedeutung sind.

Als der Kaiser hier ankam, reichte man ihm den Ehrenwein, ein alter Gebrauch der Stadt, wenn ein Fürst herkömmt. Auf dem Altan war ein reichverzierter Thron erbaut. Da der Kaiser hinaustrat, war er ganz ergriffen von der großen Scene, die hier sich ihm darbot. Er schlug die Hände vor den Augen zusammen, und blieb eine Weile stumm. Nachher verglich er es mit Venedig, als das einzige, womit es zu vergleichen wäre.

Das Ufer, die Stadt brannte hell in Flammen, in Sinnbildern, so weit das Auge reichte. Im Haven waren eine Menge der schönen Holländischen und Oberrheinischen Schiffe, Nachen und Kähne mit unzähligen Lampen, Wachsfackeln und Feuern erhellt, und mit Blumen und Laub auf das herrlichste umwunden und verziert. Alle Schiffe im Haven waren vermittelst Guirlanden von Laub und Blumen an den hohen Masten vereinigt, wo Laternen herab hiengen; allenthalben glänzten die Namen: Napoleon und Josephine, im Feuer, im Strome wieder. Der Rhein schien in Flammen zu fließen. Najaden, Tri-

tonen und Seepferde hoben und trugen jene Namen in Feuerzügen. Das Geſchütz tönte doppelt und dreifach von den gegenüberliegenden ſieben Gebirgen zurück. Von einem der Schiffe ſchallte Türkiſche Muſik, auf einem andern brannten Feuerwercke. Viele hundert Flaggen aller Art, aller Farben, aller Völker, wehten und wallten hoch in der Luft. Der Franzöſiſche goldene Adler im himmelblauen Felde auf dem ſchneeweißen Grunde, triumphirend hoch über alle! Das Hurrah der Matroſen, das unabläßige Vivatrufen des Volkes, die fliegende Brücke, die wie ein feuriger Berg beſtändig dazwiſchen hinüber und herüber führte. — Welch ein Schauſpiel, welche Seelen erhebende Pracht! Wie ſo ganz anders muß der das Leben empfinden, der ſich als Gegenſtand und Schöpfer einer ſolchen Scene betrachten kann.

Der Kaiſer war ſehr zufrieden; Köln iſt bezaubert von ihm, und jemehr er ſich hingab, vertraulicher, offner er ward, jemehr bekam man ihn lieb. Auch war er hier, wie man ihn nie ſonſt ſieht, offen und freundlich, ja zutraulich. Eines Abends, da einige angeſehene Perſonen der Stadt, ohne Unterſchied des Ranges bei der Kaiſerin verſammelt waren, wo ſich auch die Herzogin von Baiern, nebſt ihren Kindern befand, ſprach der Kaiſer über die verſchiedenſten Gegenſtände, über die Religion, die Unſterblichkeit der Seele, ſeine Regierungsmaximen, wie er nämlich glaubte, die erſte Tugend eines Regenten ſey die Mäßigung. Dann ſprach er über die Kantiſche Philoſophie, und über die Teutſche Literatur überhaupt. Von der erſte-

ren behauptete er, ſie ſey eine unnütze Chimäre ohne Grund, und die letztere habe durchaus kein Verdienſt und keinen Werth. Das war etwas hart, und ſeiner nicht würdig, zumal da er kein Teutſch kann, und da die wenigen guten Ueberſetzungen von Teutſchen Werken durchaus keinen deutlichen Begriff von unſerer Literatur geben.

Nachher ſprach er von Geſchäftsſachen. Im Handel und allem, was dazu gehört, zeigte er die allergründlichſten Kenntniſſe, zum größten Erſtaunen aller Anweſenden. — Er hat dem Handel viele von ſeinen alten Freiheiten und Rechten wieder zugeſtanden, ohne welche er bald gänzlich ruinirt geweſen ſeyn würde Auch hat er gezeigt, wie gut er unterrichtet ſey von der Unterdrückung, welche die Kölner bisher von den Franzöſiſchen Beamten zu leiden hatten. Mehrere von dieſen, die das Departement auf das ſchändlichſte vernachläßigten und beſtahlen, hat er abgeſetzt, andere hart angelaſſen. On m'a trompé, ſagte er, on ne m'a dit que des fauſſetés. — Zu einem Italiener, der hier eine ſehr bedeutende Stelle hatte, ſagte er: vous êtes venu de fort loin, pour voler ce pays ci. Er hat Teutſche angeſtellt und befördert. Er hörte jederman an, ſprach jederman, gewährte, was nur möglich war. Sein ganzes Betragen war liebenswürdig und mußte die Herzen gewinnen. So zum Beiſpiel verlangte er recht eigentlich nur ein Bett mit der Kaiſerin zu haben, ein Beiſpiel ehelicher Zutraulichkeit, welches auf die religiöſen ſittlichen Kölner vortheilhaft wirkte. — Die Liebe, das unvergängliche Andenken im Herzen dieſes guten Volkes iſt ihm

nun gewiß. Auch er ſcheint von dem Eindrucke gerührt zu ſeyn, den er auf die Bürger gemacht. Die letzte Parole, die er hier austheilte, hieß: Cologne, contentement.

IV.

Der Mameluck Ruſtan.

Am Krönungstage war ich einige Zeit in der Galerie des Pabſtes, um von dort den Kaiſer und den Hof nach der Kirche fahren zu ſehen. Mich ergötzte der Anblick des geſchäftigen Gewühls der Truppen, des Gedränges des Volkes, der reichen geſchmackvollen Verzierungen des Krönungswagens, und beſonders des herrlichen Anſtandes und der ſtolzen und zierlichen Bewegungen der acht iſabellfarbigen Pferde, deren wehende Federbüſche und köſtliches Geſchirr von ausgeſuchter Schönheit waren. Beſonders geſchäftig zeigte ſich der gute Mameluck Ruſtan, von dem es ſchien, als könnte er die Stunde nicht erwarten, wo ſein Kaiſer nach der Kirche fahren würde. Wenn bis jetzt bei der Parade ſein morgenländiſcher Anzug eben ſo einfach als geſchmackvoll den Blick angezogen hatte, ſo wurden wir an dieſem merkwürdigen Tage durch die ſtolze Pracht ſeiner Kleidung überraſcht. Sein weißer Kaftan war mit den koſtbarſten Goldſtickereien in orientaliſchem Geſchmack überladen, ſeine Weſte von hohem Purpur war mit goldnen

Blumen verziert, sein Bandelier, so wie der Griff seines Säbels, funkelte von Edelsteinen, und sein Turban war ein Schimmer von Gold und Silberglanz, über welchem die stolze Straußenfeder schlank und zierlich ragte.

Ein Freund des Kaisers, der in Aegypten war, hat mir erzählt, wie Rustan dem Kaiser bekannt geworden. Napoléon war einst mit seinen Generälen und Offizieren im Hause eines reichen Aegyptiers vom Stamme der Kalifen. Ein junger Mameluck war bei der Tafel geschäftig den Gästen die Speisen vorzulegen, und allen Anwesenden gefiel sein freimüthig edler Anstand, seine angenehme Art und seine schöne Gestalt, besonders aber wurde Bonaparte, dem nichts entgeht, aufmerksam auf ihn. Er fragte den Herrn des Hauses, wer der Jüngling sey. Dieser antwortete ihm, es sey Rustan, ein junger Mann, in welchen er großes Vertrauen setze, und dem er seine Tochter zur Frau bestimmt habe. Bonaparte sah ihn noch mit Wohlgefallen an, und der junge Mameluck war um ihn her sorgfältiger geschäftig, als um die andern.

Als die Franzosen an Bord giengen, fanden sie Rustan. Sein Herr hatte bemerkt, daß er dem General gefiel, und nach alter orientalischer Sitte hatte er es sich zur Pflicht gemacht, dem fremden General das zum Geschenke zu machen, was ihm in seinem Hause am besten gefallen. Rustan verließ mit leichtem Herzen den reichen Pallast seines Herrn, und das ruhige entschiedene Loos in der Heimath, um sich den Gefahren des Meeres, den Be-

ſchwerden der Reiſe, und einer ungewiſſen Zukunft unter einem fremden Himmel auszuſetzen. Folgte er doch Bonapartes Sterne! Er machte es ſich ſogleich zum Geſchäft, den General zu bedienen, und ſein neuer Herr wurde durch ſeinen ſorgfältigen Eifer, ſeine Geſchicklichkeit und ſeine Treue ganz für ihn eingenommen. Auf der Reiſe und bei ſeiner Ankunft in Europa lernte er mit ungemeiner Leichtigkeit Franzöſiſch, Schreiben und Rechnen. Bonaparte behielt ihn zu ſeiner perſönlichen Bedienung, doch behandelte er ihn nie als einen Diener. Ruſtan hat ſelbſt Aufwartung, allein für ſeinen Herrn trägt er ſo viele Sorgfalt, daß ſeine Dienſte dem Befehle immer entgegenkommen.

Als Ruſtan ſah, wie ſein Eifer und ſeine groſſe Anhänglichkeit ihm ſeines Herrn Zuneigung gewannen, und wie ſein Schickſal ſich nun ganz heiter beſtimme, ſo gedachte er ſeiner Mutter, von welcher Armuth und Dienſtbarkeit ihn getrennt hatten, und deren Aufenthalt ihm unbekannt war. Seine Bitten bewogen den Kaiſer ihm die Mittel ſie zu finden, zu erleichtern, und er entdeckte ihren Wohnort in Alexandrien. Dorthin ſchickt er ihr Geld und Geſchenke, und wird ihr immer mit Sorgfalt und Treue beiſtehen.

Ruſtan, ein treuer Sohn, ein eifriger Diener iſt ganz ein Kind, ein Liebling der Natur. Sein ganzes Weſen iſt Wahrheit und Güte. Seine runde friſche Geſichtsbildung iſt der Spiegel einer unbefangenen Seele.

Er

Er kennt weder Bosheit noch Betrug. Anmuth, Fleiß, Geschicklichkeit, gesunder Sinn, wurden ihm vom Himmel verliehen. Er ist einer der Wenigen, die erkohren sind, ihr Glück durch die ruhige Unbefangenheit des eigenen Werthes zu erlangen.

V.

Schilderung der Französinnen Madame J. Recamier und F. Beauharnois.

(Brief an Adelaide in Berlin.)

Geliebte Adelaide, lassen Sie mich die Erinnerung der angenehmen Stunden zurückrufen, die wir mit einander verlebten; dies Angedenken muß Ihnen auch im Glücke noch lieb seyn, da es mir hier im fremden Lande, nach so manchen Jahren wohlthuend an das Herz dringt. Wie reizend entfalteten damals, vom Frühroth der ersten Jugend bestralt, sich unsere Fantasieen! Wie ist das alles nun dahin, und kehrt nicht wieder! Waren wir damals nicht glücklich, als noch die Welt, wie im rosigen Morgennebel vor uns verhüllt lag, als wir wähnten, hinter diesem Schleier läge eine selige Zukunft? .... Der heiße Mittag ist gekommen, und wir sehen nun jede hell in unser Schicksal, Sie, schöne Adelheid, genießen einer ruhigen Aussicht, geschirmt vor Unfällen. Mit einem geliebten Gatten vereinigt, von Kindern umgeben,

die Ihnen gleichen, auf vaterländiſchem Boden durch die ſüßeſten und heiligſten Pflichten feſtgehalten, freuen Sie Sich eines Daſeyns, das Ihrer würdig iſt. Genießen Sie Ihrer Seligkeiten, während ſich hier in Paris vor meinen Augen der bunte Schauplatz der Begebenheiten immer mehr und mehr belebt, und mich bisweilen von der Sehnſucht zerſtreut, die ich nach allem, was ich verlaſſen, empfinde. Ich habe den ſüßen Reiz jener Zeiten nirgends wieder gefunden; die Blüten davon ſind abgeſtreift ohne Frucht, und werden hier keinen Frühling mehr haben.

Nach dieſem leiſen Anklang der Erinnerung weiß ich nicht, wie ich Sie in das rauſchende Konzert von Paris einführen ſoll. Und von Paris wollte ich Ihnen doch erzählen; von Paris wollten Sie ja doch auch wohl hören? Es ließe ſich viel ſchönes und witziges darüber ſagen, das haben aber ſchon andere gethan, und ich bin nicht in der Stimmung und habe nicht die Fähigkeit und frohe Laune, die zu ſolchen Anſchauungen und zur reizenden Darſtellung derſelben gehört. Was ich in Paris anſchaue und feſthalte, ſind nicht die Kamäleonsgeſtalten der ſchönen Welt und der Mode, ſondern das, was der Freund der ächten Kunſt und der ächten Natur anziehend findet. Auch hier in Paris kann ſich die Seele zu den Regionen einer liebevollen Schwärmerei erheben, welche die Phantaſie mit einer heitern Lebensluft anwehen. Wenn man das Leben poetiſch anſchaut, läßt es einem an freundlichen Bildern nicht Mangel leiden. Nur

die Nacht einer kalten Seele läßt alles unfruchtbar und ohne Glanz um ſich her,, und wer für das Leben nichts mitbringt, dem verſagt es wiederum ſeine Gaben.

So wie ein einzelner ſüßer Ton, oft in der Seele ein ganzes Spiel von Akkorden rege macht, ſo iſt mir oft ein grüner Baum, ein Wald, eine Blüte, eine Blütenflor, ja das Bild einer Blume die Blume ſelbſt. Es kömmt bei allem auf den Wiederhall an, den das Schöne in der Seele des Beſchauers findet; wer nicht den Sinn dafür empfangen und ausgebildet, dem geht es vor einem Kunſtwerke, wie dem Tauben bei der Muſik. Wer mit Glauben und Liebe in die Welt hineinſchaut, dem kann es leicht in Paris ſo zu Muthe ſeyn, wie in Teutſchland, oder in Italien oder in Griechenland; zumal da Italien hier in Kunſtwerken lebt, und da auch die Natur den umliegenden Gegenden der großen Stadt günſtig geweſen. Ueber die ungünſtigen Geſtalten ſieht man weg, und wenn ſie nicht allzu widrig ſind, ergötzen ſie als Kontraſt.

Es kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn, wie rauſchend und raſch alles in Paris zugeht, wie in einem unaufhörlichen Treiben, eine Begebenheit die andre weiter rollt, und wieder vor einer neuen verſchwindet, ſo daß man nichts ruhig feſthalten kann, wenn man mit den Blicken dies unaufhörliche Getreibe verfolgen will. Es gehört dazu die einem teutſchen Gemüthe nicht eigene, und den Franzoſen angeborne Beweglichkeit. Erwarten Sie in dieſem

Briefe, noch in dieſem Buche nichts von mir, was Ihnen einen Begriff von dieſem Leben und Treiben giebt. Es iſt auf eine zu ermüdende Weiſe ergötzlich, als daß ich mich damit beſchäftigen könnte, und ich denke, liebe Adelheid, Sie und Ihresgleichen werden mir gern erlaſſen, was Sie in Zeitungen und Journalen weit beſſer finden.

Beim Journal fällt mir ein, daß ich keine beſſere Idee von einem Franzöſiſchen Geſpräch bei Tiſche geben kann, als ein Franzöſiſches Journal. Es iſt eben ſo von Allem etwas, wie in dieſem, und alle vier Welttheile leicht umfaſſend, den Himmel dazu, dann die Moden und Thorheiten, auch einige Stücke neuer Literatur, und einige Charaden und Couplets zur Abwechſelung. Nur daß eine gute Geſellſchaft das alles anmuthiger und leichter behandelt als ein Journal, und daß das Intereſſe, welches man dort gegenſeitig für eine oder die andere Perſon hegt, das Geſpräch auf eine oder die andere Weiſe belebt. Sonſt iſt das Journal, an welchem ſich in den Kaffeehäuſern die Tauſende erholen, die in Paris zu thun haben, ohne zur Société zu gehören, kein unebener Erſatz.

Sie erwarten ohne Zweifel von mir einiges über den Geiſt dieſer Nation überhaupt, die mir nach ſo langem Aufenthalte nicht mehr fremd ſeyn kann; doch mehr, als ich Ihnen ſagen könnte, finden Sie in den neueſten Produkten der Literatur und in Sternes ſentimental Journey, deſſem Scherz ein ſo tiefer Ernſt zum Grunde liegt.

Im zwölften und fünfzehnten Jahrhundert hatten die Franzoſen mehr Erfindung als Verſtand. Ihre Fabliaux und Ritterromane, ſind die Quellen der neuen Dichtkunſt. Bojardo, Boccaccio, Arioſto, ſelbſt Shakespeare ſchöpften daraus. Nachher gieng die treuherzige phantaſiereiche Poeſie der Nation in Galanterie über, der Verſtand fieng an die Fülle der Empfindung zu beſchränken, und die bunte Menge der Begebenheiten wurde durch Raiſonnement erſetzt. Doch war auch dieſe Epoche merkwürdig, und mit Glanz bezeichnet, es war im Zeitalter Ludwig des XIV., wo der Hof und Paris eine ganze Flor von geiſtreichen Männern und klugen und ſchönen Frauen vereinigte. Nirgends zeigte der Geiſt jener Zeit ſich anmuthiger, glänzender, mannichfaltiger, als in den Briefen der Sevigné. Im Ausdruck immer neu, immer leicht und glänzend, ſchalkhaft lieblich; und ſtets im Ebenmaas mit der innern Harmonie ſeines Weſens. Dieſe ausgezeichnete Frau war ſo gutmüthig als klug, ihre Anmuth lag in der Güte und Vortrefflichkeit ihres Weſens. Ihr Verſtand war ein köſtlicher Edelſtein, ſie durfte ihn nur ſpielend rege machen, ſo ſchoſſen ſeine Strahlen.

Es iſt in ihren Briefen ein Wort, welches das Verſtändniß dieſer herrlichen Frau beſſer aufſchließt als alles andere, und welches beweiſt, daß ſie nicht, wie viele meinen, bloß ſentimental und geiſtreich, nicht bloß graziös, ſondern ächt war, und reinen und tiefen Sinn hatte. Sie ſagt nämlich ihrer Tochter: Sie ſind wahr, meine Tochter, und das eben liebe ich ſo an Ihnen, das iſt es.

warum Sie vortrefflich ſind; begreifen Sie, was darin liegt, daß Sie wahr Sind? Ich ſage es mit Entzücken u. ſ. w.

Es giebt wenige mehr, die einen Funken dieſes Geiſtes im Buſen trügen. Die meiſten gemahnen mich wie die reiche Perſpektive eines Paronama. Es imponirt einen auf den erſten Blick, wenn man aber von der ſchönen Gegend angelockt, den Pfad zu all dieſen Herrlichkeiten einſchlagen will, ſo ſieht man, daß es nur Betrug iſt.

Nichts iſt von den alten Franzöſinnen ſo verſchieden, als die neuen. Das läßt ſich ſchon aus Brantomes femmes illuſtres deutlich ſchließen. Es ſind mir in Frankreich Frauen von verſchiedenen Sorten zu Geſichte gekommen: ſchöne, häßliche, ſpröde, koquette, ſittſame, rechtliche, heuchleriſche, devote, herrſchſüchtige, anmaaßungsvolle, lächerliche, liebenswürdige, kurz alle Nüanzen edler Weiblichkeit und alle Abarten von Weiblichkeit, die ſich nur denken laſſen. Worin aber alle dieſe Nüanzen auf eine Lokalfarbe wiederſpielen, worin eine Franzöſin, was ſie auch ſeyn mag, immer Franzöſin iſt, worin dieſe Eigenthümlichkeit liegt, und ob dieſe Eigenthümlichkeit liebenswürdig und ſchön iſt? darauf mag ich nicht antworten. Um eine Franzöſin recht zu kennen, und nach Werth zu ſchätzen, muß man ein Mann ſeyn, und einige davon geliebt haben; wenn Frauen über Frauen urtheilen wollen, ſtehen ſie ſich meiſt ſelber im Lichte, und das Weſen einer Frau überhaupt ſpricht ſich in der Liebe am deutlichſten aus.

Franzöſinnen ſind in der Freundſchaft ſehr ausſchlieſſend. Sie haben eine Menge Bekanntinnin, und nur eine Freundinn. Im guten Urtheile über andere ſind ſie ſehr zurückhaltend, und in einer übeln Meinung ziemlich leichtſinnig und vorſchnell; der erſte üble Eindruck, wie unbedeutend er auch ſeyn mag, wirkt gleich ſo lebhaft auf ſie, daß ſie von ihm ein ungünſtiges Vorurtheil faſſen; dem guten Eindruck geben ſie ſich nicht gleich hin, ob ſie aber ihre Meinung recht prüfen, und ob ſie ihr nachher treu bleiben, wenn ſie ſie erſt gefaßt haben, damit iſt es wieder ein anderes Ding. Sie ſuchen den Vorwurf der Inkonſequenz mehr als jeden andern zu vermeiden, und wenigſtens konſequent zu ſcheinen.

Die Franzöſinnen zeigen viel Sinn für die Kunſt. Das Muſeum iſt voll von Malerinnen, in Privatgeſellſchaften findet man Damen von ſeltnem muſikaliſchem Talent, welches auch ſehr gut ausgebildet iſt. Auf Bällen wird getanzt, faſt wie in der Oper, und in keinem dieſer Fächer begnügt ſich eine Franzöſin mit der Mittelmäßigkeit. So ſind die Franzoſen denn reicher an Schriftſtellerinnen und Künſtlerinnn als andere Nationen, vielleicht bloß darum, weil die Frauen mehr auf das bürgerliche Leben zu wirken haben, als bei uns und in England. Im praktiſchen Leben beruht oft die Wohlfahrt eines Hauſes, der Gang der Geſchäfte, auf den Verbindungen und der Triebſamkeit der Frau allein. Deshalb ſind ihre Geiſteskräfte in größerer Uebung, und weniger ſcheu, als bei anderen Frauen. Seit der Revolution haben die Franzöſinnen einen Sinn für ſtrenge

Reinlichkeit gewonnen, der eben ſonſt nicht unter ihre Eigenſchaften gehörte, jetzt aber als Hauptprinzip, und mit Recht, betrachtet wird. In der Wohnung, im Boudoir zeigt ſich keine Spur von Vernachläßigung, und zu jeder Tageszeit iſt die höchſte Friſchheit des Anzugs nothwendig. Eine Frau muß durchaus das Anſehen einer Blume haben, die ſich eben im Morgenthau gebadet, und an der kein Blättchen iſt, das nicht ſchimmernd, friſch und klar wäre.

In dieſer ſchönen Reinlichkeit liegt die Wurzel der Tugenden; ich denke mir immer, wer reinlich iſt, muß auch Sinn und Liebe für Reinheit haben.

Es iſt hier bei den Frauen mehr Sinn für Kunſt als für Natur, man macht das Landleben aus Mode mit, und liebt die Natur in den Zimmern, nämlich in Blumen und Gebüſchen. Ein Zimmer im guten Stil muß voller Blumen ſeyn, und in ihm iſt kein Wechſel der Jahreszeit ſichtbar, da die Roſen auch im Winter blühen.

Ein Spaziergang im Freien, der Anblick des friſchen Grüns, die Pracht der Blumen, der Geſang der Vögel und das Rieſeln der Bäche, mag nur dann zu dem Herzen einer Franzöſin ſprechen, wenn ſie es überſetzt in den Romanen findet.

Im glänzenden Zirkel der Pariſerinnen mag ich gern das Bild einer jungen ſchönen Frau näher beleuchten, die eines ehrenvollen Daſeyns und unbefleckten Rufes ſich zu

erfreuen hat. Vor drei Jahren wurde ich in ihrem Hause eingeführt. Ich fand ſie in ihrer eigenen einfachen Lieblingskleidung — ein leichtes, feines weißes Kleid, und doch im Schmuck; denn wie ſie auch erſcheinen mag, ſo iſt es doch immer, als könnte man ſie nicht ſchöner ſehen. Um das liebliche Haupt glatt und glänzend aufgeſchlagen fiel ihr dunkelbraunes Haar in vielfachen Schlangenlocken auf ihre Schläfe nieder, und ließ den Nacken, die Schultern unverhüllt, deren reine Formen und blendende Weiße ſie zu den ſchönſten machen, die je geſehen wurden. Die freundlichen Locken, die ſich leicht an das regelmäßige Oval ihres weißen Antlitzes ſchmiegen, ſehen aus wie eine Zierde, und doch iſt ſie es allein, die ihrem Haarputz ſeinen Reiz verleiht. Viele Frauen ſind aufgeſetzt wie ſie, ohne daß ſie dadurch beſſer ausſehen; Julie Recamier aber, ſie erſcheine nun im großen Strohhut, im wilden Gewirr herabfallender Locken, oder im Glanze des diamantenen Diadems, immer iſt ihr Kopfputz ſchön, weil er ihr angehört, und weil man auch wenig darauf acht geben mag, da man ganz hingenommen iſt vom Reiz des Spiels ihrer anmuthigen Phiſionomie, des kindlichen Lächelns ihres kleinen Purpurmundes, des funkelnden Blickes ihrer ſüßen ſchwarzen Augen, unter deren Strahlen wie Roſen im Morgenthau die zarten Wangen blühen. — Die Einrichtung ihrer Zimmer iſt in Harmonie mit ihrem Weſen; alles keuſch und zart und ſchön. Ein hoher Blumengang führt zu ihrem Zimmer hinauf, ſie ſelbſt iſt von Blumen umgeben; in ihrem Sallon verſtreut liegen Tambourins und Kaſtagnetten, hier ſteht eine Harfe, dort ein Flügel,

all dieſen Inſtrumenten weiß ihre geübte Hand die Seele zu entlocken. Sie bewegt ſich wie ein ätheriſches Weſen zum Tanz, deſſen Verſchlingungen und Wendungen, wie vielfach ſie auch ſeyn mögen, nur dazu erſonnen ſcheinen, um den Reiz ihrer ſchlanken und hohen Geſtalt auf das anmuthigſte zu entfalten.

Wer ſollte nicht glauben, daß eine Frau, die ſo reich, ſo ſchön umgeben iſt, nur die Luſt und die Freude des Daſeyns kennt; daß ſie, die ihre Anbeter mit gleicher Würde behandelt, eigenliebig und kalt ſey, und nur darauf bedacht, wie ſie am meiſten glänzen und gefallen könnte? Wer möchte etwas anders in ihr ſehen, als die ſchöne Frau, die im Bewußtſeyn ihrer Reize, wie ein verwöhntes Kind vom Leben und von den Menſchen nichts erwartet, als was ſie ſchmeicheln und liebkoſen kann? Es hat auch wirklich dieſe helle Stirn das Anſehen, als hätte die Sorge nie gewagt, auf ihrem keuſchen Reiz zu ruhen, und wer ſollte glauben, daß Thränen in ſo ſiegreichen Augen je geſtanden hätten? Und dennoch hat Julie Thränen des Mitleids für fremden Kummer, und nie habe ich ſie ſchöner geſehen, als wenn ſie gerührt war.

Ihr Gatte findet ſein Glück in der Erholung, die er bei ihr von ſeinen Geſchäften findet. Ihm iſt es wohl in Geſellſchaft; er giebt ſich gern der harmloſen Munterkeit hin, die den erwählten Zirkel ſeiner Freunde belebt, und die durch ſein Wohlwollen, ſeine Freundlichkeit noch erhöht wird. Gern ſieht er frohe Geſichter, und am liebſten iſt

es ihm, wenn jederman bei ihm wohl ist. Seine Blicke durchstreifen das Gesellschaftszimmer, und wenn ihnen ein mißvergnügtes oder vernachläßigtes Wesen begegnet, so weiß er diese Person hervorzuziehen, sie aufzumuntern, und sie an der allgemeinen Freude theilnehmen zu machen. Wenn er gleich von Künsten und Talenten kein Dilettant und Kenner, ja nicht einmal Beschützer zu seyn affektirt, (was doch sonst den Reichen eine so natürliche Krankheit ist) so hegt er doch eine aufrichtige Hochachtung für talentvolle Personen, und äußert diese Achtung auf eine angenehme Weise. Bei dieser zarten und wirklich liebenswürdigen Vorsorge für alle, die sein Haus besuchen, ist doch Herr Recamier ganz anmaaßungslos, und wenn man gleich glauben sollte, daß er in der Gesellschaft Freude und Erholung sucht, so scheint er doch sich so ganz selbst zu vergessen, daß es aussieht, als suchte und fände er diese Ermunterung hauptsächlich in der Zufriedenheit seiner Gäste.

Ich kann mich hier nicht weiter über seine wesentlichern Eigenschaften auslassen, über seine Großmuth, seine Biederkeit, seine Treue in der Freundschaft, nur das setze ich noch hinzu, daß ich diesen würdigen Mann beobachtet, wie er von Geschäften überhäuft auch noch die Angelegenheiten seiner Freunde zu Herzen nahm, ihnen Rath und Beistand verlieh, und unter all diesen mannichfaltigen Beschäftigungen ruhig und heiter blieb, und in Gesellschaft erschien, als hätte er sonst nichts zu thun als dort liebenswürdig zu seyn.

Indeß Herr Recamier seinen Geschäften seinen Morgen aufopfert, weiß auch seine Frau ihre Zeit anzuwenden. Ihre Morgenstunden sind ausschließend dem Studium der Sprachen, der Musik, der Geschichte geweiht. Bei all ihrem Wissen hat ihr Geist etwas kindliches beibehalten, das ihr sehr wohl steht. Oft fällt es mir auf, wenn sie mit sanfter Stimme eine treffende und richtige Bemerkung hersagt, die schnell wie ein Blitz in ihr erwacht, und sich eben so schnell und naiv aus der innern Harmonie ihres Wesens wieder ausspricht. Ungerührt von den Schmeicheleien ihrer Bewunderer, und wie es scheint, unbekannt mit den vielfachen Anmaaßungen, die ein junges Herz an das Leben macht, fühlt Julie Recamier sich glücklich im Einfluß, den ihre Güte auf das Schicksal anderer hat. Den Anblick des menschlichen Elends nicht scheuend, sucht sie selbst die Armen und Betrübten auf. Wie manche Familie dankt ihr den Wohlstand, wie mancher Waise ist sie Mutter, wie manchem Sterbenden ist sie als tröstender Engel in der Todesstunde erschienen! Wie manche Thräne ist nicht getrocknet beim milden Schein ihres gerührten Blickes! Sie, die Pracht und Edelsteine verschmäht, schafft sich einen ewigen Schmuck, die Seegenswünsche, und den Dank der Betrübten. Wie sollte eine so reine Seele nicht fromm seyn? Und in der ächten Frömmigkeit war ja immer der Quell der höchsten Milde! Darum ist auch Julie Recamier so nachsichtsvoll und gütig gegen andere, als sie streng gegen sich selbst ist. Nie hat man sie andere tadeln gehört, nie hat sie gelitten, daß man ihr Uebels von andern sagt, um

so mehr, da sie, wie ihre geistreiche und liebenswürdige Mutter sagt, so rein ist, daß sie an das Schlechte gar nicht glauben kann. Möchten alle Frauen ihr gleich handeln! Wie würden sie sich gegenseitig mehr ehren, wie angemessen würde dies der weiblichen Güte und Sittsamkeit seyn, und wie würden die Männer selbst für Frauen mehr Achtung haben.

Die einzige gelehrte Frau, die ich hier kenne, ist Madame Fanny Beauharnois, eine Tante der Kaiserin, welche sich durch mehrere Schriften den Ruhm einer liebenswürdigen Verfasserin erworben hat; dies war in der Zeit, da ich Bekanntschaften kultivirte, eine der liebsten die ich hier gehabt. Sie ist für die Freundschaft empfänglich, besorgt für das Glück ihrer Freunde, sie haßt Unwahrheit und Affektation, und ist der Natur, die so viel für sie gethan, dankbar getreu. In ihrem Gespräch ist ein lebhafter und gebildeter Geist sichtbar, ihre Briefe würden der Sevigné Ehre machen. Wie angenehm aber auch ihr Gespräch durch den Zauber ihres Witzes wird, so geräth man doch, wenn man sie näher kennt, in Versuchung ihren Geist über ihr Herz zu vergessen.. Frau von Beauharnois hat immer im Zirkel der berühmtesten Männer und Frauen gelebt; ihr glückliches Gedächtniß hat von allen diesen Gestalten ein Bild bewahrt, welches sie mit einer ihr eigenen Anmuth darstellt. Von so vielen Anekdoten, die sie mir erzählte, erinnere ich mich nur einer, von Buffon. Sie warf ihm einmal seine Unbeständigkeit gegen Frauen vor. Wie ist es möglich, sagte sie ihm, daß Sie,

mit so herrlichen Gedanken, mit so schönem und tiefem Gefühl für die Natur dennoch keiner wahren Zärtlichkeit fähig sind? Bei diesen Worten wurde Buffon sehr ernst, legte seine Hand auf die der Frau v. Beauharnois, sah ihr tief in die schönen Augen, und sagte langsam: Frau Gräfin! Sie würden das nicht sagen, wenn Sie meinen Artikel über die Tauben gelesen hätten! —

Wenn von geistreichen und liebenswürdigen Männern in der großen Welt die Rede ist, höre ich nebst dem Minister Talleyrand die Herren von Narbonne und Denon nennen. Der Minister Talleyrand ist Welt- und Staatsmann zugleich; in seiner Unterhaltung ist all die Feinheit und Gewandheit, deren ein menschlicher Geist nur fähig ist, und seine vielfachen Kenntnisse sind für ihn reiche Quellen von Gedanken und Vermannichfaltigung des Gespräches. Auch Herr von Narbonne, der mit dem Ton der großen Welt alle Vorzüge eines gebildeten Verstandes, und eines richtigen Gefühls des Schönen vereinigt, verdient den Ruf nicht minder, der seinen Namen begleitet. Hr. Denon aber ist von beiden ganz verschieden, und dürfte minder als Weltmann und Franzose zu betrachten seyn, als man ihn für einen ächten Kosmopoliten und Künstler halten kann. Bei ihm ist mehr Empfindung, Empfänglichkeit und fast naive Hingebung sichtbar, die jedoch mit dem feinen Tone der Gesellschaft im Verhältniß steht. Sein Leben, an Begebenheiten reich, ist in seinen reifern Jahren wunderbar schön gekrönt, durch die Freundschaft des heldenmüthigen Monarchen, dem seine ganze Seele an-

hängt. Es ist ein Genuß ihm zuzuhören, wenn er von Bonaparte spricht. Niemand ist inniger vom Gefühl seiner Größe durchdrungen, niemand hängt ihm wärmer und kindlicher an, niemand versteht ihn besser.

Ueberhaupt erzählt Denon sehr gut. Er fühlt von seinem Gegenstande das wahrhaft Interessante, und hebt es heraus, mit einer Anmuth, die seinem Geiste eigen ist. Bei ihm vereinigt sich die Essenz des Nationalgeistes und das Zartgefühl gebildeter Menschen mit dem Sinn für ein besseres Leben als das gewöhnliche, und mit Enthusiasmus für Größe und Schönheit.

Lassen Sie Sich, liebe Adelhaid, diese wenigen Bilder gefallen, die ich aus dem bunten Gewirre der großen Pariser Laterna magica festgehalten und ausgehoben habe. In ihnen ist alles begriffen, was mir Paris theuer und eines unvergänglichen Andenkens werth macht; sie werden immer in meiner Seele bleiben, wahrer und lebhafter als ich sie darzustellen vermag. Leben Sie wohl, geliebte Freundin meiner Jugend!

VI.

Sommerabende auf dem Lande.

I.

An Rouſſeau.

Sinnend ſchau ich hinüber, jenſeit des Stromes, wo die Hügel von Montmorency ſich in die Ferne verlieren. Der helle Mond gießt ſeine Lichtquellen über die weiten Gefilde. Silberweiß ſteht das wüſte Schloß von Annières von dem ſchwarzen Pappelgehölz umgeben, das ſich dunkel gegen den ungewiſſen Nebel der Gebirge im Hintergrunde zeichnet. Die Blumen hauchen ihre verſchwiegenſten Düfte in den Schoos der Nacht. Die ſchlanken Pappeln flüſtern, im Abendwinde ſich wiegend, vom Ufer herüber, und die Nachtigallen ſingen ſchmelzende Akkorde in die allgemeine Harmonie der Natur. Jezt ſchlägt es Mitternacht! Ein friſcher Wind fährt wie ein Schauer durch die hohen Lindengänge, und im Gehölz bilden ſich ſeltſame Geſtalten im Mondlichte. Kommt herbei, Geiſter der Nacht! verbreitet um mich all euern Schauer; und Du, heilige Wehmuth! ſchließe mein Herz an Dich mit ſanfter Gewalt, daß es in Ahnung und Trauer zu vergehen wähne.

Winkſt Du mir zu von den Hügeln? Seliger Geiſt, Rouſſeau, Du Liebling der Natur und der Empfindung;

dung; Dichter hoher Leidenschaft, lebendige Flamme der Liebe!

Dort wandeltest Du auf den Höhen, unter den uralten Schatten. Die blaue Ferne, die frischen Wiesen, die hellen Gewässer tragen noch den liebevollen Gruß Deines Blickes.

Seliges Loos der höhern Menschen! Ihre Gegenwart macht ihren Wohnplatz auf Erden zum heiligen Denkmal. Das Herz wird ergriffen vom süßen Schauer, der wie ein Geist ihr Andenken umschwebt.

2.

Die Hütte.

Am Ufer drüben steht eine Hütte, umpflanzt von dichtem Gebüsch, mit Reben bekleidet; ein Gärtchen daran, mit Gemüse und Früchten, und eine dunkle Laube am Strome.

Wer mag die trauliche Stelle bewohnen? Ach! wie viel tausend Wünsche mögen aus den engen Gränzen jener Hütte fliegen, weit in die Ferne!

Unruhiger Geist des Menschen, der sich stets aus der Heimath sehnt, den nichts befriedigen, nichts stillen und nichts genügen kann!

Weit über das Grab geht ſein irdiſches Bangen und Sorgen, und im kurzen Augenblick ſeines Daſeyns auf Erden möchte er ſein Wirken auf Ewigkeiten ausdehnen.

Wohl dem, der ſeine Wünſche zu beſchränken weiß auf innere Ruhe des Gemüthes, der ſeine Welt und ſein Sorgen an ſeine nächſte Umgebung feſſelt, ehe er vom Unglück ermüdet nach Ruhe ſich ſehnt, die er vorher in ſeinem Uebermuth verſchwendet!

3.

Die Abtei St. Denis.

Es war zehn Uhr, eine ſchöne Nacht. Ich ſah aus meinem Fenſter den Park im ſanften Schimmer des Mondes, die Nachtigallen ſchlugen. Madame R. ſchickte herauf, und ließ mich zu einer Spazierfarth einladen. Ich wußte nicht, wohin ſo ſpät die Reiſe gehen ſollte, wir fuhren nach St. Denis, in der Begleitung eines Nachbars. Das friedliche Städtchen lag vor uns im Mondenglanz, wenig Lichter brannten noch in den Häuſern. Nur die Handelsladen waren noch hell. Ich verglich in Gedanken dieſe Boutiquen und ihren beſcheidnen Apparat mit den reichen und prächtigen Waarenlagern, die ich zu derſelben Stunde oft in Paris in vollem Glanze geſehen, wenn wir vom Schauſpiel zurück durch die Rue Vivienne, oder Richelieu fuhren. Wie arm und kleinlich dieſe Boutiquen

ſind, dachte ich, da doch gewiß das Schickſal einer Familie an dem Fortgang eines ſolchen Handels hängt, da doch gewiß der Erwerb dieſer Waaren, die Einrichtung dieſer Läden dem Beſitzer jahrelanges Sinnen und Streben gekoſtet hat, und das höchſte Ziel ſeiner Wünſche war.

Wie manche junge Mädchen mögen hier eine fröhliche Hochzeit gefeiert haben, die nach langen Jahren von dem Erwerb ihres kleinen Handels eine Ausſtattung für die Töchter geſammelt, und dann des Arbeitens müde die Aufſicht der älteſten übergaben. Wie mancher einzige Sohn, Erbe und Fortpflanzer eines ſolchen Ladens ſeufzt für ein junges armes Mädchen, und erfreut ſich mit der Hoffnung, ſie einſt zur glücklichen Gattin zu machen.

Ihr ſeyd glücklicher in eurer Beſchränktheit, rief ich ihnen in Gedanken zu, als eure ſtolzen Nachbarn in Paris; zu eurer ganzen Zufriedenheit bedarf es keiner größern Summe, als die, welche es jenen koſtet, um ihrer Boutique ein glänzendes Anſehen zu geben, und dieſe kleine Summe wißt ihr durch euren Fleiß, eure Beharrlichkeit, eure Genügſamkeit zu erwerben, dahingegen jene ſich mit dem Glanze, der ſie umgiebt, für die Sorgen und das Ungemach ihrer Lage nicht gehörig zu tröſten wiſſen, und wer weiß, wie oft, gern mit euch tauſchten!

Wollen Sie die Todten auferſtehen heißen, ſchöne Julie? wollt ich der Madame R. zurufen, als ich ſah, daß der Wagen vor der Abtei hielt. Wir ſtiegen aus. Der

eheliche Schweizer wurde aus dem Schlafe gepocht, er kam mit Lichtern, freundlich genug; wir traten in die verwüſtete Kirche. Der Wind gieng ſcharf und das Licht, das vor uns her getragen wurde, flackerte ſo, daß ſich an den Säulen, in den Kapellen wunderbare Schatten, wie Geſtalten bewegten. Schwirrend und ſchreiend flatterten die Eulen über uns weg, die der Lichtſchein erſchreckt hatte. Mir ſchauderte, uns allen mochte nicht wohl zu Muthe ſeyn. Doch Julie, ob ſie gleich ein wenig bewegt war, blühte, wie eine Roſe, und ſtand mit dem Lächeln der Unſchuld auf den Gräbern. Der Kontraſt dieſer Grüfte und Ruinen mit der jungen Schönheit vor mir machte einen tiefen Eindruck auf mich. Wie ſie da glänzt und blüht, dacht ich; wie, wenn des Todes Hand über dieſe Blume hinſtreifte, und ſie entblätterte? ... Doch bald entwich dieſer Gedanke; denn wie iſt es möglich an die Vergänglichkeit eines Weſens zu glauben, indem es in ſolcher Friſchheit und Kraft vor einem ſteht?

Der Schweizer führte uns in die tiefen Gewölbe hinab, und zeigte uns die leeren Stellen, wo die Särge von drei Dynaſtieen geſtanden hatten. Sie ſind nicht mehr da, die prächtigen Monumente, ſagte er, aber dieſe Stelle haben die Buben nicht vernichten können, und wenn kein Stein auf dem andern mehr ſtünde, ſo würden die Enkel noch ihren Kindern dieſe Stelle zeigen, und ſie wird merkwürdig bleiben, ſo lange ſich noch Menſchen beſinnen.

Dort ſtand Ludwig der XV., ſagte der Schweizer,

indem er ein Plätzchen am Ausgange des Gewölbes zeigte. Dort wurde immer der letzte König hingesetzt, um dem folgenden Platz zu machen; er hat keinen Nachfolger gehabt, ich dachte das nicht, als sie ihn hinsetzten. In diesem Augenblicke sah ich die Sterne durch die Kuppel blitzen, das Gedicht der Karschin fiel mir ein:

Noch voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen;
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.
Hier aber, unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles,
Dem Thronen-Pomp, dem Kronen-Glück
Droht eine Zeit des Falles. *)

Sie sind gefallen, die stolzen Herrscher, dacht ich, aber wenn gleich die Wuth der frechen Empörer bis in ihre Ruhestelle gedrungen ist, um sie zu vernichten, so ist doch das Andenken ihrer Größe unvergänglich. Auch Napoleons Ruhestätte wird einst der Enkel zeigen, doch wird sein Geist noch fortwirken in seinen Thaten, und sein Andenken wird seinen Stamm befeuern, daß er des Ahnherrn würdig bleibe.

Der Kaiser wird St. Denis wieder herstellen? **)

*) Verse aus der Ode: Wenn ich erwache denk' ich dein. Siehe Karschin Gedichte.

**) Schon ist die Arbeit an der Abtey von St. Denis begonnen, und wird mit unbegreiflicher Schnelle vollendet:

fragt ich den Schweizer. Ja wohl! sagte er freudig, ich werde es wieder in vollem Glanze, und noch schöner sehen,

die Kuppel ist völlig bedeckt, die eisernen Stäbe an den Fenstern, welche die Zerstörer ausgebrochen hatten, sind neu eingesetzt, die Wände werden ausgebessert, und schon sahen wir die erfreulichen Farbengläser am Mittelfenster der hohen Emporkirche wieder schimmern; die Zerstörer hatten in St. Denis keine Scheibe gelassen, und sogar, um einen antiken Kopf von Marmor wegzureißen, ein Loch in die Kuppel gemacht. Die Einwohner von St. Denis überlassen sich der angenehmen Hoffnung die Monumente wieder zu bekommen, die man ihnen unter dem Vorwande entrissen hat, sie vor Beschädigung zu retten, und die nur in der Abtei an ihrer rechten Stelle sind. Vermuthlich ist die ganze Arbeit zum neuen Jahre vollendet. Es ist des Kaisers würdig, dies hohe Monument wieder herzustellen, welches unter Pipin und Carl dem Großen gebaut wurde, und ein Meisterstück der zierlichsten, geschmackvollsten und edelsten Gothischen Bauart ist. Einige Basreliefs mit Figuren an der Außenseite, sind in einem so edeln Style gearbeitet, daß auch ein Grieche sich ihrer erfreuen würde, und der ganze Plan der Abtei, die unschätzbare Kuppel der Emporkirche, sind von einer Schönheit, die ich vergebens in neuen Gebäuden suche. Noch hat der Kayser diese Kirche nicht betreten, vermuthlich wird er bei ihrer Einweihung zugegen seyn, nach meinem Gefühle eine der herrlichsten, ehrenvollsten Ceremonieen, die unter seiner Regierung bis jetzt Statt gefunden haben. Es ist seiner würdig, die Denkmale wieder herzustellen, welche Frankreichs alten Herrschern gehörten, und ihren entweihten Staub wieder mit dem Volke zu versöhnen, mit dem Volke, welches an der Zerstörung ihrer Grabmale unschuldig war, denn noch

und die Asche unserer Helden und Fürsten wird wieder durch ihn zu Ehren kommen!

Es war über Mitternacht, als wir aus der Abtei giengen; Madame R. versprach mir noch eine Fahrt nach Montmartre; sie sieht gern die Gräber, und besucht sie oft. Ich sagte ihr, sie solle nach Teutschland, nach der Schweiz gehen, wenn sie poetische Kirchhöfe sehen wollte.

Ich sehne mich nach euch, vaterländischen Grüfte, wo unsere Helden und meine Lieben ruhen, wo die weißen

nennt es ihre Namen mit Ehrfurcht und Anhänglichkeit, und jene niedrige That war das Werk der damaligen Regierung. Die Zerstörer drangen mit einem Befehl vom Ministerium ein, die Särge wurden an die freie Luft gerissen und geplündert, die Todten einer auf den andern geworfen, und nur wenige rohe Menschen aus dem Volke nahmen Theil an diesem schändlichen Unterfangen. Die todten Herrscher blieben liegen, und man wußte nicht, sollte man sie verbrennen oder vergraben. Da weiter keine Ordre darüber einlief, entschlossen sich eines Morgens mehrere Einwohner nebst dem Schweizer, eine große Grube zu graben, die Knochen und Leichname wurden hineingeschüttet, und mit Erde bedeckt — 52 Herrscher! Noch schmeichelt man sich mit der Hoffnung, es würden einige Verfügungen wegen dieser Gruft eingehen, so daß der Staub der Todten von neuem eingeweiht und ehrenvoll beigesetzt würde. Es werde nun was da will verfügt, man wird nie zu viel von der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe des neuen Herrschers erwarten.

Marmorgruppen und die ſchwarzen Kreuze über den grünen Hügeln, unter den hohen Linden ſtehen, und Kinder fröhlich mit Graß und Blumen ſpielen.

Wie iſt es doch dem Teutſchen eigen, jedes Andenken mit dem Zauber der Phantaſie zu vermählen, der die Finſterniß der Grüfte mit blühenden Bildern unterbricht, daß ſie wie eine freundliche Ruheſtätte erſcheinen, welche die Sehnſucht nach dem Tode erweckt!

4.

Juniusmorgen.

Im Thal Montmorency.

1805.

Geliebtes Thal, das meine Blicke grüßen,
Das ſehnſuchtsvoll ich oft im Geiſt geſehn,
Wie ſchön biſt Du, am Quelle wo die ſüßen,
Die duftgewürzten Morgenlüfte wehn!
Wo ſich verſchränkt die Blütenzweige küſſen,
Die Thränenweide ſenkt mit Liebesflehen
Die ſchlanken Arme hin in dunkle Fluthen
Und Roſen kühlen ihres Buſens Gluthen.

Der Bäume Wipfel glühn, getränkt in Glanze,
Welch Purpurlicht belebt die grünen Auen!

Und wie die Weſen ſchweben all-im Tanze
Und Muſik tönet aus der Luft, der Blauen,
So muß aus der Gebirge duftgem Kranze
Der reine Himmel liebeſtrahlend ſchauen,
Und friſche Kraft der Morgenwind verhauchen
Daß neu die Welt in Luſt ſich möge tauchen.

Wie wohl iſt mir in dieſen Einſamkeiten!
Welch ſelig Daſeyn, hier auf ſtiller Flur,
Hier ſchweigt des wunden Buſens innres Streiten,
In Nacht verſinkt des Leidens bange Spur,
Und lieblich klingen meiner Seele Saiten,
Geregt vom ſüßen Hauche der Natur.
O wär in ſolchem Thal in Lieb und Frieden,
Ein Wohnplatz mir, ein blumig Grab beſchieden!

5.

Der Geliebte.

Sonnet.

Du meiner Wonne ſüße Lebensquelle!
Geliebter, mein Gedanke, mein Entzücken,
Es geht ein Morgenroth in deinen Blicken
Der Luſt mir auf, die Welt wird ſchön und helle.
Im Buſen wird das Herz zur Feuerwelle,
Ein banges Schmachten muß es ſüß umſtricken,
So wünſch ich ewig nur nach Dir zu blicken,

Wie Klytia nach Phöbus Strahlen - Helle.
Und jeden Morgen kehrt ſein Angeſicht
Sie zu erfreun, die ſelig ſich erhebet
Den Feuerſtrahl im Buſen aufzufaſſen.
Mit meiner Seele Leben tief verwebet,
Mag ſo Dein liebes Bild mich nie verlaſſen,
Aus dem mein Denken Farbe ſchöpft und Licht.

6.

Reiz des Lebens.

Roſaura und ich giengen heut das Ufer der Seine hinter dem Parke entlang. Es dämmerte ſchon, die Luft war ſchwül. Im Gehölz bei der Mühle am Ufer wollten wir ruhen. Wir fanden Heu auf dem Felde aufgeſchichtet, wir trugen es herbei, unter eine Ulme, breiteten unſere Tücher darüber und ſetzten uns, indem wir ſcherzend ſagten: uns müßte auf unſerer Wallfarth etwas romantiſches begegnen. Nicht lange, ſo ſahen wir eine alte Frau ängſtlich ſuchend umhergehen. Wir fragten ſie, was ihr fehle. Sie ſagte, daß ſie nicht wüßte wo etwas Heu hingekommen wäre, das ſie mühſam zuſammengeleſen, um es zu verkaufen. Wir ſagten daß wir darauf ſäßen, und nun war ſie ruhig.

Ihr leidendes Anſehen, ihre eingefallene Geſtalt fielen mir auf. Ich fragte ſie wer ſie wäre, wie es ihr

gienge. Sie wollte Anfangs mir ausweichen, doch bald wurde ſie überwältigt vom Bedürfniß ſich mitzutheilen. Mit Thränen ſagte ſie, daß ſie arm und elend ſey, und einſt beſſere Tage gekannt habe. Wir bewogen ſie, uns ihre Geſchichte zu erzählen, die mich tief in der Seele erſchütterte.

Jung und wohlhabend war ſie an einen armen Landmann verheurathet, den ſie lieb hatte, mit dem ſie glücklich lebte. Er ſtarb, und hinterließ ihr drei junge Kinder, die ſie mit vieler Aufopferung und Sorgfalt erzog. In der Revolution litt ihr Vermögen Schaden. Der älteſte Sohn wurde conſcribirt, und ſie hat nichts mehr von ihm gehört. Der zweite gieng nach Indien, und ſtarb auf dem Meere. Nur eine Tochter war ihr geblieben, ein liebes hübſches Mädchen. Die Mutter fühlte ſich ſchwach und kränklich, und wünſchte vor ihrem Tode das Mädchen verheurathet zu ſehen. Ein begüterter Bauer hielt um ſie an, doch verlangte er eine gute Ausſtattung. Die Tochter hatte ihn lieb. Die Mutter bot alles auf, entblößte ſich ſelbſt von Allem, ſtattete die Tochter vortreflich aus, und hoffte ihr Kind glücklich zu machen, und mit ihr und dem Schwiegerſohne zu leben. Als die Hochzeit vorüber war, bezeigte ſich der Schwiegerſohn hart und tiranniſch gegen ſeine Frau, übermüthig und höhniſch gegen die Mutter. Sie duldeten beide, ſo gut ſie konnten, die junge Frau wurde ſchwanger, und ſtarb nach der Entbindung. Ihr Kind, ein Sohn, überlebte ſie nur 24 Stunden, doch ſtützte der Schwiegerſohn auf das kurze Leben dieſes Kindes ſeine

Anſprüche auf die Ausſtattung ſeiner Frau. Sey es durch Liſt, durch Geld, oder durch die Geſetze, genug, er drang durch, und ſtieß ſeine ehemalige Schwiegermutter aus dem eigenen Hauſe. Die Unglückliche gieng umher, unbewußt wo ſie ein Nachtlager und Brod finden würde. Betteln wollte ſie nicht, ſie nahm Dienſte als Kühmagd. Gram und Alter hatten ihre Kräfte angegriffen, ſie war nicht lange fähig dieſen Dienſt zu verrichten, und wurde entlaſſen. Sie fand ihr Nachtlager in einem Stall, wo ſie der Magd an die Hand geht, und allerlei kleine Geſchäfte verrichtet. Dort ſchläft ſie auf Stroh, lebt von trocknem Brode, und was ihr ſonſt im Hauſe gereicht wird. Wenn Heu oder Korn geärndtet wird, hält ſie eine Nachleſe.

Ach! vier und achzig Jahre iſt ſie alt, und die Erinnerung der guten Zeit ſteht zu ihrer Quaal noch friſch und jung vor ihr da! Wir ſagten ihr, ſie möchte auf das Schloß kommen, und nach uns fragen. Sie war ſchwach von Gedächtniß und von Geſicht, unſere Namen konnte ſie nicht behalten. Ich hatte ein Billet bei mir, welches ich ihr gab, und ſagte, ſie möchte es dem Portier zeigen, ſo würde er ſie zu mir führen, und wir würden von ihr mit Madame R. ſprechen.

Ach! rief ſie aus, c'eſt donc Dieu, qui m'a conduit ici!

Sie kam, ich hatte das Vergnügen ihr verſprechen zu können, daß Julie für ſie ſorgen wird. Die Luſt ihr wohl

zu thun, hatte sich bis auf die Dienstboten erstreckt, und mit Geld, Kleidungsstücken und Speise überhäuft, wurde sie entlassen. Wer kann es sagen, wie ihre erloschenen Blicke sich noch einmal froh belebten, wie sie zitterte und dankte!

Mich schauderte vor dem Gedanken an ihr Schicksal. Wie ist sie so ganz allein, so von allen Neigungen und Kräften des Herzens verlassen! Was hält sie noch an der Welt? O unbegreiflicher Reiz des Lebens, dessen letzten Tropfen der Unglückliche noch mit sehnsuchtsvoller Hoffnung auffängt, und, wie herbe er auch seyn mag, nicht verschmäht!

7.

K l a g e.

Ich fühl' in mir die innre Kraft erblassen,
Die alle Kräfte regt zum muntern Leben;
Es will der Trieb zum Dichten mich verlassen
Und wie gelähmt ist alles höhre Streben.
Was einst mein Geist mit Liebe mocht umfassen
Das kann mir nicht die alte Freude geben,
Todt liegt vor mir die Waldung und die Flur
Und keine Zunge mehr hat die Natur.

Wo biſt du hin, des ſüßen Lebens Fülle?
Biſt du verſiegt im Buſen, holde Quelle?
Ich ſtehe kraftlos vor der ſchönen Hülle,
An der erblichnen Freuden Grabesſtelle.
Auf alles ruht des Todes dumpfe Stille,
Und nimmer wirds in meiner Seele helle.
So muß ich denn das Liebſte ſcheiden ſehen
Und über Gräber hin, zum Grabe gehen!

8.

Der ländliche Ball.

Ein junger Landmann mit einem runden friſchen Mädchen kam dieſen Abend auf das Schloß, um Madame R. und ihre Geſellſchaft zum Ball einzuladen, der nach der Erndte, am Tage der heiligen Roſa beim Gärtner von Clichy gegeben wird. Wir giengen hin. Es traf ſich eben, daß Madame R. ein kurzes weißes Ballkleid trug, von feinem Muſſelin mit Spitzen garnirt. Ein ſchneeweiſſer großer Baſthut, von welchem herab ſich drei volle Roſen auf die Stirn nach dem linken Schlafe zuneigten, ein ſchmaler Gürtel vom zarteſten Lilas, was bedurfte es mehr, um ſie zu ſchmücken? ſie, die ſo glänzend, und mit eben dem freundlichen Anſtand in die dunkle Hütte trat, als gienge ſie in den Ballſaal eines Miniſters!

Ein kleines niedriges Zimmer, auf den Schränken

und Tiſchen einige Talglichter, zwiſchen den Gardinen des Alkovens ein Violiniſt, der mit heiſchrer Stimme die Touren kommandirte, Bauern und Tagelöhner — welche Umgebung für Julie R.! Doch je weniger harmoniſch dieſe Umgebung mit ihr war, je lieblicher und glänzender erſchien ſie ſelbſt.

Es drängte ſogleich alles ſich um uns her. Wir waren vier Damen, die zum Contretanz engagirt wurden. Der Wirth ſagte zu Madame R.: Hier iſt nicht Veſtris, nicht Gardel, aber luſtig ſind wir. Nun tanzte ſie. Meine Blicke wiegten ſich auf ihren anmuthsvollen Bewegungen, es iſt als wäre ſie ſelbſt die Muſik zu ihrem Tanz, und mich dünkt, ein Tauber müßte ſich einen Begriff von Harmonie und vom Klange machen können, wenn er ſie tanzen ſähe.

Wir wurden zu allen Tänzen geladen, und ſchlugen die meiſten aus, damit die jungen Landmädchen nicht Zuſchauerinnen blieben. Nur die Erfriſchungen durften wir nicht ausſchlagen, die nach jedem Tanz gereicht wurden. Sie beſtanden aus Wein, Zucker und Waſſer. Wir blieben bis Mitternacht. Beim Weggehen ſagte Madame R. den Bauern: ſie lade ganz Clichy auf künftigen Sonntag ein, um auf dem Schloſſe und im Parke zu tanzen. Sie freuten ſich herzlich, denn, ſagten ſie, wenn Madame R. nicht wäre, ſo hätten ſie ſonſt das ganze Jahr keine Erholung als am Feſttage der heiligen Roſa.

Die herzliche Höflichkeit, die Beſcheidenheit, und der

munteré zierliche Tanz der Französischen Bauern hat mir sehr gefallen. Ihre Kleidung ist sehr städtisch, das kann aber so nahe bei Paris nicht anders seyn.

9.

Die Feste der Heiligen.

Alle Rosen hatten gestern ihr Fest, d. h. alle Frauen, Mädchen und Kinder, die Rose heißen. Es ist eine wohlerfundene Sitte mit diesen Namenstagen und der Art, mit welcher sie hier in Paris, und in katholischen Ländern überhaupt gefeiert werden. Am Abend vorher werden die Blumen und Verse und Geschenke gebracht, alle so sinnreich und scherzhaft, als möglich. Eingeladen werden wenige, die meisten Verwandten und Freunde finden sich von selbst ein, und jeder ist willkommen, der nur einen Strauß bringt. Das Haus kann oft all die Blumen und Blumenstauden nicht bergen, und es ist mir immer unbegreiflich, wo alle die Blumen herkommen, die an solchen Tagen verschenkt werden, um so mehr, da Paris auch für sechs Meilen in die Runde die Blumen liefert, und da man in den Winterfesten keine Veränderung spürt, die so bekränzt sind wie die des Frühlings.

Bei solchen Festen wird gesungen, deklamirt, getanzt, Musik gemacht, die gesellschaftlichen Spiele alle kommen

an

an die Reihe, es werden Sprüchwörter aufgeführt, alles je bunter je beſſer, wenn man nur fröhlich iſt.

In großen Häuſern werden dieſe Namenstage mit Ceremoniel behandelt. Ein köſtliches Souper, glänzende Geſellſchaft, die beſten Acteurs und Aktrizen, die beliebteſten Sänger und Muſiker, die berühmteſten Tänzerinnen werden eingeladen, und ſpielen, ſingen, tanzen, wie auf der Bühne, vor einer Geſellſchaft von 150 Perſonen. Die üppige Verſchwendung der Blumen, mit goldnen und ſilbernen Geſchirren, und andern reichen Geſchenken, wird, wie eine Trophäe im Salon geordnet, und es zeigt ſich in allem mehr Anmaaßung und Mühe, dennoch bleibt es dabei, daß ſich auch aus dieſen großen Feten die urſprüngliche Fröhlichkeit und muntre Unordnung eines ſolchen Tages nicht verbannen läßt.

10.

Der Ball auf dem Schloſſe.

Ganz Clichy freute ſich auf den heutigen Abend. In weißen Schürzen und Häubchen, mit rothen Tüchern und goldnen Halsketten, kamen die friſchen Bäuerinnen an, begleitet von ihren Vettern und Freunden. Die Dienſtleute vom Schloß, die Kammerfrauen, alles war gepuzt und hatte etwas zu erwarten. Die Bauern hatten von vier Uhr an im Park getanzt, ſie entfernten ſich um ſieben.

da wir zur Tafel giengen. Eine glänzende Gesellschaft, die bei Mad. R. versammelt war, mischte sich nach dem Essen unter die Bauern, die von allen Seiten zuströmten, und die zwei Eßsäle und den Billardsaal füllten, wie auch einen Theil des Parks, den der Mondhelle warme Abend sehr angenehm machte. Madame R. mit ihrem Neffen, führte den ersten Contretanz der Bauern auf. Im zweiten tanzten Herr und Madame R. Im Salon war für die Pariser eine Musik, und die Bauern tanzten in den zwei aneinanderstoßenden Eßsälen, die mit Argandischen Lampen erleuchtet waren. Es war ein hübscher Anblick, die drei Tanzsäle nach einander.

Der Salon war voll schöner Frauen: die liebenswürdige Wirthin, die schöne Signora Ruga aus Mailand, die liebenswürdige Rosaura und ein Schwesternpaar: Zoé und Virginie, zwei ganz Raphaelische Gestalten, die jüngsten und zartesten Blüten des Festes — fielen mir als die schönsten auf. In den Contretänzen machte diese Vereinigung einen harmonischen Effekt, der wohl eher für eine seenhafte Täuschung als für Wahrheit gehalten werden konnte, wozu denn der Reiz des Französischen Tanzes gleichfalls beitrug.

Ich möchte es eher loben, und für ein Zeichen von Bildung halten, daß der Tanz in Frankreich als Kunst behandelt wird, als mich den Tadlern zugesellen. Ich halte es für eine Pflicht der Frauen, die Anmuth der Bewegungen so fein auszubilden, als sie es nur vermögen, wozu der

Tanz das beste Mittel ist. Macht man es sich einmal zum Gesetz, sich in allem mit Anstand und Zierlichkeit zu betragen, so macht die Gewohnheit, daß nicht mehr Anstrengung dazu gehört, als wenn man es unterläßt. Die Anmuth ist uns angeboren, denn was ist graziöser als ein fröhliches Kind? Wir verlieren diese natürliche Grazie nur durch schlechte Angewohnheiten, darum müssen wir sie durch Achtsamkeit und gute Gewohnheiten uns wieder zur Natur zu machen suchen. Was ist reizender als ein Mädchen, eine Frau, die mit der vollen Blüte der ausgebildeten Schönheit, die naive Grazie der Kindlichkeit vereinigt?

Als die ersten Contretänze verüber waren, wurde gewalzt. Man walzt hier auf der Spitze des Fußes; am beliebtesten ist der Russische Walzer. Es ist ein doppelter Walzpas, und wird gehüpft: Ein muntrer und hübscher Tanz, der statt des schnellern Walzens nach den ersten Touren des gewöhnlichen Walzers getanzt wird.

Nun ergriff Virginie auf Bitte der Mad. R. den Tambourin. Die Harfe erscholl zur Gavotte. Das junge Mädchen erhielt allgemeinen Beifall, wegen ihrer natürlichen Anmuth und wegen ihrer Schönheit.

Nun kamen wieder Contretänze und Walzer, wie auch eine Angloise, dieser Tanz wird hier zu sehr gehüpft, zu rasch ausgeführt. Die Quadrille wird in Paris fast eben so getanzt wie bei uns, mit dem Unterschied, daß sie viel rascher ist, und daß die Touren mannichfaltiger sind.

Auf einmal ergriff Madame R. den Tambourin. Ein Freudengeſchrei erſcholl. Die Geſellſchaft ſchloß einen Kreis, mitten im Tanz hörten die Bauern auf und drängten ſich herbei.

Zuerſt begannen langſam und feierlich die Töne der Menuet. Eine tiefe, tiefe Verbeugung! Mit einmal erſchallt die Muſik zum raſchen Tanz, der Tambourin klirrt mit ſeinen Silberglöckchen. Die muntern Scherze der Gavotte beginnen. Es ſind wahre Kaprizen der Grazie, dieſe Touren, der Körper wiegt ſich auf den Tönen, die Wendungen ſind überraſchend und maleriſch. Der Tambourin, bald in Lüften ſchwebend, bald geſenkt, bald ſeitwärts mit hingeneigtem Körper gehalten, das Haupt halb verbergend, und das Forte und Adagio der Bewegungen mit ſeinem Schall begleitend, hat einen unbeſchreiblichen Reiz. Und Julie R., die in dieſen Tanz bald ſüßes Schmachten, bald holden Muthwillen, bald frohen Scherz, kurz, ein ganzes Zauberwerk von Ausdruck und Lieblichkeit legt! —

Unſere Augen wurden trunken von dem ſüßen Licht ihres Weſens, und ſo ſchön auch unſer Genuß war, wurde er doch durch die Vorſtellung geſtört, daß der Tanz endigen würde.

11.

Ländliche Beluſtigungen der ſchönen Welt.

Muſik und Tanz ſind das Element der Franzöſiſchen Cirkel. Am liebſten ſind ſie mir bei ländlichen Beluſtigungen. Oft ſind die Abende friſch, ein helles Feuer lodert im Kamin, während die Glasthüren nach dem Garten zu offen ſtehen. Die Geſellſchaft iſt Gruppenweis zerſtreut beim Schein der Flamme, die ſpielend farbige Lichtmaſſen auf die Figuren wirft. Die Harfe erklingt, dies romantiſche Inſtrument, bei dem ich mich gern in die alte Zeit träume.

Die beſten Sängerinnen der Hauptſtadt, die beſten Muſiker kommen, ſolch einen Abend zu verſchönern. Ich hörte heute auf der Harfe, den in England und Teutſchland gleichfalls geſchätzten Hr. v. Marin. Mir war als erſtaunten die Saiten über die Sprache, die er ihnen gab. Auch Cécilie St. Aubin, ließ ihre ſchöne Stimme hören. Es iſt eine Italiäniſche Kehle, ſo jung, ſo friſch, ſo ſilbern und reich! Wir baten auch die Mutter zu ſingen. Soll ich Sie einſchläfern? fragte ſie. Thun Sie es, antwortete ihr jemand, wir werden ſchöne Träume haben.

Auch Wölfl war hier, und gab mir mit ſeinem ſchönen Spiel die Entzückung des Abends wieder, da ich ihn in Teutſchland hörte.

Ein ſolcher Abend iſt ein wahres Schariwari. Es wird geſpielt, geſungen, deklamirt, getanzt. Die geſellſchaftlichen Spiele ſind äußerſt lärmend und beweglich. Auch Sprüchwörter und Charaden werden aufgeführt. Das bekannte Sekretairespiel, und Monſieur et Madame, ſind zwei recht witzige und muntere Spiele, die ſehr beliebt ſind.

Billard ſpielen die Frauen hier meiſterhaft. Es iſt eben nicht das vortheilhafteſte Spiel für die Anmuth der Bewegungen, um ſo koquetter iſt der beliebte Federball.

Solch ein Abend iſt wahrhaft munter. Dafür iſt es aber auch nur außer Paris erlaubt froh zu ſeyn, und all dies Leben bleibt für das folgende Jahr auf den Landſchlöſſern zurück. Deßhalb wird der Aufenthalt auf dem Lande bis zum Karneval verlängert, um ſo mehr, da die Bequemlichkeiten und die Geſellſchaften aus der Stadt, dort nicht vermißt werden.

12.

Das Bad im Fluſſe.

Lau war der Abend, der Vollmond ſchien, kein Lüftchen wehte. Es war, als ſchwiege die ganze Natur vor der Pracht des ſchönen Himmels über uns.

Am Ufer ſtand ein Kahn, mit einem weißen Gezelt

bedeckt, die Damen stiegen ein. Sanft glitt der Nachen über die ruhige Fläche, die das Bild des Mondes und der Gegend freundlich in ihrem Spiegel aufnahm.

Wir hielten an, wo in der Seine ein dicht verhangnes Gezelt bereitet war. Bald waren wir entkleidet, und bald hatte uns die liebliche Kühle des Wassers in ihrem Schoos aufgenommen.

Da wir zurückkamen, ritten einige Damen durch den Park über den Rasen weg nach dem Schloß. Es nahm sich artig aus im hellen Mondschein, diesen Zug der weißen Gestalten über den grünen Plan zu sehen.

Ein köstliches Souper von feinem Geflügel, Wildpret, Früchten und Konfekt, stillte unsern Appetit, den das Bad erregt hatte, und beschloß den Abend unter fröhlichen Scherzen.

Die Pariserinnen lieben diese Flußbäder, die den Nerven und der Haut sehr zuträglich seyn sollen. Auf dem Lande wird theils des Morgens, theils des Abends im Fluß gebadet, selbst bei kühler Witterung und spät im Herbst.

In unsrer Nachbarschaft, bei Neuilly, ist das Badezelt der Prinzeß Karoline, bei einer Insel aufgeschlagen. Ein dichtes Gitter, im Wasser mit einem Zeltdach, daneben ein artiges Häuschen, zum An- und Auskleiden; eine Gondel mit einem Zeltdach und weißen Gardinen,

auf der eine dreifarbige Fahne weht. Auch das Zelt iſt dreifarbig. Das Ganze ſo einfach und bequem, als niedlich.

13.

Lebensglück.

Der Mond ſchien voll und hell über die Felder, wir fuhren raſch durch die duftenden Lindenalleen. In ſanfter Bewegung wiegten ſich die leichten Federn der eleganten Kaleſche. Kindiſch tändelte die Luft mit den Blüthen und Zweigen, ein liebevolles Leben wehte über der Erde. Ich fühlte mich beſeelt und hingenommen, die Schönheit der Natur rief aus dem Schlummer theure Erinnerungen hervor, die, ſich entfaltend an ihrem Buſen, wie Blumen am Sonnenſtral die ſüßen Düfte aushauchten.

Meine Kindheit mit ihrer ſtillen Seligkeit, meine Geſpielinnen, meine erſten Freuden, alles erwachte liebkoſend in meiner Seele. Wie ein Traum war alles Unglück verſchwunden, und alles was ich liebe war wieder da, als hätte ich nichts verloren. Dauern konnte ſolch eine Stimmung nicht, aber es iſt ein ſolcher Augenblick der Entzückung nichts anders, als eine göttliche Offenbarung der ewigen Liebe, die im Buſen den Troſt zurückläßt, daß kein ächter Beſitzthum des Herzens uns auf immer geraubt wird, daß wir einmal alles am großen Quell der Liebe wieder finden.

Das Anhalten der Kaleſche weckte mich aus meiner Träumerei. In M. ſtiegen wir aus, vor einer Hütte am Fuß des Waldes. Es war Juliens romantiſcher Plan, daß wir hier zu Abend eſſen ſollten. Der Sitz unſrer Kaleſche verbarg ſeine kalte Speiſen und koſtbare Weine; Früchte hofften wir in der Hütte zu finden, deren Bewohner, ein alter Familienvater durch Juliens Wohlthaten ihr bekannt war. So wie leckere verwöhnte Münder auch einmal von ganz einfachen Speiſen gern koſten mögen, ſo wünſchen auch reiche Menſchen, die immer mit Glanz und Kunſt umgeben ſind, mitunter ein wenig Natur zu koſten; dies war wohl der Anlaß zu unſrer Spazierfarth. Auf eine unerwartete Weiſe wurden wir, die wir uns heiter zerſtreuen wollten, mit Schmerz und Nachdenken überraſcht.

Als wir in die Hütte traten, fiel mir der Anblick eines Mannes in Schwarz gekleidet, auf, deſſen tiefe, ganz lebloſe Trauer mit der Blüthe der Jugend und Schönheit in ſeinen Zügen, wunderbar ſtritt und kontraſtirte. Neben ihm ſaß der Geiſtliche des Ortes, der ſeine Hand hielt, die Hausmutter, der alte Vater, zwei ehrwürdige Geſtalten, ſahen traurig auf den jungen Mann hin, und ihre verweinten Augen bezeugten die Macht des Schmerzes, wie ihr auch die reifſte Zeit des Menſchen unterthan iſt. Unter dieſen Trauergeſtalten ward ich ein holdes blondes Mädchen gewahr, ein Enkelkind der Alten, die in ihrem zarten Antlitz die Ruhe des Himmels und die ganze ſüße Unbefangenheit der Kindheit trug. Sie war die erſte, die uns bemerkte, und fröhlich auf Julie zulief, die ſie herzlich

rüste. Unsre Gegenwart schien der Familie auf eine schmerzliche Weise willkommen, es war ihnen wohl überraschend ihre geliebte Wohlthäterin, die schöne Julie zu sehen, doch war ihr Schmerz zu frisch, um irgend einer fremden Zerstreuung fähig zu seyn, denn die Trauer verlangt die eigene Nahrung, und verzehrt sich zuletzt in sich selbst, dahingegen jeder fremde Eindruck sie stört und reizt.

Mit bebender Stimme sagte der Alte: Ach Madame, muß ich Sie jetzt sehen, nun ich so unglücklich bin, meine Tochter ist eben gestorben, hier ist der Wittwer — das Kind ist am Leben.

Der junge Mann brach in Thränen aus: O Madam, sagte er Julien, wie glücklich haben Sie mich gesehen, nun ist alles vorbei. Keine Freude mehr auf Erden, kein süßer Genuß mittheilender Liebe, kein Trost mehr in Thränen, das Grab hat alles hingenommen — das Leben hat gar nichts mehr für mich! —

Als die Pflicht der Geduld und Resignation, unterbrach ihn der Geistliche. Beugen Sie sich, mein Sohn, mit Hingebung und ohne Murren unter der schweren Wolke, die über Sie hängt, hinter ihr dämmert die Ewigkeit. Was Ihnen das Grab entrissen, das ist ein Pfand was Ihnen die Ewigkeit aufbewahrt. Die Zinsen sind Ihre Thränen und Qualen hienieden.

Ach, sagte Julie zu mir, wie leid thut mir die lie-

denkwürdige Frau, nie hab ich eine größere Eintracht, eine treuere Zärtlichkeit gesehen, als bei diesem Paare.

Und wenn Sie gesehn hätten, sagte der junge Mann, wie stolz und froh sie war, daß sie Mutter werden sollte, wie sie sich belebte, wenn sie von der Seligkeit sprach, die ihrer wartete, wie sie das Gefühl ihrer edelsten und süßesten Bestimmung auf die Mutterwürde übertrug. Ach! sie starb, so geliebt, so rein, so glücklich, in der Blüthe ihrer Jahre!

Wie manche, sagt' ich, mag ihren Tod beneiden. — Und wenn sie nun mit befleektem Ruf, einsam und unbeweint gestorben wäre?

Ja wohl, sagte der Geistliche, so wie so manche stirbt, die von ihren edelsten Gaben Mißbrauch machte. Diese junge Verstorbene trat mit frischen Kräften eine mühsame Lebensbahn voll Muth und Zuversicht an. Ihre Naturgaben, ihre Annehmlichkeiten, ihre Geschicklichkeit, wußte sie alle auf das häusliche Leben wohlthätig anzuwenden, statt sie im Gewühl der Welt zu verschwenden, im eiteln Glanz der gesellschaftlichen Verbindungen. Sie machte ihren Mann glücklich, sie regierte ihr Hauswesen mit Treue und Sorgfalt. Da sie selbst der Kasse vorstand, und es mit ansah, wie das Geld so zu sagen tropfenweis hineingelangte, so dachte sie nicht daran, es in Putz und unnützen Kleinigkeiten in vollen Summen auszugeben, wie jetzt alle Frauen thun, die nimmer in Einnahme und Ausgabe das

Gleichgewicht halten. Dabei war sie sanft, heiter, fleißig, so daß ich sie ansah, wie einen Engel auf Erden.

Die himmlische Julie suchte die Unglücklichen zu erheitern. Sie versprach das Kind zu sehen und zu beschenken, sie ließ die Speisen auspacken, aber niemand rührte daran, die kleine Blonde ausgenommen, die ein Zuckerbrod in Wein tauchte, und Julien mit liebkosendem Blick ansah, indem sie es aß.

Wir fuhren fort. Im Wagen sagte Julie seufzend: Es ist wie ich sehe nicht immer genügend, daß man reich ist. Ich bin traurig geschieden von diesen guten Leuten, und vermögte nichts über ihren Schmerz mit all meinem Golde. Ich denke mir noch manches aus, und finde nichts für sie zum Trost, das in meiner Macht stünde.

Es würde Ihnen noch schwerer werden für andere zu wirken, sagte ich, wenn Sie unglücklich, verfolgt, verlassen wären, und allen Regungen Ihrer schönen Seele durch die Nothwendigkeit Einhalt thun müßten.

Ich dächte nicht, erwiederte sie. Wenn man auf eigenes Glück gezwungen ist, zu entsagen, und nicht der Resignation fähig ist die dazu gehört, so öffnet sich immer noch eine Quelle des Wirkens und der Genüsse für andere, deren Glück uns am Herzen liegt.

Wenn aber die Mittel fehlen? warf ich ein.

Deſto beſſer, ſo zerſtreut es das Gemüth außerordentlich, wenn man ſie aufſucht und findet.

Iſt denn aber das Finden möglich?

Gewiß, Liebe: es müßte das tiefſte, gränzenloſeſte Elend ſeyn, welches uns die Mittel nimmt, auf das Schickſal eines geliebten Weſens wohlthätigen Einfluß zu haben, und in welcher Lage man auch ſeyn könne, ſo iſt es einem liebevollen Geiſte vergönnt, ſie aufzufinden. Der ächten Kraft eines ernſten Willens wird ſelbſt das Schickſal unterthan. Jedoch verſteht ſich, daß, wer für andere recht thätig wirken will, damit anfangen muß, ſich ſelbſt zu vergeſſen, und das wird ja dem Unglücklichen leichter, als dem vom Glücke Verwöhnten.

Da wäre ja, ſagte ich, ein Standpunkt feſtgeſetzt für dauernde Glückſeligkeit: liebevolles Wirken aus innerer Kraft des Herzens, in ſtolzer Unabhängigkeit von äußern Schickſalen; dann nur kann man mit Ruhe auf die Zukunft hinſehen, und die Ahnung deſſen faſſen, was in ihr verborgen liegt.

Die Hoffnung mißt der Zukunft weite Räume,
Erwartung ſieht entgegen allen Stunden,
Ach, kaum genoſſen ſind ſie ſchon verſchwunden
Mit Luſt und Weh, geflügelt, wie die Träume.

Das falſche Glück läßt keine Spur zurücke,
Wie Dunſt verfliegt der leeren Welt Genuß,

Aus goldnen Schalen winkt der Ueberdruß,
Dem Ehrgeiz droht des finſtern Neides Tücke.

Verlangſt du ſüßes Gleichgewicht der Schmerzen,
Im Tode Troſt, der Seele innern Frieden;
So ſammle fleißig, weil du wallſt hienieden,
In Troſt und Liebe, Schätze deinem Herzen.

VII.

Die Kunſtausſtellung 1804.

(Aus einem Briefe an Dorothea.)

Kommen Sie ſo bald als möglich, den Salon zu ſehen, ſagte mir der gütige Denon, in aller Freude, die er ſelbſt darüber empfand. Er iſt, fuhr er fort, diesmal ſo reich als mannichfaltig, in den meiſten Werken iſt Studium, Fleiß und Treue ſichtbar, und unſere Künſtler ſind beſeelt vom Geiſte des Heroiſchen und Romantiſchen.

Meine Erwartung war geſpannt. Wer hat denn etwas geſendet? fragte ich: Regnault, David, Guerin, Gerard! Ich wüßte doch nicht, daß einer von dieſen etwas vollendet hätte. David's Thermopylen ſind noch nicht ſichtbar, Guerin in Rom tränkt und heiligt ſein Auge mit dem Glanze der Denkmale der Vorwelt. Gerard,

der vielverſprechende, ſcheint auf ſeinen früherworbenen Lorbeern ſich der Ruhe zu überlaſſen; und Regnault's. . .

Niemand von den allen hat etwas geſendet, und ohne dieſe Herren haben wir eine prächtige Ausſtellung. Sie werden ſehen....

Ich ſah ihn endlich, den Salon, und mußte oft zurückkehren. Ich erwähne zuerſt des gekrönten Werkes eines jungen Künſtlers Gros, eins der beſten hiſtoriſchen Nationalſtücke, die Frankreich bis jetzt aufzuweiſen hat. Gros, ein Zögling David's, war bisher nur als ein hoffnungsvoller Portraitmaler bekannt, deſſen kräftiges, ſchönes Kolorit ſeine Werke auszeichnete.

Er wählte aus dem Leben Bonapartes dieſen Gegenſtand, den wohl jeder gebildete Kenner als für die Kunſt verwerflich anſehen wird, und der es auch iſt, da die Kunſt durchaus nicht das Ekelhafte und Hülfloſe der Verweſung und Vergiftung des menſchlichen Körpers zum Urbild nehmen, ſondern ſich des Schrecklichen nur zum Variarten der Schönheit bedienen, und es mit Würde darſtellen ſoll. Gros hat das Ekelhafte ſeines Sujets in das grellſte Licht geſtellt, hat es aber auch durch einige ſchöne Intentionen und glückliche Gedanken wieder gerettet, wie Du am beſten aus der Beſchreibung ſehen wirſt.

Drei hohe Arkaden wölben ſich über dem Schauplatz im Hospital zu Jaffa, wo das Peſt-Elend neben der Pracht

die niedergebeugte, verwesende Menschheit in der Nähe der Hoheit gestellt ist, wo Napoleon, der Held und Sieger als Mensch erscheint. Für Bonapartes Geschichte, für die Malerei, für den Denker, sagt Gros, wüßte er kein schöneres Sujet, als dies. Es ist natürlich, daß der Künstler von seinem Sujet so eingenommen seyn mußte, um es gut zu behandeln.

In goldgestickter Uniform, mit Tressenhut und rothem Federbusch, umgürtet mit einem purpurnen Kaschemirshawl, über welchem der glänzende und herrliche Gürtel mit goldner Chiffer NB befestigt ist; an seiner Hüfte Karl des Großen Schwerdt, mit Rubinen und Saphyren ausgeschmückt, steht Napoléon vor einem Kranken, dessen pestilenzialische Wunde er befühlt. Seine Haltung ist ruhig, freimüthig, fest. Desgenettes hinter ihm, sucht ihn zurückzuhalten, ein anderer erstaunt über seinen Muth, indeß der Kranke selbst, ihn mit Schmerz und Glauben ansehend, von seinen Qualen erzählt, und die Hand auf das Haupt legt. Auf des Kranken Schultern stützt sich ein andrer, mit einem Blick voll froher Zuversicht, in seinem Gesicht geht der Schmerz in süße Hoffnung über. Zu Bonapartes Füßen ein anderer Kranker, voll der rührendsten Zuversicht, der mit der Hand auf ihn zeigt, und seine Unglücksgefährten ansieht, als wollte er sagen: Alles Elend hat geendet, hier ist die Sonne der Erquickung. — Um diese Hauptgruppe her alles beschäftigt mit Linderung der Wunden, und Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel, und die mannichfaltigen Gruppen sind so sinnreich geordnet als lebendig dargestellt.

Au-

Auf dem erſten Plan, der in ein ſchauerliches Dunkel gehalten, und von Tod und Leiden ganz erfüllt iſt, zeigt rechter Hand ſich ein Chirurgus, ſterbend über einem Todten. Ein Sterbender, lang ausgeſtreckt auf dem Geſichte in der Mitte des erſten Plans, verſetzt durch die kunſtreiche Anordnung der Perſpective, den Zuſchauer ſogleich in den Mittelpunkt des Gemäldes, wo die Hauptgruppe befindlich iſt. Neben dieſem andere, die im Sterben, und mit den fürchterlichſten Schmerzen kämpfend, keiner Hoffnung mehr fähig ſind, und nicht einmal zu dem Retter hinſchauen. Beſonders ſchrecklich iſt der Anblick eines dieſer Unglücklichen, der, ſein Haupt verhüllend, in einem Blick des entflammten Auges die dumpfeſte, tiefſte Verzweiflung ausſpricht. Für alle dieſe Leidenden kommen die Erfriſchungen vergebens, welche Neger und Muſelmänner in vollen Körben geordnet herbeitragen, und an die Kranken vertheilen, die mit unermeßlicher Sehnſucht die matten Hände flehend darnach ausſtrecken. Hier, wo die Krankheit noch nicht ihre ganze Macht hat fühlen laſſen, erwachen Hoffnung und Lebenskraft von neuem, und äußern ſich in den mannichfaltigen Bewegungen der Leidenden. An einem Pfeiler ſich haltend, ſucht ein Blinder hervorzudringen, der Bonapartes Stimme gehört und erkannt; und die Hoffnung mit den Händen ergreifen will, nun an der Rettung nicht mehr zweifelnd. Auf dem Plan der Hauptgruppe zeigt ſich ein Kranker, der von einem Muſelmann aufrecht gehalten, und von einem andern verbunden wird. Indeß ſeine Wunde gepflegt wird, ſchaut der Kranke nach dem Helden hin, als wollte er mit dieſem Anblick ſeine Schmer-

gen beſiegen. Paul Veroneſe hat nichts Farbenreicheres erſonnen, als das Koſtüm des alten Arztes, der mit dem Verband beſchäftigt iſt. Sein Geſicht iſt nur zu häßlich. Ueber den dunkelblauen Sternbund wölbt ſich ein gelber Shawl, mit Purpur und Weiß geſtickt, und in reichen Falten herunterhängend. Purpurne Aermel mit weißem Stoff aufgeſchlagen, ſehen unter dem grünen Kaftan hervor; an der Hüfte hängt an goldener Kette die koſtbare Taſche von Purpur mit Gold, in welcher der Muſelmann ſeinen Taback und dergl. aufzubewahren pflegt. Auf dieſe Weiſe iſt die Fülle der Orientaliſchen Pracht und die Würde der militäriſchen, neben Blöße, Elend und Verweſung geſtellt, und wenn die Nacktheit und Armuth der Kranken die Hülfloſigkeit der leidenden Menſchheit in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt zeigt, ſo wird der Blick von den Umgebungen wiederum erquickt. Dieſe hohen ausgezackten Mauern, die das Gebäude umgeben; die zierlichen bunten Arabesken an den Wänden; der Säulengang, durch deſſen Oeffnungen man einige Baſtionen, das Meer und Schiffe erblickt; die Ringmauer des Gebäudes, über welche die Stadt und ein hoher Thurm hervorſchaut, und hinter der grüne Bäume in voller Pracht dem mit Dünſten beladenen Himmel Trotz bieten; dann im fernſten Hintergrunde das geſchäftige Leben der Franzöſiſchen Krieger, deren Gruppen vermiſcht ſind mit denen der Neger, Muſelmänner und Kameele, zerſtreuen den Blick von den Gegenſtänden des Leidens, und führen ihn zuletzt wieder zurück auf den heilſten Punkt im Gemälde: Napoléon.

Die Schatten in dieſem Gemälde ſind transparent und kräftig, das Kolorit ganz vortrefflich, und die Nacktheiten ſehr keuſch behandelt. Wem es bei allen dieſen Vorzügen noch gelüſten ſollte, es als einen Fehler anzuſehen, daß viele der kranken Geſtalten ſich einander ähnlich ſind, dem ſteht es frei; ich für meinen Theil habe in dieſer Aehnlichkeit nur die Spuren einer gleichmäßigen Quaal gefunden, welche auf alle Geſichter gleichzerſtörend wirkt, und ſie einander ähnlich macht. Dieſem Gemälde gegenüber fand ich die Schlacht von Quiberon von Hennequin.

Im dritten Jahre der Republik warf ein Engliſches Geſchwader eine Armee an die Küſte von Quiberon. Dieſe Armee beſtand aus zehntauſend Emigranten, ehemaligen Offizieren in königlichen Dienſten. Kein Engländer mochte von den Schiffen ſteigen. Die Emigranten, vereinigt mit einem Korps Truppen von der Vendée, bemächtigten ſich der Feſtungen, und es gelang ihnen das Fort Penthievre einzunehmen. Hoche hielt es für gefährlich, ihnen Zeit zu laſſen, ſich dort zu befeſtigen, er zog gegen ſie an der Spitze der Republikaner. Fürchterlich ſchwarz und ſtürmiſch war die Nacht vor dem Gefechte, und am Morgen darauf war kein Strahl von Licht ſichtbar. Nur Wolken, Regen, Stürme. Heftig ſchlug das Meer gegen die Küſte; Felſen und Steinklüfte warfen einander die Regenſtröme, wie Kaskaden zu. Das ſteinigte Ufer, wüſt und unfruchtbar nahm die Trümmer und Leichname auf, die der Ozean ihm zuwarf Die Schlacht war gräßlich, Hoche blieb Sieger. Der Reſt der Ueberwundenen

flüchtete zu den Schiffen, welche sie an die Küste gelandet hatten, und nun nicht mehr aufnehmen wollten. Statt der Rettung fanden sie dort den Tod. Die Engländer stießen sie zurück und ließen auf sie feuern; diese beklagenswerthen Opfer einer unerhörten Treulosigkeit blieben zurück, ein Raub der Wellen, verwundet, sterbend, hülflos, und wer noch Leben hatte, der Wuth der republikanischen Armee ausgesetzt, gegen welche sie hartnäckig gefochten hatten.

Der erste Eindruck des Gemäldes ist nicht vortheilhaft, da die Menge, das Chaos der Gruppen, der finstere Himmel dem Auge nicht gleich einen Ruhepunkt darbieten. Je länger man es aber anschaut, je mehr sieht man, wie es ein gedachtes und tiefgefühltes Ganze ist, so, wie ein Maler mit poetischem Sinn es bilden mußte.

Man sieht im Gemälde die Verwirrung der royalistischen Armee, die zerstreut, verwundet, rettungslos keine Zuflucht mehr sieht und keine Hoffnung mehr faßt. Vom Vaterlande verworfen, von falschen Bundesgenossen verstoßen, vergießen diese Unglücklichen ihr Blut auf dem heimathlichen Boden, und wer der Schlacht auch entronnen, ist dennoch dem Tode nicht entgangen. Vorn auf dem ersten Plan ist eine herrliche Gruppe. Den letzten Seufzer aushauchend liegt ein Emigrant, an dessen Seite die sterbende Gattin, nach der andern Seite des Gemäldes zugewendet, mit dem Arm ihren erblassenden Sohn umschließt, dessen schönes Haupt sich so matt und leidend, und doch so

innig an dieſen Arm ſchmiegt, daß man weinen möchte. Ein Verwundeter, beugt ſich traurig über die Frau. Neben dieſer Gruppe knieet ein junges Weib — ich denke ſie mir als die Geliebte des ſterbenden Jünglings — Ihre Hände, die ſich falten wollten, ſincken muthlos in ihren Schoos. Ihr Haar fällt in Unordnung auf ihre Schulter. Das Haupt iſt erhoben, die verweinten Augen haben keine Thränen mehr; ſie ringt nach einem Seufzer, ihr ganzes Weſen iſt hingenommen und überwältigt vom tiefſten Leid, keine Kraft mehr, die nicht dem Schmerz angehörte. Um dieſe Gruppe her iſt alles in Verwirrung und Muthloſigkeit, auf den Geſichtern iſt ein Schmerz, ein Entſetzen ſichtbar, das ſchon zur dumpfen Erſtarrung übergeht. Ein Kopf von groſſer Schönheit iſt der eines Alten, welcher vor dem Schmerz erſtaunt, der ihn ergreifen will, und Kräfte ſucht dagegen zu kämpfen. Ein Verwundeter legt klagend die Hand auf ſein Herz, doch ſcheint ihm die Verrätherei, deren Opfer er iſt, mehr weh zu thun, als die Wunde. Der Sieger zu Pferde nebſt einigen Offizieren ſchaut unwillig und bekümmert nach den Engliſchen Schiffen hin, die im Hintergrunde auf die Emigranten feuern, und deren Matroſen die Leichname in das Meer werfen. In den Wellen kämpfen viele mit dem Tode; ein Hund iſt eifrig bemüht, ſeinen Herrn am Kleide an das Land zu ziehen, neben dieſer Gruppe ein Skelett, welches den Eindruck des Ganzen ſtört. Am Ufer ſteht ein junger Emigrant, in rother Uniform mit grünem Mantel ſchlank und ſchön. Er ſtreckt voll Entſetzen die Arme aus, und ſcheint ſich von der Ausſicht in ſein Schickſal muthlos wegzuwen-

den. Einige gefangene Matroſen, die von den Engliſchen Schiffen entwiſcht ſind, küſſen voll Inbrunſt den vaterländiſchen Boden. Der Rauch des Geſchützes überzieht den Himmel; wo das Licht herkömmt, weiß man nicht, es iſt als würde das Ganze von Schrecken und Tod allein beleuchtet.

Noch ſind hier viele hiſtoriſche Stücke, welche ihr Daſeyn den Thaten des Kaiſers, und der Dankbarkeit der Städte verdanken. Hierzu gehören zwei, deren eines das gerettete Lyon, das andere Bonapartes Einzug in Lyon darſtellt, beide nicht ohne poetiſchen Werth, jedoch weniger glücklich in der Ausführung. Die Scene von Eginhart und Emma, aus Karl des Großen Geſchichte, iſt gleichfalls von zwei Künſtlern, von beiden mit Gefühl behandelt und dargeſtellt. Von mythologiſchen Gemälden habe ich keins gefunden, das mich angezogen hätte, und einige religiöſe Stücke bewieſen mir, daß es den Künſtlern jetziger Zeit ſchwer werden möchte, ſich fromm und liebend mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäftigen.

Von Monſiau der Tod Raphaels. Der erblaßte Raphael auf einem Paradebette, umgeben von ſeinen Lieblingen und Schülern. Schon der Gedanke dieſes Bildes iſt rührend, und einer gefühlvollen und tiefen Behandlung werth. Monſiau iſt weit unter ſeinem Sujet geblieben. Es fehlt ſeinem Gemälde Kraft, Feierlichkeit, Hoheit und Würde. Ich erwähne deſſelben blos in Rückſicht des Gegenſtandes, der ſo reich, ſo tief iſt, und aus

kräftiger Fülle der Gedanken und der Empfindung dargestellt werden sollte. Es muß eine dem göttlichen Raphael verwandte Seele seyn, die solch einen Gegenstand recht innig fassen und rein und würdig aussprechen wollte.

Du erinnerst Dich, Dorothea, der Valentine von Mailand, von Richard, dem Künstler, dessen Magie uns so wunderbar versetzt in die alte Zeit der Liebe und Wehmuth. Von ihm besitzen wir dies Jahr ein Seitenstück zur Valentine. Ein junger Ritter in stählerner Rüstung, sein dunkelblaues Oberkleid mit goldnen Lilien übersäet, das Haupt entblößt, im Profil sichtbar auf dem ersten Plan, das Tageslicht ist hinter ihm, welches anmuthig auf den Kontouren seiner schlanken schönen Gestalt sich spiegelt. Er stützt sich gebeugt auf ein Knie, die linke Hand ruht auf dem reichen Schilde, die rechte hält das zierliche Schwerd, mit dessen Spitze er auf das Estrich schreibt:

Du traute Agnes, ferne von mir
Wirst länger bleiben im Herzen mein
Als Albion in unserm Frankreich mag seyn! *)

Es ist Karl der Siebente, im Begriff gegen die Engländer zu ziehen, in Agnes Zimmer. Die Bekleidung der

*) Gente Agnès qui de tant loin m'evance
Tant en mon coeur demoureras
Plus que l'Anglois en nostre France.

Wände iſt Purpur, geſtickt mit goldnen Lilien. Die hohen Wölbungen ſind dunkelbraun. Zwei helle Fenſter mit blau und gelber Scheibenumfaſſung. Die Ausſicht im friſchesten Tageslicht auf ferne Gebirge, ein ganzer Zauber von Luft und Dunſt. Auf einer Fenſterſtufe ſteht eine Vaſe von Alabaſter. Im Zimmer ein Notengeſtell, auf welchem Muſik, eine Laute, ein helles Purpurtuch mit Goldfrangen, darauf ein Rocken, umwunden mit Himmelblau. Das Eſtrich iſabellfarb mit Roth ausgelegt, auf dem Boden ein Knaul mit Flachs, ein andrer mit himmelblauer Seide. Das Ganze eine reiche Magie von Farbe, Licht und Lieblichkeit, in der bewunderungswürdigſten Harmonie.

Von demſelben Künſtler ein anderes größeres Stück: Auf dem Schloße zu Chambord Franz der Erſte mit der ſchönen Königin von Navarra. Ein hohes Zimmer, reich und geſchmackvoll verziert. Am Fenſter ein faltiger grüner Vorhang. Auf einem Armſtuhl ausgeſtreckt Franz der Erſte, recht behaglich und ſchalkhaft lächelnd, ein Geſicht voll Geiſt und Feuer, recht, wie man ſich ihn vorſtellen kann, den liebenswürdigen und großen Mann. — Er hat eben eine Schalkheit ausgeübt, auf einer Fenſterſcheibe ſteht der Vers, den er mit ſeinem Demant gegraben:

Wohl wanken alle Frauen
Ein Thor mag ihnen trauen. *)

*) Toute femme varie
Bien fol qui s'y fie.

Die Königin von Navarra ſich zu ihm wendend, die Hand auf ſeine Schulter legend, ihm lächelnd mit dem Finger drohend, mit dem ſie auf den Vers zeigt. Sie iſt im Geſchmack der Bilder des Leonardo da Vinci gekleidet, in purpurnen Sammt, mit goldnem Geſchmeide. Das Licht fällt ſehr angenehm auf Franz des Erſten grünſammetne Schuhe, und die goldenen Halsketten, die auf ſeinem weißatlaßnen Bruſtlatz ſchimmern. Das Ganze iſt froh, bunt und anmuthig.

Von demſelben Künſtler: Vert vert. Eine Scene aus dem bekannten Gedicht von Greſſet. Der hohe Kloſterſaal, lang und ſchmal, mit drei Fenſtern, mit ſeinem nüchternen Lichte, ſeiner züchtigen Stille. Alle Augenblicke denkt man, die braune Thür werde knarren. Man möchte wiſſen, was im Schranke dort ſeyn mag. Eine alte Nonne ſitzt neben dem Papageyenſtock des ſchönen Vert vert, den eine ſchlanke junge Nonne auf der Hand trägt. Das Thier mit ſeinem ſmaragdnen Gefieder, ein recht charakteriſtiſcher Papagey, es iſt, als müßte er zu ſchwatzen anfangen. Bewunderungswürdig iſt der Schatten, den die Figuren auf den Fußboden werfen, das Licht, das von den Scheiben auf die Fenſterbreter fällt, ſo wie überhaupt das Ganze, deſſen Ausführung nicht ſorgfältiger ſeyn kann. Mit der reinen genauen Ausführung der Niederländer vereinigen die Werke dieſes Künſtlers die Anmuth und ſeelenvolle Süßigkeit der Italiäniſchen Schule. Sie bilden ein harmoniſches Ganze, in welchem nichts, was geſucht iſt, oder nach Kleinlichkeit ſchmeckte. Kein Nebenumſtand, deſ-

ſen voller Behandlung der Hauptgegenſtand aufgeopfert wäre. Dieſe Art der Malerei iſt dem menſchlichen Leben am nächſten, heiter und gefällig, zum Herzen ſprechend. Etwas Mittelmäßiges darin, würde unerträglich ſeyn.

Von der Elevin David's: Madame Mongès: Alexander, im Zelte der erblichenen Gattin des Darius. Die Todte, mit einem ſchönen friſchen Blumenkranz auf dem Bette, den Buſen entblößt. Auf einem Seſſel die troſtloſe Mutter von der jüngern Tochter umſchlungen. Dies junge Mädchen iſt recht glücklich und mädchenhaft gedacht und ausgeführt. Auch der Kopf der Mutter iſt ſchön, und es iſt ein poetiſcher Gedanke, daß das Kind der Todten, ſitzend auf der Eſtrade des Bettes, ſpielend ſein Diadem abreißt. Alexander tritt in das Zimmer, ſteif und hölzern mit aufgehobnem Arm, vor ihm ſtehen Stühle, die ihm hinderlich ſcheinen. Die Farbe iſt Gyps, die Dekorationen des Zimmers zu modern und pariſiſch.

Von der Demoiſelle Lorimier, eine junge Mutter, die ihr Kind einer Ziege zum Säugen gegeben hat, und es wehmüthig lächelnd anſchaut. Die Kompoſition des Hintergrundes, ein Schloß und ländliche Gegend iſt anmuthig, das Ganze iſt nicht übel, doch iſt die Farbe ſchlecht.

Von Robert Lefebvre vortrefliche Bildniſſe, treu und wahr, lebendig ohne alle Manier aus der Natur gegriffen. Die zwei beſten dieſer Portraite ſind das des Kupferſtechers Desnoyers, und des Malers Karl Vernet.

Von Hue einige Seestücke, die nicht ohne Verdienst sind.

Von Barler d'Albe die Schlacht von Arcole. Ein kühnes und fleißig gearbeitetes Gemälde. Augenzeugen versicherten mich, daß die Brücke von Schiffen auf dem zweiten Plan, das Gewässer und die Gebirge und Waldung, so wie die Stellung der Armee auf dem zweiten und dritten Plan mit großer Wahrheit dargestellt wären.

Von Cassas Zeichnungen in Wasserfarbe, Gegenden von Konstantinopel, Aussichten vom Serail, von mehreren Theilen der Stadt. Mir wurde von Reisenden versichert, daß diese so sauber ausgeführten Zeichnungen zugleich das Verdienst der Treue und der Richtigkeit der Perspektive hätten.

Von Dunoui die Aussicht von St. Cloud, von einer der Höhen des Parks. Man erblickt die tausendjährigen Wipfel der Waldung im Thal. In der Ferne das Schloß, die Brücke von Sevres, und die Seine, wie sie sich durch die Gegend schlängelt, die Gebirge umher, die sich am Horizont verlieren. Diese Landschaft ist sowohl wegen ihrer angenehmen und fleißigen Ausführung, als wegen der Wahl des Augenpunktes und der Treue der Darstellung zu loben.

Von Vandael dem berühmten Blumenmaler, ein Frucht- und Blumenstück, in Oel. Elegante Komposition, in den Blumen Frischheit und Zartheit, und die Früchte

wie weich, wie saftig und schimmernd! Ich habe weder von ältern noch neuern Malern etwas Vollendeteres gesehen.

Von Redouté sechs Blumenstücke, bestimmt für das botanische Kabinet der Kaiserin. Die Kunst hat in diesen Blumen ihre höchste Stufe erreicht; sie ist wiederum zur Natur geworden. In Aquarell, auf weißem Grunde weiße Blumen, auf dem ersten und dritten Plan! Das Licht ist mit solcher Kunst gespart und gehalten, daß diese Blumen blendend weiß und transparent erscheinen, ohne daß eine weiße Tinte dazu angewandt wäre. Der Kontour ist so weich, so unbemerkbar angedeutet, und doch so ganz Kontour. Die grünen Blätter frisch und kräftig, wie vom Sonnenstrahl durchdrungen, man sieht den Saft in ihren zarten Adern beben. Die reiche Unordnung der zierlichen Blätter in der Nelken glühenden Busen, die sanfte Wölbung des Kelches der schönfarbigen Tulpe, die stolzen Sterne der Margueriten, der kühne Purpur der Lilien, die kalten festen Kelche der Tuberosen, des duftenden Flieders freundliche Gruppen, die Frühlingsathmenden Aurikeln, mit dem Schmetterlingsstaub auf ihren Blättern, der feuchte Schimmer der jungfräulichen Hyacinthe, der zarten Rosen transparenter Glanz und lüsterne Frischheit, in den leisen Adern ihrer Blätter der schimmernde Saft, alles trägt seinen eigenthümlichen Charakter, es ist die treueste Wahrheit, die der Naturforscher fordern kann, mit der lieblichsten Anmuth gepaart. Auch sind diese Blumen so harmonisch und sinnreich gruppirt, die Farben sind in einer Frischheit, einer

Pracht, einem Licht- und Schattenſpiel, einer anmuthigen Miſchung, die es mir begreiflich gemacht hat, wie ein Blumenmaler Dichter ſeyn kann.

Von Barraband Vögel zu Levaillant's groſsem Werke. Dieſer Künſtler iſt in ſeinem Fache ſo weit, als Redouté in dem der Blumen. Er kann ſchwerlich erreicht, auf keine Weiſe übertroffen werden. Auf weißem Velin in Gouache und Lebensgröße die ſeltenen Vögel in aller Pracht ihres farbenreichen Glanzes. Viele haben diamant- und metallartiges Farbenſpiel, keiner, deſſen ganze Eigenthümlichkeit der Maler nicht erreicht hätte. Und die Federn! man möchte ſie mit der Nadel aufheben. Dazu die freie natürliche Stellung, die Rundung der Körper, die ſorgfältige Ausführung auch der kleinſten Nebenumſtände. Es iſt ein Wunder von Talent und Fleiß!

Unter den Miniaturgemälden eine liebliche Erfindung von Laurent. In einem Kriſtallkelch, deſſen Fuß mit Roſen, Weinlaub und Myrthen zierlich umwunden, den ſchlafenden Amor.

Ein Rahm mit Kameen von Parent iſt wegen der ſaubern und anmuthigen Behandlung der Manier ſehr zu loben.

Von Madame Kugler ein Rahm mit ſaubern Bildniſſen in Petitot's Manier.

Von Auguſtin ſehr vollendete und lebendige Mi-

niaturgemälde, unter denen das Bildniß des Bildhauer's Chaubet vorzüglich wohl gerathen.

Im Apollo-Saale drei Landschaften, die mich, so oft ich die Kunstwerke besuche, wieder zu sich rufen. Der Künstler ist Schönberger aus Wien.

Die Landschaft bei Bajä unweit Neapel. — Ueber dem Strom die aufgehende Sonne in aller Pracht am Horizont, in der Mitte des Gemäldes. Am Ufer eine Raine, durch deren Pfeiler das Morgenlicht ganz herrlich fällt. Auf dem zweiten Plan einer stolzen Burg bemooste Ruinen, beglüht vom Morgenstrahl. Eine Brücke, Hirten und Heerden, Gebüsch und Wiesen, die duftigste Waldgegend, der Himmel eine wahre Pracht. Die grüne Erde, wie kräftig, wie frisch und heiter! Das heiß ich den Morgen empfinden!

Der Rheinfall bei Schafhausen. Mit grosser Treue und Fleiß ausgeführt. Die Gebirge im feuchten Nebel des Gewässers, dessen Schnee ähnlicher Schaum Kühlung sprüht; der Wiesengrund, das dunkelhelle Becken sind einladend.

Die Kaskatellen von Tivoli. Einsame Gegend im Mondlicht. — Nicht der seelige Glanz der Schwärmerei glücklicher Liebe. Wehmuth, Einsamkeit, heiliger Schauer athmen in den zitternden Lichtern auf den Gewässern. In der Ferne auf hohen Felsen eine Burg,

die das Licht in mattem Glanze zurückwirft. Die Gebirge, wie geheimnißvoll dämmernd in fernſter Ferne, die Magie des Scheines, wie ſchön!

Von Bildhauerwerken, Baumodellen u. dgl. weniges, das mich angezogen hätte.

Unter den Kupferſtichen die Madonna Giardiniera, von Audouin dem Herrn Denon zugeeignet, und vortrefliche Intention und kunſtreiche Ausführung darin, wenn gleich das Original noch nicht darin zu finden iſt.

Oſſian nach Gerard. Das Original iſt eins der frühern Produkte dieſes Künſtlers, und es liegt in ihm eine Ahnung ſeiner künftigen Vortreflichkeit. Von den Geiſtern der Helden und Geliebten umſchwebt, ſpielt der Barde die Harfe am Quell, in der Wildniß, von Felſen umgeben. Er allein iſt zurückgeblieben von allem, was ſein Herz liebte, was ſeinen Geiſt zu Geſängen entflammte. In wilden ſüßen Tönen ruft er die Vergangenheit zurück. — Hinter den Felſen geht durch zerriſſene Wolken, bleich und mild der Mond hervor; Fingals idealiſch ſchöne Jünglingsgeſtalt ruht in Wolken auf den Ruinen, von Geiſtern umſchwebt. Die reine Stirn iſt leicht geſtützt auf die Hand. Aetheriſch umgiebt ihn ein blaues Gewand mit goldnem Saum, ein Stern ſchwebt über ſeinem Haupte. Süße jungfräuliche Geſtalten ſchweben herbei, die Harfe ſchlagend. Zu Oſſians Füßen ſprudelt der Quell, auf deſ-

ſen Wellen ſich das Mondlicht bricht. Dies Gemälde iſt in die Formen antiker Schönheit gegoſſen, und athmet alle die Wehmuth und die heiligen Schauer des romantiſchen Zeitalters.

VIII.

Klagen
der
Maria Stuart
um
ihren Gemahl Franz.

(Aus dem Alt-Franzöſiſchen.)

I.

In ſanftem Trauerklang
Mit ſchmerzensvollen Tönen
Aus bangem Herzensdrang
Laß ich mein Lied ertönen,
In heißen Seufzern fliehn
Die ſchönſten Jahre hin.

2.

Wohl nie gab's ſolch ein Leid,
Solch' Unglück ſonder Maaßen,
So herbe Traurigkeit,
Als ich empfand, verlaſſen,
Seit ſich in Gruft und Sarg
Mein Herz und Auge barg.

3.

In ſüßer Frühlingszeit
In friſcher Jugendblüthe
Trag ich die Traurigkeit
Nun laſtend im Gemüthe
Und nichts mag mich erfreun
Als Sehnſucht, Kummer, Pein.

4.

Was ſonſt wohl hold mir war
Iſt nun ein hartes Wehe,
Den Tag, ſo hell und klar
Ich ſchwarz und dunkel ſehe,
Und was auch wonniglich,
Ich wünſch es nicht für mich.

5.

Ich mag in Aug und Herz
Ein treues Bildniß tragen,
Das ſpricht von meinem Schmerz,
Auch muß mein Antlitz klagen,
Statt Roſen blühn darauf
Nun blaue Veilchen auf.

6.

Wohl nirgend ſteh ich ſtill
Die ſtets der Kummer ſcheuchet,
Ich ſey auch, wo ich will,
Mein Herz ihm nicht entweichet,
Mir ſchafft die Einſamkeit
Allein noch Luſt und Leid.

7.

Auf grüner Flur, im Hayn
Auf blumigem Gefilde,
Beim rothen Morgenſchein,
Beim Abendglanze milde
Fühl ich, daß er mir fehlt,
Den ſich mein Herz erwählt.

8.

Im Himmel blau und klar
Muß mir ſein Auge ſtralen,
Es will in Wolken gar
Sich hold ſein Antlitz malen,
Schau ich die Fluth hinab,
So dünkt es mir ein Grab.

9.

Laß ich von ſeltner Ruh
Den Kummer mir entführen,
So flüſtert er mir zu,
Ich fühle ſein Berühren,
Stets muß er um mich ſeyn,
In Ruhe, wie in Pein.

10.

So ende denn Geſang,
Verſtummet bittre Klagen,
Und laßt den Wiederklang
Von ächter Liebe ſagen
Die um der Trennung Wehn
Wohl nimmer mag vergehn.

* * *

Complainte
de
La Reyne d'Escosse.

1.

En mon triſte et doux chant
D'un ton fort lamentable
Je jette un oeil tranchant
De perte incomparable
Et en ſoupirs cuiſans
Paſſent mes meilleurs ans.

2.

Fut il un tel malheur
De dure deſtinée
Ny ſi triſte douleur
De Dame fortunée
Que mon coeur et mon oeil
Vois en bierre et cercueil.

3.

Qui en mon doux printems
En fleur de ma jeuneſſe
Toutes les peines ſens
D'une extrême triſteſſe
Et en rien n'ai plaisir
Q'uen regret et desir.

4.

Ce qui m'étoit plaiſant
Ores m'eſt peine dure
Le jour le plus luiſant
M'eſt nuit noire et obſcure
Et rien n'eſt si exquis
Qui de moi ſoit requis.

5.

J'ai au coeur et à l'oeil
Un portrait et image
Qui figure mon dueil
Et mon pasle viſage
Des violettes teint
Qui eſt l'amoureux teint.

6.

Pour mon mal étranger
Je ne m'arreſte en place
Mais j'en ai beau changer,
Si ma douleur j'efface
Car mon pis et mon mieux
Sont les plus deſerts lieux.

7.

Si en quelque ſéjour
Soit en Bois ou en Prée
Soit par l'aube du jour
Ou ſoit pour la vesprée
Sans ceſſe mon coeur ſent
Le regret d'un abſent.

8.

Si par fois en ces lieux
Viens à dreſſer ma veuë
Le doux trait de ſes yeux
Le vois en une nuë
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

9.

Si je ſuis en repos
Sommeillant ſur ma couche
L'oy qu'il me tient propos
Je le ſens qu'il me touche
En labeur, en recoy
Touſiours est près de moy.

10.

Mets chanson icy fin
Ci ſi triſte complainte
Dont ſera le refrain
Amour vraye et non feinte
Pour la ſeparation
N'aura diminution.

Dies iſt das Klagelied der Königin, ſo wie ich es im Brantome gefunden. Ich rufe gern die Erinnerung der Maria Stuart zurück, die jedem gefühlvollen Herzen theuer iſt, und der Schillers herrliches Trauerſpiel einen neuen Reiz für uns verliehen hat.

Brantome, ſagt uns, „daß Maria Stuart in ihrem funfzehnten Jahr hervorstrahlte in Schönheit und Pracht, wie ein Licht, das am hellen Tag erſcheint und die Sonne verdunkelt. Sie war nicht minder vortrefflich an Geiſtesgaben, und wußte ſo vollkommen Latein, daß ſie in ihrem vierzehnten Jahre, im Angeſicht des Königs Heinrich, und der Königin, vor dem ganzen Hofe, in einem Saal des Louvre, eine Lateiniſche Rede hielt, behauptend und ſtreitend, gegen die allgemeine Meinung, daß es den Frauen wohlſtehe, gelehrt und in den ſchönen Künſten geübt zu ſeyn. Stellt euch vor, welche ſeltne und wunderbare Sache, dieſe gelehrte und ſchöne Königin ſo in Latein reden zu hören, welches ſie vortrefflich verſtand und ſprach, denn ich war dabei, und ſie war begierig von *Antoine Fouchin* de *Channy* in Vermandois, eine Franzöſiſche Rhetorik zu hören, die wir noch haben, und ſie wurde noch beredſamer als ſie geweſen, und im Franzöſiſchen ſowohl bewandert, als wäre ſie hier geboren worden. Auch war es ſchön ſie reden zu ſehen, mit wem es auch war, Hohe und Niedere, und ſo lange ſie in Frankreich blieb, behielt ſie täglich zwei Stunden für ſich zum Studieren und Leſen, ſo daß es keine menſchliche Kunſt gab, über die ſie nicht zu ſprechen gewußt. Vor allem liebte ſie die Poeſie, und war

den Herrn von Ronſard, von Belley und von Maiſon Fleur, ſehr gewogen, die für ſie gar herrliche Elegien und andere Gedichte gemacht, die ich ſelbſt oft von ihr in Frankreich und Schottland leſen ſehen, mit Thränen in Augen, und Seufzer im Herzen.

„Sie war ſelbſt Dichterinn und machte Verſe, von denen ich mehrere geſehen, die ſchön ſind, und die keinesweges denen gleichen, von welchen man ſagt, ſie hätte ſie dem Grafen Bothwell gemacht; und welche ſo grob und ungehobelt ſind, daß es unmöglich iſt, daß ſelbige von ihr herkommen. Hr. v. Ronſard war darinn wohl meiner Meinung; auch geſchah es eines Tages, daß wir ſie laſen und darüber ſprachen, und ſie gieng in ihr Kabinet, und machte geſchwind welche, die ganz anders klangen, und die ſie uns nachher vorlas, ſo wie ſie oft that. Eben ſo ſchrieb ſie auch ſehr gut in Proſa, vorzüglich Briefe, die ich geſehen, und die ſehr hoch und beredtſam ſind. So oft ſie mit andern Geſpräch führte, gebrauchte ſie gar ſüße niedliche und anmuthige Redensarten, voller Majeſtät, und doch mit züchtiger und kluger Beſcheidenheit vermiſcht, und vor allem voller Huld. So wie ſie auch ihre eigne Sprache, die an ſich hart, bäuriſch, barbariſch und übelklingend iſt, ſo angenehm zu machen wußte, und ſo ſchön modelte, daß dieſelbe wohl und lieblich klang.

„Sehet welche Kraft eine ſolche Schönheit und Lieblichkeit hatte, die eine grobe Barbarei zur ſanften Sitte umſchuf, und zum anmuthigen Weltton; und niemand darf

ſich darüber verwundern, daß ſie als Wilde gekleidet, (wie ich ſie geſehen) und in der barbariſchen Tracht der Wilden in ihrem Lande, in ſterblichem Körper und grobem Gewande, wie eine wahre Göttinn erſchien. Wenn ſie denn in ſolcher Tracht, ſo herrlich erſchien, wie mußte ſie denn ſeyn, im ſchönen und reichen Schmucke, in Franzöſiſcher oder Spaniſcher Tracht, oder mit der Italiäniſchen Haube? Oder in ihren weißen Trauerkleidern, in denen ſie köſtlich ausſah, denn ihr weißes Antlitz ſtritt mit ihrem weißen Schleier um den Sieg, und die Kunſt des weißen Schleiers wurde zu Schanden, vom Schnee ihres Antlitzes verdunkelt.

„Auf dieſe Weiſe erſchien die Fürſtin ſchön in jedweder Kleidung, und ſie hatte noch eine Vollkommenheit, durch welche ſie die Männer mehr entzündete, denn ſie hatte eine wunderſüße und gute Stimme, und ſang vortrefflich zu ihrer Laute, die ſie kräftig ſchlug mit der weißen Hand, und den Roſenfingern, die denen der Aurora in nichts nachſtanden. Was kann ich noch von ihrer Schönheit ſagen, es ſey denn daß man von ihr ſagte, daß Schottlands Sonne ihr gar ungleich wäre, denn es giebt Tage, wo dieſe Sonne nur fünf Stunden lang leuchtet, ſie aber leuchtete immer fort. Ach Schottland, Schottland! Wie mögen jetzt deine Tage noch dunkler und deine Nächte länger ſeyn, ſeit du die Fürſtin verloren, die dein Licht war; aber du warſt undankbar, und haſt nicht Treue und Pflicht gehalten.

„Wie ſie denn in Frankreich ſo gefiel, gieng ſie ein Bündniß mit dem König Heinrich ein, und wurde mit dem

Dauphin, ſeinem geliebten Sohn verſprochen, der ſie überaus liebte. So wurde denn die Hochzeit mit hoher Feierlichkeit in Notre-Dame begangen, und im Pallaſt von Paris, wo man dieſe Königin, wie eine Himmelsgöttin erſcheinen ſah, es ſey des Morgens, in voller Majeſtät zur Kirche gehend, oder nach der Tafel beim Tanz, oder am Abend, mit züchtigen Schritten, zu Hymens Tempel, um ihm Opfer und Gelübd zu bringen. So daß ein allgemein Gerücht verbreitet wurde, daß der Fürſt tauſendmal glücklich ſey, der eine ſolche Schönheit heimführte; und daß, wenn gleich das Königreich Schottland einigen Werth habe, die Königin doch tauſendmal mehr gälte, denn wenn ſie auch weder Szepter noch Krone hatte, würde ſchon ihre göttliche Schönheit ein Königreich werth ſeyn.

„So ſprach jederman von ihr, und ſie lebte mit dem König, ihrem Gemahl, in großer Liebe und freundlicher Eintracht, denn nach Heinrichs Tode wurde ſie Königin von Frankreich und Schottland, und wäre zeitlebens glücklich geweſen, wenn der König Franz ihr Gemahl, ihr nicht durch den Tod entriſſen worden, ſo daß ſie im ſchönſten April ihrer Jahre Wittwe wurde, und ihre Liebe nicht länger genoſſen als vier kurze Jahre.

„Solches Klagelied, wie ich hier abgeſchrieben, zeugt von ihrem Herzeleide, und wahr iſt es, daß ſich ein ſolches Leid noch deutlicher in ihrer Bläſſe ausſprach, denn ſeit ſie Wittwe war, hab ich ſie nie wieder mit rothen Wangen geſehen, weder in Frankreich noch in Schottland, wo ſie

zu ihrem großen Leide hin mußte, achtzehn Monat nach dem Tode ihres Gemahls. Ach! sie hatte hiezu weder Luſt noch Willen, ich habe oft gehört, wie ſie dieſe Reiſe mehr als den Tod ſcheute, und hundertmal wünſchte, in Frankreich eine bloße Wittwe zu ſeyn, zufrieden mit ihrem Wittthum Touraine und Poitou, als dort in ihrem wilden Lande zu regieren. Aber ihrer Herrn Onkel einige und nicht alle, drangen deshalb ſehr in ſie, welches ſie nachher ſehr bereuten.

„Eines, worüber kein Zweifel iſt; wäre der König Karl, ihr Schwager, bei ihrer Abreiſe nicht ſogar jung geweſen, ſo hätte er ſie nimmer fortgehen laſſen, und ſie zum Gemahl genommen, denn ich habe ihn ſo verliebt in ſie geſehn, daß er niemals ihr Bild anſah, ohne darüber in Entzücken zu gerathen, ſo daß er die Augen davon nicht wegwenden konnte, und oft ſagte, dies ſey die ſchönſte Fürſtin, die jemals geboren worden, und ſein Bruder der König ſey allzuglücklich eine ſolche Schönheit heimgeführt zu haben, und ſollte im Grabe ſich nicht um ſeinen Tod kränken, da er dieſe göttliche Fürſtin in ſeinen Armen gehabt, deren Beſitz mehr als ſeine Krone werth ſey.

„Die Reiſe der Königin wurde zum Frühjahr feſtgeſetzt, ſie aber ſchob es von Monat zu Monat auf, ſo daß ſie erſt im Auguſt abreiſte; auch iſt nicht zu vergeſſen, daß dieſe Frühlingszeit ſo ſpät, ſo kalt und betrübt war, daß im Monat April noch nicht daran zu denken war, daß ſie ſich mit ihrem ſchönen grünen Kleide, noch mit ihren Blumen

schmücken würde; so daß die Höflinge davon ein Omen nahmen, und sagten, daß die Frühlingszeit ihre liebliche und milde Luft, mit kalten und trüben Nordwinden vertauscht habe, und sich mit ihrem glänzenden Farbenschmucke nicht bekleiden wollen, weil sie um den Abschied der Königin wegen traure, die ihr allein den Glanz verliehen. Hierauf verfertigte der Hr. v. Maison Fleur, ein in Waffen und Poesie wohl geübter Ritter, eine sehr schöne Elegie.

„Wie nun der Herbst nahe war, mußte diese Fürstinn, wie lange sie auch gezögert hatte, Frankreich verlassen, und da sie nach Calais zugieng, von ihrem Onkel begleitet, wie auch von den größten und würdigsten am Hofe, so war alles voll Trauer, und beweinte mit heißen Thränen die Trennung von einer solchen Königin. Im Hafen fand sie zwei Galeeren, die eine war die des Hrn. von Mevillon, die andere gehörte dem Kapitain Albize, und es waren zur Bewaffnung nur zwei Ladungsschiffe vorhanden. Und nach einem Aufenthalt in Calais von sechs Tagen, da sie von allen groß und klein, den betrübtesten Abschied mit vielen Seufzern und Wehklagen genommen, schiffte sie sich ein, von zwei ihrer Onkel begleitet: dem Herrn von Aumale, Großprior, und dem Hrn. v. Elboeuf, Hrn. von Damville und einer Menge Adelichen, die wir mit ihr in der Galeere des Hrn. v. Mevillon waren, welche als die beste befunden worden.

„Da sie nun begann aus dem Haven zu gehen, und die Ruder ins Wasser schlugen, sahe Maria Stuart vor ihren

Augen im vollen Meere ein Schiff verſinken und zu Grunde gehen, und die Mannſchaft umkommen, welche nicht rechten Strom und Grund gefaßt hatten, und da ſie dieß ſahe, rief ſie aus: Ach mein Gott! welch ein Vorbote iſt dies für die Reiſe! — Und da die Galeere außer dem Hafen war, und ſich ein friſcher Wind erhob, begann man die Seegel zu lüften, ſie aber, ohne an irgend etwas anders zu denken, ſtützte ſich mit beiden Armen unweit des Steuerruders auf die Galeere, und zerfloß in heißen Thränen, ihre ſchönen Augen unaufhörlich gerichtet auf den Haven, und auf den Ort den ſie verlaſſen, und immer dieſe betrübten Worte ausrufend: Adieu Frankreich! Adieu Frankreich! die ſie immer wiederholte, und blieb in ſo ſchmerzlicher Beſchäftigung fünf Stunden lang, bis daß es Nacht war, und man ihr ſagte: Sie möchte doch von dort wegegehen, und ein wenig zu Nacht eſſen. Sie aber weinte nun noch heftiger, und ſagte: Jetzt iſt die Stunde gekommen, mein liebes Frankreich, daß ich dich ganz aus dem Geſichte verliere, da mir die dunkle und neidiſche Nacht einen Schleier vorhängt, der mich eines ſolchen Gutes beraubt. So lebe denn wohl, mein Frankreich! So verlier ich dich denn ganz aus den Augen, ſo werd ich dich denn nimmer wieder erblicken! Nunmehr begab ſie ſich weg und ſagte, es gienge ihr umgekehrt wie der Dido, die immer das Meer anſah, als Aeneas von ihr geflohen, ſie aber ſah immer nach dem Lande hin. Sie wollte ſchlafen gehen, ohne daß ſie gegeſſen hatte, und wollte nicht in ihr Zimmer gehen, ſondern verlangte ein Bett, oben auf dem Hintertheil der Galeere, und da ſie ſich ein wenig zur Ruhe legte,

vergaß ſie keinesweges ihrer Seufzer und Thränen, ſondern ſagte dem Steuermann, wenn es Licht würde, und er könne noch Frankreich erblicken, ſo möchte er ja nicht fürchten ſie aufzuwecken; worinn ihr auch das Glück günſtig war; denn da der Wind aufgehört hatte und die Schiffsleute ihre Zuflucht zu den Rudern nehmen mußten, konnte man in der Nacht wenig weiter kommen, und da der Morgen anbrach, konnte man noch die Gebirge von Frankreich erblicken, ſo daß ſich die Königin von ihrem Bette erhob, und noch ſo lange Frankreich anſchaute, als es nur immer angieng; da aber die Galeere immer weiter gieng, ſo hatte ſie auch dieſe Erquickung nicht mehr, und ſahe nicht mehr ihr ſchönes Land, und nun rief ſie immer ſtärker: Adieu Frankreich! Adieu Frankreich, und ihre Thränen floſſen häufiger, und ſie rief noch: ich werde dich nimmer wiederſehen, und wünſchte es möchte ein Kriegsheer von England kommen, welches uns ſehr bedrohen, und ſie zwingen möchte nach dem Hayen zurück zu gehen; hierinn aber war Gott ihren Wünſchen nicht günſtig.“

Und hier verlaß ich dich auch, ſchöne Königin, bei dieſer Stelle deiner Geſchichte, die ich ohne Thränen nicht leſen kann. So lange noch Gefühl für Hoheit und Schönheit in menſchlicher Bruſt lebt, wird es für dich Seufzer, Thränen und Erinnerung geben!

IX.

Lied
des
Gerhart von Nevers
von
ſeiner Eurianthe.

Wie fühl ich im Herzen aus Schmerzen ſo fröh-
lich entblühet
Die Liebe, die Triebe und Denken zur Süßen hin-
ziehet;
Wie ſehn' ich mich ferne zum Sterne, der freundlich
mir funkelt,
Luſt kenn ich, nur wenn ich Sie nenne, die alles
verdunkelt.

Wer heuchelndem Sinne der Minne vertraut muß
beben,
Wie maſtlos und raſtlos ſich Schiffe bald ſenken bald
heben;
Doch ſicher vertrauet, und ſchauet auf ſtürmende
Fluthen,
Wer freuen der Treuen ſich mag und wahrhaftiger
Gluthen.

Drum ſing ich und freue der Treue mich, die uns verbunden,
Die mein, mit mir ein iſt, in Liebe, ſo wie noch gefunden,
Drum preis ich im Sinne, der Minne der Schönſten ergeben
Das Glück, ihr im Blicke zu ſchauen mein köſtlichſtes Leben.

X.

Klagelied, der Fürſtin Eglantina um Gerhart.

Wer Minne kennt, und ihre Wehe
Der ſehe
Mich, die in Thränen will zerfließen!
Wohl ſprießen
Die Blümlein muthig auf grüner Haide,
Ich aber leide
Und ſäh ſie lieber all verblühen.
Die Vöglein ſingend zu Neſte ziehen,
O Wehe!
Denn lauter Luſt und Freude iſt um mich her,
Ich aber härme mich, und weine noch mehr.

Mich kann der ſtolze Gerhart ſchmähen
Und gehen
Drum muß ich ſolchen Schmerz ertragen
Und klagen.
Nehmt mit mein Lied, ihr leichten Winde,
Daß es ihn finde
Und bring an ſeines Herzens Thüre,
Daß es ſein ſteinern Herze rühre
O wehe!
Wer Minne kennt und heilen mag, der komme her
Zu heilen mich, die liebend ſtirbt, im Thränen-Meer.

XI.

Sonnet Juſtinens

von

dem ſchlafenden Ritter im Walde.

Du Lichtgeſtalt, von Schönheit ganz umfloſſen,
Sanft hält der Schlaf die Blicke dir gefangen;
Wie herrlich iſt auf deinen zarten Wangen
Das Morgenroth der Jugend ausgegoſſen!
Du biſt dem Schoos des Weibes nicht entſproſſen!
Es möcht ein Gott mit ſolchem Reize prangen;
Ich ſchaue Dich mit ahnungsvollem Bangen

Nicht

Nicht deiner werth sind irdische Genossen!
Der Athem stockt, kaum will das Herz mir schlagen,
Die Seele will in Schmerz und Lust vergehen,
Mich scheucht die Schaam, mich fesselt das Verlangen;
Laß Dir dies Lied ein süß Geheimniß sagen,
Nicht offen will ich Deine Augen sehen,
Die auch verhüllt die keusche Brust gefangen!

XII.

Die Imperial-Bibliothek.

(Historische Notiz.)

Karl dem Weisen verdankt die Französische Nation die erste Grundlage zu einer Büchersammlung für das Volk. Der Vater dieses Monarchen beschützte die Gelehrten und liebte die Bücher. Der Prior von St. Eloy, Pierre Berceure genannt, mußte auf sein Geheiß die drei Dekaden vom Titus Livius in das Französische übersetzen. Die ganze Bibliothek dieses Königs bestand aus einem Bande über die Kriege am heiligen Grabe, dem Lateinischen Dialoge über die Substanzen, (in welchem dieses Königs erwähnt wird, und von welchem die National- jetzt Kaiserliche Bibliothek, ein Exemplar besitzt, welches man für das einzige hält, was vor-

handen iſt.) Das Buch von der Moralität des Schachſpiels, das Franzöſiſche überſetzt vom Herrn Jean de Vignery, einige Fragmente von der Bibel, die Jean de Sy zu überſetzen angefangen, und einigen Gebetbüchern.

Zu dieſer Sammlung fügte Karl der Fünfte nach und nach mehrere Bücher hinzu, die er in einem der Thürme des Louvre, *Tour de la librairie* genannt, aufbewahren ließ, und deren Aufſicht Herrn Gilles Mallet vertraut wurde, welcher im Jahre 1373 das Inventarium derſelben aufſetzte. Dieſes Inventarium, das 970 Bände enthält, und auf der Nationalbibliothek aufbewahrt wurde, iſt ſehr intereſſant für die Geſchichte der hieſigen Literatur. Es zeugt von dem damaligen Geſchmack des Jahrhunderts an Aſtrologie, Geomantie und Chiromantie, welchen der Prinz, wenn nicht autoriſirte, doch wenigſtens theilte.

Unter Karl des Siebenten Regierung wurde dieſe Bibliothek Anfangs mit 200 Bänden vermehrt, die des Herzogs von Guyenne, ſeines Sohnes, mitgerechnet. Nach und nach aber nahm ſie ab, ſtatt ſich zu bereichern. Schon nach dem Tode des Gilles Mallet bewies ein Inventarium, welches zwei Offiziere und der Schreiber der Oberrechnungskammer 1410 machten, daß ſie Verluſt gelitten hatte. Im Jahre 1423, wenige Zeit nach des Königs Tode, befanden ſich nicht mehr als 850 Bände darin. Herzog Bedford, als Regent des Königreichs kaufte

dieſe Sammlung, und bezahlte dafür 1200 Livres, die dem Entrepeneur des Mauſoleums Karl des Siebenten und der Königin Iſabeau ausgezahlt wurden, und ſo wurde die von Karl dem Fünften angefangene Bibliother zerſtreut und vernichtet.

Ludwig der Eilfte fühlte den Nutzen, den eine öffentliche Bibliothek für das Volk haben mußte, und beſchäftigte ſich damit eine neue zu errichten, zu welcher die Ueberreſte von der des Louvre gethan wurden, die ſich in verſchiedenen königlichen Häuſern zerſtreut befanden. Er vereinigte die Bücher Karls des Siebenten, die ſeines Vaters, und die ſeinigen. Das köſtliche Manuſkript von den Jüdäiſchen Alterthümern, welches in dieſer Sammlung ſich befand, wird auf der kaiſerlichen Bibliothek aufbewahrt.

Karl der Achte, bei ſeiner Rückkehr von der Eroberung des Königreichs Neapel, that zu dieſer Sammlung die ſeltnen köſtlichen Manuſkripte, die er aus der Bibliothek des Königs von Neapel mitgebracht hatte. Dieſe ſind noch jetzt kenntlich durch das Wappen, die Unterſchrift und dergleichen.

Karl von Orleans und Johannes, Herzog von Angoulême brachten bei ihrer Rückkehr nach 25jähriger Gefangenſchaft in England die Manuſkripte wieder, welche Bedford an ſich gekauft hatte, nebſt noch ein fünfzig Bänden. Mit dieſen Bänden hatten ſie zwei Bibliotheken zu

ſtiften angefangen, eine in Blois, die andere in Angoulême.

Die Bibliothek von Blois, welche Anfangs nur aus fünf Bänden beſtand, namentlich: Reiſen des Marcus Paulus Venitien, 2) die Regierung der Geſetze, 3) eine reich verzierte Bibel, 4) ein Band von Miſſalen, wurde durch Ludwig den Zwölften mit der des Louvre vereinigt. Bald nachher fügte er noch eine Bibliothek hinzu, die beinahe ſo intereſſant war, als die der Könige von Neapel. Dieſe war von den Visconti und den Sforzi in Pavia geſammelt worden, und Ludwig der Zwölfte that noch die Bücher aus Petrarkas Nachlaſſe dazu, nebſt denen aus dem berühmten Kabinette des Ludwigs de la Gruthuse. Mehrere dieſer letztern Manuſkripte, alle köſtlich und ſauber verziert, ſo wie die ſomme rurale, die Consolation de Boëce und andere werden auf der Imperialbibliothek ſorgfältig aufbewahrt.

Als Franz der Erſte die Bibliothek von Blois mit derjenigen vereinigte, die er zu Fontainebleau geſtiftet hatte, im Jahre 1544, wurde ein Inventarium derſelben gemacht, aus welchem man erſieht, daß ſie aus 1890 Bänden beſtand, von denen 109 gedruckt, 38 Griechiſche Manuſkripte, und 1743 Franzöſiſche und Lateiniſche Manuſkripte waren. Unter dieſen befinden ſich die ſchönen Fabliaux und Ritterromane, die aus dem zwölften und fünfzehnten Jahrhundert herſtammen, und die alle in köſtlichem Einband mit ſauber farbiger und goldner Schrift

auf feinem Pergament, und mit fleißig ausgeführten Gemälden verziert ſind. Wir enthalten uns jetzt der nähern Erwähnung derſelben, um den Gang der Geſchichte nicht zu unterbrechen.

Unter Franz dem Erſten wurden eine Menge Griechiſcher und Lateiniſcher Manuſkripte zur Bibliothek von Fontainebleau gethan. Die Franzöſiſchen Manuſkripte wurden vernachläßigt. Bei der Güterkonfiskation des Connetabel von Bourbon wurde noch die wichtige Sammlung der Fürſten ſeines Hauſes hinzugethan, unter denen man die des Herzogs Hans von Berry erkannte, welcher die Gelehrſamkeit ſo liebte, wie ſein Bruder Karl der Fünfte. Die Nationalbibliothek beſitzt verſchiedene Bände dieſer köſtlichen Sammlung.

Unter Heinrich des Zweiten Regierung wurde die königliche Bibliothek zu Fontainebleau mit vieler Sorgfalt verwaltet. Er war es, der im Jahre 1556 den Buchhändlern anbefehlen ließ: den königlichen Bibliotheken ein Exemplar auf Velin, und gebunden, von allen Büchern zu liefern, die ſie mit königlichem Privilegium drucken würden.

Die drei Söhne, ſeine Thronfolger, beſchäftigten ſich nicht ſonderlich damit, dieſe Schätze zu vermehren. Doch Jakob Amyot, der verdienſtvolle Ueberſetzer des Plutarch, von Heinrich dem Dritten zum Meiſter dieſer Bücherſammlung ernannt, theilte den Gelehrten und

Schriftſtellern alle Bücher und Manuſkripte mit, die ihnen als Hülfsquellen dienen konnten.

Heinrich der Vierte, der würdige Nachfolger Karl des Fünften, erleichterte den Zutritt zu dieſer Bibliothek, indem er ſie von Fontainebleau nach Paris verſetzte.

Nach dem Tode des Kardinal Ridolfi, (Neffen vom Pabſt Leo dem Zehnten) hatte der Hofmarſchal Strozzi die Bibliothek deſſelben gekauft. Nach dem Tode dieſes Hofmarſchalls, eignete ſich Catharina von Medicis, ſeine Verwandtin, dieſe Bibliothek zu, unter dem Vorwande, daß die Bücher, aus denen ſie beſtünde, zur Bibliothek der Medicis gehört hätten. Heinrich der Vierte, befahl nach ihrem Tode, daß alle alte Hebräiſche, Griechiſche, Arabiſche, Lateiniſche, Franzöſiſche und Italiäniſche Manuſkripte aus ihrer Sammlung zur königlichen Bibliothek gethan werden ſollten, und ſomit wurden auch die Bücher des Hofmarſchalls Strozzi mit ihr vereinigt, unter welchen ſich eine koſtbare Sammlung von 800 Manuſkripten befand. Der König ließ 350 Bände derſelben prächtig einbinden, und mit ſeinem Wappen und Namenszug verzieren.

Die königl. Bibl. wurde unter Ludwig des Dreizehnten Regierung beträchtlich vermehrt, indem man für zwölftauſend Livres die Bibliothek des Philipp Parault, Biſchoff von Chartres, erſtand; es befanden ſich 413 Griechiſche, Lateiniſche und andere Manuſcripte in dieſer Samm-

lung, von welcher der Katalog in zwei Foliobänden auf der Imperialbibliothek ſich befindet.

Wenige Zeit vor dieſem Ankauf hatte der König von den Brevenſchen Erben mehr als 108 Arabiſche, Türkiſche und Perſiſche Manuſcripte gekauft; dieſe Manuſcripte, welche in die Bibliothek des Kardinal Richelieu niedergelegt und von ihm der Sorbonne legirt wurden, ſind jetzt zu den Schätzen der Imperialbibliothek hinzugethan worden.

Colbert unternahm die Direction dieſer Bibliothek, und unter ſeinem Miniſterium nahm ſie auf die bewunderungswürdigſte Weiſe zu. Im Jahre 1661 beſtand ſie nur aus 1700 Bänden, gedruckt und Manuſcript, die Bücher von Dupuy und vom Grafen Bethune mitgerechnet, deren Ankauf die erſten Jahre der Regierung Ludwig des Vierzehnten bezeichnet.

Zu dieſen Büchern von Dupuy und Bethune, für Wiſſenſchaft und Geſchichte ſo intereſſant, beſonders für Frankreichs Geſchichte, und ſo geſchätzt von Gelehrten, wurden noch andere hinzugethan, als die von Brienne, von Gaignieres, von La Marc, von Baluze, vom Präſidenten von Mesmer, vom Miniſter Colbert, von Doort, Cangé, Lancelot, Ducange, de Fontanecier, von Notre Dame de Paris u. m. a., alle koſtbar für verſchiedene Fächer.

Das Reſultat dieſer Sammlungen, nebſt derer, die unter Ludwig dem Funfzehnten und Ludwig dem Sechszehnten dazu gekommen, iſt: daß die Manuſcriptbibliothek, die im Jahre 1684 aus ohngefähr eilftauſend Banden beſtand, ſich zu Anfang der Revolution auf fünf und dreißigtauſend Bände belief.

Den Siegen der Franzöſiſchen Armee in Belgien und Italien, der Sorgfalt des Kaiſers verdankt die Bibliothek jetzt ſechszehntauſend der koſtbarſten Manuſcripte mehr.

Jetzt findet man in ihr geordnet: 1) die Regiſter und Portefeuillen von der Ordenskammer, und vom Chartendepot, welches für die große Sammlung der Denkmale der Franzöſiſchen Geſchichte errichtet wurde, und von welchem der erſte Band, herausgegeben von Brequigny und Dutheil 1792 erſchien.

2) Die Manuſcriptenbibliothek von St. Germain des Prés.

3) Die Manuſcripte der Sorbonnenbibliothek, des Kollegiums von Navarre, der Abtei von St. Victor, des Inſtituts vom Oratorium, des Seminariums von St. Magloire, von den Blancs Manteaux, von St. Martin des Champs, von den Grands Auguſtins, von den Celeſtins, den Jacobins, von der Rue du Bacq, von den Minimes, den Barnabites, von den Miſſions étrangères du Prince Condé, und von mehreren andern Sammlungen, und geiſtlichen Orden.

4) Die zwei berühmten Sammlungen aus Belgien und Italien.

XIII.

Die Manuſcripten-Bibliothek.

Es würde mich zu weit führen, und die Gränzen dieſes Werkes überſchreiten, wenn ich eine vollſtändige Notiz von den Schätzen geben wollte, die ſich in dieſer großen Sammlung befinden. Mit Entzücken eilen die Gelehrten zu dieſen Quellen des Wiſſens, die ſich ſo herrlich und frei ihnen darbieten, und unerſchöpflich ſind. Das was ſich, als das zweckmäßigſte, ausheben ließ, trug ich der Sorgfalt eines gelehrten Orientaliſten auf, der mit folgender Notiz dem Teutſchen Publikum ein Geſchenk macht, welches es gewiß mit Dank anerkennen wird. Dieſe Notiz handelt bloß von orientaliſchen Manuſcripten, eine andere Partie dieſer reichen Bibliothek, ſoll der zweite Band dieſes Werkes enthalten.

A.

Orientaliſche Manuſcripte.

(Mitgetheilte Notiz von H. A. L. Ehezi, von der K. Bibliothek.)

Es wäre eine ungeheure Arbeit, wenn man eine vollſtändige Notiz aller derjenigen Schätze unternehmen wollte, welche dieſe, in Europa ganz einzige, Sammlung beſitzt. Schon jede Abtheilung der Orientaliſchen Manuſcripte würde für ſich einen Band ausmachen. So möge denn dies ſo glücklich begonnene Unternehmen unter der Feder des Conſervateurs dieſer herrlichen Sammlung, des gelehrten Langlès, zur Freude des Publikums weiter gedeihen. Ich muß mich begnügen, einen allgemeinen Begriff von dieſer Sammlung zu geben, und nur das ſeltenſte und erheblichſte bezeichnen. Man kann ſich nach dieſer Notiz zugleich einen Begriff von dem Reichthum der Lateiniſchen, Griechiſchen und Franzöſiſchen Manuſcripte machen, der nicht minder groß iſt, und deren gelehrte und berühmte Conſervateurs: Laporte-Dutheil und Dacier ſind.

I.

Chineſiſche und Tartariſche Manuſcripte.

Vergebens möchte man wo anders, als in der kaiſerlichen Bibliothek eine Sammlung von Chineſiſchen und

Mantschou-Tartarischen Manuscripten suchen, die so reich wäre, so köstlich, als die hiesige. Einen großen Theil derselben danken wir der Sorgfalt des berühmten Amyot. Es genoß dieser gelehrte Missionarius am Hofe des Kaisers Kien-long der höchsten Achtung und Gunst, die er sowohl seinen großen Verdiensten, als seinem weisen und edlen Betragen zu verdanken hatte.

Er sah sich durch diese glänzende Lage sowohl, als durch die hohen Kenntnisse, die er in der Chinesischen und Tartarischen Sprache erworben hatte, vollkommen im Stande, eine vortrefliche Auswahl von den seltensten Werken, und andern köstlichen Gegenständen zu machen.

Er ließ verschiedene Sendungen an den Minister Bertin abgehen, diesen Freund der Künste und Wissenschaften, mit welchem er in genauem Briefwechsel stand, und der auf diese Weise im Besitz des reichsten Chinesischen Kabinettes kam. Dieser herrlichen Sammlung traf in der Revolution das Loos der Zerstörung. Dennoch wurden die kostbaren Manuscripte gerettet, welche die Nationalbibliothek an sich kaufte.

Unter der Anzahl dieser Werke, nenne ich nur das berühmte Gedicht, in Mantschou und Chinesisch, vom Kaiser Kien-long. Er machte es auf die Stadt seiner Geburt, Namens Moukden. Dieser Fürst war nicht bloß ein eifriger Beschützer der Künste, sondern selbst ein Dichter, dessen Poesie nicht ohne Grazie ist, nach der Uebersez-

zung des P. Amyot, in Franzöſiſcher Sprache, zu ertheilen.

Dem Auge iſt nichts ſchmeichelhafter, als das ſinnreich-zierliche Aeußere dieſes Buchs, die köſtlichen Schriftzüge deſſelben, die Feinheit und Gleichheit des Papiers, und die Eleganz des Einbandes. Zwar könnte ein einziges Bändchen leicht das ganze Gedicht enthalten, jedoch ſey es nun, daß die Chineſer, einer Schrift gewohnt, die ihnen allein deutlich iſt, das Mantſchou-Chineſiſche zu einfach und leicht gefunden haben, ſey es, daß irgend ein Mandarin, um dem Kaiſer zu ſchmeicheln, ſein Werk unter verſchiedener Geſtalt herausgeben wollen — genug, es ſind 32 Editionen davon, jede in beſonderen Schriftzügen, in denen man leichtlich den urſprünglichen Mantſchou-Typus erkennt, welchem man nur hin und wieder eine kleine Veränderung gegeben hat.

Von jeder dieſer Editionen beſitzt die J. Bibl. ein Exemplar, dies macht 32 Bändchen aus, die je acht und acht in vier Schichten von eleganter Arbeit vertheilt ſind, auf Chineſiſch Tao genannt. Auch befindet ſich hier ein vermehrter Chineſiſcher Text von derſelben Edition.

Noch iſt ein Band bemerkenswerth, der die Beſchreibung der Luſthäuſer und Gärten dieſes Kaiſers enthält, mit zahlreichen Zeichnungen, in bloßem Umriß, ſehr ſorgfältig, und fähig von der Architectur der Chineſer einen richtigen Begriff zu geben.

Ein Ritualbuch der Mantschouaner, voll köstlicher Kupferstiche, die Vasen und Instrumente vorstellend, die bei Religionszeremonien bei ihnen in Gebrauch sind.

Das Manuscript des Tong-kien-kang-mou, oder die allgemeine Geschichte von China, im Französischen herausgegeben, von Mailla, Grosier, und Deshauterayes.

Mehrere Tartarisch-Chinesische Dictionnaire, und Chinesisch-Klassiche Werke, auf Befehl des Kaisers Kien-tong u. a. Regenten in Mantschou übersetzt u. s. w. Was die Chinesischen Bücher betrifft, welche die Bibliothek von alten Zeiten her besaß, so kann man deshalb den Katalog von Fourmont nachschlagen, der sich am Schlusse der Chinesischen Grammaire befindet.

2.

Indische Manuscripte.

Auch diese Sammlung ist von dem größten Werth, sowohl durch die Wahl, als durch den Reichthum der Gegenstände. Die Hauptsprachen Indiens finden sich hier: Sanskrit, Talinga, Tamoul, Bengali, jede mit besondern Charakteren geschrieben, sey es mit Tinte auf Baumwollen-Papier, sey es auf Palmblättern, mit einem Stilet, welche

Manier vorzüglich auf den Küſten von Malabar, und Coromandel in Gebrauch iſt. Der dem Sanskrit eigne Schriftzug heißt Devanagari, nämlich heiliger Schriftzug. Von allen Indiſchen Dialekten iſt der Bengaliſche derjenige, welcher dem Sanskrit am nächſten kommt, und die meiſten Manuſcripte der J. Bibl. ſind in dieſen Schriftzügen, ſo daß man glauben ſollte, ſie wären in Bengaliſcher Sprache.

Durch ein ſeltenes Glück befinden ſich in der Imperialbibliothek alle diejenigen Manuſcripte im Original, von welchen die zwei berühmten Orientaliſten, die Engländer Johnſon und Wilkins ſo vortrefliche Ueberſetzungen gemacht haben.

Ferner die Hitopadeſa, dies berühmte Werk, von welchem in allen Aſiatiſchen und Europäiſchen Sprachen ſo häufige Ueberſetzungen erſchienen ſind, man kennt ſie allgemein unter dem Namen der Fabeln von Pilpay.

Die Geſetze von Menou, überſetzt von Jones.

Das Bhàgavat ghita, Geſpräch zwiſchen Crisnus und Arjume, aus dem Mahabharata ausgezogen, und von Wilkins überſetzt.

Die zwei Sakontala, die eine, welche vom Mahabharata eine ſo reizende Epiſode ausmacht, von Wilkins überſetzt, dann noch das köſtliche Drama von Cali-

das, gleichfalls aus dieser Episode des Mahabharata gebildet, der fruchtbaren Quelle, aus welcher die Poeten nur schöpfen dürfen, wie die Griechen in den Werken des Homeros. Es ist bekannt, daß die elegante Ueberseʒung des Jones, von Forster in das Teutsche übergetragen worden.

Ein Gedicht über die Jahrszeiten von demselben Calidas. Es besteht fast aus lauter Blumennamen, voller Reiz und Bedeutung. W. Jones hat den Text in Calkutta herausgegeben.

Ghita Govinta, ein Schäfergedicht. Jones hat es in das Englische übersetzt, woraus es von den Herrn Dalberg und Majer in das Teutsche übersetzt worden.

Außer diesen köstlichen Werken nenne ich noch folgende:

Eine Menge Pouranas, die verehrtesten Bücher der Indianer, nach den Vedas, die auch auf der J. Bibl. existiren. Gewöhnlich fangen die Pouranas mit einer Erzählung von der Schöpfung an. Sie enthalten viel kostbare Reste der alten Geschichte, Mythen und mythologische Sagen, alle sind in Versen geschrieben, und glänzen von poetischen Schönheiten. Sie werden dem Dyasa zugeschrieben, Redacteur der Vedas, und Autor der Mahabharata; doch scheint es, als wäre dieser Dyasa erdichtet, und als ein literarischer Herkules der Indianer zu betrachten.

Die Mahabharata, oder Kriegsgeſchichte der Pandaras und Cururas, epiſches Gedicht, in ſechzehn Bänden.

Die Ramayan, epiſches Gedicht von Valmica, die Geſchichte des Königs Rama Chandra von Orobhia, oder Ouide, und die Eroberung von Lanca oder Ceylan enthaltend.

Eine Menge methaphiſiſcher, philoſophiſcher, moraliſcher Abhandlungen, und mehrere Diktionnäre, unter andern: *L'amara cosa*, von *Amaro Singla*, von welchem es eine unvollkommene Ueberſetzung giebt, die, nebſt dem Leitfaden, welchen die Engliſchen Ueberſetzungen der obgenannten Werke darbieten, und den Lehren, die der gelehrte Engländer Alexander Hamilton aus eignem Antrieb dem wißbegierigen Friedrich Schlegel gab, hinreichend waren, dieſem ſchätzbaren Gelehrten die Kenntniß des Sanskrit zu verſchaffen, in welcher er in kurzer Zeit die bewunderungswürdigſten Fortſchritte machte.

Da ich mich nicht weiter über dieſen Theil ausdehnen kann, verweiſe ich den Leſer, der nach Frankreich kömmt, auf den vortrefflichen Katalog mit Erklärungen von dieſen Manuſcripten, mit welchem Herr A. Hamilton der Imperialbibliothek ein ſo koſtbares Geſchenk gemacht hat. Dieſer gelehrte und beſcheidene Freund der Wiſſenſchaften lebte mehrere Jahre in Indien, und machte ſich dort die Sanskritſprache zu eigen; aus freiem Antrieb ordnete er in

Paris

Paris die Manuskripte der Imperialbibliothek, und theilte uns deren Regiſter und ſeine Bemerkungen darüber mit, die wir als ein unvergängliches Denkmal ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner edlen Geſinnung aufbewahren.

3.

Arabiſche Manuſcripte.

Von dieſen zahlreichen Manuſcripten benenne ich als die koſtbarſten einen kleinen Alkoran auf Gazellenhaut geſchrieben, in Cufiſchen Zügen; von dem man ſagt, er habe dem Kalifen Haroun Al Raſchid zugehört. Die Univerſalgeſchichte von Aboulfeda, autographiſches Manuſcript. Ein herrliches Exemplar vom Takouim und Boldan, eine berühmte Geographie von demſelben Autor, deſſen Autograph ſich, wie man ſagt, auf der Leydenſchen Bibliothek befindet.

Dieſe Sammlung iſt an Hiſtorienſchreibern und Geographen reich. Von den erſtern nenn ich als die ſchätzbarſten: Novaïry und Thabari, die nicht komplet ſind. Bakedi, abd-el-hokm, makrizi, Arabſchah, der elegante Verfaſſer der Lebensgeſchichte Tymours.

Und unter den Geographen die berühmten Namen: Kazwini, Bakoup ebn-el-wardy, Ebn ayan u.a.

Obwohl die Anzahl der Dichter minder iſt, bieten ſie doch den Liebhabern dieſes Zweiges eine Auswahl der geſchätzteſten Werke dieſer Gattung an. Z. B. mehrere Exemplare von den Moullakats, mit gelehrten Kommentaren, die Divane, von Montanebby, von Ebn-el-fad.

Das berühmte Gedicht von Tograi, bekannt unter dem Namen von Lamiah-el-abjem.

Das des Kaab-ben-Zoheïr, welches mit den Worten anfängt: Baneh, ſoada u. ſ. w.

Mehrere Exemplare von vollendeter Schönheit der Mekamate des berühmten und beredten Hariry.

Von Türkiſchen Manuſkripten werde ich wenig ſagen. Die Bibliothek beſitzt einige ihrer Geſchichtſchreiber, und eine gute Sammlung diplomatiſcher Sachen. Ich gehe jetzt über zu den:

4.

Perſiſchen Manuſcripten.

Wer könnte ſie nennen, ohne zuerſt an Ferdouſſy zu denken? Sein unnachahmliches Heldengedicht: Schah-naméh, hat ihm einen unſterblichen Ruhm errungen. Er hat darin die Geſchichte der alten Perſer Könige ſeit Ka-

joumarth, bis zu Yezdidjew verwebt; wie Homer den Griechen, ist Ferdoussy den Orientalern ein Muster geworden, welchem sie im Wetteifer sich nachzubilden strebten; wenn gleich sein unermeßliches Gebäude nicht so regelmäßig, so plastisch ist, wie das des Vaters Homer, so kömmt es ihm doch gleich an hoher poetischer Schönheit, reicher Phantasie und und naiver goldner Darstellung.

Außer dem Interesse, welches dies Werk in historischer Hinsicht, in Ansehung der Sitten des alten Persiens, und ihrer Mythologie hat, findet der Liebhaber der Poesie darin eine Menge verschiedener Episoden, belebt vom Glanze der unschätzbarsten und fruchtbarsten Poesie; ich nehme mir vor noch hierauf zurückzugehen, und der F. v. Hastfer einige Nachahmungen aus diesem Heldengedicht für den zweiten Theil ihres Werks mitzutheilen.

Ein gelehrter Engländer, Herr Champion, hat von dem Anfang des Schah-nameh eine Nachahmung in Englischen Versen herausgegeben, denen eine vortreffliche Vorrede vorangeht; und der berühmte W. Jones hat einige kleine Fragmente daraus seinem Poeseos asiaticae Commentarius einverleibt.

Die Imperialbibliothek besitzt mehrere Exemplare des Schah-nameh, von welchen unter andern drei sehr schön sind. Die hohen Thaten Rustans sind darin abgebildet, in etwas harter Darstellung, aber von großem Interesse für Waffen und Landestrachtkenntniß.

Nächſt Ferdouſſy iſt Khacâni merkwürdig, in Hinſicht ſeines Alterthums ſowohl, als ſeines Stils. Oft hebt er ſich kühn und herrlich in ſeinen Poeſieen, doch ſind ſie mitunter dunkel und hart. Einige ſeiner Gazelas indeſſen ſind ſehr natürlich geſchrieben; folgende beſonders fiel mir auf, wegen ihrer Naivetät.

„Meine Freundin ließ mich rufen, denn ſie ſeufzte un„ter der Laſt des brennenden Fiebers, ich flog hin zu ihrem „Schmerzenslager und klagte das Geſchick an. Weh mir, „ich ſahe die Wangen, die ehe noch friſcher waren, als die „Morgenroſe, ich ſahe ſie glühen und erzittern, wie die „Sonnenſcheibe, wenn ſie verſinkt in den Nebeln am „Rande des Horizontes. Ich rief laut nach dem Arzt, er „kam, das ſchreckliche Eiſen glänzte in ſeiner Hand. So „nahte er ſich dem Arme, weißer als Elfenbein. Er wagte „es, der Gefühlloſe, ihn zu verletzen, und in dem Augen„blick fühl ich den Stich in meinem Herzen tauſendfach „wieder. Süßes Kind! da ich die Purpurfluth ſahe, wie „ſie aus der Wunde ſpringend in das goldene Becken fiel, „das meine zitternden Hände kaum zu halten vermochten, „da acht wie gern verzieh ich Dir da die blutigen Thrä„nen, die Deine Härte mich vergießen läßt.“

Auch Anwary verdient eine Stelle unter Perſiens erſten Dichtern. Sein Geiſt ſchwingt ſich nicht ſo hoch, als Khakanis Geiſt, dagegen iſt er lebhafter, regſamer, und mehr zur Satyre geneigt. Seine berühmteſte Dichtung iſt die Elegie auf die Gefangenſchaft Sandjars,

die der gelehrte Wil. Kirkpatrik im erſten Bande der Aſiatiſchen Miszellaneen, unter dem Titel: the tears of Khoroſsan, (Koroſſans Thränen), herausgegeben hat. Seine Epigramme würden den Liebhabern der Poeſie eine reiche Erndte verſchaffen.

Nizamy zeichnet ſich beſonders durch die große Reinheit ſeines Stils aus. Die meiſten orientaliſchen Dichter führen ihn als Muſter an, viele davon ſind ſeine Nachahmer. In den Romanen war er beſonders vortrefflich. Zwei Exemplare ſeines Kulliat, oder vollſtändige Sammlung befinden ſich auf der Imperialbibliothek.

Der Name Kosrou ruft das Andenken des ſüßeſten Perſiſchen Poeten zurück. Tibullus ſelbſt hauchte die Seufzer der Liebe nicht melodiſcher aus als er. In vielen ſeiner Gedichte iſt eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit Petrarka ſichtbar. Die Bibliothek beſitzt mehrere Exemplare von ſeinen Dirmes, nirgends aber befindet ſich der reizend Dialog, der in den Aſiatiſchen Miszellaneen enthalten iſt; und den ich ſeiner Seltenheit wegen hier einſchalte:

„Ich gieng zum Arzt, und ſagte ihm, ich bin krank;
„von Sonnenuntergang bis zur Morgenröthe ſchmachte ich
„vergebens nach Ruhe, ſage mir denn, was ſoll ich
„thun?

„Der Arzt befragte meinen Puls, und ſagte mir lächelnd: Du armer Freund, dein Uebel iſt mir kund; Du
„leideſt an Liebeswehen, nenne mir deine Geliebte.

„Zeige Dich ihren Blicken, enthüll ihr dein Herz, „und preſſe nach Herzensluſt die feuchten Rubine ihres „Roſenmundes; ſonſt kannſt du nicht leben.

„So eilt ich zur Wohnung meiner Lieben. O Du „meine angebetete Henriette, willſt Du denn, ſo rief ich, „ohn Erbarmen einen ſo treuen Liebhaber ſterben ſehen? „Da heftete ſie auf mich ihre Blicke.

„Wer biſt Du, ſprach ſie, und wo kömmſt Du her? „Hundert Unglückliche, wie Du, belagern unaufhörlich „dieſe Pforte, ſage mir, wie heißeſt Du?

„Ach, ich bin ein hoffnungsloſer Liebender, ein Un„glückſeliger, dem deine Blicke den Verſtand geraubt ha„ben, kannſt Du mich nicht an dieſem Zeichen erkennen?

„Nein, mein theurer Kosrou, laß von nun an „dein Leid fahren, und ſey glücklich. Siehe meine halb„geöffneten Lippen, wie ſie dich einladen zum Liebeskuſſe!

* * *

Von allen Perſiſchen Schriftſtellern iſt Sady derjenige, welcher in Europa am berühmteſten iſt, da er doch faſt durch ſonſt nichts bekannt iſt, als durch ſeinen Guliſtan. Nicht minder vortrefflich ſind ſeine Poeſieen, wegen ihrer Reinheit ſowohl, als wegen ihres moraliſchen

Werthes; und es iſt zu hoffen, daß die vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, die in Kalkutta gedruckt worden ſind, indem ſie den Originaltext mehr ausbreitet, einigen Orientaliſten den Wunſch einflößt, uns mit Sady bekannter zu machen. Hier iſt ein kleiner Auszug aus ſeinem Kitab Thaïbat.

„Die Liebe des Nächſten, die Ehrfurcht der Gottheit, ſind das Weſen einer edeln Seele. Wem dieſe hohen Tugenden fehlen, dem wäre das Nichts beſſer als ein eitles Daſeyn.“

„O du, deſſen Tage geſchmückt ſind mit Reichthum und Wonne, laß dich nicht verblenden von der unſtäten Gunſt des Glückes; denn in der leichten Pauſe des Lebens mag ſie nicht von Dauer ſeyn.“

„Und du, der im Schoos des Leidens und des Elendes ſeufzet, tröſte dich, bald werden deine mühſeligen ſchleichenden Tage nicht mehr auf deinem Herzen laſten.“

„Wie muß nicht der Pfad, den du leicht betrittſt, den Gedanken des Nichts in deiner Seele erwecken. Augen, die im Glanz der ſeligen Liebe ſtralten, Augenlieder ſchwer und feucht von Luſt, Wangen, ſo friſch und holdſelig, und tauſend Reize, tauſend Zaubereien, ſind in den Staub verwandelt, der ſich unter deinen Schritten aufwölkt. Die Sonne, die heut dich beſcheint, goß einſt ihre

seligen Stralen auf die reichen Gezelte aus, wo Aad und Themoud der süßen Ruhe genossen."

„Und die an Freuden fruchtbare Erde Aegyptens ist nicht verwandelt, doch schon sind Jahrhunderte vergangen, seit sie in ihrem Schoos Pharaons und Rhabouds todten Staub bewahrt."

„Welchen Reiz, o mein Freund, hat denn eine Welt für dich, wo alles in unaufhörlichem Wechsel ist? Bald muß der Neider und der Beneidete hinweg, ohne nur eine Spur von sich zurückzulassen."

„Wenn dich das Unglück drückt, so laß deine aufgehobenen Hände die Gottheit anflehen. Großmuth, Erbarmen, Geduld und Liebe, ruhen alle in ihrem Schoos!"

„Gränzenlos ist ihre Güte, unerschöpflich ihre Milde, und von ihr empfängt ein lechzendes Herz seine süßeste Erquickung. Von der Erde bis zu den Plejaden beten alle Geschöpfe sie an, und alles zeugt von ihrer Macht und Herrlichkeit."

„Höre Sadys Rath, mein Bruder, gleich dem Schlüssel, dem sich allein des Glückes köstlicher Schatz öffnet, kannst du nur glücklich seyn, wenn du ihm folgest."

* * *

Hafiz, iſt der herrlichſte Sänger der Luſt. S. W. Jones vergleicht ihn mit dem Dichter von Theos, eine richtigere Vergleichung ließe ſich nicht treffen. Der Leſer wird dqvon urtheilen können, wenn er die eleganten Nachbildungen von Jones und vom Baron Revizky leſen will, die von einigen Oden des Hafiz vorhanden ſind.

Ode des Hafiz.

Bei deiner Augen-Strahlen, ſchwör ich dir, liebliches Kind, begabt mit den ſeltenſten Schätzen der Natur.

Bei dem zarten Pflaum, der wie ein leichter Nebel deine Reize ſchalkhaft umwebet.

Bei deines Roſenmundes ſeligem Ambroſia, ſüßer noch meinen Lippen voll Gluth, denn die kühlen Fluthen der Lebensquelle.

Bei dem holden Farbenſpiele deiner Geſtalt, bei den Düften, die du entathmeſt, zarte Frühlingsblüthe der Schönheit!

Bei deiner Schritte leichten und zierlichen Bewegung, gleich dem Rehhun auf den Gebirgen.

Bei den ſchmachtenden Blicken voll Luſt, gleich der ſcheuen Gazelle.

Bei den feuchten Rubinen deiner Liebe athmenden Lippen.

Bei den köſtlichen Perlen ohne Tadel, deren Licht durch deines Lächelns Zauber ſchimmert.

Bei deiner Wangen vollen Roſenbeeten, in denen der Sinn, wie in einem Labyrinthe gefangen, ſich verwirrt

Bei deinem unnennbaren Weſen der Anmuth und Schöne, welches die Phantaſie nicht erreichen mag,

Schwör ich es dir, wenn ich von deiner Huld die kleinſte Gunſt empfinge, ſo würd ich in eine Zauberwelt verzückt, mit dem Auge der Gleichmuth die Erde anſehen, und all ihre eitle Schätze.

* * *

Von allen modernen Dichtern hat ſich Djami den Muſtern, die wir eben genannt, am glücklichſten nachgebildet. Man ſieht, daß Nizamy, Kosrou, und beſonders Sady, ſeine Lieblingsmuſter waren. Uns iſt er nur durch ſeinen Beharistan bekannt, ein moraliſches Werk in Proſa, das er, wie er ſelbſt ſagt, nach dem Plane von Sadys Zuliſtan bearbeitet hat. Seine Romane in Verſen ſind jedoch ſo ſchön wie die des Nyzami, und im Allgemeinen lebt in ſeinen Poeſieen eine Sprache der Sanftmuth und des Gefühls, die ihm allein eigen iſt. Hier iſt eine ſeiner Poeſieen.

An die Nachtigall.

Melodiſche Sängerinn, Bothe der Morgenröthe, was wollen die heißen Klagen, die meine Seele erſchüttern?

Woher die düſtre Trauer, das tiefe Leid, das dich beugt?

Glühſt du in Liebe für eine Roſe? Wohlan, ſo fliege wie deine Mitbuhler hin, und wiege dich in den Düften der Blumenbeete, die ſich dem Frühlingshauche aufſchließen.

Iſt es die ſchlanke Cypreſſe, die deine Seufzer anlockt, wie die der wehmüthigen Turteltaube? So würdeſt du ja nicht mein einſames Gezelt zum Sitze wählen, du würdeſt dringen in des Waldes geheime Schatten.

Nein, ich ſehe es, dich bewegt ein anderes Leid, die ſchöne Jungfrau erweckt deine Trauer, ſie ſchied von hier, und deine Klagen erſchallen mit den meinigen.

So fliege denn auf meine Bruſt, komm und nimm unter deinen Fittig den Brief, benetzt von meinen Thränen, den ich ihr ſende, doch meide, ach meide den ſcharfen Blick ihrer ſtrengen Hüter.

Unſre zwei verwundeten Herzen werden ſich verſtehen, ſo ſey denn, ich beſchwöre dich, mein Bote bei ihr, und wenn ihre ſüßen Lippen dich nach Djami fragen, ſo ſag ihr, er muß ſterben, nun ſie fern iſt.

* * *

Wir nehmen uns vor im zweiten Theil dieſes Werks auf dieſen Artikel zurück zu kommen, wo wir zugleich die hiſtoriſchen und geographiſchen Manuſcripte der Orientaler erwähnen wollen, die hier befindlich ſind, und wo einige Nachahmungen Artgalliſcher und Provenzaliſcher Poeſieen einen Begriff von dem Geiſt des 13ten und 14ten Jahrhunderts in Frankreich geben werden.

B.

Galliſche Manuſcripte.

Den Künſtlern muß es intereſſant ſeyn, in dieſer Bibliothek Manuſcripte zu finden, mit Vignetten verziert, die in einer Stufenfolge vom ſechsten bis zum ſechszehnten Jahrhunderte den Gang andeuten, welchen in Europa die Malerei genommen hat, von ihrer Kindheit an, bis zu einer ſchönen Vollkommenheit. Dieſe erſten Vignetten aus der alten Zeit beweiſen blos das Bedürfniß, dem Gedanken eine ſinnliche Geſtalt, und die Zierde der Farben zu verleihen. Noch iſt kein Streben ſichtbar nach ſchöner Form und Nachbildung ſchöner Natur. Nach und nach wird das Streben erweitert; beſtimmter, aber noch bleibt das Gepräge des naiven Sinnes, der aus Trieb ohne Anmaßung handelt. Dann erſcheinen genialiſche Produkte, noch beſchränkt in der Ausführung durch die Unbekanntſchaft mit der Farbenbehandlung, der Perſpektive, und andern Dingen, die vom Handwerk abhängen, jedoch nicht um ſo weniger voller Seele und Kraft. Schon zeigen ſich geiſtvolle Phyſiognomieen, bedeutungsvolle Charakterköpfe, Kompoſitionen voll Leben, Einheit und Ausdruck, ſchöne Formen, anmuthige Stellungen, und glückliche Zierrathe von Schmuck und Kleidung.

Die hieſigen alten galliſchen und provenzaliſchen Manuſcripte ſind alle auf Pergament, in groß Folio, auf das

sauberste geschrieben in Gothischen Charakteren, und rings um die Blätter verziert mit Arabesken, goldnen und bunten Ranken und Figuren, im Gothischen Styl, unter welchen einige voller Zierde und Geschmack sind; noch sind diese Manuscripte geschmückt mit Vignetten, zu denen sich die Maler nicht genannt haben; viele derselben sind ganz barbarisch, die meisten aber besitzen die Vorzüge, derer ich oben erwähnt habe.

Die Ideen dieser Vignetten sind meist aus der Bibel genommen, und müssen sich eben deswegen natürlicher Weise oft wiederholen, dennoch ist in ihrer Behandlung immer Verschiedenheit und Interesse. Die Wasserfarben mit welchen sie gemalt sind, haben sich Jahrhunderte hindurch immer frisch und hell erhalten, welches vermuthlich daher kömmt, daß sie auf Pergament aufgetragen sind, und mit einer dauerhaften Substanz gemischt, von der ich vermuthe, daß es nicht Gummi Arabicum, sondern eher Leim und Eiweis ist. Das Gold auf diesen Vignetten und Arabesken ist von der äußersten Reinheit, reich aufgetragen, und fein und künstlich genug behandelt; in vielen Manuscripten sind auch die Lichtpartieen durch Gold gehoben.

Die interessantesten, die ich in diesen Manuscripten gefunden, deren viele noch in der Menge vergraben sind, aus der man sie nur mit der äußersten Mühe herausfindet, sind: ein Froissard Nr. 8320, und 8321, zwei Bände, da der Froissard gewöhnlich aus vier Bänden besteht; doch sind es diese einzigen zwei Bände, welche Vignetten haben,

die besonders wegen des Kostüms, und der damaligen Gewohnheiten merkwürdig sind, zwei alte Bibeln, mit Camayeux und Vignetten. Romuleon, eine römische Geschichte, in altfranzösischer Sprache, unter Ludwig dem Eilften geschrieben, in drei Bänden. Die Chroniken von Karl dem Großen, gleichfalls in Camayeux, zwei starke Bände in Folio, aus Belgien; das Turnier von der Grethuse, oder vom König René. Das Breviarium des Papstes Paulus des Dritten, der Virgilius vom Vatikan, das Gebetbuch von Baden, die Triumphe von Petrarka, die französische Uebersetzung. Titus Livius, übersetzt vom Prior Peter Berkorius, von St. Eloy in Paris, für den König Johann. Das Gebetbuch der Anna von Bretagne. Eine hebräische Bibel mit Arabesken, aus dem zehenten Jahrhundert.

Mehr als einmal hat mich das Gebetbuch der Anna von Bretagne ergötzt, der Mutter Ludwig des Zwölften. Man weiß nicht, von wem es gemalt ist, so wenig, wie die andern; denn die Gelehrten und Künstler jener Zeit waren nicht eben eilig, sich zu nennen, und wenn nur ihre Werke lebten, um den Namen war es ihnen nicht zu thun. Dies Gebetbuch ist in Lateinischer Sprache abgefaßt, und enthält auch Legenden der vornehmsten Heiligen und Märtirer. Auf feinem Pergament ist die saubre und zierliche Schrift, und jedes Blatt ist mit Blumen, Arabesken und Vignetten verziert. Auch ist bei jeder Legende das Martertum oder das Leben des Heiligen in einem Miniaturgemälde sichtbar. Der Farbenton dieser Gemälde ist vortref-

lich, und viele Köpfe ſind äußerſt charakteriſtiſch und ſchön. Ich fand einen Kopf, der dem H. Bruno des Leſueur ganz treffend ähnlich iſt, und in einem eben ſo ſchönen Charakter; auch einen Pabſt, der unſerm Pabſte ſehr ähnlich ſieht. Die Blumen, welche jede Seite ſchmücken, ſind auf goldnem Grunde, nach der Natur gemalt. Es ſind meiſt Feldblumen, alle ſo zierlich, ſo treu, mit ſo friſchen Farben, in ſo angenehmer Kompoſition und mit ſo unermüdlicher Sorgfalt, daß man glauben möchte, ſie ſeyen lebendig. Dazu iſt bei jeder Blume ein Gemiſch von Schmetterlingen, Käfern und Raupen, denen daſſelbe Lob zu ertheilen iſt, und der Name der Blume iſt Lateiniſch und Franzöſiſch unterſchrieben, mit unter höchſt komiſche und einem Gebetbuche fremde Namen. Ich entdeckte bei dieſer Gelegenheit, daß unſer bekanntes und aus den Romanen nun ſo verbanntes Vergißmeinnicht zu Anna's Zeiten in Frankreich dieſelbe Bedeutung hatte. Es findet ſich in ihrem Gebetbuch zierlich abgebildet, mit der Unterſchrift: ſouvenés Vous de moi.

Ich mag nicht unterlaſſen bei dieſer Gelegenheit zu erwähnen, was der naive Höfling Brantome — der Vaſari unter den Weltleuten, über Anna von Bretagne in ſeinen femmes illuſtres ſagt.

„Laßt mich denn mit unſrer Königin Anna von Bretagne den Anfang machen, der weiſeſten und ehrwürdigſten, die es ſeit dem Tode der Mutter des h. Ludwig, der Königin Blanka gegeben. Und wenn ſie des hohen Hauſes

wegen, aus welchem ſie entſproſſen, und ihrer groſſen Reichthümer halber von vielen zur Ehe begehrt wurde, ſo war ihre Hand nicht minder wünſchenswerth, in Anſehung ihrer Tugenden und Verdienſte; denn ſie war ſchön und angenehm, ſo wie es alle bezeugen, die ſie geſehen haben, und an Geiſtesgaben nicht minder vortrefflich, gar züchtig und tugendhaft, weiſe und wohl in Reden geübt, wie auch ſehr gütig, barmherzig und wohlthätig, ſo wie alle die meinigen es bezeugen.

„Der König ihr Gemahl ehrte ſie außerordentlich, und ließ ſie im Genuß all ihrer Reichthümer, welche ſie auch wohl anwandte, denn ſie war ſehr freigebig, und wenn der König, der einen ungeheuern Aufwand machte, zu ſeinem Volke hätte ſeine Zuflucht nehmen müſſen, ſo kam ſie ihm zu Hülfe, und es war im Reiche nicht ein groſſer und berühmter Offizier, dem ſie nicht eine Penſion gegeben hätte; auch machte ſie groſſe Geſchenke, ſowohl an Gold, Silber und Kleinodien, als auch an ſchweren goldnen Ketten.

„Auf Reiſen war ſie ſehr freigebig, und es gab niemand, der mit ihr nicht zufrieden geweſen wäre, ſo wie ſie vor allen Dingen ihre Leute gut behandelte, und ihnen groſſe Güter gab.

„Sie war die erſte, welche Damen am Hof erzog, zu ihrem Gefolge. Ihr Hof war eine ſchöne Schule für adeliche Fräulein, denn ſie ließ alle gut ernähren, und nach

ihrem

ihrem Beiſpiel erziehen, in Beſcheidenheit und Tugend. So hatte ſie deren viele um ſich, und ſchlug keine aus. Desgleichen nahmen auch die Gelehrten ihre Zuflucht zu ihr, denn ſie liebte die Künſte und Gelehrſamkeit, und war im Reden ſehr geſchickt, ſo wie auch beim Empfang der fremden Geſandten; denn ſie betrug ſich mit ſchöner Anmuth und Majeſtät; dieſes wußte der König ſehr wohl, verlangte auch, man ſollte ihr nicht minder Ehre erzeugen als ihm ſelbſt."

Auf dem Titelkupfer iſt Anna von Bretagne ſelbſt abgebildet, knieend. Ihr Geſicht iſt regelmäßig und angenehm, ſehr klug und bedeutend ſieht ſie aus, doch iſt ihre Klugheit fromm und freundlich. Drei heilige Frauen ſind hinter ihr, ſie ſelbſt im goldnen Kleide und Kopfſchmuck von weiß und ſchwarz mit Golde, ganz voll Sittſamkeit und Demuth, erſcheint ſie höchſt liebenswürdig. Der Buſen iſt ſorglich bedeckt, das glatte Stirnhaar unter den Kopfſchmuck geſchoben. — Man denkt ſich unter ſolcher Geſtalt eher eine ſimple Landfrau, mit dem ſoliden Prunk eines Wohlſtandes bekleidet, der ihrer Familie ſeit langer Zeit gehört, als man ſich eine große und prächtige Königin denken ſollte.

Du gutes Mittelalter, mit deinen ſchlichten Sitten und ehrwürdigen Beſchränkungen, wann wird deine goldne Einfalt wiederkehren?

Im Vatikaniſchem Virgil ſind die Vignetten barbariſch genug, die Farben beleidigen das Auge. Er iſt aus

dem sechsten Jahrhundert, doch ist ein Streben nach antikem Stil durch all diese Barbarei zu erkennen.

Romuleon ist voll Kompositionen, in denen sich einzelne Schönheiten des Charakters, der Stellung, der Bewegung, in Fülle befinden. Der erste und zweite Band ist von demselben Meister, doch der dritte ist ganz schlecht und unerträglich, auch sind viele Anlagen desselben unvollendet geblieben. Auch die zwei ersten sind häufig untermischt mit Gemälden, die vermuthlich von einem Schüler herrühren, durchaus nicht in demselben Geist. Sie unterscheiden sich unter andern auch wegen der goldnen und silbernen Rüstungen, mit denen alle Personen bekleidet sind. Das Kostüm ist das des 13ten Jahrhunderts, und an Nachbildung der Antike ist nicht zu denken. In den guten Vignetten dieser Geschichte ist die Farbe, wenn nicht mit großer Sorgfalt behandelt, dennoch verständig genug, nur mit unter ein beleidigendes Orangefarb grell aufgetragen und verschwendet, von gar widriger Wirkung. Die Schönheiten liegen theils in der Anordnung der Komposition, die voll Rundung und Klarheit ist, theils in einzelnen Stellungen voller Sinn, Ausdruck, Kühnheit und Grazie.

Ueber die Chronik von Karl dem Großen, und die zwei Bibeln befindet sich in den Notions et extraits des manuscrits de la Bibliotheque nationale et autres bibliotheques, publiées par l'institut national de France eine vortreffliche Notiz vom verstorbenen H. Ca-

mus; die artistische Parthie derselben ist das Werk der Herren Vincent Dufourny und Levêque. Herr Camus hält diese Manuscripte dafür, als wären sie für Philipp von Burgund in Flandern gemacht, und als hätte van Eyk die meisten Miniaturgemälde dirigirt. Die eine Bibel, die nur bis zum Buche Jesaia geht, ist in den ersten Büchern mit vortrefflichen Miniaturvignetten versehen. Die Figuren fast alle sind weiß drappirt, und mit vielem Geschmack; der Farbenton ist in dem zweiten, dritten und vierten Buche sehr gut. Oft wird man überrascht durch die ausdrucksvollsten und glücklichsten Stellungen, und durch Köpfe mit Schmuck und Locken, von dem schönsten Charakter und edler Anordnung. In der Geschichte des Jakob und Joseph besonders sind die Figuren schön. So z. B. ist ein Kopf des Joseph, wie er gebietet das Korn zu sammeln, in Profil, mit blonden Locken, von der angenehmsten fast Raphaelischen Schönheit. Auch die ganze Komposition ist wohl angeordnet; in diesem Buche sind die Miniaturen fein, die Gesichter charakteristisch, die Draperien, alle die Bewegung und Form des Körpers wohl begleitend, und obwohl nicht alle mit demselben Fleiß und Charakter, doch die meisten sich ähnlich. Im fünften Buche wird alles schlecht, und die letzten bleiben unvollendet. Die Titelvignette ist von großer Schönheit, und unermüdlichem Fleiß, ein Meisterwerk, und ganz unstreitig von J. von Eyk. Es sind Engel darauf von Raphaelischer Lieblichkeit. Der Kupferstich derselben, der ganz vortrefflich ist, befindet sich bei der Notiz des H. Camus im oberwähnten Werke, und hat 100 Louisd'or gekostet.

Das Gebetbuch von Baden, aus der Sammlung des Herzogs von Lavallièn, iſt ganz nach Rubensſchen Gemälden kopirt, und merkwürdig wegen der Feinheit der Miniatur, und der groſsen Wahrheit und Schönheit der Farbenbehandlung.

Das Breviarium des Pabſtes Paul des Dritten iſt mit einer Vignette geſchmückt: Gott Vater in Wolken über die Erde ſchwebend, wie er das Licht erſchaft. Sie wird dem Michel Angelo Buonarotti zugeſchrieben, ich kann nicht glauben, daſs dieſer je etwas in Miniatur mit Waſſerfarben gemalt habe, auch die Farben ſind zu weich und hell, um ſeine Arbeit zu ſeyn. Eher iſt es die Arbeit von Perrino del Vaga, der auch für Paul den Dritten gemalt hat. Die Phyſionomie des Gott Vaters iſt edel und ernſt, ſeine Kleidung iſt roth, die Lichtpartheien darauf ſind grün, der Mantel iſt himmelblau, ſein Schweben iſt kühn und kräftig. Die Hände ſind vortrefflich gemalt. Die Arabesken umher ſind wunderfein, und von äuſserſt ſchönem Geſchmack und ſinnreicher Erfindung. Die nackten Knaben beſonders ſind vorzüglich ſchön gemalt, das Fleiſch iſt mit Wahrheit und Grazie behandelt, und ihre Geſichter ſind ſchön. Ich verlange dies Breviarium immer wieder, und kann mich gar nicht ſatt daran ſehen, und ſo wird es allen gehen, die ſich daran ergötzen, eine Miniaturtändelei des groſsen Malergeiſtes jener Zeit zu betrachten. Auch in mehreren Ritterromanen, beſonders im Lanzelot befinden ſich vortreffliche Vignetten.

Das Turnierbuch des Königs René ist des Kostüms halber sehr merkwürdig, und der darauf abgebildeten Ceremonieen der Ritterschaft.

Die Camayeux in der Chronik Karls des Grossen sind weniger merkwürdig wegen der Malerei und der Ideen, als wegen der Geduld, mit welcher sie gearbeitet sind. Einige gute Köpfe befinden sich darauf. Die Farben sind aschgrau, schwarz und weiß, die Gesichter röthlich. Der Text wäre einer Edition werth, wenn er nämlich verkürzt würde, denn der allgemeine Fehler dieser Schriftsteller ist die Weitschweifigkeit. Man muß die Perlen aus dem Sande hervorsuchen, die freilich denn auch der Mühe lohnen.

In der Hebräischen Bibel aus dem zehnten Jahrhunderte, fand ich eine Seite mit Arabesken mit Griechischen Verzierungen, und im Geschmacke des 15ten Jahrhunderts, die ich geneigt bin, für das Werk eines Konstantinopolitanischen Malers zu halten.

Das schönste und anziehendste dieser Manuscripte ist die Uebersetzung des Titus Livius vom Prior Peter Berkorius. Dies Buch ist um so merkwürdiger, da es als Grundlage zur Französischen Literatur zu betrachten ist. Es wurde auf das Geheiß des Königs Johann übersetzt, und war das erste der Art in Frankreich. Die Farbenbehandlung der Vignetten ist außerordentlich verständig, welches noch zu erkennen ist, obwohl die Farben etwas gelitten

haben. In der Zeichnung iſt viel Grazie und Kühnheit, die Gedanken und Intentionen ſind voller Feinheit und Intereſſe, die Köpfe von vortreflichem Charakter und Ausdruck, und die Koſtüms und Draperien mit einem eignen Takt behandelt. Die Kompoſitionen ſind voller Weisheit und Bedeutung, die Nebenfiguren mit den Hauptfiguren in Beziehung, faſt keine überflüſſige Figur, und manche Ueberraſchung von glücklichen und ſchönen Gedanken. Das erſte Blatt, die Introductionsvignette ſtellt den Autor vor, der dem König ſein Buch überreicht. Dieſe Vignette hat drei Zoll im Durchmeſſer, und ich zählte darauf zwanzig Köpfe, alle im Ausdruck und in der Phyſiognomie von einander verſchieden, und mit Holbeinſchem Geiſt behandelt. Der Autor knieet vor dem Könige, die Draperie ſeines ſchwarzen Kleides iſt fein und wohl geordnet und künſtlich behandelt. Auf dem erſten Plan rechter Hand ſteht ein Schildträger, der nicht kräftiger und edler und ſimpler ſeyn könnte; die hintere Gruppe iſt vortreflich geordnet und geſchloſſen, und der Ausdruck einer gutmüthigen beifälligen Verwunderung auf den Geſichtern der Hofleute giebt eine vortheilhafte Idee von dieſem Hofe des guten Johann, der das Buch mit königlicher Ruhe empfängt, und dazu wohl etwas weniger gleichgültig ausſehen könnte. In der Folge finden ſich eine Menge Blätter von noch größerem Intereſſe. Ich danke die Bekanntſchaft mit dieſem Schatze der Gegenwart des berühmten David, den ich zufälligerweiſe auf der Bibliothek traf, und der ſeine Bemerkungen mit dem ihm eignen Geiſte ausdrückte, von denen ich einige eben benutzt habe. Ich wiederhole die vortreflichen Sachen

nicht, die dieſer groſse Mann bei dieſer Gelegenheit über Malerei überhaupt äuſserte, ich hatte ihn noch nie geſehen, und war äuſserſt aufmerkſam auf ſeine Worte. Da fand ich denn Nathans Spruch bewährt.... Der Mann

Steht ſeinen Ruhm, ſein Ruhm iſt bloſs ſein Schatten.

Geſchichte der Könige von Frankreich bis zu Franz dem Erſten, von Dutillet, Karl dem Neunten überreicht, mit Bildniſſen der Könige, vermuthlich aus dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts. Die Köpfe ſind feine Miniaturen, beinahe alle en face, und die Koſtüme ſowohl, als der Farbenton ſehr wohl behandelt, auch gut erhalten. Der Text iſt flüchtig und unleſerlich, ſo daſs man ihn mit Mühe herausfindet. Im Anfange will der Autor beweiſen, daſs die Franzoſen ihren Urſprung von den Teutſchen her hätten, denn, ſagt er, „der Tugend gebührt „die Ehre, und es ſind die Teutſchen von Anfang an be„rühmt, wegen der Reinheit und Vortreflichkeit ihrer Sit„ten ſowohl, als wegen ihrer Tapferkeit und herrlichen „Siege, vor allen andern Nationen, und es würde denn „noch alſo ſeyn, wenn ſie vereinigt, und unter ſich eins „wären, ſo daſs den Franzoſen eine gröſsere Ehre geſchieht, „die ihren Urſprung von dieſem groſsen Volke herleiten, „als von den andern, die da ſagen, ſie ſtammen von den „Trojanern her, u. ſ. w.“

Die Bilder fangen von Clovis, dem erſten chriſtli-

chen König, an, und zwar trägt er am Gurt, in alter Form, einen ſcharlachfarbenen Beutel, eben wie die jetzigen Ridicules. Er hat einen Scepter in der Hand, und iſt blau gekleidet. Die Einfaſſungen des Kleides ſind golden, und reich-geſchmückt mit Smaragden und Rubinen, ſo wie auch die des Mantels, der mit Hermelin gefüttert iſt. Dieſer König iſt ſtehend abgebildet. Der andere, Clotarius der Erſte ſitzt auf einem goldenen Thron, mit blauen Feldern, auf denen ſich Gothiſche Basreliefs befinden. Kleid und Mantel ſind blau und durchwirkt mit goldenen Monden und Sternen, die Einfaſſungen gleichfalls mit Edelſteinen, auf Gold gefaßt. Einer ſeiner Schuhe iſt mit Lilien geſtickt, der andere bloß mit goldenen Streifen. Ihm folgt Sigebert, und dann Childerich und die berühmte Fredegunde, eher wie eine Aegyptiſche Mumie bekleidet, als wie eine Königin. König Clotarius der Dritte iſt in einem rothen Leibrock, mit Lilasborte, ſein Mantel blau, weiß gefüttert, und mit einer einfachen goldenen Agraffe feſtgehalten, welches außer Kron und Scepter der einzige Schmuck iſt; in der Note über ihm ſteht nichts, was auf dieſe Einfachheit in der Kleidung Bezug hätte. Ihm folgt: Charlemaigne Roy et Empereur. Sein Bart und Haar ſind ſilberweis, ſeine Augen blau, er iſt bleich. Er trägt den Reichsapfel und das Scepter, ſein Leibrock iſt blau, ſein Gürtel roth. Unten iſt der Leibrock mit einer ſchmalen goldenen Borte geſchmückt, die mit verſchiedenen Edelſteinen und großen Perlen prangt. Sein Mantel iſt durchwirkt mit goldenen Lilien, gefüttert mit Hermelin, und eingefaßt mit einer ähnlichen Borte,

wie die des Leibrocks mit einer goldenen Agraffe mit Muscheln auf der Bruſt feſtgehalten. Die Krone iſt die der andern Könige, die Strümpfe roth, die Schuhe weiß, ſpitz zulaufend, mit einem Riemen und goldener Schnalle unter dem Knöchel befeſtigt, und mit goldenen Ranken geſtickt. Kaiſer Napoléon trug bei der Krönung ähnliche Schuhe. Da es meine Abſicht nicht iſt, eine völlige Beſchreibung dieſer Bilder zu machen, bemerke ich noch, daß Karl der Einfältige einen geſtickten Ridicule, mit goldenen Muscheln trägt, eben wie ſie vor zwei Jahren Mode waren. Zwei Bilder von Franz dem Erſten ſind von wirklichem Intereſſe, mit weniger Kälte dargeſtellt als die andern, das eine ſtellt ihn als Jüngling vor, das andere als funfzigjährigen Mann. Im Ganzen iſt die Miniatur der Köpfe zwar von großer Feinheit und ſauberer und löblicher Ausführung, jedoch von ſehr unbelebtem Ausdruck, und wenn man gleich dem Farbenton und der Sauberkeit der Kleinigkeiten in den Gewändern ein gebührendes Lob ertheilen muß, ſo iſt doch die ſchlechte ſteife Zeichnung der Stellungen, und die Erbärmlichkeit der Hände und Füße nicht genug zu tadeln. Die Figuren alle ſind mit Arabesken und Groteſken umgeben, im Italiäniſchen Geſchmacke, und ich glaube überhaupt, die Farbe und Behandlung der Italiäner in dieſen Bildern zu erkennen, jedoch iſt nichts darinn von der ſeelenvolle Grazie und Leichtigkeit belebt, welche die Tändeleien in Italiäniſchen Malereien jener Zeit ſo lieblich und verführeriſch macht.

XIV.

Etwas über die Mythologie der Indianer.

(Aus Indiſchen Sanskrit-Manuſcripten der J. Bibliothek ausgezogen. *)

Wie die Griechiſche Mythologie ſtellt die Indianiſche die ganze Natur beſeelt von der Gottheit vor; die Luft, die Gewäſſer, die Erde haben Gottheiten; liebliche Nymphen ſind es, deren Urnen die Flüſſe entrieſeln. Jede Jahrszeit hat das ihr eigne Symbol, jede Leidenſchaft der Seele ein charakteriſtiſches Attribut.

Cama der Liebesgott wurde Anfangs in der Geſtalt eines ſchönen Knabens vorgeſtellt, aber nachher wurde ihm ſeine körperliche Geſtalt benommen, weil ſeine verwegnen Pfeile Mahadeva verwundet hatten. Erzürnt lies der Gott der Zerſtörung aus ſeinen Augen eine Flamme ſpringen, die den Liebesgott verzehrte; dennoch rührt ihn das Leid und das Flehen der weinenden Reti, ſeiner Gemahlin, und er gab ihrem Gatten das Daſeyn zurück, aber

*) Ich danke dieſe noch ungedruckte Notiz des gelehrten A. Hamilton der Güte des Hrn. Chezi. Sie iſt für ein Werk des Hrn. Chezi beſtimmt, welches in Kurzem erſcheint und den Liebhabern orientaliſcher Schönheiten ein willkommenes Geſchenk ſeyn wird.

er verwandelte ihn in ein unkörperliches Weſen, wodurch Mahadevas Milde bei der wollüſtigen Reti viel von ihrem Werthe verlor. Dies iſt der Urſprung der Namen Ananga (unkörperlich) und Smara (Gedächtniß) welche dem Cama von Dichtern beigelegt werden.

Vaſſanta (der Genius des Frühlings) iſt des Liebesgottes treuer Gefährte. In einer Epiſode des Brahmà Pourana ſteht, daß Indra, König von Deva, beſtürzt und ängſtlich über die Macht, welche der Eremit Candou durch ſeine große Frömmigkeit erlangte, den Entſchluß faßte, dieſen heiligen Anachoreten um den Preis ſeiner Tugend zu bringen. Er erwählte zur Vollziehung dieſes Anſchlags die ſchöne Premnothi, eine der himmliſchen Apſaras, welche daſſelbe Amt der ſchwarzäugigen Houris in Mahomeds Paradieſe verwalten. — Geh, ſagte Indra zu ihr, und mache die Buße des Einſiedlers Candou zu nichte. — König von Deva, antwortete Premnothi, ich bitte dich, du wolleſt meine Unerfahrenheit, und Candous große Macht bedenken. So wie er nur meinen Auftrag argwohnt, oder entdeckt wer ich bin, wird er mich von des Paradieſes Schoos ſtürzen, und in den Leib irgend eines ſchlechten Thieres bannen, wo mich meine Verwegenheit zu ſpät gereuen wird. Iſt denn nicht Indras Hof mit tauſend Nymphen geſchmückt, die ſchöner ſind als ich? Siehe die himmliſchen Reize, mit denen Ourvaſi glänzt wie eine friſche Blume! Die Götter ſelber können Menaka nicht ohne Rührung ſehen; Remphas wolluſtathmende Geſtalt erweckt ſüßes Verlangen.... Nein, ſagt Indra,

du biſt es, die ich erwählt, aber Cama, Waſſanta und Vayon (Gott der Winde) ſollen dich geleiten.

Candous Einſiedelei lag am Blumenrande des Fluſſes Gomati, in einem ſeligen Hain, wo ſich der fromme Hermit der tiefen Betrachtung hingab. Hier wurde er von Indras himmliſchen Geſandten überraſcht. Waſſantas Gebot hieß alsbald alle Reize des Frühlings aufleben, und der duftende Buſen der Blumen erſchloß ſich in tauſend wechſelnden Farben. Alle Vögel hauchten in melodiſchen Tönen die ſeligſten Liebesſeufzer aus. Der trauernde Kokila flatternd von Zweige zu Zweige, rief die holde Gefährtin, und in den Schatten der Waldung hüpfte die gaukelnde Antelope über den Blumenteppich hin.

So mußten die Seligkeiten des Frühlings an Candous Herz dringen und es erweichen; noch kämpft er ermattet mit ſeinem Zauber, als Kama's Hand aus dem Blumenbogen einen tödlichen Pfeil auf ihn ſchnellt. Die ſüßeſten Töne erſchallen, und locken Candous Blicke nach ihrer Quelle; da ſieht er die ſchönſte Nymphe die Blumenſträuche berauben, die ſeine Einſiedelei umgeben, ein leichtes Gewand, das ſie nur halb verſchleiert, flattert zerſtört bei Vayous liebkoſendem Hauch, und enthüllt die ſeligſten Reize.

Die Götter indeß lauſchten verſteckt in einem Laubgewölbe auf den Ausgang ihres Unternehmens. Da ſie nun ſahen, daß Candou nach einem kurzen Geſpräch mit

Premnotschi, sie in das tiefste Gehölz führte, merkten sie wohl, daß seine Tugend dahin sey, und kehrten zu Indra zurück.

Die Gopi sind Nymphen von einem höhern Range. Sie waren für Vischnous Paradies bestimmt, und bewohnten bis zur Inkarnation dieses Gottes den Leib des Crisna. Seitdem werden sie als Schäferinnen in Vriadavans Ebenen vorgestellt. Ganga (der Ganges) war sonst eine Gopi, sie wurde durch die Eifersucht der Radha, Vischnous Gattin, in einen Fluß verwandelt. Diese Rhada, eine eifersüchtige zornige Gattin, hat viel Aehnlichkeit mit Homers Juno; man ersieht es deutlich aus der Stelle des Brahmà vaïvartica Pourana, wo sie folgendermaaßen den Vischnou anredet:

Sage mir, Herr der Schöpfung, wer ist diese Nymphe, deren Schleier die schuldige Glut der Wangen zu verbergen bemüht ist; deren Augen voll Verlangen sich auf dich richten? Damals schon, als ich dein Einverständniß mit der Gopi Viradja entdeckte, wußtest du sie meiner Rache zu entziehen, und verwandeltest sie in den Fluß, der Elisiums blumenreiche Triften wässert. Mußtest du nicht einst dich in der Gestalt eines vierfüßigen Thieres verbergen, um meiner Wuth zu entweichen, da ich dich überfiel in den Armen der Gopi Sobha? Zu dem Globus des Mondes flüchtete sich ihr Geist, und der Jungfrauen zarte Wangen, die glänzende Stirn der Herrscher, die Blumen und Metalle eigneten sich die körperlichen Elemente ihres

Weſens an, und ihr Glanz wurde höher. Noch vor Kurzem ſah ich, wie du der ehelichen Treue am Buſen der Gopi Aſiama ſpotten konnteſt: wie warſt du nicht, da dich meine Gegenwart überraſchte, in gröſter Verwirrung bemüht, deinen zerſtreuten Schmuck zu ſammeln, deine Leier, dein Blumenhalsband, und deine Perlenkrone? Doch auch dieſe Nebenbuhlerin entgieng mir, ſie verſchwand, und die vergangenen Elemente ihres Weſens wurden den Einſiedlern zu Theil, und den Weiſen — — —!

Aus dieſer Epiſode iſt zu erkennen, daß die Gopi allegoriſche Perſonen ſind, die mit den Muſen der Griechen keine Analogie haben. Auch habe ich nichts in den Manuſcripten gefunden, wodurch bewieſen würde, daß es ihrer neun giebt. So glaube ich denn, daß der berühmte Jones ſich einzig auf die Aehnlichkeit des Crisna, mit dem Apollo, der Admetus Heerden weidet, geſtützt hat, wenn er dieſe Nymphen mit den Muſen vergleicht.

XV.

Das Kupferſtich-Kabinet

bei der Imperial-Bibliothek.

Noch bleibt uns bei der Imperialbibliothek das Kupferſtich-Kabinet, die reichſte Sammlung dieſer Art, welche es giebt. Es ſind hier nicht ſowohl die vorzüglichſten Werke bekannter großer Meiſter, als auch Originalzeichnungen, und Gemälde in Waſſerfarbe, von großem Intereſſe. Dieſe werden zwar nur auf Vergünſtigung, denjenigen gezeigt, die als wirkliche Freunde der Kunſt bekannt ſind, denn das gewöhnliche Publikum, ſowohl Einheimiſche als auch Fremde, geht mit den Kunſtſachen etwas barbariſch um. So z. B. iſt die vortrefliche Sammlung vom Mark-Anton erbärmlich zugerichtet, und in manchen Werken ſind Blätter von großem Werthe entwendet worden, ſo ſorgfältig ſie auch bewacht werden. Aus Mangel an Raum muß ich dies Kabinet für den zweiten Theil aufbewahren, deſſen verdienſtvollen Konſervateurs ich die genaueſte Bekanntſchaft mit ſeinen Schätzen danke.

Dieſe Humanität, dieſe zuvorkommende Güte, mit welcher die Vorſteher der hieſigen öffentlichen Anſtalten auch den Wünſchen der Fremden zuvorkommen, das liebenswürdige Zutrauen, mit welchem oft die ſchätzbarſten Sachen

mir zur Durchsicht gegeben worden, ist nicht genug zu erkennen. Allerdings gehören Kunstwerke der ganzen Welt an, aber wo ist der Ort, wo der Zutritt zu denselben auf eine so bequeme und liebenswürdige Weise erleichtert wird? Der Genuß dieser Schätze ist vom Besitz so wenig verschieden, daß einem der Besitz nicht einmal wünschenswerth dünkt.

XVI.

Pius der Siebente in Paris.

Die Erscheinung einer so hohen Person, eines Statthalters Christi in Frankreich war das Siegel der Vollendung der großen That des Kaisers, das Volk wieder in die Arme der Religion zu führen. Wie Karl der Große, hat Bonaparte das Christenthum einem Volke gegeben, und die Schwierigkeiten waren größer, denn da wo Karl der Große eine heidnische Nation erleuchten und bekehren ließ, mußte Napoléon die Lizenz und die Vorurtheile eines abtrünnigen Volkes bekämpfen, das den Haß und die blinde Wuth gegen Religion und Priester fast mit der Muttermilch eingesogen. Auch wäre eine solche That unmöglich gewesen, wenn nicht ein Theil des Volkes große und würdige Gesinnungen durch alle Stürme hindurch gerettet hätte.

Die

Die Anwesenheit des H. Vaters hat manche tiefe Rührung, manches fromme Nachdenken veranlaßt; überall gab ihm das Volk öffentliche Beweise von Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe, und dieselben Menschen, die noch vor Kurzem nichts für ihren Spott zu heilig hielten, beugten ehrerbietig vor ihm die Knie, und erflehten seinen Seegen.

Bei all der Hoheit seiner Würde, möchten diese Wirkungen nicht erfolgt seyn, wenn nicht der h. Vater durch seinen eigenen Werth einen so tiefen Eindruck auf das Volk gemacht hätte. Sein ganzes Wesen ist Milde, Weisheit, Schlichtheit, seine Würde so schön verwebt mit christlicher Demuth, sein Leben so einfach und streng, so ganz im eignen Sinn des Wortes christlich und geistlich, und seine Duldung so liebevoll, daß auch der roheste Mensch von dieser Erscheinung ergriffen werden muß. Der h. Vater weihte die Tempel ein, las Messe und gab den Seegen. Nirgends erschien er mit dem Uebermuth eines stolzen Prälaten, sondern überall als ein geliebtes Bild seines göttlichen Vorbildes.

Auch die Künste und Wissenschaften hatten sich seiner Theilnahme zu erfreuen; er trägt viel Liebe zur Kunst, und ihm verdankt sie gewiß in Zukunft in Rom eine zweite schöne Blüte, wovon er seit Kurzem schon manchen rühmlichen Beweis gegeben. Hier besuchte er alle öffentliche Anstalten und Kunstsammlungen, und hinterließ in allen Herzen ein Andenken, das seiner würdig ist.

Wohin er auch ſich begab, ſtrömte ihm die Menge entgegen, und bat um ſeinen Seegen. Dieſer Zulauf hatte keine müßige Neugierde zum Grunde, ſondern die wahre Ehrfurcht und Zuneigung, die ſein Ruf einflößte, und die bei ſeinem Anblick zur Rührung wurde.

Einſt, da er einer Menge Volks den Seegen austheilte, ſah er einen Mann die Achſeln zucken und ſich höhniſch wegwenden, ſtatt wie die andern niederzuknieen, und ſeinen Ring zu küſſen. Der Pabſt gieng ſtillſchweigend an ihm vorüber, und als er wieder zurück durch dieſelbe Reihe kam, wandte er ſich zu ihm und ſagte ihm mit ſanfter Stimme: Von welcher Religion Sie auch ſeyn mögen, der Seegen eines Greiſes konnte Ihnen nicht ſchädlich ſeyn (Monsieur de quelle religion que vous soyés, la benediction d'un vieillard n'auroit pu vous faire du tort); der Mann fiel ihm beſchämt zu Füßen. Der h. Vater ſah es gern, wenn man ihm Kinder zuführte, und liebkoſte ſie mit väterlicher Milde. Es war leicht Zutritt bei ihm zu haben, nur dann war er nicht zufrieden, und ſein freundlich ſanfter Blick wurde finſter, wenn Perſonen, die zu ihm geführt wurden, in theatraliſche Demonſtrationen ausbrachen, wie ich ſelbſt geſehen, daß es geſchah. Da ſein ganzes Weſen Demuth und Milde iſt, ſo war ihm alle Affektation zuwider; es war ihm am wohlſten, wenn er ſich wie ein Vater unter guten Kindern fühlen konnte, die ſich ſeines Anblicks freuen, und ſeiner Zuneigung gewiß ſind.

XVII.

Kunſtkabinette in Privathäuſern.

1.

Kabinet von Lucian Bonaparte.

Den erſten Rang unter den Privatgallerien behauptet die Gallerie Lucian Bonaparte's. Sie iſt immer noch in Paris. Meine Freunde und ich hatten das Vergnügen, ſie zu ſehen, da ihr Beſitzer ſelbſt noch hier war, und wir wurden angenehm durch die zuvorkommende Güte überraſcht, mit welcher er uns einlud, ſie oft zu beſuchen. Wir fanden ihn mit ſeinen ſchönen Kindern in traulichen Unterhaltungen und väterlichen Liebkoſungen, oder im Geſpräche mit ausgezeichneten Künſtlern und Gelehrten. Nie ließ er ſich durch unſere Ankunft ſtören, vielmehr ſchien er uns gern zu ſehen, befrug uns über die Gemaldegallerien in Dresden, Düſſeldorf und Wien, und zeigte uns ſeine Lieblingsgemälde. Sein Geſpräch war um ſo anziehender, da ſich darin weder die Suffiſance eines vornehmen Kunſtbeſchützers, noch die Anmaaßungen eines pedantiſchen Kenners zeigten. Lucian Bonaparte hat eine wahre Liebe zur Kunſt, ein ſehr gebildetes Auge, und er drückt ſich über ſolche Gegenſtände mit unbefangener Freimüthigkeit aus.

Die Gallerie ist in die Säle und Zimmer des untern Stockwerkes vertheilt. Der erste Saal ist von oben erleuchtet, und für Französische Kunstwerke bestimmt. Pouſſin, Leſueur und andere der besten Meister der alten Französischen Schule, sind hier in einigen schönen Werken zu erkennen. Von Leſueur sah ich eine knieende Frau mit zwei todten Kindern. Sie hält ein Kruzifix, und ist mit einem grauen Schleier schön drapirt, in der simpeln Lieblichkeit, die dem Leſueur eigen ist. Von neuen Gemälden fand ich David's Beliſarius und den Markus Sextus von Guerin, den Ikarus von Landon, und mehrere, die mich minder anzogen. Dieser Saal zählt an hundert Gemälde. Unter den Landschaften fand ich zwei herrliche von Claude Lorrain, und Graskatelli, eins der geschätztesten Gemälde von Vernet. Auch hängt im Französischen Saal ein Salvator Roſa. Der eine Claude Lorrain, vier Fuß hoch, stellt eine Abendröthe vor, auf Italiänischer Gegend glühend. Im Vordergrunde eine hohe majestätische Baumgruppe, die, dunkel gehalten auf den glühenden Horizont geheimnißvolle Melancholie einflößet. Unter dem Schatten der Waldung Felsen, Buschwerk, und eine Brücke von Baumstämmen über den reißenden Strom. In fernster Ferne der Wiederglanz des Abendlichtes im Strome, dessen helle Arme durch die ganze Landschaft sich verbreiten. Man wußte uns die Gegend nicht zu nennen, eben so wenig die zweite, wo sich die ruhige Ansicht eines sanften Frühlingshimmels über eine heitere Flur mit Bäumen und Hütten verbreitet. Es ist der Himmel selbst, lustiger und heller kann man ihn nicht sehen.

Vom Salvator Roſa iſt hier der Fiſchzug des h. Petrus, wo die Figuren freilich nur Nebenſache ſind. Dafür iſt die wilde Felſengegend herrlich, und der lichte blaue Himmel voll Silberwolken über ihr glänzend.

Der folgende Saal enthält vorzügliche Meiſterwerke aus der Venezianiſchen und Spaniſchen Schule, als Murillo, Alonzo Canno, Velasquez, Bibeſa, Sophonisbe u. a., und unter den Venezianern drei Tiziane, einen Tintoretto und eine Judith von einem unbekannten Venezianer, ſie wird dem M. A. Caravaggio zugeſchrieben, wie man ſchließen kann, mit Unrecht, da nicht ſowohl die Farbe ganz Venezianiſch iſt, als auch der Charakter der Zeichnung.

Von Murillo ein vorzüglich geſchätztes und höchſt vollendetes Gemälde, der Inſpirirte genannt. Ein Mann von reifen Jahren in ſchwarzer Kleidung ſchaut auf von ſeinem Buche; auf ſeiner Stirn ſchwebt der Glanz der Begeiſterung; das Gemach iſt erfüllt mit einem goldigen Duft und Schimmer, im Hintergrunde iſt eine Erſcheinung im Verſchwinden. — Sollte es Petrarka ſeyn, von ſeinen Himmelsfreunden beſucht? Es fehlt zu dieſer Auslegung wohl der Lorbeerkranz, aber nicht der tiefe Geiſt der Poeſie, der Liebe, und des Schmerzes in dem herrlichen Kopfe.

Von demſelben Künſtler eine Heilige von einer Glorie umgeben, die mit gefaltenen Händen gen Himmel ſchaut. Ein göttlich ſchönes und reines Antlitz! Dieſe zwei Bil-

der ſind ächte Murillos, ihr Urſprung iſt nicht zweideutig, wie der von den Murillos auf dem Muſäum Napoléon, und ich möchte nach dieſen zwei Werken auf den Geiſt des Meiſters ſchließen, und ihn einen idealiſirten Rembrandt nennen. Noch ſind hier zwei Bilder von ihm, ein Spaniſches Mädchen und eine wunderbare kleine Kompoſition: ein ſchöner blühender Knabe, ſchlafend vor einem Buche, das von Würmern halb zernagt iſt, und auf welchem ein Todtenkopf liegt. Lucian Bonaparte wollte dies Bild zertheilen laſſen, um den ſchönen Knaben ohne die Störung der ſchauerhaften Umgebung zu ſehen; doch er beſann ſich, und ließ das Bild wie es iſt, aus Achtung vor der Intention des Künſtlers.

Von Velasquez eine heilige Familie, ein Apoſtelkopf u. e. a.

Von Alonzo Canno ein heiliger Petrus in Ketten, mit dem Engel; ein Hieronimus vor einer ſchönen Madonna in Wolken.

Die Tiziane ſind von großer Schönheit; die Rückkehr des verlornen Sohnes, ein Ecce Homo, die Skizze zu dem treflichen Gemälde aus dem Lateran, welches jetzt das Muſäum Napoléon beſitzt: St. Dominichinos Marter und zwei Gemälde, ganze Figuren in verjüngtem Maaßſtabe: Chriſtus und Paulus, zwei der Jugendbilder dieſes Künſtlers. Von Ribera (Spagnoletto) eine Kreuzesabnehmung, ein großes ſchönes Stück, welches jedoch in der

Farbe ſehr geſchwächt worden, weil man es ſcharf putzen mußte. Von der berühmten Spanierinn Sophonisbe, (nach) meinem Gefühl die einzige Frau, die man wirklich eine Malerin nennen kann) — eine Schachpartie. Eine Alte ſpielt mit einem jungen Mädchen, zwei Kinder ſehen zu. Man kann nichts ſehen, das reiner und ernſter aus der Natur gegriffen wäre. Der vortreflichen Zeichnung und Anordnung der Gruppe, und der angenehmen Wahrheit des Kolorits nicht zu gedenken, iſt dies Bild anziehend durch den Geiſt, der es beſeelt. Die Köpfe ſind individuell, bedachtſam, lieblich, ernſt und mild, je nach der Beſchaffenheit des Alters und der Handlung der Perſonen. Auf dem Antlitz des jungen Mädchens iſt das heitere Denken des jugendlichen Sinnes, das ſich ganz auf die Gegenwart beſchränkt, und in ihr das ganze Daſeyn zu umfaſſen wähnt. Die hellen klugen Augen blicken unſchuldig vor ſich hin, als könnten ſie nur Freude erblicken. Von Tintoretto eine Kreuzesabnehmung von ſchöner Kompoſition, gutem Lichteffect, und vortreflicher Zeichnung.

Von Luca Giordano, dem bekannten fa presto nämlich, eins ſeiner beſten Stücke: eine Anbetung der h. drei Könige.

Ein anderer Saal enthält ein Quodlibet von hiſtoriſchen Stücken, im verjüngten Maaßſtabe von verſchiedenen Meiſtern der alten und neuern Italiäniſchen Schule. Ich erinnere mich daraus folgender: Eine vortrefliche Kreuzesabnehmung von Giorgioni. Ein Pharao im

rothen Meer von Julio Romano, zwei Parmegianino. Auch eine Kopie aus der alten Zeit von den Muſikern des Giorgioni. Eine ſchöne heilige Familie von Giovanni Bellini.

Dieſem Saale folgt die Flamändiſche Gallerie. Die Hauptwand voller Gemälde von berühmten Niederländern wird vorzüglich auffallend durch eine große Kreuzesabnehmung von Krayer, aus Antwerpen. Auch ein Portrait von Holbein iſt hier. Eine Landſchaft von Paul Potter, drei vortrefliche Wouvermanns, einige Berghem, Both u. a. berühmte Landſchaftmaler, eine Familienfeſtlichkeit von Rubens, die vier Jahreszeiten von Sammet-Breughel, und wohl noch ſechszig andere auserleſene Gemälde ſchmücken dieſen Saal. Zu zwei Gemälden, ein Chriſtuskopf und ein Diogenes konnten wir den Meiſter nicht erfahren. Beide ſind ſehr ſchön; der Greis Diogenes iſt umgeben von Kind, Jüngling, Mann und uraltem Manne; ſeine Hand, welche die Laterne hält, ſcheint in der Bewegung noch zu ſuchen, aber ſein Blick hat ſchon gefunden. Er heftet ſich auf den ſchönen blonden Knaben, der unſchuldig zu ihm hinaufſchaut. Man ſieht, daß der Künſtler nicht ſowohl in dieſer Gruppe den Diogenes darſtellen wollen, als vielmehr die Stufen des Menſchenalters.

Auch die berühmte Sybille von Teniers iſt im Originale hier.

Nun kommt der groſse letzte Saal, die eigentliche Galerie, wo die vorzüglichſten Italiäner vereinigt ſind. Vier Gemälde von Raphael ſchmücken ihn, ein Perugino, ein Allori, ein Correggio, drei Leonardo da Vinci, ein Paul Veroneſe, ein Giulio Romano, zwei Andrea del Sarto, und noch eine Menge anderer Meiſter. Von Annibal Carraccio iſt ein vorzüglich geſchätztes Bild hier: der Engel mit den Frauen am Grabe des Erlöſers, nach David's Ausſpruch der beſte A. Carraccio, der ſich in Frankreich befindet. Aus dieſer Schule fanden wir mehrere Domenichino und Guido Reni. Von Paduanino eine ſchöne ſitzende Venus. Von Trevisani eine Magdalena, die ſich geißelt. Von Daniel von Volterra eine Kreuzesabnehmung nach Michel Angelos Zeichnung. Von Carlo Dolce zwei Bruſtbilder von Heiligen. Von Michel Angelo Caravaggio, eine Samaritanerin am Brunnen, eins der Gemälde, in welchem dieſer Meiſter nach dem Edeln, und der ſchönen Form geſtrebt hat, und worin er die reiche und üppige Farbenwahl mit Anmuth vermählte. Von unbekannten Meiſtern ein ſchöner Sapphokopf, und ein Heiligenbild aus Spanien, die beide zur Italiäniſchen Schule gerechnet werden.

An der Hauptwand fällt ſogleich die Venus von Allori auf, in übermenſchlicher Größe; ſie ruht dem Vorgrunde ganz zugewandt mit Geſicht und Körper; hinter ihr neigt ein Amor ſich ihrem Haupte zu. Beide ſchön von Form und kräftiger Ausführung. Auch die Anordnung des Gemäldes iſt ſchön. Im Vorgrund wölbt ſich ein Vorhang.

frei und wohlgeworfen, und im Hintergrunde iſt eine reiche Perſpektive der Landſchaft mit Gebirgen, Tempel, Gewäſſern und Waldung.

Von Michel Angelo Buonarotti, das einzige unzweifelhafte Gemälde, das Frankreich beſitzt, und zu welchem ich auf der Imperialbibliothek ſechs Kupferſtiche aus der alten Zeit alle mit Veränderungen gefunden habe. Chriſtus iſt am Kreuze, ihm zur Seite ſtehen Johannes und Maria. Johannes in Verzweiflung und tiefem Schmerz, Maria bewußtvoll, erhaben und beruhigt. In den blau und roth leuchtenden Wolken zwei Figuren, die ich nicht errathen konnte. Das Ganze, obwohl im verjüngten Maaßſtabe, vom gigantiſchen und tiefen Geiſte dieſes Meiſters belebt.

Von Julio Romano das vortrefliche Bildniß des Kardinal Bembo. Von Andrea del Sarto ein ſehr geſchätztes Gemälde, Leda, mit ihren zwei Kindern, und eine h. Familie. Von Leonardo da Vinci das ſchöne Bildniß Franz des Erſten, und eine Frau in grünem Gewande, mit einem Balſamgefäß in der Hand. Dann die berühmte Gruppe der Eitelkeit und Einfalt, in welcher ſich in der Geſtalt der Eitelkeit die Züge der Gioconda oder Monna Liſa wieder finden. Dies herrliche Gemälde könnte lange mit Genuß ſtudirt werden, es bleibt einem immer neu. Von Pietro Perugino ein Biſchoff im Ornat. Von Sanzio Raffael ein Gott Vater in Wolken, die Welt in den Händen; das Bildniß des Franceſko

Penno, recht con Amore gemalt. Aus Spanien die Madonna del Candelabro; ſie hält das Chriſtkind im Arm, und iſt von Engeln umgeben, die ihr leuchten. Dann in einer hellen Landſchaft noch eine Madonna, der knieende Johannes neben ihr, und Chriſtus ſchlafend. Sie hebt von Chriſtus einen Flor auf. Dieſe Idee ſah ich nun zum drittenmal von Raphael behandelt, ſie iſt ihm ohne Zweifel ausſchließend reizend geweſen. Auch hat er überall in den ſchlafenden Knaben, in die mütterliche Sorgfalt der Madonna, in die rührende Anbetung des Johannes einen neuen Reiz und Zauber zu legen gewußt, und alle ſeine Kunſt und Seele darauf verwandt.

Eine Anekdote, die Lucian Bonaparte's Herzen Ehre macht, mag ihre Stelle hier finden; ich verdanke ſie der Madame Fanny Beauharnois. Der Herzog von Luines wurde zu Lucian zum Eſſen eingeladen; er beſah vor der Tafel die Gallerie und wußte ſeine Bewegung nicht zu verbergen, als er ein Gemälde erkannte, welches ihm gehört hatte. Als der Herzog zu Hauſe kam, fand er dies Gemälde, welches Lucian heimlich während der Tafel transportiren laſſen, damit er angenehm überraſcht würde.

2.

Kabinet des Baron's van Hoorn.

Dieſe in ihrer Art einzige Sammlung iſt von großem Intereſſe für den Kenner, und auch für den bloßen Liebhaber nicht ohne Reiz, der die Gegenſtände ohne Sachkenntniß betrachtet, ſchon zufrieden, wenn er die Spur der Schönheit darin entdecken kann. So gieng es mir, und ich theile getreulich aus meinem Gedächtniß mit, was ich behalten.

Der Baron van Hoorn beſchäftigt ſich einzig mit Sammlung ſeltner Kunſtſachen, und läßt ſich weder Mühe noch Zeit, noch Koſten verdrießen. Er iſt nicht mehr jung, und kränklich; doch wenn Freunde und Fremde ihn beſuchen, macht er ſich ein Vergnügen daraus, ihnen alles zu zeigen und zu erklären. Wenn es ſich trifft, daß er krank iſt, ſo giebt er zum Begleiter durch die vielen und großen Säle einen lebendigen Katalog, ſeinen Kammerdiener. Ich hatte die Vorſicht gebraucht, mich von einem Gelehrten einführen zu laſſen, ihm gehört alles gelehrte in dieſer Notiz.

Ein Jupiter Serapis von grünem Baſalt aus dem Vatikan, iſt ein herrliches Monument des Alterthums, wegen des edeln und ſtrengen Styls. Dieſer Kopf wurde dem Direktorium von der Armee zugeſchickt, wo ihn der

Baron van Hoorn kaufte. Ein Kopf von Bronze mit ſilbernen Augen, wird für einen Herkules gehalten.

Ein Faun, Büſte von Roſſo antico.

Ein Kopf von Bronze, von dem zu ſchließen iſt, daß er ehedem zu Orakeln gedient habe.

Vier große Vaſen mit Basreliefs von weißem Marmor in ſchöner Form; eine derſelben trägt eine Inſchrift.

Eine große Urne von antikem grünen Baſalt, und ungewöhnlicher Form.

Eine Colonna roſtrata von Porphyr.

Zwei herrliche Säulen von Nero antico.

Ein Wachsabguß von den berühmten Tänzerinnen aus der Villa Pinienna. Dieſer Wachsabguß iſt aus einem Stücke, und nachgemeiſelt; es iſt eine ſelten gelungene Arbeit, und die das Original wohl erſetzen kann. Dieſe Gruppe iſt eine der lieblichſten und reizendſten des Alterthums. Andrea Mantegna und Giulio Romano haben ſie zu ihren tanzenden Muſen benutzt.

Eine Menge ſchöner Säulen, Vaſen, Tiſche u. a. d. von Porphyr und anderen koſtbaren Maſſen.

Ein Saal iſt ganz mit den berühmten Meubeln von Boule verziert, die von ſchwarzem Ebenholz mit weißen und goldenen Inkruſtirungen und von der ſeltenſten Arbeit ſind.

Unter den geſchnittenen Steinen ließ man mich vorzugsweiſe folgende bemerken:

Einen Iſiskopf, in einen Onix-Sardonix geſchnitten; von der wunderſamſten und künſtlich feinſten Arbeit.

Ein hohl eingeſchnittener Meduſenkopf, der zu den ſchönſten geſchnittenen Steinen der Griechen gerechnet werden kann. Das hohe Griechiſche Ideal der Züge, und in ihnen der Ausdruck der tiefſten Wehmuth.

Ein hetruskiſcher Stein mit einer Inſchrift.

Eine Leda mit dem Namen des Künſtlers, bekanntlich ein Werk des Ritters Coſtanzi. —

Ein Amor, der einen Pfeil abſchießt, im Altgriechiſchen Styl.

Ein Minervakopf, in Amethiſt, erhabene Arbeit, ein Werk von großer Schönheit.

Noch ein Minervenkopf, in antiker Münzpaſte, im ſchönſten Styl.

Dies iſt was ich vorzugsweiſe aus einer Sammlung von mehr als hundert geſchnittenen Steinen bemerke. Man kann ſie alle in Millin's Werken finden.

Einige große Schränke ſind angefüllt mit Doſen von den koſtbarſten Maſſen, wie auch mit Kelchen, Schaalen und andern Gefäßen, von Achat, Sardonix, Porphyr, Karniol, Kalcedon's, Lapis Lazuli u. a. m.

Einige dreißig Griechiſche gemalte Vaſen.

Ein Kabinet voll Miniaturgemälde auf Lapis Lazuli, Achat, Amethist und anderen Steinen ist merkwürdig und anziehend, wegen der Kostbarkeit der Massen, und ihrer sinnreichen Anwendung zum Hintergrund der Gemälde.

Unter den Gemälden fanden wir verschiedene Originale von Tizian, Ribera, Albano, Philipp Champagne. Den Kennern und Liebhabern der alten nördlichen Schulen gewähren hier einige Johann van Eyk, Lucas Cranach, Albrecht Dürer, Hans Holbein, Hans von Brüssel, eine angenehme Ueberraschung.

Diese Sammlung enthält vom trefflichen Albrecht Dürer Werke dreierlei Gattung: Gemälde, Kupferplatte und Drechselwerk. Die Kupferplatte stellt ein Abendmahl Christi vor, wunderfein auf Silber gestochen. Es war mir rührend und angenehm, diese mannichfaltigen Werke von den Händen des fleißigen Meisters vereinigt zu sehen, und ich freute mich zu finden, daß sie eins der liebsten Eigenthümer des kunstliebenden Besitzers dieser Sammlung sind.

3.

Kabinet des H. Collot.

In den reichen Zimmern des Hotels ſind verſchiedene Werke von Italiäniſchen Meiſtern befindlich. Im Sallon fällt ſogleich beim Eintritt ein Gemälde in die Augen, vier Fuß hoch, eine Herodiade vorſtellend. Dies Gemälde iſt angeblich von Leonardo da Vinci; es ließe ſich vieles dafür und dawider ſagen. Rechter Hand zeigt ſich die Fürſtin, eine junge Brunette, mit grünem Laubwerke gekränzt und feſt'ich geſchmückt. Sie ſchaut aus dem Gemälde heraus, und empfängt das Haupt Johannes des Täufers, welches der Henker ihr überreicht. Nun iſt zwar in der Schwärze des Grundes und im Helldunkel der Geſtalten etwas das von Leonardo's Manier zeugt, und im Gesicht der Herodias iſt eine Familienähnlichkeit mit den andern Frauengeſichtern von dieſem Meeſter ſichtbar; doch fehlt überall der Geiſt der Reinheit, der Grazie und Feinheit, der dieſem Meiſter ſo ausſchließend eigen iſt, daß man auch eine Fingerſpitze in einem Leonardiſchen Gemälde erkennen möchte, wenn auch ſonſt das Gemälde verdeckt wäre. Hier iſt die Zeichnung unedel, flach; unbeſtimmt in den Umriſſen; und die Köpfe ſind ohne Charakter und Ausdruck.

Eine heilige Familie von Andrea del Sarto, in ſeinem beſten Geiſte, und mit vieler Anmuth componirt,

auch

auch in seinem besten Kolorit. Eine Wiederkunft des verlohrnen Sohnes, angeblich von Tizian, und ohne alle Ursache diesem Meister zugeschrieben; einige Albani und Guido Reni füllen die Wände des Sallons.

Im Schlafzimmer des Besitzers eine Gruppe in verjüngtem Maaßstabe von Murillo, aus der biblischen Geschichte, dann eine heilige Margaretha von Guido Reni, diesmal nur an den Vorzügen des Guido für sein Werk erkennbar, nämlich an einer schönen Klarheit und sanften Farbenverschmelzung, sonst aber von allen seinen Fehlern frei; eine der edelsten, reinsten und seelenvollsten Gestalten, welche die Malerei aufzuweisen hat.

Im Billardzimmer eine Menge merkwürdiger Skizzen von Rubens.

4.

Lustschloß und Kunstsachen des H. Sommariva in Epinay.

Eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft hatte eine Lustparthie nach Epinay veranstaltet, ich wurde dazu eingeladen, und wußte nicht einmal wo man speisen würde. Es wurde vor einem schönen Landschlosse abgestiegen, in der Nähe des Wassers, dessen Terrasse voll hoher Orangen und Granatenbäume und sonstige Umgebungen, von Ele-

ganz und Geſchmack zeugten. Der Beſitzer Hr. Sommariva, bekannt durch die wichtige Stelle, die er in ſeinem Vaterlande bekleidet, ſo wie durch ſeine Kunſtliebhaberei, empfieng uns auf das artigſte. Nach einem glänzenden Diner zeigte er uns das obere Stockwerk des Schloſſes, wo ſeine Gemälde und Kameen ſich befinden.

Herr Sommariva lebt wechſelsweis in Italien und in Paris. In der Nähe dieſer Hauptſtadt konnte er keine romantiſchere Gegend wählen als Epinay. Die Fenſter ſeines Schloſſes haben die Ausſicht auf fünf Meilen in die Runde; St. Denis, Montmorency, und die andern umliegenden Dörfer bieten ſich überall in ſchöner Perſpektive und maleriſchen Geſichtspunkten dar. Die Gegend voll Hügel, Waldung und Wieſen, durch welche der Strom ſich ſchlängelt, die Thurmſpitzen aus der Ferne gewähren die angenehmſte Abwechſelung.

In der Einrichtung des Schloſſes zeigt ſich überall die ſinnreiche Ueppigkeit des Italiäners. Ueberall Wechſel, Eleganz, angenehme Ueberraſchung und Harmonie; in allem, ſelbſt in den koſtbarſten Maſſen ein Anſtrich von Simplizität, der ein Landhaus charakteriſirt. Wir wurden in das Schlafzimmer geführt, wo wir an der Seitenwand in einer alkovenartigen Vertiefung das geſchmackvolle Bett ſtehen ſahen; indem wir es noch betrachteten, geſchah ein Geräuſch, der Hintergrund des Alkovens verſchwand, und ſtatt ſeiner erblickten wir den köſtlichſten Geſichtspunkt der umliegenden Gegend, durch ein hohes Fenſter mit einer

einzigen Kristallscheibe versehen, und mit einem Blumenbret geschmückt. Auf diese Weise kann der Besitzer aus seinem Bett fünf Meilen weit schauen, und wie jemand scherzend sagte, alle Morgen eine Augenreise machen.

Die eigentliche Kunstsammlung des Hrn. Sommariva befindet sich in Italien, doch sind die Fragmente die er hieherkommen ließ, interessant genug. Ich sage Dir wenig von den schönen Kameen, und den antiken Steinen sowohl, als von denen von Pichler und den Milanesern. Einige darunter sind vom ersten Werth, und unter den modernen sind ganz vortreffliche Köpfe des Kaisers Napoleon und seiner Gemahlin. An Dosen von reichen Massen ist Sommariva noch weit reicher als der Baron von Hoorn; einige davon sind von unschätzbarem Werth der Masse, und sehr schöner Fassung und Form.

Unter den Gemälden fand ich nur eins, das mich recht eigentlich angezogen, ich spreche nachher davon. Einige Köpfe von Andrea Mantegna sind merkwürdig durch die Seltenheit, hier in Paris Mantegna's zu finden. Ein Christus, das Kreuz tragend, von Hannibal Carracci in verjüngtem Maaßstabe, kann zu den schönsten dieses Meisters gerechnet werden, auch die Landschaft des Hintergrundes ist schön. Ein Madonnenbild von Carlo Dolci ist ganz in der sanften Wehmuth hingemalt, die diesen Meister so liebenswürdig macht. Bei einem badenden Mädchen von einem mir entfallenen und seltnen Meister, sind die Fleischmassen mit der größten Wahrheit und

lieblichſten Zartheit behandelt, die Formen des Oberleibes ſind nicht ſchön, Arme, Hüften und Beine aber um deſto bewundrungswürdiger; man ſieht das Blut in den Adern rinnen. Einen Amor und Pſyche von Guido Reni würde ich nie dafür gehalten haben, weil viel ſchwarze Maſſe und heller Lichteffekt darin iſt. In ſüßem Anſchauen verloren, die Lampe in der zitternden Hand, beugt ſich die Liebende über den Gott, in anmuthiger Stellung. Beide ſind von ſchöner Form, und Beſtimmtheit der Umriſſe.

Ein Carlo Cignani von Werth. Ein Knabe, der liebkoſend zu einem Greiſe hinaufſchaut. Die Farben ſind unübertrefflich ſchön behandelt, und der Kontraſt iſt angenehm ausgedrückt, auch iſt die Beleuchtung, die Form, die Stellung, alles glücklich, aber in weniger als einer Viertelſtunde hat man ſich ſatt daran geſehen; es iſt dem alſo mit Künſtlern, welche bloß das Machwerk inne haben, und nicht die erſchaffende tiefe Seele. Mehrerer anderer Gemälde in dieſem Schloſſe weiß ich mich nicht zu erinnern; auch wurden mir dieſe als die merkwürdigſten gezeigt, und zuletzt ein Magdalenenkopf auf Holz von Antonio Correggio, nach meinem Gefühl ein unſchätzbares Bild, auf welches dieſer große Geiſt all ſeinen Zauber, all ſeine ſüße tiefe Lieblichkeit ausgegoſſen und verſchwendet. Ich konnte mich nicht davon los eißen, dieſe reine Schönheit der Züge, dieſe ſüße Muſik der Farben, der jugendliche duftige Schimmer der zarten Haut, und über alles, dieſe göttlichen Augen, dieſer Blick voll Schmerz und Liebe, der halbgeöff-

nete Mund, auf dessen Lippen eine Himmelsseele schwebt, stimmten meine Phantasie zu seeligen Träumen, denen ich mich ungern entführen ließ.

Außer diesen Kabinetten sind noch viele in Paris, von nicht mindern Interesse. Die vorzüglichsten derselben widme ich dem zweiten Theil dieses Werkes. Die Gallerie des Reichs-Erzkanzlers, die des Senator's Luines, die Zeichnungen Sammlung und das Chinesische und Aegyptische Kabinet des Herrn Denon, die reichen Kabinette des Herrn Crafford, Tersan, Tochon, Seguin, Abel u.a.m. sind für eine vollständige Uebersicht der hiesigen Kunstwerke zu wichtig, um sie zu übergehen. So wenig auch der Zutritt freisteht, und so sehr er auch als Gunst betrachtet werden kann, wird ihm doch, wenn man einiges Recht dazu hat, durch die liebenswürdige Güte der Besitzer ein neuer Werth verliehen.

Für den zweiten Theil dieses Werkes bewahre ich gleichfalls eine Uebersicht des Architektur Musäums, welches Dufourny und sein verstorbener Bruder gesammelt haben, und welches nun unter Herrn Dufourny's Administration zu einer öffentlichen Gallerie eingerichtet wird. Seit einigen Monaten steht mir zu dieser Sammlung durch die gütige Erlaubniß des Stifters der Zutritt frei, und ich besuche sie oft mit Genuß. Es sind theils Originale von weißem Marmor, von hohem Werth, theils auch Gypsabgüsse von den ersten und herrlichsten Monumenten der Griechischen und Römischen Architektur. Auch

Baereliefs von der höchſten Schönheit und allgemein berühmt. Auſſerordentlich ſind die Mühe, die Koſten, die Studien, welche die Stifter auf dieſe Sammlung verwandt haben. Im Palais des arts hat die Regierung dem Herrn Dufourny ein ſchönes Lokal angewieſen, welches von oben erleuchtet, geſchmackvoll verziert wird, und in welchem dieſe herrlichen Sachen klaſſiſch geordnet werden. Im Winter wird dieſe Arbeit vollendet ſeyn; die Künſtler freuen ſich ſehr auf dieſe neue Anſtalt, welche ihnen reiche Quellen der Bildung öffnet, und von einer in Europa ganz beiſpielloſen Gattung und Schönheit iſt.

XVIII.

Gemäldegallerie im Pallaſt des Luxembourg.

Dieſe Sammlung vereinigt das Verdienſt des ruhigen Genuſſes der Anſchauung eines Cyklus von Werken zweier Meiſter, in welchem beide eine eigne unverkennbare Individualität gezeigt haben. Von Leſueur iſt die Geſchichte des H. Bruno hier, von Rubens die der Maria von Medicis. In dieſer Darſtellung zeigte Rubens ſich, wenn nicht an tiefen poetiſchen Ideen reich, dennoch groß und kräftig. Er nimmt die Mythologie zu Hülfe, und ſetzt für ſeine Heldin den Olymp und

alle Götter, Heroen und Untergottheiten in Bewegung. Im ersten Bilde zeigt sich Mariens Schicksal. Oben im Himmel Jupiter und Juno, unten die drei Parzen, welche mit aller Sorgfalt den Faden ihres Lebens spinnen. Im zweiten sehen wir Juno Lucina, welche die junge Prinzeß der Stadt Florenz überreichet. In Lüften fliegend streuen die Genien des Schicksals mit vollen Händen Blumen über die Neugeborne aus; der Schutzgenius hält das Horn des Ueberflusses, das die Attribute der Königlichen Würde enthält und auf die künftige Hoheit der Maria deutet. Zwei Kinder mit einem Wappenschild spielend, deuten an, daß durch Ludwig des Eilften Verfügung die Medizis als Bundeszeichen eine Lilie in ihrem Wappen trugen.

Das dritte Bild ist die Erziehung der Maria. In der Grotte des Brunnens der Kastaliden zeigt ihr Minerva die Elemente der Wissenschaften; Merkur schenkt ihr die Beredtsamkeit, Apollo mit Lorbeern gekrönt und spielend auf einer Baßgeige, lehrt ihr Musik und Poesie. Die Grazien, drei frische und schöne Gestalten reichen ihr eine Krone. Das Hauptlicht fällt auf diese. Die Attribute der Künste, Bildhauerei, Malerei und Musik, die Maria beschützt, zeigen sich auf dem ersten Plan.

Auf dem folgenden Gemälde sehen wir den guten Heinrich den vierten, dem Hymen mit Blumen gekrönt das Bildniß der Maria darreicht, ein Liebesgott zeigt darauf hin, und Heinrich ist voll Bewunderung und

Entzücken. Frankreich, dem König zur Seite stehend, räth ihm diesen Bund zu schließen, an welchem im Himmel Jupiter und Juno Antheil nehmen. Mit Heinrichs Waffen spielen Liebesgötter.

Dann sieht man Maria von Medizis, die der Großherzog im Namen Heinrich des Vierten heurathet. Der Kardinal Altobrandini spricht über sie den Seegen aus. Hymen mit Blumen gekrönt, hält einen Zipfel des Kleides der Maria, im Gefolge erblickt man die Großherzogin Johanna von Oesterreich und die Herzogin von Mantua. An der Seite des Großherzogs stehen der Herzog von Bellegarde und der Herr von Sillery. Diese Ceremonie wurde 1600 in Santa Maria del Fiore in Florenz begangen.

Nun folgt die Landung der Maria, im Hafen von Marseille, am 3. Nov. 1600. Frankreich, Marseille und die Geistlichkeit dieser Stadt kommen der Königin entgegen und reichen ihr den Thronhimmel, die glänzendsten Häupter ihrer Familie begleiten sie. Der Ruf mit zweifacher Posaune verkündigt ihre Ankunft. Neptun, der Schützer ihrer Ueberfahrt, befestigt nun auch die Galeere, indeß sie aussteigt. Die S[illegible]n sind ihm zur Seite, und ein Triton bläßt auf de[illegible] Muschel. Diese Galeere war mit hoher Pracht vollendet, es ist historisch, daß schon die Wappen des Königs und Ferdinands vor dem Sitz der Königin, 200,000 Franken kosteten.

Im ähnlichen Styl ſind die andern Begebenheiten ihres Lebens in den folgenden Bildern behandelt:

Vermählung der Maria mit Heinrich dem Vierten, zu Lyon.

Geburt Ludwig des Dreizehnten, zu Fontainebleau.

Heinrichs Abreiſe nach Teutſchland.

Krönung der Maria von Medizis.

Heinrich des Vierten Apotheoſe. Regentſchaft der Maria.

Regierung der Königin.

Reiſe der Marie nach dem Pont de Cé in Anjou.

Tauſch der zwei Fürſtinnen Iſabella von Bourbon und Anna von Oeſtreich

Glückſeligkeit der Regentſchaft.

Flucht der Königin nach dem Schloſſe von Blois.

Verſöhnung der Königin mit Ludwig dem Dreizehnten.

Schluß des Friedens.

Die Zeit entdeckt die Wahrheit. Maria und ihr Sohn ſind ganz verſöhnt.

Bildniß der Maria von Medicis.

Dieſe Gemälde gehören zu denen, auf welche Rubens den meiſten Fleiß verwandt hat; es gebricht ihnen dabei keinesweges an üppiger Friſchheit und Glanz. Die Allegorieen und die perſonifizirten Städte, Tugenden, Eigenſchaften und Gottheiten ſind meiſt ſehr kalt und geſucht, und das meiſte Intereſſe dieſer Darſtellungen be-

ſteht in den hiſtoriſchen Bildniſſen der handelnden Perſonen, in der Würde und Wahrheit, in dem Ausdruck, den er denſelben gegeben hat. Schon als lebendige Vorſtellung von der Hoheit und dem Glanz eines Sprößlings aus dem denkwürdigen Hauſe der Medizis müſſen dieſe Gemälde uns anziehend und wichtig ſeyn.

Zwei der gehaltvollſten dieſer Bilder ſind die Vermählung und Krönung der Maria in St. Denys. Die Kompoſition iſt weiſe, lebendig, reich und impoſant. Das Koſtüme des Zeitalters in all ſeiner Pracht, ſauber ausgeführt in den Stoffen und Metallen, die Schönheit der Fürſtinnen und Edelfrauen, die Wahrheit der Beleuchtung, der charakteriſtiſche Ausdruck in allen Geſichtern, das alles zeugt davon, daß Rubens ſich bei dieſen Vorſtellungen begeiſtert und erhoben fühlte, und daß er oft nur aus Leichtſinn und ungemäßigtem Feuer ſich weniger vortrefflich gezeigt hat.

Wenn uns nun dieſe Gemälde bedeutend und gehaltvoll erſcheinen, ſo iſt Rubens in einer andern Darſtellung von ganz verſchiedenem Charakter nicht minder groß. Es iſt die Geburt Ludwig des Dreizehnten. Hier hat der Künſtler der Natur gehuldigt. Die Mutter ſchaut den Neugebornen an. Ihr Geſicht iſt vortrefflich, voll rührenden Ausdrucks der innigſten Liebe, des ſüßen Wohlbehagens, welches ſie im Ausruhen nach dem höchſten Schmerz, und beim Anblicke des geliebten Kindes empfindet.

In manchen dieser Gemälde erscheint Maria alt und betrübt, in andern, deren historische Begebenheiten aber nach diesen erstern folgen, glänzt sie in jugendlicher Schönheit. So z. B. ist ihre Ankunft auf dem Pont de Cé eine wahre Herrlichkeit. Leicht und graziös auf dem hohen weißen Rosse sitzend, das Atlaskleid mit Lilien gestickt, in reichen Wellen um die schönen Formen spielend und auf die Füße herabfließend; das blonde Haar fliegend, unter dem stolzen Helm mit wehendem Reigerbusch, in den Augen die Glorie des Sieges und das Antlitz, der Busen, Jugend und Schönheit athmend. Diese Pracht nun mit allem Glanz des Schmuckes erhöht, sieht Maria von Medizis auf diesem Bilde wahrhaft königlich und triumphirend aus; auch hat hier der Gegenstand des Gemäldes über Rubens Manier triumphirt, denn er zeigt sich hier reich, erhaben, anmuthig, und obgleich mit etwas theatralischem Pomp, dennoch fern von Ziererei, und Anmaaßung.

Auch in der Darstellung der Glückseligkeit der Regentschaft ist Maria mit großer Majestät und Huld umgeben, und blüht gleichfalls in jugendlicher Schönheit. Ihr zur Seite steht Amor — ein Amor, der Raphaels würdig wäre, so hold und kindlich, mit so schalkhaft süßem Reiz begabt, und so ganz schön und zart. Von den Genien der Künste in diesem Bilde, die an ihrem Throne stehen, ließe sich nicht dasselbe sagen. Sie sind bäurisch und theatralisch, und die drei fürchterlichen Gestalten des Neides, der Schmähsucht, der Dummheit, sind gar zu derb versinnlicht, und beleidigen das Auge, wie dies so oft beim

Rubens geschieht. Er zielte in allem zu sehr nach starkem Effekt und Kontrast, und berechnete zu wenig die Harmonie des Ganzen, ja, man sollte denken, er hätte nie Sinn dafür gehabt. Oft rissen ihn auch seine Ideen über sein Darstellungevermögen hin, oder vielmehr ihm fehlte die Geduld sie weise und kräftig auszudrücken. Wenn seine Genien in Lüften fliegen, ist es immer als fielen sie wie Raupen von den Bäumen; seine Figuren sind oft so gedreht und gewunden, daß man die eigentliche Bewegung nicht recht herausfindet. Wenn er gleich viel Sinn für Farbeneffekt hatte, so dachte er dennoch nie an Farbenakkorde. In dem Gemälde, wo der Olymp versammelt ist, wegen Marias Regierung, ist Apoll ganz in der Stellung des Apoll von Belvedere dargestellt; seine Karnation ist äußerst röthlich, wozu noch ein zinnoberrother Mantel und ein röthlicher Bogen kömmt, dazu die rothen und braunen Furien, die er verjagt, kurz nichts als Röthe sieht man darauf. Aehnliche Dinge finden sich in andern seiner Gemälde, die jedoch bei seinen andern Vorzügen uns zeigen, daß Rubens eigentlich zum Maler geboren war, hätte er nur sein Feuer mäßigen und reinigen mögen.

Diesen Cyklus beschließt das Bildniß der Maria, als Bellona. Sie ist ganz erdrückt unter dem Schmuck und der Pracht, und all den Attributen, die sie umgeben. Dann folgen die Bilder ihrer Aeltern, des Großherzogs von Toskana, und der Anna von Oestreich.

Aus dieser Gallerie nun, die von oben erleuchtet,

und am Plafond sehr geschmackvoll mit Bildern von Jordaens bemalt ist, treten wir in Lesueurs Saal. Zuerst des Künstlers Marmorbüste, mit einer Sternenkrone umgeben, rings um ihn her seine Werke: Eine Himmelfahrt Christi, und die Geschichte des H. Bruno. Es ist ein ergreifender Eindruck, aus der fabelhaften und üppigen Darstellung der Pracht der Maria von Medizis in dieses stille Daseyn der Heiligkeit und Entsagung so mit einmal versetzt zu werden.

In diesen Werken zeigt sich der große Künstler in einer Individualität, die ich fromm, innig und keusch nennen möchte, und die ich mit so ächten Zügen in keinem andern Meister wieder gefunden habe. Es ist in keinem dieser Bilder ein Streben nach Grazie sichtbar, aber es athmet in ihnen eine verschämte Jungfräulichkeit der Anmuth, die zugleich auch Demuth ist, und die durch ihre Anmaaßungslosigkeit rührt und fesselt. Seine Zeichnung ist durchgängig rein, seine Gewänder sind schlicht und edel, seine Formen harmonisch, zart und kräftig, je nachdem der Gegenstand es erfodert. Von den Farben läßt sich nicht viel sagen, da diese Gemälde so sehr gelitten haben, und so gänzlich restaurirt sind, daß nur noch die Grundlagen dem Lesueur gehören. Nach diesen aber zu urtheilen, ist seine Farbenmischung so weise als harmonisch und wahr. Es ist auch, als hätte er manche Mittel verschmäht, die selbst wirklich große Meister anwenden, um ihre Gemälde reicher auszustatten, so wie z. B. Pracht der Umgebungen, scharfe Kontraste in den Gruppen und Ge-

ſtalten; aber es iſt dieſe Ruhe, dieſe Einheit groß und ſchön, und keineswegs dürftig, nüchtern oder ſtudirt, ſondern dem Weſen des Leſueur eigen.

Man ſagt, er habe viele Köpfe dem Raphael geſtohlen. Ich habe wirklich Raphaeliſchen Geiſt in ſeinen Köpfen gefunden, und edle Züge; eigentlichen Diebſtahl nun aber noch nicht entdeckt. Wenigſtens iſt auf keinen Fall der herrliche Kopf des heiligen Bruno, da er die Mitra des Erzbiſchoffs ausſchlägt, niemand anders geſtohlen, als der Natur ſelber.

Ein dritter höchſt intereſſanter Cyklus dieſer Gallerie ſind die Häven von Vernet. Kühne, reiche, kräftige Darſtellungen, in üppiger Pracht des Pinſels blühend, und mit einer Wahrheit hingemalt, welche mit der Natur wetteifert. Hier iſt ſein berühmter Sturm, welcher der Phantaſie ſo viel zu ſchaffen giebt, wie nur immer in alten Dichtern geſchieht. Es iſt ein göttliches Gemälde, beſchrieben darf es auf keine Weiſe werden. Ich ruhte angenehm von ſeinem Anſchauen aus, da wo im Gemälde der Rheede von Antibes die hohen Palmen auf der Terraſſe im tiefblauen Himmel wehen. Dieſe Terraſſe trägt die Glut des Mittags; vor ihr breitet ſich die üppigſte Ausſicht in die Ferne aus. Unter ihr weht die mildeſte Kühle im Pomeranzenwalde. Männer und Frauen luſtwandeln dort, und auf einem hohen Feigenbaume ſitzt eine Frau, welche einer andern die Früchte in ein Körbchen zuwirft. Bei den drei vortrefflichen Anſichten von Toulon's Haven und Rheede

erinnerte ich mich lebhaft an des Kaisers ersten Sieg, besonders da ich die Gebirge Gorges Doullioulles erblickte, die überall über die Stadt ragen, und die sein Genie so glücklich benutzt hat. Die Umstände dieser ersten That Bonapartes sind so unbekannt, daß ich sie hier aus sichern Quellen mitzutheilen meinen Lesern für willkommen halte. Dugommier, ein Feldherr der Französischen Armee, hatte vom Direktorium Befehl bekommen, Toulon auf das schleunigste zu erobern. Da er die Unzulänglichkeit der Kräfte seiner Truppen fühlte, versammelte er die Offiziere, um eine Rathsversammlung mit ihnen zu halten. Es fehlte an Geschütz, an Mannschaft, an Lebensmitteln, und niemand wußte die Sache recht anzugreifen. Bonaparte that zwei Vorschläge, deren einen er selbst gleich verwarf, nämlich die Gräben mit den Körpern der Krieger zu füllen. Der Ausgang dabei war nicht zweifelhaft, aber dreißigtausend Franzosen mußten aufgeopfert werden. Der zweite Vorschlag war, alle Kräfte der Armee zu vereinigen, und auf dreißig Meilen in die Runde alles zu versammeln, was sich nur an Geschütz, Proviant und Mannschaft auftreiben ließ; sodann mit diesen vereinigten Kräften die Anhöhen zu okkupiren, und den Feind von allen Seiten anzufallen. Dugommier und die andern Hauptleute erstaunten über den Muth und die Tiefe dieses Gedankens, welcher ihnen durch Bonaparte so gründlich dargestellt wurde, daß sie wohl sahen er sey ausführbar. Deßhalb wurde ihm selbst, dem jüngsten der Offiziere, dem einzigen, der einen wohlersonnenen Anschlag gemacht, auch die Ausführung vertraut. Er reiste ab, und in weniger als

vierzehn Tagen kam er zurück mit Mannschaft, Lebensmitteln und Geschütze, und durch sein Wirken wurden die Krieger neu belebt und angefeuert. Nun zeigte er den Truppen den vollständigen Plan der Attaque. Die Anhöhen, welche über Toulon hinwegragen, sind größtentheils glatt gehauene Felsen, auf welchen im Zickzack schroffe steile Wege hin und wieder gehen, Gorges Doullioulles genannt. Diese lassen sich mit wenig Kriegern und Kanonen vertheidigen. Dieser Gorges Doullioulles mußte man sich erstlich bemeistern, und von da aus plötzlich die große Batterie anfallen, welche die Engländer eben erst errichtet hatten. Von einer ungeheuern Menge Kanonen beschützt, lag diese Batterie über der Stadt, und verwehrte den Franzosen vom Lande aus den Zugang zu Toulon. Bei der Ausführung dieses Plans legte Bonaparte überall mit Hand an, bald war er als Befehlshaber die Seele des Ganzen, bald verrichtete er die Dienste des gemeinen Soldaten, überall groß, und in allem, auch in der Ferne wirkend. Die Batterie wurde in der Nacht glücklich weggehoben; und nun wurden die Engländer zugleich zur Rechten und zur Linken angefallen. Engländer, Spanier und Neapolitaner fiengen an zu replopiren, und in Verwirrung sich nach dem Haven zu begeben; die Bestürzung wurde allgemein, und es war nicht weiter die Rede davon, die Stadt zu behaupten, sondern man war blos auf Rettung bedacht. Es schifften sich nun die Feinde ein, die Schiffe wurden beladen, selbst die Französischen Fregatten, die sie kürzlich erobert hatten. Die Seilwerke und die Magazine wurden in Brand gesteckt, die Gebäude,

welche

welche ſie nicht fortſchaffen konnten, mit Pulver geſprengt, und die ungetreuen Einwohner, welche die Stadt überliefert hatten, und nun durch die Flucht ſich retten wollten, wurden zurückgeſtoßen. Viele kamen im Meere um.

Die letzte Schwierigkeit war noch die Veſte von der Malch. Dieſe konnte nur gutwillig übergeben, oder durch Verrath geliefert werden. Da aber die darin befindlichen Engländer einen Theil ihrer Armee ſchon eingeſchifft ſahen, und von allen Seiten auf ſie losgeſchoſſen wurde, hatten ſie keinen Muth mehr die Veſte ferner zu vertheidigen, ſondern ſie machten ſich ſchnell auf, und flohen davon. Dies alles war das Werk von ſechs und dreißig Stunden.

Nie gab es ein gräßlicheres Schauſpiel, eine größere Verwirrung. Das Getöſe der geſprengten Schiffe, die in die Luft flogen, die Verzweiflung der zurückgelaſſenen Feinde, das Geſchrei und die Angſt der Einwohner, die brennenden Gebäude, die Unordnung der Flüchtlinge, die Erbitterung der einrückenden Franzoſen. Rührend war es in dieſen Momenten zu ſehen, wie das Gefühl der Tugend auch in verworfenen Gemüthern nicht ganz erlöſcht werden kann, ſondern durch wunderbare Umſtände erregt wird, und mit neuem Feuer auflebt und wirkt: die Galeeren-Sklaven nämlich, die in der Verwirrung ihre Freiheit erhalten, machten den erſten Gebrauch davon, indem ſie in das Meer ſprangen, Verunglückte retteten, Gebäude löſchten, und die Unordnung ſo viel als möglich ſtillten. So war denn dieſe Nacht, deren Dunkel verſchwunden war

vor der Fakel der Zwietracht ein denkwürdiger Zeitpunkt der Macht und Kraft des Freiheitsinns und der Vaterlandsliebe und des Elendes, welches daraus entſteht, wenn Menſchen von dieſen hohen Tugenden laſſen, und dadurch zu Verräthern an ſich ſelbſt werden.

Dieſe erſte That des Kaiſers fiel mir lebhaft ein, bei der Anſicht des Havens von Toulon, indem mein Blick die Höhen maß, die über die Stadt hervorragen. Ich bin zu ſehr gewohnt, mich ſo mitzutheilen, wie die Eindrücke auf mich wirken, als daß ich diesmal dieſe in vieler Rückſicht intereſſante Erinnerung hätte übergehen können; jetzt aber kehre ich wieder zur Gallerie zurück, wo noch ein Kleinod auf mich wartet, die Madonna del Impannato von Raphael. Dies Gemälde, deſſen Goethe in den Propyläen ſo ſchön gedenkt, iſt ein Liebling hieſiger Künſtler. Im Katalog iſt es als zweifelhaft angegeben, als ob es Raphael nicht ſelbſt vollendet hätte, ſondern Andrea del Sarto. Allerdings iſt es eine fremde Hand, welche das Bein und die Schulter des Johanneskindes gemacht hat, denn ſo ſehr hat ſich Raphael gegen die Form nie verſündigt, ja, er ſündigte niemals gegen dieſelbe, und eine ſeiner großen Vortrefflichkeiten beſteht in dieſer reinen Regelmäßigkeit. So iſt denn auch in dieſem Bilde alles andere groß und vollkommen und von ihm. Laßt uns Vaſari darüber vernehmen, deſſen naiver Enthuſiasmus und gründliche Beſchreibungen äuſſerſt ergötzlich ſind:

„Auf dieſem Bilde iſt, ſagt Vaſari, eine uralte hei-

lige Anna ſitzend, und unſerer Frauen das Kind zulangend, in ſeiner Nacktheit von ſolcher Schöne, ſo wie in den Zügen ſeines Antlitzes, und in ſeinem Lachen ſolche Anmuth, daß, wer es auch ſieht, dadurch erheitert wird. Dabei that Raphael im Darſtellen unſerer Frauen alles kund, was ſich an Holdſeligkeit und Schönheit im Anſehen einer Jungfrau nur befinden kann. So iſt denn in den Augen Sittſamkeit, Ehrbarkeit auf der Stirn, die Naſe iſt voller Holdſeligkeit, der Mund voller Tugend, und ſo iſt ihr ganzes Weſen erfüllt von unendlicher Demuth und Züchtigkeit. In Wahrheit, mich dünkt nicht, als könnte man ſo etwas irgend anders beſſer ſehen. So ſitzt denn auch der H. Johannes nackend, und es iſt noch eine Heilige auf dem Bilde, die auch wunderſchön iſt. Es iſt der Ort, wo dieſe Perſonen ſich befinden, ein Zimmer mit einem Fenſter von durchſichtigem gefirnißten Papier, von wo das Licht herkömmt."

Auch ohne Vaſari's Autorität muß ein von Raphael erfülltes Auge in dieſem Gemälde ihn erkennen. Es zeigt ſich hier ſein großer Geiſt noch tiefer und kräftiger, als in vielen anderen ſeiner heiligen Familien. Die Formen des nackten Chriſtkindes und der Heiligen ſind von der höchſten Reinheit und Harmonie, der Farbenton iſt lebendig und warm, und die Kompoſition von unglaublichem Reiz. Das Chriſtkind wendet ſich vom Schoos der H. Anna, und hat ſchon einen Fuß auf dem der Maria, indeß es die Hand an ihren Buſen legt, als ſuchte es dort ſeine liebſte Ruhe;

es wendet das Antlitz mit feurig entzückten Blicken zur H. Catharina, die es fröhlich anlacht. In seiner Wendung liegt etwas liebkosendes für alle drei; auch ist er so ganz holdselig, so innig froh, daß alle drei Frauen sich an ihm erfreuen. Die H. Jungfrau schaut mit sanften bedeutenden Blicken, diesmal nicht auf das Kind, sondern auf die H. Catharina. Diese ist von himmlischer Schönheit, zärtlich, rein. Ihr süßester tiefster Blick senkt sich auf das Kind, das sie mit der einen so zartgeformten Hand leise berührt, indeß ihre rechte die H. Anna umfaßt. Diese heilige Anna nun ist bis zu Thränen rührend, so wie auf ihrem blassen veralteten Antlitz dies Licht der anbetenden Liebe die sanften Züge belebt. Johannes schaut mit lebendigen, schwarzen großen Augen aus dem Gemälde heraus, in seinem Antlitz ist Kraft, Größe, Tiefe, feurige Liebe, ein herrlicher Kopf, den die vollen blonden Locken in wilder und geistiger Anmuth umwehen. Ueberhaupt ist in all den offnen dunkeln Augen im Gemälde eine tiefe Glut enthalten, nicht gemäßigt, jedoch auch nicht geschieden von der holdseligen Lieblichkeit, die sich sonst in Raphaels Werken als Hauptzug befindet; sondern groß, und voller Bedeutung, inniger noch in die Seele dringend, als auf seinen andern Werken.

Davids Brutus und seine Horazier sind hier, auch ein schöner Pouſſin, eine Anbetung der Hirten. Dann einige Philipp Champagne u. s. w. eine Danae von Tizian nicht zu vergessen, deren Antlitz dem seiner Antiope sehr gleicht. Dies Bild hat sehr in der

Farbe gelitten, dennoch ist der ursprüngliche Ton, der diesem Meister angehört, nicht darin zu verkennen.

XIX.

Das Musäum Napoleon.

(An Fräulein Wilhelmine v. Knebel in Berlin.)

Zu wem könnte ich inniger hindenken, Liebe! als zu Dir, in den seligen Stunden, die ich hier in der Anschauung zubringe? Ich wünsche Dich oft mir zur Seite, eben wenn ich recht entzückt bin. Hier träume ich mich gern in das fünfzehnte Säkulum hinein, das uns von seinem Glanz so ewige Denkmale zurückgelassen; hier laß ich mich gern vom Genius der Griechen beseelen zu der stolzen Hoffnung, eine solche Zeit wieder erwachen zu sehen, wo die Kunst in ihrer höchsten Blüte stand.

Es ist mein gehaltvollstes Leben, das mir hier bei den Schätzen des Alterthums vergeht, und im Gespräche mit guten Künstlern, oder mit solchen, die zu großen Hoffnungen Anlaß geben, die hier einen Theil des Morgens zubringen, um in den Denkmalen der Vergangenheit den Leitfaden zur reinern Erkenntniß der Natur zu finden. Mit diesen les ich gern in den Kunstwerken, wie man schöne

Dichtungen mit Dichtern lesen mag. Wie mannichfaltigen Genuß ein solches Studium gewährt, wird niemand inniger empfinden, als Du, liebe Freundin, die mit der Kunst so vertraut ist. Deshalb wirst Du begreifen, wie ich jeden Tag hier einige Stunden seit Jahren zubringe, und die Gallerie mir täglich lieber wird, statt mir alltäglich zu werden. Es ist dem also mit allem Schönen was man verstehen kann, es wird einem vertraut und zum Freunde, der einem immer noch etwas neues und liebes zu sagen hat, wie lange man ihn auch schon kennt.

Es wird Dir lieb seyn, wenn ich Dich mit diesen Schätzen so bekannt mache, als durch Beschreibung möglich ist, und besonders als es mir möglich ist, die sich nie auf solche Gegenstände geübt hat. Erwarte keinen Katalog, denn diese reiche Sammlung enthält neben dem, was der Stolz und die Zierde der Kunst ist, nicht minder viel schlechtes und unbedeutendes. Dennoch werde ich manches der Vollständigkeit der Anschauung wegen flüchtig erwähnen, welches sonst kein Interesse für mich hat, manches wahrhaft Schöne nur leise berühren, weil große und gültige Kenner schon zur Genüge davon gesprochen haben. Diejenigen Gemälde aber, die mir vorzugsweise liebgeworden, sollst Du mit mir sehen, wie ich sie gesehen habe, und so weit ich vermag meine Empfindung dabei in Worte überzutragen, sollst Du sie kennen, wie ich sie kenne. Nur das erwarte nicht von meinem Urtheil, das sich mehr nach dem der Artisten gebildet hat, als nach dem derjenigen, welche Gemälde philosophisch anschauen, daß ich Dir von irgend ei-

ner Kompoſition den metaphyſiſchen Geſichtspunkt, die höhere ſymboliſche Bedeutung, das Charakteriſtiſche der höchſten Art, die Darſtellung aus Erfahrung und dergleichen Anſichtspunkte berühre, von welchen (ich geſtehe Dir hierin meine Einſeitigkeit) ich nicht glauben kann, daß der Künſtler ſelbſt daran gedacht hat. Wenn ſolch ein Weſen in einem Gemälde liegt, ſo iſt es, weil es an ſich in großen und heiligen Momenten aus der Hiſtorie und der Phantaſie liegen muß, und es iſt dem Künſtler unbewußt hereingekommen, der ſich einzig an die Inſpiration ſeines Genius gehalten hat, und an die Darſtellung einer edlen und vollendeten Natur. Wenn ich gleich ſelbſt ſolche Anſicht von einem Gemälde habe, ſo würde ich es für Sünde halten ſie mitzutheilen, weil all ſolch metaphyſiſches Weſen den Künſtlern unſerer Zeit Aufſchlüſſe giebt, die, auch wenn ſie richtig ſind, ihnen den Muth nehmen müſſen. Das Höchſte an ſolchen Anſchauungen iſt die eigene Unbewußtheit deſſen, der ſie geſchaffen hat. Dieſe iſt es, durch welche ſie die naive Grazie beibehalten, die ihnen einen ſo ſüßen Reiz verleiht. Wenn nun unſere Künſtler durch ſo ſchöne Worte angeködert, ſich verleiten ließen, nach metaphyſiſchen Ideen zu arbeiten, ſo würden lauter anmaaßungsvolle Kompoſitionen entſtehen, und die eigentliche Kunſt, welche nichts heiligeres in ihrem Weſen hat, als ein treuer Spiegel der Natur, und ein ſchönes Entfalten reicher und hoher Momente aus dem Leben zu ſeyn, würde verloren gehen.

Du wirſt es mir alſo nicht verargen, Liebe, wenn mir

Michel Angelo nicht epiſch, Raphael nicht dramatiſch vorkommt, und wenn ich Dir dafür mehr von Form, Farbe, Rundung, Licht, Gewand und Bewegung ſage, denn damit halten es die Künſtler, und ſie haben Recht. Technisch werde ich von dem Allen nicht ſprechen, ſondern ſo allgemein verſtändlich als möglich. Mein Urtheil über den Geiſt verſchiedener Meiſter wird manchem wohl gewagt ſcheinen, ich kann es aber um ſo eher an Tag legen, da ich keine Autorität bin, und meine Meinung nur freundlich mittheile, niemand aber davon überreden will. Von Deiner Nachſicht bin ich im Voraus überzeugt, denn du wirſt in allem, was von mir kömmt, die Freundin erkennen und lieben, wie manche aber werden mich verwegen nennen, und eine freimüthig erklärte und unparteiiſch geprüfte Meinung für Anmaaßung halten. Dieſen ſteht der Schauplatz ſo frei als mir, wer beſſer ſieht als ich, der komme und ſehe, wer mich aber lieſt, der muß in meiner Geſellſchaft ſehen, und ich werde wenigſtens mich beſtreben ihn durch möglichſtes Vermeiden des eignen Urtheils nicht am Sehen zu hindern.

Nicht gar viel habe ich Dir von den Niederländern zu ſagen, und weniger noch von der Flamändiſchen Schule. Ich mag die gemeinnatürliche Natur, die Grimaſſe des Pöbellebens, mit welcher Wahrheit und welchem Fleiß ſie auch dargeſtellt ſeyn mag, nicht noch im Gemälde wieder finden, da ſie mir ſchon das Leben genug verbittert, wenn ich ſie antreffe. Iſt es nicht der Zweck der Kunſt, den Geiſt von den gewöhnlichen Umgebungen des Lebens

zu befreien, und ihn in die Sphäre der Schönheit zu erheben? Wie mag nun der Künstler auf solchem Wege dazu gelangen, als die Flamänder ergriffen haben? Wie wenig sagend sind solche Anschauungen, wie z. B. der berühmte Trompeter von Gerard Dow, wo das Historische des Gemäldes, das Gastmahl des verlornen Sohnes, in den Hintergrund gestellt ist, auf dem ersten Plan aber der gemeine Mensch sich zeigt, mit aufgedunsenen Backen und in bunter Kleidung, wirklich treu bis zum Ueberdruß, und so, daß man froh ist, daß man ihn nur noch sieht und nicht gar hören muß; denn wie wenig Musik mag in den Tönen liegen, zu welchen eine solche Anstrengung und Verzerrung gehört? Und dennoch ist Gerard Dow der erste und vortreflichste unter Meistern dieser Art, weit intentionsvoller als Mieris, und eben so fleißig. Die Gallerie besitzt von ihm dreizehn Stücke, deren er gewiß keines verläugnet. Alles Anschauungen aus dem gewöhnlichen Leben, durch ihre fleißige Darstellung aber, und durch ungemeine Naivität von wirklichem Interesse. Weniger als alle, ist seine Holländische Köchin zu lieben, wiewohl es wegen der grossen Sorgfalt merkwürdig ist, mit welcher der Meister alle Küchengeräthe, besonders einen Besenstiel behandelt hat, an welchem er allein sieben Tage gearbeitet. Die junge Hausfrau ist eine liebliche Erscheinung, der Astrolog, die Magd mit der Lampe am Fenster, die Dorfkrämerin, der Goldwieger, der Zahnausreißer, sind freilich gemeinere Anschauungen, und man könnte ihrer gern entbehren, dennoch ist des Meisters eigentli-

ches Verdienſt darin ſichtbar, und ſie ſind fähig, einen Augenblick ergötzend zu zerſtreuen. Auch das gute Bildniß Gerard Dow's iſt hier. Ueber zwei ſeiner Hauptgemälde, der Waſſerſüchtige, und ſeine Aeltern, ſpreche ich erſt in der Folge.

Sein Zögling Franz Mieris kömmt ihm ziemlich nahe. Oſtade der Aeltere iſt in einem andern Styl, und eben ſo herzlich naiv und kräftig. Teniers, Steen, Schalken, Terburg, Wouvermanns, Brauwer, (von welchem nur ein Stück hier iſt, die Tabagie) Breughel der Alte und der Sammet Breughel, Rottenhammer, Dehlen, Cuip, Frank, Gyzen, Jordaens, Metzu, Meel, Slingelandt u. a. m. laſſen ſich hier in ihren beſten Werken erkennen. So kannſt Du dir denn aus der Gallerie nach Gefallen ein Shakespeariſches Stück bilden, und von der Anſchauung des Höchſten in der Italiäniſchen Schule und im Leſueur und Pouſſin zu kräftiger Darſtellung des Gemeinſten übergehen, wie man ſich im Shakespeare von den tiefſten und herrlichſten Scenen, in die Schenke zu einem Fallſtaff verſetzt ſieht; denn dieſer große Dichter trug die Welt ſo lebendig in ſich, daß er zugleich Italiäniſcher und Niederländiſcher Maler war; und ſo mag auch ich manchmal die Anſchauungen vermiſcht nehmen, und mich hier in der großen Gallerie dramatiſch daran ergötzen, ohne alles Syſtem, wie man denn überhaupt nicht ſyſtematiſch genießen darf, wenn der Genuß rein ſeyn ſoll.

Mein ſtrenger Ausſpruch über die Niederländer, gilt, wie Du ſiehſt, nur der Beſchränktheit ihres Strebens, und dem Aufwand an Mühe und Zeit für Kleinigkeiten. Witzig und drollig ſind ſie bei dem allen, und mir unendlich lieber, als unſere jetzigen kränklichen Familiengemälde, wo alles in theatraliſcher Zärtlichkeitsbewegung iſt; und in denen wir leider der (hoffentlich beſſern) Nachwelt ein Zeugniß mehr von jetziger Erſchlaffung und Schiefheit zurücklaſſen.

Wie nur zu ſorgfältig auch in Niederländiſchen, beſonders Flamändiſchen Gemälden das Gemeinſte und Widrigſte in der Natur ausgedrückt ſeyn mag, ſo geſtehe ich doch, daß mir dieſe Anſchauungen nicht halb ſo zuwider ſind, als diejenigen, wo die Flamänder antike Gegenſtände behandeln. So zum Beiſpiel iſt mir die alte verfallene grundhäßliche Käuferin auf Gerard Dows Dorfkrämerin ungleich lieber und bedeutender, als die gepuderte kalt graziöſe und junge Diana, auf dem Gemälde von Poelenburg: Dianens Bad, mit ihren eben ſo charakterloſen Nymphen. Auch der gute Rembrandt hat ſich mit unter zu einer Venus verleiten laſſen. So giebt es hier eine von ihm, in Flamändiſcher Tracht, mit doppeltem Kinn, die dem kleinen Amor die Wangen ſtreichelt, der mit einem Stück Tapetenſtoff bekleidet iſt. Venus ſieht eben wie ſeine Großmutter aus, und die Füße des Knaben ſind ſo wunderbar ſchwärzlich gehalten, daß man dabei auf den Gedanken an Schmutz ge-

rathen möchte, wenn es einem nicht einleuchtend wäre, daß das Bild in den Farben sehr gelitten hat.

Da mag ich gern bei den Niederländern verweilen, wo sie einen Gesichtspunkt aus dem menschlichen Leben, der ehrwürdig und erheiternd, oder durch irgend eine menschliche Beziehung rührend ist, mit Treue und Sorgfalt darstellen, wie z. B. im vortreflichen Familiengemälde von Adrian Ostade. Hier sitzt der Vater Hand in Hand mit der Mutter. Kinder spielen in freundlichen Gruppen, mit Obst und Blumen, um sie her. Den Aeltern nahet sich die gröſsere Tochter mit dem Bräutigam, hinter dem Stuhle des Vaters steht der älteste Sohn, fröhlich den Preis zeigend, den er im Kollegium gewonnen. Die Mutter ein heiteres, rechtliches Weib, in der Frischheit der gesunden wohlgediehenen Reife. Man sieht, wie sie ganz in ihrer Sphäre geblieben ist, gebetet und gearbeitet und ihre Kinder erzogen hat zum Fleiß und zur Ordnung. Diese Buben und Mädchen sind nicht dargestellt in moderner Affektation von Zärtlichkeit, am Schoos der Mutter sich schmiegend, oder sich umarmend; sondern sie spielen froh, in unschuldiger Neckerey. Der Vater ist ein zu der Mutter harmonirendes Wesen voll Würde und Heiterkeit. In der Stube zeigt sich die angenehme Ordnung und Sauberkeit, und der solide Prunk des bürgerlichen Wohlstandes. Dann die rein aus dem Grunde herausgehobenen Gestalten, die ihrer ächt Niederländischen Natur eigene unbefangene Anmuth, die zwar auf alle Weise von der Süßigkeit des Ideals abgeht, aber schon dadurch Anmuth ist, weil jede Form der

Natur einen eigenen Charakter von Grazie hat, der sich nur da verläugnet, wo er sich durch ein falsches Streben verdrängt findet.

So haben mich gleichfalls zwei Darstellungen von Gerard Dow sehr angezogen: seine berühmte sterbende Wassersüchtige, und seine Aeltern. In diesem letztern sitzt an einem Fenster von Immergrün umranket ein Greis, dem seine Frau aus der Bibel vorliest. Das Himmelblau eines heitern Sommermorgens wirft einen hellen Schein schräg durch das Fenster auf die Gruppe hin, und wird hier poetisch, da alles sonst im reinlichen Zimmer einsam ist, und das Spinnrad die einzige Beschäftigung der würdigen Hausfrau anzeigt, die nun mit dem Leben die Rechnung abgeschlossen, und nur mit der himmlischen Zukunft noch beschäftigt ist. Ihr würdiges Gesicht, auf welchem noch die Spuren der ehemaligen Sorgen ruhen, ihr gebeugter Rücken beweisen, daß sie nicht auf Rosen zum nahen Grabe hingewandelt sey; so zeigt uns auch ihr Lesen in der heiligen Schrift, daß sie sich und ihren Gefährten auf die höhere Zukunft vorbereitet, die beide erwartet.

Die sterbende Wassersüchtige ist eine mehr wehmüthige Komposition und mit Gefühl behandelt. Ein reiches und schönes Zimmer, dessen hohes Fenster die Aussicht frei und hell hat. Diesem Fenster gegenüber die Sterbende sitzend, die das schöne Licht mit Entzücken und Sehnsucht in die brechenden Augen faßt. Das irdische Leiden ist überwunden, schon ist der befreiete Geist bereit,

sich mit den ewigen Quellen des Lichtes zu vereinigen, wo seine Heimath ist; und der Mund will mit dem letzten Athemzug noch ein Wort des Dankes an den Schöpfer sprechen. Die eine Hand ist matt hingestreckt; die andere liegt ohne Gefühl am Munde der weinenden Tochter, die sie mit heißen Küssen bedeckt. Der Arzt, mit einer Flasche in den Händen, die er beschaut, das aufwartende Dienstmädchen daneben, alles ist gut und charakteristisch, und nirgends ist Absicht auf Karikatur. Dabei ist alles mit unendlichem Fleiße behandelt, und der Reichthum der Umgebungen, die Schönheit und Wahrheit des Lichteffektes machen dies Gemälde zu einem seltenen und vortreflichen Kabinetstücke, eins von den wenigen, die sich ohne Störung neben den guten Italiänern, Franzosen und den besten Deutschen sehen lassen mögen.

Von dem Meister dieses braven Künstlers, Rembrandt van Ryn sind einige Hauptstücke hier. Zur Genüge ist schon von diesem wackern Meister gesprochen worden, der mit dem Helldunkel eine so wunderbare Magie getrieben. Es giebt Stimmungen, in welchen sich die Seele in seinen zweifelhaften Schimmern und ernsten Nächten gefallen kann, da sie immer etwas Geheimnißvolles in ihrem Schooße tragen, was der Phantasie Nahrung giebt und Spielraum. Ich hatte lange eins dieser Bilder nicht ohne Wohlgefallen angesehen, wiewohl es weniger gut konservirt ist, als die andern: die Pilger von Emaus. Kürzlich machte mich ein Künstler aufmerksam darauf, wie schöne Simplizität und Freimüthigkeit in den Bewegungen

und Stellungen wäre, und nun wurde es mir auch klar, warum mir das Bild vor andern gefallen. Christus bricht das Brod und schaut bewußtvoll gen Himmel; in dem Moment entsteht ein sanfter Lichtglanz um sein Haupt, und der Pilger ihm zur Seite schaut auf ihn hin mit unnennbarem Ausdruck und Geberde von dunkler Ahnung und Erinnerung, während der andere freudig zuckend nach dem Meister nnd Herrn hinsieht.

Nirgends giebt es so viel Rubens als hier. Die großen Altarblätter aus Antwerpen, die berühmtesten Kreuzesabnehmungen, Anbetungen, Kreuzigungen, Himmelfahrten, u. d. m. von diesem Meister sind auf dem Muséum Napoléon vereinigt. Ich versuche es oft, die Werke dieses fruchtbaren Geistes mit Genuß zu betrachten, aber nie kann ich es, auch mit dem besten Willen, dahin bringen. Nichts destoweniger schätze ich in vielen seiner Werke eine gewisse kühne Aeußerung von innerer Kraft; in manchen seiner Gemälde, im Porträt besonders, ist auch ein wahres Gefühl des Fleisches sichtbar, so wie er auch die Pracht der Farben und Lichteffekte einigemal so glücklich hervor gebracht hat, wie Paul Veronese. Nur das Gedrängte in seinen Kompositionen, welches die Phantasie nicht zu Athem kommen läßt, die Verdrehtheit der Stellungen, die kolossale Plumpheit und Breite der Formen, bei denen er sich gewiß die gigantische Natur des Michel Angelo Buonarotti dachte, die aber niederländisch blieb, das alles ist mir unangenehm; um so mehr da Rubens zwanzig Jahre in Italien gewesen, und sich gerühmt hat,

er habe den Apoll, den Laokoon ſtudirt. — Doch ſo etwas findet ſich häufig in unſern Tagen, mit dem Unterſchied, daß unſere heutigen Ketzer mit Rubens nicht einmal zu vergleichen ſind, denn er war bei all ſeinem falſchen Streben nur ſelten ein Charlatan. — Wäre er nun nie in Italien geweſen, ſo würde ich doch den kräftigen Niederländer in ihm lieben, er würde dann jene Natur treu, und nicht ohne Phantaſie und Schönheit dargeſtellt haben, ſtatt daß er ſie keineswegs naiv und anmuthig, wie manche ſeiner Landsleute, ſondern mit der ungeheuerſten und ſichtlichſten Anmaßung ausgeſprochen hat. Wie ſelten erfreuen ſeine Gedanken durch Simplizität und Harmonie! Ich muß es ſagen, daß nach meinem Gefühl in ſeinen Gemälden die Grazien auf der Folter liegen.

Nichts deſtoweniger muß ich geſtehen, daß dies Urtheil, das übrigens den Ruhm dieſes Künſtlers auf keine Weiſe ſchmälern wird, denen zu ſtreng ſcheinen mag, und mit Recht, die nicht wie ich von einem gewiſſen Prinzip ausgehen, von welchem ich die Kunſt ungern weichen ſehe. Ich meine die keuſche Zartheit einer Phantaſie, die unaufhörlich nach der Schönheit ringt und ſtrebt, und das Gewöhnliche in der Natur erſt veredelt und erhebt, ehe ſie es zu ihren Darſtellungen benutzt. So hat denn auch Rubens, da wo er ſich mit weniger Anmaßung zeigt, die gewöhnliche Natur der Leidenſchaften nicht ohne Wahrheit und Kraft ausgedrückt, doch es fehlt dieſen Darſtellungen die rührende Anmuth, die unendliche Fülle der Empfindung, durch welche die Werke anderer Künſtler ſo bedeutend und gehalt-

voll

voll erscheinen, so tief und glühend an das Herz gehen. Da mir nun die zweite Stufe der Natur ungleich lieber ist als die zweite Stufe der Kunst, da ich in ihr noch das Höhere legen kann, welches die Schranken der Kunst mir verbieten, so bleibe ich strenge gegen Künstler dieser Art, und wünschte, daß niemand nach ihrem Range strebte.

Sein Schüler van Dyk wird hier in herrlichen Bildnissen bewundert. Seine historischen Stücke werden von hiesigen Künstlern nicht geachtet, und mir dünket auch, daß sie alle Fehler des Rubens haben, und keinen seiner Vorzüge. Man sieht ihnen viel Mattigkeit an; in den Bildnissen ist auch van Dyk so groß und tief nicht als Holbein, noch so lebendig als Tizian, er ist wahr, einnehmend, aber oberflächlich, und dennoch sind seine Bilder ein nützliches und vortreffliches Studium, denn die Form ist rein, die Haltung natürlich, einfach und freundlich; die Farben sind mit vieler Weisheit und Natur behandelt, und es zeigt sich in allem eine ruhige Harmonie.

Von ihm besitzt das Muséum Napoleon: Karl den ersten, König von England, der enthauptet wurde.

Den Grafen Franz von Moncade, zu Pferde.

Den Grafen Luc, mit einer Pomeranze in den Händen.

Die Bilder der Fürsten, Karl der Erste, Kurfürst, und Prinz Robert, sein Bruder.

Johannes Richardet.

Mehrere unbekannte Männer und Frauenbildnisse, und dann noch die herrlichen Gemälde: Alexander Scaglia, und Kardinal Ventivoglio, die ich geneigt bin für seine besten zu halten. Dieser Meister wird hier von guten Künstlern fleißig studirt. Man sieht es selbst in Gerards Werken, daß er ihn zu schätzen weiß, wie wohl Gerard sich höher fühlt, und höher steht als er. Robert Lefebre aber scheint sich ganz nach van Dyk gebildet zu haben.

Um wieder auf die Darstellungen des gemeinen Lebens zurückzugehen, so fehlt es hier nirgends an Ostaden, Teniers, Steens u. s. w. Nur die beiden ersteren zählen für mich, denn in ihnen allein finde ich wahre Kraft, Originalität und Laune. Sie haben meist die Karikatur der Gemeinheit gemacht, aber eine so fröhliche Karikatur ohne alle Bosheit hat nichts Widriges, wie etwa die Hogarthschen, die mir in der Seele zuwider sind.

Die besten hier befindlichen Gemälde von Adrian von Ostade, unter den achten, die sich hier von diesem Meister befinden, sind ohne Zweifel seine Familie, von der ich Dir oben gesprochen, der Schulmeister und der Tabackraucher.

Von seinem Bruder und Zögling Isaak van Ostade sind drei Gemälde hier: die Winterlandschaft, die Reisenden und der Bauer vor der Schenke. Vom alten Teniers besitzt das Museum

nur ein Gemälde, von ſeinem Sohne dagegen 14. Auf ſeiner Zubereitung eines Gaſtmahls iſt das Stilleben ſehr fleißig und gut behandelt; dann ſind ſeine Kartenſpieler ſehr charakteriſtiſch und drollig, und auf ſeinem verlornen Sohne, wo er ſeine eigene Familie abgebildet hat, die in einer heitern Landſchaft geſchmückt im Freien an einer reich beſetzten Tafel ſitzt, hat er ſich ſelbſt recht herriſch und kräftig dargeſtellt, und ſeine ihm zur Seite ſitzende Frau, mag in ſeinem Lande für eine Schönheit gegolten haben. Daß der verlorne Sohn und ſeine muntere Geſellſchaft in niederländiſcher Tracht ſind, muß man ihnen nicht übelnehmen. Die Niederländer nahmen es mit ſolchen Anachronismen auf keine Weiſe genau; ſie kleideten alles in ihre Landestracht, paßten alles in ihren Nationalcharakter, und mochten ſich niemand, den ſie malten, anders vorſtellen als einen Landsmann. Auf gleiche Weiſe zeigt ſich auch ein Diogenes auf dem Markt mit der Laterne, dem einzigen Gemälde, das wir hier von Hiob Berkheyden beſitzen, der Philoſoph in Holländiſcher Tracht, mit einer Mütze auf dem Kopfe. Die Gegend iſt ein Markt von Harlem, und der Künſtler hat auf das Pflaſter beſondern Fleiß verwandt. Auch nicht eine Spur von Griechiſchen Zügen. Für Berkheyden und ſeine Zeitgenoſſen mußte Diogenes ein Holländiſcher und wunderlicher Käſehändler ſeyn.

Vortreffliche Holländiſche Gegenden ſind hier, von Delen, Goyen, Johannes van der Heyden, Saftleven, Heinrich van Steinwik, u. n. a.

unter deren besonders einig von Jeh. van der Heyden ihres Gleichen suchen: das Stadthaus von Amsterdam, auf dem Platze mit den umher liegenden Gebäuden; ein Stadtthor von Antwerpen mit dem hinteren Theil der Jesuitenkirche; der Platz vor der Kirche in einer kleinen Holländischen Stadt, und ein Dorf, an einem Kanale. Diese in ihrer Art unschätzbaren Stücke, mit ihrer Wahrheit, ihrem Fleiße, ihrer schönen Luft, ihrer vortrefflichen Beleuchtung, sind mir so lieb als irgend gute Italiänische mir seyn können, wenn einem gleich die Luft darin nicht so duftig und Wonne athmend anweht, wie dort, wo Claude Lorrain uns Italiens Himmel hergezaubert hat. Man sieht diesen Gemälden das entgegengesetzte Klima an. Italiens Lüfte locken aus der Seele die geheimsten Gefühle poetischer Schwärmerei; hier blühen die Künste, hier wirken die Leidenschaften in all ihrer Gluth und Kraft. Der Niederländische Himmel aber ist ruhiger, kühler, farbenloser, auch hier giebt es Kunst, Leidenschaft, Liebe und Eifersucht, aber wie anders, wie systematischer und ruhiger als dort!

Von den Italiänischen und romantischen Landschaften dieser Schule spreche ich später, wenn von den Italiänern und Claude Lorrain die Rede ist.

Was soll ich dir vom Stillleben sagen? Liebst du es? Was mich betrifft, so sagt mir ein lebendiges Kohlhaupt mehr als ein gemaltes; geschlachtete Thiere sind mir überall zuwider, und Blumen sehe ich am liebsten

blühen, wiewohl dies noch die freundlichste und bedeutendste Art von Stilleben ist, die zu einer solchen Vortrefflichkeit gebracht, wie van Huysum in Blumen und Feuchtstücken erreicht hat, und wie sie sich jetzt in van Daels und van Spaendonks Werken zeigt, einem sehr lieb werden kann.

Ehe ich nun zur Französischen und Italiänischen Schule übergehe, laß mich mit Dir von hiesigen alten Meistern aus der Teutschen und Niederländischen Schule sprechen, und von solchen, wie der phantastische Breughel, der wackere Bartolomäus van der Helst, die aus der Manier und dem Charakter der vorhergenannten heraustreten.

Es giebt Augenblicke, wo mich die seltsamen Gestalten und die bunte Verwirrung der zwei Breughel ergötzen mögen; vom Höllen-Breughel ist nur ein Gemälde hier, Christus, der die Seelen aus dem Fegefeuer erlößt. Von ihm finden sich Gemälde bei verschiedenen Gemäldehändlern, wo ich z. B. den h. Antonius gefunden habe, das lustigste Bild das man sich denken kann, wegen der phantastischen Teufelsgestalten. Von Peter Breughel, dem Vater, sind nur zwei Gemälde hier, ein Flandrisches Dorf und der Bauerntanz.

Von Samuel Breughel besitzt das Muſäum eilf Gemälde, unter denen die vier Elemente bei weitem nicht

so sauber und phantasiereich sind, als die vier Jahreszeiten bei Lucian Bonaparte. Seine Schlacht des Darius ist nicht ohne Verdienst, welch ein Unterschied aber in dieser Schlacht, und in der des alten van Eyk! Das Breughelsche Gemälde, das mich hier am meisten ergötzt, ist das irdische Paradies, die Figuren sind von Rubens. Adam und Eva in einer hellen Landschaft. Sie, in der jugendlichen Schönheit eines gesunden frischen Weibes, an der nichts ungestaltet ist, reicht dem Adam einen Apfel, indeß sie mit der Rechten nach dem Baum langt um noch einen zu pflücken, dessen Zweig die Schlange auf dem Baum zu ihr hinabbeugt. Wie einladend diese Eva aussieht! Nicht ohne Grazie ist ihre Stellung und das lange blonde Haar, ein Spiel der Winde, um ihren Schoos fliegend, ist recht wehend und seiden. Adam sieht zweifelhaft aus und lüstern, wie einer der sich noch eben zu fassen sucht und nicht weiß, daß er sich nun nicht mehr fassen kann. Die Arbeit in diesen Figuren ist vollendeter und feiner, als man sie sonst an Rubens gewohnt ist. Das Bild ist in verjüngtem Maaßstabe. Doch wie artig und ausdrucksvoll die Figuren auch seyn mögen, so ist es unmöglich den schönen und seltenen Vögeln und Thieren nicht einen Blick zu schenken, die im Gebüsch, auf den Bäumen, im Rasen, in natürlichen Gruppen umherflattern und leben, und im hellen Licht des Sommermorgens den Purpur, den Sammt, die metallischen Reflexe und die reichen Farben ihrer Federn und Felle auf das artigste schimmern lassen, wobei noch eine schöne Katze gar drollig ist, die sich an das Bein der Eva

ſchmiegt und ſtreicht, und bedeutend aus dem Bilde herauskackt, ſo daß es unmöglich iſt, ſie ohne Lachen zu ſehen. Bei all der Laune dieſer Ideen würde dies Gemälde wenig Werth haben; ohne die vortreffliche und glänzende Behandlung der Farben und die Sauberkeit der Ausführung. Dieſe Art, in kleinen Gemälden die hellſten und munterſten Farbentöne anklingen zu laſſen, habe ich nirgend in modernen Stücken gefunden, auſſer in den lieblichen Werken des Richard, Davids Schüler. Das berühmte Gemälde der Preisvertheilung der Burgemeiſter von Bartholomäus van der Helſt, und ein Männerbildniß, ſind die einzigen Werke, die das Muſäum von dieſem braven und fleißigen Künſtler beſitzt. Mit welcher Natvheit, welcher Kraft, welcher Kunſt und welchem unendlichen Fleiß iſt dieſe Preisvertheilung behandelt! Nichts darin, daß ſich nicht als ein vollendetes Ganze einzeln anſchauen ließ und nicht wiederum zur Harmonie des Ganzen gehörte. Wenn nun die Wahrheit und Freimüthigkeit der Stellungen, der männliche individuelle Charakter der Geſichter, die Reinheit der Form, die Lebendigkeit der Gruppe Bewunderung verdienen, ſo iſt es zugleich zum Erſtaunen, wie die Stoffe und Metalle, der Sammt, die Seide, die goldnen reich verzierten Gefäße mit aller erſinnlichen Treue und Wahrheit bis zur kompleten Täuſchung dargeſtellt ſind, und ſo, daß kein Pinſelſtreich den darauf verwandten Fleiß verräth, wie wohl bei Mieris und oft ſogar bei Gerard Dow dies der Fall iſt. Auch die Behandlurg der Geſtalten iſt edel und würdig,

es ist Natur, wie sie täglich erscheint, nicht idealisirt, sondern aus einem freimüthigen und kräftigen Gesichtspunkt genommen.

Von diesem Meister geh ich am liebsten zu den guten Alten über, und zu den Teutschen; es giebt hier eine Kreuzesabnehmung von Lukas Cranach, verschiedene Albrecht Dürer, Hans Holbein, Lukas von Leyden, Anton Claißens, Metsys und dem ältesten von allen: Johannes von Brügge (van Eyk).

Von ihm gewährte mir die Hochzeit von Kanaan und das Lamm der Apokalypse *) große Freude; wiewohl letzteres sehr in den Farben gelitten hat. Was mir diese vortrefflichen Gemälde interessant macht, ist nicht ihr Alterthum und die Sage, daß Johannes van Eyk die Oelmalerei erfunden, denn diese ist noch zweifelhaft. Tiraboschi, Baldinuni und andere Italiäner sprechen von alten Denkmalen der Oelmalerei, zweihundert Jahre vor Cimabue in Italien existirend, und Friedrich Schlegel macht uns in der Europa auf ein altteutsches Gedicht aufmerksam, in welchem es sich zeigt, daß eine Schule der Malerei schon vor uralten Zeiten in Maastricht und Köln war, welches freilich noch nicht beweist, daß diese Schule in Oel gemalt hat. Johannes von Brügge fand also entweder dies Geheimniß aus

*) Johannes van Eyk machte dies Gemälde für Philipp von Burgund.

alten Spuren hervor, oder er fiel selbst auf diese Art zu malen. Das kann uns gleichgültig seyn, wenn wir seine Werke anschauen, in denen ein großer und edler Geist mit Leben und Schöpferkraft wirket, und wo sich die Farbenbehandlung so weise, kunstvoll und fleißig, als kühn und harmonisch zeigt.

Eine Schlacht von Alexander und Darius, die dem van Eyk zugeschrieben wird, war lange Zeit in dem Badezimmer des Kaisers zu St. Cloud, weil er sich daran ergötzte, ist aber nun wieder auf dem Musäum. Bis jetzt war sie noch nicht ausgestellt. Auf dieser Schlacht sind die Figuren in kleiner Miniatur, in Oel, eines Fingers lang auf dem ersten Plan, und von der höchsten Vollendung, voller Kühnheit und Poesie der Gedanken. Wenn der Künstler sein ganzes Leben darauf verwendet hätte, sie würde nicht sorgfältiger ausgemalt seyn. Zwar sind die Figuren im Ritterkostum, Griechen sowohl als Perser, und auf den wehenden Fahnen sind Altteutsche Verse zu lesen; doch die schöne Phantasie in welcher das Ganze entworfen ist, läßt solchen Anachronismus gern verzeihen; denn wer eine Heldenschlacht recht lebendig vor Augen haben will, der sehe dies Gemälde, wo alles vereinigt ist, was Tapferkeit, Männerschönheit, Heldenfeuer, Tod und Sieg, hohes und reines an Anschauungen enthalten; wo die Morgensonne, die sich erhebt über die Sieger, poetisch auf Alexander deutet, wo die reiche herrliche Gegend mit Städten, Thürmen, blauen Gebirgen und unendlicher Landschaft der würdige Schauplatz hoher

Thaten ist. Noch ist es zum Erstaunen, wie bei all dieser Kühnheit und unendlicher Fülle der Ansichten eine Genauigkeit in der Ausführung der Nebenumstände ist, so daß man die Fasern an den Reigerbüschen zählen möchte; und die Nägel an den reichen und zierlichen Rüstungen. Dabei läßt sich auch in den entferntern Gesichtern der Hauptzug des Griechischen Ideals unterscheiden, (ein Beweis, daß der Künstler Antiken gesehen und studirt) und die näher dem ersten Plan sind, tragen alle einen heroischen und eigenen Charakter. Solche Mühe und solches Streben ließen sich die Alten nicht verdrießen, denn sie arbeiteten mit Liebe zur Kunst, und mit inniger Freude an der Natur, deren Schönheit sie zur Bewunderung und Ehrfurcht bewog. Wir Neuern hingegen arbeiten meist mit Selbstliebe und Selbstbewunderung, die wenigen ausgenommen, in deren Werken sich neue Lebenszeichen der Kunst offenbaren.

Bonapartes Vergnügen an diesem alten herrlichen Gemälde kann man sich recht erklären, und es mag der Nachwelt ein Beweis mehr von der Wahrheit der Anschauungen darin seyn, denn einen Helden und Krieger, wie Napoléon Bonaparte, kann nur ein solches Bild ergötzen, in welchem das ächte Feuer der Schlacht glüht und lebt, und Erinnerungen erwecket.

Von Albrecht Dürer besitzt das Muséum wenige, und nicht von seinen besten Werken. Wie möchte man den Geist des großen Meisters in der hiesigen Kreuz-

gesabnehmung, in Maria und Anna und in zwei Männerbildnissen erkennen? Wer in Teutschland nichts von Albrecht Dürer gesehn, der gehe in das Musäum der Augustiner, wo einige herrliche Glasmalereien von ihm vorhanden sind. Auch im Kabinette des Baron van Hoorn ist von ihm ein Gemälde, welches die hiesigen weit übertrifft.

Wer möchte nicht den geschundenen Richter von Anton Claissens aus der Gallerie herauswünschen? Schon haben einige junge Künstler mit dem Federmesser einen eben nicht ganz unverzeihlichen Muthwillen an diesem Gemälde verübt, welches doch seines Alters und einiger guten Köpfe wegen merkwürdig ist. Doch welch eine Schande für die Kunst, wenn sie zu solchen Gegenständen ihre Zuflucht nehmen müßte! Zwar giebt uns das Alterthum im Laokoon ein Muster der Vollkommenheit, und Martern wurden von den besten Künstlern dargestellt; aber in welch verschiedenem Geiste! Das Widrige der Marter ist vermieden und der Uebergang zum höchsten Schmerz der Phantasie überlassen, denn die Kunst soll und muß über diese Gränze nicht schreiten.

Dies Gemälde ist eins von denen, welche die Menge am meisten anlocken, wie ich an öffentlichen Tagen bemerkt habe. *) Es fällt auf, wegen seinem widrigen und

*) Zwei Tage der Woche sind für das Publikum bestimmt, die übrigen für Künstler und Fremde. Freitags geht niemand auf das Musäum.

blutigen Anblick, und die guten Bürgersleute freuen sich darum, weil es das einzige der Art ist, und sie recht erschreckt. Mit dem Laokoon ist es nicht eben so, eben weil er höher ist, und nicht verstanden wird. Das abgestreifte Bein des geschundenen Richters aber, und sein Zähneknirschen dabei, kann jedes Kind verstehen.

Das Seitenstück: die Verurtheilung, wird fast gar nicht betrachtet, wiewohl darauf sich vortreffliche Köpfe befinden, und die Angst und späte Reue des verurtheilten Richters in seinem Gesicht meisterhaft ausgedrückt ist.

Von Metsys, der Dir aus L. Tieks Sternbald bekannt und lieb ist, ein Gemälde in drei Abtheilungen, die Geschichte der heil. Elisabeth vorstellend. Es befinden sich auf der Hauptabtheilung vortreffliche Köpfe.

Noch ist ein gleiches Bild in drei Abtheilungen von dem alten Meister Hemmelink merkwürdig, auf welchem ein St. Wilhelmus befindlich ist.

Eine seltne Vereinigung von Bildnissen des Johannes Holbein befindet sich hier: der berühmte Didier Erasmus, zweimal; Thomas Morus als Jüngling und als Greis. Robert Chesemann, Kratzer, der Erzbischof von Canterbury, Anna von Cleve, Johanna Seymour, und mehrere andere von unbe-

kannten Männern und Frauen, unter denen ein wunderliches Weibchen mit gelbem Schleier, schwarzem Mieder und zarten Händen, die kreuzweis auf die Brust gelegt sind.

Es ist zu verwundern, wie ich seit vier Jahren hiesigen Aufenthalts vor diesen Werken, von denen so unendlich viel zu lernen wäre, auch nicht eine Staffelei gesehen. Alle sind vortreflich konservirt. Auch ein historisches Bildniß von diesem Künstler ist hier, die Opferung Isaaks, worauf viele Figuren, die einen rothen Strumpf tragen, vermuthlich als Adelszeichen. Ich kann nicht begreifen, warum der Künstler einen so gewaltigen Anachronismus mit Fleiß begangen, noch was die mehreren Figuren auf dem Bilde sollen, da Abraham doch mit seinem Sohne allein war. Bei alle dem sieht mir dies Bild mehr nach Albrecht Dürer als nach Holbein aus.

Manche Künstler nennen den Holbein den Teutschen Raphael, andere Leonardo, gewiß mit Unrecht, wiewohl ein gewisses geistiges Etwas in seinen Bildern an diese beiden Künstler dunkel erinnnert. Ein tiefes Leben athmet in diesen Bildern, und eine bis auf die höchste Gränze gebrachte Treue, aber durchaus keine Phantasie. — Lieblicher und ahnungsvoller sind Leonardo und Raphael, und Tizian nicht minder, der noch glänzender ist, als beide; aber so treu und vollendet hat keiner von diesen drei Meistern seine Bildnisse ausgemalt, und ich glaube nicht, daß es zu wünschen wäre, daß dieser unendliche Fleiß auf die

Malerei fortgepflanzt würde. Solche umständliche Wahrheit braucht es nicht, da das Wesen der Wahrheit, sobald es nur in ächten Zügen sich ausspricht, immer noch genug sagt, wenn es auch nur in einem leisen Anklang zu vernehmen ist. Wie schön es auch ist, von großen Männern ein zweites Ich für die Nachwelt herzuschaffen, in ihrer ganzen Eigenheit, so daß keine Nüance verloren geht, so ist es doch einleuchtend, wie weit schöner es ist, Raphael, Leonardo, Tizian zu seyn, als Holbein, wenn man bedenkt, wie viel Aufopferung von Zeit und Mühe und vermannichfaltigter Ausbildung der Kräfte zu der Hervorbringung so individueller Anschauungen gehört.

Nach der hiesigen Sammlung zu urtheilen, scheint das Portrait nicht ein wesentlicher Zweig der alten Französischen Schule zu seyn. Die Miniaturmaler haben es am weitesten darin gebracht, und eine solche Vollkommenheit, wie Petitot in seinen kleinen Gemälden zeigt, ist in den großen nicht erreicht worden.

Ein vortreffliches Bild von Nikolas Poussin, von ihm selbst gemalt, befindet sich hier. Ich bin ihm dankbar dafür, so oft ich es ansehe. Wer mag nicht wünschen, den Meister neben seinen Werken zu sehen, und in seinen Zügen die Spuren der Seele zu entdecken, die sich in seinen Gemälden so herrlich offenbart? Nikolas Poussin, liebe Mina, muß jedem so lieb seyn, wie der beste Italiänische Maler, ich möchte sagen, wie Raphael, wenn gleich in ihm nicht eine so liebkosende Anmuth sich zeigt, als in

jenem. — Es ist dem nicht also mit seinen Nachahmern. Wer etwas von Poussin benutzen will, der ahme weder seine Gruppen, noch seine Stellungen nach. Wie genialisch und weise das auch seyn möge, so gehört es ihm allein zu, und läßt sich ihm nicht nach gestikuliren. Der ächte Nachfolger Poussins ist der, welcher die Götter- und Heldenwelt im antiken Geiste sich denken mag, und bei aller Hoheit und Weisheit seiner Kompositionen die sanfte Grazie und die naive Einfalt des wahren Genies nicht vermissen läßt.

Poussin malte meist immer im verjüngten Maasstabe. Als ich einst gegen Denon den Wunsch äußerte, Poussin möchte im Großen gemalt haben, sagte er mir, wie Poussin für den Philosophen und Denker gemalt, mit einer so hohen Simplicität, daß seine Gemälde nur reine Bilder seiner schönen Gedanken sind. In einem Raum, den das Auge leicht umfaßt, gab er seinen Gestalten diejenige Ausführung, welche der großen Nähe der Anschauung vortheilhaft ist. Wer ihn betrachtet, der denkt nicht weiter an Malerei, er sieht Gedanken, in schöner Klarheit und Ordnung der Form, und gern läßt er sich von dem Künstler entführen in das goldne Land der Phantasie, das seine Blicke in traulicher Nähe einladet.

Von ihm besitzt das Muséum Napoléon:

Das Testament des Eudamidas.
Moses als Kind vor Pharao.
Moses und Aaron vor Pharao, wie sie Wunder thun.
Die Marter Skt. Erasmus.

Die Pest der Philister.
Die Entführung der Sabinerinnen.
Das Manna in der Wüsten.
Die Einsetzung des h. Abendmahls.
St. Franz Xaverus in Indien eine Todte erweckend.
St. Johannes der Täufer am Jordan.
Rebecca und Eliezer.
Diogenes.
Salomos Urtheil.
Die Blinden von Jericho.
Saphirens Tod.
Die Sündfluth.
Euridizes Tod.
Die Himmelfarth der Jungfrau.
Die heilige Familie in einer Landschaft.
Die Zeit, welche die Wahrheit entdeckt.

Aus diesen ein und zwanzig Gemälden, wie aus den vortreflichen Skizzen im Zeichnungensaal läßt sich eine vollständige Ansicht vom Geiste dieses Meisters fassen, so daß es unmöglich ist, seine Hoheit und schöne Eigenthümlichkeit zu verkennen. Alle seine Gruppen geben zuerst eine ruhige und klare Ansicht, welche die Seele leicht und gern faßt und verfolgt. Indem wir uns im Anschauen noch ruhig genießen, entwickeln sich nach und nach die Reize und Schönheiten der vortreflichen Bewegung und Form, die uns entzücken, und mit jedem Moment steigt das Interesse der Kontemplation, und belebt sich das Ganze zu einem vollständigen Gesichtspunkt, mit unendlich feinen

und

und ſchönen Beziehungen, und mit vortreflichen Epiſoden verwebt.

Nun noch der Fond dieſer Gemälde! Dort nach jenen dämmernden Gebirgen, in die geheimnißvolle Ferne wird der Geiſt entführt, in die Unendlichkeit der Ahndungen und der liebevollen Sehnſucht. Der Waldungen lieblich ernſtes Grün, die Anſicht der alten Römiſchen Gebäude in der herrlichſten Architektur führen ihn wiederum zur ſanften Ruhe zurück. Dieſe Landſchaften bedürfen nicht der Magie und blühenden Farbe des Claude Lorrain, um zu entzükken; es athmet in ihrer Farbe ohne Schimmer eine Melancholie, eine Seele, die unbegreiflich rührend und reizend zu uns ſpricht.

Die ſchönſten Hintergründe zu Pouſſins Gemälden ſind im Diogenes, in der Euridize, und in Rebecka und Elieſer. Dies letztere iſt mir eins der liebſten, es athmet ganz den ſeeligen Geiſt der goldenen Zeit des Patriarchen Lebens. Nie ſehe ich es an, daß es mich nicht beruhigte, und zu freundlichen Bildern beſeelte. Wie lieblich an der Säule die Gruppe von den drei Mädchen! Mit welcher kindiſchen Aufmerkſamkeit jene dort am Brunnen die köſtliche Perlenſchnur beſchaut! Wie ſchön die halb knieende Figur, die im Profil nach Rebecka hinſchauend, den Waſſerkrug ihrer Geſpielinn anhält, die ihn verſchütten würde. So ſehr iſt ſie erſtaunt und neugierig wegen Elieſers Ankunft. Das Haupt des knieenden Mädchens iſt ein Griechiſches Profil, und die Haare ſind auf das geſchmack-

vollſte und zierlichſte gewunden und geflochten. Noch iſt eine Geſtalt im Fortſchreiten gar lieblich, die den Krug mit beiden Händen auf dem Haupte hält, und die Stellung zweier andrer, die ſich umſchlingend und in zierlicher Wendung ſich umſchauend davon gehen — vermuthlich um die Begebenheit zu erzählen — iſt von unglaublichem Reiz Die ſittſamen, ſimpeln und zierlich geordneten Draperien, die raſchen, anmuthsvollen Bewegungen, die reinen Formen, die freundliche Verſchlingung und Verwebung der Gruppen, über alles aber das eigentliche Leben im Gemälde, das ſo rein aus der Natur gegriffen, ſo ganz die naive Grazie und kindiſche Neugierde der Jungfrauen athmet, gewähren uns eine beſeelte und erheiternde Anſchauung, die jedoch auch wiederum dazu dient, die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand der allgemeinen Neugierde, auf die Hauptgruppe zurückzulenken. Das Geſchmeide darreichend ſteht der alte Elieſer vor der Jungfrau, die den Krug zu ihren Füßen, die eine Hand voll Erſtaunen auf die Bruſt legend, mit der Andern das himmelblaue Oberkleid mit goldner Borte haltend, in ernſter liebenswürdiger Jungfräulichkeit und Unbefangenheit ihn anſchaut. Ihr blondes Haar iſt geſcheitelt und in zierlichen Flechten aufgeſteckt; auf dem Wirbel iſt ein Schleier angeheftet, der auf die rechte Schulter leicht hinfallend, von dort herum in ſchönen Falten um den jungfräulichen Buſen ſich windet. Die Arme ſind bloß bis an den Ellenbogen. Die reinſte Sittſamkeit zeigt ſich in Kleidung und Geſtalt.

Wo iſt der Meiſter, der uns eine ſolche Idylle, mit

einer ſolchen Ruhe und rührender Naivheit darſtellen möchte, wenn er nicht ein Liebling der Kunſt und ein treues Kind der Natur iſt? Unſre Landsleute ſind zu ſehr geneigt den Pouſſin zu verkennen, ich bin ſelbſt durch dieſe Schule gegangen, bis mich ein langes Studium und eine prüfende Vergleichung zwiſchen ihm und anderen Meiſtern eines Beſſern belehrt haben. Ich läugne nicht, daß ſeine harten, grellen und trocknen Farben im Anfang einem ſehr zuwider ſind, aber doch ſiegt über dieſe Unvollkommenheit der vollendete hohe und edle Geiſt, der das Ganze ſo innig belebt, daß dieſe Rückſichten verſchwinden müſſen, oder daß man ſie wenigſtens den Schönheiten in Pouſſins Werken gern aufopfert. Auch ſeine Zeichnung, im Allgemeinen von Raphaeliſcher Reinheit und Lebendigkeit der Bewegung, hat im Einzelnen Fehler. So iſt z. B. der Arm der Rebecca, der das Gewand hält, zu ſteif und hölzern; in der Peſt der Philiſter ſteht ein überaus verfehlter Knabe, und ſo haben ſich hin und wieder kleine Unvollkommenheiten eingeſchlichen. Wie aber möchte man ſie nicht überſehen, da, wo in ihrer Nachbarſchaft, die kühnſten Stellungen und die anmuthigſten Verhältniſſe unſer Auge erfreuen!

Von Lebrun werde ich Dir wenig ſagen, Liebe. Das Muſäum beſitzt ſeine vorzüglichſten Schlachten, an denen mir die Künſtler vergebens die Kühnheit der Phantaſie und Fülle der Anſchauungen preiſen; ich verſtehe, kenne und liebe ſie nicht, und nachbeten mag ich Niemanden. Lieber, als dies alles, iſt mir ſein anmuthiges Be-

nedicite, von Chriſtus hergeſagt. Es iſt keine heilige Familie im idealiſchen Geiſt, aber doch in ſo fern, als Reinheit, Rechtlichkeit, Ruhe und Eintracht eine Familie heiligen. Das Chriſtkind iſt gar zu naiv und lieblich!

Von Mignard iſt die Madonna mit der Traube nicht ohne Reiz. Dennoch ſind außer Pouſſin und Leſueurs Werken dieſer Art die Franzöſiſchen Familien nur Variationen und Nachahmungen von den Italiänern.

Von Labire eine geiſtreemäßige Kompoſition von großem Verdienſt der Farbe und der Beleuchtung. Es iſt in Glacis gemalt, nach der Weiſe des Andrea del Sarto und der ſpätern Venetianer. Der h. Franziſkus ſteht im Todtengewölbe aufrecht, die Hände faltend, wo ihn Pabſt Nikolas V. mehrere Wochen nach ſeinem Tode findet. Der Pabſt gebückt hebt das Gewand von ſeinen Füßen auf, und bezeugt ein ehrfurchtsvolles Erſtaunen. Andere Geiſtliche, in verſchiedenen Ausdrücken des Erſtaunens und des Zweifels ſind umher gruppirt, die Beleuchtung iſt ſchauerlich, helle Maſſen, mit Helldunkel und Nacht wechſelnd, von kunſtreicher Wirkung. Die Köpfe faſt alle ſind hell gehalten. Der purpurne Halskragen des Pabſtes iſt von bewunderungswürdiger Kraft und Glut der Farbe, und die Köpfe alle ſind ſehr karakteriſtiſch. Was verlangſt du von Vouet, Jouvenet, Von Boulogne, Bourdon, Coypel, Vanloo u. dergl. zu wiſſen? Sie bereichern die Franzöſiſche Schule

mit Lückenbüßern, wie die spätern Italiäner in der Italiänischen gethan; für mich haben nur Lesueur und Pouſſin in der alten Französischen Schule Gewicht, und ich meine diese beiden wären hinlänglich, ihr die Unsterblichkeit, und den Rang neben der Italiänischen anzuweisen.

Von Lesueur, liebe Freundinn, sprech ich erst in meinem zweiten Briefe, und im zweiten Theile dieses Werkes, den ich dir zum Neuenjahre sende. Jetzt ist die Gallerie zur Hälfte verschlossen, da man darauf bedacht ist, sie ganz und gar von oben zu erleuchten. Dies Unternehmen erfodert Zeit, und da jetzt auch die meisten Italiäner verschlossen sind, und ausser den jetzt bekannten, noch eine Menge der trefflichsten Meisterstücke weder bekannt noch ausgestellt sind. Es ist schwer sich mit dem allen bekannt zu machen, sich aus dem allen zu finden, dennoch danke ich der Administration des Musäums, und den hiesigen Künstlern manche Erleichterung, ohne die ich ein solches Unternehmen nie zu Stande bringen könnte; und was mir noch an Schwierigkeiten zu überwinden bleibt, will ich gern mit Muth bestreiten, in der angenehmen Hoffnung, auf Dich, meine Freundinn, und auf andere Verehrer der Kunst einen Theil des Genusses zu übertragen, den mir diese Schätze gewährten.

Den Skizzensaal bewahre ich für den zweiten Theil auf, um so mehr, da eine Menge Sachen noch nicht ausgestellt sind, und da wir Herrn Denon aus Italien mit einer Menge neuer Zeichnungen zurück erwarten.

XX.

Die Antiken-Gallerie.

Die unsterblichen Schätze dieser Sammlung sind der ganzen gebildeten Welt durch die großen Schriftsteller bekannt, welche darüber geschrieben haben, als sie sich noch in Italien befanden. Nichts desto weniger bleibt mir noch ein Wörtchen darüber übrig, ohne — wie manche meiner Landsleute — Visconti's vortrefflichen Katalog zu übersetzen. Jetzt aber sind eine Menge interessanter Kunstwerke noch nicht ausgestellt; ein Gebäude bewahrt sie auf, welches im Garten der Infante stehet. Zum Neuenjahre, im zweiten Theile dieses Werkes, erscheint eine Uebersicht dieser herrlichen Gallerie, welcher es an Vollständigkeit und durch Visconti's gütigen Rath und Beistand, an Richtigkeit und Interesse nicht mangeln soll.

Inhalt
des ersten Theils.

	Seite
Zueignung an *Vivant Denon*.	3
Einleitung.	5
I. Kaiserliche Schlösser.	
1. Malmaison. Lustschloß der Kaiserin.	11
2. Villiers; Lustschloß des Prinzen Murat.	23
3. Klein Trianon bei Versailles.	26
4. Saint Cloud.	27
II. Der Kaiser in Boulogne.	35
III. Der Kaiser in Coln. 1803.	40
IV. Der Mameluck Rustan.	46
V. Schilderung der Französinnen Madame J. Recamier und K. Beauharnois.	49
VI. Sommerabende auf dem Lande.	
1. An Rousseau.	64
2. Die Hütte.	65
3. Die Abtey St. Denis.	66
4. Junius Morgen.	72
5. Der Geliebte.	73
6. Reiz des Lebens.	74
7. Klage.	77
8. Der ländliche Ball.	78
9. Die Feste der Heiligen.	80
10. Der Ball auf dem Schlosse.	81
11. Ländliche Belustigungen der schönen Welt.	85
12. Das Bad im Flusse.	86
13. Lebensglück.	88
VII. Die Kunstausstellung.	94
VIII. Klagen der Maria Stuart um ihren Gemahl Franz.	112

Seit

IX. Lied des Gerhard von Nevers von seiner Curi-
anthe. 12
X. Klaglied der Fürstin Eglantina um Gerhart. 12
XI. Sonnet Justinens von dem schlafenden Ritter im
Walde. 12
XII. Die Imperial-Bibliothek. 14
XIII. Die Manuskripten-Bibliothek. 13
A. Orientalische Manuskripte. 13
1. Chinesische und Tartarische Manuskripte. 13
2. Indische Manuskripte. 14
3. Arabische Manuskripte. 14
4. Persische Manuskripte. 14
B. Gallische Manuskripte. 15
XIV. Etwas über die Mythologie der Indianer. 17
XV. Das Kupferstich-Kabinett bei der Imperialbibliothek. 17
XVI. Pius der Siebente in Paris. 17
XVII. Kunstkabinette in Privathäusern.
1. Kabinett von Lucian Bonaparte. . . . 17
2. Kabinett des Barons von Heorn. . . . 18
3. Kabinett des Hrn. Collot. 19
4. Lustschloß und Kunstsachen des H. Sommariva in
Gpinay. 19
XVIII. Gemäldegallerie im Pallast des Luxembourg. 19
XIX. Das Museum Napoleon. 21
XX. Die Antiken-Gallerie. 24

d. Gall

Fig. .

Leben

und

Kunst in Paris

seit

Napoleon dem Ersten.

Von

Helmina von Hastfer, geb. von Klenk.

Zweiter Theil.

Weimar

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt

des zweiten Theils.

Seite.

I. Das Muſeum Napoleon. Fortſetzung. . . 3
II. Zeichnungs-Saal. 92
III. Erinnerungen aus den erſten Jahren meines hieſigen Aufenthaltes. . . . 111
IV. Ueber Theater in Paris, in Betracht ihres Verhältniſſes mit der Geſellſchaft. . . 131
V. Neigung des Volks zu Theater und Kunſtgegenſtänden. 145
VI. Architektur-Muſeum von Dufourny. . 149
VII. Kupferſtich-Kabinet der kaiſerlichen Bibliothek. 157
VIII. Frühlingshymne der Liebe. Nach dem Altfranzöſiſchen der Clotilde. . . . 188
IX. Perſiſche Manuſcripte der kaiſerl. Bibliothek von A. L. Chézy. Fortſetz. . . . 191
1. Oinah und Ria. Nach dem Perſiſchen des Djami. 193
2. Erzählung aus dem Beharistan von Djami. 208
3. Epigramme von Djami. . . 213

Seite

4. Fragmente von Helâly. . . 214.
5. Gedanken von Khosrou. 214
6. Fragment aus dem Guliſtan von Saady. 215
7. Der Regentropfen. Apolog von Saady. . 216
8. Die Nachtigall und die Ameiſe, von Saady 217
9. Elegie von demſelben. . . . 220
10. Ode von demſelben. . . . 221
11. Elegie von demſelben. . . . 223
12. Elegie von demſelben. . . . 224
13. Elegie von demſelben. . . . 225
14. An ſeine Geliebte. . . . 226
15. Gedicht von Anwary. . . . 226
16. Gedanken, von Hafiz. . . . 230
17. A'bdoul-ouaçi. 230
18. Ode, von Hafiz. 231
19. Ode von demſelben. 232
20. Ode von demſelben. . . . 234
21. Zerſtreute Gedanken von demſelben. . 235
22. Ode von demſelben. . . . 236.

X. Manuſcripte, Arabiſcher, Perſiſcher, und Türkiſcher Hiſtoriker auf der kaiſerl. Bibliothek. . 238.
1. Arabiſche Geographen. . . . . 238.
2. Perſiſche und Türkiſche Geographen. . 242
3. Arabiſche Hiſtoriker, . . . 243
4. Perſiſche Geſchichtſchreiber. . . 249
5. Türkiſche Geſchichtſchreiber. . . 254

XI. Poeſien, nach alten Galliſchen Verſen. . . 259
1. Rondel. 259
2. Rondel. Von Karl von Orleans. . . 260
3. Rondel. Von demſelben. . . 261
4. Dezim. Von demſelben. . . 261
5. Rondels aus den: Poeſies de Marguerite de Navarre. 262

Seite.

6. Stelle aus dem Manuſcript des Lancelot du Lac. . . . . 263.

XII. Das Kabinet der Medaillen und Antiken der kaiſerl. Bibliothek. 286

XIII. Verſuch einer Ueberſicht der neuen franzöſiſchen Schule. 304

XIV. Verſuch über Volksleben und Charakter in Paris. 371

XV. Sentimentale Phantaſien. . . . 386

1. Die Provenzalin vor dem Vatikaniſchen Apollo, im Nationalmuſeum 1798, von *** an Lina. 386

2. Romanze, aus dem Franzöſiſchen. . 394

3. Die Romanſchreiberin. 398

XVI. Sevres. 399

XVII. Die Induſtrie-Ausſtellung. Im Palais du corps Legislatif 1806. . . . 413

I.

Das Muſeum Napoleon.

(Fortſetzung von Nr. XIX. des 1ſten Theils.)

Ich führte Dich, meine Freundin, durch die Deutſche, Niederländiſche und Franzöſiſche Schule zu Pouſſin und Leſueur, bis an die Gränzen der Italieniſchen. Noch einmal ſehe ich mich genöthigt, mit Dir zurückzukehren zu den andern Schulen, weil eine neue Ausſtellung indeſſen Statt gefunden.

Von Van Eyk ſind noch zwei Gemälde ausgeſtellt, beide ex votis. Man kann ſich über die vortreffliche Farbenbehandlung in dieſen Gemälden nicht genug wundern; wenn man bedenkt, wie Van Eyk dieſe Kunſt aus der Nacht hervorgeriſſen, und mit ſolchem Feuer ſogleich zur Vollkommenheit reifen ließ. Auch die Berechnung der

Dauer der Farben iſt höchſt wunderbar. Dieſe Gemälde ſehen ſo friſch aus, als kämen ſie eben von der Staffelei, da ſie doch die älteſten ſind, die wir beſitzen. Auf dem erſter Gemälde iſt die H. Jungfrau abgebildet mit frey-wallendem Haar, das Kind auf ihrem Schoos. Vor ihnen knieet ein Reicher, dem Chriſtus den Seegen giebt. Ein Engel ſetzt der H. Jungfrau eine koſtbar verzierte Krone auf, die auf dem Gemälde hier nicht anders ausſieht, als käme ſie aus des Juwelierers Werkſtatt, mit ſolcher Wahrheit und Sorgfalt ſind darauf die verſchiedenen Edelgeſteine, Faſſung und Gold behandelt. Freilich iſt ein Palmenzweig ſchöner, den ein Raphaeliſcher Engel einer Raphaeliſchen Madonna reicht, aber Van Eyk iſt deshalb nicht minder groß und vortrefflich.

Wenn Raphael ſich mit verklärten Blicken zum Ideale erhob, und Geſtalten bildete, wie ſie im Himmel ſelbſt nicht ſüßer und reiner erſcheinen mögen, ſo hatte auch Raphael ein wärmeres Klima, als Van Eyk, die Muſter der Vorzeit, ein ſchöne Natur zu Modellen, und ein delikateres Publikum, in den Päbſten und Fürſten Italiens. Auch hätte er ſelbſt nichts anders machen können, denn ihm war das idealiſche Schönheitsprinzip, oder vielmehr das Bild einer veredelten Natur in tiefſter Seele geprägt. So iſt denn ſeine Jungfrau Maria bald Himmelskönigin, bald Göttin, bald ſanfte liebevolle Mutter, aber auch dann mit reichen und zierlichen Umgebungen dargeſtellt, bald auch erſcheint ſie im ländlichen Gewande im Garten als Gärtnerin, bald ſetzt er ſie im Schat-

ten eines alten Gemäuers in freier Landschaft neben der zierlichen Wiege, im traulichen Gespräch mit der Freundin Elisabeth. Doch wie sie auch erscheine, so hebt sie sich stets aus der gewöhnlichen Sphäre, und erscheint in voller Schönheit und Glanze, und sie ist immer ein Bild des reinsten harmonischen Daseyns, dem es an keiner anmuthigen Umgebung des Lebens gebricht; und auf dem verklärten Antlitz ist keine Spur von Leiden zu schauen, sondern nur Ahndungen von Schmerz, und reine Liebe und Genussesfähigkeit.

Van Syks Madonnen hingegen sind sanfte Hausmütter, die geduldet, gelitten und überwunden haben. Ihre Umgebungen sind häuslich und niederländisch, ihr Purpurmantel, und die Krone, die vom Himmel kommt, sind Kontrast dazu, und werden mit einer Demuth empfangen, nicht blos als wenn sie ihnen nicht gebührte, sondern sogar als wüßten sie nicht, warum daß sie ihnen aufgesetzt wird. Solch eine Gestalt mußten zu jener Zeit die niederländischen Madonnen haben, um den Frauen jenes Landes, jenes Jahrhunderts ein faßliches Muster, und ein Gegenstand der Anbetung zu seyn. Die glühende, leichtbinlebende Italienerin, in unaufhörlichem Schwanken zwischen frommer Illusion einer glaubigen Inbrunst, und sinnlicher Illusion einer irdischen Gluth, bedurfte andrer Vorstellungen, die ihrem Gemüth angemessner, und durch Anmuth und Schönheit anziehender waren.

Doch ist auf dem Gemälde des Van Syk das Kind

allzu ungraziös und Schönheitslos. Fehlt es doch selten dem zarten Alter der jungen Sprößlinge an Anmuth, entstände sie auch nur aus Unschuld, und Unbekanntschaft mit dem Kummer. Dies ist gewiß ein großer Fehler dieses Meisters, daß er diese Anmuth nicht fühlen wollte. Seine Frauenköpfe und Alten sind vortrefflich, und voller Energie und Charakter.

Auch das zweite ex voto, worauf ein S. Georg und S. Donatius abgebildet, ist herrlich gemalt. Man unterscheidet darauf vortreffliche alte Köpfe, die freilich wiederum Niederländer sind, denen es jedoch nicht an Würde und Gütigkeit gebricht.

Von Honthorst zwei ganz vortreffliche Bilder junger Fürsten, mit solcher Seele und Schönheit begabt, und so warm und brünstig behandelt, wie nur je ein Italiener seine Bilder ausführte.

Von Van Dyk ein wahrer Schatz, das Bildniß der Klara Eugenia Isabella, Tochter Philipps des zweiten von Spanien, Monarchin der Niederlande.

Von Philipp Champaigne das vortreffliche Bildniß des Kardinal Richelieu. Ich habe Dich noch gar von diesem verdienstlichen Meister nicht unterhalten, von welchem das Museum Napoleon mehrere Hauptstücke besitzt. Nach allem, was ich von ihm gesehen habe, fehlt ihm Gluth und Phantasie, sonst würde er ein Tizian seyn.

Denn Farbenverſtand, und richtige Verhältniſſe, Wahrheit und Lebendigkeit erfreuen uns an dem kühlern Niederländer, wie am Tizian, wie auch ein reines Auffaſſen der Oberfläche einer Individualität. Dagegen wurde Tizian vergönnt, in das innere Heiligthum zu dringen.

Von Philipp Champaigne beſitzt das Muſeum:

Johannes den Täufer.
St. Hieronymus, Biſchoff von Auxerre.
St. Vinzenz.
Simeon im Tempel, das Chriſtkind auf dem Arm.
St. Ambroſius, Erzbiſchoff von Mailand.
Das heilige Abendmal.
Den todten Chriſtus
Die Nonnen.
Sein eignes Bild.

Die Nonnen ſind das anziehendſte und wahrſte dieſer Gemälde, des Meiſters älteſte Tochter vorſtellend, die im Gebet mit einer ehrwürdigen Nonne ſich auf einmal geſtärkt und geſund fühlt. Das fromme Entzücken auf dem Geſichte der Leidenden, das Gefühl des neuen Lebens, das ſich ſogleich zu Dank und Innbrunſt erhebt, machen dies Gemälde dem fühlenden Zuſchauer lieb und ehrwürdig. Im heiligen Abendmahl befinden ſich vortreffliche Bilder der Einſiedler von Port Royal, ſo beſagt es der Katalog; auch ſieht man dieſen Geſichtern die Individualität an, die aus dem Leben kopirt iſt, und nicht aus der Verſchmelzung von Erfahrung und Phantaſie hervorgieng. St. Gervaſius und St. Protus,

die dem Biſchoff Ambroſius erſcheinen, ſind allerdings ein Hauptſtück für diejenigen, die geneigt ſind, das für ein Meiſterſtück zu nehmen, was eine Wand ausfüllt; ſonſt iſt aber das Ganze zu theatraliſch.

Zwei neu ausgeſtellte Gemälde von Anton Salaert, ſtellen einen Zug aus der Geſchichte derſelben Iſabella Eugenia Klara vor, die ich oben erwähnt habe, und die in Van Dyks vortrefflichem Bilde ſo intereſſant erſcheint: die Geſellſchaft des großen Eydes von Brüſſel vereinigte ſich jährlich, einer alten Sitte gemäß, auf dem großen Platz der Sand-Ebene, um vom Thurm Unſrer Frauen der Siege, einen Vogel herunter zu ſchießen. Im Jahre 1615 nahm Iſabelle die Einladung zu dieſer Feſtlichkeit an, ſie ſchoß, und traf den Vogel.

Auf dem Gemälde iſt ſie vorgeſtellt, neben ihr Erzherzog Albrecht. Die Mitglieder der Geſellſchaft nahen ſich in Prozeſſion, der Prinzeſſin wird der Bogen gereicht.

Das zweyte Gemälde ſtellt die Prozeſſion vor, die Iſabelle zum Gedächtniß dieſer Begebenheit einſetzte. Sie ſtattete jährlich 12 arme Mädchen aus, welche die Kerzen trugen. Dieſe Gemälde wären durch eine andre Hand intereſſant geworden, allein, ſo wie ſie da ſind, geben ſie den trocknen Begriff von Lokalitäten.

Noch ein Gemälde von Anton Salaert, denſelben

Gegenſtand vorſtellend, befindet ſich auf dem Muſeum. Auch von dem verdienſtlichen Cornelius van Voſt habe ich Dir noch nichts geſagt, liebe Freundin. Du mußt mir verzeihen, das iſt nun einmal mein Fehler, daß mich die Dinge gar nicht rühren, wenn ſie ſind, was man gewöhnlich hin gut nennt, und wozu es einer mit Fleiß und Geduld, ohne Genie bringen kann. Ich begnüge mich alſo, Dir zu ſagen, damit es Dir nicht unbekannt bleibe, daß zwei Gemälde von dieſem Meiſter hier ſind: ein Bildniß, und ein St. Norbertus mit Mönchen. Die Sektateurs von Tanchelin, die St. Norbertus bekehrte, brachten ihm die heiligen Gefäße und Prieſterkleider, die ſie ſeit 15 Jahren geraubt hatten. Dies Bild iſt aus Antwerpen.

In Anſehung der Schlacht des Darius habe ich einen Irrthum begangen, indem ich ſie dem Van Eyk zuſchrieb. Sie iſt von Altdörfer, und trägt auch deſſen Zeichen, das ich nicht geſehen hatte. Ich kann mich deshalb mit meiner Unbekanntſchaft der deutſchen Schule entſchuldigen, und mit der frappanten Aehnlichkeit in der Farbenbehandlung des Van Eyk und dieſem Gemälde, dem einzigen, welches das Muſeum Napoleon von Altdörfer beſitzt.

Noch ein ähnliches Sujet iſt hier von Martin Fezelé mit minderer Kunſt und Geiſt behandelt, als das erſtere.

Jetzt laß mich wieder zur franzöſiſchen Schule zurück-

gehen, zum ſanften, lieblichen Lefueur, in deſſen Werken ein Hauch von Raphaels Geiſte lebt. Immer ziehen ſeine Geſtalten von neuem unwiderſtehlich an, durch Klarheit und liebkoſende Anmuth. Sie bedürften der Schönheit kaum, ſeine ſanften reinen Geſtalten; auch der Zierde nicht, denn beide gehen aus ihrem eignen Weſen von ſelbſt hervor. Kein Maler zeigte je eine ſchönere Individualität, als Lefueur. Das Muſeum Napoleon iſt ſehr reich an Werken von dieſem Meiſter. Zwei große Gemälde von ihm, St. Gervaſius und St. Protus, die gebunden vor den Pro-Conſul geführt werden, und dann St. Paul zu Epheſus, der die heidniſchen Schriften verbrennen läßt, ſind vortrefflich. Die beiden Heiligen auf dem erſten Bilde ſind Geſtalten aus dem Reiche der reinſten idealiſchen Schönheit, und von herrlichem Charakter. Eindringende Männer und Frauen, Umgebungen von Opfern und Opfergeräth, alle Nebenwerke bilden das Ganze ſehr wohl, nur zwei Kriegsknechte, die die Gefangenen führen, und von hinten geſehen werden, ſind allzuſehr noch im theatraliſchen Styl der ſchlechtern Werke, und ſtören den Eindruck des Ganzen durch ihre Uebedeutenheit und Unannehmlichkeit. Sie füllen einen Platz, der frei bleiben ſollte, widrig aus, und wenn man dem Künſtler dabei auch eine andre Intention zutrauen wollte, als: zwei Figuren mehr zu machen; wenn man auch geneigt wäre zu glauben, die rohe Gemeinheit und Geiſtesloſigkeit dieſer Geſtalten ſolle zu den vortrefflichen Heiligen den Kontraſt bilden, ſo iſt doch ſelbſt dieſe Intention ſchwach und oberflächlich, und die Figuren machen

immer eine Stöhrung. Raphael und Pouſſin ließen ſich dergleichen nicht zu Schulden kommen.

Der Meſſe von St. Martin verdenke ich es keinesweges, daß ſie ihre Exiſtenz eigentlich der Meſſe von Bolſena dankt. Raphael ſelbſt hätte nichts Frommeres, Reineres und Süßeres erſinnen können, als dieſes herrliche kleine Gemälde, das Entzücken aller kunſtliebenden Gemüther. Bei alle dem würde Raphael dies Bild mit mannichfaltigerm Reiz ausgeſtattet haben; denn Leſueur ließ ſich nur die Hauptſachen angelegen ſeyn, Raphael aber wußte auch in einen kleinen Nebenumſtand Bedeutung und Intereſſe zu legen. Leſueur iſt äußerſt ſchlicht, und arbeitete ein wenig ſchnell, dahingegen Raphael auch eine Fingerſpitze mit Liebe und Sorgfalt behandelte, und, gleich der Natur, auch das Kleinſte nicht vernachläßigte.

Noch eine liebliche Geſtalt von Leſueur in einem Gemälde hat mich unendlich angezogen, die der heiligen Scholaſtika, wie ſie in der Umgebung von Engeln und Heiligen ihrem Bruder Benedikt erſcheint. Mit kreuzweis auf die Bruſt gelegten Händen, halb ſitzend auf Wolken, in weißem Kleide mit himmelblauem Schleier, läßt ſie ſich nieder, eine ganz reine, ruhige, liebe Geſtalt, die einem unaufhörlich vor Augen ſchwebt, wenn man ſie einmal geſehen; und ſo wie man ſie auf Erden antreffen kann, aber nur ſelten. Es iſt an einem Künſtler unendlich ſchätzbar das Auffaſſen ſolch einer reinen ſeelenvollen Geſtalt, denn wie wenige finden den Schlüſ-

ſel zu einer ſanften und geiſtigen Phyſiognomie, und bilden die bloße Oberfläche der Form ab!

Leſueurs neun Muſen ſind keine Griechinnen, und ſollen doch welche ſeyn. Viel Lobenswerthes iſt darin, aber ſeinen religiöſen Gemälden ſind ſie nicht gleichzuſtellen. Das Muſeum zu Verſailles beſitzt noch eine Menge Sachen von dieſem Meiſter, und andern, von denen ich Dir gelegentlich Nachricht geben werde.

Laß mich, Liebe, die mancherlei berühmten und merkwürdigen Maler übergehen, die noch in der franzöſiſchen Schule ſich ausgezeichnet haben, ſo wie Mignard, Stella, Valentin u. a. m. Das Muſeum beſitzt viel geſchätzte Werke von ihnen, von ihren Zöglingen, ſo wie auch eine ganze Anzahl von Werken aus der vorletzten Schule, die einen ſo bedeutenden Abfall von der des Pouſſin und Leſueur bildet, und aus deren Vorurtheilen und Manier, Vincent und David uns mit ſolcher Kunſt geriſſen haben, zur Freude aller Künſtler und Kunſtliebenden. Ich werde Dich nun von der italieniſchen Sammlung unterhalten, bei weitem reicher, als die franzöſiſche, und wohl ausgeſtattet mit den Meiſterwerken der vier großen Schulen Italiens, ſo daß eine für den Künſtler höchſt intereſſante Vergleichung ihrer verſchiedenen Vortheile und Charaktere ſtatt finden kann. Rom, Florenz, Venedig, Parma, und dann die Nachblüthe der Kunſt, deren Früchte weniger Saft und Kraft haben. — die Carracci und ihre Schüler. Es wird mir ſchwer, von

dieſem überſchwänglichen Reichthum einen allgemeinen Begriff aufzufaſſen, und deutlich zu machen; denn ſelbſt der Abfall der Künſtler von einem beſtimmten und hohen Prinzip, der ſich in den vielen dieſer Werke offenbart, müßte in der Entwickelung zu intereſſanten Schlüſſen Anlaß geben, und die verſchiedenen Charaktere der Schulen ließen ſich gewiß mit Beſtimmtheit offenbaren; deshalb iſt es zu wünſchen, daß ein genialiſcher Schriftſteller einmal dieſe Abſtufungen und Gleichheiten für uns auffaſſe und darſtelle. Denn ſollte mir gleich das Gefühl derſelben nicht fehlen, ſo gebricht es mir doch an Kraft, Muth und Zeit zur Darſtellung. Die Kunſt lernt ſich nicht aus. Ich bringe die Früchte von einem Studium von drei Jahren willig dar, und wünſche, man möge ſie ohne Widerwillen genießen.

Die älteſten Maler der italieniſchen Schule, die wir hier beſitzen, ſind Bramante, Mantegna, Bellini. Von Maſſaicio haben wir nicht Ein Gemälde, und überhaupt auch wenig Florentiner von Bedeutung. Dafür ſind wir an Römern und Venetianern außerordentlich reich, und von Correggio iſt gewiß nirgend ein ſolcher Cyklus von Meiſterſtücken zu ſehen, als hier, ſo wie wir Raphael's herrlichſte Oelgemälde beſitzen, und die Krone von Tizians und Paul Veroneſe's Werken. Dieſe koſtbare Vereinigung iſt für den denkenden Künſtler von der größten Wichtigkeit, obwohl der Schatten jener alten Meiſter den Künſtlern zurufen möchte, wie Göthe:

Wie beklag ich es tief, daß dieſe herrliche Seele, Werth mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

Das älteſte, was wir von den Florentinern beſitzen, ſind drei Gemälde von Fra Bartolomeo, von denen eins nach Ausſage der Italiener nur Kopie ſeyn ſoll. Die zwei andern: ein groſſer Sankt Markus, und ein kleines Gemälde mit der Jungfrau und heiligen Frauen und Männern, ſind gewiß authentiſch. Dieſe herrlichen und kräftigen Geſtalten, im Geiſt und Geſchmack der Alten bekleidet und gruppirt, der edle Ernſt in ihren Zügen, und dazu die breiten herrlichen Tinten, und das lebendige reiche Kolorit erfreuen uns ſehr an dieſem feurigen Meiſter. Vaſari ſagt, daß Raphael ihm die Perſpective gelehrt habe, und Fra Bartolomeo dagegen Raphael für das Kolorit behülflich geweſen ſey. Es nimmt mich oftmals Wunder, wie das glühende herrliche Kolorit des Fra Bartolomeo, die ſeelenvollen muſikaliſchen Tinten des Correggio, und dann die Lebenathmende friſche Farbengebung des Giorgione und Tizian, jedes einen ſo ganz verſchiedenen Charakter tragen, ſich jedes in der Natur wiederfinden, und jedes einzeln als das ſchönſte und lebendigſte erſcheint, da ſie in der Vereinigung ſo wetteifernd neben einander ſtehen, daß es unmöglich iſt, einem derſelben den Vorzug zu geben. Alle andre Maler haben gleichfalls ein Kolorit, worin vieles iſt, das ihnen ſelbſt gehört, aber von allen andern ſchließen ſich nur Bordone und Paolo Veroneſe durch Lebendigkeit und ergreifende

Wahrheit, an dieſe vier, und unter den ſpätern Domenichino. Alles andre zeigt in Hinſicht des Kolorits nichts anders, als Nüanzen von jenen großen Prinzipien.

Unter den Römern ſind Bramante und Perugino die älteſten, die wir beſitzen. Von Bramante ſind zwei Gemälde hier, die außerordentlich gelitten haben, und nur mit Mühe etwas reſtaurirt ſind. Von Pietro Perugino aber giebt es noch manche, die noch nicht ausgeſtellt ſind *), und die drei ausgeſtellten ſind von großer Schönheit. Die erſtern, welche neben Raphael aufgehangen worden, ſtellen die H. Jungfrau auf dem Thron vor, das Chriſtkind auf ihrem Schooß, St. Hieronymus und St. Auguſtin und andre Heiligen

*) Die nicht ausgeſtellten Gemälde des Perugino ſind:

1) Chriſti Himmelfahrt.
2) Die Anbetung der Könige.
3) Chriſti Taufe.
4) Chriſti Auferſtehung.
5) Die Familie der heiligen Jungfrau.
6) Die Heimath der heiligen Jungfrau.
7) Der ewige Vater.
8) St. Sebaſtian und St. Agathe.
9) St. Johannes der Evangeliſt.
10) St. Jakob der Apoſtel.
11) Der Erzengel St. Michael.
12) Der Apoſtel St. Bartholomäus.
13) Die Jungfrau St. Apollina.
14) Der Prophet Jeremias.
15) Der Prophet Jeſaias.

anbetend daneben. Schöne Bilder, worauf die Heilige Jungfrau in einer ſolchen Demuth und Sanftheit erſcheint, der Körper ſo züchtig umgeben iſt vom königlichen Gewand, und die Krone ſo beſcheiden das ſanfte Haupt ſchmücket, daß man ſie nicht genug anſehen kann. Das Kind iſt lieblich und reizend genug, es iſt eine Ahndung darin von Raphaels Kindergeſtalten, und die Heiligen ſind voller Leben und Wahrheit.

Das dritte, die Jungfrau, umgeben von einer Glorie und himmliſchen Geiſtern, in Wolken thronend, iſt die Krone von allen dreien. Schade, daß die Engelsköpfe in Flügeln nach alter Weiſe rund abgeſchnitten, ohne Hals aus den Wolken hervorſehen: ihre Geſichtchen ſind äußerſt lieblich. Raphael wußte ſchnell genug von ſolchen Mängeln ſich zu entfernen, und ſein anmuthsreicher Sinn lehrte ihm Engel bilden, wie die Griechen ihre Amorinen zu bilden wußten, holde Kinder, mit oder ohne Flügel; man ſieht ihnen gleich den Engel an.

In Anbetung verſunken, um die himmliſche Glorie umher gruppirt, ſtehen St. Lucia, St. Katharina von Alexandrien, St. Johannes der Evangeliſt, und der Erzengel St. Michael. Vier der intereſſanteſten Weſen aus der Bibel und Legende, und vom Maler ausgeſchmückt mit allem erſinnlichen Reiz der Reinheit und Lieblichkeit, die wir uns in himmliſchen Weſen denken. Das Modell zum St. Michael war ſein Zögling, der damals dreizehnjährige Raphael, hier im Bilde zum Ideal erhoben,

und mit einer rührenden Lieblichkeit dargeſtellt, wo in den freundlich regelmäßigen Zügen der Ausdruck von Unſchuld, und eine Welt von Ahndungen und Kraft wie träumend liegt. Auch die andern Geſtalten, in der reinen Frühlingsluft, die Perugino immer zum Hintergrund wählte, ſind alle demüthig, voll Unſchuld und Einfalt. Man möchte ſie für ſchöne Blumen halten, die nach dem Himmel ſchauen, deſſen Abglanz ſie ſelbſt im bethauten Buſen tragen. Seine Madonna, mehr Jungfrau, voll Demuth und Zucht, als Himmelskönigin, tragt ihren keuſchen Reiz individuell in ihrem eignen Weſen, das durch die zarten Formen ſchimmert und ſie belebt. Seine Geiſtlichen ſind wohl ſolche, wie der heilige Paulus ſie für die Chriſtenheit bilden wollte. Perugino iſt andächtiger, ſtrenger fromm, als ſein Schüler Raphael, deſſen Frömmigkeit die lebendigen und reichen Formen einer glühenden Phantaſie annimmt, und ſich innig mit der Schönheit vermählt.

An dieſen Meiſter ſchließt ſich in der Folge ſogleich Raphael an. Mir iſt es aber lieber, ihn für jetzt zu übergehen; denn eben wie ich nach ihm nicht gerne einen andern anſehe; ſo wird es mir ſchwer, nach ihm von irgend etwas anderm zu ſprechen. Raphael ſoll alſo den Schluß dieſer Beſchreibung machen, und ich übergehe ihn, zu ſeinen verdienſtlichen Schülern und Nachfolgern ſchreitend.

Sein Liebling und würdigſter Zögling iſt Giulio

Romano. Wir beſitzen hier von ihm ſchöne Sachen, von denen im Großen nur eine heilige Familie, die andern im verjüngten Maaßſtab; was braucht es aber der Gemälde, die eine Wand ausfüllen? Ein Köpfchen, eine Hand iſt oft genügend, die Individualität und Größe eines Meiſters anzudeuten; mir geht es nicht wie denen, die gleich bewundern, wenn ſie nur einen großen Raum Leinwand und viel Geſtalten von ſechs Fuß darauf ſehen. Bei alle dem war für den plaſtiſchen und dramatiſchen Geiſt des Giulio Romano gewiß ein großer Raum, vortheilhaft und wohlangewandt, nothwenig nicht.

Das Figuren reichſte dieſer Gemälde iſt: Chriſti Beſchneidung in dem Tempel zu Jeruſalem. Die Umgebungen ſind reich und phantaſtiſch, hohe gewundene Säulen bilden Gänge, in denen das Volk hin und wieder in Gruppen zerſtreut iſt. Liebliche Jungfrauen im wehenden Gewand, das ſich in der raſchen Bewegung nur anmuthsvoller um des ſchlanken Körpers gerundete Formen ſchmiegt, ſchreiten einher, Fruchtkörbe tragend. Männer, Frauen, Prieſter, Greiſe, alles umher in lebendigen Gruppen. Vorn auf dem erſten Plan die Ceremonie der Beſchneidung. Das eigentliche Verdienſt dieſer Darſtellung liegt in der Leichtigkeit und Anmuth der Bewegung, in der kühnen und richtigen Zeichnung, im ſchönen Charakter der Köpfe und Geſtalten. Es iſt Styl, Ordnung, Harmonie und Feuer in dieſem Bilde, wobei freilich keine höhere Intention zum Grunde liegt. Was braucht das aber immer zu ſeyn, und wer wird ſie verlangen, wo der

Künſtler ſo aus reiner anmaßungsloſer Kraft die Kunſt befriedigt hat, als in dieſem verdienſtlichen Gemälde? Wo ſolche Zwecke mühſam erreicht ſind, rührt mich das Ganze nur wenig, und beweiſt, daß der Künſtler weder andere Gedanken noch andere Zwecke haben konnte, und ſich an techniſcher Fertigkeit begnügen mußte. Hier aber, in dieſem Bilde, wollte Raphaels trefflicher Zögling nichts anders darſtellen, als eine Vereinigung hoher und ſchöner Geſtalten, die ohne andern Zweck und Zuſammenhang hier verſammelt ſind, als der Ceremonie beyzuwohnen, und denen ſein Genie Würde und Anmuth verliehen. Eben ſo führt er auch, die ſein Bild anſehen, mit in den Tempel, und macht ſie gleichſam mit [illegible] Zuſchauern, die er in dieſe heitre Menge mit hineinmiſcht.

Ein anderes Bild von Giulio Romano: die tanzenden Muſen mit Apollo auf goldnem Grunde, iſt voller Reiz und Leben. Dennoch hat er hier dem Andrea Mantegna vieles nachgemacht; einige Figuren ſind kopirt. Wir wollen es ihm verzeihen, da er nicht auch Andrea Mantegna's dürftige Pinſelführung und Tinten nachgeahmt hat, ſondern dieſe Muſen in lebendige, breite und freie Töne übertrug, und ihnen ächt römiſchen Charakter gab. Dieſe Gruppe iſt höchſt anziehend, und für den Künſtler belehrend wegen Wendungen und Zeichnung der Glieder.

Einige kleine Bilder von ihm mit Madonnen wollen mir nicht gefallen. Die Heilige Jungfrauen darauf ſind

gar zu unbedeutende Römerinnen. Die Kinder gehen eher an; rund und frisch genug sind sie, auch reizend gewendet, aber der höhere Geist der Raphaelischen Kinder ist es nicht.

Der Triumpf von Titus und Vespasian, eins der weniger bedeutenden Bilder, dennoch nicht ohne Verdienst der Dekorationen und Umgebung, und sich durch römischen Styl empfehlend.

Sein eignes Bildniß. Das Kolorit, wie überall in seinen Gemälden, etwas trocken und ins Schwärzliche spielend, doch ein vortrefflicher Kopf voll Energie und Individualität. Kurzes, schwarzes, verschnittenes Haar, ernste Züge, ein schöner Bart, dem sein eigner Ausdruck nicht gebricht.

Venus, sitzend, von Vulkans Arm umschlungen, umgeben von Amorinen. Dem ältesten steckt sie einen Pfeil in den Köcher, indeß er seinen Bogen bereitet; bekränzte Amorinen reichen ihr einen vollen Blumenkorb, andre spielen mit den Pfeilen, einer bringt einen Schmetterling herbei. In der Werkstatt schmieden andre die Pfeile in eifriger Geschäftigkeit. Venus, ein schönes Weib; ihr Profil ist antik und lebendig, und das Haargeflechte ihres Kopfputzes voll Zierde und Geschmack, so wie das Gewand in schönen Falten ihre Hüften und Füße umgiebt. Der Vulkan ist ein schöner, kraftvoller Mann, schon im Uebergang zum Greisenalter; und äußerst reizend um

beide her sind die Gruppen der muntern Buben, die so rund und feurig voll Mark und Leben sind. Dies Bild ist äußerst ergötzlich, und nähert sich wieder dem Zwecke der Griechen, der bei so kleinen Darstellungen nichts anders zum Grunde hatte, als das Gemüth durch schöne Lebendigkeit zu erheitern.

Dies ist, außer den Zeichnungen, alles, was das Museum Napoleon von Giulio Romano besitzt. Wir haben überhaupt weniges von Raphaels Schülern; destomehr vom Meister selbst. Perrino del Vaga's Streit der Musen mit den Pieriden, Polidoro Caravaggio's Götterversammlung, und ein geistliches Gemälde von All Fano ist das einzige, was wir noch aus dieser Schule besitzen. Diese Gemälde sind jedoch nicht ausgestellt.

Benvenuto Garofolo hat so vielerlei Schulen und Meistern angehört, daß man eigentlich nicht weiß, wem er zuzurechnen ist. Da ihm aber der Aufenthalt bei Raphael den meisten Nutzen gebracht, so wollen wir ihn zu dessen Schule rechnen. Von Raphael nahm er eine gewisse liebliche Klarheit an, ein Gefühl von Anmuth, und einen Typus von Schönheit, die ihn nebst dem, was ihm selbst eigen ist, recht liebenswürdig machen. Das Museum besitzt viele seiner guten Werke, unter denen sein Jugendbildniß, mit vieler Liebe und Kunst vollendet, mit das anziehendste ist. Einige seiner Madonnen und Engelsgestalten sind voller Seele.

Die übrigen Römer, die ich Dir hier nennen könnte, sind den ebenerwähnten zu sehr untergeordnet, als daß es meine Sache wäre, mich lange bey ihnen aufzuhalten. Ich gehe nun zu den Florentinern über.

Von Michel Angelo Buonarotti besitzen wir kein Gemälde; die unter seinem Namen bekannten Parzen sind höchstens nach einem seiner Entwürfe, aus seiner Schule.

Besser sind wir mit den köstlichen Werken des großen und vortrefflichen Leonardo da Vinci versehen. Johannes der Täufer ist der herrlichste Schatz, den das Museum besitzt von diesem Meister *). Eine süßere und reinere Idee von Schönheit lebt in keinem griechischen Kunstwerke, als im Gesicht dieses Johannes, doch höher noch ist die Schönheit der Seele, von welcher diese Formen belebt und durchglühet sind. Die reine Stirn ist ganz aus sich selbst Licht und strahlend. In dem Gewirre und Reichthum der dunkeln Locken, die sie umwallen, ist Anmuth und Bedeutung, die zarten Lippen würden nur schön seyn, wenn sie ein geist- und liebevolles Lächeln nicht entzückend machte; und nun die Augen! Diese Augen leben, glühen vom Strahl des himmlischen Lichtes der Offenbarung, sie blicken lebendig und tief in die Seele, und berühren ihr innerstes Wesen mit dem Schauer der Entzückung.

*) Er ist nach St. Cloud gebracht worden, und statt dessen ist Karl der 8te hier.

Die Geſtalt des Heiligen hebt ſich aus dem ſchwarzen Grund im Helldunkel hervor, und endigt da, wo das Fell die Hüften umgürtet. Seine Hand hält ein Kreuz. Dies iſt eins der Werke, die Leonardo mit rechter Liebe und mit Verſchwendung der Kunſt und Fleiß vollendet hat. Vaſari ſagt, daß es eine der eifrigſten Beſtrebungen dieſes Meiſters war, die Geſtalten mit rechter Gediegenheit aus dem tiefſten ſchwarzen Grund an das Licht zu modeln, und daß er oft die Werke unvollendet ließ, wenn ſeine Kräfte und Geduld nicht ſeiner erſten Idee die Wage hielten.

Seine ſchöne Ferronière iſt gleichfalls auf ſchwarzen Grund gemahlt. Doch wie ſonſt auch ihre holden ſchwarzen Augen zu ſehnſuchtsvoller Melankolie und Mitgefühl einladen, ſo iſt es dennoch nicht der hohe Reiz ſeiner heiligen Geſtalt des Johannes, voll hingebender Liebe. Bey alle dem iſt dieſe Ferronière ein tiefes, reiches, verſchloſſenes Weſen, an die ſich ein glühendes Herz mit ſeiner ganzen Liebeskraft anhängen konnte. Es iſt mir um das Andenken des herrlichen Franz des Erſten lieb, daß eine ſolche Geſtalt ihn gerührt und gefeſſelt hat.

Nicht minder anziehend und reizend iſt die Geſtalt der Gioconda. Aber eine ſchwärmeriſche und treue Geliebte war ſie ſchwerlich. Nie hab ich eine Koquetterie geſehen, die geiſtreicher wäre, und mit ſo anmuthiger Schalkheit ein Spiel mit dem eignen Gefühl triebe. Dieſe Gioconda fühlt eben tief genug, damit ihr die Blüthen

und Schönheiten des Lebens nicht ungenoſſen entſchlüpfen, aber ſie hat keinen ſolchen Schatz der Empfindung, der, was des Lebens Frühling hervorbringt, zu dauernder Frucht bringen könnte; dabei fehlt es ihr nirgends an Philoſophie, ſich über die verwelkten Blüthen zu tröſten, noch an Scharfſinn und Muth, neue zu pflegen und zu genießen.

Noch beſitzen wir von Leonardo da Vinci ein großes Gemälde. Es ſtellt die Madonna in einer Landſchaft vor. Auf ihrem Schoos ſitzt das Jeſuskind, zu welchem die heilige Anna ſich liebkoſend hinbeugt. Ein göttliches Gemälde, voll Seele und Reiz, auch ſind ausnehmend ſchöne Zeichnungspartien darin, von einer Reinheit und Harmonie, wie wir ſie nur in den Antiken finden.

Vom Meiſter des Leonardo, Andrea Verocchio, iſt kein Gemälde hier vorhanden.

Von Leonardos Schüler, Bernardo Luini, iſt eine heilige Familie hier. Was dieſer Schüler dem Meiſter ablauſchen konnte, hat mich immer in dieſem Bilde gerührt, und iſt mir als Erinnerung verdienſtlich. Doch zeigt ſich in dem Ganzen des Gemäldes, daß Luini durchaus nicht aus eignem Reichthum der Quelle arbeitete, und eben deshalb auch nicht aus inniger Naturempfindung. In dem Gemälde herrſcht ein gewiſſes Schönheitsprinzip oberflächlicher Form, und eine eifrige Nachbildung nach Leonar-

des Vollkommenheiten. Aber alles beides iſt hochſtehend, und die technische Fertigkeit iſt mühſam hervorgebracht worden.

Lieber iſt mir, und ſeinem Meiſter näher Andrea Solario. Von ihm beſitzen wir eine heilige Familie, eine Herodias, und eine Madonna, das Kind ſäugend.

Die heilige Familie wird dem Leonardo zugeſchrieben; ſie iſt indeß für den Meiſter nicht vollkommen genug, und für den Schüler nicht allzuſehr. Der Chriſtus, das Johannes-Kind, ſind voll Lieblichkeit, und ſeinen habe ich ein ſüßeres Antlitz geſehen, als das des Engels auf dieſem Bilde, der die Wage hält. Dies Gewände iſt mit vielem Fleiß vollendet, und die Tinten darauf ſind weicher verſchmolzen, als ſonſt Solario zu thun pflegte, deſſen Farbengebung, obwohl hell und harmoniſch, dennoch etwas dürftig und trocken iſt.

Dann die Madonna, das Kind ſäugend, von Andrea Solario. Die zärtliche Mutter, vom hellen Himmel und friſchem Grün einer anmuthigen Landſchaft umgeben, ſchaut liebevoll auf den Knaben, deſſen Blick innig an dem ihrigen hängt, indeß ſein Mund die ſüße Nahrung mit dem anmuthigſten Ausdruck von Verlangen und Genuß in ſich zieht, und ſein Händchen mit dem Beine tändelt. Die Friſchheit und Helle der Farbentöne, die Heiterkeit, von welcher das ganze Bild belebt iſt, dringen wahrlich wie ein Frühlingsſonnenblick zum Herzen, und ſtimmen das Gemüth froh.

Dies Bildchen iſt ganz authentiſch von Solario, übrigens weis man aber mit den Bildern dieſer Schule ſelten, woran man ſich zu halten hat. So zum Beiſpiel ſind noch zwei Gemälde ausgeſtellt, eine Herodias, und eine Madonna mit dem Kinde, die unbezweifelt, das letztere beſonders, einer Meiſterhand aus dieſer Schule gehören, aber ohne Gewißheit eins dem Andrea Solario, das andere dem Luini zugeſchrieben werden. Das erſte Herodias Tochter, mit dem Haupte Johannes des Täufers, könnte auch für eine gute Kopie gehalten werden, es iſt viel Feinheit darin, und doch auch hin und wieder Dürftigkeit.

Die junge Fürſtin hält die Schüſſel, auf welche das Haupt Johannes des Täufers von einer männlichen Hand eben gelegt werden ſoll. Herodias wendet ihr Geſicht weg, dennoch blitzt in ihren Augen der Triumpf, mit welchem ſie eben auf dieſem Opfer geruht haben. Nur in der Kälte gegen die Abſcheulichkeit ihrer That, und in der Freude, daß ſie ihr gelungen, liegt die Grauſamkeit dieſes Bildes, nicht aber im Wohlgefallen an der Vorſtellung des Leidens, welches der Grauſamkeit eigentlicher Charakter iſt. Ueber jedes andre Opfer, das ſie ihrer Schönheit und Bitte zu Gefallen erlangt hätte, würde ihr Triumpf derſelbe geweſen ſeyn. Sie wendet ihr Geſicht weg, — nicht aus Mitgefühl, noch aus Grauſen, ſondern um einer unangenehmen Empfindung zu entgehen, die aus dem Anblick des erblaßten, blutträufelnden Hauptes entſtehen würde. Auch in den feinen Lippen ohne

liebliches Aufſchwellen, wenn gleich regelmäßig und artig gebildet, liegt Egoismus und Kälte. Sie iſt ſchön, aber lieblos und unfähig zur Liebe, und ihr Geſicht bleibt ohne den Reiz, der zur Seele ſpricht, wie zart und rein der Bau ſeiner Züge, wie reizend auch das Wehen der göldnen Haare ſeyn mag, die in ſanften Wellen um Stirn und Buſen fließen.

Wie ſanft und liebathmend dagegen iſt nicht das erblaßte Haupt des Johannes des Täufers! Wie rein drückt ſich auf ſeinen ſchlichten und edeln Zügen der hohe Sinn von Wahrheit und Heldenmuth einer freien Seele aus! Wehmuth und Bewunderung ergreifen mich, ſo oft ich dies Haupt betrachte.

In Ahndungen liebevoller Schwermuth versunken, hält die Madonna im zweiten Bilde (angeblich von Luini) den Knaben auf dem Schooß, der, anmuthig gewendet, ein Kreuz hält, zu welchem er ſehnſüchtig und mit Vorgefühl künftiger Leiden ſchaut. Die Geſtalten ſind auf lichtem Himmelsgrund in einem dunſtigen Helldunkel gehalten, zu welchem die Tinten ſich lieblich und wohlgerundet verſchmelzen. Beide ſind allein, wie in der Mitte des Univerſums, bloß von Himmelsluft umgeben; iſt es doch, als wäre es die Welt ſelber, dies Gebirge, das im Hintergrunde in die ruhigen Wellen des Meeres ſinkt, und oben im Blau des Himmels verſchmilzt.

Dies ſind die einzigen Werke, die wir von Leonardo

und ſeinen Schülern ausgeſtellt beſitzen. Im Archiv des Reſtaurations-Saals ruhen noch einige, die ohne Zweifel in einigen Jahren, wenn Platz und Zeit da ſeyn wird, ausgeſtellt werden. Das gute Paris, ſo groß es auch iſt, weis noch nicht, wo es den Platz zu den Reichthümern hernehmen ſoll, welche die Gunſt des Siegesgottes ihm zugewandt. Es giebt hier kein würdiges Lokal für ſolche Schätze, und kann noch ſobald keins geben. Iſt es doch, als ob die Kunſtwerke jetzt zur Miethe wohnten, bis ihre eigentlichen Tempel, ſich ihrer würdig, einmal erheben.

Von Andrea del Sarto beſitzt das Muſeum Napoleon:

Die Kreuzesabnehmung.
Die göttliche Liebe.
Eine heilige Familie.
Die Geſchichte Joſephs in zwei Gemälden.
Sein eignes Bild.

Dieſer Meiſter hat viel Eigenes und Anziehendes, aber das eigentliche Weſen der Kunſt hatte er doch nicht inne. Wenn man von der Betrachtung des Raphael, Leonardo, oder Tizian vor einen Andrea del Sarto hintritt, ſo erſcheinen die Umriſſe ſchwankend, flach und unbeſtimmt, ohne Reinheit und Kraft, und was vorher wie Anmuth erſchien, zeigt ſich jetzt als wahre Grimaſſe. In ſo fern er komponirt, iſt er verdienſtlich, denn ſeine Compoſitionen haben alle eine gefällige Rundung und zweckmäßige Ordnung, auch mit Klarheit und Anmuth ſind die Haupt-

partien darin an das Licht gehoben. Auch ſeine Farbe iſt ſehr angenehm. Wir wiſſen, daß er ein vortrefflicher Kopiſt war, das iſt meines Bedünkens das Schlimmſte, was einem Meiſter begegnen kann. Als Florentiner hebt ihn der gute Vaſari zu den Wolken, und nennt ihn einen zweiten Raphael, das iſt dem Landsmann zu verzeihen. Uebrigens ſehe ich im Andrea del Sarto den erſten Meiſter im zweiten Range, denn es fehlt ihm weder an Gefühl, noch an Lieblichkeit und Streben nach Schönheit, noch an Köpfen und Geſtalten im edeln Styl.

Sein eignes Bild iſt eins ſeiner erſten Werke. Er machte es in ſeinem ſiebzehnten Jahre, es ſieht ein wenig geiſtlich aus, iſt aber mit rechtem Einverſtande des Portraits behandelt; man ſieht einen Menſchen vor ſich, und das will viel ſagen. Die ſchwarzen Draperien der Kleidung ſind wohlgehalten und gefaltet, und alles mit vielem Fleiß und Streben nach dem guten Prinzip behandelt.

Die Geſchichte Joſephs iſt eine Vorſtellung von verſchiedenen Begebenheiten, auf einem Bilde vereinigt, in zwei Gemälden; gewiß eines ſeiner beſten Werke. Die Gruppen und Farbe darauf ſind voller Lebendigkeit und Feuer, und in den Geſtalten und Köpfen der Aeltern iſt beſonders viel Herzlichkeit und Würde. Dieſe Bilder müſſen einem guten Künſtler zu mancher nützlichen Betrachtung Anlaß geben, und erfreuen durch feurige Originalität und gebildete Kraft.

Von der heiligen Familie ſage ich nicht daſſelbe, mehr als irgendwo iſt auf dieſem Gemälde die Grimaſſe mit einem falſchen Schimmer von Anmuth bekleidet, und die Farbe bunt, wie auch die Zeichnung flach und unbeſtimmt und unharmoniſch. Die Geſtaltung der Gruppe hat viel Lobenswerthes.

Die Kreuzesabnehmung iſt gleichfalls ſehr bunt und allzu theatraliſch. Die roth und grün bekleideten Frauen um den braungelben Leichnam des Erlöſers her, ſind gar nicht wohl anzuſehen, und ihr Schmerz wird zur Grimaſſe.

Lieblicher und erfreulicher iſt die Caritas (die göttliche Liebe). Eine ernſte, holde Mutter, ſchlank und edel gebaut. An ihren Brüſten ſüße Knaben, der eine ſäugend, der andre ſich an Früchten labend, und im Schutz ihres Blickes ein lieber Junge, in der ſeeligſten Ruhe ſchlafend. Seine blonden Locken ſtreben und wallen anmuthsvoll über die glühenden, ſchlummernden Wangen. Das Gemälde iſt bedeutungsvoll, und der holde Reiz darin iſt mit der Würde tiefer Gedanken vermählt.

Von dem trefflichen Giacomo da Pontormo, Schüler des Andrea del Sarto, beſitzen wir nur zwei Gemälde; das Bildniß eines unbekannten Kupferſtechers, und dann eine bekannte Gruppe, Raphael und ſein Fechtmeiſter. Hier iſt Raphael ſchon in den reifern Jahren der Männlichkeit vorgeſtellt, Wange und Kinn ſind bekleidet

mit dem lockigen ſchwarzen Bart; dies iſt ein ſchönes, vielhaltiges Geſicht, in welchem ich gern Raphaels Lebenslauf verfolge, wenn ich eben von dem rührenden, kindlichen Antlitz mich wegwende, welches er ſich ſelbſt als vierzehnjähriger Knabe in einer Himmelfahrt der H. Jungfrau gegeben (ſeine erſte Kompoſition im Großen), oder wenn ich eben den Engel Michael geſehen, in welchem Pietro Perugino ſeinen ſanften Zögling vorſtellte.

Hier auf Pontormo's Gruppe ſind die dunkeln Ahnungen jener lieblichen Knabengeſtalt zum kräftigen Bewußtſeyn übergegangen, und in voller Reife glänzen nun Kühnheit und Kraft, auf des Mannes vollgebildeten Zügen. Auch ſieht man dieſem Geſicht Glück und Ruhm an. Es iſt der hohe Geiſt, der ſeinen Werth ſchon hier auf Erden erkannt findet, und, von Nebenzwecken frei, mit Ruhe und geſammelten Kräften höher ſtrebt.

Der Fechtmeiſter iſt ein ſchöner Italiener, mit feurigen Augen und ſicherm Blick. Ueberlegung und beſonnene Kühnheit zeigen ſich in Ausdruck und Geberde. Zeichnung und Farbe in dieſem Bilde ſind ganz vortrefflich, es hat einen Anſtrich von venezianiſchem Kolorit, denn es iſt mit Glacis gemahlt, wie Andrea del Sarto auch that, um der göttlichen Farbe des Tizian nahe zu kommen.

Das zweite hieſige Gemälde von Pontormo: Bildniß des unbekannten Kupferſtechers, iſt ganz vortrefflich,

von ſo genialiſchem Charakter, und voll Wahrheit, wie ich je eins geſehen.

Von Pontormo's berühmten und vortrefflichen Zögling Bronzino, dem Mahler, Dichter und Schriftſteller, das Bildniß von Giovanni Bologna, dem Bildhauer, fälſchlich ausgegeben für das des Baccio Bandinelli, und für eine Arbeit des Sebaſtiano del Piombo. — Dies iſt das einzige, was wir von dieſem Mahler beſitzen; wäre es aber auch nur eine Hand dieſes Bildes, ſo könnte man für ſeine hohe Vortrefflichkeit ſtehen, denn dieſe Hand könnte anatomirt werden, ſo ungemein richtig iſt ſie. Die ſanfte Wärme des Blutes ſchimmert durch die Haut, und das Gebäu der Adern und Knöchel iſt der Natur ſelbſt abgeſtohlen, und um ſo mehr der Natur abgeſtohlen, da dieſe reine Genauigkeit mit der Anmuth und Freyheit natürlicher Dinge verbunden iſt, indem es die ſtrengſten Foderungen der Kunſt befriedigt. Die zweite Hand iſt dagegen etwas vernachläſſigt; man glaube aber nicht, daß der eigentliche Werth dieſes köſtlichen Gemäldes in der Hand beſtehe, nein, denn Antlitz, und Körper, und die Nebenwerke als Drapperie und Metalle, ſind gleichfalls von der ächteſten Vollendung, und voller Leben und Wahrheit. Auf dem Munde vorzüglich ſchwebt eine wahre Lebenswärme; hier iſt der Pinſel zur Natur geworden. Ich kenne ſelbſt in Holbein, Leonardo und Tizianſchen Bildniſſen kein Beyſpiel von ſolcher Höhe der Kunſt. Wäre ich ein Mahler, ich ſtudirte dies Bild ohne Aufhören.

Die Grabschrift dieses herrlichen und gefühlvollen Meisters ist uns aus Vasari bekannt.

Non muore chi vive come il Bronzino visse
L'alma é in ciel, qui son l'ossa, e'il nom'è in terra
Illustre ov' ei cantò, dipinsse o scrisse.

Von Baccio Bandinelli besitzen wir ein Bildniß, welches, wie man vermuthet, sein eignes Werk ist. Man fühlt recht deutlich den Unterschied beider Naturen in diesen Bildnissen. Das des [illegible] feurig und graziös, das des Baccio Bandinelli, macht ihn uns mit den Augen des Benvenuto Cellini ansehen, so hart und starr erscheint es, ohne Grazie und Sitte.

Von Daniel von Volterra ein Gemälde auf einem Schieferstein, von beiden Seiten sichtbar, den überwundenen Goliath vorstellend.

Von Cristoforo Allori zwey schätzbare Gemälde, die Buße des Verbrechens des heiligen Julianus, und eine Judith. Schade nur, daß zum erstern der Katalog durchaus nothwendig ist, man weiß sonst nicht, was es zu bedeuten hat. Das darf bei keinem Kunstwerke seyn, es muß deutlich seyn, wie Schriftzüge, und sich von selbst erklären.

Von Pietro von Cortona sind sechs bis sieben

Gemälde hier, es wird bei der Nachbarſchaft der Meiſterwerke umher recht fühlbar, wie manierirt und ſchlecht dieſer Maler iſt, und ſeine fade Süßigkeit wird einem in der Seele zuwieder. Die übrigen Florentiner, die hier ſind, ſchenke mir, ich habe weder Gutes, noch Böſes von ihnen zu ſagen, meinetwegen mögen ſie ihren Platz ruhig füllen. Auch von den Neapolitanern weis ich nur wenig. Die Hauptſtücke darunter, die ſich hier befinden ſind von Salvator Roſa, den ich weit mehr in Landſchaftsſtücken liebe, als in hiſtoriſchen.

Laß uns den Ferrarer Carlo Dolce nicht vergeſſen, ſanft, wie ſein Name, und lieblich, wie eine Blume in ſeinen Geſtalten, die einen Geiſt liebevoller Schwermuth athmen, der dem Meiſter ſelbſt eigen ſeyn mußte. Von ihm ſind mehrere recht anziehende Gemälde hier.

Vom Spanier Murillo ſind zwei Gemälde ausgeſtellt, die eben nicht für ihn beweiſen, und vielleicht nicht einmal von ihm ſind, obgleich die Geſichter ſpaniſchen Charakter haben. Das dritte ein betender Heiliger, zu welchem ſich Engel niederlaſſen, und welches ein des Giorgione und Tizian würdiges Meiſterſtück iſt, ſehen wir jetzt nicht, und ich weiß nicht, wo es ſeyn mag.

Vom Andrea Mantegna ſind ſieben Gemälde dem Muſeum Napoleon gehörig:

Die Jungfrau des Siegs aus Mantua, aus der Philippiner-Kirche.

Die Jungfrau mit einigen Heiligen.
Das Gebet im Oelgarten.
Chriſtus unter den Schächern.
Chriſtus Auferſtehung.
Mars und Venus.
Die Laſter, welche von den Tugenden verſcheucht werden.

Chriſtus Auferſtehung, das Gebet im Oelgarten, und die Jungfrau, von Heiligen umgeben, ſind nicht aufgeſtellt.

Wohl lobe ich den Andreä Mantegna als Meiſter, als Genie, als feurigen Denker, doch als Maler nicht. Ich wollte, er wäre ein Bildhauer geworden, niemand hätte ſo ſchön einen neuen Weg gefunden, der die Vollkommenheit des Griechthums mit dem fantaſtiſchen Ideengang des Mittelalters vereinigt hätte.

Die Jungfrau des Sieges hat ſchon in den Farben ein wenig gelitten, es iſt blos aus Leinwand, und an ſich iſt die Malerei dürftig und trocken darin. Von Charakter ſind alle Geſtalten ſehr ſchön, die ſich darauf befinden. Als Portrait iſt der Graf von Gonzaga merkwürdig, der in voller Rüſtung zu den Füßen der Jungfrau ein Dankgebet für den erhaltenen Sieg zum Himmel ſchickt.

Chriſtus unter den Schächern iſt eine herrliche Kom-

position, voll Gefühl und Genie. Die Gruppe der Frauen, mit der vor Schmerz vergehenden Maria ist von achtantikem Charakter. Schade, daß alle Gestalten so dürr und lang, so Schönheitslos sind.

Eine höchst phantastische und feurige Darstellung, voll Schönheit und innigen Gefühles natürlicher Anmuth ist Mars und Venus, von den neun Musen umtanzt. Alle Gestalten darauf sind belebt von einer göttlichen Trunkenheit, so wie sie uns in den Musen der Griechen entzückt. Das Ganze giebt in anmuthiger Vereinigung das Bild von Sieg, Liebe, Poesie und Kunst, in Glanz und Wonne. Alles ist heiter und belebt umher, selbst die rohe Thierwelt ist nicht ohne Gefühl der Seele dieses göttlichen Kreises. Aus den Klüften, auf den Steinritzen schauen Thiere hervor mit hellen Blicken.

Von Manteana's göttlichem Schüler, Antonio Correggio, besitzt das Museum:

Die Antiope.
Die heilige Flavia.
Den heiligen Hieronymus.
Die Jungfrau auf der Flucht nach Aegypten.
Die Hochzeit der heiligen Katharina.
Die Kreuzesabnehmung.
Einen Ecce homo.

Alle neben einander hängend, und von den besten Gemälden der Carracci umgeben. So prangt mit neuen

Sprößlingen und Ablegern an einem Maienmorgen die Flor des üppigſten Blumenbeetes. Welche Süßigkeit und Pracht in der Muſik dieſer Farben, welch reines, gefühlvolles Daſeyn in dieſen holden Geſtalten, und mit welcher Zartheit und liebkoſenden Anmuth ſich das blühende Fleiſch zu Formen ründet!

Was im erſten Frühlingsmorgenroth die Blüthe iſt, die eben dem Strahl des Lichtes ſich aufſchloß, und mit dem Buſen, der noch die zarten, zitternden Perlen des Thaues trägt, ſeine Gluth ſehnſüchtig auffangend, im jungfräulichen Schimmer der Farbe und des Lebensſaftes all ihre Reize entfaltet — das ſind Correggios Geſtalten.

Und wie der Liebende nach langer Treue und heißem Flehen die ſchöne Jungfrau belauſchte, in einem Moment der Rührung, und ſie zu ſich neigt, daß ſie willig die Roſenlippen dem erſten Kuß der Liebe überläßt, und im verklärten Auge alle Luſt und Ahndung der Empfindung trägt; ſo neigte Correggio's Seele die ſchöne Natur zu ſich hin, und umfaßte ſie, daß ihre geheimſten und ſeeligſten Reizungen ihm offenbar wurden.

Nicht, daß die hohen Vollkommenheiten des einzigen Raphael Correggio's Gemälden eigen wären, aber er iſt dennoch groß, und nie hat ein Menſch gemahlt, wie er, ſelbſt Raphael nicht, denn man muß Correggio vergeſſen, wenn man vor Raphael tritt, um dieſen für die Krone der Mahler zu erkennen. Und wunderbar genug, auch

Raphael muß man vergessen, wenn man Correggio's Gemälde betrachtet, und wer den einen sieht, darf nicht an den andern denken, ohne im Genuß gestört zu werden. Was Correggio in Ansehung der Verhältnisse der Form, des Stylmäßigen, vollendet harmonischen des Gruppenbaues versäumte, das ersetzt bei ihm die frische Blüthe der Farbe, das zarteste Schönheitsspiel der Tinten, die unendliche Liebe und Sorgfalt, mit der er darauf bedacht war, daß kein Ton eines zarten schönen Leibes, eines seelenvollen Gesichtes verloren ging.

Von alle den hiesigen Gemälden ist die Antiope mit der größten Liebe behandelt. Unter ihr ist ein blaues Gewand ausgebreitet, sie ruhet darauf nackt, in einer Wildniß, dicht umgeben vom Schatten der hohen Bäume und Gebüsche. Ein Amor schlummert zu ihren Füßen. In der Ferne wird die Landschaft licht, doch um sie her waltet ein geheimnißvolles Helldunkel, und die Quelle des Lichtes ist nicht zu entdecken, die über den schönen Leib in vollen Strömen sich ergießt, und auf der Oberfläche der Wellenlinien sanftgerundeter Formen seine anmuthigen Strahlen ruhen läßt.

Der eine Arm liegt nachläßig ausgestreckt, gegen die Hand des kleinen Amors, die die ihrige fast berührt. Der andre ist erhoben, und um das übergebeugte Haupt geschlungen, welches die blonden Locken leicht umfließen, als wären es liebkosende Wellen. Dieser Arm, in der holdesten Lage ist im Helldunkel gehalten, und nur die Ar-

ſe des zarten Ellenbogens hebt ſich aus einer Lichtpartie empor, welche ſeine anmuthige Rundung umſchwebt.

Das ſchlummernde Antlitz iſt weniger beleuchtet, als der Körper, und gleichſam in der Dämmerung der Myſterien ahndungsvoller Träume. Hell iſt die reine Stirn, im jungfräulichen Glanz unſchuldiger Gedanken. Die ſanftgeſchloſſenen Augenlieder liegen nur, wie ein zarter Schleier, über der Blicke Gluth. Auf den Wangen ruht mit Roſenſchimmer der friſche Pflaum der Jugend, und der vollaufgeblühte ſchöne Mund iſt umſchwebt von allen Seeligkeiten der Entzückung neuer und ſüßer Ahndungen, die er in trunkener Ruhe einathmet.

So hatte der Gott der Götter ſie geſehen, als er in Satyrsgeſtalt die Wälder durchirrte, und nach Erholung von olympiſcher Füße und Genuſſesleichtigkeit ſich ſehnte. Noch lag das blaue Gewand nachläſſig um den Körper geſchlagen, ſeine verwegne Hand hebt es auf, und die keuſchen Reize der jungfräulichen Geſtalt ſchimmern ihm entgegen. Er ſteht in Anſchauen verſunken, indes die Regungen der Liebe in ihm erwachen. Sein Antlitz iſt ſanft und ſchön, etwas bräunlich, und nur die Faunen-Füße, und die dunkiern Tinten des Körpers gehören dem Satyr. Noch ſehe ich ihn, übergöttlich entzückt von der Schönheit der ſchlummernden Antiope, und, feſtgehalten vom Genuß des Anſchauens, fortgeriſſen von Luſt, wird der folgende Augenblick dem gegenwärtigen nicht gleich ſeyn.

Auch die berühmte Madonna di Girolamo, von dieſem Meiſter, iſt voller Pracht und Lieblichkeit, doch iſt das Chriſtuskind darauf nicht ſchön, ſo wenig wie auf der Hochzeit der heiligen Catharina. Auf der Flucht in Aegypten iſt es aber äußerſt ſchön und geiſtig, doch bei alle dem noch kein Raphaeliſches, denn, wie er, hat nie ein Mahler die geiſtigſte und zarteſte Lieblichkeit des kindiſchen Weſens verſtanden und geäußert. Warum und wie der hohe Reiz des Correggio mit Wehmuth verwebt iſt, kann ich nicht beſtimmen, es iſt mir aber oft bei ihm zu Muthe, als wenn ich die Nachtſcenen in Romeo und Julie leſe.

Von Correggio's Zöglingen ſind mehrere geſchätzte Sachen hier, vieles auch aus ſeiner Schule ohne weitere Namensbezeichnung; Hauptſtücke von den Carracci's und deren Zöglingen: Dominichino, Guido Reni, Albano, nehmen den größten Theil der Italieniſchen Schule ein. Ich will ſie Dir bezeichnen, und ſodann zu den ſpätern Italienern übergehen, von da aber zurückgehen zur Venezianiſchen Schule, die wir hier in ſchöner Entwickelung und Vollendung belauſchen können.

Von den drei Carracci's ſind acht und dreißig Gemälde hier, unter denen die Kommunion des H. Hieronymus und zwei Altarblätter mit koloſſaliſchen Figuren, einige der berühmteſten Himmelfahrten und Nativitäten, (unter andern die kleine mit vierfacher Beleuchtung) einige Kreuzesabnehmungen, und einige andre religiöſe Gegenſtände mir die liebſten ſind. Die Carracci's ſind Cor-

reggio's gefühlvollste Schüler, und haben ihn sogar mit vielem Glück bestohlen. Sie haben mehr Korrektheit in der Zeichnung, als ihr Meister, aber stehen ihm in der Farbe außerordentlich nach. Es ist gar kein Vergleich, gar keine Ahndung davon, denn wo sich im Correggio mit schöner Klarheit die Gegenstände schon von weitem heben, und freundlich vor dem Auge ordnen, da muß man bei den Carracci's nahe hinzugehen, und sie aus Schwärze, erzwungenem Helldunkel und finstern Schlagschatten hervorsuchen, wobei man sich nicht einmal oft für seine Mühe belohnt sieht. Wer wollte aber den Schüler dem Meister zur Seite stellen? Der Meister bleibt einmal Meister, und sein Zögling kann ihm nicht anders den Rang abgewinnen, als wenn er einen ganz entgegengesetzten Weg einschlägt, so wie Raphael beym Perugino, Correggio beim Mantegna, und Tizian beim Bellini gethan.

In den Carracci's liebe ich eine gewisse Naivheit und demüthige Schönheit der Gestalt, eine Art Kindlichkeit im Ausdruck der schlanken Engel und Jungfrauen, die von unendlicher Lieblichkeit ist, und zugleich viel Feinheit und Zartheit hat. Hier ist ihre originelle Seite, der sie jedoch nicht selten ganz untreu wurden, und hierin sind sie von Dominichino und Guido Reni nie erreicht worden.

Von Dominichino sind drei Hauptstücke hier: die Kommunion des Heiligen Hieronymus, die Madonna vom Rosenkranz, das Martyrthum der Heiligen Agnes. Das erstere ist der Kommu-

nion des Heiligen Hieronymus zur Vergleichung gegenüber gehangen; mir lag eben nichts an der Vergleichung, und alles am Genuß. Beide ſind mir ſehr lieb.

Gehaltreicher als auf dem Bilde des Carracci, iſt der Kopf des Heiligen Hieronymus auf Dominichino's Gemälde, auch iſt mehr Einheit und Ruhe in ſeiner Kompoſition. Schon ſind die Lebenskräfte des ſterbenden Heiligen verſchwunden, nur im Auge zuckt noch ein Strahl auf, in deſſen Licht die Ahndungen der Seeligkeit ſchimmern; und die welken Lippen ſammeln ihre ganze letzte Kraft, um ſich der himmliſchen Labung zu öffnen. Das hinſinkende Gebäude des Körpers, eine majeſtätiſche Ruine, iſt nur noch fähig, ſich der letzten überirrdiſchen Labung entgegen zu richten, und die Seele erwartet mit ihr den Moment der Befreiung. Mit Ehrfurcht und Liebe naht ſich der Prieſter, mit der Hoſtie, in freudigem Staunen, voll Bewunderung und Liebe ſchließen die Geiſtlichen den Kreis umher. Das Gebäude, worin die Handlung vorgeht, hat eine offne Perſpective im Hintergrunde, welche den Anblick der hellen und ſchönen Landſchaft verſtattet. Vom Himmel ſchweben Engel mit Palmenzweigen und Lobgeſängen. — Es iſt ein hoher Gedanke voll Troſt und Liebe, und mit der Kraft und dem Verſtändniß eines ächten Meiſters ausgeführt.

Ein Konzert, welches manche dem Leonello Spada zuſchreiben wollen, iſt eins der vollendetſten und ſchönſten Bilder dieſer Schule. Es iſt unter Dominichino's

Namen hier bekannt. Eine von Harmonie und Seele ganz durchdrungene Darstellung, schöne Gestalten mit Musik beschäftigt, von deren Süßigkeit und Wohlklang sie selbst das Abbild sind. Der eine Spieler besonders, der mit dem Bogen der Geige auf die Noten zeigt, ist voller Seele, Gefühl und frischer Schönheit der Jugend. Wie gern ich mich auch von der tiefen Wehmuth der Bilder des Todes und des Schmerzes hinnehmen lasse, sind mir doch auch diejenigen unendlich lieb, die auf eine hehrere Farbe des Lebens deuten, und das Gemüth von trüben Bildern der Wirklichkeit zerstreuen, die es niederbeugen.

Adam und Eva im Paradiese vor Gottes Antlitz — ein Bild im verjüngten Maasstabe, ist mit vieler Sorgfalt ausgeführt, und hat eine frische und anmuthige Farbengebung. Nur ist in den Gestalten des schuldigen Paares nicht das mindeste Schönheitsgefühl, es sind gemeine Naturen, nicht solche, wie sie aus des Schöpfers Händen in hoher Fülle der Schönheit und Kraft, die Erstlinge eines ewigen Geschlechtes, hervorgingen.

König David, auf der Harfe spielend; ein Engel hält ihm das Notenblatt. Dies Gemälde ist von vortrefflicher Zeichnung und Farbenwahrheit, einige Parthien besonders — die Hand, welche in die Saiten greift, und das bis an den Schenkel entblößte Bein, sind von großem Verdienst und Studium. Der Engel möchte eher für einen lieben lebensmuthigen Buben gelten, als für einen Himmelsbe-

wohner, das iſt aber dem Dominichino zu verzeihen, denn nur Raphaeln haben die Engel wirklich zum Modell geſeſſen.

Die zwei großen und berühmten Altarblätter, die Madonna vom Roſenkranz und die Marter der heiligen Agnes ſind friſch und unverſehrt hier, zur Freude ihres Liebhabers; ich bin nicht ſonderlich davon erbaut worden, es kömmt mir immer vor, als hätte ſich Dominichino's Phantaſie bei den vielen Nebenwerken erkältet. Nur zwei Gegenſtände darin ſind mit Liebe und Einſicht behandelt, nemlich das Geſicht der heiligen Märtyrin und die Geſtalt der Madonna mit den Roſen.

Von Dominichino's Mitſchüler, Guido Reni, beſitzen wir acht und dreißig Stücke, unter denen mehrere ſehr berühmt ſind, ſo z. B. die Fortuna, die Kreuzigung Petri, die Dejanira, der Herkules auf Oſſa, der St. Rochus, der Tod der Kleopatra, der Kindermord zu Bethlehem, ein Ecce homo, die Mutter der Erbarmung mit den Schutzpatronen der Stadt Bologna, die Vermählung der heiligen Jungfrau. Dies letztere iſt mir das liebſte von allen. Hin und wieder iſt Guido Reni kalt und flach, aus Mangel an Kraft und Erſchaffungsgeiſt. In dieſem Bilde zeigt er auf das reinſte die Eigenthümlichkeit eines ſanften Gemüthes, das die Schönheit ſucht, und, wenn es ihr gleich nicht mit unwiderſtehlicher Kraft nachſtreben kann, ſie dennoch mit der Lieblichkeit ſeines eignen Weſens faßt, und wenigſtens oberflächlich darſtellt.

Die Hauptgruppe auf dieſer Vermählung iſt einladend und angenehm, die heilige Jungfrau kniet mit gefaltenen Händen vor dem Altar; ſie iſt im Profil ſichtbar, ein ſanftes Bild, ein zartes, liebes, duldendes Weſen voll Unſchuld. Hier und da aus der Gruppe blicken allerliebſte Köpfchen hervor, und gar naiv und anmuthig iſt ein Knabe, auf dem erſten Plan, der ſich den Opfertauben nähert, die ſich liebkoſen, und ſie freundlich und ſchlau neckt, mit aufgehobenem Finger, doch auch behutſam, um ſie nicht ſcheu zu machen, und mit kindiſcher Bewunderung der artigen Thierchen. Im dieſem einen Knaben iſt Guido Reni mir lieber, als in all ſeinen geprieſenen Hauptgemälden auf der Gallerie, denn hier verſtattet er mir einen heitern Blick in die Natur.

Von Guercino iſt vielerley für den Liebhaber hier; es wäre jedoch Unrecht, dieſen Meiſter nach den hieſigen Gemälden zu beurtheilen, da ſeine beſten Sachen ſich noch in Italien befinden.

Von Albani ein großes Gemälde, die myſtiſche Viſion des Kreuzes. Das holde Jeſuskind wendet ſich mit freudiger Beſtürzung vom Mutterbuſen weg, und tränkt ſeine Augen am Bilde künftiger Leiden, da die Engel ihm die Myſterien der Paſſion vorſtellen; die Mutter iſt erſtaunt und betroffen vom ſchnellen Wegwenden des Säuglings, ihr bleibt das heilige Geſicht unſichtbar. Dies Gemälde iſt eins der vorzüglichſten von Albani, die ſich hier befinden. Noch ſind eine Menge Sachen von dieſem

fleißigen Maler hier. Wenn ich eben nicht vom Raphael komme, ſind mir Albanis Knaben und Amoretten lieb genug, und ich mag die Heiterkeit und Grazie ſeiner Intentionen nicht verkennen. Er iſt unerſchöpflich im Darſtellen des ächt kindiſchen Geiſtes, und man kann ſich recht an ſeinen muntern Gruppen ergötzen.

Von Michel Angelo Caravaggio haben wir viele geſchätzte Sachen, wie z. B. den Tod der heiligen Jungfrau, eine Kreuzesabnehmung u. m. a. Ich habe weder Raum noch Zeit, mich bei ihm und mehrern andern aufzuhalten, zumal da ich nur die ſchönſten und erſten Gemälde recht zu ſtudiren bemüht war, und die Abſtufungen auf keine Weiſe liebe. Laß mich alſo übergehen, was Ferrara, Parma, Bologna, Modena noch für das Muſeum Napoleon geliefert haben, und komm mit mir zur Venezianiſchen Schule, von welcher wir hier den ſchönſten Flor in der ſtolzeſten Vereinigung beſitzen. Wir können ihren Fortgang vom Anfang bis zur herrlichſten Mitte überſehen und berechnen, und von ihren größten Meiſtern beſitzen wir die Sammlung ihrer beſten Gemälde. Ich kann Dir nicht ſagen, wie lieb mir dieſe kraftvolle und reiche Schule iſt, deren ganz eigner und unverkennbarer Charakter ſich auch in untergeordneten Meiſtern derſelben nicht verläugnet. Ich habe zu wenig techniſche Kenntniß von Malerei, um meine Vermuthung hierüber für Gewißheit anzunehmen; ich getraue mir aber dennoch zu ſagen, daß dieſe Schule nur darum mehr vortreffliche Zöglinge hervorgebracht hat, als die andern, weil im Techniſchen

derſelben mehr Beſtimmtheiten ſind. Mich dünkt, es giengen die Venezianiſchen Meiſter von einem geſunden und feſten Prinzip ſowohl der Zeichnung als der Farbengebung aus, welches auf geradem Wege zur ächten Nachbildung der Natur führt, und ſich durch ein fleißiges Studium faſſen läßt. Bei den Schülern der andern Meiſter, iſt ein Schwanken, eine Ungewißheit des Strebens ſichtbar, die ſich in der venezianiſchen Schule auch der Mittelmäßigſte nicht zu Schulden kommen läßt. Zwar erſcheint wohl hier Schönheit, dort Anmuth, dort ein glücklicher Gedanke, oder eine bedeutungsvolle Intention, aber es kommt nur ſelten zum vollendeten Auffaſſen der Natur, und das meiſte ſind mehr oder weniger ſchöne Lügen, die wohl einen poetiſchen Anſtrich haben, denen aber der Kern fehlt. Dies iſt jedoch minder bei Raphaels Schule der Fall, als bei jeder andern, denn Raphael, bei all ſeiner Unerreichbarkeit, hatte doch ein feſtes und einfaches Prinzip — die Nachbildung einer ſchönen Natur, aus den gewöhnlichen Erſcheinungen des Lebens mit tiefem Schönheitsgefühl ausgewählt, und in ihrem edelſten Geſichtspunct dargeſtellt. Sobald in ſeinen Schülern nun dieſer Funken durch des Meiſters liebevolle Sorgfalt angeſchlagen und zum Bewußtſeyn gebracht war, ſo konnten ſie ihn ferner zur Flamme bilden.

Mit den Venezianern iſt es ein anders, ſie hielten ſich an eine geſunde und häusliche Natur, und erlaubten ſich blos die Geſchichte und Religion in die Geſtalten dieſer Natur einzukleiden, und ſie mit heitrer Pracht der Um-

gebungen auszuſchmücken, nachdem ſie dieſelbe mit der möglichſten Treue und Gluth darzuſtellen geſucht. Auch ſind in den Venezianiſchen Gemälden, wie in den Flamändiſchen (jedoch weicht Tizian mitunter hiervon ab) die dargeſtellten Perſonen immer in vaterländiſcher Tracht, immer Venezianer, es ſeyen nun Griechen, oder Ebräer, Römer, oder Deutſche. Der Venezianer will ſie in ſeiner Tracht und mit den Umgebungen ſeiner Landsleute als Landsmänner betrachten. Dies macht jedoch ſeine Gemälde auf keine Weiſe lächerlich, wie die Flamändiſchen, denn die Venezianiſche Natur iſt an ſich ſchön, und von edlen Formen, da hingegen die Flamändiſche, ſo wie wir ſie auf den Gemälden dieſer Schule ſehen, ſchwerfällig, und dem Typus der Schönheit ganz entgegen iſt. Sieht man daher einen Flamändiſchen Griechen, oder Chriſtus, ſo weis man damit nicht eine Idee von Würde und Lieblichkeit zu verbinden, da hingegen ein Venezianiſcher, wenn gleich nicht in die ſüßen Formen des Ideals gegoſſen, wenn gleich vom Schmuck und Geräth des 15ten und 16ten Jahrhunderts umgeben, doch immer einen Blick in eine feurige und kräftige Natur verſtatten.

Es iſt keinesweges für einen Anachronismus zu halten, und zu belächeln, daß die Venezianer zu jedem Zeitpunkt der Geſchichte, den ſie darſtellten, ihre Koſtüme und ihre Umgebung wählten, ſondern es verträgt ſich durchaus mit dem Prinzip der Schule. Sie wollten w a h r ſeyn in der Darſtellung, am Prahlen mit Koſtümen, Kenntniſſen und Schulgelehrſamkeit lag ihnen nichts, und

da sie uns keinesweges in die idealische Welt hinein führen, sondern, wie gesagt, nur eine schöne Natur treu und anmuthig darstellen, ist es ihnen nicht zu verdenken, wenn sie nicht, wie Raphael, sich nach der Antike bildeten, und Griechen in griechischen Gewändern erscheinen ließen, sondern blos aus ihrer Mitte ihre Muster nahmen, und damit die Bilder der Vorwelt verwebten.

Uns Neuern ist das wohl verboten, wie würde sich Achilles in der Staatsuniform, ein Szipio im Courhabit, ein Christus im Frack ausnehmen? Unsre europäische Kleidung ist so fern davon, Charakter und Schönheit zu haben und unsre Geberden und Haltung sind im Allgemeinen dieser Kleidung so angemessen, daß wir uns ganz aus der Gegenwart herausarbeiten müssen, um nur in Gedanken die Hoheit und Kraft der alten Zeit zu fassen.

Von dem großen Mann, der als Stifter der herrlichen venezianischen Schule anzusehen ist, sind zwei Gemälde hier, beide unschätzbar. Das erste, sein Bildniß, nebst dem seines Bruders Gentile Bellini erfreut mich oft wegen seines Geistes der Klarheit und stillen Kraft, und wegen seiner sanften Einfachheit. Man sieht, er wollte sich nicht schmeicheln, nicht in ein schönes Licht stellen, sondern er stahl sich aus dem Spiegel, unbekümmert, ob sein Raub glänzend sey. Wenn gleich Giovanni Bellini die Flügel des Genies nicht so mächtig bewegen konnte, als Giorgione und Tizian gethan, so ist er doch als Grundpfeiler dieses prächtigen Gebäudes anzusehen, und

in ihm liegt der Keim und Kern des vortrefflichen Prinzips, das ſich in jenen beiden Meiſtern, und in ihren Schülern und Nacheiferern ſo mannichfaltig entwickelt hat, und zu einer ſo ſtolzen Blüthe gelangt iſt.

Außer dem Bilde dieſes großen Mannes, iſt ein Altarblatt von der Kirche St. Zacharias in Venedig im Muſeum vorhanden. Dies große und treffliche Gemälde iſt mit einem wahren Frühlingsglanz der Farbe hingezaubert, ſo daß es durch die helle Pracht ſeiner Farbentöne blendend und entzückend ſich dergeſtalt in den Sinn prägt, daß, wer es nur einmal geſehen, es immer vor Augen hat. Eine beſondre Lieblichkeit erhält es dadurch, daß die Figuren auf ganz weißen Grund gehalten ſind, und alle Farbenmaſſen der Gewänder ganz und breit, und von ſehr ſchöner Wahl ſind. Der Grund dieſes Gemäldes iſt ein weißer Halbzirkel mit einer Kuppel, von Säulen gehalten, an beiden Seiten derſelben zeigt ſich der reine Himmel. Der Plafond der Kuppel iſt bunt und ſinnreich verziert, unter ihr ſitzt die Heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde auf einem Throne, zu welchem Stufen hinangehen, auf denen ein ſanfter Engel ſitzt, der ein Inſtrument ſpielt. St. Petrus und St. Hieronymus ſtehen der Jungfrau zur Seiten, wie auch die Heilige Katharina von Alexandrien und die Heilige Agatha. Doch iſt es wahrlich nicht die Farbe allein, welche dies große Gemälde ſo anziehend und lebendig macht. Die Seele und Lieblichkeit der Geſtalten darauf iſt nicht minder preiswürdig, und das ganze Gemälde athmet den Geiſt eines heitern und ſtillen Reiz

ges einer himmlischen Klarheit, von welchem man bei seinem Anblick ganz durchdrungen wird.

Außer diesem Gemälde von Giovanni Bellini ist mir nur noch eins in Paris bekannt, dasjenige, welches sich in Lucien Bonaparte's kostbarer Sammlung befindet, und von welchem Friedrich Schlegel ausführlich in der Europa spricht.

Von dem ältern Zögling Bellini's, dem vortrefflichen Giorgione da Castelfranco, sind vier Gemälde auf der Gallerie Napoleon vorhanden: drei musikalische Gegenstände und ein Marterthum des St. Sebastian.

Dies letzte stellt den Heiligen Sebastian vor in der Umgebung der Jungfrau Maria, des Christkindes, des Heiligen Josephs, der Heiligen Katharina. Zu den Füßen des Jesuskindes ein betender Mann, vermuthlich der Geber des Gemäldes; Christus neigt sich ernst und mild vom Schooß der Mutter zu ihm hin. Es ist kein schöner und anmuthiger Knabe, wie Raphael und Tizian sie bilden, sondern die Kindlichkeit und Zartheit ist gänzlich von ihm gewichen, in seinem Blick und Mine liegt der Ernst und die Bedächtlichkeit reifer Jahre. Dagegen ist die Jungfrau — wenn nicht ein Ideal, doch voller Sanftmuth und Schönheit, und der Kopf des Sebastians ist eins der ersten Produkte des Pinsels, ein ganz heiliges Wesen voll Muth und Liebe. Auch die Formen seines Körpers sind vortrefflich modellirt und vollendet. Man er-

blickt die Pfeile darauf, aber ohne daß sie verwunden. Ich denke mir, daß dieser Sonderbarkeit gewiß eine poetische Intention, die leicht in die Augen fällt, zu Grunde liegt, nicht aber ein Fehler.

Ein andres Gemälde von demselben Meister hat ein Konzert zum Gegenstand. In einer freien, schönen, lebendigen Landschaft sitzt ein nackendes Weib mit einer Flöte, neben ihr ein schöner Jüngling in venezianischer Tracht mit einer Guitarre. Ein andrer horcht zu, und an einem Baum steht eine schöne Frau, halb nackt, mit dem Rücken den Zuschauern zugewendet, und Wasser schöpfend. Es ist unglaublich, mit welcher glühenden Seele, Anmuth und Harmonie dies herrliche Bild gemahlt ist, es stimmt einen ganz musikalisch. So etwas läßt sich nicht beschreiben. Ein andres Gemälde, die Singstunde genannt, wird theils dem Giorgione, theils dem Lorenzo Lotto zugeschrieben. Allerdings kann man wegen der Farbe Zweifel haben, sie ist minder glühend und bräunlich, als die südlichen Tinten des Giorgione zu seyn pflegen, sonst hat es Vortrefflichkeiten genug, um es diesem Meister zuzuschreiben. Wer die Darstellung einer angenehmen Natur in einer Eigenthümlichkeit und Wahrheit schätzt, dem muß diese Gruppe unendlich lieb werden. Sie stellt einen hübschen Knaben vor, auf das Notenblatt hinschauend, zwischen dem Vater und dem Lehrer. Es ist ganz harmonisch und aus der Natur gegriffen. Das holde Spiel der Schatten und Lichter auf dem Knabenantlitz, und wie der dunkle Grund den Kontour der Stirn und Scheitel des

Greiſes mit Strenge und Schärfe bezeichnet, ſo hebt ſich aus ihm mit ſeelenvoller Freundlichkeit das Profil des jüngern Lehrers, der mit ſtiller Freude auf ſeines Zöglings Akzente lauſcht.

Das vierte Bild ſtellt drei Männer vor, die ſich mit Muſik beſchäftigen. Ein ältlicher Mann ſpielt den Flügel, ein Geiſtlicher, eine Guitarre haltend, legt ihm die Hand auf die Schulter, ein Jüngling, als Zuhörer, ſteht daneben. Das weggewendete Geſicht des Flügelſpielers iſt voll Seele und Rührung, die Verklärung eines durch Harmonie ganz durchdrungenen Geiſtes offenbart ſich darauf. In ſeiner Geſtalt, wie in der des Geiſtlichen mit der Guitarre, iſt keine Schönheit, aber wer bliebe ungerührt von der unendlichen Tiefe und Empfindung des Einen, und wie treffend iſt die Wahrheit und biedre Feſtigkeit des zweiten! Der junge Mann, ein ſchöner geiſtvoller Italiener, iſt mit einer ſo innig vollendeten Individualität dargeſtellt, daß ich geneigt bin zu glauben, es ſey Giorgione ſelbſt, der ſich in dieſe Scene verflochten hat, denn auch die beiden andern ſind augenſcheinlich Portrait. Sieht man nun dieſe aus der Natur gegriffenen Geſtalten mit aller Würde und Kraft der Kunſt vor ſich ſtehen, wie rein die Farbenverhältniſſe, wie wahr und vortrefflich das Licht, und wie herrlich verſchmolzen die Tinten, ſo iſt man geneigt, dem Giorgione die Palme zu geben, und ihn über die andern Maler zu erheben; denn wie ſehr auch Andere eine idealiſche und ſüße Anmuth, und ein unaufhörliches Streben nach ſchöner Form mit köſtlichen Farben vereinigt ha-

hen, ſo iſt keiner mit ſolcher Liebe und Schöpfungskraft in die innerſten Tiefen der Kunſt gedrungen, als dieſer vortreffliche Venezianer. Er blieb im Ausdruck auf einer ſchönen Mitte zwiſchen Natur und Ideal, überall ſtrebte er nach kunſtvoller Empfindung und geiſtiger Erhabenheit, in der Form hält er ſich aber treu an die Natur. Auch hat er das Verdienſt, der Schöpfer des Kolorits zu ſeyn, welches die andern Venezianer ihm nachahmten. Sein Meiſter Bellini iſt oft prächtig und immer lieblich, aber noch etwas trocken, dahingegen Giorgione den Lebensſaft der Natur ausgeſpäht und ſeinem Kolorit einverleibt hat. Tizian war der erſte, der in ſeine Fußtapfen trat, und wenn Vaſari ihn recht loben will, ſo ſagt er: man hätte ſeine Gemälde mit denen des Giorgione verwechſelt. Tizian aber arbeitete mit weniger Fleiß, und machte ſich mit angeborner Leichtigkeit eine Manier zu eigen, die bei minderer Anſtrengung nicht weniger Effekt macht, als die des Giorgione. Nur wenige Gemälde hat Tizian mit vielem Fleiß vollendet, von denen wir einige beſitzen.

Von ihm ſind auf dem Muſeum Napoleon:

Die Marter St. Petrus des Dominikaners (aus dem Lateran).

Die Marter des Heiligen Laurentius.

Die Himmelfahrt der Jungfrau Maria.

Die Religion.

Die Grabbeſtattung Chriſti.

Die Pilger von Emaus.

Die Jungfrau, das Kind und zwei Engel.

Die Jungfrau, das Jeſuskind, St. Agnes und der kleine Johannes.

Die Jungfrau, genennt zu dem Kaninchen.

Die Jungfrau, das Kind, St. Ambroſius und St. Stephan.

Die Geißelung Chriſti.

Das Konzilium von den Dreißigen.

Die Antiope.

Ein Chriſtuskopf.

Das Bildniß König Franz des Erſten.

Das Bildniß des Kardinal Hypolitus von Medizis.

Die Geliebte des Marquis von Avalos del Guaſto, ihm zur Seite.

Fünf unbekannte Männerbildniſſe.

Tizians Geliebte.

Die Prinzeſſin Colonna.

Die Jungfrau Maria, von Heiligen umgeben, iſt ſo augenſcheinlich aus der erſten Zeit des Tizian, da er noch die Manier des Giovanno Bellini hatte, daß man es auf den erſten Blick für einen Bellini hält. Sieht man es genau an, ſo vermißt man freilich die zarte Feinheit und ſeelenvolle Anmuth dieſes Meiſters, und erkennt den Schüler.

Die andern Bilder alle ſind in der Manier des Giorgione, und unter ihnen befinden ſich welche, die weniger vortrefflich ſind, als die andern.

Es ist billig, mit Tizians Geliebten anzufangen, denn die Kunst nahm doch wohl oft die Gestalt derselben an, um ihn zu begeistern? Dies Bild ist ein vollendetes Meisterstück, in welchem kein Pinselzug ist, der nicht von der Hand der Liebe selbst mit dem süßesten und frischesten Schimmer der Anmuth und Liebe geschmückt wäre. Das schöne Weib wendet sich in süßer Hingebung nach dem Geliebten um, der ihren Spiegel hält, indeß sie die goldnen Haare, die sie eben einbalsamiren will, mit der einen Hand hält, und in sanften Wellen auf dem Schnee des Busen spielen läßt. Schulter und Arm sind unverhüllt, auch die Form des schönen Scheitels ist durch das geschlichtete Haar anmuthig bezeichnet, und in der Wendung des Hauptes liegt unendlicher Reiz. Es ist ganz der Moment einer zärtlichen Hingebung; ohne Prunk, ohne Verhüllung des lastenden Schmuckes jener Zeit, doch auch hier noch züchtig und verschämt, vermält sie die Zartheit des weiblichen Gefühls mit dem unbewußten Selbstvergessen der Liebenden, und keine Spur von wollüstigem Schmachten zeigt sich in den reinen Zügen des liebeseelige Jugend und Schönheit blühenden Antlitzes.

Mit außerordentlicher Wahrheit und Kunst ist Kolorit und Form behandelt. Die blonden, welligen Haare, in welcher Fülle sie auch erscheinen, sind so transparent, und mit solcher Wahrheit der Wiederscheine, daß man sie zählen möchte. In dem wunderschönen Antlitz und holdem Busen, in den sanftgerundeten Armen und lieblich geformten Händen ist die sanfteste Frischheit einer schö-

nen Jugend mit aller Tiefe der Lebenskunst dargestellt.

Laß uns nun vom Anblick dieses schönen Mädchens zu den andern Darstellungen übergehen. Eins der ersten Gemälde der Welt ist das aus dem Lateran, die Marter des Dominikaners St. Petrus. In diesem Gemälde lebt die Seele der Natur in Luft, Gebirge und Waldung, und ein Strom von himmlischen Lichte ergießt sich auf die Schauerscene der Ermordung des Heiligen, der von den Engeln herabfließt, welche oben über den Baumgipfeln hinabschweben, ihm die Krone und den Palmzweig zu reichen. In den Mördern, im fliehenden Mönch, im sterbenden Antlitz des Heiligen hat die Natur selbst ihre Kunst und Wahrheit ausgegossen. Getäuscht und entsetzt glaubt der Sehende das Aechzen des Ermordeten zu vernehmen. Dies Bild ist in der romantischen Gattung, und für die Mahlerei, was der Laokoon für die Bildhauerei ist. Denn wie in der Skulptur der Grieche beim Laokoon alle Quellen der Kunst erschöpfte, um seinem Gegenstand Wahrheit und Lebenskraft zu geben, hat Tizian ein gleiches in der Malerei bei diesem Gemälde gethan.

Eine andre Marter-Scene, die des Heiligen Laurentius, ist das Nachtstück zu diesem hellen Gemälde. So wie Tizian im erstern die ganze Lichtesfülle des Himmels über seine Landschaft ausgoß, hat er hier alle Schauer und Finsternisse der Nacht vereinigt, mit dem herzergreifendsten

Bilde von Wehmuth und Qual. Der ſchöne Körper des Heiligen liegt in der reichhaltigſten Stellung, die ein weiſer und gefühlvoller Sinn nur für ſeine Marter, und unendliche Sehnſucht nach Linderung erdenken konnte. Er fleht ſeine Henker an, ihn umzuwenden, und ſchon bewegen ſich die Eiſenſtangen in den Händen der Barbaren, ihm dieſen grauſamen Dienſt zu erzeigen. Die Kohlen glühen unter dem Heiligen, hier und da wirft eine blaſſe Fackel Licht genug auf dieſe Scene, um alle ihre Schrecklichkeit zu zeigen. Der erzürnte Himmel iſt mit ſchweren Wolken bedeckt. Die Erde ſcheint unter der Laſt des Verbrechens zu ſeufzen, welche die Miſſethäter verüben, die ganze Natur iſt bedrückt und empört. Wenn man vor das Bild hintritt, erblickt man anfangs nur den Körper des Heiligen, beim Schein der glühenden Kohlen. Sobald man es aber länger ins Auge faßt, ſieht man nach und nach die ganze Scene. Männer, die von den Stufen des Pallaſtes herunterſteigen, und den flackernden Schein der vom dumpfen Winde bewegten Fackeln, der des Pallaſtes vortreffliche Architektur erleuchtet; dann noch im Hintergrunde eine Menge Gruppen, alle im geheimnißvollen Helldunkel gehalten, und den ſchauerlichen Eindruck des Ganzen vermehrend. Hier iſt kein Charlatanismus der Schrecklichkeit, wie ſo oft gefunden wird, ſondern ſie liegt ganz allein in der innigen Wahrheit, mit welcher Tizian dieſe Scene behandelt hat.

Das ſo berühmte und ganz unübertrefflich ſchöne Gemälde der Pilger von Emaus beſitzen wir gleichfalls

im Originale. Es schließt sich als vollendetes Meisterstück an diese zwei, und ist zu allgemein bekannt, als daß ich mich länger dabei aufhalten sollte. Nach ihm ist die Grabbestattung Christi das vortrefflichste der hiesigen Gemälde von Tizian, die Bildnisse ausgenommen, deren jedes ein Meisterstück ist, oder vielmehr jedes eine Lebendigkeit.

Vasari macht es dem Tizian fast zum Vorwurf, daß er niemals anders als mit den Farben gezeichnet habe, und nie einen Carton und einen Umriß gemacht, wie die Römer und Florentiner thaten. In so fern die Augenscheinlichkeit mich beim Tizian nicht trügt, und mein Urtheil gültig ist, möchte ich diesen Weg als den einzigen ansehen, auf welchem die Natur dem Mahler nicht so leicht entschlüpfen kann. Was ist der Kontur anders bei der Malerei, als eine Konvention? Existirt er in der Natur? Nie, denn in der Natur des menschlichen Körpers giebt es kein Anhalten, keinen abgeschnittenen Ruhepunkt der Gegenstände, alles ist Umlauf und Fortgang, alles Rundung und Wechselwürkung, und jede Oberfläche hat ihren Ruhepunkt der Mitte und ihre Unterfläche. Wer nun mit geübtem Auge die Verhältnisse der Gegenstände gefaßt hat und erkannt, dem muß die mechanische Beihülfe der Zeichnung entbehrlich seyn, und er muß, wie der große Tizian that, mit dem Pinsel und dem Sinn der Verhältnisse seine Contoure und Maßen auf dem Raum bilden können.

Dies will nicht sagen, daß Tizian nie die Zeichnung studiert habe, und nicht von Sinn und Hand ein treffli-

cher Zeichner war, ehe er mahlte. Vasari sagt uns nichts hiervon, aber es läßt sich als anerkannt voraussetzen, wenn man in seinen Gemälden die Reinheit und Harmonie aller Verhältnisse beobachtet, die den Florentinern und Römern nicht im mindesten nachsteht, was auch der patriotische Florentiner Vasari dagegen einzuwenden hat. In allen Tizianischen Gemälden wird das Auge durch die liebliche Erhabenheit und Ründung der Gegenstände rund um die vorgestellte Maße geführt, und sieht sie in der möglichsten Erreichbarkeit des Lebens vor sich stehen.

Daß Tizian nie einen Carton machte, ist ihm gleichfalls nicht zu verdenken, weil er in sich Feuer genug fühlte, um seinen Gegenständen aus erster Kraft ihre rechte Stelle anzuweisen. Es gieng ihm, wie dem Homer, der aus Begeisterung sang, und in dessen Gemüth sich die Bilder und Gedanken ohne Konzept sogleich zum Ganzen fügten. Ein großer Geist sieht einen Gegenstand, sobald er ihn nur gehegt und umfaßt hat, in seiner wahren und schönsten Gestalt vor der Phantasie gebildet schweben. Das Konzept ist eine Beihülfe unergeordneter Naturen, und wenn ein großer Meister sich dessen bedient, so kann es schwerlich eine andre Wirkung thun, als den ersten Feuerstrom des Gedankens erkälten.

Die Antiope des Tizian hält, wie groß auch dieser Meister sey, die Vergleichung mit der des Correggio keinesweges aus. Zwar ist sie ein schönes Weib, voll Jugend und Frischheit, und bis zur Täuschung ist der nackte

Körper wahr und lebendig; aber so tief, als Correggio, drang Tizian nicht in die Mysterien zarter Anmuth ein. Die Landschaft um Tizians Antiope her ist vortrefflich, eine der schönsten, die ich je im Gemälde gesehen, und der lüsterne Satyr, ein wahrer Waldgott. Die Gruppe von Schäfern auf der andern Seite bildet eine angenehme Episode, wie auch ein Jäger mit Hunden, der das scheue Wild verfolgt, die heitre Landschaft noch mehr belebt. Antiopes Lage ist für die Entwickelung der körperlichen Schönheit besser und plastischer, als die des Correggio, aber letztere ist natürlicher, wollustathmender, als jene.

Tizians Antiope liegt lang ausgestreckt, ihr Haupt und die eine Hälfte ihres Busens ist im Profil sichtbar, der Körper ist mehr dem Zuschauer zugewandt. Es sieht fast aus, als hätte sie mit Willen eine solche Stellung angenommen, bei der kein Reiz, keine Form verloren geht. Auch ist das Gemälde in zwei Abtheilungen, durch den Baum in der Mitte des Gemäldes, in dessen Schatten die Schöne schlummert, und an dessen andrer Seite die Gruppe der Hirten sich befindet. Diese Vertheilungen thun in keinem Gemälde wohl, weil sie die Ruhe des Anschauens unterbrechen.

Die Heilige Agnes vor der Mutter Gottes ist ein ganz seelenvolles Gemälde, auf welchem alle Gestalten mit Reiz und Schönheit begabt sind. Das Christuskind ist besonders ernst und lieblich dabei. Es steht auf dem Schooß der Mutter, wie in einer Fülle von Ahn-

dungen vertieft. Die Heilige kniet vor der Mutter Gottes, den Palmzweig in Händen. Der kleine Johannes führt das Lamm herbei. Dieſer holde Knabe iſt von unausſprechlichem Reiz der Geſtalt, und vom ſüßeſten Feuer des Kolorits. Iſt es doch, als wäre ſein ganzes Weſen vom gewaltigen Hauch der Liebe durchglüht, die ſo rührend aus ſeinen kindiſchen Mienen ſpricht.

Das einzige Frauenbild, das wir noch hier beſitzen, wird für die Marquiſe Vittoria Colonna gehalten. Es iſt eine ſchöne Geſtalt in reicher venezianiſcher Tracht. Ihre goldbraunen Haare umgeben das Haupt in zierlichen Locken und Flechten. Sie hält die goldne Kette, die vom weiſen Buſen hinabfällt, und den Glanz der zartgerundeten Schultern erhöht; die großen herrlichen braunen Augen blicken mit Feuer und naiven Geiſt hervor unter der lichten Stirn; ein bedeutendes Lächeln ſchwebt auf dem vollen Mund. In ihrem Weſen zeigt ſich die Fülle des Lebensmuthes und der zur Liebe gereiften Friſchheit der Jugend. Tizian hat in dieſem Bilde die Pracht ſeines Kolorits auf das herrlichſte dargethan, und auch den Putz auf das ſorgfältigſte behandelt, ſo daß es ganz lebendig ausſieht.

Unter den Männerbildniſſen iſt in hiſtoriſcher Rückſicht das des Königs Franz des Erſten das intereſſanteſte, auch iſt es vollendet ſchön gemahlt, und ſehr wohl erhalten. Wenn man es ſo auf der Gallerie, umgeben von den Da Vinci's, den Raphaelen, den Primatice, den

Roſſo's, Andrea del Sarto und andern Meiſtern ſteht, die dieſem göttlichen König ihren Wohlſtand und die Blüthe ihrer Kunſt verdanken, ſo wird man tief gerührt bei deſſen Anblick, und ſeegnet die Erinnerung einer Zeit, welcher die unſrige wieder ſo nahe gerückt iſt. Ja, edler Franz! dein theures Frankreich entfaltet ſchon die Blüthe der Kunſt, und ihre Früchte reifen im Stillen beim Glanz einer neuen Sonne. Was Italien im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts in Anſehung der Künſte und des Geſchmackes war, wird Frankreich im Neunzehnten Sekulum ſeyn. Belebe dich, herrliches Bild! Siehe dieſen Saal, in welchem die Pracht der Kunſtwerke, die dir zur Huldigung von den erſten Künſtlern der Welt geſandt wurden, mit den Lorbeergekrönten Siegesfrüchten franzöſiſcher Tapferkeit, mit dem Cyklus der göttlichſten Meiſterwerke umgeben und vermehrt werden! Siehe um dich her den Stolz von Italien, die Pracht von Griechenland und Rom, den Schmuck der Menſchheit, in einer Vereinigung, von deren Gedanken die Seele erſchüttert iſt! Dieſe göttlichen Blüthen der Kunſt, die ſich den Sonnenblicken deiner göttlichen Freygebigkeit erſchloſſen.

Von Tizians vortrefflichem Zögling Bordone ſind drei Gemälde hier, die es einem unmöglich machen, ſie nicht mit dem Meiſter ſelbſt zu verwechſeln.

Das berühmte Bild vom Ringe des Heiligen Markus, und ein Frauen- und ein Männerbildniß.

Von Sebaſtiano del Piombo beſitzen wir drei Gemälde:

Die Heimſuchung der Heiligen Jungfrau.
Die Marter der St. Agatha.
Eine Heilige Familie.

Sebaſtiano del Piombo hat, nach dieſen Kompoſitionen zu urtheilen, ſein Kolorit in Florenz erkältet, und es iſt über Michel Angelo's Cartons und Muskelſyſtem zu Grunde gegangen. Es iſt bekannt, was Michel Angelo für Unterſchleif trieb, um dem anmuthsvollen Raphael ſeine Lorbeern zu entreiſſen. Er verſagte ihm Anfangs den Eintritt in die Capelle Siſtino, ſodann, da er ſeinen Ruhm in vollem Glanz ſah, wollte er ihn übertreffen, indem er die Florentiniſche Zeichnung mit der Wärme und Lebendigkeit des Venezianiſchen Kolorites vermählte, und er gönnte einem Fremdlinge allen Ruhm, den er ſeinem edlen Mitbuhler rauben wollte. Die Marter der Heiligen Agatha iſt nach Michel Angelo's Umriſſen, zu welcher Sebaſtian del Piombo ſeine eigne Phantaſie anpaſſen mußte. Er meinte, dies Bild würde Raphaels Anhänger zum Schweigen bringen, und es war eben, als hätte er nichts begonnen. Dies Marterthum iſt und bleibt eine Grauſen erregende Vorſtellung, von deren finſtern Eindruck ſich der Geiſt an keinem anmuthigen Gegenſtand erholen mag. Machwerk iſt ungemein viel in dieſem Bilde. Die Formen des Körpers der Heiligen ſind in der Fülle, im plaſtiſchen ſtrengen Styl einer ſchönen Geſtalt, und in den Stellungen, in den Verkürzungen iſt ei-

ne meisterhafte Kühnheit und Fertigkeit. Auch sind die schweren eisernen Zangen, welche die Knospen des entblößten Busens bedrohen, so natürlich gehalten, daß man mit jedem Augenblick fürchtet, nun schließen sie sich. Das alles aber ist so studiert, in so kaltblütigem Muthe hervorgebracht, daß mir ist, als sähe ich in diesen einem Bilde alle Kartons, die Buanorotti vorher machte, bis er die mannichfaltigen Kunstgriffe darin alle anbringen konnte. Die Farbe hat etwas Venezianisches, und ist im Körper der heiligen Agatha nicht ohne Wärme. Jedoch geht sie schon zu sehr auf scharfe Kontraste aus, sträubt sich gegen die Umrisse in den Wiederscheinen, so daß sie trocken ausfallen, und ist vom Giorgione und Tizian unendlich weit entfernt.

Die Heilige Familie scheint aus der frühern Manier des Sebastiano zu seyn, das Kolorit ist lieblich, und die Lichter darin verschmelzen sich zu einem sanften Helldunkel. Das schlafende Jesuskind ist voller Reiz, in süßer kindischer Schlummertrunkenheit, und ein schöner Knabe.

Die Heimsuchung der Heiligen Jungfrau von der Heiligen Elisabeth ist augenscheinlich nach einem Karton, oder nach Umrissen von Michel Angelo. Es sind wiederum eine Menge Lazzi darin, von Verkürzungen, und die Elisabeth hat viel Parzenartiges; doch ist in der ruhigen Stellung der beiden heiligen Frauen, die einander gegenüberstehend sich anschauen, und die Arme einander auf die Schulter legen, etwas Großes und Anmuthiges. Das

Geſicht der Heiligen Jungfrau im Profil, und das Haupt, mit einem weißen Schleier ſchlicht und ſanft geſchmückt, tragen einen Charakter von Unſchuld und Würdevoller Lieblichkeit, von Reinheit und Ruhe, der einen anzieht und entzückt.

Von Tintoretto beſitzen wir acht Gemälde:

Von Lorenzo Lotto nur ein Gemälde, die Ehebrecherinn vor Chriſtus.

In der Darſtellung der Phariſäer, die um den Erlöſer und die Angeklagte verſammelt ſind, iſt die deutlichſte Verſinnlichung moraliſcher Gebrechlichkeit dem Künſtler gelungen. Doch zeigt er uns zugleich in der Hoheit und Reinheit des Chriſtus, daß er die Würde dieſes Gegenſtandes nicht minder zu fühlen gewußt. Die Schuldige, eine zarte ſchlanke Geſtalt, gebeugt von innerm Selbſtbewußtſeyn, wagt es kaum, das verweinte Auge gegen den Erlöſer aufzuheben. Von ihren Wangen iſt das Blut gewichen, und auch in ihren Thränen iſt kein Anſpruch auf Mitleid mehr ſichtbar, ſo wie auch keine Todesfurcht. Es iſt als lebte ſie allein noch im Gefühl ihrer Schuld. Nichts deſtoweniger ſchauen ſelbſt ihre Ankläger mit lüſternen Blicken auf die leidende Geſtalt, deren Schöne von ewiger Schmach befleckt iſt. In ächter Häuslichkeit und Sinnesverkehrtheit ſind ſie hingezeichnet, theils ſich mit einander beſprechend, theils mit Neugierde auf des Erlöſers Ausſpruch harrend. Er aber wendet ſein edles

Selbſt von dieſen Verächtlichen weg, und Blick und Geberde ſagen deutlich: Wer ſich frei fühlt von Schuld, der werfe auf ſie den erſten Stein!

Von Paul und Alexander Veroneſe beſitzen wir eine Menge Gemälde.

Von Paul Veroneſe gerade die Hauptſtücke, nehmlich:

Die Hochzeit zu Kanaan.
Das Gaſtmal bei Simon dem Leviten.
Die Pilger von Emaus.
Die Sünderin, welche Chriſtus Füße ſalbt.
Die Marter des heiligen Georg.

Nebſt andern von mindrer Bedeutung, zuſammen funfzehn.

Die Hochzeit von Kanaan iſt mir das liebſte von allen. Etwas Prachtvollers und Reichers giebt es nicht, als dieſe heitre Darſtellung, deren lebendiger kräftiger Reiz unwiderſtehlich zum Gemüthe dringt, und ſeine hellen lachenden Bilder mit Frühlingsfarben in die Seele drückt. Mit welchen dunkeln Vorſtellungen im Geiſt ich auch vor dieſes Bild hintrete, ſo erheitert es mich augenblicklich, und verſetzt mich in eine fröhliche Welt, zu deren glänzender Vereinigung es mich gleichſam einladet, um an ihrem Weſen Theil zu nehmen. Dies iſt ein ſchöner Zweig der Kunſt, den Paul Veroneſe da gepflegt, er möchte wahrſcheinlich nicht allen Früchte bringen, wie ihm, denn was iſt der Anblick einer vollen, mit Gäſten geſchmück-

ten Tafel, wenn nicht das Ganze von dem heitern Lebensmuthe, dem innigen Wohlseyn belebt ist, den dieser herrliche Meister in seine Darstellung zu legen wußte! Auf das köstliche Mahl schaut der helle Himmel nieder, in dessen tiefem und sanftem Blau die reiche und schöne Architektur des Gebäudes auf das prächtigste gezeichnet ist. Die zierliche Gallerie, die Fenster, die Luken, die Dächer und Säulen sind voll Neugieriger, die sich mit uns über den Anblick der schönen Tafel zu freuen scheinen. Selbst die Hunde werden aufmerksam, aus den Luken schauen sie mit langem Halse hervor. Diener kommen und gehen, und die Fülle der Gestalten bringt eine solche Lebendigkeit und Beweglichkeit in das Bild, daß man niemals glaubt, dieselben, sondern immer andre Personen zu sehen.

Christus und seine Mutter sind weniger frappant, als die andern Gestalten alle, und das Wunder ist überhaupt in diesem Gemälde nicht recht herausgehoben. Wie hätte es aber auch der Künstler heben können? Ehe er sich sklavisch an die wenigen, und keinesweges pittoresken Umständlichkeiten hielt, welche im Evangelium angegeben sind, wollte er lieber den ihm aufgegebenen Gegenstand nach seiner eignen Phantasie behandeln, und verlieh uns den Anblick der glänzenden Vereinigung, in die er, um ihr für Gegenwart und Zukunft ein eignes Interesse zu geben, die Bilder seiner herrlichsten Zeitgenossen mit verwebte. Wem würde es einfallen, in der Tracht, in der Sittendarstellung, und in den Personen, die er mit einer

Geſchichte des Wunders verwebt, und mit Chriſtus an einen Tiſch ſetzt, einen Anachronismus zu finden? Mich dünkt, ein ſolcher Künſtler handle nirgend anders, als nach wohlerwognen Prinzipien. Er mußte den Gäſten Geſicht und Geſtalt geben, und ſie bekleidet an Ort und Stelle darſtellen. Wenn er nun unbekannte Geſichter wählte und iſraelitiſches Koſtüm, welch ein Gewinn würde das geweſen ſeyn? In jedem Koſtüm-Buch finden wir die damaligen Trachten, aber Kunſt und Wahrheit und Lebendigkeit der Darſtellung ſind ſeltner, als Schulgelehrſamkeit, und wenn Paul Veroneſe, um ſie leichter auszuüben, ſeinen Himmel, ſein Volk, ſeine Tracht, ſeine Mitwelt darſtellte, und ſein ganzes Feuer darauf verwandte, ſie aus dem Leben ſelbſt zu greifen, und feſtzuhalten, ſo war er um ſo lobenswerther, deswegen.

Der berühmte und kunſtliebende Alphons von Avalos, Marquis del Guaſto, macht den Anfang dieſer glänzenden Vereinigung, und iſt als Bräutigam dargeſtellt. Ihm zur Seiten ſitzt die Braut, Gemahlin Franz des Erſten von Frankreich. Mit wunderlichem Kopfſchmuck neben ihr Franz der Erſte. Ihm folgt Maria von England, Tochter Heinrich des Achten, und Gemahlin Philipp des Zweiten von Spanien, dann Solimann der Zweite, dann ein Negerprinz. Die Dichterin Vittoria Colonna ſieht freimüthig und ungezwungen, auf den Arm gelehnt, ihren hohen Zeitgenoſſen in poetiſcher Unbekümmertheit zu, und hat dabei ihre eignen Gedanken. Neben ihr ſitzt Karl der Fünfte. So hat der

Maler auf eine phantaſtiſche Weiſe ſeine berühmteſten Zeitgenoſſen, wie Kartenblätter, zuſammengemiſcht und dargeſtellt, welches dieſem Gemälde einen eignen philoſophiſchen Anſtrich giebt. In der Mitte der Tafel ſtellt er ſich ſelbſt und ſeine Landsleute, die berühmteſten Künſtler Venedigs vor, und zwar als Muſikanten, vermuthlich, um die gemeinſame Harmonie der Gemüther darzuſtellen, die nach Vollkommenheit in der Kunſt ſtreben.

Dies Gemälde und die andern von Paul Veroneſe ſind zu berühmt, als daß hier noch der Ort wäre, die köſtliche Farbe des Meiſters zu preiſen. Sie trägt einen Charakter von Heiterkeit und phantaſtiſcher Pracht, der ſie von der Manier dieſes Tizian völlig unterſcheidet, und eine neue Bahn öffnen würde, wenn ſich Künſtler angelegen ſeyn ließen, ihn zu ſtudiren.

Von Palma Vecchio beſitzt das Muſeum verſchiedene ſehr ſchöne Gemälde, die einen ernſten und rühren den Charakter tragen, und mit vielem Fleiß ausgeführt ſind.

Einige Gemälde von Baſſano, wie gut auch die Farbe darin ſey, laſſen ſich nicht ohne Mitleid anſehen. Wie gemein iſt dieſer Mahler, und wie iſt bei ihm die Kunſt zur Derbheit ausgeartet!

Ein vortreffliches Gemälde von Ribera, dem Spanier, iſt hier: die Anbetung der Hirten. Ich liebe ſolche

rein ausgemahlte, treuherzige, und mit Kraft und Muth begonnene und vollendete Bilder, ob ſie gleich bei der fernern Betrachtung nicht lange vorhalten, da der erſte günſtige Eindruck ihr ganzes Verdienſt ausmacht.

Ribera gehört, obgleich Spanier, zur Venezianiſchen Schule. Seine Farbe iſt ganz vortrefflich, voll Energie und Lichtmaſſen und ſchönen Schattenparthien zur Gegenhaltung. Seine Geſtalten auf dem Bilde der Anbetung der Hirten ſind etwas ſchwer von Form, aber nicht unedel, da ſie Würde und Wahrheit des Ausdruckes haben.

S

Du wirſt mir verzeihen, daß ich in dieſer Ueberſicht einige Hundert von Gemälden übergangen habe, die den Saal füllen, hie und da Verdienſt verrathen, und fleißig genug kopiert werden. Sollte es meine Schuld ſeyn, daß ſie mir nichts ſagen wollen? ich habe ſie mit dem beſten Willen betrachtet. Jetzt bleiben mir noch die Landſchaften, die Zeichnungen und Raphael, dann die Antiken, über welche ich wenig zu ſagen habe. Warum ſollte ich erröthen und anſtehen frei zu geſtehen, daß ich die Bildhauerei gar nicht verſtehe, und die Mahlerei mich mehr angezogen hat, ſchon darum, weil ſie ſich durch die Farbe liebkoſender an die Natur ſchmiegt, als die Skulptur, und weil ſie überhaupt dem Leben und unſerm Zeitalter näher liegt. Was ich von den göttlichen Werken des Alterthums denken möchte, geht in ein hohes Entzücken über, das mich ergreift und blendet, und ſeine

glänzenden Bilder nicht zum Bewußtſeyn kommen läßt. Gedichte ließen ſich eher über die Statüen machen, als Diſſertationen, denn der Geiſt, von dem ſie belebt ſind, iſt hohe Poeſie. Ich ſpreche eben ſo ungern von Correggio, Raphael, Bellini, Leonardo da Vinci, Pouſſin, Tizian in Proſa, weil ich mir denke, daß nur vollendet ſchöne Poeſie einen rechten Begriff von ihrer Schönheit geben kann.

Mit Claude Lorrain geht es mir eben ſo. Als Landſchaftsmahler iſt dieſer herrliche Meiſter Raphael und Correggio zugleich. Wir beſitzen von ihm Staffeleigemälde von verſchiedenen Gegenden Italiens und Roms. Man kann vor dieſen göttlichen Bildern in eine ſolche Fülle von Gedanken und Genuß verſinken, wie nur immer am Buſen der Natur, der Claude Lorrain ihre Sonne und ihre ſüße Luft geſtohlen. Eigentlich liebe ich Landſchaften nur als Hintergrund von Gemälden, ſo wie Raphael, Pouſſin, Correggio, Tizian ſie ſo wunderherrlich angebracht haben. Aber die Landſchaften des Claude Lorrain ſind würdige Verkündigungs-Hymnen der Wunder Gottes, wie ſie ſich im Anſchauen der Natur offenbaren; mit der ewigen Frühlingsjugend der ſchönen Welt geſchmückt, und mit all ihren ſeeligen Reizen ſtrahlend.

Sodann liebe ich noch den ſchwermuthsvollen, tiefſinnigen Ruisdael, denn wenn im Claude Lorrain die Natur jungfräulich lächelt, ſo trauert ſie im Ruisdael, aber auch da noch in ſeeliger Schöne, wie eine junge Wit-

we, die den Einziggeliebten beweint, und ihm zur Gruft folgen will.

Alle andre Landschaftsmahler sind mir gleichgültig, so daß ich lieber am Fenster den Zug der Wolken über das Feld betrachte, als ihre Werke, die Natur seyn wollen und nicht können, und aus Mangel an Claude Lorrains süßerer Luft ersticken. Eine Menge Landschaften sind hier. Ueber die holländischen, die meistens mit Gebäuden und Plätzen, Häfen und Schiffen prunken, habe ich Dir schon im Ersten Bande dieses Werks gesprochen. Einige Rheinstücke von Pölenburg und andern, die sich hier befinden, einige Boths, Berghem, Karle du Jardin u. s. w. sind schätzbar in ihrer Art, und möchten den jungen Künstlern noch manches lehren, weshalb man sie auch, so wie die Vernets, häufig kopiert.

Laß uns jetzt zu Raphael übergehen. Nicht ohne Furcht wage ich mich an diesen reinen Liebling der Musen, den eine blinde Bewunderung entweihen möchte. Auch wird es mir schwer, von ihm wie von einem andern Künstler zu sprechen, da seine tiefe Kraft über die Schwierigkeiten der Kunst einen leichten Sieg erhalten, und das, was andre studiren müssen, Raphael schon vollendet und klar in der Seele lag, ehe er noch Hand an das Werk legte.

Führe wen du willst vor Raphaels Gemälde, wie wenig, der sie sieht, auch mit der Kunst bekannt sey,

Verſtehen wird er ſie nicht, aber der unendliche Reiz der Anmuth und Liebe darin wird mit ſeiner Allmacht wirken auf den einfältigen Sinn, und das ungeübte Auge mit Entzücken tränken: denn dies iſt der ächten Schönheit eigentliches Weſen, daß man ſie nicht zu verſtehen braucht, um von ihr gerührt zu werden, eben ſo wie die Wahrheit den Geiſt des roheſten Menſchen mit ihrem Lichtſtrahl trifft.

Was den Denker in Raphaels Werken erfreut, iſt eine ſanfte, liebenswürdige Philoſophie, eine harmoniſch gebildete Anſicht der holdeſten Seite des Lebens, ein liebevolles Zurückführen zu den einfachſten und gehaltvollſten Seelenfreuden und Genüſſen, und zur ſtillen Betrachtung eines reinen und beruhigten Gemüthes. Alle andern Mahler haben bloß für die Kunſt gewürkt, Raphael würkte für den Menſchen ſelber. Seine Geſtalten ſind Gedanken, auf das anmuthsvollſte, auf das kräftigſte verſinnlicht, und der gehaltvollſten Deutung fähig.

Nicht, daß er nicht zugleich die ſtrengſten Foderungen der Kunſt befriedigt hätte, — und das iſt es auch gar nicht, denn er ſelbſt erhob die Kunſt, nachdem er ihr Meiſter geworden, mit dem Fluge ſeiner Gedanken, und machte ſie würdig, die ſeeligſten Anſchauungen einer reinen und ſüßen Natur und eines Geiſtes, der von himmliſchem Feuer glüht, zu offenbaren.

Sieben und dreißig Gemälde beſitzen wir von ihm.

Unter den Oelgemälden, und vielleicht auch im Allgemeinen, die Krone ſeiner Werke; denn was ſind gegen dieſe, von ihm ſelbſt entworfene und ausgeführte, mit Fleiß und Liebe gehegten Werke, ſeine großen Freskogemälde, an denen ſeine Schüler Hand anlegten? Auch war in den Fresko-Malereien ſein Streben gewiß nicht ſo rein und innig, ſo von Nebenabſichten frei, als hier, denn er eiferte im Vatikan den andern Meiſtern nach; dahingegen er ſich hier in der Heiligen Stille der Betrachtung den ſeeligſten Trieben eines ſchöpferiſchen Gemüths mit unbefangener Freiheit überlaſſen konnte, und der Natur keuſchſten Reiz belauſchte und offenbarte.

Der Schmuck und der Stolz der Malerei iſt ſeine Madonna della Sedia. Schön, wie die Liebesgöttin, aber unendlich liebenswürdiger, höher und beſeligender, als ſie, öffnet ſie uns die freundlichſte Anſicht des Lebens: Liebesglück und Liebesfrucht, unendliche Fortdauer des eignen Weſens in der Liebe, mütterliche Treue, die im Schmerz die Liebe höher und inniger in ſich ausbildet, und das mit Qualen erkaufte Gut nur höher ſchätzt, jemehr ſie ſeinetwegen noch dulden und leiden und ſorgen kann. Im blühenden Knaben voll Kraft und Schönheit, die herrlichſte Blüthe einer künftigen Männlichkeit, einen ganzen unerſchöpflichen Schatz von Hoffnungen und Muth. Der rührende Johannes daneben mit dem Blick von hingebender Zuneigung und wehmuthsvoller Treue, die kleinen Händchen um das Kreuz gefaltet, eine weniger erhobene Natur, aber voll Erkenntniß des höhern Weſens neben ihm, voll

Eifer und Gluth für Wahrheit und Licht. Dieſe drei ſeeligen Geſtalten, in einem Rund zuſammengefaßt, jedes an den andern geſchmiegt und hängend der Knabe an der Mutter, der Johannes am Knaben, und doch jedes eine abgeſonderte alleinwürkende Natur, nichts darin was dieſe Gruppe, die ſich von ſelbſt bildet, zur Kompoſition machte, nicht eine conventionelle Stellung oder Ründung, ſo daß man darüber die Kunſt ſelbſt ganz vergißt, und ſich dem unbefangenſten Genuſſe der Anſchauung überlaſſen kann.

Dies göttliche Bild faßt in ſich eine Fülle von Gedanken, die bei jeder neuen Anſchauung lebendiger, reicher wird, nachdem es uns zuerſt mit dem ſüßen Zauber eines Reizes, der ſo einfach erſcheint, als er gehaltvoll iſt, wie zum bloßen ruhigen Genuß eingeladen.

Mir iſt Raphael lieber, als die Alten. Sie führten uns heraus aus dem Leben mit ihren idealiſchen Göttergeſtalten, ſie wollten das Auge entzücken, den Geiſt erfreuen, und verbanden zugleich den Begriff von Gottheit mit dem der vollkommenſten Schönheit, wodurch allerdings der Sinn und das Gemüth für poetiſche und philoſophiſche Anſchauungen gebildeter wurde, für das Leben ſelbſt aber wenig gewonnen war. Raphaels Gottheiten locken uns in das Leben ſelbſt hinein, und lernen es liebgewinnen, und ſeine beglückendſten Momente erkennen und aufſuchen.

Was ſoll ich Dir noch vom Maler dieſer köſtlichen

Gruppe sagen? Wer mag von Zeichnung, Farbenton und Pinsel sprechen, wo sich die reichste Fülle schöpferischer Geisteskraft, und die innigste Vertraulichkeit mit der Natur offenbart? Und dennoch ist es keine Magie, kein Blendwerk, es sind wahrlich Farben, und es ist Kunst, aber auf einer solchen Höhe, daß es noch keinem Mahler gelungen ist, dies Bild treu zu kopiren. Wenn einer auch Gefühl genug hat, den Charakter desselben zu fassen, so geht ihm doch die unendliche Feinheit des Spiels der Lichter auf dem klaren Antlitz der Jungfrau verloren, und wenn einer auch ungefähr denselben Ton herausbringt, so büßt er darüber den Charakter, die Seele, die Freiheit und Zartheit des Ganzen ein. Bei alle dem ist nur noch ein Gemälde von Raphael hier, welches dieselbe Vollendung hat, und dieselben Schwierigkeiten für den Nachahmer, nemlich die kleine Madonna del Silentio. Die treffendsten, gehaltvollsten und seltensten Schönheiten in der Madonna della Sedia sind die Blicke, besonders der Blick der Mutter. Hier strahlt ein göttlicher Funken voll Gluth, Tiefe und Offenbarung. Wem dieser Blick trifft, der kann begreifen, warum Raphael nicht lieber ein Bildhauer wurde, denn die Magie der Farben und des Lichtes, die Malerei allein, kann der Natur den Blick, die anmuthigste Offenbarung des göttlichsten Geistes im Menschen, abstehlen.

Eben so voll Anmuth, Reiz und Schönheit, als die Madonna della-Sedia, ist das kleine Bild der Madonna del Silentio. Auf einem blauen Gewande liegt das Chri-

ſtuskind, ein göttlicher ernſter Knabe, in tiefem Schlummer. Die Heilige Jungfrau auf ihren Knien mit ausgeſtrecktem Arm, hat eben einen zarten Schleier von ſeinem Antlitz weggehoben, und ſchaut ihn liebevoll, mit aller Süßigkeit der Mutterfreude an. Wie vom Glanz ſeines Anblicks getroffen, knieet der kleine Johannes verwundert, in freudiger Anbetung neben der Jungfrau, die ihn mit einem Arm umſchlungen hält. Landſchaft, Gemäuer und klarer Himmel um ſie her. In allen dreien die edelſte Natur, der zarteſte und ſüßeſte Reiz, beſonders in der ganz reinen jungfräulichen Maria, deren Weſen von Demuth, Zucht, Liebe, Schönheit und Güte ein verſchmolzenes Eins iſt.

In der Skulptur ſelbſt kann für die Form nicht mehr gethan werden, als Raphael in dieſem kleinen Gemälde that. Der ſchlanke, ſanftgerundete Körper der Madonna iſt nirgends verſtellt durch ihre Bekleidung, ſeine Bewegung ſchimmerte ſichtbar hindurch; da indeß der Schleier der Sittſamkeit dieſe lieblichen Formen heiligt. Das Chriſtuskind iſt ſo rein ausgemodelt, daß man ſeinen Körper zum Muſter nehmen kann, und der Johannes desgleichen. Ueber alles reizend iſt die Stirn und der Hals der Madonna, ſanft übergeneigt und bis zur Schulter ſichtbar. Die matten, doch im völligen Einklang gehaltenen Farbentöne des Blicks vollenden die Schönheit ſeines Zaubers, und ſind wiederum ganz aus der Natur genommen.

Weniger mit Schönheit geſchmücket, aber nicht min-

der mit Reiz und Würde, ist eine kleine Madonna, an einem Gemäuer mit Elisabeth, und den beiden Knaben, die einander liebkosen. Wiege und Wäsche machen diese Darstellung häuslich und traulich. Es giebt keinen süßern Ernst, keinen ergreifendern Ausdruck von Milde und Demuth, als im halbgesenkten Köpfchen der Jungfrau, deren Haar mit griechischer Lieblichkeit geordnet ist, und deren blauer Mantel, über die Schulter geheftet, in harmonischem Wellenfluß den schlanken Bau umgiebt.

Im Hintergrunde breitet sich die freundlichste Landschaft aus, mit blauen Gebirgen, und Gewässer, das durch grüne Auen strömt, gegen welche der Himmel voll Luft und Licht gar angenehm schimmert.

Noch gesellt sich zu diesen Madonnen eine aus den frühern Zeiten des Raphael, die Gärtnerinn la bella jardiniere, Franz des Ersten Besitzthum.

Raphael war hier der Kunst noch nicht so ganz Meister, als in den andern Bildern. Die Farbe ist etwas falo und roh, aber doch von einigem Naturgefühl beseelt, so daß sie nur in Vergleich mit seinen spätern Produkten, nicht aber für sich mängelhaft erscheint. Auch kann man noch durch die Farbe hindurch die Schattenstriche der schwarzen Kreide sehen, die sich wunderbar nüanziren, in der Vereinigung mit ihr; man sieht, daß Raphael das ganze Bild mit schwarzer Kreide (italienischem Hartstein) auf die Tafel aufzeichnete, und sodann mit Farbe über-

kleidet hat. Es ſcheint ſehr ſchnell gemalt zu ſeyn, doch mit beſonnener Eil, bey der nichts vernachläſſigt wurde. In der Goldverbrämung des Blumenmantels der Jungfrau iſt Raphael Urbinus zu leſen, auch ein Theil des Datums, ſo viel ich entziffern konnte: 1508.

Im reinen Himmelblau, Licht auf Licht gehalten, ſitzt die Madonna in der Mitte des Gemäldes, deſſen Raum ſich oben gewölbt rundet; zärtlich an ſie geſchmiegt, mit beiden Füßchen auf ihrem Fuß ſtehend, ſeine Aermchen in ihrer Hand, und in ahndungsvoller Entzückung gen Himmel ſchauend, das göttliche Kind. Johannes, mit dem Fell gegürtet, ſich auf das Kreuz ſtützend, knieend, von Liebe und Bewunderung durchdrungen, betet an. Gaben und Feld um ſie her, in der Ferne ein Dorf mit einem Glockenthurm, zu den Füßen der Göttlichen emporſprießende Pflanzen und Feldblumen.

Die Madonna trägt ein rothes Mieder mit gelben Aermeln, ein blauer Mantel iſt ſittſam und zierlich um ſie geſchlagen, aus deſſen Dunkel der Körper der beiden Knaben anmuthig gerundet und mit hellem Licht ſich emporhebt. Sie ſchaut mit bewußtvollem Ernſt auf Chriſtus nieder, ihr Antlitz iſt von einer Reinheit, einer Demuth und Lieblichkeit, es ſchwebt auf der leichten Stirn ein ſo keuſcher und überirrdiſcher Reiz, daß auch das roheſte Herz davon zu ſanften Gefühlen geſtimmt werden mußte. Das ſchlichte blonde Haar, der weiße Schleier umgeben harmoniſch das jungfräuliche Haupt, und fließen auf die

Schulter herab, und die Sittſamkeit der keuſcheſten Unſchuld waltet über Blick, Lächeln und Geberde.

Ein gar lieblicher, rührender Knabe iſt der kleine Johannes. Nichts iſt anmuthiger und ſanfter, als die Formen ſeines kleinen Körpers, und ſeine hingebende Stellung, da er wie von der Rührung ſeiner Seele hingeriſſen iſt, und ihm unbewußt die zarten Knie ſich anbetend neigen.

Im Chriſtus iſt eine höhere, geiſtvollere Natur. Sein ſchlanker Körper, obgleich von allen zarten Reizen der Kindheitsblüthe ſchimmernd, iſt dennoch ausgebildet in ſeinen Formen, und ſelbſt das elektriſche Wehen und Abſtehen ſeiner goldnen Locken iſt von einem höhern Geiſt belebt, als das einfach geringelte Haar des Johannes. Auf ſeinen gen Himmel gerichteten Antlitz iſt die Fülle feuriger Gedanken zu leſen, ſein Auge trägt einen Abglanz des ewigen Lichtes, und ſeine Lippen ſind von Geiſt und Anmuth umſchwebt.

Eine Heilige Familie, die Raphael Franz dem Erſten aus Dankbarkeit und Achtung zum Geſchenke machte, iſt wieder in einem andern Charakter, als dieſe einfache Gärtnerin.

Raphael ſorgte in dieſer Heiligen Familie *) für

*) Von Edelink trefflich geſtochen.

Pracht und zierliche Umgebungen, und näherte ſie dadurch der Lebensweiſe, und dem heitern Sinn eines ſo großmüthigen, als prächtigen Monarchen. Alles iſt hier vereinigt, was zur Heiligen Familie gehört, die Jungfrau, Eliſabeth, das Chriſtkind, Johannes und Engel. Das Zimmer hat einen Marmorboden, die Jungfrau iſt in Roſa und Blau gekleidet, und alle Farbentöne ſind in Harmonie mit einander, und voller Pracht und Fröhlichkeit. Engel kommen herbei, die Blumen ſtreuen, und die Heilige Eliſabeth faltet ihres Sohnes Hände zur Anbetung des jungen Gottes, der mit muntern Blicken an der Mutter hängt, und zu ihr hinaufſtrebt, indeß ſie ſich liebevoll zu ihm neigt, ihn zu umfaſſen. Der heilige Joſeph ſteht hinter der Maria, ein ſchöner edler Greis, vertieft in Anſchauen und Nachdenken. Sein Kopf, der der Maria, und der des Chriſtkindes, ſtufenweis ſich folgend, bilden eine angenehme kontraſtirende Gradation, wie vom ernſten Wipfel des Baumes zu ſchimmernder Frucht und zarter Blüthe.

Die Anmuth der Stellungen und Geberden, der himmliſche Reiz auf dem Antlitz der Maria, die Lieblichkeit der Knaben, die ſchöne Wahl des Alters in den Geſtalten des Joſeph und der Eliſabeth, und die ätheriſchen Engelsgeſtalten ſind ganz des göttlichen Raphaels würdig, und ich denke mir dabei die Freude Franz des Erſten, dies köſtliche Bild *ſein* nennen zu können, das ihm Raphael als Huldigung ſchickte.

Außer dieſem beſitzen wir noch die glänzende Madonna di Foligno, eine der liebreizendſten Geſtalten Raphaels. Ich hoffe, Du vernimmſt eben ſo gern, als ich, Vaſari über dies köſtliche Gemälde:

„Er mahlte für den Kämmerer des Pabſtes ein gro„ßes Bild, worauf die Heilige Jungfrau in Lüften, über „einer wunderſchönen Landſchaft; um ſie her St. Johan„nes, St. Franziskus und St. Hieronymus, Bilder von „Kardinälen; in dieſer unſrer Frauen iſt die Demuth und „Züchtigkeit einer wahren Mutter Jeſu, und der Knabe „in ſchöner Stellung tändelt mit dem Mantel der Mutter. „So iſt auch im Antlitz des Heiligen Johannes die Buße „und das Faſten zu erkennen, und im Haupte zeigt ſich „Freimüthigkeit der Seele, und Zuverſicht, wie ſolche, „welche, von der Welt entfernt, ſie verhöhnen, und unter „Menſchen, die Lügen haſſen und Wahrheit reden. So „erhebt auch der Heilige Hieronymus das Haupt zu unſ„rer Frauen, ganz in Betrachtung, und begeiſtert von al„le der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, die er in ſeinen „Schriften zeigte. Mit beiden Händen beut er der Jung„frau den Kämmerer des Pabſtes dar, als empföhle er „ihn ihrer Huld, und es iſt dieſer Kämmerer in dieſem „ſeinen Bilde nicht weniger lebendig, als im Leben. Deſ„ſelbigen gleichen that Raphael im Antlitz des Kardinals, „der als Franziskus vorgeſtellt iſt, knieend, mit aufgeha„benem Arm, und in die Höhe gerichtetem Haupt, die „Heilige Jungfrau anſchauend, von Liebe glühend, in der „Wirkung der Malerei, die mit Farben und Zügen zeigt,

„daß er vor Innbrunſt hinſtirbt, und Leben und Stärke
„im himmelsſüßen Anblick der Schönheit unſrer Frauen
„und in der lebendigen Schönheit des Sohnes findet.“

„In der Mitte des Gemäldes ſtellte Raphael einen
„Knaben, unter der Jungfrau, der eine Gebettafel hält,
„und an Schönheit des Antlitzes, und lieblichem Verhält-
„niſſe des Körpers nicht beſſer gebildet werden konnte.
„Auch iſt die Landſchaft von wunderbarer Vollkommenheit
„und Schönheit.“

Dies köſtliche Gemälde iſt in Frankreich von Holz auf Leinwand übergetragen worden, mit der größten Kunſt und Fertigkeit, und wenn ja etwas dabei verloren gegangen iſt, ſo iſt es die Deutlichkeit der ſchönen Landſchaft des Hintergrundes, die uns Vaſari ſo anpreißt. Die Madonna ſchwebt in einer Sonne, die von den ſüßeſten Engelsbildern umgeben iſt, deren Farbe ſich ganz ätheriſch von der des azurnen Himmels nur durch einige leichte Roſentinten nüanzirt. Sie ſchauet nieder mit einem ganz jungfräulichem huldreichen Blick und züchtigem Lächeln. Nie aber hat der Grieche der Liebesgöttin eine reinere vollkommenere Schönheit verliehen, als Raphael dem zarten Oval dieſes himmliſchen Hauptes gab. Dies ſeelige Antlitz in ſeiner vollendeten Schöne iſt von einer Seele der Liebe und Anmuth belebt, welche die Bewunderung des Anſchauers in das reinſte und köſtlichſte Entzücken übergehen läßt, und wenn es ſich durch ſeine hohe Schönheit über alles erhebt, was die Erde beſitzt, ſo nähert es ſich

wiederum der erſtaunten Menſchheit, und beruhigt ſie durch die Huld und Demuth, mit welcher es vom Himmel herniederlächelt.

Der ſchlanke Leib iſt knapp umgeben vom purpurnen Mieder mit reicher Goldſtickerei, und der azurne Mantel, auf das anmuthigſte gefaltet und ſchwebend, fließt auf die zarten Füße herab, mit einer Zierlichkeit und Reinheit des Faltenwurfs und Umgebung der Formen, welche kein Grieche übertrifft. Wie auf ſanften Wellen ſchwimmet das Auge des Sehenden auf dieſe freundlichen und reinen Verhältniſſe, und wird oft von Entzücken und Genuß feſtgehalten.

Wie göttlich iſt das Kind! Ernſt und hold ſchaut es nieder, und ſein Scherz mit dem Mantel der Mutter, ſcheint ſeinem Weſen fremde, blos als liebkoſende Beſchäftigung mit dem, was ihn umgiebt.

Eine heitre Pracht der Farben belebt dieſes Bild, in welchem ſich Raphael als ein ſo vortrefflicher Koloriſt, wie Fra Bartolomeo, zeigt.

Du ſiehſt, wie reich wir an Raphaeliſchen Madonnen ſind. Wir beſitzen noch außerdem eine Himmelfahrt der H. Jungfrau, die Raphael in ſeinem funfzehnten Jahre machte, eine andre Himmelfahrt Mariä, gleichfalls aus ſeiner Jugend, und nach ſeinem Tode von Julio Romano und Franceſko Penni vollendet. Eine H.

Jungfrau, die einen Schleier vom ſchlafenden Chriſtus aufhebt, und eine kleine Kompoſition, in drei Abtheilungen, vermuthlich aus ſeinem eilften oder zwölften Jahre, worauf die Verkündigung, die Anbetung der Weiſen, und das Opfer im Tempel in kleinen Figuren, noch ohne alle techniſche Fertigkeit, aber ſchon mit dem Einverſtande eines ſich bewußten Geiſtes behandelt, und Liebe und Anmuth athmend, ſo daß dieſe drei kleinen Kompoſitionen, als ein Schatz angeſehen werden können, da ſie den Keim künftiger Größe ſchon in ſich tragen.

Ein kleiner Engel Michael mit phantaſtiſcher Umgebung von Mißgeburten und hölliſchen Geſtalten, ſcheint gleichfalls aus der Jugendzeit Raphaels zu ſeyn, und iſt ſehr ſchön, wenn gleich nicht in ſo freimüthiger und alle Schönheit des Körpers entwickelnder Stellung, als der Engel Michael im Großen, den Raphael für Franz den Erſten machte, und der gleichfalls die Gallerie ſchmückt.

Ein ſchalkhaft lieblicher Knabe, mit feinen, ſchlauen Zügen, der ſich auf ſeinen Arm ſtützt, gehört, wie man ſieht, gleichfalls zur Jugend dieſes Meiſters. Manche wollen ihn für Raphaels eignes Bild halten, er ſieht jedoch den andern Jugendbildern nicht ähnlich.

Das einzige Frauenbildniß, das wir von ihm beſitzen, iſt die entzückende Johanna von Arragonien. Wenn man ſie ſieht, ſo möchte man die Frau für die Krone der Schöpfung erkennen, und ihr huldigen, wie dem voll-

kommenſten Bilde der göttlichen Liebe und Hohheit. Nie wurde ein holdſeeligeres Weſen reiner und ſüßer aufgefaßt, als dieſe göttliche Geſtalt vom erſten Maler der Welt!

Tizian und Correggio ſelbſt, indem ſie alle Liebe und Kraft ihrer Kunſt aus den innerſten Tiefen erſchöpften, ließen aus ihrer Werkſtatt kein Bild hervorgehen, wo Form und Karnation blühender, reiner, gründeter und ſanfter wäre, als die dieſes köſtlichen Bildes. Und die Augen! Welches Herz könnte ſich der Rührung, der Entzückung verſagen, mit welcher ihr ſeeliger Blick zu ihm dringt? Die reine und lichte Stirn iſt von den Wellen des blonden Haars umfloſſen, und den ſchneeweißen jungfräulichen Buſen hält ein zierliches Goldgewebe in holde Feſſeln. Ein knappes, purpurnes Sammetkleid mit weiten Aermeln, deren Schlitzen mit Diamanten aufgefaßt ſind, umſchließt den holden Leib, als wollte es ihn verhüllen, und kann doch ſeinen reizenden Bau nicht verläugnen. Die weißen Hände, von der reinſten Form, glänzen aus der purpurnen Nacht des Sammet hervor, wie Lilien aus einem Beete von Amaranthen. Der Grund, aus welchem die majeſtätiſche Frau hervorſchimmert, iſt ein dunkles, gewölbtes Zimmer, an der Seite erblickt man durch ein Säulenfenſter eine angenehme Landſchaft und einige Figuren in den Arkaden des Schloſſes.

Die Bildniſſe des Pabſt Julius, des Kardinals Inghirami, Bibienna, des Pabſtes Leo, des Grafen

Balthasar Castiglione vermehren diesen Schatz von Werken. Es ist weltbekannt, daß die Transfiguration, ursprünglich vom Kardinal Julius für Frankreich bestimmt, sich seit Jahren hier befindet. Daß sie mir nicht so lieb ist, wie Raphaels andre Werke, ist wohl meine eigne Schuld; nur dann werde ich bis zu Thränen gerührt, wenn ich das verklärte Antlitz der Erlösers anschaue, und an Vasari's Worte denke:

„Der letzte Kopf, an dem Raphael arbeitete, war der „des Christus, und da er ihn nun vollendet hatte, als „das Höchste und Vollkommenste, was je aus Menschen„händen gegangen ist, legte er sein Werkzeug nieder, und „rührte nie mehr einen Pinsel an."

Als Schwanenhymne muß die Transfiguration Raphaels Bewunderer rühren und anziehen, wenn gleich manche, wie ich, seine unendliche Lieblichkeit und harmonische Vollendung darin vermissen sollten.

Zu seinen nicht ausgestellten Gemälden gehört eine Heilige Margaretha, die, wie man vermuthet, von Giulio Romano ausgeführt ist. Diese Vermuthung rührt daher, weil die Tinten ein wenig schwärzlich ausfallen, wie beim Giulio Romano der Fall zu seyn pflegt. Doch wohl ihm, wenn es wirklich sein Werk ist, es müßte keinem andern Schüler gelungen seyn, Raphaels Geist so rein aufzufassen, wie es in diesem Gemälde geschehen ist. Es ist unbeschreiblich, mit welchem süßen Erstaunen, welcher

reinen Unbewußtheit der innern Kraft, mit welchem fragenden Blick und jungfräulich holdem Lächeln die Gestalt der Heiligen, die Palme in Händen, aus der Dunkelheit des Waldes im reinsten Schimmer hervorstrahlt. Kaum hatte ihr zarter Fuß das Ungeheuer berührt, so windet es sich sterbend auf dem Boden, und öffnet mit ohnmächtigem Streben vergebens den entsetzlichen Rachen zum Verschlingen, streckt noch kämpfend die grausame Tatze aus, die sich krümmt und nichts fassen kann. Margaretha blickt nicht auf den Ueberwundenen zu ihren Füßen, sondern schaut mit kindlicher, halberstaunter Freude aus dem Bilde heraus. Ihre Kleidung ist weiß. Ein grüner Mantel umwallt einen Theil ihres Körpers, und ihre blonden Locken flattern um sie her. Eine lichtweiße Binde glänzt auf der jungfräulichen Stirn, und scheint eine Glorie über das ganze Wesen der Heiligen auszugießen.

Die Vision Ezechiels, im kleinen, ist von einem ganz prophetischen Geiste beseelt, und ist ein neuer Beweis, daß, wenn Raphael die lieblichsten Farben des Lebens in seiner Seele auffieng und wiederscheinen ließ, er sich dennoch nicht minder zur ernsten Größe und hohen Majestät eines religiösen Genius erheben konnte. Auf diesem Gemälde liegt die Erde klein und nichtig zu Füßen der göttlichen Vision, welche den ganzen Raum der Himmel ausfüllt, und Ströme von Lichtflammen herniederregnet. Gott Vater, in einem andern Geist, als Jupiter, ist nicht minder der Phantasie eines Griechen würdig, da er eine Majestät, die fast die Gränzen der Fassungskraft

der menschlichen Naturen überschreitet, mit der reinsten und kraftvollsten Schönheit vereinigt.

Noch besitzen wir das große Altarblatt aus Bologna, die Heilige Cäcilia. Dies Gemälde ist, wie die Madonna di Foligno, mit der größten Kunst und Sorgfalt in Frankreich von Holz auf Leinwand übergetragen worden. Ich habe in den Annalen des Museums von Landon gelesen, daß man auf dem letzten Grund die vielen Striche und Umänderungen fand, die Raphael auf dem Gemälde vorgenommen, indem er ohne Rast nach der höchsten Vollkommenheit und der würdigsten Form seiner göttlichen Ideen strebte. So ist denn auch dies Gemälde eins seiner ersten Werke, und so beseelt und feurig in Gedanken und Bildung, daß man sagen möchte, der Künstler hätte Leben und Gluth hineingezaubert. Nichts ist erhabener und reiner, als die heiligen Naturen, die Raphael hier vereinigt hat, und die in den Engeln oben in der offnen Glorie des Himmels einen entzückenden Begriff der Seeligkeit himmlischer Geister, eine wahre Vision verstatten. Die schöne Gestalt der heiligen Cäcilie, von Entzücken und himmlischen Engelstönen ganz hingenommen, verklärt sich und wird überirdisch; ihre Arme sinken, die Orgel entgleitet ihren Händen, und selbst dies irdische Instrument erkennt seine Unwürdigkeit, den Wiederhall der himmlischen Töne zu geben, und zerfällt in Stücken. Die verschwisterten Gestalten der Magdalena, des Johannes, des Heiligen Paulus, des Heiligen Augustins, sind der Heiligen Cäcilia zur Seite, und hegen in der Seele die

Süßigkeit der Engelstöne, die ſich am höchſten und innigſten der Cäcilia offenbart, die hier als chriſtliche Muſe erſcheint.

Wenn die Griechen die Idee der Göttlichkeit in der höchſten Reinheit und Harmonie, und in der anmuthigſten Form der Menſchheit verſinnlichen wollten, ſo iſt Raphael dieſem Prinzip nicht minder treu geblieben. Die ſchlanken, ſchimmernden, ſüßen Engelsgeſtalten in der Glorie, ſeelige Töne mit halbgeöffnetem Munde und harmoniſchen Geberden offenbarend, ſind das höchſte, wozu die Phantaſie ſich erheben kann, und verſtatten, wie geſagt, einen Blick in die Glorie des Himmels ſelber. Jede Erinnerung an andre Kunſtwerke verſchwindet vor dieſer Erſcheinung, die keinem andern Gefühle, keinem Gedanken Raum läßt, als dem Genuß der reinſten und vollkommenſten Entzückung.

II.

Zeichnungs-Saal.

Du haſt Dich mit beſonderm Eifer nach den Skizzen erkundigt, liebe Minna, wohl ſchwerlich eifriger aber, als ich ſelbſt mich darnach umgeſehen, und ſie ſtudierte. Es iſt mir ein Lieblingsgenuß, in dem ſchönen traulichen Skizzen-Saal der Gallerie den erſten Ausdruck des Gedankens zu belauſchen, der ſich ganz naiv und anmaßungslos in den Schriftzügen der freien Contoure ausſpricht; da dennoch in ihm der Geiſt des Meiſters in aller ſeiner Lieblichkeit und Kraft ſichtbar wird. In den Skizzen iſt uns der Meiſter näher, als im Gemälde, es ſind ſeine vertraulichſten Herzensergießungen an die Kunſt, die uns tiefe Blicke in ſein eignes Selbſt verſtatten. Kopien davon ſind unmöglich, es iſt eben als wenn man einem Dichter nachſchreiben wollte, der raſch und frei aus einer Be-

geiſterung ſpricht; die feinſten Nüanzen würden verloren gehen.

Ich muß Dir meine Lieblinge aus dieſem Reichthume ausheben, denn wer verlangt einen Katalog? Nimm aus den 500 Gegenſtänden, die ſich hier befinden, mit einigen wenigen vorlieb, welche vor allen andern ſtrahlen, und erlaß mir zugleich die Benennung der Hetruſkiſchen Vaſen und köſtlichen Tiſche in muſiviſcher Arbeit, die ich noch immer mir vornehme anzuſehen, ohne je dazu kommen zu können. Die guten Bürgersleute betrachten ſie Sonntags mit großer Ehrfurcht, und haben an den bunten und köſtlichen Maſſen ihre wahre Freude, die wir ihnen von Herzen gönnen wollen, denn jedem Stand ſind ſeine Genüſſe angewieſen.

Dieſer Zeichnungs-Saal iſt ſelten beſucht. Die jungen Künſtler halten ſich nicht lange bei den flüchtigen Strichen der Skizzen auf, und gehen weiter; ſie meinen, daß ſie es jetzt beſſer machen, weil ſie alles, was ſie ſkizziren, auf das ſorgfältigſte laviren und auszeichnen. Die wenigen, welche den Werth, den Nutzen dieſes Studiums erkennen, beſuchen den Skizzenſaal um ſo fleißiger, und es iſt eine Freude, ſie im Anſchauen zu belauſchen.

Die meiſten ſtehen vor Raphaels Skizzen. Iſt es ein Wunder, da wir den göttlichen Carton der Schule von Athen beſitzen? Sein entzückender Anblick erſtickt im Herzen das Gefühl von Neid, mit welchem wir die Monu-

mente des Alterthums betrachten. Das Griechthum hat nichts Vollendeters aufzuweiſen, nur daß es mehr als einen Raphael beſaß. So können wir denn auch hoffen, es werde für uns noch einmal ein Raphael auferſtehen.

Die Schönheiten der Schule von Athen ſind zu bekannt, als daß ich noch verſuchen möchte, Dich weiter damit zu unterhalten. Wenn ich Dir anders mein Gefühl darüber äußern darf, ſo will ich Dir geſtehen, daß ſie mir unendlich lieber iſt, als die geprieſene Transfiguration. In keiner Compoſition hat ſich der Geiſt des Raphael zu einem ſo heiligen Ernſt erhoben, als hier, in keiner waltet ſo herrlich die Grazie, die Winkelmann: die Erſte nennt. Laß mich Dir hier ſeine Worte wiederholen, und wende ſie dabei in Gedanken auf Raphaels Schule von Athen an. Dieſe Grazie, eine Geſellin aller Götter, ſcheinet ſich ſelbſt genügſam, und bietet ſich nicht an, ſondern will geſucht werden. Sie iſt zu erhaben, um ſich ſehr ſinnlich zu machen; denn das Höchſte hat, wie Plato ſagt „kein Bild", mit den Weiſen allein unterhält ſie ſich, und dem Pöbel erſcheint ſie unfreundlich und ſtörriſch *). Sie verſchließet in ſich die Bewegun-

*) Es iſt zu hoffen, daß niemand ſo ungerecht ſeyn wird, den Pöbel mit dem Nichtkenner zu verwechſeln. Es giebt unbefangene Gemüther, die keinen Anſtrich von Kunſtwiſſenſchaft haben, und mitunter wahrer und inniger fühlen, als ſtudirte Theoriſten und Liebhaber.

gen der Seele, und nähert ſich der ſeeligen Stille der göttlichen Natur, von welcher ſich die großen Künſtler, wie die Alten ſchreiben, ein Bild zu entwerfen bemühten. Was auch hier unfreundlich ſcheinen möchte, kann mit den Früchten verglichen werden, die, je ſüßer ſie ſind, nach der Betrachtung des Theophraſtus, weniger Geruch haben, als die herben; denn was rühren und reizen ſoll, muß ſcharf und empfindlich ſeyn. Die Griechen würden die erſte Grazie mit der joniſchen, und die zweite mit der doriſchen Harmonie verglichen haben; und wir können dieſe Vergleichung von der joniſchen und doriſchen Bauordnung machen, als welche hier völlig ſtatt findet.

Die Grazie in Werken der Kunſt ſcheint ſchon der göttliche Dichter gekannt zu haben, und er hat dieſelbe in dem Bilde der mit dem Vulkanus vermälten, ſchönen und leichtbekleideten Aglaja oder Thalia vorgeſtellt, die anderswo deſſen Mitgehülfin genannt wird; und arbeitete mit demſelben an der Schöpfung der göttlichen Pandora. Dies war die Grazie, welche Pallas über den Ulyßes ausgoß, und von welcher der hohe Pindarus ſinget; dieſer Grazie opferten die Künſtler des hohen Styls. Mit dem Phidias würkete ſie in Bildung des olympiſchen Jupiters, auf deſſen Fußſchemel dieſelbe neben dem Jupiter im Wagen der Sonne ſtand. Sie wölbete, wie in dem Urbilde des Künſtlers, den ſtolzen Bogen ſeiner Augenbraunen mit Liebe, und goß Huld und Milde aus über den Blick

ſeiner Majeſtät. Sie krönet mit ihren Geſchwiſtern und den Göttinnen der Jahreszeiten und der Schönheiten das Haupt der Juno zu Argos, die von jenen erzogen war, als ihr Werk, woran ſie ſich erkannte, und an welchem ſie dem Polikletus die Hand führte. In der Coſandra des Calamis lächelte ſie mit Unſchuld und Verborgenheit; ſie verhüllete ſich mit züchtiger Schaam in Stirn und Augen, und ſpielete mit ungeſuchter Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. Durch dieſelbe wagte ſich der Meiſter der Mode in das Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das Geheimniß, die Todesangſt mit der höchſten Schönheit zu vereinigen: er wurde ein Schöpfer reiner Geiſter und himmliſcher Seelen, die keine Begierden der Sinne erwecken, ſondern eine anſchauliche Betrachtung aller Schönheit wirken, u. ſ. w.

Dies iſt die eigentliche Grazie, die in Raphaels Werke waltet, das erſte Probeſtück, welches er dem Pabſt Julius machte, über deſſen hohe Schönheit der Pabſt ſo überraſcht und entzückt war, daß er ſogleich alle Malereien übertünchen ließ, die von ſehr geſchickten Mahlern in den Stanzen des Vatikan vor Raphael ausgefertigt worden, weil er ſie für unwürdig hielt, mit dieſes Jünglings göttlichen Meiſterſtücken unter einem Dache zu ſeyn. Raphaeln ganz allein wurden nun die Stanzen übergeben, und es iſt bekannt, wie herrlich ſeine andern Werke dem Probeſtück der Schule von Athen entſprachen. Man ſieht es dieſem Meiſterſtücke an, daß ſein Künſtler, im

Bewußtſeyn, daß er mehr leiſten konnte, als alle andern, die vor ihm in den Stanzen arbeiteten, und im feurigen Eifer, alle zu übertreffen, ſeine Kräfte prüfend auf das höchſte anſtrengte, und inmitten ſeines Strebens das höchſte Ziel der Kunſt traf.

Dieſer Karton iſt um ſo koſtbarer, da die Freskomahlerei zu Rom ſich zu entſtellen droht, und er vielleicht das einzige würdige Denkmal jener göttlichen Kompoſition bleibt.

Eine Skizze in Röthel, Raphaels Geliebte nach der Natur, in dem Moment aufgefaßt, wo ſie halb knieend die Arme nach einem Kinde ausſtreckt. — Dies iſt die Skizze zur Madonna in der H. Familie, die Raphael für Franz den Erſten machte. Es ſieht aber aus, als hätte er ſie in einem Momente, wo ſie ſich lieblich neigte, aufgefaßt, und nicht als hätte er ſie mit Abſicht zum Modell genommen; ſodann hat er vermuthlich dieſe Skizze zu einer Madonna benutzt, denn das iſt unbezweifelt, daß ein Mahler beſſer thut, jede Bewegung lebendiger Perſonen, die einen lebhaften Reiz enthält, aufzufaſſen, und ſie nachher bei Gelegenheit anzuwenden, als wenn er ſein Gemälde ſkizzirt, und ſodann lebendige Perſonen als Modelle hineinpaßt, wobei immer die Naivheit des Modells verloren geht, und die Intention zu ſichtbar wird.

Und dieſe himmliſche Naivheit iſt es, welche die

ebenerwähnte Skizze zu einem unschätzbaren Kleinod der Gallerie macht. Raphael hat in ihr bloß die Eigenthümlichkeit der Bewegung gesucht, und nicht die unendlich liebliche Zartheit und Sanftheit der Formen, welche seine Gemälde so vor allen andern auszeichnet. Auch ist die schöne Gestalt halb nackt, mit bloßen Armen und Hüften, dahingegen die Madonna ganz bekleidet ist, aber so bekleidet, daß die Form durch das Gewand hindurch sich überall verfolgen läßt, und ihre Eigenthümlichkeit behält.

Die Cinque santi. Diese Skizze hat sehr gelitten, und ist mir dennoch lieber, als das hiesige Gemälde, welches Kenner nicht einmal für Raphaels Arbeit annehmen wollen. Die Zeichnung ist ohne Zweifel von seiner Hand. Christus in den Wolken breitet die Arme aus, als wollte er seine Heilige Braut an das Herz schließen, die unten am zerbrochnen Rade knieet. Die Palme in der Hand, und im Profil sichtbar. Der Blick der Heiligen Katharina ist so elektrisch gegen den des Jesus gerichtet, als gienge ihre liebevolle Seele aus ihren Augen in die Seele des Erlösers über. Mit drei Pinselzügen, die dies Gesicht bilden, hat Raphael sich in diesem Bilde als er selbst gezeigt, unendliche Liebe und Schönheit athmet in der Heiligen Antlitz, und ihre hingegossene, knieende Stellung ist voll Grazie und Süßigkeit. Der Christus ist von Maria und Johannes umgeben, und der Katharina gegenüber steht, aus dem Bilde herausschauend, der H. Paulus mit dem Schwerte.

Zwei Skizzen zu den Kartons, die ſich jetzt in England befinden: Chriſtus mit den Apoſteln, und Paulus zu Athen predigend. Dieſer letztere iſt unvollſtändig und hat etwas gelitten, aber die erſtere iſt wohlbewahrt; ſie iſt mit braunem Biſter getuſcht, und die Lichtpartien ſind mit Weiß erhöht.

Auch der wohlerhaltne Entwurf vom Attila iſt hier, ein Studium von nackten Figuren. Eine ganz vortreffliche Skizze, in der viel für Kunſtgelehrte zu bewundern iſt, da die nackten Körper im Kleinen ſehr wohl ausgeführt ſind, und ein feuriger, phantaſiereicher Geiſt das Getümmel der Krieger in ſchöne Gruppen geordnet hat. Dieſe Anlage Raphaels iſt nicht wie die Ausführung. Die Gruppe des Pabſtes iſt im Hintergrund gerückt, die er im Freskogemälde auf den erſten Plan geſtellt, und der Lichteffekt fehlt, den die Erſcheinung der Apoſtel in den Wolken gegen die in Rauch und Feuer aufgehende Stadt macht, und der im Gemälde von ſo wunderbarer Wirkung iſt.

Einige andre Entwürfe ſind ſehr unvollſtändig, wie z. B. Moſes, der die Geſetztafeln erhält, zwei Jünger aus der Transfiguration, Venus und Pſyche, u. a. m.

Eine Allegorie: Apelles Verläumdung, von außerordentlicher Schönheit, deren Geſchichte Dir bekannt ſeyn wird.

Zwei Streiter aus ſeiner Jugend. Ich liebe in ihnen die Spuren, ſeines Geiſtes, der künftigen Kraft zu entdecken.

Eine Madonna. Ich entdecke in ihr den erſten Gedanken zur köſtlichen Madonna di Foligno. Sie hält das Kind auf dem Schoos, das in unſchuldigem Muthwillen mit ihrem Buſen tändelt, indeß ſie lächelnd auf ihn niederſchaut. Dies iſt eine ſüße, herrliche Gruppe. Die Zeichnung iſt köſtlich. Wie das Gewand in ſanften Falten um die herrlichen Formen des Körpers der Madonna ſpielt, und der Knabe in friſcher Rundheit und Zartheit der kindiſchen Blüthe hingehaucht iſt! Wie kräftig und lieblich zugleich iſt Lächeln und Blick in ſeinem geiſtigen Geſichtchen! Wie hat nun der Meiſter mit einigen Pinſelſtrichen einfacher Farbe, Leben, Licht, Liebe und Schönheit erhalten? Dies iſt wohl nichts anders, als die Schöpferkraft des erhabenen Geiſtes, der die zarteſten Blüthen der Natur mit Muth und Treue pflegt und gedeihen läßt. Aber wie wenigen wurde es vergönnt, dies Bild der Heiligen Natur ſo rein in ſich aufzufaſſen, und ſo herrlich zurückzuſtrahlen!

Von Correggio beſitzt das Muſeum Napoleon den Karton zum Dome von Parma. Es koſtet große Mühe, ihn zu ſehen, weil ſeine Länge die ganze Gallerie einnimmt. Vermuthlich wird er einmal beſonders ausgeſtellt. Im Apollo-Saal hängen eine Menge Skizzen

in Röthel von dieſem Meiſter, z. B. die des Heiligen Placidus und der Flavia; dieſe iſt hier auf der Skizze im Profil, dahingegen ſie auf dem Gemälde en face erſcheint. Auch zeigen ſich hier zwei knieende Männer, deren Köpfe zu ihren Füßen liegen, und von deren Rümpfen das Blut herunter ſtrömt; dieſe ungraziöſen Geſtalten hat der Künſtler im Gemälde weggelaſſen. Auch die Stellung des H. Placidus iſt im Gemälde verändert, denn dieſe iſt, ſo wie das Geſicht des Heiligen, ganz Nachahmung eines Heiligen Placidus in Waſſerfarbe, von Raphael, den das Muſeum Napoleon beſitzt, der aber nicht ausgeſtellt iſt. Ferner ſind auf dieſer Skizze die Engel mit Palmen in der Mitte des Himmels, da hingegen ſie im Gemälde ſich rechterhand zeigen.

Zwei Allegorien in Waſſerfarbe auf Leinwand: der Triumpf der Tugend, und das Elend des ſinnlichen Menſchen. Nur darum kalt, weil es perſonifizirte Eigenſchaften im Geſchmack des Mittelalters ſind. Die Griechen und Römer und Raphael wußten ſich bei ſolchen Dingen anders zu benehmen. In der erſten Allegorie, iſt das Geſicht der triumpſirenden Tugend ſehr ſchön, einige Details in den Figuren verrathen die, dem Correggio ganz eigne Zierlichkeit und Zartheit, die Manier ſeyn würde, wenn ſie um ein Haar weiter getrieben wäre, die aber auf ihrer höchſten Gränze ſtehen bleibt. Eben ſo ſind auch die Engel ſehr hold und ſchön und geiſtig, und der Lichtglanz, in welchem ſie ſchweben, iſt von äußerſter Lieblich-

keit. Auf dem zweiten dieſer allegoriſchen Bilder wüßte ich nichts, was ſo acht charakteriſtiſch wäre, als die ſinnliche und gemeine Fröhlichkeit eines Amorkopfs mit Satyrzügen, der auf dem erſten Plan unter Weintrauben hervorkuckt.

Unter den andern Skizzen in Röthel ſind mancherlei Madonnen und andre Geſtalten, auch viele Kinder und Engel, in deren Darſtellung ſich Correggio mit rührender Anmuth offenbart. Deshalb ſagt auch unſer guter Giorgio Aretino: daß ſeine Engel mehr das Anſehn haben, als wären ſie vom Himmel geregnet, als von Mahlers Händen gebildet. So iſt denn eine leichthingehauchte Skizze hier, die Krone von allen, eine Madonna, welche Waſſer ſchöpft. Das Kind langt nach der Schaale. Dieſe athmet ſo ganz ſeinen Geiſt, daß ich ſeinen Namen ausrufen mußte, ehe ich die Unterſchrift geſehen. Es iſt ein ſüßer, lebendiger Gedanke, raſch hervorgeblitzt aus innerer Fülle, den die Hand muthig feſtgehalten.

Ein ſchöner Engelskopf in braunem Bieſter, übernatürliche Größe, u. e. a. Das Muſeum beſitzt noch andere, die aus Mangel an Raum nicht ausgeſtellt ſind.

Von Michel Angelo Buonarotti die erſte Skizze zu Julius des Zweiten Monument. Der Pabſt

hält ein Buch auf seinem Schoos, und erhebt den rechten Arm mit stolzer Geberde, so daß ihn auch, wie Vasari erzählt, Julius fragte: ob er dem Volke den Fluch oder den Seegen austheilte? Michel Angelo antwortete: daß er bloß an das Volk von Bologna eine Warnung wäre, damit es sich wohl aufführte, und als Michel Angelo den Pabst fragte: ob er das Buch in der Linken lassen sollte, sagte Julius: gebt mir ein Schwerd, denn von Gelehrsamkeit ist mir nichts bekannt.

Zwei Entwürfe, Wachsmodelle, in Basrelief, eine Niobe, und die Titanen, angeblich von Michel Angelo, und voller Schönheiten und Größe, wenn sie auch nicht von ihm seyn sollten. — Einige Künstler schreiben die Niobe dem Benvenuto Cellini zu.

Ferner, die so berühmte Hand, mit der Feder gezeichnet, von deren Entstehung zwei ganz verschiedene Sagen sich erhalten haben, von welcher ich jedoch die des Vasari, obgleich sie nicht die schönste ist, als die seines Freundes, für die gewisseste halte. *) Diese vortreffliche Hand ist

*) Vasari nehmlich sagt: ein Edelmann sey zu Michel Angelo gekommen, um seine Gemälde zu sehen; Michel Angelo habe eben nichts fertig gehabt, aber eine Schwanenfeder genommen, und diese Hand mit einer solchen Schnelle und Leichtigkeit gezeichnet, daß der Edelmann darüber erstaunt sey.

An andern Orten wird berichtet, daß der Kardinal von

nicht genug zu bewundern; es iſt Rieſenkraft darin, und die höchſte Korrektheit.

Dann noch die Skizze eines Kopfes in Röthel von einem ſeiner Schüler. Michel Angelo iſt mit der Feder darüber gekommen, und hat dieſen Kopf verändert, ſo daß die Züge des Schülers, und die des Meiſters ſich unterſcheiden laſſen.

Von Sebaſtiano del Piombo eine ganz vortreffliche Nativität der Heiligen Jungfrau.

Eine Menge Zeichnungen aus Raphaels Schule, beweiſen uns die Vortrefflichkeit der Zöglinge dieſes liebevollen Meiſters. Die von Giulio Romano zeichnen ſich als die kraftvollſten und phantaſiereichſten aus.

Die älteſte Zeichnung, die wir hier beſitzen, iſt von Maſaccio und ſehr wohl erhalten. Außerdem fehlt es nicht an ſchönen Entwürfen von Perugino, Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo u. a. alten Meiſtern aus allen Schulen; wie auch die Skizzen zu Pouſ-

Et Georg Raphael Riano eine Deputation geſchickt habe, um ihn zu befragen: ob er wirklich den Cupido gemacht, den der Kardinal als antik gekauft habe? ſtatt aller Antwort ergriff Michel Angelo die Feder, und zeichnete dieſe Hand.

ſin's beſten Werken hier ſind, und faſt keiner der Meiſter fehlt, von welchen das Muſeum Napoleon Gemälde beſitzt.

Von Andrea del Sarto iſt eine vortreffliche Geſchichte der H. Eliſabeth unter den Skizzen, ſo wie auch eine Zeichnung von Giorgio Vaſari.

Von Claude Lorrain Skizzen zu deſſen Gemälden, wo auf die wunderbarſte Weiſe eine Magie von Licht und Dunſt durch ſchwarz und weiß auf falbem Grund hervorgebracht iſt, und ein gewiſſer Schimmer, der wie Farbe und Sonnenlicht ſcheint. Die Skizzen von dieſer Hand ſind unverkennbar wegen dieſer Eigenſchaft.

Auch von den Zeichnungen der Venezianiſchen Schule möchte man ſagen, ſie ſind kolorirt, ſo wunderbar iſt die Gluth darin. Wir beſitzen hier viele derſelben, unter denen beſonders die des Giorgione und Tizian in jedem Strich ihr genialiſches Feuer offenbaren.

Fleißige und originelle deutſche und Flamändiſche Zeichnungen gewähren eine unterhaltende Abwechſelung von den freien und magiſchen Schriftzügen der Italiener und Franzoſen. Unter ihnen zeichnen ſich vortreffliche Köpfe von Cornelius Viſcher aus. Eine Menge Zeichnungen von Rubens befinden ſich hier, Skizzen zu einiger ſeiner berühmteſten Gemälde, wie z. B. die Kreuzesabnehmung. Auch hat er eine

Gruppe aus der Transfiguration von Raphael herausgehoben, und ſelbige nach ſeiner eignen Manier angerichtet, woraus denn freilich nichts Erbauliches entſtanden iſt; doch iſt dieſe Zeichnung ſehenswerth, weil noch etwas von Raphaels Seele darin geblieben. Dieſe arme Seele ſteckt aber ſo ängſtlich in den ſchweren Maſſen der Rubenſchen Körper, daß man ſie nicht ohne ein mitleidiges Lächeln darin ſieht.

Von Albrecht Dürer ſind mehrere Zeichnungen da, die, wenn man ſie neben denen des Andrea Mantegna betrachtet, zu intereſſanten Vergleichungen zwiſchen beiden Meiſtern Anlaß geben, und eine große Geiſtesverwandſchaft verrathen.

Ein Rahmen voll Email-Miniaturgemälden von Petitot, iſt eines der intereſſanteſten Beſitzthümer dieſer Sammlung. Er gehört eigentlich nicht in den Zeichnungs-Saal, ſo wenig wie mehrere Moſaik- und Basrelief-Arbeiten, die ſich daſelbſt befinden. Dies iſt aber der einzige Ort, wo man dieſe köſtlichen Bilder hell und gut ſieht, und das will auf der Gallerie des Louvre viel ſagen, da es nicht einmal den Raphael's ſo gut geworden iſt.

Die Krone dieſer Bildniſſe iſt das des Kardinal Richelieu. Es iſt das vollendetſte Meiſterſtück, das die Miniaturmahlerei aufzuweiſen hat. Wie unendlich fein, und wie lebendig, wie warm ſind dieſe Tinten! So weit

hat es kein andrer Miniaturmahler gebracht, als Petitot, denn die Reinheit und Zartheit ſeiner unſchätzbaren Gemälde, die Freiheit und Lieblichkeit derſelben macht ſie ſo lebendig, als wenn man die Natur durch ein Verkleinerungsglas ſähe. Dabei iſt die Freimüthigkeit und Natürlichkeit der Stellungen um ſo mehr zu bewundern, da man alle Bilder daſiger Zeit von andern Meiſtern gewiſſermaaßen affektirt und manierirt ſieht.

Auch von Ludwig dem Vierzehnten ſind in dieſem Rahm einige Jugend-Bildniſſe vorhanden, die ſich in der Nachbarſchaft mit den Bildern ſeiner zahlreichen Maitreſſen befinden, und von den glänzendſten Damen ſeiner Familie und ſeines Hofes umgeben ſind, ſo daß dieſe Vereinigung, wie eine Hoffeier, die Blicke einladet. Auch an ſchönen Geiſtern fehlt es nicht: Voiture der Dichter, Molière, Sevigné, Deshoulière, Ninon L'enclos, der Architekt Manſart u. a. Ich liebe im Geſichte, im Lächeln der Sevigné die Nüanzen ihres feinen und brillanten Verſtandes zu belauſchen, man möchte ihre Briefe den Schlüſſel zu ihrer Phyſiognomie nennen. Auch das Bildniß ihrer ſchönen Tochter iſt hier. Man kann der Ninon L'enclos eine lange Jugend zutrauen, blos darum, weil ihr Geſicht nie jugendlich war, und bei ſeinen männlichen Zügen, geſundem Kolorit und hellem ſtrahlenden Augenpaar ſeinen ſchönſten Reiz von der Freimüthigkeit und moraliſchen Geſundheit einer heitern, über Vorurtheile erhabenen Seele erhält.

Friedlich hängen hier zwei Bilder der Königin, unter denen der Favoritinnen ihres Gemahls. Die berühmteſten derſelben ſind hier, ſo wie auch einige anonyme, die an Schönheit den bekannten nicht nachſteht, und obendrein eben ſo reich und zierlich gefaßt ſind, als die andern mit ächten Perlen und Edelſteinen.

Die Nichten des Kardinals Mazarin ſind hier zu ſehen, geſcheite und ſchöne Mädchengeſichter. Ueber alles reizend und liebevoll, ich möchte ſagen, verklärt iſt die holde Geſtalt der Herzogin von Lavallière. Sie trägt eine Perlenſchnur um den Hals, ein himmelblaues Kleid, und ihr braunes Haar umgiebt in ſanften, wallenden Locken Stirn und Schläfe. Sie iſt blendendweiß, aber von der roſigen Weiße, die durch den Schnee der reinen Haut die leiſen Purpurtinten des friſchen Geblütes verräth. In ihrem engliſchen Geſichte iſt Sanftmuth, liebevolle Hingebung, unendliche Tiefe des Gefühls ausgedrückt, der köſtliche Schatz einer reichen, wohlbegabten Seele. Wie eine Glorie überſtrahlt ihr ganzes Weſen der Glanz der klaren, hellen, blauen Augen. Man kann in dieſen Zügen die Ahndung künftiger Leiden entdecken, und die Stärke, ſie mit reiner Ergebenheit zu bekämpfen.

Sieht man dagegen die oberflächliche Schönheit der Montespan, ſo würde es unbegreiflich ſeyn, wie ſie aus Ludwigs Herzen die Lavallière verdrängen konnte, wenn man nicht bedächte, daß Ludwig nicht ſowohl ein Mann war, als ein König.

Die Tochter des Gärtners von Meudon, gleichfalls eine Geliebte des unbeständigen Ludwigs, hat kein edles Gesicht, und einen Ausdruck von gemeiner Selbstzufriedenheit, als wollte sie sagen: Seht doch, wie ich zu der schönen Perlenschnur gekommen bin, die ich am Halse trage! Sie wußte es wohl selbst nicht, wie wunderschön dieser Hals, diese Schultern waren, und dieser Busen! Die Liebesgöttin selbst würde dem Künstler gefällig lächeln, der sie in solcher Gestalt den irrdischen Blicken versinnlichen möchte.

Von der berühmten Maintenon sind zwei Bildnisse hier, das eine ganz simpel in Haarputz und Robe, das andre theatralisch, in der Umkränzung von Blumen um Busen und Haupt, geschmackvoll genug, wie man sieht, sehr geschmeichelt, ein äußerst pikantes Phantasiegesichtchen; doch ist mir das erste lieber, weil es mehr Eigenthümlichkeit hat, und außerordentlich viel Feinheit, Besonnenheit und Scharfsinn des Originals ausdrückt.

Alle Frauen auf diesen Bildern sind ungepudert. Die Haare der meisten, z. B. Grignan, Sevigné, Maintenon, Ninon u. a. a., sind so geordnet, daß sie die Form des Hauptes bezeichnen, glatt und zierlich gescheitelt sind, Stirn und Schläfe anmuthig beschatten, und in langen, freien, reichen Schlangenlocken an beiden Seiten des Gesichtes bis auf den Hals her-

unter wallen; gewiß der vortheilhafteſte Haarputz, den es giebt. Freilich erfodert er ſchönes Haar, aber um dieß zu haben, darf man es nur mit Sorgfalt pflegen und ſäubern, und die franzöſiſchen Damen laſſen es an keiner Aufmerkſamkeit mangeln, dieſe Zierde des Hauptes auf das ſchönſte zu erhalten.

III.

Erinnerungen aus den erſten Jahren meines hieſigen Aufenthalts.

Am 23ſten May 1801 war ich an Deutſchlands Gränze, am Ufer des Rheins, den meine Blicke zum erſtenmale begrüßten, um ihm ein Lebewohl zu ſagen, ein ewiges vielleicht! Ich ſahe nicht ohne Schauder den Kahn, der mich hinüberführen ſollte, zu Frankreichs Ufern, und nicht ohne Wehmuth labte ich mich am herrlichen Schauſpiel der Gegend um mich her. Welche ſeegensreiche Fluren, vom Buſen des kräftigen Stroms getränkt, welch ein lachender Himmel über uns! Das Korn in den weiten Gefilden ſtand über Manneshöhe, an den Bäumen, die hier und da auf dem Acker ſtanden, glühten ſchon reife Kirſche, und vollaufgeblühete Roſen ſandten uns ihre Düfte entgegen. Hier, wo vor kurzem noch die Schrecken des Kriegs wütheten, wo der Huf der Roſſe die junge Saat zerknickte, ſtanden nun ſchon lebendige Hecken, und wogende Kornfelder, und neues Leben ſproßte mir überall entgegen. Es war ein ſchöner Frühlingsabend, deſſen ſanfte, balſamiſch laue Lüfte liebkoſend an mein han-

ges Herz drangen, und es erquickten. Ich weidete mein trunkenes Auge an der Pracht um mich her. Ein Hügel am Ufer, auf deſſen Spitze die Trümmer einer friedlichen Hütte, vom Kriege zerſtört, über die Gegend hinſchauten, lockte mich an. Ich ſtieg hinauf, und ſahe nun in ihrer ganzen Majeſtät die beiden Ufer des Rheins, von Gebirgen und dunkler Waldung und ſchimmernden Städten bekränzt, in üppiger Fruchtbarkeit prangend.

Ich blieb angefeſſelt ſtehen, mein Auge ſog begierig die erfreuenden Bilder der Natur ein, die, wie die Hoffnung, ſich immer von neuem verjüngt und mit Blüthen ſchmücket, und die jungen Keime auch unter kaltem Schnee der künftigen Sonne entgegen pflegt.

Unendlich göttliche Liebe, wie haſt du der menſchlichen Seele den Balſam bereitet, der ihre Leiden mildert, und aus allen Quellen der Natur ihr entgegenſtrömt! Jedes Lüftchen weht Troſt, jeder Lichtſtrahl iſt erquickend, und Muth und Glauben quellen dem Leidenden entgegen aus dem unendlichen Schatz des Lebens um ihn her. Wer mag ſich bei Genuß und Leben einſam und verlaſſen fühlen, und ſich hoffnungslos von den Menſchen wenden, die alle wie er, lieben, leiden, genießen und ſterben, und ihm die Hand reichen werden, wenn ſein Glaube nicht wankt?

O meine Mutter! ſeufzt' ich, da ich die Fähre be-

beſtieg, mir ahndete, daß ich ſie nicht wiederſehen würde, und meine Thränen flossen, bis ein Blick zum ſeeligen Himmel, zu den ewigen Sternen, deren Strahlen ſchon durch die Dämmerung brachen, meine Seele zum Gefühl ihrer Unendlichkeit erhob, und ihre Bangigkeit ſtillte.

* * *

Ich war nun auf franzöſiſchem Boden, in den neueroberten Landen. Die traurigen Spuren der Verwüſtung ruhten noch auf allen Städten, aber die Einwohnar waren froh, und lebten unter Trümmern ſo ruhig, wie in feſten Plätzen. Nichts war mir ſo intereſſant, als die Haushaltungen und Geſpräche junger Eheleute, von beiden Nationen. Die Frau wußte nicht franzöſiſch, der Mann nicht Deutſch, und der junge Knabe verſtand weder Vater noch Mutter, ein wahres Bild vom Thurm zu Babel, wenn alle nicht in herzlicher Eintracht geiebt hätten. Ach! die Menſchen ſind im Willen einiger, als in Worten. Wenn keiner des andern Sprache verſtände, würde er deſtowehr ſein Herz belauſchen, und die Menſchen könnten ſich näher werden — doch es ſoll ja nicht ſeyn, daß Frieden und Eintracht auf Erden wohnen!

Am zweiten Juni 1801 kam ich in Paris an. Tauſend dunkle Vorſtellungen von dieſer Stadt im Gemüthe, und keinen einzigen deutlichen und wahren Begriff. Es hatte mich gereizt, den Helden unſerer Zeit von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, und ſein ruhmvolles Streben in der Nähe zu betrachten. Sonſt aber hatte ich keine Ab

ſicht, als diejenige, im Umgang mit der geiſtreichen Frau, auf deren Ruf ich hierher gekommen war, mich zu bilden, und zu einer neuen thätigen Lebensbahn zu bereiten. Wie ſüß bildete ich mir die Idee unſers Verhältniſſes aus! Sie hatte mir feierlich verheißen, mir Mutter zu ſeyn, und ſo hatte ich voll Vertrauen die eigne Mutter, Heymath und Freundinnen der Jugend in der Ferne laſſen können.

Wir gingen kurz nach meiner Ankunft nach Verſailles, um dort zu wohnen. Dies iſt ein Ort, der voller Reiz ſeyn würde, wenn er durch geſellſchaftliche Zirkel und lebhaften Handel erhoben wäre. Jetzt aber iſt alles noch öde und matt, und die Einwohner laben ſich bloß an der Hoffnung, daß das Schloß zu Verſailles einmal wieder werden würde, was es vor Zeiten war. Es wäre einer Stadt zu wünſchen, die eine ſo reine Luft, ſo ſchöne Gebäude und Straßen, und einen ſolchen Ueberfluß an angenehmen Spaziergängen beſitzt.

Am vierzehnten Juli ging ich mit einer Hausgenoſſin nach Paris. Ihr Vater holte uns zum Feſt ab. Noch war ich nicht in den Tuillerien geweſen, und hatte die Quais, die Boulevarts, die Champs Eliſées nur im Vorbeifahren geſehen. Dieſer Tag mußte mir von Paris eine hohe Idee geben. Wir kamen durch die Champs Eliſees; in der entfernten Perſpektive der hohen Einfahrtallee, welche den Wald vor mir durchſchnitt, lag das Schloß der Tuillerien. Der ganze Pfad dahin war belebt, eine glänzende Equipage folgte der andern, ein Ka-

briolet wetteiferte mit dem andern um Leichtigkeit und Schönheit der Pferde und des Geschirrs. Junge Reuer in goldgestickter Uniform mit wehenden Federbüschen, sprengten rasch auf hohen Pferden vorüber. Aus den Kutschen blickten die geschmückten Frauen im frischen Morgenkleide, wo sich das reine Weiß mit dem hellen Lila und Rosa der Bänder und Hüte vermält. Nymphen gleich, schwebten andre in den grünen Alleen. Hier saß eine Gruppe junger Grisetten, mit Aeltern und Freunden schäckernd und lärmend im Grase, dort aus den zahlreichen Guingetten tönte die Musik und der Fußtritt der tanzenden Jugend. Um die Cocagne-Masten, behängt mit Bändern, Schmuck und Geflügel, und mit Blumen und grünen Reisern geschmückt, drängten sich muntre, rothbäckige Buben und harrende Zuschauer. Mit welcher Ungeduld, mit welcher Anstrengung suchten die kindischen Kämpfer das Ziel zu erreichen; und an der Höhe des glatten Stammes der lockende Preis, mit welchem Triumpf wurde er herunter gerissen, mit welchem Jubel gezeigt, welcher Beifallruf schallte ihm von der Menge entgegen! Sorglose Jugend, dich erwarten andre Kämpfe, dir winkt ein höherer Preis! Wie manche dieser rüstigen Knaben, damals im 15 und 18ten Jahre, gehen jetzt dem Feind entgegen.

Den ganzen Morgen wurde die Aufmerksamkeit des Volkes beschäftigt durch Schauspiel, Tanz, Ringelrennen, Wettstreite, Gaukler, Schifffahrt und andre Lustbarkeiten. Wir ergötzten uns an der völligen Hingebung,

mit welcher das eigentliche Volk die Freude umfaßt. Wir gingen zu Hauſe, um uns für den Abend nicht müde zu machen. Ich erfreute mich noch im Rückwege auf dem Eintrachts-Platze (Place de Concorde) an der vortrefflichen Architektur der Brücke Ludwig XVI. Wie leicht ruht ſie auf den ſchöngegründeten Arkaden, die ſich ſanft wölben, wie Regenbogen, und die ſtolze Laſt mit Luſt und Kraft zu tragen ſcheinen. Es wird einem wohl, wenn man dieſe Brücke anſieht, unter den Modernen gewiß das einzige Werk von ſo ſchöner Ruhe, Simplizität und Anmuth der Form, welche die Seele der herrlichen Werke des Alterthums iſt.

Die Sonne, ſchon im Sinken, warf röthliche Lichtmaſſen auf die hohen Gebäude, und entzündete die dunkeln Wipfel der alten Waldung des Tuilleriengartens, und den meilenlangen Proſpekt der Alleen der Champs Eliſées; über dem Waſſer lag das freundliche weiße Gebäude des ehemaligen Pallaſtes Bourbon, aus ſeines Gartens dichtem Grün hervorblickend; und die breiten Arme der Seine verloren ſich in die Waldungen und Hügel von Meudon, ſchon umgeben vom ungewiſſen Schleier der Abenddüfte. Wir durchſtrichen den Tuillerien-Garten. Wie entzückte mich ſeine herrliche Terraſſe am Gewäſſer, welche die reiche Perſpektive der Stadt aus der Ferne überſieht, wo ſich das alte Paris mit ſeinen gothiſchen Thürmen und Giebeln im Nebel des Horizontes verliert, gleich dem Gedanken ſeines Urſprungs, umwölkt von der Vergangenheit. Auf dieſer Terraſſe ſind die vortrefflich-

ſten Erzabgüſſe von Antiken, von denen mich beſonders die herrliche Diana ergötzte. — Es ſind dieſelben Abgüſſe, die Primaticc in Rom für Franz den Erſten machen ließ.

Der Garten iſt geſchmückt mit friſchen Raſenplätzen, aus deren grünem Boden ſich weiße Marmorgruppen erheben. In den Beeten wechſelt ſtets eine Blumenflor mit der andern ab. Hier kommen die Roſen dem Frühling zuvor, und glühen dem Winter entgegen. Durch den Schatten der hundertjährigen Laubgänge dringt kein Sonnenſtrahl, und die blühenden Orangenalleen wehen den ganzen Sommer hindurch die würzigen Düfte durch den Wald.

Am Abend ſpät begannen wir unſern Spaziergang von neuem. In der Nähe der Tuillerien war es ſchon Tageshell vom Glanz der Erleuchtung. Wir gingen auf den Konkordeplatz. Nie hatte ein ſo bezaubernder Anblick mein Auge getroffen. Der Platz, die Gebäude, die Bäume ſelbſt, ſtanden in hellen und bunten Flammen. Alle Architektur-Linien der Palläſte, der Häuſer, der Thürme liefen in Feuerzügen; überall ſtanden feurige Pyramiden aneinander gereiht. Eine Säule, in der Mitte des Konkordeplatzes, ſchien aus Karfunkel, Smaragd und Saphyren zu beſtehen, und die Alleen der Eliſäiſchen Felder waren mit lauter Flammen gezogen; die runden Plätze mit bunten Feuerketten und brennenden Blumen umkreißt. Hier gab es wieder Tänze, Ringſtechen, Schauſpiel

und Ballette für das Volk. Im Runde eines groſsen Kreiſes, umgeben von künſtlichen Orangenbäumen von Lampen, und von deſſen Bäumen grüne Feuerguirlanden in Feſtons im Kreis umher hingen, ſtand ein Tempel in transparenter Materie, künſtlich errichtet, und ein wahres Salamanderſchloß, deſſen matte Feuermaſſen und hohe Säulen von Kränzen hellen Feuers umwunden waren. Hier wurde ein Konzert gegeben.

Um zehn Uhr wurde ein Ballon in die Luft geſendet, der das Signal zum Feuerwerk gab. Da ihn das Auge kaum noch erreichen konnte, zerging er in künſtlichen Sternbildern, Blumen und Kreiſen in den Lüften. Nun wurde auch das Feuerwerk losgebrannt, zu deſſen Schluß ſich eine künſtliche Garbe mit Aehren und Blumen erhob, zum Strauß ausbreitete, und in dem höchſten Ausſchwung ihre glühenden Blumen den Sternen zuſtrahlte.

Jetzt begab ſich die Menge nach Hauſe, und auch wir gingen die Quais entlang nach der Wohnung meiner Hausgenoſſin. Noch ergötzte uns von neuem die weite Perſpektive der Stadt, deren Thürme und Häuſer ſich in Flammenzügen in den Lüften zeichneten, und im Gewäſſer wiederſtrahlten.

Ich hatte nun wirklich Paris geſehen, im Schmucke einer ernſten Erinnerungsfeier, im Jubel groſser Hoffnungen, im Enthuſiasmus für ſeinen Herrſcher. Noch war die jetzige Ordnung erſt im Werke. Die Geſellſchaft

war ein gemiſchtes Kartenſpiel, und in der Ungewißheit der Hoffnungen, ein jeder ſtolz und freudig, weil ein ruhiges Ziel der Ordnung von der höchſten Gewalt zu erwarten war, und jeder mit gleichen Anſprüchen in die Wettbahn treten konnte.

Jetzt hat die alles lenkende Stimme des Herrſchers jedem ſeinen Wirkungskreis bezeichnet. Nicht ein Jeder wurde befriedigt, manche zu ſtolze Anmaßungen wurden beſchämt, und manches beſcheidene Verdienſt überraſchend erhoben. Dieſer allgemeine Taumel von Hoffnungen und Wahn beſteht nicht mehr, aber die Ordnung iſt da, und aus der Ordnung muß Glückſeeligkeit hervorgehen.

Ich kehrte nun wieder zurück zum ſtillen Verſailles. Gegen den Monat Vendemiaire holte mich eine deutſche Dame, von Freunden mir empfohlen, nach Paris, zum Feſt des erſten Vendemiaire, welches mit nicht minderm Glanz gefeiert wurde, und deſſen unglückliches Opfer ein hoffnungsvoller Jüngling, der edle und tapfre Cäſar Ducreſt, war. Ihn traf eine Bombe vom Feuerwerk, eben da er auf dem Waſſer ſchiffte, und ſein junges Leben entfloh ohne Seufzer und Klage. —

Mit der reiſenden deutſchen Dame lernte ich beſſer die Luſtbarkeiten und Merkwürdigkeiten von Paris kennen, als mir ſie Franzoſen ſelbſt gezeigt hätten, denn der Pariſer iſt zu gleichgültig gegen das, was ihm ſo nahe liegt, und wenn hier die erſte Friſchheit des Eindrucks eines

neuen Gegenſtandes vorüber iſt, ſo iſt es für Pariſer ſo gut, als wäre es gar nicht mehr da. Dafür iſt auch kein Aufhaltens, wenn eine Sache zum erſtenmal gezeigt wird. Vor dem Drang der Pariſer, ſie zu ſehen, kann man kaum dazu gelangen, und ſieht noch mehr auf die Sehenden, als auf die Sache ſelber, woraus denn manches ſchiefe Urtheil entſteht.

Gleich nach dem Feſte des 1ſten Vendemiaire kehrte ich nach Verſailles zurück, und kam erſt zum Karneval wieder nach Paris. Dieſes mir ſo neue Schauſpiel zog mich Anfangs an, und beluſtigte mich, doch in weniger als zwei Stunden mußte ich es müde werden.

Schon da wir auf den Concordeplatz kamen, mußte ich erſtaunen über das erſtickende Gewühl, das betäubende Geſchrei und Jauchzen des Volkes. Eins läuft dem andern entgegen, und niemand ſieht den andern. Paris iſt an ſolchen Tagen nicht groß genug, denn wer nur Athem und Beine hat, iſt aus der Wohnung, auch von der entlegenſten Faurbourg nach dem Centrum der Stadt gekommen, um dieſe drei Tage wilden Schwärmens und zügelloſer Luſt nicht zu verſäumen.

Vom Anfang bis zu Ende der Boulevarts drängen ſich die Masquen hin und wieder in den wunderlichſten Geſtalten. Hier kömmt uns eine ungeheure Windmühle entgegen, dort ein Bär, dort ein Orang Outang. Kaum ſind ſie vorüber gerauſcht, ſo hindert uns ein neuer Be-

genſtand ihnen nachzuſehen, ein Fiſchweib in ihrem unverkennbaren Koſtum, mit ihren noch charakteriſtiſchern Flüchen und kräftigen Geberden. Demüthig ſchleicht ihr ein dürrer Magiſter nach, und gaukelnd ſchlüpfen Arlequins zwiſchen beiden durch, die Zuſchauer neckend. Ein baumſtarker Matroſe ſucht allein Händel, und endigt alle Händel mit Luſt und Scherzen, oder Komplimenten; und am Arm einer ſchlanken zierlichen Schäferin zeigt ſich ein plumper Mohr, und läßt ſich von ihr Zärtlichkeiten ſagen. Hin und wieder eilt ein munterer Jokey durch die Menge. Geſtalt und Stimme verrathen ſein Geſchlecht, es ſind die öffentlichen Mädchen, welche dieſe Tracht am meiſten wählen, und ſich auch wohl als Negerknaben und Pierrots verkleiden.

Die Wuth, ſich zu verkleiden, hat alles ergriffen, die Männer ſtecken in Frauenkleidern, und ihre größte Freude iſt, eine alte Marquiſe mit hoher Friſur, Reifrock, Fächer und Schönpflästerchen vorzuſtellen, geführt von einem Stuzer de l'ancien regime. Wer zu arm iſt, eine Maske zu bezahlen, hat ſein Geſicht angemahlt, und iſt in ſeiner gewöhnlichen Kleidung geblieben.

Wir kommen jezt nach der Rue S Honoré. Ein wunderbarer Anblick. Die hohen edlen Gebäude ſcheinen bewegliche Berge von aufgehäuften Menſchen. In den ſieben-, achtſtökigen Häuſern kein Fenſter, keine Luke, kein Luftloch leer. Im erſten und zweiten Geſchoß, im Rez de Chauſſee hat ſich die elegante Welt zum Früh-

ſtück verſammelt, und ergötzt ſich am offnen Fenſter an der Thorheit der Menge, ihre eigne darüber vergeſſend; denn wie verändert auch die Form iſt, ſo iſt es doch derſelbe Stoff. — Auch wir gingen zum Frühſtück nach der Wohnung der Madam de V. Es dünkte mir ein Glück, unbeſchädigt durch das erſtickende Gewühl nach ihrer Wohnung gelangt zu ſeyn, auch hatte mich die Menge der Masken ſo verwirrt, daß mir nun wirkliche Neger, Armenier und Türken wie Masken vorkamen. Oben ſetzten wir uns ruhig an das offne Fenſter, und ſahen die Maskenbeladnen Kutſchen ſich mühſam Schritt vor Schritt weiter drängen; die meiſten waren voll Fiſchweiber-Masken, denn niemand mag ſo, wie der Franzoſe, die Erinnerung einer ſchädlichen Thorheit zur Ergötzung und zum Lachen anwenden, bis ihr gar keine Bitterkeit mehr übrig bleibt.

Das Jubeln der Menge verfolgte einen Magiſter, auf einem Eſel reitend, einen dicken Mann ohne Kopf auf einem Maulthier ihm zur Seite. Ein Gärtnermädchen in der zierlichſten Kleidung mit Fruchtkörben auf einem niedlichen Pferde, theilte den Masken Obſt und Blumen aus, die mit Dank angenommen wurden. Andre warfen Bonbons unter die Menge, worunter denn manche Bonbons d'attrape waren. Die Angeführten hatten keine Zeit verdrüßlich zu werden, unaufhörlich zerſtreut von neuen Erſcheinungen. Dort auf dem Wagen, am Arm eines ſteinalten Mütterchens gelehnt, ein großes dickes Frauenzimmer, als Säugling gekleidet, dort auf dem Himmel einer Kutſche ein tanzender Bär, den ein Wilder kom-

mandiete. Er tänzte, wie ich nachher erfahren, vom Wagen herunter, und brach den Arm.

Noch gedrängter, als die Rue S. Honoré, iſt das Palais royal, und am Abend das Theater Montanſier, wo die tollſten Poſſen mit ausſchweifender Luſtigkeit gegeben werden. Auch die andern Theater geben verhältnißmäßig im Karneval bunte und ergötzliche Schauſpiele. Die ganze Nacht wird mit Schwärmen, Eſſen, Trinken und Tanz zugebracht. Seit die ſonſt ſo exemplariſch mäßigen Franzoſen ihre Talente zum Eſſen mehr ausgebildet haben, und die Speiſeſtunden mit zum Lebensgenuß rechnen, iſt der Karneval für das Volk das Signal zur zügelloſigſten Gefräßigkeit. Wie blind aber auch der Rauſch bis zum Mardi gras war, iſt doch das Erwachen am Aſchenmittwoch nicht minder ſchrecklich. Von all dem wilden Taumel der Genüſſe iſt nichts übrig geblieben, als die Folgen der Ermattung und Verſchwendung der Lebenskräfte, und drohend ſtehen die finſtern Sorgen in der ſtillen Wohnung. Schade, daß ein Jahr darüber hingeht, in welchem das leichtſinnige Volk den Druck und Ueberdruß dieſer Nachwehen vergißt, und, von den gehäuften Sorgen ermattet, die neue Gelegenheit zum Genuß und Taumel begierig haſcht.

Bei alle dem wurden ſeit meiner Ankunft von Jahr zu Jahr die Karnevalsluſtbarkeiten gemäßigter und beſcheidner. Ohne Zweifel ein glücklicher Erfolg der Er-

mahnungen der Geiſtlichkeit, und der Anſtalten der Regierung.

Am Aſchermittwoch ergötzen ſich noch die Buben am Grabgeleite des Mardi gras. In allen Gaſſen, auf allen Heerſtraßen, kommt einem ein Leichenzug mit poſſirlichen Geſängen und Leidensgebährden entgegen. Mit dieſem Tage, an welchem die Nachwehen anfangen, iſt alle Luſt, alles Schwärmen vorüber, der gewöhnliche Gang der Dinge wird nach und nach wieder hergeſtellt, und niemand ſäh es dem Volk an, daß es noch ehegeſtern ſo thöricht und berauſcht war.

* * *

Meine liebſte Erholung in Verſailles waren die einſamen Spaziergänge im ſchönen Wieſenthale, am Fuße des Waldes von Meudon. Hier im Schatten der Eichen, am Fuße der grauen Weiden, wo der ſtille Bach ſeinen Silberlauf durch das blumige Gefilde mit traulichem Rieſeln verfolgte, mocht ich den Druck meiner Sorgen minder fühlen; erwärmt vom liebevollen Hauch der Natur, erhob ſich meine Seele zu ſanften Ahndungen, und kehrte zurück in das ſtille Land der Erinnerung, ſich an ihren blaſſen Bildern wehmüthig zu ergötzen. Dies Thal iſt wahrlich mit allen Reizen der Natur geſchmückt, — die dichten Gänge der Waldung von Eichen und Birken, die mahleriſchen Anhöhen, bekränzt mit blühenden Büſchen und hohen Ulmen, die würzigen Düfte, die aus dem Boden hauchen — wie hätte ich mich da nicht wohl und heiter

fühlen können, als wäre ich im Vaterlande? O das Haus meiner Qualen lag versteckt hinter den Anhöhen, und das Andenken der erlittnen Schmerzen blieb zurück am Eingang des Hayns, wie wenn ihm die Schutzgöttinnen der Waldung den Eintritt versagten. Selbst der Winter konnte dem lieben Thal nicht alle seine Reize rauben. An den Eichen blieb das Laub, die Wiese blieb grün und blumig, und das Klima mild. Das Erwachen des Frühlings hier in der Einsamkeit geschah in all seiner Pracht, und ich genoß es jeden Morgen und jeden Abend, in seinem liebevollen Entfalten. Alles war Freude um mich her. Blumen und Laub schienen Empfindung zu haben von ihrem süßen Erwachen zum neuen Leben, und die gaukelnde Heerde, der muntre Hirte mit der Schallmey, das Rauschen des Windes in den Zweigen mischte sich mit fröhlicher Lebendigkeit in die tausendfachen Gesänge der Vögel, und im sanften Akkord zu den Liebesklagen der holden Nachtigall. Lange ließ ich mich hinnehmen von der süßlockenden Stimme der Natur, die zur Freude ruft, und zum Genusse, ach! aber wenn ich an Dich dachte, meine leidende Mutter, und an Euch, Ihr Lieben in meinem Vaterlande, so fühlte ich mich übermannt von unendlicher Sehnsucht, und meine Seele wünschte sich ungeduldig zur unerreichbaren fernen Heimath, und im Gefühle des Druckes der Nothwendigkeit, die mich in Fesseln hielt, sehnt ich mich nach dem Tode, und erflehte vom Himmel eine Gruft unter den Blumen dieses Thales!

* * *

Paris, am erſten Oſterfeiertag 1801.

Welch ein Tag des Jubels für das Volk! Heute bekommt es ſeinen Gottesdienſt und ſeine Kirchen wieder, und ſegnet ſtaunend die mächtige Hand, welche ſo große That bewirken konnte, und Frankreich nun mit Gott verſöhnt, nachdem ſie es zuvor mit den Menſchen verſöhnt hatte. Der Morgen iſt ſtill und heiter, alles iſt im Erwarten der großen Feſtlichkeit, nur von Stunde zu Stunde vom Donner der Kanonen verkündet. Stille Gebete, wehmüthige Erinnerungen, und ſeelige Ahndungen der Zukunft feiern das Morgenroth dieſes großen Tages. Mit einmal — horch, die Glocken ſchallen, die großen Glocken, die, in Trauer verhüllt, zu allen Greueln der Revolution geſchwiegen hatten. Schauerlich ſüß dringt ihr dumpfer Klang an jedes Herz, und wecket die frommen Hoffnungen unverdorbner Seelen, und im Buſen der Greiſe die lieben Erinnerungen der alten Zeit. Hörſt du die Glocken? ruft die Altermutter dem grauen Gefährten, die Gattin dem Säugling zu, alle Herzen wallen, alle Augen glänzen vor Freude, und ſelbſt Männer ſind zu Thränen gerührt. Nun öffnen ſich die alten Tempel der Stadt, und die Menge ſtrömt hinein mit Innbrunſt und Dank. Auf den Knieen liegt andächtig die Schaar der Frommen, in den feſtlich erleuchteten Kapellen, vor den Altären, mit Roſen und Zweigen geſchmückt, und von Weihrauch dampfend. Der züchtigen Mutter zur Seite, ſinkt die holde Tochter mit Blicken liebevoller Ergebung vor dem Kreuze des Erlöſers hin, und die betende Unſchuld iſt ein Bild der Engel auf Erden. Heut auch durf-

te die junge Gattin ihren Bund, bisher nur durch das Geſetz bekräftigt, vor Gottes Angeſicht an heiliger Stätte einſeegnen laſſen. So erheben ſich mit Jubel, Geläut und Geſang, mit den Düften des Weihrauchs, mit den Gebeten der Prieſter die ſtillen Gelübde frommer Seelen, die Seegenswünſche für Frankreichs Helden zum Himmel.

Sollte ich mich nicht mit hinreißen laſſen, von dieſer allgemeinen Freude? Und wenn ich gleich Frankreich mein Vaterland nicht nennen darf, und unter Fremden im Druck eines harten Schickſals lebe, ſollte darum die Freude dieſes Volks mir fremde bleiben? Nein, ich fühle tief im Herzen die dankbare Entzückung der beruhigten Gemüther mit, und theile mit ihnen den Stolz großer Hoffnungen.

Die dritte Stunde nach Mittag iſt vorüber, und alles feiert nun im Stillen die Erinnerung dieſes ſeeligen Morgens. Hier wandle ich unter den einſamen Schatten der Kaſtanienallee, auf der hohen Terraſſe des Arſenal-Gartens, von wo ich einen Theil vom alten Paris mit den Augen umfaſſen kann. Die Seine fließt unter mir hin, und über dem Gewäſſer liegt der herrliche Jardin des Plantes, und über die alten Gebäude in weiter Ferne ragen dreizehn Thurmkuppeln hervor. Welch eine Fülle von Erinnerungen drängt ſich von dort den Blicken entgegen! Wie viel Jubeltöne verhallen dort, ach, und wie viel tiefe Seufzer blutiger Opfer, ſchuldloſer Leidenden! Wie oft wurde dort der Triumpf der Eitelkeit gefeiert,

wie manche erlogene Huldigung vergötterte die verblendeten Günstlinge des Glücks, und wie manche ächte Tugend wurde von Glorie umgeben, mit Seegen und Ruhm gekrönt! Was aber auch je auf diesem unendlich reichen Schauplatz geglänzt und gewirkt, geblutet hat, und verehrt wurde, so hat doch Bonapartes Name jeder Erinnerung ihre Lebendigkeit genommen, und aller Glanz der Vorzeit ist auf ihn übertragen worden. . . . .

Indeß mich diese Bilder beschäftigten, hörte ich vom Ufer her sanfte und melancholische Töne einer schwachen Laute. Ich sahe hin, und wurde sonderbar bewegt vom Anblick eines alten blinden Mannes, am Stamm einer todten Ulme gelehnt, ganz ein Raub der Dürftigkeit und der Trauer. Seine welke Hand entlockte der Laute die flehenden Klagen seines bekümmerten Herzens, und die Vorübergehenden gewährten gerührt die verschämte Bitte. Ich dachte mir ihn von aller Pflege und Hülfe verlassen, und ich betrog mich nicht. Ich sahe ihn nachher jeden Tag mit der Laute zur Ulme wiederkehren, und die sparsame Gabe der Wenigen sammeln, die diesen unbesuchten Weg nahmen. Dann schlich er mit Sonnenuntergang fort, nahm ein Brod unterwegens, und richtete die ungewissen Schritte nach der einsamen Wohnung der Dürftigkeit, wo Brod und Wasser sein Labsal waren, wo der karge Pfennig des Ueberschusses für den Winter zurückgelegt wurde, damit — wenn er noch lebte, ihm Holz und Brod nicht ungewiß blieben, da er sich dann

nur wenige Stunden in hellen Tagen unter die Ulme ſetzen konnte.

Und warum, fragte ich ihn einſt, ſeyd Ihr ſo ganz verlaſſen, ſo ganz ohne Freund und Verwandten? — Seine Antwort erſchütterte mich tief. Ich habe den Menſchen zu wenig getraut, und mir ſelbſt zu viel, ich achtete nicht auf ihre Meinungen und Verhältniſſe, und wollte mir ſelbſt genügen. Die Einförmigkeit, die ich im Ausüben geſellſchaftlicher Pflichten fand, machte ſie mir verhaßt, und ich ſchweifte in der Ferne umher. So bin ich denn um meine Augen gekommen, nachdem ich ſchon die köſtlichen Güter des Lebens verſchwendet hatte. Paris iſt mein Geburtsort nicht. Ihre Theilnahme rührt mich, Madame, aber meine Geſchichte nehm ich mit in mein Grab.

Es ſollte doch, ſagte ich, ein Mittel geben, Ihre Lage zu lindern, Ihr ſchwaches Alter zu erquicken? der Arme ſchüttelte den Kopf. Nein, ſagte er, ich will von keinem Troſt hören, meine jetzige Lage iſt mir, was Pilgern eine Wallfahrt iſt, zur Buße ihrer Sünden. Jedes Leiden der Einſamkeit, der Unbehülflichkeit meines ſchwachen Körpers, die Entſagung aller Süßigkeiten des Lebens, iſt mir eine Quelle des Troſtes für die Vorwürfe meines Gewiſſens. — Ach! Madame, die treuſten Herzen habe ich verſtoßen, die ſeeligſten Bande zerriſſen. — So laſſe ich denn meine einzige Erquickung das Spiel der Sommerlüfte vom Ufer her ſeyn, den Hauch

des Frühlings von den Blumen der Gärten gewürzt, und den klagenden Ton meiner Laute. Dies alles giebt mir Hoffnung, daß mein einſames Leben bald verhaucht ſeyn wird, denn, kömmt er nicht über Gräber zu uns her, der friſche Wind, der uns zuweht?

IV.

Ueber Theater in Paris, in Betracht ihres Verhältniſſes mit der Geſellſchaft.

Wenn ſich hier jeden Abend ſechzehn Theater öffnen, wenn keines dem andern gleicht, und jedes an Winterabenden zum Erſticken voll iſt, ſo darf dies die nicht Wunder nehmen, die ein wenig hell in die Verhältniſſe der hieſigen Geſellſchaften ſehen, und ſowohl die Größe der Stadt, als den Unzuſammenhang, und die ſo charakteriſtiſche Abſonderung der Cotterien erwägen.

Die Geſellſchaft ließe ſich hier in drei Theile faſſen; die große Welt Le monde, oder la bonne Société genant, mauvaiſe Société, und der kleine Cirkel des eingezogenen Lebens, die anmaßungsloſen Vereinigungen angenehmer Familien mit ihren nächſten und älteſten Freunden. Ohne alles Hinderniß nehmen die Männer zugleich an allen dieſen drei Gattungen Theil. Es möchte mich zu weit führen, wenn ich hier von allen Nüanzen ſprechen wollte, die ſich zwiſchen dieſen drei Hauptfarben zeigen.

Die Benennung bonne Société, oder Le monde iſt

erſt ſeit Bonaparte wieder in ihrer alten Bedeutung hergeſtellt. Es ſind die Hofzirkel, und diejenigen reichen und angeſehenen Häuſer, welche auf dieſe Weiſe bezeichnet werden. Die nouveaux riches ſind ſeit kurzem ſehr geſchickt daraus verwieſen worden, ich meine diejenigen, welche ihr Vermögen den Unordnungen der Revolution und ihrer Schlauheit verdanken, und welche ſich in niedrigen Aemtern durch Betrug bereichert haben. Es giebt eine Menge Familien, welche ihren Wohlſtand der neuen Verfaſſung minder noch, als ihrem Verdienſt ſchuldig ſind, und dieſe werden nicht unter dieſe Klaſſe mit begriffen, ſondern machen einen der angeſehenſten Theile der guten Geſellſchaft aus.

In ſolchen Häuſern, welche an den Hofluſtbarkeiten Theil nehmen, wo ſich zu gewiſſen Abenden große Cirkel vereinigen, und oft brillante Diners gegeben werden, iſt der Ton ſtreng und abgemeſſen genug. Die Unterhaltung belebt ſich, in ſo fern als angenehme und geiſtreiche Perſonen gegenwärtig ſind; dennoch darf ſie niemals eine ganz beſtimmte Farbe annehmen, und die Eleganz einer leiſen Mitteltinte nicht verlieren. Ce ſont des riens qu'il faut — on ne doit pas peſer ſur les objets — il vaut mieur être Papillon que chenille — das iſt die Hauptregel. Da nun zu geſchickten Uebergängen und Modulationen der Unterhaltung ganz eigne Talente gehören, ſo wird es nicht allen leicht, in der Geſellſchaft für aimable zu gelten, und deshalb wird ein Unterſchied gemacht, der die ſtummen Perſonen von den Hauptak-

teurs auszeichnet, und jedem ſeine Stelle anweiſt. Die Zwiſchenpauſen werden mit Muſik, Deklamation, Tanz und Lektüre ausgefüllt, denn die beſten Gelehrten und Artiſten der Hauptſtadt dürfen nicht fehlen. In der Toilette, in der Haltung, ja im Redeton iſt eine gewiſſe Form und Convenienz, ein allgemeiner Takt, in welchen jeder hineinzuſpielen ſucht; ein Mißgriff iſt bald gethan, und daraus entſteht ein ridicule, das furchtbarſte Phantom der Pariſer.

Die ſchlechte Geſellſchaft iſt die zweideutiger Frauen, die eben keine Mittel haben, eine große Rolle zu ſpielen, und ſich mit kleinen Diners und Soirées in ihren Häuſern begnügen, zu denen viele Männer ſich einfinden, und keine Frauen, außer ſolche, die zu eben dieſer Klaſſe gehören. Je ſchöner und angenehmer dieſe Frauen ſind, deſto größer iſt in ihren Häuſern der Zufluß von Männern, die theils von Diſtinktion ſind, theils durch Familienverhältniſſe zur guten Geſellſchaft gehören, und mit ſolchen Frauen in irgend einem mehr oder weniger vertrauten Verhältniſſe ſtehen. Dieſe laſſen es ſich dort bequemer ſeyn, als in den guten Häuſern, und möchten ſolche Cirkel auf keine Weiſe miſſen, aus denen ihr Ruf ſo unverſehrt heraus kömmt, wie Gold, das durch Feuer gegangen. Auch findet ſich dort alles wieder, was die Hauptſtadt an Künſtlern und talentvollen Menſchen in ſich faßt; nur mit dem Unterſchied, daß dieſe dort die Hauptrolle ſpielen, dahingegen ſie in der großen Welt, wie geſagt, beſtimmt ſind, die Zwiſchenakte auszufüllen.

Noch muß es der großen, der gebildeten Pariser feinen Welt, und nicht zu ihrer Ehre nachgesagt werden, daß man hier noch in einer talentvolle Dichter und Künstler betrachtet, als wären sie zum Zeitvertreib derjenigen da, die ihnen ein glanzendes Diner geben können. Bei aller Achtung, die ihnen erzeigt wird, bei allen Lobeserhebungen, die ihnen zuströmen, kann doch diese Nüanze von Unterscheidungszeichen nicht verloren gehn; auch wird ein Unterschied zwischen Litteratoren und Künstlern gemacht. Die Künstler werden hier als weniger geltend angesehen, und man macht mehr Umstände mit dem schlechtesten Couplets- oder Tragödien-Dichter, Romanschreiber, oder Journalisten, als mit den ersten Mahler, Bildhauer, oder Musiker.

Beiläufig — es fehlt in diesem Athen — und Paris will doch das neue Athen seyn, nirgend an Frauen, welche die Rollen der Lais übernommen haben. Zu einer Aspasia hat es bis jetzt keine gebracht, auch ist keine Hoffnung dazu da.

Ich will wegen des Unterschieds, den man zwischen den Cirkeln der großen Welt, oder bonne société, und der Gesellschaft zweideutiger Frauen macht, nicht gesagt haben, daß sich in der bonne Société keine Frauen von zweideutigem Ruf und freier Aufführung befänden. — Nein, denn der Rang und Schutz einer reichen, alten, vornehmen Tante, oder eines angesehenen Gemahls, ist hier eine gültige Einlaßkarte in die große Welt. Jedoch habe ich bemerkt, daß Frauen von schlechtem Ruf, bei allem,

was man ihren Verhältniſſen ſchuldig iſt, eine gewiſſe Abſonderung empfinden, die wiederum aus riens beſteht, aber ſo viel gilt, als die andern riens, die eine wirkliche Achtung bezeichnen.

Kein Ort iſt in der Welt, wo ſo ſtreng auf den Schein gehalten wird, als in Paris, und wo das Vorurtheil einen ſo mächtigen Einfluß hätte. Die Größe der Stadt macht ſolche Geſetze der Convenienz nothwendig, damit alles ſein beſtimmtes Fach habe, und die Menge nicht bunt durcheinander geworfen erſcheine.

Ich wollte dies alles eigentlich nicht ſagen, da ich anfieng von den Theatern zu ſprechen, und doch konnte es nicht ausgelaſſen werden, wenn die Theater in ihren verſchiedenen Gattungen und Beſtimmungen bezeichnet werden ſollten, da ſie ſich ganz nach den Bedürfniſſen der Geſellſchaft richten.

Die Kaiſ. Akademie der Muſik, oder große Oper genannt, das große Franzöſiſche Theater (le Theatre françois), die italieniſche Oper, die komiſche Nationaloper (l'Opera comique), und das Theater Louvois, alle im Centrum der Stadt, ſind die einzigen, die von der großen Welt fleißig beſucht werden, und wo man Logen für das Jahr miethet. Wenn eine Frau von Ton in das Theater gehen will, muß ſie entweder in einer bekannten Loge erſcheinen, oder in einer eignen; denn die für einen Abend genommenen Lo-

gen ſind: petit genre, oder für Fremde. Das Publikum weiß, daß dieſe oder jene Loge dem oder jenen Staatsmann, der oder jener angeſehenen Frau gehört, und wer in das Schauſpiel geht, hat ſo gut ſeine Rolle zu behaupten, als der Spieler ſelbſt. Sobald eine Frau von Diſtinktion einen Schritt aus ihrem Hotel thut, gehört jede ihrer Bewegungen dem Urtheil des Publikums an.

Wer ein großes Haus ausmacht, muß wenigſtens in einem der großen Theater eine Loge haben. Dieſe Logen aber ſind ſo theuer, daß ſich meiſtens zwei oder drei reiche Familien vereinigen, um ſie für den Winter zu miethen; jeder hat dann einen beſtimmten Tag zum Genuß derſelben. In der Oper koſtet eine Erſte Loge von ſechs Sitzen, der Bühne gegenüber, 14000 Livres auf ſechs Monat, und in den andern Schauſpielen etwas weniger. Die größten Staatsperſonen haben eigne Logen für das ganze Jahr, an denen ſie ihre Freunde und Collegen Theil nehmen laſſen; ſelten ſieht man ſie ſelber im Schauſpiel. Auch die Geſandten haben Logen.

Bei Benefizen werden die Preiſe nicht ſowohl verdoppelt, ſondern auch alle Eigenthümlichkeit der Privatlogen aufgehoben, welches auch bei den erſten Vorſtellungen neuer Stücke ſtatt findet. Die Theaterdirektion ſchickt dann den reichſten Häuſern eine Loge als Geſchenk zu, welches mit wenigſtens vierfacher Bezahlung vergolten wird. Solche Benefizen ſind ein Feſt für Pariſerinnen, die ſich mit Glanz zeigen können. Eine köſtlich ge-

ſchmückte Frau, welche für dieſen Abend die friſcheſte Kaprize der Mode erhaſcht hat, und ſich mit den wahren oder erborgten Reizen der Jugendblüthe und Schönheit im erſten Range zeigt, ſitzt wahrlich wie im Paradieſe. Wie viel hundert Hände ſind nicht für ſie allein dieſen Abend in Bewegung geſetzt worden! Schon ſeit vier Wochen haben alle ihre Untergebenen, alle ihre Arbeiter für den Schmuck dieſes Abends geſorgt. Hippolit oder Joly hat manche Nächte durchwacht, manchen Morgen auf den beiden Muſeen Napoleon und des Auguſtins verträumt, um aus neuen falſchen Locken und antiken Modellen einen unerhörten Haarſchmuck zu ſchaffen. Dieſe Flechte war zu trocken, jene zu ſtreng, jene Locke zu hart, jene hatte zu wenig Charakter. Sein feiner Geſchmack traf endlich zwiſchen allen die rechte Wahl, und im Augenblick der Entſcheidung ſchuf noch ſein Genie eine neue köſtliche Idee, und die Dame gieng aus ſeinen Händen ſchöner, als eine Göttin, hervor. Doch nicht er allein, der Juwelier, die Nätherin, der Parfümeur, der Schuhmacher, alles wurde in Bewegung geſetzt, damit die Dame ſich unter hunderten auszeichne, die mit ihr gleiche Anmaßungen und gleiche Mittel haben. An ſolchen Abenden wenden ſich alle Blicke nach der Loge, aus welcher ein ſo pralender Glanz hervorgeht, und noch acht Tage nachher wird davon in den Sallons geſprochen. Rühmlicher Lohn ſüßer Bemühungen!

Daß die Plätze in Theatern überhaupt ſo theuer ſind, kommt nicht ſowohl von dem großen Gehalt, den die Schau-

ſpieler empfangen, und von dem Aufwand an Dekorationen und friſchen Anzügen und glänzenden Koſtumen, als von der Menge der freien Eintritte. Wer nur ein Stück von einem Stücke für ein Theater gemacht hat, bekommt den Eintritt auf zeitlebens frei, und bey jeder Vorſtellung einen Theil des Ertrags. Dazu ſind noch die Schauſpieler berechtigt, eine Menge Freibillette zu geben. Dieſe Liberalität muß durch etwas aufgewogen werden, wenn die Einnahme nicht gar zu gering ſeyn ſoll, und ſo müſſen die bezahlten Logen für die Freibillette mit bezahlen, ungefähr ſo, wie die Familien, welche alles baar kaufen, für die mit bezahlen, denen der Kaufmann Kredit giebt, und die von Schulden leben.

Die Freibillette befördern die gute Aufnahme eines Stücks, oder einer Aktrize. Sie bringen Leben in das Parterre; freilich ein gar unbeſcheidenes Leben, und von welchem wir in Deutſchland kein Beiſpiel ſehen. Es muß dennoch ſo ſeyn, ſonſt würden ſich die Franzoſen ennuyiren.

Auch iſt die reichliche Einnahme, dieſe Art Leibrente, für ein gutes Stück ein Reiz mehr für Theaterſchriftſteller, viel und gut zu arbeiten; dadurch kommt Mannichfaltigkeit in die Scene, denn zu leicht wird man hier die alten Sachen müde, wie unübertrefflich ſie auch ſeyn mögen, und durch einen neuen Titel wird das Publikum vom friſchen angelockt. Auch ſind die erſten Vorſtellungen immer einträglich, das Stück mag gut oder ſchlecht ſeyn.

Frauen von Ton verſäumen ſie nicht, erſtlich weil ſie ſich putzen können, zweitens, weil ſie gewiß ſind, viel Menſchen zu finden, dann, weil man den Abend in ſeinem Salon darüber ſprechen muß. Männer haben ähnliche Gründe, und ſo ſind bei erſten Vorſtellungen die Theater jedesmal zum Erſticken voll. Beim Debütiren neuer Akteurs iſt es daſſelbe, ſo wie auch bei der erſten Wiederaufnahme (reprise) eines lange nicht gegebenen Stücks. Wenn nun die elegante Welt bei ſolchen Gelegenheiten ſich vereinigt hat, wenn in hundert Sallons für und wider das Stück geſprochen worden, ſo erfährt man morgen oder übermorgen aus dem Feuilleton von Geoffroy, was man eigentlich davon zu denken hat.

Wenn auf den Theatern St. Martin und einigen andern des Boulevarts ein neues Stück gegeben wird, ſo kann eine Frau von Diſtinktion ſich hinwagen. Iſt ſie da geweſen, ſo geſteht ſie es ein, und ſagt auch wohl: figurés vous que ces betises ſont jolies. Vraiment? ſagen die andern, und ſomit wird wieder eine neue Parthie verabredet, die Logen werden geholt, und gegen das Ende des erſten Akts erſcheint ein Detachement aus der bonne Société, im erſten Rang, und ſetzt die unſchuldigen Bewohner der Fauxbourgs in Erſtaunen. Man bleibt eine halbe Stunde, und fährt dann noch mit aller Bequemlichkeit nach der Oper, den letzten Akt und das Ballet zu ſehen.

Dieſe Theater ſind bequem für die Einwohner der

Vorſtädte, die ſich in das Centrum der Stadt im Winter nicht wagen, weil ſie keine Equipage haben. Ihre Haupteinnahme danken ſie jungen und alten Müſſiggängern, die reich und locker leben, dieſe haben ihre geſelligen Bekanntſchaften zu einem Reſtaurateur geführt, und wählen ſolche Theater, um den Reſt des Abends unbemerkt und nach Belieben zuzubringen.

Wenn nun in groſſen Theatern, beſonders in der Oper, die Pracht und Friſchheit der Dekorationen, die ausgeſuchte Schönheit der Koſtume, die Ueberraſchung maleriſcher Gruppen, die köſtliche Muſik, und alle Täuſchungen der Kunſt ſich vereinigen, um die Sinne gefangen zu nehmen, ſo fühlt man doch auch ſelbſt in den kleinen Theatern, daß man in Paris iſt, da auch auf dieſem beſchränkten Schauplatz ein gewiſſer Geiſt der Zierlichkeit herrſcht, durch welchen die Gegenſtände in anmuthiger Ordnung einen günſtigen Eindruck gewähren. Wo Pariſer, und beſonders Pariſerinnen die Hand im Spiele haben, da bekommen die Dinge ſogleich Tournure, und ſie wiſſen jede Kleinigkeit geltend zu machen, und an ihren rechten Platz zu ſtellen. —

Auch Aeltern, die ihren Kindern Kurzweil machen wollen, führen ſie in dieſe bunten Theater, wo alle Volksmärchen, alle Anekdoten der Welt ihren Umlauf haben, und wo Harlequin und die ſchnellſten Metamorphoſen mit Feen und Geiſtern die kleinen, unſchuldigen Gemüther ergötzen. So findet hier zugleich, und unbeſchadet die Un-

ſchuld und die Lizenz ihre Rechnung und ihr Ergötzen, und dieſelben Mittel laſſen ſich bequem zu ganz heterogenen Zwecken anwenden.

Auf dieſen Theatern iſt eine Gattung von Schauſpielen ſehr beliebt, die ſie hier Melodramen nennen. Dies ſind Trauerſpiele und Schauſpiele in Proſa, mit Muſik. Es wird dabei genug für das Auge geſorgt. Die drei Einheiten fallen ſo ziemlich weg; die Wahrſcheinlichkeit iſt dem Intereſſe aufgeopfert, und der Phantaſie. Die Schönheiten liegen eben nicht in den Worten, denn das ſind meiſtens Gemeinplätze, aber ſie fehlen ſelten in der Situation. Aller dieſer Rückſichten wegen, iſt das Melodrama von den groſſen Theatern verbannt, und wagt ſich nur in die Cité, oder auf die Boulevarts.

Auf einigen dieſer Theater ſind die Schauſpiele mit Tanz untermiſcht. Wenn man gleich weiß, daß man nicht in der groſſen Oper iſt, läßt man ſich dennoch gern hinnehmen vom lieblichen Anblick junger Mädchen im leichten Gewand mit friſchen Kränzen, deren mannichfaltigen Wendungen und Verſchlingungen, wenn nicht an Kunſt, dennoch an Leichtigkeit und Anmuth es nicht gebricht. Wer ſieht nicht gern der Tändelei der kleinen Füßchen dieſer ſchlanken Mädchen zu, wie ſie im Takt ſich bewegen, und dazu die Gewänder fliegen, das Flittergold und die Bänder glänzen und flattern, und das zierlich gelockte und bekränzte Köpfchen ſich hin und her wiegt?

Nur eins habe ich an den ſo reizenden Tänzen der Pariſerinnen auszuſetzen, nämlich, daß die jungen Leute dazu ſo ſauer ſehen, als gieng es zur Leiche. Selbſt die ſüße Grazie, die unnachahmliche Gardel lächelt kaum, und auf den Bällen bei großen Feſten wird die Ernſthaftigkeit noch weiter getrieben. Dies feſte Schließen des Mundes, dies ſtrenge Niederſchlagen der Augen macht den wunderlichſten Kontraſt zu der Schnelle und Munterkeit der Bewegungen. Iſt das Dezenz? Sollte denn eine ſanfte Heiterkeit indezent ſeyn? Mich dünkt es eher, als nähme die geſpannte Aufmerkſamkeit auf Pas und Takt den Tänzern alle Freude am Tanze.

Beinahe hätte ich das Vaudeville Theater vergeſſen. Iſt es von der guten Geſellſchaft? Ja wohl, ohne Zweifel, und das verdient es auch. Schon die Autoren deſſelben rechnen ſich zur guten Geſellſchaft, in welcher man ſie etwas höher hält, als Artiſten, und etwas tiefer, als Tragödiendichter. Da, wo ſie Eintritt haben, legt man ihnen weiter keine Verbindlichkeit auf, als einige Bon mots über die Dame des Hauſes, und eine Lektüre ihres neueſten, noch nicht gegebenen Stückes. Dies wird mit einem Gewicht, einer Selbſtgefälligkeit geleſen, die mittelmäßigen Verſe werden ſo geſchickt in Schatten geſetzt, und die glücklichen Stellen mit ſolcher Kunſt geltend gemacht, daß es unmöglich iſt, nicht von der Lektüre entzückt zu ſeyn. Wenn nun das Lob von allen Seiten dem Verfaſſer zuſtrömt, ſo iſt er großmüthig genug, der Eigenliebe einiger Hauptperſonen der Geſellſchaft Weihrauch zu

ſtreuen, und ſie um ihre Meinung zu befragen, ihren Rath zu verlangen. Nun wird irgend eine Meinung — nie die wahre — geoffenbart, und der geſchickte Autor weiß ſie mit vieler Geiſtesgegenwart ſchnell und gütig zu widerlegen, und zwar auf eine Weiſe, welche die Eitelkeit des Rathgebers auf das ſorgfältigſte pflegt und ſchont.

Alle, die das Stück angehört haben, wollen nun auch die erſte Vorſtellung ſehen, und verſprechen zu applaudiren. Auch wird der Autor von Damen umringt. Die Vornehmſte, wenn ſie eben guter Laune iſt, naht ſich mit Zuverſichtlichkeit: „Sie leſen es morgen bei mir?“ . . . „Es wird mir eine Ehre ſeyn.“ Nun kommen auch die andern heran, und es werden noch ein Dutzend Lektüren verſprochen. Ob nun nicht die armen Autoren die erſten ſeyn müſſen, die ihrer Sachen müde werden?

Das Vaudeville-Theater hat urſprünglich einen gar ſinnreichen Zweck, und konnte nirgend entſtehen, als in Frankreichs Hauptſtadt, dem alten, bunten Schauplatz voll Wechſel und Leben, dem Centrum eines Volkes, deſſen regſamer Geiſt beim geringſten Stoß die blitzenden Funken eines muntern Witzes ſprüht, und der auch von den wichtigſten, ja von den ſchrecklichſten Begebenheiten nicht ſo tief gebeugt wird, daß er nicht noch in demſelben Moment ſich wieder aufrichtete, und die luſtige Seite davon zu einem Bon mots auffinden könnte. Das Vaudeville-Theater hält die Erinnerungen an große und

berühmte Männer, durch irgend eine piquante Anekdote aus ihrem Leben feſt, die dort auf die Scene gebracht, und mit geiſtreichen Zügen und Anſpielungen verwebt wird. Die Couplets, welche in dieſen Theaterſtücken nach Volksmelodien abgeſungen werden, haben ein eignes Salz, einen eignen Geiſt der Feinheit und bezaubernden Leichtigkeit, der bis jetzt den Franzoſen ausſchließend gehört, und den der Fanatismus der jüngſtvergangenen Zeiten nicht genug unterdrücken konnte, als daß er nicht hin und wieder neu auflebte.

Dies ſind die Bemerkungen, die ich hier über Theater, als die intereſſanteſten aus meinem Gedächtniſſe ausheben konnte. Alles übrige kennt das Ausland aus Journalen und Werken über Paris, beſonders aus denen der Herrn von Kotzebue und des Kapellmeiſters Reichardt. Beide haben mit Theaterkenntniß darüber geſchrieben, und der letztere beſonders noch mit dem feinen Takt des gebildeten Tonkünſtlers. Beide laſſen mir nichts übrig zu ſagen, aber gern will ich mit ihnen wiederholen, daß Talma unvergleichlich iſt.

V.

Neigung des Volkes zu Theater und Kunstgegenſtänden.

Wir haben im vorigen Abſchnitt die Erſten Logen berührt, laßt uns nicht die Gallerie vergeſſen. Dort ſitzen im Gedräng die aufmerkſamſten, die beſcheidenſten Zuſchauer. Sie kamen nicht, um über das Stück zu ſchwatzen, nicht, um es zu bekritteln, nicht, um ſich zu zeigen, ſie kamen aus Liebe zum Stück, oder doch aus der einzigen Abſicht, einen frohen Abend zu erleben. Keiner wird pfeifen, es müßte denn ein Miethling ſeyn, keiner wagt es, dem Urtheil der großen Welt vorzugreifen, und ſeine Freude über das, was er ſieht, durch Applaudiren zu bezeigen, keiner wird durch Geſchwätz mitten im Stück den aufmerkſamen Nachbar ſtören, und faſt jeder von ihnen verlebt an ſolchem Abend einige ſeiner angenehmſten Lebensſtunden.

Der gemeine Franzoſe hat Kenntniß vom Namen und von den Werken und Thaten großer Dichter und großer Männer ſeiner Nation. Er hat immer ſroppante

Stellen aus den Dichtern bereit zur Anwendung, nur wenige giebt es, die hievon Ausnahme machen.

Eben so iſt es mit den Kunſtwerken in öffentlichen Sammlungen, beſonders mit Statuen und Gemälden. Das Volk benutzt eifrig die Erlaubniß ſie zu ſehen, und freut ſich darüber, und ich habe von Tagelöhnern Praxiteles und Raphaels Namen gehört. Ich will damit nicht geſagt haben, daß es mir angenehm wäre, daß man hier ſolche Schätze dem Gedränge und dem Staube ausſetzt, denn Plaſtik und Mahlerei ſind nicht ſo faßlich, als Worte, und können weiter keinen Einfluß auf die allgemeine Bildung haben, wie Poeſie und Litteratur. Hievon zeugt die Erfahrung, denn daſſelbe Paris, das die unſterblichen Schätze der höchſten Kunſt beſitzt, hat auch noch immer ganze Waarenlager voll Schmierereien, und elende Zeuge; und obgleich die Geräthſchaften und Zierrathen des Alterthums dem hieſigen Geſchmack für dergleichen Dinge zur Richtſchnur dienen könnten, ſo finden ſich nicht um ſo weniger in den Magazinen und Boutiquen, ja ſelbſt in den Palläſten barbariſche, ſchwerfällige und geſchmackloſe Werkzeuge, Zierrathen und Meubles, und viel erbärmlicher noch, als in andern Städten, ſo daß ich keine neue glückliche Erfindung in ſolchen Formen gefunden habe, ſondern nichts war gut, als was man ſo klug geweſen iſt, geradezu den Alten nachzubilden.

Man könnte zwar auch daſſelbe von der Litteratur ſagen. Frankreichs unſterbliche Muſter finden zwar Ein-

gang in allen Gemüthern, Posaunen in jedem Mund, und doch sind manche neue Schriftsteller Barbaren. Das kann aber nicht mit obigem Satz in Vergleichung gestellt werden, denn der Nutzen der Poesie und der guten Werke soll nicht darin bestehen, daß neue ähnliche Produkte dadurch entstehen, sondern daß das Volk, gerührt und erfreut von der schön eingekleideten Moral der Dichtung, das Gute davon auf Geist und Leben anwendet, und wahrlich, ich freue mich es sagen zu können, das geschieht auch. Dies kann aber bei Mahlerei und Plastik nicht der Fall seyn, und der einzige Nutzen, der daraus entstehen könnte, wäre, daß irgend ein im Staube gebornes Genie, von ihrem Glanze getroffen, einen bestimmten Flug nehmen könnte. Solche Fälle aber sind mehr als selten, und zu so außerordentlichen Gemüthern pflegen sich auch ohne so günstige Erleichterungen, wunderbare Ereignisse zu finden, durch welche der Funken angeschlagen, und der Flamme Nahrung verliehen wird. Selten gieng ein wahres Genie unter.

Wenn nun aber auch Mahlerei und Skulptur nicht auf die Bildung des Volkes vortheilhaft wirken, sondern höchstens flüchtige Eindrücke von Schönheit in den Gemüthern zurücklassen können, so ist doch die Ehrfurcht lobenswerth, die selbst der gemeinste Franzose für Kunstwerke hegt. Nie wird ein öffentliches Monument mit Vorsatz beschädigt, ja, ich wüßte kein Beispiel, daß man eins beschädigt hätte, und auch die Knaben auf der Gasse, wie muthwillig sie seyn mögen, lassen sich nie einfallen, irgend

ein Monument zu verunſtalten. In unſerm gebildeten und aufgeklärten Berlin iſt es dem nicht alſo. Kaum iſt eine Statue errichtet, eine Verzierung auf irgend einer Brücke, oder ſonſt zur Verſchönerung der Stadt angebracht, ſo lauert der Pöbel hämiſch auf den Augenblick, wo unbemerkt etwas daran verſtümmelt werden könnte, ſo daß alle dortigen Denkmale, zugleich Denkmale eines wüthenden Haſſes ſind, den das Volk gegen Schönheit und Kunſt zu hegen ſcheint. . . . .

VI.

Architektur-Muſeum

von

Dufourny.

Noch iſt es unbeſtimmt, wenn der Genuß dieſer vortrefflichen Sammlung den Künſtlern verſtattet werden kann. Das jetzige Lokal, welches zweckmäßig genug war, iſt nun für die franzöſiſche Akademie zur Bibliothek beſtimmt. Im Oktober 1805 ſchon ſollte es als Muſeum eröffnet werden, jetzt iſt nicht mehr die Rede davon. Der geiſtreiche, kunſtliebende Miniſter Chaptal, und Denon, der Freund aller Bildung, hatten dem Herrn Dufourny, dem Sammler und Stifter dieſer Denkwürdigkeiten des Alterthums, zu dieſem Lokal verholfen, unter welcher Bedingung Dufourny der Nation ein Geſchenk mit ſeiner Sammlung machte. Ohne Zweifel wird und will die jetzige Adminiſtration den Stifter eines ſo nützlichen, und in Europa ganz einzigen Inſtituts entſchädigen, und ihm ein ſchönes und zweckmäßiges Lokal anweiſen. Schade nur, daß in Paris oft die beſten Intentionen fruchtlos bleiben müſ-

ſen, weil der Drang der Umſtände zu mächtig wirkt, und eine zu große Beweglichkeit hervorbringt, der alles unterworfen iſt. Seit einigen Jahren werden eine Menge Anſtalten gemacht, um in den Kunſtſammlungen eine feſte Ordnung zu bewerkſtelligen. Da aber der Reichthum ſo groß iſt, kann natürlicher Weiſe nicht alles auf einmal geſchehen; um ſo mehr, da die wichtigſten Begebenheiten in überraſchendem Wechſel die Aufmerkſamkeit der wirkenden Perſonen unaufhörlich von dem untergeordneten Intereſſe zum höchſten Intereſſe hinlenken.

Indeß nun aller Orten aufgeräumt, verändert, heruntergeriſſen, neu gebaut wird, muß der Zukunft die Gegenwart aufgeopfert werden, und alles bleibt in der Schwebe. Es iſt keine Frage, daß es beſſer iſt, einen beſchränkten Zeitverluſt gegen den Vortheil einer weiſen und dauernden Einrichtung nicht zu achten; doch möchte man auch mitunter geneigt ſeyn, an der Beſtimmtheit und guten Berechnung der jetzigen Plane zu zweifeln.

Doch ich kehre zu meinem eigentlichen Gegenſtande, zu der koſtbaren Sammlung alter Denkmale der Kunſt zurück. Rom, Neapel, Sicilien, die Villa Albani haben die Muſter zu den ſchönen Abgüſſen hervorgebracht, die man hier vereinigt überſehen kann. Auch griechiſche Produkte ſind hier: Basreliefs von der Laterne des Demoſthenes, und die Kapitäle von dem Tempel des Erechteus, und des Theſeus aus Athen. Glückſeelige Vorwelt, welche die jungfräuliche Blüthe der Welt und der Ideen zu

genießen wußte, in welch einer herrlichen Schöne glänzen noch deine Trümmer! Wie selten gelingt es jetzt auch dem erhabensten Geiste, der alten Erde noch ein Frühlingslächeln der Jugend abzugewinnen!

Unter den unzähligen Basreliefs, — theils griechische und Römische Originale, theils Kopien von den berühmtesten Gruppen dieser Art, deren Beschreibung man in Kunstschriftstellern findet, ist keins, das mich so angezogen hätte, wie ein ächtgriechisches Original, im edelsten, reinsten Geist der Griechheit gedacht und gebildet. Es ist leider nur Fragment, und die Bedeutung der Gruppe ist unbekannt, läßt sich aber für eine Episode aus dem Homer halten. Zehn Figuren sind darauf (halbe Figur), worunter eine Minerva, nur daß ihr Helm nicht wie die andern Minerva-Helme ist. Ich glaubte, Agamemnon, Ulis, Achilles daraufzu erkennen; andre meinten: es wäre ein Zug aus Orests Geschichte. Doch was es auch seyn mag, nie hab ich was edlers und reineres von alter Bildhauerkunst gesehen, das einzige Fragment ausgenommen, das sich auf dem Museum Napoleon befindet, und noch von Phidias Zeiten her ist, und wo die Köpfe nicht einmal von so vollendeter Schönheit und idealischem Charakter sind, als diese Köpfe. Die göttliche Ruhe dieser Gesichter, ihre himmlische Schönheit, dann die zierliche Einfachheit des wallenden ambrosischen Haarputzes, und die herrlichen Stellungen, die Einheit und Harmonie der Gruppe, die doch so gar nicht gedacht, gesucht, geordnet scheint, sondern den Blick so ruhig anzieht, als ordnete

ſie ſich eben erſt vor des Sehers Augen! — Das iſt Vollendung! — Wenn wird von neuem ſo etwas hervorgehen?

Es giebt überhaupt nichts unterhaltenderes, als die Fülle von Darſtellungen auf allen dieſen Basreliſs. Hier ein Hochzeitfeſt, dort blühende Knaben beim Opfer, dort tanzende Amoretten, Göttinnen, auf Delphinen ſchwebend, Bacchus im Wagen, und ſein heitres Gefolge in lachenden Gruppen umher. Tanzende Mädchen mit leichten Gewändern, in Stellungen von unendlicher Lieblichkeit, mit reizend verſchlungenen Armen und ſchöngelockten Häuptern. Der Liebesgott in tauſenderlei Geſtalt, und immer triumphirend, Grazien und Muſen, und alle die herrlichen Geſtalten aus dem phantaſtiſchen Götterreich der Vorwelt. Die Basreliſs ſind im Alterthum ſo häufig geweſen, als jetzt die Gemälde, nur daß ſie im Allgemeinen von einem höhern Geiſte der Vollendung beſeelt waren, als unſre heutigen Darſtellungen. Unter dieſem Reichthum von Darſtellungen iſt auch nicht eine, die gleichgültig oder fehlerhaft wäre.

Aegyptiſche Basreliſs, in Vertiefungen nehmlich, der erſte Urſprung des Basreliefs, auf welchem die bedeutendſten Gottheiten und Opfergeräth ſich befinden, und in kleinem Raum vereinigt ſind, giebt es mehrere hier. Merkwürdig waren ſie mir als Keime und Grundlagen des hellenſchen Ideals, zu welchem die Kunſt ſich erhoben.

Vier einzelne Profilköpfe im Basrelief, Abgüsse nach Originalen von Terra cotta, aus der Sammlung des Prinzen Poniatowsky, sind auch im ächten griechischen Charakter, aber doch von gar kalter Schönheit. Ich verglich sie in Gedanken mit dem eben erwähnten Fragment vom Basrelief mit zehn Figuren, und es wurde mir deutlich, wie weit die Form des Ideals vom Ideale selber entfernt ist, und wie man sich doch darüber täuschen kann, und oft getäuscht hat.

Zwei Gipsabgüsse von Vasen aus der Villa Albani und dem Pallast Farnese, sind wegen Form und Arbeit sehr anziehend. Die Originale befinden sich jetzt noch in denselben Italienischen Palläſten. Auch der Atlas aus Neapel ist hier, aber blos die Kugel mit den zwei Händen, die sie tragen; die ganze Figur abzugießen, würde zu schwierig gewesen seyn. Es wäre zu weitläuftig, hier die Beschreibung von alle den Altären, Friesen mit Opfergeräthen, Urnen, kleine Marmorkopien von Denkmälern, Originalen von Cenotaphen, Säulenkapitälen u. d. m. zu machen. Genug, — der Reichthum ist groß, und für Künstler erfreulich.

Auch die Diana von Epheſus ist hier im Abguß; sie wurde in Sizilien gegossen. Vor 14 Jahren war es nicht zu ahnden, daß Frankreich die Schätze alter Bildhauerkunst besitzen würde, die sich im Museum Napoleon befinden. Deshalb ließ H. Dufourny unter andern auch vortreffliche Abgüsse von dem berühmten Basrelief der Musen ma-

chen, das jetzt auch im Museum Napoleon aufbewahrt wird. Frankreich beſitzt jetzt dreierlei Abbildungen aus dem Alterthum von den Muſen: die großen Statuen im Muſeum, obenerwähnte Basreliefs, und dann die gemahlten neun Muſen aus dem Herkulanum, jetzt im Schloſſe Malmaiſon.

Ein Original in Ebenholz und mit Basreliefs von weißem Marmor, vermuthlich von einer Kapellen-Wand aus einer italieniſchen Kirche, ſcheint aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert zu ſeyn. Es ſtellt die Geſchichte der Heiligen Eliſabeth u. a. Begebenheiten der heiligen Familie in verſchiedenen kleinen Basreliefs vor. Die Gruppen ſind im Geiſt und Styl der italieniſchen Maler; es zeigt ſich in der Behandlung nicht das Feuer eines kraftvollen Genies. Sie ſind darum nicht minder anziehend durch einen gefälligen Charakter von Simplicität und Ruhe. Es giebt hier auch mehrere Abgüſſe von Florentiniſchen Werken aus dem Mittelalter; gern hätte ich etwas von Benvenuto Cellini gefunden.

Auch artige kleine Arbeiten in Phelloplaſtik ſind hier, nach Italiens berühmteſten Alterthümern. So mag man mit einem Blick in das tiefſte Dunkel der Egeriſchen Grotte dringen, und die Phantaſie laben an den Bildern geheimnißvoller Liebe und Weisheit, die Numa Pompilius in ihrem Schoße ſich entfalten ſah.

Auch der ernſten Göttin Veſta Tempel zeigte ſich

hier in ſeiner traurigen Schönheit. War es mir doch, als hauchten die Seufzer der Jungfrauen daraus hervor, die hier ein unbefriedigtes Herz, eine aufgeopferte Jugend in Gebet und Thränen vergruben. Die Tempel Antonio und Fauſtina, der Minerva Medika, drei Säulen von Jupiter Stators Tempel, und in ernſter Hoheit des Sybillens-Tempels alte Ruinen, ſind gleichfalls hier in künſtlicher Abbildung zu ſchauen, und gewähren eine ruhige Anſicht, die auch noch der Phantaſie Genuß giebt, wenn gleich nicht hier, wie in Claude Lorrain und in Pouſſins göttlichen Gemälden, eine milde Sonne, und eine wehende Balſamluft ſie erleuchtet, und mit Italiens magiſchem Farbenſpiele der Dünſte umgiebt.

Auch der Konſtantiniſche Triumpfbogen iſt hier, gleichfalls in Phelloplaſtik. Die Basreliefs ſind ſehr ſorgfältig gearbeitet, gewiß eine der vollendetſten Abbildungen in dieſer Manier, die es geben kann.

Eine Fülle der anmuthigſten und ſinnreichſten Arabesken zieht in dieſem Muſeum den Blick in der ſchönſten Mannichfaltigkeit an. Dieſe Verſchmelzung und Vereinigung der verſchiedenſten heterogenſten Gegenſtände, zu reizenden zierlichen Formen, iſt mir eins der freundlichſten Produkte der menſchlichen Kunſt, ein anmuthiges Bild einer heitern, poetiſchen Lebensanſicht. Mehrere der Arabesken, die ich hier gefunden habe, ſind ohne Abänderung in den phantaſtiſchen Verzierungen der Raphaeliſchen Arabesken im Vatikan zu ſehen. Ich mache ihm kein Ver-

brechen daraus, daß er ſo ſchöne Formen aufgefriſcht hat; wären ſie nicht ſchon da geweſen, er hätte ſie eben ſo gut erfinden können.

Dies ſind die merkwürdigſten Gegenſtände, die mir in dieſer Sammlung aufgefallen ſind. Wenn ſie erſt dem Publikum eröffnet ſeyn wird, ſo erſcheinen ohne Zweifel Abhandlungen darüber, die, mit reiferer Sachkenntniß geſchrieben, eine vollſtändige Ueberſicht gewähren mögen.

VII.

Kupferſtich-Kabinet

der

Kaiſerlichen Bibliothek.

Dieſe ſeit anderthalb hundert Jahren ſich mit neuen Schönheiten faſt täglich vermehrende Sammlung iſt von dem höchſten Intereſſe für Geſchichte und Kunſt. Alle Staaten, in welchen je die Kunſt geblüht hat, laſſen ſich aus dieſem Mittelpunkt überſehen, und die Fortſchritte derſelben ermeſſen, und gegeneinander vergleichen. Kein berühmter Nahme auf Erden, von welchem ſich hier nicht Denkmale fänden, kein großer Mann, deſſen Abbildung von Meiſterhand hier nicht zu ſchauen wäre; keine berühmte Frau, deren Bild hier fehlte, kein Volk, deſſen Sitten, Gebräuche, Trachten und Wohnungen hier nicht abgebildet wären, und kein Denkmal der Baukunſt, der Plaſtik und Mahlerei, von welchem ſich hier nicht ein Umriß, ein Bild befände.

Dieſe Sammlung iſt, wie die andern Kunſtſammlungen in Paris, Künſtlern und Fremden täglich, dem Pu-

blikum wöchentlich zweimal offen. Jedem wird gegeben was er verlangt. Nur muß jetzt die Vorsicht der Wächter verdoppelt werden, weil unwürdige Menschen, meistens Fremde, sich zu gern der geringsten Freiheit zu ihrem persönlichen Vortheil bedienen, und dadurch dem Ganzen Schaden thun; so daß auch die gütigsten Vorsteher öffentlicher Sammlungen sich ein allgemeines Mißtrauen zur Regel machen müssen. So ist denn in den Bänden manches schöne Blatt verstümmelt, oder entwendet. Die herrlichste Sammlung von Marc Antonio Raymondi ist entsetzlich zugerichtet worden, so daß sie dem Publikum jetzt gänzlich versagt, und nur bekannten Personen vertraut wird. Einige der vorzüglichsten Schätze dieser Sammlung, wie z. B. Originalgemälde auf Papier, ein kostbarer Rembrandt, vollständig, und in den saubersten Abdrücken u. a. d., werden gar nicht gezeigt, außer wenn die Gefälligkeit der Vorsteher dieselben einem guten Künstler, oder Fremden von Distinktion zugesteht. Die besten Abdrücke guter Sachen, die seltensten Blätter werden entweder verschlossen, und nur aus Gefälligkeit gezeigt, oder unter Glas und Rahm gefaßt, wie es deren viele sind. Diese so äußerst nothwendigen Vorsichtsregeln entwenden keinem Kunstliebhaber die Kenntniß so vortrefflicher Sachen, denn sie werden, wie gesagt, für bekannte Personen gemildert.

Zu Anfange dieser Uebersicht kann einiges aus Vasari, aus dem italienischen Text übersetzt, und die Geschichte der Aetzkunst betreffend, nicht undienlich seyn:

Bei Gelegenheit der Lebensgeschichte Marc Antonio Raymondi's sagt Vasari:

„Die Erfindung der Aezkunst gehört dem Maso Finiguerra, einem Florentiner Goldschmiede, der im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gegen 1460 lebte. Um das zu nivelliren, was er auf Silber ätzte, rieb es Maso Finiguerra mit Erde ein, und warf es auf flüssigen Schwefel, so daß es sich eindrückte, und mit Oel gesäubert sich eben zeigte wie auf dem Silber. Eben so machte er es auch mit nassem Papier und derselben Substanz, indem er mit einem runden Holze behutsam darauf drückte, so daß die Sachen nicht nur abgedruckt wurden, sondern auch aussehen, wie mit der Feder gezeichnet. Diese Manier wurde vom Baccio Baldini befolgt, der gleichfalls ein Goldschmied, jedoch mit dem Zeichnen nicht wohl bewandert war, weshalb er nach der Erfindung und Zeichnung des Sandro Botticelli arbeitete. Da solche Sachen dem Andrea Mantegna in Rom zu Gesichte kamen, fiel er darauf, seine Gemälde auf eben diese Weise ätzen zu lassen, so wie es in seiner Lebensgeschichte beschrieben ist. Als diese Erfindung nach Flandern gelangte, wurde sie von Martin benutzt. Dieser war ein vortrefflicher Mahler von Antwerpen, der viel arbeitete, und seine Sachen nach Italien schickte *), welche Blätter alle bezeichnet sind

*) Dieser Martin, namentlich Martin Clivensis, ist vermuthlich Albrecht Dürers Meister, auch Bonchartins genannt. (Note der Herausgeber des Vasari).

mit einem M. C., und es ſtellt der erſte Stich die fünf thörichten Jungfrauen vor, mit den erloſchnen Lampen, und die zweite die fünf klugen Jungfrauen mit den brennenden Lampen. Dann iſt ein Chriſtus am Kreuz, zu ſeinen Füßen die H. Jungfrau und Johannes; dies iſt ein ſo vortreffliches Blatt, daß Gherardo aus Florenz, ein Miniaturmahler, es mit dem Griffel nachahmte, und es gelang ihm ſehr wohl. Er machte jedoch wenig dergleichen, denn er ſtarb ſehr jung. Sodann fertigte Martin die vier Evangeliſten, in vier Medaillons, und auf kleinen Blättern Jeſus mit den zwölf Apoſteln, und die H. Veronika, mit ſieben Heiligen, nebſt einigen Wappenſchildern von deutſchen Fürſten und Baronen, deren einige von Männern und Frauen gehalten werden. Ferner einen Heiligen Georg, der den Drachen beſiegt, dann einen Chriſtus, gebunden vor Pilatus ſtehend, und das Volk umher, indeß ſich dieſer die Hände wäſcht, und einen Tod der H. Jungfrau, um welche her ſich alle Apoſtel verſammelt befinden, und welches ein ziemlich großes Blatt iſt, und ſein beſtes. Dann noch einen St. Antonius, von den Teufeln gegeißelt, und in den Lüften getragen, welches die ſeltſamſten und verſchiedentlichſten Geſtalten ſind, die man ſich nur denken kann. Nach dieſem Martin erſchien Albrecht Dürer, der beſſere Einſichten beſaß, und eine größere Fertigkeit in der Zeichnung, auch ſchönere Erfindungen machte. Dieſer ſuchte die Natur nachzuahmen, und hielt ſich an die Italieniſche Manier, die er gar wohl zu ſchätzen wußte. Und ſo machte er noch als Jüngling viele und ſehr ſchöne Sachen,

die denen des Martin gleich geſtellt wurden, und er ſtach ſie ſelbſt, und gab ihnen ſeinen Nahmen. Im Jahr 1503 gab er eine kleine H. Jungfrau heraus, in welcher er ſowohl Martin als ſich ſelbſt übertraf, und ſodann in vielen andern Blättern, Pferde, je zwei auf einem Blatte, nach der Natur, und vortrefflich. Ein andrer Stich ſtellt den verlornen Sohn vor, und die Schweine, die in einem Trog freſſen, alles in einer Landſchaft mit Häuſern und Dörfern, nach deutſcher Weiſe, und ganz vortrefflich. Sodann ein H. Sebaſtian, mit den Armen in die Höhe gebunden, und eine H. Jungfrau, ſitzend, den Knaben an der Bruſt, die von einem Fenſter von hinten erleuchtet wird, ſo daß man im Kleinen nichts Beſſeres ſehen kann. Er bildete auch eine Flamänderin zu Pferde ab, von ihrem Reitknecht gefolgt, und eine Nymphe, von einem Meerungeheuer entführt, indeß andre ſich baden. Dann, um die höchſte Stufe ſeiner Kunſt zu zeigen, bildete er eine Diana ab, wie ſie eine Nymphe ſtraft, die bei einem Satyr Schutz ſucht; wobei er bewies, daß er verſtand die Nacktheit abzubilden. Doch wie ſehr auch dieſe Meiſter in ihrem Lande ein gebührendes Lob davon getragen haben, ſind doch in dem unſrigen ihre Werke nicht minder geehrt. Und ich muß glauben, daß Albrecht Dürer, da er es nicht beſſer machen konnte, ſeine Geſellen zu Modellen nahm, die als Deutſche keine ſchöne Natur zeigten *), ob ſie gleich, wenn ſie bekleidet ſind, als ſchöne

*) Ob Vaſari meinte, daß die Italiener allein ſchöne Modelle abgeben, ob er Recht hätte? Die franzöſiſchen Mahler be-

Männer erscheinen. Auch bildete er auf kleinen Blättern verschiedene Flamändische Sitten ab, und Bauern und Bäuerinnen, tanzend und spielend auf der Schallmey. Auch zwei St Christophe, die das Christkind tragen, und die in der Ausführung vortrefflich sind. Nach diesen Werken, da er sahe, daß das Kupferstechen viel Zeit wegnimmt, und noch gar viele Ideen und Zeichnungen hatte, legte er sich, zu schnellerer Beförderung derselben, auf den Holzschnitt, in welcher Manier sich den Künstlern ein größeres Feld öffnet. So gab er 1510 zwei kleine Blätter heraus, deren eins die Enthauptung St. Johannis vorstellt, das andre Herodias am Tisch, wie ihr das Haupt des Täufers dargereicht wird. Dann auf einem andern Blatte St. Christoph, St. Sixtus der Pabst, St. Stephanus und St. Lorenzo. Da er nun die Leichtigkeit dieser Manier einsah, behielt er sie bey, und bildete einen St. Gregorius ab, der die Messe singt, mit dem Dechanten und Unterdechanten. Und da der Muth in ihm wuchs, machte er 1510 eine große Platte, auf welcher er die Passion Christi vorstellte, und er machte derselben vier, auf welchen das Abendmahl, der Oehlberg, die schlafenden Jünger, und die Auferstehung vorgestellt sind. Und den andern Theil bildet er auf einem schönen Oelgemälde ab, welches jetzt dem Herrn Bernardetto dei Medici in Florenz gehört. Und wenn gleich die acht folgenden Blätter seinen

klagen sich, wenig gute Modelle zu finden, und meinen, nun fände sie nur in Italien. Dükers Modelle waren wohl meist Flamänder, wirklich schlechte Natur.

Namen tragen, so dünkt mich nicht, als könnten sie von ihm seyn, da sie seiner vortrefflichen Arbeit auf keine Weise gleichkommen. Doch das ist gewiß, daß er im Jahre 1511 in 20 Blättern das ganze Leben unserer H. Jungfrau vortrefflich abbildete, so daß es nicht möglich ist, sowohl wegen der Erfindung der Komposition, der Perspektive, der Häuser, Kostume, noch der Greisen- und Jünglingsköpfe etwas besseres zu sehen. Und es ist kein Zweifel, daß, wenn dieser so feine Mann, der so fleißig, so in allem geschickt war, Toskana zu seinem Vaterlande gehabt hätte, statt Flandern, und die römischen Kunstsachen studiert, er der erste Italiener gewesen wäre, so wie er der erste unter den Künstlern seines Landes ist."

„Dasselbe Jahr unternahm Albrecht Dürer, um seinem Genie Luft zu machen, funfzehn Holzschnitte, auf welchen er die Wundererscheinungen der Offenbarung St. Johannes auf der Insel Patmos abbildete. Und er legte auf eine Weise Hand an das Werk, mit seiner wunderbaren und reichen Einbildungskraft, daß er die irrdischen, so wie die himmlischen Gegenstände zum Erstaunen schön abbildete, und in die Thiere und Ungeheuer legte er eine solche Seltsamheit und Verschiedenheit, daß auch unsern Künstlern ein großes Licht aufgieng, welche seitdem dabei den Reichthum und die Fülle seiner vortrefflichen Erfindungen genug benutzt haben. Noch sieht man von der Hand dieses Meisters einen Christus, nackend, und umgeben von den Mysterien der Passion, wie er unsre Sünden beweint, und es läßt sich diesem kleinen Blatte

nichts anders als Lob ertheilen. Nachdem, als Albrecht Dürer an Muth und Kräften zunahm, und seine Sachen berühmt sah, arbeitete er Dinge aus, über welche die Welt erstaunte; es würde mich jedoch zu weit führen, wenn ich alle Werke dieses fleißigen und großen Meisters nennen wollte."

Soweit Vasari, als Einleitung zu Mark Antons Leben; sein herzliches und naives Lob unsers Albrecht Dürers, macht dem Lobredner sowohl als dem Künstler zu viel Ehre, als daß ich es hätte übergehen mögen. Auch war, was er von Maso Finiguerra und Sandro Botticelli sagte, nothwendig, um den Werth eines Abdrucks einzusehen, der sich in dieser Sammlung auf der Kais. B. befindet, und mir durch die Gefälligkeit der Herrn Vorsteher bekannt wurde.

Dieser Abdruck ist von 1462, von einer Silberplatte, die zu einem Meßgeräth bestimmt war, und ein ächtes Werk vom Maso Finiguerra. Er stellt einen Tempel mit vielem Volk vor, in welchem die H. Jungfrau mit Engeln in einer Glorie schwebt, mit den Worten: Assumta es Maria in coelum Regina.

In den Gruppen, Köpfen und Stellungen ist viel Kunst, Lebendigkeit, Mannichfaltigkeit, Ausdruck und Anmuth; ich hätte weinen mögen, daß ein solcher Künstler sich auf ein Handwerk beschränkt hat. Noch ist die unvergleichliche Feinheit dieser Arbeit bewunderungswürdig,

und die Harmonie der Lichter und Schatten, da es keinesweges bloße Umrisse, sondern die feinsten und angenehmsten Schattirungen sind.

Dies vortreffliche Blättchen wird mit der äußersten Sorgfalt bewahrt; es hat blos an den Rändern ein wenig gelitten, und ist übrigens unversehrt. In demselben Bande befinden sich Abdrücke von Sandro Botticelli's Werken. Wer sollte meynen, daß wir die kleinen Kupfer in Büchern, die jetzt so durchgängig Mode, und ein so anziehender Köder für den Leser sind, dem tiefsten und ernstesten Dichter der neuen Zeit, dem Dante, schuldig sind? Ihm sind wir sie zwar nicht schuldig, sondern nur der ersten gedruckten Ausgabe von seinen Werken, welche mit kleinen Kupfern von Sandro Botticelli und Baldini verziert wurde. Die Abdrücke dieser Kupfer befinden sich auf der Imperialbibliothek, in demselben Bändchen, welches den Abdruck von Maso Finiguerra enthält. Diese kleine Kupfer sind auf Silberplatten geätzt; die Edition ist von 1478. Von den Kupfern ist wenig Gutes zu sagen. Ich habe in zerstreuten Cahiers auf diesem Kabinette andre Werke von Sandro Botticelli gefunden, welche weit verdienstlicher sind.

Als ein höchst seltnes und berühmtes Blatt wurde mir der Eulenspiegel von Lukas von Leyden gezeigt. Ein drolliges Männchen mit dem Spiegel in Händen und der Eule auf der Schulter; ein gar launiges Bild.

Eine Madonna mit dem Kinde von Benedetto Gherardo wird gleichfalls sehr kostbar hier gehalten.

Von Andrea Verrocchio das Grabmahl des Johannes und Peter von Medizis.

Die zerbrochne Schleuse von Peter Nolze, in zwei Abdrücken, wurde mir gleichfalls als sehr kostbar gezeigt. Sie ist datirt von 1631 aus Amsterdam.

Das Bild des D. H. Andrets Deonysoon Winius von Cornelius Vischer, und die Krukmacherin von denselben, nebst mehrern andern holländischen Blättern aus Versen von den berühmtesten Meistern, und vortreffliche Abdrücke.

Ich ließ mir den Mark Anton geben. Das Herz thut einem weh, wenn man diese herrlichen Kupfer so zugerichtet sieht. Ein köstlicher Abdruck von dem Kindermord von Bethlehem ist glücklicher Weise unter Rahm und Glas gefaßt worden. Der hiesige Mark Anton enthält zugleich die Nachdrücke, welche der Italiener von Albrecht Dürer machte, und mit Albrecht Dürers Zeichen stempelte, und für dessen Werk ausgab. Sie sind wirklich täuschend. Alles, was nach Raphael und Giulio Romano, vom Marc Anton gestochen wurde, ist hier, und auch vieles nach Andrea Mantegna.

Eine Menge Bände von alten, theils unbekannten

Italienern und Deutschen sind von ausserordentlichem Interesse. Unter diesen fand ich zu meinem größten Erstaunen ein Blatt von Gaspa Ruina, gestochen nach einer Zeichnung des Hieronimo da Grandi, von 1440. Es scheint ein Holzschnitt zu seyn, und ist mit vieler Kraft und Klarheit ausgeführt; ich wollte meinen Augen nicht trauen, es ist nichts anders als die Schöpfung Adams von Michel Angelo Buonarotti, ohne alle Veränderungen. Das Blatt ist authentisch, wie aber hat Michel Angelo einen solchen Diebstahl begangen?

Auch ein Band mit herrlichen Kompositionen von Altdörfer. Eine der vollständigsten Sammlungen von Albrecht Dürers Werken. Ein vortrefflicher Band von Andrea Mantegna, die meisten von ihm selbst gestochen, unter denen mir folgende die anziehendsten waren:

Eine Judith, die ich mit Veränderungen im Marc Anton wiedergefunden. Ein Fuß des Holofernes sieht aus dem Bette; die Heldin ist groß, edel, eine majestätische Schönheit, noch belebt vom edelm Unwillen, in welchem sie den raschen Hieb gewagt. Die Stellung ist genialisch, auch die Alte ist vortrefflich. Die Drapperien sind, wie immer, beim Mantegna im antiken Styl. Es ist wunderbar, wie sein Zögling Correggio ihm diesen Geschmack nicht abgewonnen, und immer papierne und geschmacklose Falten gemalt. Noch eine Judith im Freien; den Kopf des Holofernes in den Sack steckend. Sie und

ihre Begleiterin ſehen gerührt aus, doch ſind es dieſelben Geſtalten wie auf dem erſten Bilde. Auch ſind die Augen des Kopfes nun geſchloſſen, und er iſt ſchön, ruhig, ſtatt daß im erſten Bilde die Verzerrung des Sterbens noch ſichtbar iſt.

Die H. Jungfrau, das Kind im Wickelbande auf dem Schooß. Hinter ihr Joſeph, Eliſabeth ihr gegenüber, mit dem Rocken. In der Mitte auf einem Fußgeſtell Johannes, ſchon älter als Chriſtus, mit einem Geräth ſpielend, Frauen umher. Das Geſicht der H. Jungfrau iſt ganz voll Anmuth und naiver Schaam, ſie und die H. Eliſabeth ſind in der herrlichſten breiten Manier, von der er ſich im Mahlen ſo weit entfernt hat. Die Zeichnung, auch die der Hände iſt ſchön gerundet und edel; die Kompoſition im antiken Geiſte.

Eine unbekannte Jungfrau vor dem Chriſtuskinde; Joſeph ſitzend, den Kopf geſtützt auf die Hand. Drei Schäfer in Anbetung umher, im Hintergrunde eine Landſchaft, in den Wolken ein Stern. Ein unſchätzbares Stück, ſo geiſtig, edel und herzlich! Warum ſind nun dies die ſchönſten und rührendſten Werke, welche dieſen Gegenſtand haben? Ich denke, das iſt wohl nicht ſo wegen der Religion, als auch wegen der Natur. Was iſt ſüßer und rührender, als der Anblick einer jungen, ſchönen und züchtigen Mutter mit dem Kinde? Liebesglück, Hoffnung, Luſt und Schmerz, alles iſt in ſolch einem Bild vereinigt, in welchem Vergangenheit, Gegenwart,

Zukunft ſich in ihrer lieblichſten Geſtalt zeigen. Die menſchliche Beſtimmung: Schmerz, Liebe und Ahndung hat kein ſchöneres Sinnbild.

Eine herrliche Nativität, in demſelben Geiſte.

Die Madonna in einer Sonne; der Mond zu ihren Füßen, in Wolken und Glorie; das Kind auf dem Schooß.

Ein ſchöner St. Sebaſtian, das Bund Pfeile in Händen.

Ein heil. Abendmahl.

Ein herrlicher Ecce Homo.

Eine Geißelung.

Eine Kreuzesabnehmung. Das Gemälde davon in derſelben Größe iſt auf dem Muſeum Napoleon.

Ein Begräbniß Chriſti.

Vier Muſen, aus dem Gemälde der neun Muſen vom Muſeum Napoleon.

Chriſtus wird in Leintücher geſchlagen, die drei Kreuze ſtehen leer. Eine ganz vortreffliche Kompoſition, welche Correggio, wie vieles der Erfindung ſeines Meiſters, benutzt hat.

Ein Erzengel Michael; Raphael hat das Geſicht, die Kleidung davon beybehalten; nur die Stellung nicht, dieſe iſt hier ſchwer und nicht genialiſch, im Raphael aber von himmliſcher Schönheit.

Ein St. Georg, vom Marc Anton geſtochen.

Eine Menge Gegenſtände aus der Mythologie, im antiken Geiſt behandelt. Julio Romano hat ſie außerordentlich benutzt, und manches geradezu kopiert. — Im Ganzen enthält dies Werk 112 Stiche, von denen über ſechzig vom Mantegna ſelbſt ſind.

Correggio's Werk iſt hier in ſehr mittelmäßigen Kupferſtichen. Man ſieht, wie oft er in die Fußtapfen ſeines herrlichen Meiſters treten wollte. Im Andrea Mantegna lag, nach meinem Gefühl, ein höherer Michel Angelo, als im Michel Angelo ſelber; wenn letzterer mehr Form und Freiheit hatte, ſo lag im erſtern mehr Erfindungskraft, Gefühl und Simplicität; auch hat ihn Michel Angelo nicht unbenutzt gelaſſen. Correggio hätte einen andern Lehrer haben ſollen, als Andrea Mantegna, oder lieber gar keinen. Die Natur allein, an der er mit ſchwärmeriſcher Anbetung hing, hätte ihm zum Vorbild dienen ſollen, denn überall, wo er ſie belauſchte und erhaſchen konnte, war er göttlich, da aber, wo er Abſicht auf Stellung und Kompoſition verräth, fehlt ihm kaum ein Haarbreit zum Manierirten. Seiner eignen Seele dankt er die himmliſche Harmonie ſeiner Tinten, es iſt in ihm noch ein anders Farbenleben, als im großen Tizian. Seine Karnation iſt aus einer zarten und geiſtigen Blüthe der Menſchheit erleſen, da ſich Tizian mit der energiſchen treuen Darſtellung einer geſunden und ſchönen Natur begnügen mochte.

Im hiesigen Kupferstich-Band nach Correggio fand ich eine Komposition vom Bilde der Heiligen Katharina, in der noch mehr Simplicität ist, als in der von St. Cloud.

Die Jungfrau, das Kind und Katharina sind allein in einer Wildniß. Das Kind schaut fröhlich zur Mutter auf, indeß es im Begriff ist, der Heiligen den Ring anzustecken. Diese knieet anmuthig vor ihm nieder, ein Palmzweig ist in ihrer Linken, ihr zur Seite liegt ein Schwerd. Dies Bild gehörte nach der Angabe des Kupferstechers dem Signor Lelio Guidiccioni. Es wurde im Jahre 1620 von Battista Mercati gestochen. Die italienische Unterschrift besagt, daß der Kupferstecher in Ansehung der besondern Liebe und glühenden Anbetung des L. Guidiccioni zur Heiligen Jungfrau, sich entschlossen habe, nach diesem Bilde einen Kupferstich zu machen, wodurch zugleich ein Werk des seltnen Mahlers und göttlichen Geistes Antonio Allegri bekannter wurde, dessen Besitz sich Lelio Guidiccioni schon immer zur Freude gemacht hätte. — Der hiesige Abdruck dieses Bildes ist schlecht genug, doch scheint das Gefühl durch, mit welchem der Kupferstecher seinem Original nachstrebte. — Dies Gemälde ist ohne Zweifel noch in Italien.

Einige schöne moderne Kupfer nach Correggio's besten Werken hängen unter Rahm und Glas in verschiedenen Sälen dieser Sammlung.

Was man auch von bekannten Meiſtern aller Nationen zu ſehen verlangen mag, iſt hier, ausgenommen einige ſehr alte, wie z. B. Cimabue, Ghirlandajo Maſaccio u. e. a., von Wichtigkeit. An Engländern iſt die Sammlung ſehr reich, ich habe es den Hn. Vorſtehern aufs Wort geglaubt, daß ſich eine Auswahl der vortrefflichſten Arbeiten in Schwarzkunſt und ſonſtiger punktirter Manier von engliſchen Meiſtern hier befände, mochte ſie aber nicht ſehen. Dieſer Zweig der Kunſt hatte für mich keine angenehme Blüthe.

Von unſerm würdigen Künſtler D. Chodowiecky ſind mehrere Abdrücke in einem Bande. Man hat ſie betitelt: Oeuvre de Chodowiecky. Schade, daß es eben die unbedeutendſten ſind, die je der Werkſtatt dieſes fleißigen und originellen Künſtlers entſchlüpften. Ich fand nur zwei anziehende Blätter von ihm — ſeine Familie, ein guter Abdruck, und Calas Abſchied, einer der letzten Abdrücke dieſer berühmten und bis auf den Grund abgenutzten Platte.

Der hieſige Rembrandt, der im beſondern Archiv nehmlich — (denn dem Publikum wird eine Doublette preis gegeben) iſt für Liebhaber der Gattung vom unſchätzbarſten Werth. Dieſer, und das vollſtändige Exempl. des H. Vivant Denon, wo ſich die koſtbarſten Blätter oft in vierfachen Abdrücken, einer immer ſchöner wie der andre, befanden, ſind vielleicht die vollſtändigſten und ſauberſten in ganz Europa.

Es hat mich gewundert, im Benvenuto Cellini zu lesen, daß Giotto mit Dante in Paris gewesen ist. Hier ist auch nirgends eine Spur von ihrem Aufenthalt zu finden, da doch Giotto leicht eine Kirche oder einen alten Pallast mit einem Bilde hätte bereichern können; auch ist Giotto's Name nur wenigen Künstlern bekannt, denen ausgenommen, die in Italien waren, oder sich sonst, was hier bei jungen Künstlern selten genug ist, um das Studium der Kunstgeschichte bemüht haben. Sie meinen, die jungen Leute, es ist genug gethan, wenn sie die Kostume studiren, einige Werke bekannter Künstler durchblättern, und davon einige Zeichnungen mit nach Hause nehmen.

Nach Giotto ist nur ein einziger Stich hier, und zwar aus einer Zeit, die der seinigen ziemlich nahe liegt, in Marc Antonio's gediegener einfacher Manier. Es ist das bekannte Schiff von Giotto. Christus hilft dem Petrus aus den Wellen. Im Schiff verzagen die Apostel, der Himmel ist voll Sturm und Wolken, an beiden Seiten zeigen sich in den Wolken zwei Mannergestalten, von Genien umgeben; der eine Genius stürmt, der andre besänftigt. Die Landschaft ist angenehm genug, und auf dem ersten Plan am Ufer sitzt ein Jüngling angelnd, dessen Sellung und Profil von reiner, naiver und breiter simpler Zeichnung sind. Viele Köpfe auf diesem Blatte sind herrlich, weit Charakter- und kraftvoller, als in Giotto's erstern Nachfolgern.

Noch sagt man von Holzschnitten von oder nach

Giotto, in dem Traume des Poliphilos, einem alten Buche, aber ich habe nichts weiter davon entdecken können.

Im besondern Archive des Kabinets sind kolorirte Sachen, die mir durch Gefälligkeit des H. Vorstehers zu sehen vergönnt wurden. Hier fand ich das Exemplar der Arabesken vom Vatican, vom Raphael, welches Pabst Ganganelli für Ludwig den XV besonders sorgfältig abdrucken und ausmahlen ließ, so daß es sich auf dem Papiere ausnimmt, wie feine Miniaturmahlerei. Dies phantasiereiche Werk ergötzte mich über alle Beschreibung, um so mehr, da die biblischen Geschichten der Kuppeln, von Raphael dort auf das sauberste und geistvollste kopirt sind, und mich ganz wieder in die seelige Zeit meiner Kindheit versetzten, wo ich mit ganzem Herzen und Interesse an dem Schicksal eines Patriarchen, eines Isaak, eines Joseph, eines Tobias hieng, und die Gestalten lebendig vor mir zu sehen glaubte. Nun ist's nicht möglich, daß die Phantasie sich die Gestalten jener alten Welt süßer und edler bilden könne, als Raphael gethan. Er hat darin keinen Anspruch auf griechische Behandlung gezeigt, sondern das eigne Gefühl des kindlichen Entzückens, das diese Geschichten voll Kern und Einfalt im empfindungsvollen und unschuldigen Gemüthern erregen, muß seinem Geist zur Richtschnur gedient haben. Ist es doch, als wären ihm die Engel wieder erschienen, die sonst dem heiligen Blick der Patriarchen vergönnt wurden, in ihrer Schöne zu sehen, so himmlisch schön, ruhig, klar und blühend hat Raphael sie dargestellt.

Unter andern fand ich in diesem Archiv ein wahres Bilderbuch, das einen in trüben Stunden zerstreuen könnte: die Abentheuer des berühmten Venezianers Grafen Carl Magius, in einer Menge kleiner Vignetten dargestellt, mit allegorischen Figuren verziert, und mit seinem und seines Sohnes Bildniß. Dies Büchlein kam aus der Bibliothek des Herrn Guyon de Sardiere in die des Herzogs von Lavallière, und von da in die große Bibliothek.

Carl Magius lebte im 16ten Jahrhundert. Seine Abentheuer beginnen von der Zeit, da der türkische Kaiser Selim den Venezianern den Krieg erklärte, und auf die Insel Cypern anrückte. Carl Magius wurde vom Senat beordert, diese Insel zu befestigen und mit Provisionen zu versehen. Sodann gieng er nach Rom als Gesandter, um den Pabst zu bitten, er möchte den Venezianern beystehen. Nachdem gieng er wieder nach Cypern, und der vortrefflichsten Vertheidigung ungeachtet, wurden die Türken Herrn der Insel, und bei der Einnahme von Famagusta wurde Carl Magius gefangen, und zum Sclaven gemacht. Er litt unendlich viel in dieser Sklaverei, und wurde erst nach langen Jahren von christlichen Kaufleuten gekauft, wo er denn in sein Vaterland zurück kam, und seinen alten Vater noch lebend fand, der ihn mit Freudenthränen begrüßte.

Während seinen Reisen hatte er den Plan von den verschiedenen Städten, Häfen und Gegenden, durch die

er kam, aufnehmen lassen. Sieben Jahre nach seiner Rückkunft ließ er dies Büchlein zum Andenken an seine Abentheuer von geschickten Künstlern verfertigen. Die Vignetten sind, wie man leicht sehen kann, von verschiedenen Händen, aber oft ist unverkennbar darin die Meisterhand des großen Paul Veroneſe. Es sind derselben achtzig kleine, immer zehne um eine allegorische Figur geordnet, auf 8 Seiten, das Frontispiz, der Stammbaum, und das Wappen gehen denselben auf drei Blättern voraus, wie auch die Bilder des Herrn C. Magius und seines Söhnchens. Sodann eine allegorische Landschaft; den Schluß machen drei große Vignetten.

Auf dem Frontispiz steht auf lateinisch: Leſer, du findeſt in dieſem Büchlein den Stammbaum, die Geſchichte und Wappen nebſt den Bildniſſen des H. Carl Magius, Ritter von Jeruſalem, und ſeines Sohnes, wie auch die mancherlei betrübten und glückſeeligen Abentheuer ſeines Lebens, im Jahre 1578.

An Säulen stehen, Glaube und Hoffnung, und die Liebe ist in der Höhe des Frontispizes durch eine kleine Christusgestalt am Kreuze vorgestellt, die von Meisterhand kolorirt und in ihrer außerordentlichen Kleinheit vortrefflich ist.

Die beiden Bilder sind vortrefflich kolorirt, und ich halte sie für Paolo Veroneſes eigne Arbeit, da ſie voller

Tiefe und Physiognomie sind, und einen recht lebendig anschauen.

Die erste große Vignette stellt die Gegend um die Insel Cypern vor, auch ist ihr Plan darauf. Die Landschaft ist sehr schön und reich. Man sieht auf dem ersten Plan mehrere Bäume, unter denen einer, vom Wetterstrahl getroffen, und halb zerschmettert, noch einen stolzen Sprößling bewahrt, welcher dem Unwetter trotzt, mit der Umschrift: Confracta adhuc virens solo extollitur. (Ein kraftvoller Zweig entsprießt diesem zerschmetterten Stamm.) Vermuthlich eine Anspielung auf seinen Sohn, nach überstandnen Leiden ihm geboren.

Die erste kleine Vignette, den St. Markus-Platz vorstellend, ist von Meisterhand, so wie mehrere folgende. Einige Seestücke mit Stürmen und Schiffen sind von der vortrefflichsten Wirkung, und in einer Menge Figuren, Architektur-Perspektive, Farbentöne u. s. w., ist es unmöglich, Paul Veronese's eigne Hand zu verkennen.

Die erste Schlußvignette: Carl Magius vor dem Dogen zu Venedig, ist mit allen vortrefflichen Eigenschaften der Paul Veroneſischen Gemälde geschmückt: Freimüthigkeit, Kühnheit, Reichthum, Wahrheit und Originalität der Farbentöne, vortreffliche Köpfe, Gruppen, die sich von selbst natürlich bilden. Die zweite große Vignette aber übertrifft alles andre, und ist mir im Kleinen so lieb, wie irgend das Gastmahl bei Simon im Großen.

Die ganze Begebenheit geht in einer reichen und köſtlichen Landſchaft vor, in welcher das väterliche Schloß des Magius, nebſt deſſen weiten und zierlichen Gärten eingeſchloſſen liegt, deren Hintergrund von den anmuthigſten Gebürgen, Waldungen, Städten, Gewäſſern und Brücken gebildet wird, in den harmoniſchen und ſüß belebten Farbentönen, mit welchen der Himmel Italiens auf ſeine geſegneten Gefilde ſpielt.

Auf dem erſten Plan zeigt ſich die Familie Carl Magius, noch unſchlüßig, ob ſie ſich mit ihm verſöhnen ſoll, doch ſchon geneigt zur Milde. Eine der Schwägerinnen weint. Dieſer Gruppe naht ſich der Vater, er führt ihr Sohn und Enkel zu, und mit ſanfter Geberde zeigt Carl Magius auf folgende Worte:

Ihr hattet Böſes von mir gemeint, aber Gott hat es zum Guten gewendet.

Auf dem zweiten Plan zeigt ſich ein hoher, reich verzierter Pavillon mit einer fröhlich beſetzten Tafel. Hier endigt das mannichfaltige Ungemach des ermatteten Helden auf eine heitre Weiſe, im Kreis der verſöhnten Familie. Du hatteſt Recht, guter Paul Veroneſe, die Schilderung dieſer Abentheuer ſo zu ſchließen, denn eine freudenreichere Krone des Lebens giebt es nicht, als den Genuß der irdiſchen Gaben im Schoos der Seinen, in Ruhe und Eintracht.

Auch zwölf koſtbare Bände indianiſcher und perſiſcher

Malereien ſind hier, vom Herrn Gentile geſammelt. Unter dieſen zwölf iſt einer vortrefflich, fünfe ſind gut, die übrigen mittelmäßig.

Die Mahlerei iſt fein und ſauber, und es fehlt manchen Geſtalten weder an Seele, noch Schönheit. Man kann ſich von dieſen Gemälden eine Anſicht der Sitten, des Lebens und des Glaubens der Indianer bilden. Wohl dem Volke, wenn ſeine Phyſiognomie ſo hold und heiter iſt, wie alle die Phyſiognomien auf dieſen kleinen Gemälden.

Zwei Blätter fielen mir beſonders auf. Sie ſtellen Saady und Zuleikha vor.

Auf dem erſten ſitzt der Dichter mit geſenktem Blick, und langem Silberbart, dichtend. Um ihn her ſind Frauen, die Rollen mit ſeinen Verſen haltend. Neben ihm ein junges Weib, höchſt lieblich und zart, die mit gänzlicher Hingebung auf den Dichter lauſcht.

Das zweite Blatt ſtellt eine drollige Tradition aus der Geſchichte des Joſeph vor. Zuleikha (Frau des Potiphar) ſitzt in ihrem Gezelt, umgeben von vornehmen Damen, die zum Beſuch gekommen ſind. Sie hatte viel von Joſeph und ihrer Liebe geſprochen, und die Damen hatten ſie ausgehöhnt wegen ihrer Neigung zu ſolch einem Sklaven. Zuleikha wollte ſie von der Ungerechtigkeit dieſes Spottes überzeugen, und gab heimlich

Befehl, Joseph sollte kommen. Indem die Damen eben ihre Granatäpfel zerschneiden, tritt der Jüngling in das Gezelt, schön und anmuthig, so daß die Frauen, von seinem Anblick ergriffen und erschüttert, mit den Messern in die Finger fahren, worüber dann Zuleikha triumphirt.

Von Pietro Santo Bartoli sind Kopien nach antiken Malereien hier, die Graf Caylus, ich weiß nicht wo, aufgefunden, und dem königlichen Kabinet geschenket hat. Diesen Kopien geht eine gelehrte Dissertation vom Grafen Caylus, und eine Erklärung von Mariette voraus, aus der ich folgendes geschöpft habe:

Diese Gemälde wurden in einem Gebäude gefunden, welches von den Thermen des Titus abhängt, und dessen Plan den kolorirten Zeichnungen des Pietro Santo Bartoli vorausgeht. Auf den Mauern fanden sich noch die Ueberreste jener antiken Mahlereien in Fresko, auch sind im Gebäude Brunnen mit Mosaik-Mahlerei. Hier befand sich auch die Figur des Apollo, die Pietro Santo Bartoli in Kupfer gestochen, und welche das zweite Blatt seiner Sammlung der Pitture antiche ausmacht. Auch fanden sich auf diesen Mauern Freskogemälde, Landschaften vorstellend, deren einige sich sehr wohl erhalten haben. Das Pflaster bestand aus Mosaik von Glasstiften. Die Figuren, die Pietro Santo Bartoli zeichnete, sind nun nicht mehr vorhanden, da das ganze Gebäude in Trümmern liegt.

Die zweite Zeichnung ſtellt einen Jüngling vor, der nackt vor einem Portikus ſteht, und eine Krone hält. Er ſcheint vom Kampfe zurückzukommen, und im Begriff, den Göttern für ſeinen Sieg zu danken.

Auf der dritten eine majeſtätiſche Frauengeſtalt, welche den Finger auf den Mund legt. Sie ſcheint eine Prieſterin. Dieſe Figur war auf einem einfachen braunen Grund. Die Alten, welche die einfachen ganzen Farbenmaſſen liebten, gaben gewöhnlich ihren Figuren ſolchen Grund, und umgaben das Ganze mit purpurrothen Rändern, die es hoben, und wie ein Rahmen umfaßten.

Eine Prieſterin, mit Blumen bekränzt, im Allerheiligſten des Tempels. Sie hält den Wedel, und einen Räuchertopf.

Ein Bacchus, mit zwei Bacchantinnen.

Die drei Grazien tanzend. Dies Bild gehört zur Geſchichte des Adonis. Der Tanz der Huldgöttinnen feiert ſeine Geburt. Dies Gemälde iſt ſchon durch die Kupferſtiche des Pietro Santo Bartoli bekannt, aber die erſten Kopien waren nicht ſo treu, als dieſe hier. Zu ihr gehörten noch zwei andere Stücke, die Geburt des Adonis, und ſein Abſchied von der Venus, als er zur Jagd des Ebers geht, vorſtellend. Dieſe zwei Stücke ſind nicht in der Sammlung des Pietro Santo Bartoli, befinden ſich aber nebſt zwei andern im Pallaſt Maſſini in Rom, wohin der Kar-

dinal Camille ſie transportiren ließ, unmittelbar nach ihrer Entdeckung.

In einem andern Gebäude, das von den Thermen des Titus abhängt, wurden unter den Trümmern im Jahr 1683 noch andre Gemälde entdeckt, die ſich hier kopiert befinden. Die ſchönſten unter dieſen ſind eine Flora, die ſich mit Blumen kränzt, und eine Aurora, der eine Hora vorausfliegt. Beide mit Blumen und Kränzen, im lieblichſten Geiſt der Alten gedacht, und ganz ätheriſch bekleidet. Dann vier Kämpfer auf blauem Grund, von groſſer Schönheit. Auch ein antikes römiſches Grab mit vielen Verzierungen und Gemälden, und eine Menge Arabesken und mythologiſche Vorſtellungen.

Dieſe Zeichnungen ſind von außerordentlichem Intereſſe. Dennoch traue ich den antiken Originalen mehr Leichtigkeit und Freiheit zu, als ihr Nachahmer in ſeine Zeichnungen zu legen wußte. Raphael allein hatte ſich den eigentlichen Geiſt jener Mahlerei, den Geiſt des Anmuthigen und Schicklichen, ganz zu eigen gemacht, und lebte darin. Manche alte Gemälde und Verzierungen erlaubte er ſich zu kopiren. Er hatte Recht; dies Prärogative kam ihm zu, denn waren gleich die Alten von einem andern Lebenshauch entzündet, als wir, ſo könnte man doch auch Raphael für den Phönix halten, der aus ihrer Aſche hervorgegangen iſt.

Graf Caylus war über ſeinen Fund ſo entzückt, daß

er ihn mittheilen, vervielfältigen wollte. Er ließ die Zeichnungen mit der größten Sorgfalt kopieren, ſtechen und koloriren. Nach dreißig Abdrücken wurden die Platten zerbrochen. Zu dieſen dreißig Abdrücken gab es acht und zwanzig Subſcribenten, einen Abdruck behielt Graf Caylus, und einen ſchenkte er dem Kön. Kabinet; dieſen habe ich hier geſehen.

Auf drei und dreißig Blättern von dem feinſten und koſtbarſten Pergament, mit goldnem Rand und herrlichen Einband ſind die Abdrücke, aber ſo, daß einem alles leid thut, Koſten, Mühe und Pergament. Dieſe Kopien ſind hart, grell, manierirt, und es ſind Tinten darin, an welche im Original nicht gedacht worden, welches ſimpel und frey iſt. Dabei war Graf Caylus außerordentlich zufrieden mit dieſer Arbeit. Nun rühme mir einer noch die Augen und den Geſchmack der reichen Kunſtbeſchützer! Selbſt der beſte und gelehrteſte irrt, und wird durch Nebenabſichten verblendet.

Es iſt hier noch das vollſtändige Werk von Pietro Santo Bartoli zu finden, und der erſte Saal, ſo wie die Nebenzimmer ſind angefüllt mit feinen Kupferſtichen von wunderbar ſchöner Erhaltung und von großem Werth, die, allen Mißbrauch zu verhüten, unter Glas und Rahmen gefaßt ſind. Ich nenne als die anziehendſten folgende:

Alt-Franzöſiſche Schule.

Jean Duvet, Allegorie auf Heinrich den Zweiten und Diana von Poitiers. Die ſchöne Frau als Göttin Diana in einem Walde, Heinrich als Kriegsgott neben ihr, Gefolge und Jäger um ſie her.

Noel Gamier: Ein Eremit.

Altdeutſche Schule.

Lukas Cranach. Der Sündenfall, Holzſchnitt, Hirſche und Böcke ſind Adam ſo nahe, daß ihr großes Geweih ihn wie ein Wald umgiebt. Die Weibchen ſind auf Evas Seite. Am Baum hängt nebſt den Aepfeln ein Schild mit der Jahrszahl 1509, und ein andres mit zwei gekreuzten Schwerdern.

Chriſtus mit Satan in der Wüſten. Das Geſicht des Erlöſers nicht ohne Würde, die Geſtalt des Teufels höchſt phantaſtiſch. In der Landſchaft umher erblickt man Jeruſalem in der Ferne, von deſſen Zinne Satan ſich herabſchwingt, und Chriſtus mit drohender Geberde neben ihm. Auf der Seite zwei Felſen, auf dem einen Chriſtus mit Satan, gegenüber ein Ziegenbock.

Venus und Amor — häßliche Nacktheit, ohne Gefühl behandelt.

Albert Altdörfer.

Eine Madonna.

Eine Taufe. Schöne gothiſche Kirche, deren Mittelpunkt gewölbt ſich zeigt, reichgeſchmückter Taufſtein, und vortreffliche Gruppen umher. Dieſer genialiſche körnige Meiſter gieng aus der Gränze ſeines Landes, und kann zu denen gerechnet werden, welche die Kunſt mit Zierlichkeit geſchmückt haben.

Albrecht Dürer.

Adam und Eva, vor dem Baum; Eva iſt im Begriff den Apfel zu pflücken. Adam iſt im Profil ſichtbar. Beide Geſtalten ſind hoch und edel, die Formen wohlgerundet, die Schatten und Lichter weich und lieblich verſchmolzen, und die nackten Körper heben ſich mit gefälliger Helle aus der Umgebung hervor. Auch das lockige Haupt des Mannes, und die wallenden Ringellocken der Frau, welche die Schulter herabſtrömen, ſind mit Zartheit und Kunſt behandelt. Dies vortreffliche Blatt iſt äußerſt wohl erhalten, und es kann keinen ſchönern Abdruck davon geben, als dieſen.

Simſon, ein Holzſchnitt, auch ganz ſauber erhalten, und ein vortrefflicher Abdruck. In dieſer edlen Darſtellung erſetzte das Gefühl einer kraftvollen und individuell charakteriſirten Natur dem Künſtler das Studium der Antike.

Von Bartel Beham.

Eine Schlacht, nach Basreliefs Art gebildet.

Martin Schön.

Eine Schlacht von Rittern gegen Sarazenen, viel Phantaſie in der Darſtellung.

Heinrich Aldegrever.

Eine Rhea, welcher die Kinder geraubt werden. Sie ſteht mit fliegendem Haar händeringend; mütterlicher tiefer Schmerz in ihrer Geſtalt.

Bild des Herzogs Wilhelm von Jülich und Cleve.

Niederländer.

Lucas van Leyden.

David vor Saul die Harfe ſpielend. Wie viel auch an Kompoſition und Kleidung auszuſetzen wäre, und wie niederländiſch dieſe Hebräer auch ausſehen, ſo liegt doch ein ächtes Genie in allen Zügen dieſer Geſtalten, und beſonders in dem Kopf des Saul, der eben von innerer Wuth gewaltig ergriffen wird, und weder charakteriſtiſcher noch ausdrucksvoller ſeyn konnte, als ihn der Künſtler dargeſtellt hat. Ein heimliches Grauſen ergreift mich bei dieſer Phyſiognomie, und der Eindruck derſelben iſt ſo lebhaft, daß ihr Bild, auch wenn man ſie nicht mehr ſieht, dem Auge wieder vorſchwebt.

Cornelius Viſcher.

Ein vortreffliches Blatt von dem bekannten Ratten-Giftkündler.

Dietrich von Staren.

Ein Biſchoff, knieend vor der Jungfrau.

Johannes Burgkmaer.

Die Heilige Jude, welche Armen Kleidungsſtücke austheilt.

Iſrael von Mecheln.

Ein großes Blatt, den Tanz der Herodias vorſtellend, und im Hintergrunde zwei Scenen, wie ſie das Haupt vom Henker empfängt, und dann, wie ſie es der triumphierenden Mutter reicht.

Alt-Italieniſche Schule.

Robetta.

Die Anbetung der Weiſen vom Morgenlande.

Nicolas von Modena.

St. Chriſtoph, mit dem Jeſuskinde.

Andrea Mantegna.

Eine Beerdigung Chriſti, in Umriſſen, ein ganz herrliches Blatt.

Außerdem noch vortreffliche Sachen von neuern Kupferſtechern, und nach den ſchönſten Originalen, beſonders ſehr geſchätzte Blätter von Gerard Audran, und von Edelinck.

VIII.

Frühlings-Hymne der Liebe.

Nach dem Altfranzöſiſchen der Clotilde.

Eine Liebes-Hymne ſoll minder die Sinnesluſt ſchildern, als zur Seele ſprechen, — dieſe im Frühling dichtete ich eines Morgens den 8ten März 1421.

Memoir. de Clotilde liv. 5 et 7 des Ch. d'aur.

Welch ſüße Harmonie im Blüthenhayne!
Wie dringen innre Gluthen durch die Erde,
Daß Feld und Thal durch ſie befruchtet werde,
Und ſelbſt im Glanz der feuchte Sumpf erſcheine.
Woher das rege Spiel der muntern Farben?
Ja, alles ſprießt, erwacht zum neuen Leben.
Ihr, zarten Bäumchen, die im Froſt erſtarben,
Im Perlenſchmuck müßt ihr empor euch heben!
Bekränzt den friſchen Teppich duftger Felder,
Des Frühlings Thron erſteh in neuer Pracht;
Schon röthet Purpurglanz die weißen Wälder,
Du, ſüßer Mayenmorgen, biſt erwacht!
O, lächelnd Bild der Kindheit friſch und heiter,
Nichts widerſteht den milden Aeuglein dein!

Sieh! alles gränt und blühet, Strauch und Kräuter
Im Schatten gatten ſich die Vögelein.
Geliebte Zeit der Luſt, und muntrer Scherze
Ja, du erfreuſt noch den, der ſie vermißt,
Dringt ſeelig noch an matter Greiſe Herze,
Da du der Jugend ſorgebringend biſt!
Erhellſt die Stirn, die ſchon gebeugt zur Erden,
Und trübſt des Jünglings Flammenblick mit Thrä-
nen —
O! wecke nur der Liebe banges Sehnen!
Nie wird uns mehr ſolch ſeelig Leiden werden.
Einſt, wenn in Blüthen Philomele ſinget,
Dann horcht mit Schmerz die matte Seele zu,
Wie durch die Nacht ihr' Liebesklagen dringet,
Und ſeufzt: gern klagt ich Liebesweh, wie du!
Dann giebt uns nur Erinnerung noch Leben,
Ach! eines Lebens blaſſen Schatten nur,
Da alles um uns her in der Natur,
Erwacht, und liebt, mit ewigneuem Streben. —
Doch ſüß iſt noch der volle Kelch des Seyns;
Drum eilt, mit frohen Kränzen ihn zu ſchmücken:
In vollen Zügen ſchmeckt des Feuerweins,
Und gebt euch hin des Liebes Rauſchs Entzücken.
Erſchöpf, o Amor! deine tiefſten Gluthen,
Den ſchärfſten Pfeil laß meine Bruſt verheren;
Bleib ungerührt bei meinen heißen Zähren,
Sie fließen hin, in ſeelger Wonne Fluthen!
Ihr ſimpathetſchen Zeugen meiner Schmerzen,
Du Philomele, ſanfte Turteltaube!

Seht! ſchon verſchmolz der Schnee im Hauch des Merzen;
Drum girrt und klagt im duftgen Blüthenlaube.
Vermählt der Bächlein Rieſeln eure Lieder,
Die hell dahin auf weichem Graſe wallen;
Horch! tauſend bunter Vöglein Stimmen ſchallen,
Sie picken keck den blühnden Schleedorn wieder;
Sie tummeln gaukelnd ſich mit Schmetterlingen,
Die hin und her auf grünem Anger fliegen;
Mit Bienen ſich auf leichten Blumen wiegen,
Daß fröhlich ſpielt im Thau das Gold der Schwingen.
Schon wölben ſich die ſchattigen Gebüſche,
Dort berge dich, du traute Philomele!
Wenn Veilchen welken mit der Wieſen Friſche,
Im Hayn erſtirbt der Ton der ſüßen Kehle,
Dann giebt mein Lied dir noch ein Abſchiedsgrüßen —
Doch du, mein Liebling, holdes Denken mein!
O, rieſe dann dein Mund mit Feuerküſſen
Auf meine Lippen all mein ganzes Seyn!
Wie ſchnell verſtummten dann der Sehnſucht Klagen,
Wie würde nur mein Wonneſeufzer ſagen:
Welch ſüße Harmonie! . . . . . .

IX.

Perſiſche Manuſcripte

der

Kaiſerlichen Bibliothek,

von

A. L. Chézy.

(Fortſetzung von S. 155. des 1ſten Theils dieſes Werks.)

Ehe wir zu den geographiſchen und hiſtoriſchen Manuſcripten übergehen, welche ſich auf der Bibliothek befinden, werfen wir noch einen Blick auf die poetiſchen Schätze, die ſich hier in reicher Vereinigung darbieten.

Noch iſt außer dem, was die Engländer überſetzt, und was Herder für Deutſchland ausſuchte, das eigentliche Weſen der perſiſchen Poeſie ganz unbekannt, und die unglückliche Auswahl, die in ſo vielen geſchmackloſen Sammlungen getroffen iſt, möchte eher einen durchaus falſchen Begriff davon geben, als ſie geeignet iſt, dem Freunde der Dichtkunſt unbekannte Schätze zu entdecken. Die perſiſchen Manuſcripte, die ſich in Frankreich und England befinden, enthalten einen unüberſehbaren Reichthum von

Dichtungen, denen es keinesweges an Originalität fehlt, und die an Schönheit mit den Denkmalen wetteifern können, die uns vom Geiste der Griechen zurückgeblieben. Nicht bloß auf zärtliche Lieder und sanfte Elegien, nicht bloß auf Feenmährchen und Novellen, auch auf Satyre und Epigramm haben sich die Perser gelegt, und oft ist ihre Würze an Feinheit und Geschmack Attisches Salz. Unendlich erfindungsreich, unerschöpflich sind sie in sinnreichen komischen Einfällen, in naiven und zarten Liebeserklärungen, in Beschreibungen weiblicher Schönheit, in leichten, süßen, farbenreichen Bildern. Nur eins muß sich der Uebersetzer vorbehalten: das Recht des Ausfeilens und des Weglassens; sie sagen gar zu gern zu viel, und oft verdirbt ein ungeschickter Vers den Werth eines Eindrucks voll Rührung und Bezauberung.

Ein große Anzahl von persischen Poesieen, oder eine lange Episode aus irgend einem großen Gedicht möchte in diesem Werke nicht an ihrer Stelle seyn. Wir begnügen uns daher mit einigen kurzen Erzählungen von Sa'edy und Djami, den Dichtern, die in dieser Art das Vorzüglichste geleistet haben. Wir haben uns nicht an den Buchstaben des persischen Originals gehalten, sind aber, wir dürfen es behaupten, dem Sinne treu geblieben, denn was in Persien für einen schönen Ausdruck galt, das würde in Europa unausstehlich seyn. Wir haben einige Oden und Elegieen zugefügt, deren Verfasser Hafiz, Anwary, A'bdoul-ouaçi, Helaly, Khosrou sind, und die noch nicht in England herausgekommen. — Sollte

dieſe kleine Auswahl, die mehr ein Werk des Zufalls als der Ueberlegung iſt, ihr Publikum finden, ſo wird ſie vermuthlich die Orientaliſten auf dieſen Zweig der Poeſie aufmerkſam machen, und vielleicht ihre Bemühungen dahinlenken. Auch wir dürfen dann für ein ernſteres Unternehmen ein günſtiges Vorurtheil hoffen.

Djami, der Dichter, der Medjnoun und Leïla ſo ſchön beſungen, iſt der Verfaſſer der beiden rührenden Erzählungen, die hier folgen: Oinah und Nia und des kleinen Zuges aus den Beharistan. Es iſt der liebenswürdigſte und achtungswertheſte perſiſche Dichter, durch Talent, Moralität, und reinen Lebenswandel gleich intereſſant. Seine Dichtungen tragen das Gepräge ſeines Weſens, und ſind mit verführeriſcher Anmuth bekleidet.

Die Perſer beſitzen faſt keinen berühmteren Dichter, der ſo fruchtbar wäre, als Djami; er hat über 40 verſchiedne Werke herausgegeben, unter denen einige zwar kurz ſind, und ſich mehrere über die Theologie der Muſulmänner befinden. Die intereſſanteſten dieſer Werke ſind unſtreitig die ſieben Gedichte, die er unter dem Namen: Heft-aurènk vereinigen wollte, nehmlich die Sieben Geſtirne der Bärinn oder die ſieben Brüder. Dieſe Gedichte ſind: 1) Der Selſelet-éddzéheb (die goldne Kette). 2) Solâmân und ablâl. 3) der Sobabhat-el-abrar (der Roſenkranz der Gerechten). 4) Der tohhfat el abhrar (das Geſchenk der Rechtlichen).

5) Youſouf und Zuléikha (Joſeph und Potiphars Frau). 6) Medjnoun und Léila. 7) der Khird-nameh-iskandery (das Buch der Weisheit Alexanders).

Von dieſem Heft-aurenk beſitzt die kayſerliche Bibliothek nur zwei Manuſcripte, deren eines um ſo koſtbarer iſt, da es nur 16 Jahre nach Djamis Tode (der 1492 nach Chriſti Geburt ſtarb) verfertigt worden. Dies Manuſcript wurde vom Hrn. Ottes nebſt andern aus dem Orient mitgebracht. Außer dem beſitzt die k. B. noch im Manuſcript des Heft Aurenk, welches ſich im Kalliac Djami befindet, den der berühmte und würdige Anquetil du Perron nach Europa gebracht, und welchen die k. B. nebſt der ganzen hinterlaſſenen Sammlung dieſes Gelehrten an ſich gekauft hat. Dieſer Heft-Aurenk iſt der einzige, in welchem der Selſélet-eddzeheb, der aus zwei Büchern beſteht, vollſtändig iſt; in ihm befindet ſich Oinah und Aia, das intereſſanteſte Gedicht dieſer Sammlung *), das ſich nur in dieſer Abſchrift befindet.

Das zweite Buch des Heft-Aurenk enthält einen kurzen Roman, das dritte und vierte moraliſche Abhandlungen, nach orientaliſcher Sitte verwebt aus Geſchichten und Apologen, das fünfte Joſeph und Potiphars Gattin, das ſechſte Medjnoun und Leila, von welchem

*) Ueberhaupt finden ſich unendlich viele Varianten in den verſchiedenen Kopieen orientaliſcher Dichter. Die Kopiſten haben nach Willkühr eingeſchaltet und verwebt, oder ausgelaſſen, mitunter auch ungeheure Fehler gemacht.

ich bereits eine franzöſiſche Nachbildung herausgegeben, das ſiebende iſt ein moraliſches Werk, in welchem Griechenlands Philoſophen vorkommen; man könnte es auch nennen: Weisheitsregeln für Alexander.

Außerdem könnte man zu Djamis vorzüglichen Werken ſeine drei Divans rechnen, zwei Abhandlungen über Muſik und Proſodie, und ſeinen Beharistan, den er nach dem Plan von Saadys Guliſtan gearbeitet hat.

Ungemein reich iſt die Bibliothek an Saady's Manuſcripten. Dieſer fruchtbare Geiſt iſt ſchon durch viele ſeiner Werke in Europa rühmlich bekannt, noch aber iſt lange dieſer Schatz nicht erſchöpft; einige ſeiner intereſſanteſten kleinen Gedichte und Apologen habe ich in dieſe Notiz verwebt.

1.

Dinah und Ria.

Nach dem Perſiſchen des Djami.

Aus dem Manuſcript auf der kaiſerlichen Bibliothek in Paris befindlich.

Motamer, der edle Araber-Fürſt, ging einſt am Abend ſpät zum Grabe des Propheten. Kaum hatte er ſich heiligen Betrachtungen hingegeben, als ein langes

Aechzen an ſein Ohr drang, welches bald darauf die Worte der Klage vernahm.

Welch ein Gram beſtürmt dich, mein Herz in dieſer bangen Nacht! Welche drückende Laſt liegt auf Dir?

Ach! warum riß mich Philomeiens Lied aus kurzem Schlummer, wo finſtre Träume meine Seele erſchütterten? Was will der grauſen Ahndungen Fülle, die mir im Herzen wühlt? deutet ſie an, daß in dieſer dunkeln Nacht meine Freundin mir entriſſen worden?

O Nacht! woher dies grauſame Verweilen? Wurde das Firmament unbeweglich? wie, oder hat ſich die Sonne auf ihre Bahn verirrt?

Warum erſchallt nicht des Morgengeſangs holdſeelige Stimme?

Was bleibt der Moezzin *) ſtumm auf den Spitzen der heiligen Thürme?

Ach! und kein Freund iſt mir nahe, dem ich mein Leiden klagen möchte!

Hier verhallten die Worte des Klagenden in Seufzern und Thränen, und kurz darauf herrſchte eine tiefe Stille.

Motamer war unbeweglich horchend geblieben, doch

*) Der Ruſer, der zum Gebet weckt.

nun that es ihm leid, daß er nicht durch die Finsterniß gedrungen war, diesem Sohn des Unglücks einen Trost zu bringen, oder doch mit ihm zu weinen.

Nicht lange, so erhob sich die Stimme zu neuen Klagen. Länger widerstand der Araber dem Drang seines Herzens nicht. Er folgte der Spur des Klagetons, und gelangte zum Ort, wo der Jüngling sich befand, den er erblickte, da eben ein Strahl des Mondes durch die Wolken drang.

Seine schöne Gestalt war gebeugt von tiefer Schwermuth. Wie ein glatter Spiegel nahm die Alabaster-Stirn ein sanftes Licht auf, das von ihr wiederschimmerte, und der schwankenden Hyacinthe gleich, die auf Lilienbeeten hin und wieder wogt, fielen die seidnen Locken auf sein Antlitz hin und wieder. Thränen strömten über seine Wangen.

Du Unglückseeliger, sprach der Fürst, ich beschwöre dich, daß du mir sagest, welch ein Stamm sich deines Ursprungs erfreut: nenn dich mir.

Schütte deine Leiden vertrauend in mein Herz, das sich schon in süßer Simpathie zu dir hinneigt.

Mit matter Stimme antwortete der Jüngling:

Ich bin ein Kind des Stamms der Anfariden, mein

Name iſt Oinah; und nimmſt du Theil an meinem Schmerz, ſo komm und laß dich neben mir nieder, denn ſüß wird es mir ſeyn, dir meiner Leiden Urſach zu entdecken.

Beym frühen Morgenſtrahle ging ich heut zur Moſchee von Ch-zab. Mit gerührter Seele weihte ich Gott und ſeinem Propheten die reinen Gebete eines unſchuldigen Herzens. Und da ich nun alle heiligen Gebräuche des Gebets erfüllt, verlor ſich mich im Palmenhayne, wo das ſüße Erwachen der Natur meine Seele mit ahndungsvollen Bildern füllte.

Da erſchien in der Ferne eine Reihe ſchlanker, leichter Fraengeſtalten, die gaukelnd, wie junge Gazellen, ſich mir nahten. Köſtliche Perlen zitterten in ihren Ohrgehängen, reiches Geſchmeide wallte auf ihrem Buſen, in reizenden Wellen ſpielend entathmeten ihren langen Gewändern himmliſche Düfte, und mit dem Rauſchen ihrer Tritte fuhr ein Schauer der Luft durch das Herz.

Doch eine unter allen ſtrahlte hervor in göttlicher Schönheit, ein Engelsreiz war über ſie ausgegoſſen, ſie glänzte unter den Geſpielen, wie eine Peri unter den Sterblichen, und ihr ſeeliges Lächeln überfüllte die Seele mit Wonne.

Auf einmal entriß ſie ſich ihren Begleiterinnen,

ſchwebte auf mich zu, neigte ſich zu meinem Haupte hin, und ſagte die ſüßen Worte:

Dinah, ſoll mein Herz noch lange ſchmachten in Sehnſucht nach dir?

Und wie ein Blitz war ſie verſchwunden.

Ach! ſie entzündete in mir eine verzehrende Flamme, und entflog wie ein leichter Hauch, ohne eine Spur zurück zu laſſen. Ich kenne weder Namen noch Heimat von ihr.

Keine Ruhe habe ich mehr ſeit jenem Moment, ſelbſt hier an heiliger Stätte, wo ich mir Linderung erflehte, muß ich in Qualen verſchmachten.

Der Jüngling ſeufzte tief, und ſchwieg eine Zeitlang. Auf einmal rief er mit ſtarker Stimme:

Ja auch in der Ferne iſt mein Herz dem deinigen verbunden, Geliebte! Nur dieſe ſterbliche Hülle iſt der Entfernung unterworfen, aber die Seele, welche ſie belebt, dringt mit dem glühenden Auge der Betrachtung durch den Raum, und faßt dein herrliches Bild auf.

Sieh, welche brennenden Gluthen mich verzehren, und gieb dem beſtürmten Herzen die Ruhe zurück. Komm wieder, denn ohne dich, würden mir ſelbſt des Paradieſes ewige Wonnen nur eine ewige Pein ſeyn.

Welche Worte gehen aus deinem Munde, junger Thor! rief Motamer verweiſend. Wie mag doch die

Liebe zu einer Sterblichen dich so verblenden, daß du gegen das Wesen der Wesen undankbar wirst, und den seligen Aufenthalt höhnst, wo seiner Herzens Auserwählte sich in ewig neuen Freuden tränken? O entsage der unglückseeligen Leidenschaft, und laß es Tag in deiner Seele werden durch die reine Fackel der Vernunft.

Ist dir der Liebe unüberwindliche Macht so unbekannt, entgegnete der Jüngling, und weißt du nicht, daß wenn sie ihre tiefen Wurzeln in ein Herz geschlagen, und brächte sie ihm auch nur herbe Früchte, würde es sich doch gegen den Himmel selbst empören, der sie ihm entreißen wollte.

Der Muskus kann durch die Zeit seinen entzückenden Duft verlieren, und der Rubin sein funkelndes Roth, der Himmel mag in seiner Bewegung stocken, und die Erde sich von ihrer Axe entfernen, aber meine Seele wird dein Bild bewahren, theures Mädchen!

Gerührt von seinem Zustand, blieb Motamer die Nacht bei ihm, und tröstete ihn. Und da die Sterne zu erbleichen begannen, richteten die beiden ihren Lauf nach Ebn-zabs heiliger Moschee.

Süß und linde wehten die Lüfte wie der Balsamodem der Liebe, und ein leises Rauschen fuhr durch die Palmen-Wipfel, da sie in den Hain traten. Auf einmal erschien ihren Blicken die Frauenschaar, welche Dinah Ta-

ges zuvor gesehen. Ach! mit ihnen war nicht mehr die holde Gespielin, noch funkelten die Sterne, aber verborgen blieb das sanfte Leuchten des Mondes!

„Sie ist fern von hier, die dein Herz verlangt, sag„ten die Mädchen zu Oinah. Eine andre Gegend wird „von ihrem Anblick verschönert, ihre anmuthigen Schrit„te lenkte sie nach Selims Stamm hin, seeliger Stamm, „dem solche Blüthe entsprossen!“

„Ehe sie uns aber verlassen, entdeckte sie uns ihr Ge„heimniß, und wir haben in ihrem Herzen gelesen, das „in Liebe und Schmerz vergeht.“

„Ria heißt sie, wegen der frischen Farbe ihres An„gesichtes, dem die Blumen weichen müssen, und wegen „ihres Athems Rosenduft.“

Bei dem Klange des geliebten Namens wollte Oinah vergehen unter Wonne und Trauer. Warum, o Jüngling, rief Motamer ihm zu, warum dies bange Verzagen? Eben da die tröstenden Strahlen der Hoffnung deinen Blicken lächeln! Kennst du nicht schon den Stamm deiner Geliebten und ihren Namen? Wohl, ich schwöre es dir, ich will dich nicht verlassen, ehe ich dich nicht mit ihr vereinigt sehe. Mein Glück und meine Macht wend' ich an, und es wird gelingen.

Er bot ihm die Hand zum Zeichen der Freundschaft,

und beide gingen zum Stamm der Anſariden, deren Häupter ſie verſammelt fanden.

Motamer befragte die Aelteſten wegen des Jünglings; einſtimmig ſprachen ſie zu ſeinem Lobe.

„Wie ein glänzendes Licht verherrlichen ſeine Tugen„den unſer Volk, und wir tragen ihn alle mit zärtlicher „Sorge im Herzen.“

„So werdet ihr ihm dann, rief Motamer aus, eure Hülfe nicht weigern. Die heftigſte Liebe verzehrt ihn, er glüht für eine zarte Blume von Selims Stamm, für die ſchöne Nia. So vereinigt euch dann mit mir, laßt uns ihren Vater um ihre Hand anſprechen.

Bei dieſen Worten erhob ſich eine Anzahl der Anſariden von ihren Sitzen, und ließ die Kamele bereiten, um Motamer und Oinah zu dem Stamm der Kinder Selims zu begleiten.

Nach langem peinlichen Zug in der Wüſte gelangten die Anſariden zum erwünſchten Ziel. Mit Gunſt und Ehre wurden ſie von Nias Vater aufgenommen. Reiche Teppiche wurden zugleich zu Sitzen bereitet, und die gaſtfreundlichen Matten mit köſtlichen Speiſen bedeckt.

O du, die Ehre der arabiſchen Stämme, ſprach Motamer zu Nias Vater, fern ſey es von dir zu glauben, daß wir

nur eine Speiſe berühren, wenn du dem glühenden Wunſch unſrer Herzen nicht Genüge leiſteſt.

So ſage uns denn, was ihr verlangt, und was iſt das Ziel eurer Reiſe?

Wir beſchwören dich, gieb Oinah dem glänzenden Reis aus der Anſariden Stamm, die reine unberührte Perle, die ſchöne Ria, für die er in Liebe vergeht. Laß ſie vereint ſeyn, daß er in der Wonnenacht ihre ſüßeſten Reize enthülle.

Fern ſey es von mir, erwiederte Rias Vater, meiner Tochter Willen entgegen zu ſeyn. Ihr gebührt es, ſich den Gatten zu wählen. Sogleich will ich ihr ſagen, warum ihr hier ſeyd, und ihr ſollt ihre Antwort vernehmen.

So ſprach er, um ſeine Weigerung einzuleiten, und mit verhaltnem Grimm; denn in ſeinen Blicken war Ruhe, aber ſein Herz bebte vor Zorn, dem er in ſeiner Tochter Gegenwart freien Lauf lies.

Warum, fragte ſie ihn mit ſchüchterner Stimme, warum biſt du ſo heftig bewegt, o mein Vater?

Wie möchte ich, erwiederte er, es ruhig anſehen, mit welcher Frechheit die Anſariden es wagen, mir einen Bund mit ihnen anzutragen. Da ſind ſie in meinem Zelte, und bitten mich um deine Hand für einen Jüngling von ihrem Stamme.

Woher, mein Vater, sprach Ria, diese Abneigung gegen die Ansariden? Sie haben den Ruf eines treuen, muthigen Volkes, und hat nicht selbst unser heiliger Prophet sie vor Gott vertreten? Wer unter ihnen verlangt meine Hand?

„Oinah."

Oinah, sprach sie, und schien verwundert. Mich dünkt, als hätt' ich schon diesen Namen vernommen. Ja, man rühmte ihn mir als einen edeln Jüngling, im Glanze bescheiden, im Unglück muthig, und vor allem großmuthsvoll.

Und meinst du, sprach der erzürnte Vater, ich wisse nicht um deine strafbare Zusammenkunft mit ihm? Aber ich schwöre es dir, nie soll er dich zur Gattin haben.

Und was ist denn bei dieser Zusammenkunft Strafbares? erwiederte Ria. Nur einen Augenblick hab' ich ihn gesehen, und hat er indeß meiner jungfräulichen Krone auch nur eine Blüthe geraubt? Auch nicht sein Hauch hat sie berührt. Ach! mein Vater, wenn nicht dein Eid dich bände, wenn meine schwache Stimme Gehör bei dir finden möchte, so würd' ich dir sagen: die Ansariden sind ein tapfres, großmüthiges Volk, ein Volk, dessen Bündniß uns ehren würde. Warum nun verwirfst du ihre Bitte, und säest in ihre Herzen den Keim des Hasses und erregst vielleicht dadurch einen verderblichen Krieg?

Ueberwunden durch dieſe Vorſtellungen nahm Rias Vater ſeinen Eid zurück. Er ging zu ſeinen Gäſten und ſagte: freut euch, denn meine Tochter ſieht euren Antrag mit günſtigen Augen an. Wer aber unter euch zahlt mir den Preis dieſer unvergleichlichen Perle?

Ich, rief Motamer aus, ich ſchwöre es beim Himmel, deine Foderung ſoll erfüllt werden.

So bringt mir denn tauſend Mital des reinſten Goldes.

Zehntauſend Divem unverfälſchtes Silbers.

Hundert Kleider von Jemen, von den ſeltenſten Stoffen.

Hals- und Armgeſchmeide mit köſtlichen Steinen.

Reinen Muskus und Ambra in Fülle. Dies iſt der Preis, den ich auf meine Tochter ſetze.

Alsbald ſchickte Motamer Couriere nach Medina, welche Kamele, mit dieſen Koſtbarkeiten beladen, zurückbringen ſollten. Sie kehrten wieder mit den reichen Gaben, und nun wurden die Liebenden vereinigt.

In dieſen ſüßen Banden vergaßen ſie der Sehnſucht Leiden: kein Schleier mehr zwiſchen ihren glühender Wangen, und kein Hinderniß für ihre liebedürſtender Lippen. Ein Kuß von Oinah auf Rias Augen ließ di Spuren des Grams verſchwinden, und in einem ſüßen Lächeln,

ſchien Ria eine Roſenknoſpe, die zum Pflücken einladet.

Und du, ſeelige Nacht! wo beide ſo innig verſchlungen waren, wie die zarten Blätter der Blume, die noch im Kelch der Knoſpe gefangen liegen. Süßes Erwachen der Morgenröthe, wo, der Blume gleich, die beim Hauch des Weſtes aufblüht, beide vom glühenden Hauch der Wonne erſchloſſen glänzten! *)

Vierzig glückliche Tage verlebten ſie ſo, und nachdem bereiteten ſie ſich zur Reiſe nach Medina. Im vollen Glanz ihres neuen Standes wurde Ria in einem reichen Palankin fortgetragen, und begleitet von einem herrlichen Gefolge.

Wie, wenn ſie gefürchtet hätten, daß ein ſo langerſehntes und mit ſo vielen Thränen erkauftes Glück ihnen entriſſen werden könnte, mochten beide Liebende keinen Augenblick ohne einander zubringen; mit dem ſüßeſten Entzücken betrachtete Motamer dieſe rührende Vereinigung, die ſein Werk war.

Ach! der Treuloſigkeit des Glücks vergeſſend, ſtreifte die kleine Karavane ruhig durch die Wüſte. Schon glänzten ihr aus der Ferne die zierlichen Pfeile der Thürme

*) Im Perſiſchen blos zwey Verſe:
Roſenknoſpen waren ſie in der Nacht
Aufgeblüht am Morgen beim Erwachen.

von Medina entgegen, als ein Haufen Räuber, bewaffnet mit Lanzen und drohendem Schwerd auf sie zueilte, wie Wölfe von Hunger glühend sich auf die friedliche Heerde stürzen, von Tod und Schrecken begleitet. Auch der tapferste Muth würde gesunken seyn beim Anblick der blutigen Kleider dieser Horde, und ihrer breiten Gürtel mit schärfen Dolchen besteckt. Was aber kann Oinah aufhalten, der für die Geliebte kämpft? Wie ein wüthender Löwe stürzt er auf die Barbaren los, Leichen fallen auf Leichen vor ihm nieder, und vor dem Donnerstrahl seines siegreichen Schwertes entflieht der Ueberrest des wilden Haufens.

Ach! aber nicht lange genoß der Unglückliche seines Sieges! erschöpft, und übermannt von einer tödtlichen Wunde, sank er in seinem Blut darnieder!

Das Schmerzensgeschrei der Freunde verkündigte der holden Ria ihr Unglück, sie eilte verstört auf den Geliebten zu, und sahe den holden Leib, der ehe noch so blühend war, leblos auf blutigem Sande ausgestreckt. Des Todes eisiger Hauch hatte die Augen ausgelöscht, die sonst von Liebe und Lust erglänzten! Mein Oinah, rief sie mit erstickter Stimme, und heftete die zitternden Lippen auf des entseelten Freundes blassen Mund — o, allzuherbes Geschick! nicht dich, mein Geliebter, mich allein mußte der Schlag des Todes treffen! Was soll ich in der Wüste, wo ich dich nicht wiederfinde! Doch nie wird diese schmerzliche Trennung statt finden, denn könnt' ich dich überleben,

ſo würde meine erzürnte Vernunft über die Schwachheit meiner Liebe hohnlächeln! So nimm mich denn auf, ſeliger Geiſt, ſchon fühl ich mich zu dir hingezogen.

Und in einem langen Seufzer die glühende Seele aushauchend eilte die Liebende der ewigen Vereinigung mit dem Geliebten zu.

Lange weinten die Freunde über dieſes ſchönen Paares trauriges Geſchick; unnennbar war Motamers Schmerz. In köſtliche Linnen wurden die Leichname geſchlagen, und mit ſeltnen Eſſenzen balſamirt; ein Grab nahm beide auf.

Als nach langen Jahren Motamer nach der Wüſte reiſte, um an der Liebenden Grabe zu weinen, ſahe er zwei junge Palmen, ihrem Hügel entſproſſen, die in Eintracht die zierlichen Zweige verſchlingend, das Aſyl der Liebe beſchatteten. Im ganzen Lande wurden die Bäume verehrt, und man nannte ſie nur Oinah und Ria.

* * *

2.

Erzählung.

Aus dem Beharistan von Djami.

Aus der kaiſerlichen Bibliothek.

Ich hielt ehedem Verſammlungen, und ſäete den Samen der Liebe zum Wiſſen auf das Land der Gemüther aus.

Ein Greis kam fleißig mir zuzuhören, doch gewahrte ich inmitten seiner Aufmerksamkeit häufige Thränen und Seufzer, die ihm entschlüpften.

Ich ging eines Tages zu seiner Wohnung, und befragte ihn um die Ursache seines Kummers. Er antwortete mir mit Freundlichkeit:

„Ich war sonst ein Sklavenhändler, und lebte davon; einst erkauft' ich für dreyhundert Dinar ein zartes Mägdlein."

„Zuckersüße war auf ihren Lippen, ihre kindischen Wangen trugen den Glanz des Sternes der Nacht; und noch war ihr frischer rosenweicher Mund von der Muttermilch trunken."

„Ich bildete sie mit großer Sorgfalt, und da sie nun in allen Künsten wohl erfahren, und fähig war die Herzen zu bestricken, und die Flammen der Lust zu entzünden, führt ich sie, wie einen zweiten Joseph, zum Markt."

„Da ich nun bedacht war, sie wegen ihrer lieblichen Schönheit und vortrefflichen Eigenschaften zu preisen, sah ich einen Jüngling zu Pferde herbeykommen, dessen geistliche Kleidung unter bescheidener Hülle ein edles, liebevolles Herz verbarg."

„Er warf einen flüchtigen Blick auf meine junge Sklavin, stieg vom Pferde und nahte sich ihr."

„Wes Landes biſt du, fragte er ſie, welche Talente haſt du ausgebildet, wie heißeſt du?“

„Und als ſie darauf geantwortet, wandte er ſich zu mir, und befragte mich um den Preis dieſes Schatzes.“

„O, Jüngling, ſagt' ich ihm, wollt' ich gleich die Schönheit dieſes Mägleins und ihre holdſeelige Anmuth nur einen Dinar ſchätzen, ſo müßten doch ihre übrigen Vollkommenheiten wenigſtens tauſend gelten.“

„Der Fremde ſagte nichts hierauf, ſondern da er ſich den Blicken des Volkes entziehen konnte, nahm er der Jungfrau Hand, und drückte eine Summe Goldes hinein; ſodann eilte er fort. Als ich nun die Summe wog, fand, ich daß es hundert Dinar waren.“

„Den Morgen darauf, und am folgenden Tage kam er wieder auf den Markt, und that ein Gleiches, ſo daß er ihr in drey Tagen dreyhundert Dinar gegeben hatte.“

„Ich aber dachte in meinem Sinn: hier iſt nun die Summe, die mich dies holde Kind gekoſtet, vielleicht iſt der arme Jüngling in Liebe gegen ſie entbrannt, und kann den Preis nicht zahlen, den ich ihm geſetzt habe.“

„In ſolchen Gedanken nahm ich eilig den Weg dahin, wo ich ſahe daß er hingegangen war, und ſo gelang es mir, ihm unbemerkt ſeine Wohnung zu entdecken.“

„Und da es Nacht wurde, umhüllte ich meine Sklavin mit einem köſtlichen Gewande; mit feinen Eſſenzen ſalbt' ich ihre Kleidung und ihr ſchönes Haar."

„Alſo ging ich mit ihr zur Wohnung des Jünglings und klopfte an ſeine Pforte; er ſelbſt kam und öffnete ſie."

„Großer Prophet, da er uns anſichtig wurde, wo kommt ihr her, und wie habt ihr meine Wohnung entdeckt."

„Es kamen, erwiederte ich, einige Große des Landes, dies Kind zu erkaufen, und da ich mit ihnen des Preiſes halber nicht einig wurde, fürchtete ich, ſie kommen dieſe Nacht ſie mir zu rauben."

„So bitte ich dich denn, o Jüngling! du wolleſt ſie zu dir nehmen; damit ſie dieſe Nacht unter deiner Obhut eines ſanften Schlummers genieße."

„So komm denn mit ihr herein, ſagte er, und leiſte ihr Geſellſchaft; ich aber ſchützte ein wichtiges Geſchäfe vor, und ſo ließ ich das Mägdlein in ſeinen Händen und ging."

„Da ich nun zu Hauſe bei verſchloſſenen Thüren auf meinen Kiſſen ruhte, ergötzte mich das Bild der Luſt, welche die Liebenden nun genöſſen, als ich auf einmal eine klagende Stimme vor meinem Hauſe vernahm."

„Ich ging und öffnete, ſiehe, es war meine ſchöne Sklavin vor der Thür, bebend und in Thränen."

„Was iſt die, rief ich, und wo kommſt du her ſo eilig und ſo betrübt?“

„Er iſt todt, rief ſie weinend aus, ſein Geiſt iſt hinüber gegangen zu ſeinen Vätern! Kaum warſt du fort, ſo führte er mich in ſein Zimmer, wo er mir ein köſtliches Mahl bereitete.“

„Da ich nun die Speiſen genoſſen, und meine Hände mit Waſſer begoſſen hatte, bereitete der Jüngling einen köſtlichen Teppich vor mir aus, ſalbte mich mit Muskus und Roſeneſſenzen, und lud mich ein zum Schlummer.“

„Und als ich auf dem Lager ruhete, nahte er ſich mir, und ſeine Hand fuhr ſanft und liebkoſend über meine Wangen.“

„O Himmel, rief er aus, wie ſchön iſt ſie, wie liebreizend und bezaubernd!“

„Aber wie ſtrafbar iſt mein Verlangen, wie laſterhaft meine Gluth, und wie ſind Gottes Gerichte zu ſcheuen!“

„Er ſeufzte laut, und fuhr noch einmal mit der Hand über meine Wangen. Ja, rief er aus, ich ſchwöre es dir, nie ſah ich ein ſchönres Weſen, als dich, noch werther des ſüßen Vertrauens, welches bei deinem Anblick zugleich mit der Luſt erwacht.“

„Aber Unschuld und Reinheit gehen noch über dies alles, und aller Lust der Welt ist der Lohn vorzuziehen, der diesen seltenen Tugenden aufgehoben ist.“

„Bald darauf sank mit einem tiefen Seufzer der Jüngling nieder, und regte sich nicht mehr, und als ich ihm zu Hülfe eilte, sah ich, daß er todt war.“

Jetzt ist dir, sagte mir der Greis, die Ursache meines Kummers bekannt; ich beweine diesen herrlichen Jüngling, seine reine Unschuld, und sein edles und sanftmüthiges Wesen. Nie werde ich aufhören ihn zu beweinen, und selbst im Sterben wird er noch meiner Seele gegenwärtig seyn.

3.

Epigramme von Djami.

Einer unserer Dichter beklagte sich heftig, und sagte: „Weh mir! alles Gute, alles Witzige, was ich schreibe, wird mir von unsern Dichtern gestohlen!“ Ich las seine Werke. Ja wohl hat er recht; es muß ihm wohl alles gestohlen seyn, da ich nichts darin gefunden!

4.

Fragmente

von

Helâly.

Was iſt die' Liebe, da ſie immer Thränen vergießen heißt, in Wonne, wie in Schmerz?
Ja, das Loos der Liebenden iſt ſtets voll Unruh und Qual.
Im Taumel des Glückes muß heftige Gluth ſie verzehren, und im Wehe der
Trennung finden ſie die Fülle des Schmerzes und der Verzweiflung.

* * *

Ich wünſche mir nicht der Seeligkeiten Taumel, die uns in glücklicher Ewigkeit erwarten,
Noch die mannichfaltigen Genüſſe der ſchönen Erde,
Noch meines Herzens Befriedigung, noch mein Wohlſeyn,
Nein, all mein Wunſch iſt das, was dich, meine Freundin, erfreut.

5.

Gedanken von Khosrou.

Aus dem Medjalis-el-o'chchâq.

Die Liebe kam und floß mit meinem Blute durch

Herz und Adern. Mein Daſeyn wurde vernichtet von ihr, und erſetzt durch meiner Freundin, die ſich aller Elemente meines Weſens bemächtigt hat, ſo daß von mir der Name allein geblieben.

6.

Fragment aus dem Guliſtan,

von

Saadi.

O, daß die Hand des Geſchickes, da ſie deinen Fuß mit ſcharfen Dorn verletzte, auch mich getroffen hätte, mit ihrem unvermeidlichen Schwerdte!

Und daß mein Auge ſeit jenem gräßlichen Tage eine Welt nicht fürder erblickt hätte, in der ich dich nicht wiederfinde!

Ach! warum laſtet die Erde nicht auf mich, die deine Hülle iſt, und die ich mit unfruchtbaren Thränen nehe.

Du zartes Kind, die ſonſt auf weichem Roſenlager den Schlummer fand! Ach! es konnte die kalte Hand des Todes ohne Erbarmen die Blüthe von deinen Wangen ſtreifen, und auf dem harten Bette deiner Gruft ſprießen zerreißende Dornen.

Ach! wie wäre das Meer ſo herrlich, wenn Stürme nicht dem Schiffer drohten! Wie wäre der Roſe Gemeinſchaft zu preiſen, wenn nicht ihr Dorn zu fürchten wäre?

Im Garten der Luſt wandelt' ich geſtern noch, gleich dem ſtolzen Pfau. Heut aber, von meiner Einziggeliebten getrennt, kriech ich, der Schlange gleich, in den Wüſten des Elends.

7.

Der Regentropfen.

Apolog von Saadi.

Aus dem Boſtan der kaiſerlichen. M. Bibliothek.

Ein Regentröpfchen ſank von einer Wolke nieder, im Sinken ſchaute es hin auf das unendliche Meer, und ſeufzte im Bewußtſeyn ſeiner Nichtigkeit: was bin ich, leichtes Atom, gegen dieſe herrliche Fluth!

Und da es ſo verſank, in ſtiller Demuth, fing eine Muſchel es auf in ihrem Schooß; von köſtlichem Safte genährt und durchdrungen, ward ihm das Loos zu Theil, als reine Perle zu glänzen.

So dankte es denn ſeine Hohheit der eignen Demuth, und ſo ging es in das ſchönſte Daſeyn ein, da es beſcheiden an den Pforten des Nichts angeklopft hatte.

Demuth ſey die Tugend des Weiſen, damit er erſcheine gleich dem Obſtbeladnen Zweige, gebeugt von der Schwere der eignen herrlichen Früchte*).

8.

Die Nachtigall und die Ameiſe,

von

Saadi.

Unter dem mannichfaltigen Gebüſche, das einen [illegible] köſtlichen Garten ſchmückte, wählte die Nachtigall einen Roſenbaum, und liebte ſeine Blumen.

Im Saale dieſes Tempels hatte eine Ameiſe ihre kleinen Zellen bereitet, und ſorgte emſig dafür, daß der Vorrath zum Winter nicht fehle.

Die Nachtigall aber flatterte luſtig in den blumigen Zweigen des Roſengebüſches, koſte ſeine Roſen, und ließ den Garten von den melodiſchen Tönen ihrer Wonnegeſänge wiederhallen.

*) Dieſer Apolog iſt durch Jones bekannt, er hat aber das ſinnreiche Bild von den Pforten des Nichts entweder auslaſſen, oder in den Manuſcripten nicht gefunden, welche ihm zu Geſicht gekommen ſind. Auch findet ſich die hier hinzugefügte Schlußanwendung, die zum Apolog zu gehören ſcheint, nur in einem Manuſcript des Boſtan, da ſich in dem andern Apolog und Sentenz zerſtreut befinden.

Doch nicht eine Minute verlor die Ameiſe im Müſſiggange, indeß die holde Sängerin unbekümmert die Roſenzeit entfliehen ſah, in eignen Tönen ſich berauſchend. Tauſend ſüße Geheimniſſe der Liebe flötete ſie der Roſe zu, aber der Morgenwind verrieth ſie, und die Ameiſe, Zeugin der Liebeständeleien der Nachtigall und der Blumen, beklagte die armen Verblendeten, und ſagte: ſie werden es einſehen lernen, was für Früchte ſie von all der eiteln Schäkerey einärndten werden.

Bald folgten die neblichten Herbſttage den ſeeligen Frühlingsſtunden. Dornen wuchſen da, wo die Roſe geblühet, und die eintönige Krähe ſaß im Neſte des holden Sängers der Nacht.

Es erhob ſich der herbſtliche Wind, und die welken Blätter rauſchten herab von den Gipfeln der Bäume; gelb war nun ihr herrliches Grün, bald da die Kälte ſchärfer wurde, entträufelte ein Perlenregen den Wolken, und der reinſte Kampfer, durch das Sieb der Luft geſchüttelt, bedeckte die Fluren mit einem blendenden Teppich.

Da nun die arme Nachtigall wieder zu ihrem Roſenſtrauch flog, ſuchten ihre Blicke vergebens nach dem zarten Purpurroth ſeiner Blumen, und nach der Hyazinthe ſanftduftenden Kelchen.

Von Schmerz betäubt, fand ſie nicht einmal die Kraft, im Klageton ihre Leiden auszuſprechen. Ach! keine Roſe

mehr, keine grüne Flur zum fröhlichen Singe! Von allen Kräften verlassen, gedachte sie nicht mehr ihrer süßen Gesänge.

Nun aber fiel ihr die Ameise ein, die am Fuß des Rosenstrauchs so fleißig den Vorrath gesammelt. In diesem Unglück, dachte sie, will ich mich an meine Nachbarin wenden, und sie um Hülfe bitten. So flog die Arme, von Mattigkeit erschöpft, zur Ameise, und sagte ihr mit flehender Stimme:

O gute Nachbarin, du weißt, daß die Wohlthätigkeit den Reichen geziemt, die den Gebrauch ihm anweißt, den er von seinen Schätzen zu machen hat.

Siehe, ich habe unkluger Weise all' die köstlichen Augenblicke des Lebens verschwendet, indeß du, Vorsichtige, sie weise benutzend, einen reichen Vorrath gesammelt. Laß mich von deiner Großmuth hoffen, daß ich davon einen Theil haben werde.

Die Ameise antwortete der Nachtigall: während ich die Stunden des schönen Frühlings zur Arbeit benutzte, hört' ich die Gebüsche von deinen Liedern wiederhallen. Bezaubert von den Süßigkeiten der Rose, vom vergänglichen Reize des Frühlings, gedachtest du nicht, junger Thor, daß der Herbst dem Frühling nacheilt, und daß jeder Weg zur Wüsten führt!

O du, der dies lieſet, vergleich' dein Leben mit dem der Nachtigall, und gedenke, daß der Tod dem Leben folge; gedenke, daß die ſüßeſten Bande dem Schmerz einer herben Trennung unterworfen ſind.

9.

Elegie

von

Saadi.

Wahrlich! mir iſt nicht bewußt, was ſängt der Vogel meines Herzens ſang in der ſtillen Nacht.

Klagend fragte er: was hat die Nachtigall der Geſträuche mit der Roſe der Wangen unſrer Freundin doch gemein?

Vergebens mühe' ich mich zu befreyen ſtreben von der Gewalt meiner Liebe zu ihr — ach! der entwichene Sklave, wer kennt ihn nicht an der Spur der Feſſeln, die ihn jenſt drückten?

Du mögeſt nun mein gedenken, oder mich der Vergeſſenheit hingeben, mir verſchwindet vor der Schönheit deines Angeſichts alles, was in der Schöpfung ſonſt noch Reiz hat.

Seh' ich doch ſtets die Nachtigallen dich mit Wonnetönen umgaukeln. Wie könnteſt du nun dem Klagelied der finſtern Krähe horchen?

Dein Anblick allein vermag Saadyn einen Begriff von deiner Schönheit zu geben, ſo wie die Fackel ſich nur durch ihr eignes Leuchten offenbart.

10.

Ode

von

Saadyn.

Schon werden die Reihen der Jahre über meine kalte Hülle hingeſtreift ſeyn, und noch wird mit gleicher Lieblichkeit die klare Quelle rieſeln, und der ſchmeichelnde Zephyr noch immer auf buntem Gefieder die ſeeligen Düfte der Blumen in die Lüfte wehen.

O, eitler Menſch! mit deinem nichtigen Daſeyn, woher dein Hochmuth? ſiegt doch unter jedem deiner Schritte die Aſche deiner Vorfahren in die Höhe!

Und du, mein Bruder, erfreue dich nicht, wenn dein Fuß deines Feindes Gruft betritt; wirf lieber einen ſtillen Blick des Nachdenkens auf die Erde, die auch dich bald empfangen mag in ihrem Schoos.

Und du, deren funkelnde Blicke die Herzen entzündem zu ſüßen Qualen, bald, ach! wird dein anmuthiges Gebäu in leichte Aſche verſinken; und, der Vaſe gleich, die den Kollyrus empfängt, deſſen Reize du erhöhſt, mögen dann deine ſtarren Gebeine ſie bergen.

Du Thor, der ſich, dem Pfauen gleich, unter den ſtolzen Falten deines köſtlichen Kleides bläht, bedenke, daß Morgen, von all' der eiteln Umgebung deiner Hoheit entblößt, deine kraftloſe Aſche ein Spiel der Winde ſeyn wird.

Die Welt iſt ein falſcher Freund, ein ungetreuer Geſelle; hüte dich vor ihren trügeriſchen Liebkoſungen, und da du ſie nicht beſſern kannſt, ſo ahme ſie nicht nach.

Siehe, ſolch ein Loos iſt deiner ſterblichen Hülle beſchieden, die Erde nimmt ſie in ihren Buſen auf.

Aber dein edelſtes Selbſt, dein unſterblicher Geiſt, ſorge, und denke nach — was wird ihm zu Theil werden?

Wie ſchön auch deine Handlungen erſcheinen, o Saady, laß dir das Lob der Menſchen nicht genügen. Nur dann, wenn die Gottheit ſie günſtig anſieht, mögen ſie verdienſtlich ſeyn, und ihre Gnade ſey deine einzige Hoffnung.

Ja, Regierer der Welt, geh' nicht ins Gericht mit

dem letzten deiner Knechte! Wohl iſt ſein Herz nicht rein von Schuld, aber im Angedenken deiner Milde, mag ihm noch die Hoffnung lächeln!

II.

Elegie

von

Saady.

Komm zurück, denn fern von dir, raubt die Heftigkeit meiner Gluth mir den Gebrauch der Sinne.

Komm zurück, denn ohne dich kann ich keiner Glückſeligkeit habhaft werden.

Zu Thränen bring ich die Nächte zu, und mein zerriſſenes Herz iſt nur der Seufzer fähig.

Und Tagelang verzehrt mich die unendliche Gluth meiner Sehnſucht. Auch nicht einen Tropfen Erquickung mochteſt du mir vom Kelch des Genuſſes verſtatten.

Und in langen Zügen ſchlürf ich, fern von dir, das tödtliche Gift der Trennung ein.

O, hartes Mädchen, wenn du mich immerwährend mit ſolcher Grauſamkeit behandelſt;

So muß ich bald unter der Laſt des Kummers dem Leben entſagen!

12.

Elegie,

von

Saady.

Ich ſchwöre es jeden Abend, daß ich am Morgen nicht mehr in deinen Feſſeln ſchmachten will, doch wenn die Morgenröthe anbricht, und ich mich von ihnen zu befreyen gedenke, ſo hält mich noch der Reiz meiner Sklaverey in deinen Banden.

Wohl wählt ein jeder ſich einen Gegenſtand, wohin ſeine Wünſche alle zielen; du biſt für mich dieſer einzige Gegenſtand, und all' mein Verlangen ſtrebt nach deinem Beſitz.

Die Sage geht, daß Wamiq einſt unſinnig wurde aus Liebe zur ſchönen Odzra *). Sag mir, bin ich nicht der Wamiq unſrer Zeit, und biſt du nicht eine zweite Odzra?

Siehe, die Wüſte ſchmückt ſich von neuem mit den

*) Wamiq und Odzra, zwei Liebende, berühmt im Morgenlande wie Joſeph und Zulaikha, und Medjnoun und Leila.

Süßigkeiten der Roſe und der Hyazinthe, und vom Lächeln der Natur berauſcht, verlieren die Liebenden ſich in den grünen Auen; willſt du allein denn, den jungen Tag des Frühlings erwachen ſehn, und dich weigern, die ſchattigen Hayne mit deiner Gegenwart zu ſchmücken?

Ach! jeden Morgen häuft ſich noch eine Bitterkeit mehr auf mich, und ich ſage mir: auch dieſer Tag gehört zu meinen Unglückstagen. Am Tage darauf ſag ich es wieder, und ich ſehe meiner Leiden kein Ende! Armer Saady! ſey heut geduldig, ſey es morgen wieder!

13.

Elegie,

von

Saady.

Morgen ſchon wird die holde Schönheit, deren Glanz dich ſchmückt, verwelken.

Nur einen kurzen Moment währt die ſelige Trunkenheit, die ein wohlthätiger Trank in dir erregt.

Junge, friſchentblühte Roſe, deren Lächeln die Nachtigall bezaubert, ſiehe die duftigen Tage des Mayen gehen vorüber, wie ein Traum.

Was wird von uns übrig bleiben? — Einige Ver-

ner leichten Staubes. Siehe denn, daß du einen Freund dir erhältſt, der deine Aſche mit Thränen netzt.

14.

An ſeine Geliebte.

Jeder Tag entdeckt mir einen neuen Reiz, einen neuen Zauber der Anmuth in dir.

Ich kann dich nicht anſehen, ohne daß du mir nicht ſchöner dünkeſt, als zuvor.

Tauſendmal hab' ich beſchloſſen, dich vor dem Cadi erſcheinen zu laſſen, um dich zu zwingen, mir ein tödtlich verwundetes Herz zurückzugeben. Doch ach! ich zittre, daß du das Herz des Cadi dazu raubſt.

15.

Gedicht,

von

Anwary.

Als die Nacht beim Aufgang der Morgenröthe die geſtirnten Vorhänge ihres düſtern Gezeltes zuſammenſchlug, und, von ſanftem Schlummer erquickt, das Auge

der Natur ſich öffnete, da verließ ich mein einſames Lager, mit naſſem Blick und brennenden Herzen.

Sehnſucht trieb mich Kummervollen in der einſamen Wohnung hin und her. Vielleicht, rief ich aus, ſeh ich ſie bald erſcheinen, mein angebetetes Mädchen! bald flüſtert mir vielleicht ihr Roſenmund die Worte der Liebe zu!

Indeß ſo erblickt ich ein Blatt, ich ergriff ein Rohr, taucht es in den reinſten Muskus, und nachdem ich die Göttin meiner Seele angerufen, daß ſie mir günſtig ſey, ſchilderte ich ihr die Quäl meines Herzens.

„O du, deren duftende Lippen mit ſüßem Ambroſia die Seele berauſchen.

„Du, deren Jugendglühende Küſſe die Sinnen in Taumel wiegen,

„Laß mich nicht länger verſchmachten im Schmerz der Entfernung, laß mein Herz ſich

„nicht färder in den Gluthen der Erwartung verzehren!

„Heftig wallt mein Blut, und die bedrängte Bruſt kann ihre Seufzer nicht mehr faſſen.

„Ja, wenn du die Marter erblickteſt, der ich ein Raub bin, du würdeſt Mitleid

„fühlen mit dem Herzen, das in Qualen der Trennung vergeht.“

Eben grub mein Kalem dieſe Worte, als ich an meiner Thür ein leiſes Rauſchen vernahm. Ich öffne — ſie iſt's! Ich ſehe ſie, meine Geliebte! —

Ich erblicke ihr lüſternes Auge voll unendlichem Reiz, ihrer langen ambraduftenden Locken Schwärze, anmuthig um ihren Scheitel wehend.

Außer mir vor Entzücken, eil' ich ihr entgegen, ſie fliegt an meine Bruſt, umflochten von meinen liebkoſenden Armen; weg iſt der gehäſſige Schleyer, unſere Küſſe vereinigen ſich.

Nie hatte die Fantaſie in ihren ſüßeſten Träumen ſolch reizend Gebilde erſchaffen. Wie ſchämt' ich mich nun meiner Klagen! wie flehend bat ich um Vergebung! wie war ich ihr mehr, als je, ergeben!

Und da nun des Entzückens erſter Rauſch vorüber war, ſagte ſie mir: Siehe, ich habe mich mit deiner angebeteten Kunſt beſchäftigt; während unſrer Trennung hab ich ein Lied gedichtet, das ich mich beſtrebte, den unſterblichen Liedern deines glänzenden Geiſtes würdig zu machen. Reiche es Morgen im erwählten Cirkel ſeiner Vertrauten unſerm erhabenen glücklichen Monarchen *).

Und ſie gab mir ein Blatt, auf welchem ein Lobgedicht ſtand, deſſen Worte mir köſtlicher ſchienen, als die vollendetſte Perle.

O du, den der Genius der Klugheit mit den ſeltenſten

*) Man weiß nicht, von welchem Monarchen die Rede iſt, vermuthlich iſt es Sandjar. — Wäre das Lied neu, ſo würde man glauben, Napoleon ſey gemeint.

Schätzen begabte! Monarch den die triumphirende Hand des Sieges zu unſern hohen Beſchützer erkohr, von allen Seiten erſteht das Reich in neuer Blüthe, beſchirmt durch Geſetze, welche das Werk deiner Gerechtigkeit ſind. Von allen Seiten ruft deine gränzenloſe Großmuth Glück und Ruhe zurück.

Dem Kuha *) gleich, verſchwand der Geiſt der Zerſtörung, ſeit ihn dein ſiegreicher Arm verfolgt, bis in ſeinen letzten Zufluchtsort.

Deinem Willen unterworfen, legte das Geſchick die Zügel der Begebenheiten in deine unüberwindlichen Hände, und deinen Steigbügel zu halten, iſt hohe Ehre den Mächtigen der Erde.

O du! Anbetung deines Volkes; du, dem das unſchuldige Lamm die Ruhe dankte, den Zahn des Wolfes nicht mehr ſcheuend; genößeſt du doch einer blühenden Jugend, ſo lange die Roſe ſich wie im Frühling mit ſüßer Farbe ſchmücket, und ſo lange die duftende Myrthe ſich mit grünen Blättern krönt. Und nie werde durch ängſtliche Sorge deine Glückſeligkeit geſtört!

*) Kuha, ein fabelhafter Vogel, der im Schah' namch des Ferdouſſo eine groſſe Rolle unter dem Namen Simorgh ſpielt. Es ſcheint, als wäre er das Muſter zu unſern Hippogryfen.

16.

Gedanken,

von

Hafiz.

Da denn in der Schaale des Lebens Süßigkeit und Bitterkeit vermiſcht ſeyn müſſen, ſo ſuche die Süßigkeit auf den Lippen deiner Geliebten, und die Bitterkeit am Rande des Roſenbekränzten Weinkelchs *).

17.

A'bdou-l-ouaçi.

A'bdou-l-ouaçi, aus dem Irak adjemi gebürtig, war berühmt durch ſeine mannichfaltigen Kenntniſſe, und durch ſeine herrliche Gabe zur Dichtkunſt. Er verſtand gleich wohl Arabiſch und Perſiſch. Hier ſind einige Fragmente von ihm.

Was iſt dir gleich, o meine Freundin, an Schönheit, Anmuth und Huld?

Reizend ſüß, wie Zucker, ſind deine Worte, deine Lippen ſanft, wie Milch.

*) Der geſchätzteſte Wein in Perſien iſt von bittrem Geſchmack. Eben ſo ſagt Anwary in einem kleinen Briefchen an einen großmüthigen Fürſten: Meine ſüße Seele lechzet nach einer bittern Antwort von dir.

Minder weiß, als deine Farbe, iſt der zarte Jasmin, und die Glätte deines Buſens iſt reiner, denn das köſtlichſte Silber.

Giebt es in der Schöpfung noch eine Schönheit, ſo liebe- und luſterweckend, als dieſe?

Giebt es in dieſer Stadt noch ein ſo hartes Mädchen, als dich?

Seit ich die Blüthe deines Antlitzes ſchaute,

Seit ich das ſüße Schmachten deines Auges erblickte,

Verräth bald mein Antlitz, gleich der Tulpe ſich entfaltend, die Seligkeit deiner berauſchenden Küſſe.

Oder hoffnungslos des Verluſtes, ſenkt ſich mein ſchmachtendes Haupt, von den Schmerzen der herben Trennung gebeugt.

18.

Ode

von

Hafiz.

O Zephyr des Morgens! Wenn du die Stelle umſchwebſt, die meine Freundin bewohnt, ſo hauche mir, ich

beſchwöre dich, die ſüßen Gerüche zu, welche ihren ambraduftenden Locken entathmen.

Und biſt du ſo glücklich, ihren Buſen zu liebkoſen, o ſo nimm mein Leben hin, und dein ſanfter Hauch laſſe mich dies ſelige Berühren mitgenießen.

Magſt du aber nicht bis zu ihr dringen, o ſo entführe den Staub von ihrer Pforte, und trag ihn zu mir auf deinem Fittich, daß er mir ein köſtlicher Collyrus ſey.

Ach! arm bin ich, und hoffe nicht, daß ſie je meiner Liebe gedenke, ſo kann ich denn im Traum allein mich der Wonne ihres Bildes hingeben.

Zitternd, wie das Laub der Weide, bewegt ſich das Herz in mir beim Anblick ihrer ſchlanken Geſtalt, majeſtätiſch und zierlich, wie die hohe Cypreſſe.

Ach! und wenn gleich die Fühlloſe mich keines Blickes würdig hält, ſo möcht' ich doch nicht ein Haar von ihr um die ganze Welt vertauſchen.

19.

Ode

von

Hafiz.

Komm laß uns die Wege mit Roſen beſtreuen, und

in unſern Schaalen funkle der Wein. Laß uns im Taumel der Luſt des Himmels Wohnung zertrümmern, und den Grund zu einer neuen Schöpfung legen.

Und wenn der Kummer ein Heer von Sorgen in den Herzen der Liebenden erweckt, und nach ihrem Blute ſtrebt, ſo ſehen wir ſie alle vor uns entfliehen, beim Wein, wo mein Schenke und ich, mit der Purpurgluth ſeines Trankes Roſenwaſſer vermiſchen, und in den Rauchkeſſeln den Zucker zur Süßigkeit der andern Balſamdüfte hinzuthun.

Laß, o vortrefflicher Tonkünſtler, die harmoniſche Sitra von ſüßen Tönen erklingen, daß unſre Liebeshymnen deine Muſik begleiten, und unſre gemeßnen Schritte den Tact dazu treten.

Einer preiſt ſeine Weisheit, ein andrer baut Syſteme; komm, laß uns ihnen den wahren Lenker ihrer thörichten Anmaßungen zeigen.

Willſt du die Seligkeiten des Paradieſes kennen? komm mit mir in das Weinhaus. Hier fließt mit großen Wellen der Kenzer *) zu den Füßen der Amphoren.

O Hafiz! deine ſanften Lehren, deine holden Geſänge ſind für das Volk von Schiraz verloren. So verlaß

*) Nach der Muſulmänniſchen Sage fließt der Kenzer im Paradieſe.

denn dies undankbare Land, und ſuche dir eins, das dei-
ner würdiger ſey.

20.

Ode,

von

Hafiz.

Mir genügt ein Mägdlein mit roſigen Wangen, aus dem Blumenbeete der Erde.

Mir genügt aus dieſem Garten der Schatten dieſer wandelnden Cypreſſe. Fern von mir die Geſellſchaft der Heuchler!

Und von allem, was auf Erden Gewicht hat, genügt mir eine Schale, ſchwer von Wein.

Köſtliche Paläſte ſind uns verheißen zum Lohn unſrer guten Werke, uns aber, die wir unnütz ſind, uns genügt das Weinhaus.

Seh dich am Rande des Fluſſes und ſiehe ſo fliehet das Leben dahin; mir genügt dies Bild ſeines Vorüberfliehens.

Meine Freundin iſt mir zur Seiten, was wünſch ich mehr auf Erden? mir genügt die Seligkeit ihrer Gegenwart.

O Gott! reiß mich nicht fort von ihrer Thür, um mich in das Paradies zu führen!

21.

Zerſtreute Gedanken

von

Hafiz.

Die einzige Frucht, die ich vom Daſeyn erndte, iſt die herbe Unglücksfrucht.

Nur ein Freund iſt mir treu, und dieſer Freund iſt der Schmerz.

Verwichne Nacht konnt ich das Auge nicht ſchließen im Gedächtniß meiner unglücklichen Liebe. — Unaufhörlich hiengen Perlen an meinen Augenliedern bis Anbruch des Tages.

Nicht ein Freund war mir zur Seiten, dem ich mein Leid geklagt hätte, mein eigen Herz allein war mein Vertrauter, und mit ihm unterhielt ich mich bis am Morgen.

22.

Ode

von

Hafiz.

Joſeph, der ſo lange verloren, kehrt einſt noch wieder nach Canaan. — Tröſte dich.

Zum Roſenbeete wandelt ſich einſt des Unglücks Wohnung. — Tröſte dich.

O mein Herz! der langen Qual zum Raube, dir wird beſſer. — Faſſe Muth;

Du müdes Haupt, dir wird Ruhe wieder. — Tröſte dich.

Wie oft wälzte ſich der Ball des Glückes, und doch iſt noch kein Tag nach meinen Wünſchen aufgegangen.

Doch unſtät iſt das Glück, drum, tröſte dich.

Wann wiederkehrt des Lebens May, und den Thron der Gärten beſteigt, dann magſt du von neuem, ſüße Sängerin der Nacht, das Haupt mit Blumen ſchirmen.

O mein Herz, wenn des Unglücks Wellen gegen dich ſtürmen, wie magſt du vor der Sündfluth bangen, wenn Noah dein Steuermann iſt? Tröſte dich!

Gieb nicht die Hoffnung auf, wenn du dich ohne Schutz ſiehſt. Vielleicht iſt ein Schützer für dich unter dem Schleyer verborgen, tröſte dich!

Und wenn deine Füße in der Wüſte irren, daß ſcharfe Dornen ſie verletzen, indeß du auf der Wallfahrt zur Ka'abah *) begriffen biſt. — Tröſte dich.

Denn iſt gleich die Wallfahrt voll Gefahr, und das Ziel entfernt, ſo giebt es doch keinen Weg, der nicht ein Ende nimmt. — Tröſte dich.

O Hafiz, in all deinen Leiden, ſo lange du noch Gott um Hülfe rufen kannſt, was wollteſt du verzagen? — Tröſte dich.

*) Ka'abah das viereckige Haus von Mecka. Man findet die Beſchreibung derſelben in Niebuhrs Beſchreibung von Arabien.

X.

Manuſcripte Arabiſcher, Perſiſcher und Türkiſcher Hiſtoriker auf der Kaiſerlichen Bibliothek.

Nunmehr folgt das, was H. Chezy uns gütigſt über die Arabiſchen, Perſiſchen und Türkiſchen Hiſtoriker und Geographen mitgetheilt hat, deren Manuſcripte ſich auf der kaiſerlichen Bibliothek befinden.

I.

Arabiſche Geographen.

Der berühmte Aboul-feda verdient als Geſchichtſchreiber und Erdkundiger eine der erſten Stellen unter den arabiſchen Schriftſtellern. Die k. Bibliothek beſitzt ein köſtliches Exemplar ſeines Takouïm el boldan, eine vortreffliche Geographie, in Tabellen vertheilt, nach der Ordnung der Himmelsſtriche, mit den Graden der Länge und Breite jedes Ortes. Verſchiedene ausgezeichnete Orientaliſten haben ſchon den größten Theil dieſes Werkes überſetzt.

Kharidat-el-adjaïb (d. h. die Perle der Wunder), iſt der Titel einer Abhandlung über Geographie und Naturgeſchichte, von Ebn-el-wardi verfaßt, der ein Schriftſteller des dreizehnten Jahrhunderts iſt. Dies Werk iſt in vierzehn Kapitel vertheilt. Das Erſte enthält eine Abhandlung über die feſten Länder, das Zweite über Meerengen und Meere, das Dritte über Inſeln, das Vierte über die Wunder, welche man dort antrifft, das Fünfte über die beträchtlichſten Flüſſe, das Sechſte über Quellen und Brunnen, das Siebente über die erhabenſten Gebirge, das Achte über die Steine und ihre Eigenſchaften, das Neunte über Minen und köſtliche Steine. — Die Kapitel 10, 11, 12, 13, enthalten die Beſchreibung der Bäume, Pflanzen, Früchte und Gewürme, und im 14ten ſpricht der Autor von den vierfüßigen Thieren, den Vögeln u. ſ. w.

Im Allgemeinen, iſt alles, was der Verfaſſer darſtellt, zu ſehr abgekürzt, und wenig dazu geeignet, die verſchiedenen Gegenſtände bekannt zu machen, von denen er ſpricht. Was aber die eigentliche Geographie betrifft, ſo iſt die Beſchreibung zu loben, die er von Afrika macht, indem man darin Details über das Innere eines Landes findet, welches uns noch ſo wenig bekannt iſt, und eine große Anzahl Namen von Städten, die den alten, ſo wie den modernen Erdkundigern unbekannt geblieben.

Kitab Talkhis-el-Athar. Kurze geographiſche Ueberſicht, von Abo-errachid ben Saleh ben noari,

mit dem Zunamen Bakoui, von Bakou, ſeiner Geburtsſtadt. Es lieſſe ſich mit Gewißheit beſtimmen, daß er im 806ten Jahre der Hegira (1403 v. J. C.) lebte. Dies Werk iſt nach den Himmelsſtrichen, nach der Weiſe morgenländiſcher Schriftſteller vertheilt. Obwohl es zu beklagen iſt, daß die Artikel über jedes Land gar kurz ſind, ſo hat dennoch der Verfaſſer ſie intereſſant zu machen gewußt, wie man ſich aus folgendem überzeugen kann, was er über Aethiopien ſagt, welches die Araber Beled el Habschah' nennen.

„Aethiopien, ein großes Land, welches nach Norden zu Khalidj - el barbari, nach Süden Thebr, oder das Goldland, nach dem Orient das der Zindi (den Zanguebar) hat. Die Hitze iſt ſehr ſtark. Die Einwohner, in Felle gekleidet, ſind ſchwarz und von der Sonne verbrannt; ſie ſind zahlreich, die meiſten Chriſten und einige Muſelmänner. In dieſem Lande giebt es viele Wüſten und wenig Gewäſſer. Es bringt Mouza, Weintrauben und Granaten hervor. Man findet daſelbſt Elephanten, Giraffen und Ochſen, deren man ſich ſo gut zum Wagen ziehen bedienen kann, als der Kamele. Die Giraffe iſt von einem wilden Kameel-Weibchen geboren, ihr Kopf gleicht dem des Kameels, ihre Hörner ſind denen des Hirſches gleich, ihre Haut dem Fell des Tigers, ihre Beine wie die des Kameels, ihre Klauen gleichen denen des Ochſen, ihr Schwanz dem des Rehes; ſie hat eine lange Mähne, die Vorderfüße ſind lang, und die Hinterfüße kurz. Auch giebt es in dieſem Lande Hyänen und wilde Ochſen."

El mémalik we el Meſſalik, Titel der Geographie von Edriſſy oder vielmehr von der Verkürzung ſeines großen Werkes, welches Nozahah el mochtaq fi Ibhtiraq el-afaq betittelt iſt. Die lateiniſche Ueberſetzung dieſes abgekürzten Werkes, welche nach dem arabiſchen Text gearbeitet, wurde, und aus der Druckerei der Medizis erſchien, heißt Geographia nubienſis. Die k. Bibliothek beſitzt unter den Manuſcripten von St. Germain des Près daſſelbe Manuſcript, welches zum Druck des Textes der ebenbenannten Geographia nubienſis gedient hat. Dies iſt auch noch daran zu erkennen, daß in beſagter Handſchrift jedes Wort von dem andern durch eine Vertikal-Linie abgeſondert iſt, um dem Setzer die Arbeit in einer ihm wenig bekannten Sprache zu erleichtern.

Nechq-el-azhar fy adjaïb el agthar. Cosmographiſche Abhandlung, von Ebn Ajas. Dies Werk iſt beſonders merkwürdig, durch eine Folge von Beobachtungen, über die verſchiedenen Anwüchſe des Nils. Der Leſer, für den dieſer Gegenſtand Intereſſe haben ſollte, kann im 8ten Band der Notizen und Auszüge aus den Manuſcripten der k. Bibliothek, die erſt neu erſchienen iſt, über dies Werk eine Notiz finden, die ſo befriedigend und gelehrt iſt, wie man es von ihrem Verfaſſer, dem berühmten H. Langlès, erwarten kann.

Adjaïb-el-Boldan, eine ſehr weitläuftige cosmographiſche und geographiſche Abhandlung von dem berühmten Kazwini, Verfaſſer des Adjaïb el Makhloukah, von welchem ich einen Auszug gemacht, dem der berühmte

Silveſtre de Sacy eine Stelle in ſeiner Chreſtomatie arabe hat vergönnen wollen.

2.

Perſiſche und Türkiſche Geographen.

Die Anzahl dieſer Manuſcripte allhier iſt nicht groß. Dennoch muß man es nicht dem Mangel an Eifer, ſich welche zu verſchaffen, zuſchreiben, wenn die Bibliothek nicht reich an dieſen Manuſcripten iſt; denn es haben die gelehrten Reiſenden, welche Ludwig XIV. und Ludwig XV. nach Perſien und nach der Türkei verſchiedentlich geſandt haben, um die köſtlichſten Manuſcripte dieſer Länder zu ſammeln, es gewiß nicht an Sorgfalt fehlen laſſen. Vielmehr iſt es gewiß, daß dieſe zwei Nationen ſelbſt an Schriften dieſer Art arm ſind; und es ſcheint, daß das Beſte, was ſie in dieſem Fach beſitzen, aus Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen beſteht. So z. B. iſt die Geographie von Ebn Haukal (welche H. Ouſely aus einem perſiſchen Manuſcript in die engliſche Sprache überſetzt hat) ſelbſt nur eine Ueberſetzung aus dem Arabiſchen. Die Bibliothek von Leyden beſitzt das köſtliche arabiſche Original, deſſen Autor: Ebn Haukal oft von Aboulfeda citirt wird.

Dennoch haben die Perſer einige Abhandlungen in dieſem Fach, die denſelben eigen zu gehören ſcheinen; z. B. der Nozahat al Koloub von Kazwini (der mit dem

arabiſchen Verfaſſer des adjaïb al makhlouḳat und des adjaïb al Boldan nicht verwechſelt werden darf). Dies iſt ein geſchätztes Werk, welches d'Herbelot oft in ſeiner Bibliotheque orientale benutzt hat; ſodann kann man auch das Heft iklim (d. h. die ſieben Himmelsſtriche) nennen, ein ſtarkes, aber ſehr ſchlecht redigirtes Werk. Dieſe zwei Werke finden ſich auf der kaiſerlichen Bibliothek.

Von den türkiſchen Manuſcripten iſt mir nur ein eigentlich geographiſches Werk bekannt, vom berühmten Hadji-Khalfa verfaßt: der djihan numâ. Dieſes Manuſcript befindet ſich nicht auf der k. Bibliothek, aber ſie beſitzt die Handſchrift einer Ueberſetzung von Armain, und einen Abdruck des Textes aus Konſtantinopel, denn dies iſt eins der Werke, die unter der Preſſe des gelehrten Ibrahim erſchienen ſind.

3.

Arabiſche Hiſtoriker.

Der Name des berühmten Makrizi verdient an der Spitze der arabiſchen Geſchichtſchreiber zu ſtehen durch die herrliche Beſchreibung, die er von Egypten und Kairo gemacht, und deren Titel: Kitab el méouaodh we el itibar u. ſ. w. iſt. Dieſe allein macht ihn unſterblich. Die k. Bibliothek beſitzt mehrere Exemplare dieſes

Werkes, über welches unſer groſser Orientaliſt Silveſtre de Sacy folgendes Urtheil geſprochen:

„Von allen arabiſchen Schriftſtellern, welche Beſchreibungen von Egypten und Kairo verfaſst haben, verdient keiner ſo ſehr bekannt zu ſeyn, wie Makrizi; ſein Werk iſt ſogar der Schlüſſel zu den übrigen Werken, denn es enthält lehrreiche Details über eine Menge von Gegenſtänden, welche die andern nur berühren, oder gar nur darauf hindeuten, und was beſonders wichtig iſt, ſo erklärt er faſt immer die der arabiſchen Sprache, die in Egypten gebräuchlich iſt, eignen Wörter, welcher ſich die andern Schriftſteller ohne Erklärung bedienen, und welche ſich nicht in unſern Dictionären befinden u. ſ. w.“

Auſser dieſem ſchönen Werke findet man noch auf der kaiſ. Bibliothek mehrere Schriften dieſes unermüdlichen Autors, ſo wie den Riſalets, oder kleine Abhandlungen, eine unendlich ſeltne und köſtliche Sammlung, in welcher die Diſſertationen über die geſetzlichen Gewichte und Maſse der Muſulmänner (welche der gelehrte Tychſen in Roſtock herausgegeben), mit begriffen ſind, ſo wie ein autographiſches Fragment eines Dictionnärs berühmter Männer, welche nach dem angezeigten Plan des Makrizi aus einer groſsen Anzahl Bänden beſtehen ſollte, an deſſen Vollendung ihn jedoch der Tod verhindert.

Al mokhtaſſar fy akhbar el baſchar. Allgemeine Geſchichte vom berühmten Aboulfeda. Unter andern

Exemplaren dieſes Werkes, welche ſich auf der k. Bibliothek befinden, beſitzt dieſelbe ein unſchätzbares, nehmlich die eigene Handſchrift des berühmten Literators und Königs (bekanntlich war Aboulfeda König von Hamah in Syrien.) Den Orientaliſten iſt die ſchöne Ausgabe bekannt, welche die gelehrte Welt von dieſem Werke dem berühmten H. Adler dankt, und welche dem arabiſchen Text gegenüber eine lateiniſche, ſo treue als elegante Ueberſetzung verdankt, zu welchem der gelehrte H. Reiske Noten gefügt hat.

Moroudj-eddaheb, (die goldnen Wieſen) Titel einer allgemeinen Geſchichte, vom Anfang der Welt bis zum Jahre der Hegyra 334 (945 vor J. C.), deren Verfaſſer Maſſoudi, Schriftſteller des zehnten Säculums, iſt; er ſtarb zu Kairo, im Jahre der Hegyra 346, wenig Zeit nach der Vollendung ſeines Werkes. Zwiſchen einer Menge Fabeln befinden ſich auch eine Menge intereſſante Thatſachen über die alte Geſchichte von Indien, Perſien und Arabien. Auch iſt dieſes intereſſante Werk ſehr im Orient geſchätzt, in der Hinſicht ſowohl ſeines Alterthums, als der Verſchiedenheit der Gegenſtände, die darin behandelt ſind, und welche ſehr tiefe und ausgebreitete Kenntniſſe und Nachſuchungen vorausſetzen laſſen.

Fotouhh Miſr. Geſchichte der Eroberung von Egypten, von Amrou Ben el aſs, General der Armeen des Kaliſen Omar, in dem 18ten und 19ten Jahre der Hegyra, von Abd el Hhokm. Ein ſehr gutes Werk.

Fotouh el-Scham. Die Eroberung Syriens durch die Mohametaner, unter dem Kalifen Omar; von abou abd allah Mohammed ben omar elwakedi. Der gelehrte Okley hat dies Werk bei der Erzählung consultirt, die er von jener großen Begebenheit gemacht

Nodjoum el Zaherah, fy molouk misr wo el Caherah. Titel eines großen historischen Werkes vom Tangri verdi, in drei Theilen. Der erste handelt von den Statthaltern, welche im Namen der Kalifen seit Amrou commandirten, der dies Land den Griechen wegnahm, um es unter die Herrschaft der Araber zu bringen, im 21sten Jahre der Hegyra bis Ahmed ben Touloun, der im Jahre d. H. 254 dort den Grund der Dynastie der Touloniden legte. Der zweite Band enthält die historischen Begebenheiten von Ahmed ben Touloun bis zum Jahre 524 der Hegyra, und der dritte Theil diejenigen vom Jahre 525 bis zum Tode Bibars des Mameluken, der im Jahre 675 erfolgte.

Aboul-mahasen, große egyptische Geschichte, in welcher alle Unglücksfälle beschrieben sind, welche die Regierung dieser Provinz betroffen; vom Jahre der Hegyra 21. bis zum 836sten Jahre. Unglücklicher Weise sind Lücken in diesem interessanten Manuscript.

Ebn Schouna abgekürzte Chroniken vom Anfang der Welt bis zum Jahre d. H. 806.

Elmacin. Dieſer Autor iſt hinlänglich bekannt durch die lateiniſche Ueberſetzung, welche Erpenius unter dem Titel: Hiſtoria Saracenica von ſeinem Werke gemacht.

Mokhtaſsar-el doual, allgemeine Geſchichte, von Aboulfarage. Dies Werk, von welchem der berühmte Pococke den Text und die Ueberſetzung herausgegeben, iſt allgemein bekannt.

Soyouthi, Geſchichte von Egypten, von deſſen alten Königen, deſſen Eroberung durch die Mohamedaner, den Prinzen, Generälen, Poeten, Schriftſtellern u. a., die dort blühten; von den Produkten dieſes Landes, vom Nil u. ſ. w.

Beſchreibung der Inſel Raudah, wo der Nil-Meſſer ſich befindet, ein ſehr anziehendes Werk von demſelben Autor.

Arabſchah. Leben Tamerlans. Die kaiſ. Bibliothek beſitzt ein köſtliches Exemplar davon. Es ſcheint, als hätte der Verfaſſer alle Schätze ſeiner Sprache erſchöpft, um ſie in dieſem Werke zu vereinigen, deſſen eleganter Styl ſich der Poeſie nähert; auch iſt es faſt ſo ſchwer zu leſen, wie ein Gedicht, und H. Manger hat öfters den Sinn ſeines Autors verfehlt. Welchen Dank würden nicht die Orientaliſten dem vortrefflichen S. de Sacy ſchuldig ſeyn, wenn er ſie mit einer neuen Ueberſetzung dieſes ſchönen Werks beſchenkte, ſo wie er in kurzem die Ueber-

ſetzung von Abdollatif herausgeben wird, der intereſſanteſte und verſtändigſte Autor, der je über Egypten geſchrieben.

Selſelet el teouarikh, d. h. Ketten der Geſchichte. Dies außerordentlich merkwürdige Manuſcript bietet denſelben Text dar, nach welchem der gelehrte Abbé Renaudot das Werk überſetzt hat, welches den Titel führt: anciennes relations des Indes et de la Chine, de deux voyageurs mohametans, qui y allerent dans le 9eme ſiècle, traduits de l'arabe etc. Lange hatte man die Authenticität dieſes Textes bezweifelt, weil deſſen berühmter Ueberſetzer nicht das Manuſcript angezeigt hatte, aus welchem er ihn herausgenommen. Nachdem aber lange nachher dies Manuſcript dem gelehrten de Guignes zu Geſicht gekommen, hat derſelbe dies außer allen Zweifel geſetzt in einer Note, die ſich in den extraits et notices des Manuſcrits de la B Imperiale befindet; auch haben wir das Vergnügen, der gelehrten Welt anzuzeigen, daß ſie in kurzem den Text ſelbſt beſitzen wird, den H. Langles jetzt in der imprimerie imperiale drucken läßt.

Ebn Khilcan, Dictionnär der berühmten Männer. Auch beſitzt die k. Bibliothek das Manuſcript eines ſolchen Dictionnärs von aboul-mahaſen.

Thabari-Nowairi. Die Orientaliſten werden ſich verwundern, dieſe ſo berühmten Namen hier zuletzt zu finden, ich kann aber dieſe großen Geſchichtſchreiber nur nen-

nen, um zu bedauern, daß die k. Bibliothek ihre Werke nicht besitzt, sondern bloß einige unbedeutende Fragmente derselben.

4.

Persische Geschichtschreiber.

Wenn der Name Makrizi an der Spitze der Arabischen Historiker glänzt, so mag der von Mirkhond dieselbe Stelle unter den persischen Geschichtschreibern verdienen. Seine große Chronika, unter dem Titel: Raoudhat essafa, d. h. der Garten der Reinheit, benannt, ein Werk, welches er auf das Gebot des berühmten Emir Aly Chir unternommen, ist ohne Zweifel eine der berühmtesten historischen Compositionen der Perser, sowohl in Rücksicht auf Geschichte (einige Fabeln ausgenommen) als auf Eleganz des Styls. Gewöhnlich ist dies Werk in 7 Bänden vertheilt, hier ist die Notiz, welche Hadjy-Khalfah davon gegeben:

Der erste Band enthält die Geschichte der Schöpfung, die der Propheten, und der Könige von Persien.

Der Zweite, Geschichte Mohammeds und der rechtmäßigen Kalifen.

Der Dritte, Geschichte der Omayaden und der Abassiden.

Der Vierte, Geſchichte der Könige, Zeitgenoſſen der Abaſiden.

Der Fünfte die Verheerung von Djenguizkhan, ſein Leben, und das ſeiner Kinder.

Der Sechſte die Verheerung von Timour, ſein Leben, und das ſeiner Kinder.

Der Siebente, Leben des Hoſain Baïcara.

Der Beſchluß dieſes Werkes enthält verſchiedene Geſchichten und merkwürdige Details über die Geſchöpfe, welche ſich auf der bewohnbaren Welt befinden, und die Wunder, die mit denſelben Bezug haben.

Khondemir, Sohn des Mirkhond, von welchem wir eben geſprochen, und der mitunter mit ſeinem Vater verwechſelt worden iſt, hat ſich gleichfalls um die Liebhaber der Geſchichte verdient gemacht durch ſeinen Khilaſſat el akhbar, den man größtentheils als eine Abkürzung des Raudhat eſſafa anſehen kann. Die k. Bibliothek beſitzt von demſelben ein ſehr ſchönes Exemplar.

Nikbi ben Maſſoud. Geſchichte der Könige von Perſien, der Kalifen verſchiedener Dynaſtien, und Gengueizkhans, von Nikbi-ben Maſſoud, Autor des 14ten Jahrhunderts. Dies Werk iſt in vier Theilen, und der vierte enthält mehrere Unterabtheilungen.

Der Erſte Theil enthält die Geſchichte der alten Kö-

zige von Perſien, d. h. der Piſchvadier und Kaanier, bis zur Epoche der Eroberung Alexanders des Großen.

Der Zweite enthält die Geſchichte der letzten Dynaſtie der Könige von Perſien, der Familie von Saſſan. Von Alexander dem Großen geht der Autor ſchnell zu Ardeſchir, Sohn von Babec, über, der erſte der Saſſaniden, ohne etwas von den Dynaſtieen zu erwähnen, die im Zwiſchenraum Statt gefunden haben, und unter dem Namen Molouk altawaif bekannt ſind.

Im Dritten Buche erzählt der Autor zuerſt einige Begebenheiten, die vor Mohameds Miſſion vorgefallen ſind, und zur Geſchichte Arabiens gehören; von da geht er zur Geſchichte des Propheten, und zu der der Kalifen, ſeiner Nachfolger, über, bis zur gänzlichen Zerſtörung ihres Reiches durch die Tartaren.

Das Vierte Buch enthält die Geſchichte einiger Dynaſtieen, welche ſich im Reiche der Abbaſſiden-Kalifen erhoben haben. Dieſe Dynaſtien ſind die der Soffariden, der Sammaniden, der Gazneriden, der Bouiden und der Sultane des Khowarezm. Dieſen folgt die Geſchichte des Genguizkhan, welche den Band ſchließt *).

Lob-el-tewarikh, d. h. Mark der Geſchichten.

*) Wenn der Leſer eine vollſtändige Notiz von dieſem intereſſanten Werke finden will, ſo bietet ſie ihm der 22e B. der Not. et ext. d. M. de la Bib. Imp. pag. 325 an, vom H. Silveſtre de Sacy verfaßt.

Hiſtoriſches Werk von yahhia ben abdollatif el Kazwini, in vier Sectionen vertheilt. Die erſte handelt von Mohamed und ſeiner Familie, die zweite iſt den Königen von Perſien gewidmet, vom Anfang dieſes Reichs, bis zu Mohamed; der dritte von den perſiſchen Königen bis zu Ismael Sophi. Im vierten ſind die Thaten des Schah Thamas, Iſmaels Sohn, aufgezeichnet.

Nigaaſiſtan, d. h. die Gemälde-Gallerie. Es giebt mehrere Werke unter demſelben Titel. Dieſes iſt von Ahmed ben Mohammed verfaßt. Es iſt eine hiſtoriſche, unzewein koſtbare Sammlung, deren Herbelot ſich vorzüglich zu ſeiner bibliotheque orientale bedient hat. Man findet dort die merkwürdigſten Thatſachen, welche unter den 23 Dynaſtien Statt gefunden haben, welche vom erſten Jahre der Hegyra bis zum 920ſten regierten, d. i. von 622, bis 1514 der chriſtlichen Zeitrechnung.

Djam' el tewarikh, d. h. Sammlung von Geſchichten. Ein äußerſt koſtbares Werk über die Tartaren, und beſonders über Genguizkhan, von Rachid eddin verfaßt.

Nizam el tewarikh, d. h. Fortſetzung der Annalen, von Beidawy. Dies Werk iſt in 4 Theilen. Der erſte handelt von den Patriarchen und Propheten, der zweite von den alten Dynaſtien der perſiſchen Könige, der dritte von den Kalifen, der vierte von den verſchiedenen Dynaſtien, die zur Zeit der Abaſſiden florirten.

Zefer nameh, d. h. Buch der Siege. Tamerlans Geſchichte, im Jahre 828 der Hegyra, auf das Gebot des Schahrokh verfaßt, von cherif-eddin aly yezdi, der beredſamſte Mann ſeiner Zeit. Dies Werk iſt von Petis de la Croix in das Franzöſiſche überſetzt worden.

Metlà-eſſadin — dies köſtliche Werk, verfaßt von Abdoulrizak, Schriftſteller des 15ten Säculums, iſt vornehmlich den Thaten und dem Leben des Schahrokh, Timours Sohn, gewidmet, und ſeinen Nachkommen. Khondemir in ſeinem habib-eſſeir (hiſtoriſche Werke, deſſen größten Theil die k. B. beſitzt) ſpricht eine prächtige Lobeserhebung über das Werk und den Autor. Es enthält beſonders zwei Stücke vom höchſten Intereſſe, das eine iſt die Beſchreibung der Geſandſchaft die im Jahr 822 (1419) von Schahrokh nach China geſandt wurde, und in welchem äußerſt anziehende Details über Sitten und Lebensart der Chineſer ſich befinden. Das andere enthält die Erzählung der Geſandſchaft, die derſelbe Sultan einige Jahre ſpäter dem König von Viſapour zuſchickte, und worin ſich Dinge befinden, die ſehr merkwürdig, und um ſo intereſſanter ſind, da Abd-oulrizak ſelbſt mit dieſer Geſandſchaft beauftragt wurde, und ſeine eignen Abentheuer beſchreibt, da er in der vorhergenannten Relation nur das redigirt hat, was ihm die Geſandſchaft nach China bei ihrer Rückreiſe mitgetheilt hatte.

In ſeiner Collection des petits voyages hat H. Langles ſchon einen Auszug von der Reiſe des Abd-

oulrizak nach Indien gemacht, und wird in Kurzem die Gesandschaft nach China als Fortsetzung herausgeben. Dies Werk wird den Orientalisten gewiß ein willkommenes Geschenk seyn.

5.

Türkische Geschichtschreiber.

Das berühmteste historische Werk, welches die Schriftsteller dieser Nation hervorgebracht, sind ohne Zweifel die Annalen, von Naimah effendi. Unglücklicher Weise besitzt die k. Bibl. nicht den Text dieses starken Werkes, jedoch befindet sich hier das Manuscript der Uebersetzung desselben von Hn. Galland, wo nur eine kleine Lücke ist.

Merat el adouar we mirkat el akhbar, d. h. der Spiegel der Jahrhunderte, und die Leiter der Geschichte. Dies Werk ist in 10 Theilen. Der erste handelt von den Patriarchen und Propheten, der zweite, dritte, vierte von den vier alten Dynastieen der Könige von Persien und der alten arabischen Könige; der fünfte von Mohamed und seinen Nachfolgern, der sechste von den Sultanen, welche zur Zeit der Abassiden die Herrschaft über die verschiedenen Länder hatten, die von den Mohamedanern erobert wurden, der siebente von Genguiz Khan und seinen Nachkommen, das achte von Tamerlan und seiner Nachkommenschaft, das neunte von Hassan, Prinzen der

Turkomänner, und das zehnte von den Ottomanen, hört mit dem 935ſten Jahre der Hegyra auf. Dies wichtige Werk iſt eine Ueberſetzung aus dem Perſiſchen in das Türkiſche, vom berühmten Saad eddin, der unter dem Namen Khodjah effendy allgemein bekannt iſt.

Tadj-el Tewarikh, d. h. Krone der Geſchichten. Dies Werk, welches die Geſchichte der erſten ottomaniſchen Fürſten, bis zu Anfang der Regierung Selims des Erſten enthält, iſt von demſelben Autor, den wir eben genannt. Die Türken ſchätzen ihn ſehr, ſowohl wegen der Wahrheit der in ſeinen Schriften enthaltenen Thatſachen, als der großen Eleganz des Styles.

Allgemeine Geſchichte, von Aly effendy, im 1006 Jahre der Hegyra verfaßt. Sie iſt in 4 Theilen. Der erſte handelt von den Begebenheiten von der Schöpfung an, bis zu Mohamed, der zweite von Mohamed, von den Kalifen und von den Gelehrten, die unter ihrer Regierung blühten. Der dritte handelt von den Türken, oder von den Völkern jenſeits des Oxus, der vierte von den Ottomanen und ihrem Reiche.

Fatah nameh, d. i. Buch der Siege. Es iſt eine Abkürzung von der ottomaniſchen Geſchichte bis zum Urſprung des türkiſchen Reichs, und bis Bajazet dem Zweiten. Dem Werke geht eine Vorrede voraus, worin von den Eroberungen Genguizkhans die Rede iſt, welche dem Reiche der Kalifen ein Ende machten.

Geſchichte von Abou Moslem, einem berühmten Krieger, deſſen Geſchicklichkeit die Abaſſiden das Kaliſenthum danken, welches ſie den Ommiaden abgenommen hatten. Dies Werk iſt eine Ueberſetzung aus dem Arabiſchen nach Abou Taber el Thoully.

Geſchichte der Eroberungen der Mahomedaner im Mittelländiſchen Meere. In dieſem Werke befindet ſich eine geographiſche Beſchreibung der Küſten des ſchwarzen Meeres. Der Autor hat es dem Mohamed, Sohne des Ibrahim Neunzehnten Sultan der Ottomanen, zugeeignet. Es gehört zu der kleinen Anzahl derjenigen Manuſcripte, die in Konſtantinopel gedruckt worden ſind.

Geſchichte der Eroberungen Othmans Orkans, Amuraths, Bajazets, Mohameds und Bajazets des Zweiten, im 903ten Jahre der Hegyra geſchrieben. Dieſelbe Handſchrift enthält eine abgekürzte Geſchichte von Soliman.

Erzählung der Kriege des großen Solimanns vom Jahre 947 bis zum Jahre 930 d. H. und ſeiner militäriſchen Expeditionen in Ungarn.

Tarikh Bogdad, d. h. Geſchichte von Bagdad, Beſchreibung der Belagerung dieſer Stadt durch Amurath den Vierten, und die merkwürdigſten Begebenheiten, welche ſeit der Eroberung derſelben bis zum Friedensvergleich mit Perſien vorfielen. Der Autor iſt Kara aly

zadeh azic effendy. Er eignet ſein Werk dem Muſtapha Pacha, erſtem Wefir Amuraths, zu.

Erzählung der Begebenheiten, welche zwiſchen Muſtapha Pacha, und Khodabend, König von Perſien, vorfielen.

Zuſtand des Ottomanniſchen Reichs von Aly Tcheleby. Dies Werk iſt in zwei Theilen. Der Erſte handelt von den Statthaltern der Provinzen, von ihrer Anzahl, ihren Chefs und den ihnen untergebenen Soldaten, der Zweite von den Staatsmännern, dem Hofe, den Truppen u. ſ. w.

Verſchiedene Canonie Nameh, oder Statuten und Befehle des türkiſchen Reiches und des Hofes der Sultane.

Takouim el - Tewarikh. Chronologiſche Tabellen, vom berühmten Hadji Khalfah. Man findet hier die Epochen der merkwürdigſten Begebenheiten von der Schöpfung an bis zum Jahre der Heggra 1090 (1669 n. Ch. Z.) ſo wie den Urſprung und das Verlöſchen der verſchiedenen Dynaſtien der Erde, vor und nach Mohamed. Es giebt von dieſem Werke eine italieniſche Ueberſetzung.

* * *

Dies iſt eine kurze Ueberſicht der unſchätzbaren Reichthümer der K. Bibliothek, in Hinſicht auf geographiſche

und hiſtoriſche Manuſcripte. Eine längere Notiz würde in dieſem Werke, wo die Verſchiedenheit der Gegenſtände erfodert wird, am unrechten Ort ſeyn. Uebrigens würde eine ſolche Arbeit Jahrelanges Studium, und einige ſtarke Bände Raum erfodern. Wir haben das Vergnügen, der gelehrten Welt anzuzeigen, daß ſich H. Langlès mit einem ſolchen Vorhaben beſchäftigt, und ſein Werk ſchon angefangen iſt, welches ſo vollkommen, als von einem ſolchen Verfaſſer nur zu erwarten iſt, die Wünſche der Orientaliſten befriedigen wird.

XI.

Poeſien,

nach alten Galliſchen Verſen.

(Aus den Manuſcripten der Imperial-Bibliothek.)

I.

Rondel *)

Süß iſt der Tod in blut'ger Schlacht
Wenn hoch das Siegsgeſchrei erklungen
Der Held vom Lorbeerkranz umſchlungen
Sinkt hin vom Siege angelacht,
Und ſtammelt noch mit matter Zunge:
Süß iſt der Tod.
Und ſüß iſt er in dunkler Nacht

*) Dieſe Dichtungsart, die jezt verloſen iſt, giebt wegen der dreifachen Wiederholung der erſten Worte, zu mancher glücklichen Wendung Anlaß. Im 14ten und 15ten Jahrhundert war ſie ſo gebräuchlich, und wurde ſo gemißbraucht, wie jezt bei uns die Form des Sonnettes.

Wenn von des Mädchens Arm umſchlungen
Das Leben Raum der Wonne macht.
Doch ſeufz' auch ich, von Weh durchdrungen
Den kalte, du! zur Gruft gebracht
Süß iſt der Tod.

2.

R o n d e l.

Von Karl von Orleans.

Verſchmachte nur, du treues Herz
Kaum ſproßten dir der Hoffnung Blüthen
So riß ſie hin des Sturmes Wüthen;
Mit deinen Leiden treibt ſie Scherz
Das falſche Mädchen, armes Herz,
Verſchmachte nur.
Da ihre Wangen purpurn glühten
Die Augen ſüße Flammen ſprühten
Da ahndete dir nicht dein Schmerz,
Ihr Blick zeigt ein gerührtes Herz.
Jetzt will ſie ſtreng die Blicke hüten
Verſchmachte nur.

3.

Rondel.

Von Karl von Orleans.

O ſchweigt ihr trunknen Augen mein
Von ſolcher liebelichen Süßen;
Die Blicke muß ich herbe büßen,
Was preißt ihr ſie, nur ſie allein
Muß ſie denn ſchön vor allen ſeyn?
O, ſchweigt:
Ihr Silbertöne haltet ein,
Was müßt ihr hold mein Ohr begrüßen?
Was ſollen eure Zaubereyen?
Ihr Roſenlippen lockt zu küſſen
Doch wollt ihr nicht geküſſet ſeyn,
O ſchweigt!

4.

Dezim.

Von Karl von Orleans.

Am kühlen Brunn muß ich im Durſt verſchmachten
In heißer Liebesgluth vor Froſt erbeben;
In Qualen ſterbend nicht auf Lindrung achten
Und wo Gefahr mir drohet ruhig leben;
So muß ja ſelbſt das Leid mir Wonne geben
Aus bittern Thränen blüht mir ſüße Luſt.

Was andern hold iſt will mich nicht erquicken
Ich ſchwelg in Schätzen an der Armuth Bruſt
Erholung find' ich, wo mich Sorgen drücken
Sagt, iſt dies nicht ein Leben voller Luſt?

5.

Rondels aus den: Poeſies de Marguerite de Navarre, ſoeur de François Ier.

(Aus der Manuſcripten-Bibliothek.)

A.

Mein heißer Schmerz und all mein banges Sehnen
Drückt mir das Herz, das ſeufzt ob ſolcher Laſt;
Der holde Schlaf iſt mir ein ſeltner Gaſt,
Der Morgen kommt und findet mich in Thränen.
Nichts ſtillt in mir ſolch vielgeliebtes Sehnen,
Mein Geiſt hält ſtets ein ſüßes Bild umfaßt
Den reichen Quell, wo ſchöpft der Liebe Thränen,
Mein heißer Schmerz.
Ich fliehe die, ſo mich zu rauben wähnen
Der ſtrengen Macht, die doch mein Herz nicht haßt;
So bleibe mir, und folge ohne Raſt
Der Liebenden, ich nähre dich mit Thränen,
Mein heißer Schmerz!

B.

Rondel.

Mein einſam Denken laßt in Ruh.
Was ſtört ihr mich mit eurem Tande?
Gern trag ich ſolche ſüße Bande.
Ich höre ſtill dem Herzen zu,
Das ſchwatzt von ihm, dem ich verdanke
Mein einſam Denken.

O holde Nacht, im Sterngewande!
Verweile nicht! Sein Bild und Du,
Mit trauter Lieb im Einverſtande,
Wir pflegen dann erwünſchter Ruh;
Es löſt mich von des Schlafes Bande
Mein einſam Denken.

6.

Stelle aus dem Manuſcript des Lancelot du Lac.

1.

Es ritte König Bannus hin zum Hügel
Sein liebes Schloß, das herrliche, zu ſchauen;
Schon flieht die Nacht mit thaubeſchwertem, Flügel,
Des Morgens erſtes Licht beginnt zu grauen.

2.

Im Dämmer ſchimmert nun vor Bannus Blicken

Der Veſte weis Gemäur, das fern ſich zeiget;
Und wie das Frühroth färbt der Berge Rücken,
Umhüllt das Schloß ein Dampf, der aufwärts ſteiget.

3.

Im Rauch beginnt ein dunkles Roth zu flimmern,
Die Wolke wächſt, die tiefer ſich verdunkelt;
Es ſchallt von weitem Waffenklang und Wimmern,
Und hie und da ſchon helles Feuer funkelt.

4.

Im Nu, ſo ſteht das ganze Schloß in Flammen,
Die gräßlich um ſich greifen in die Runde;
Mit Krachen ſtürzt der Säle Pracht zuſammen,
Der Thürme Haupt neigt ſchwankend ſich zum Grunde.

5.

Die Glocken ſchmelzen ein in rührend Klingen,
Und purpurn leuchten Erd und Himmel wieder.
So muß die Brunſt ſolch theures Gut verſchlingen!
Des Königs liebſtes Schloß — da ſinkt es nieder.

6.

Denn hat er gleich viel ſchönes Land verloren,
Blieb doch dies Schloß, die wohlverwahrte Veſte,
Dem Feinde furchtbar, und von Bann erkoren,
Vor jedem Sitz, der ſicherſte und beſte.

7.

Wie es verſinkt wills ihm das Herz zerſpalten,
Denn auf dies Schloß, da ſtand ſein einzig Hoffen!
Woran ſoll er ſich noch auf Erden halten,
Da ſolch ein Schlag ſein einzig Gut getroffen?

8.

Denn er iſt alt; es ging die Kraft verloren,
Sein holder Sohn noch in den Knabenjahren,
Sein ſchönes Weib, von hohem Stamm geboren,
Sie haben noch kein Ungemach' erfahren.

9.

Und ſollen nun die beiden zarten Blüthen,
Dem Froſte ausgeſetzt, der Sonn' entbehren?
Wie ſoll der König ſie vor Trangſal hüten,
Der Gattin ſolches Weh ertragen lehren?

10.

Er ſchaut mit ſtarrem Blick den letzten Funken
Den Todeshauch der wüth'gen Feuersgluth,
Bis ſie erliſcht, und in den Grund verſunken,
In Schutt und Aſche liegt ſein Hab und Guth.

11.

Und wie der Sonne Strahlen ſich erheben,

Wo ſonſt der Thurmknopf golden glänzt vom Schloſſe,
Sieht Bann die leere Stätte wüſt und eben,
Da ſchwindelt ihm, er ſtürzet jäh vom Roſſe.

12.

In Strömen färbt ſein Blut den ſchwarzen Boden,
So liegt er ſtarr, in Ohnmacht, wie entſeelet;
Doch ſchöpfet er noch einmal Lebensodem
Von Todes-Angſt und tiefem Leid gequälet.

13.

Da dringt ein Strahl in ſeine Seele nieder
Vom Himmel ſelbſt, voll Milde und Erquickung,
Sein mattes Herz faßt neue Hoffnung wieder,
Auf Todesangſt folgt ſelige Entzückung.

14.

Er ruft! O Gott, wie muß ich ſo verzagen
In meiner Noth, und irdiſch Gut beweinen;
Du wirſt ja Hülf' und Beiſtand nicht verſagen
Dem theuren Weibe, und dem zarten Kleinen!

15.

Beſchützeſt du des armen Waiſen Jugend
Wie ſollt' ihm da der Vater irgend fehlen?
Und erbt er keinen Thron, ſo möge Tugend,
Die Tugend ſeiner Väter ihn beſeelen.

16.

Mein edles Weib, und du mein süßer Knabe,
Empfangt im Tode meinen besten Seegen;
Und bleibt ihr dürftig, ohne Gut und Habe,
Hat Jesus selbst in Krippen doch gelegen!

17.

O könnt ich euch noch sehn, am Busen drücken!
Doch schon sind mir die Augen schier gebrochen.
Nicht mehr wird mich solch holder Blick erquicken
So lebet wohl — da stockt des Herzens Pochen.

18.

Er sinkt und stirbt. Ein Jammer ists zu schauen
Das hohe Haupt im Blut, auf freiem Felde;
So wie er stirbt, befällt sein Roß ein Grauen,
Es eilt davon, kommt keichend zum Gezelte.

Da die Königin den leeren Gaul sahe, wurde ihr bange, und sie setzte sich auf mit ihrem Knaben Lanzelot, um ihren Gemahl zu suchen, und ritt nach dem Hügel, wohin sie wußte, daß der König seinen Weg genommen hatte. Da fand sie ihn auf dem Rasen, bleich und starr, in seinem Blute liegen. Und da sie ihren Herrn todt sahe auf der Erde, wurde sie heftig bestürzt, so daß sie ihre Besinnung verlor, den Knaben neben dem Rosse liegen ließ, und auf den König zueilte, auf dessen Leich-

nam ſie ohnmächtig hinfiel, und da ſie wieder zu ſich kam, fing ſie an zu weinen, und ſtieß laute Klagen aus; ſie zerraufte ihr goldnes Haar, ſo lang und glänzend es war; zerriß ihre Gewänder, und zerſchlug ihr holdſeliges Antlitz, ſo daß es blutig wurde. Sie klagte um die treue Liebe ihres Herrn, und um ſeine hohe Tugend und Großmüthigkeit, ſo daß Hügel und Waldung von ihren Klagen erſchallten. Und da ſie von Weinen und Jammer ganz matt war, fiel ſie von neuem in Ohnmacht, und als ſie wieder zur Beſinnung kam, that es ihr leid, daß ſie nicht lieber in der Ohnmacht geſtorben wäre, als daß ſie zu ſolchem Herzeleid wieder erwachen müſſe. Doch gedachte ſie mit einmal ihres Kindes, und daß es frevelhaft von ihr ſey, ſich den Tod zu wünſchen, da ſie den Knaben nicht verlaſſen dürfe, und vor Furcht, daß das Roß wohl den Knaben zertreten haben möchte, ſtieß ſie einen großen Schrei aus, und lief wie eine Unſinnige dahin, wo ſie das Kind gelaſſen hatte. Noch konnte ſie lange die Stelle nicht finden, doch ſahe ſie mit einmal das Roß ruhig graſen, und im Schilf am Rande des Sees ſaß die holdſeligſte Jungfrau, welche ſie je geſehen; dieſe hielt ihren Knaben nackend auf dem Schooße, indeß ſie ihn mit Liebkoſungen gar ſänftiglich pflegte, ihm die Aeuglein küßte, und ihn an das Herz drückte. Es war aber den Morgen kalt, ſo daß die Königin der Jungfrau zurief: Süße holde Seele, laſſet jetzt, ich bitte, dies Knäblein, daß ich es ankleide, denn es würde vom Froſt leiden, wofür ich bange bin. Ihm iſt ſo von nun an Ungemach genug beſchieden, da der arme Waiſe ſeinen Vater verloren, und

all ſein Land, ſo daß er mich allein auf Erden noch zur Tröſtung hat. Hierauf erwiederte die Jungfrau weder dies noch jenes, ſondern da ſie die Königin nahe kommen ſah, ſprang ſie in den See, den Knaben auf dem Arm, tauchte unter, und verſchwand. Da fiel die Königin wieder in Ohnmacht, wo ſie lange wie todt blieb, und da ſie ihre Beſinnung wieder bekam, war ſie eben wie wüthend, und wollte ihrem Sohn nachſpringen in den See, konnte aber nicht dazukommen, weil ihre Frauen und Knechte ſie daran verhinderten, welche, indeß ſie ohnmächtig lag, ihr beigeſprungen waren. Dieſe redeten ihr dermaßen zu, daß ſie ſie abhielten, auf ſolche Weiſe ihrem Leben ein Ende zu machen.

Indeß aber dieſe unglückſelige Dame die bittern Thränen reichlich vergoß, und von keinem Troſt hören wollte, fügte es ſich, daß eine Aebtiſſin mit ihrem Gefolge vor dem See vorbei kam. Da dieſe fromme Frau ſolches Herzeleid ſehe, wurde ihr die Seele davon bewegt, und ſie wendete ſich liebreich zur Königin und ſagte: Fremde Frau, Gott möge euer Herz erfreuen! Wahrlich ſagte die Königin, es thäte mir Noth, denn ich bin von heute an von allem geſchieden, was mir Freude und Ehre bringen konnte, die ich ſonſt wohl reichlich genug genoſſen habe. Edle Dame, ſagte die Aebtiſſin, welche, nachdem ſie die Königin aufmerkſam betrachtet hatte, in ihr voll Verwunderung eine ungewöhnliche Hoheit und Schönheit erblickte: Ihr wollet mir wenigſtens ſagen, wer ihr ſeyd, vielleicht kann ich euch Hülfe leiſten. Wer ich bin, ſagte die

Königin, mag euch nimmer etwas angehen; alles, was ihr zu wissen bedürft, ist, daß ich zu lange gelebt habe. Hierauf wandte sich der Kaplan zur Aebtissin und sagte: Ey, edle Frau, so wahr mir Gott helfe, dies ist keine andere als unsre Frau Königin Helena. Da diese Unglückselige ihren Namen hörte, fiel sie in Ohnmacht.

Und da die Aebtissin und ihre Nonnen sie mit vieler Mühe in das Leben zurückgebracht hatten, sagte die Aebtissin zur Königin Helena: meine gnädige und holdselige Frau Königin, ihr wollt euch eurer treuen Magd nicht verhehlen. Ja wohl mögt ihr mich Königin nennen, sagte Helena, aber Schmerzenskönigin. (Dieser Name blieb ihr hinfort). Wenn euch aber mein Heil lieb ist, so laßt mich um Gotteswillen, denn so ihr mich hieltet, würd' ich euch entwischen, und wie eine Wilde durch die Wälder rennen, und Leib und Seele verlieren. Ey meine edle Königin, sagte die Aebtissin, welche Worte muß ich von euren Lippen vernehmen! Bedenket doch, von welchem hohen Stamme ihr entsprossen seyd, und lasset eurem Muth eurer Abkunft nicht ungleich seyn. So weiß auch Gott diejenigen wiederum zu erquicken, die er mit Betrübniß heimgesucht hat, und wie unglücklich ihr auch seyn mögt, so könnte doch euer Unglück noch größer seyn. O saget mir, erwiederte die Königin, ob mein Unglück größer seyn könnte, da mein Herr und Gemahl dort auf dem Rasen in seinem Blute liegt, und ein Gespenst mein einziges Kind geraubt hat, und mit ihm in den See verschwunden ist? so bin ich ohne Hülfe, und weiß nicht mehr, was ich

auf Erden ſoll, da der Tod mein einziges Heil iſt. Meine Königin, erwiederte darauf die Aebtiſſin, ihr ſehet deutlich aus all dieſen Begebenheiten, daß Gott euch in ſeinen Schoos ruft. Ich meine, ihr könnt ſolch Unglück nicht überleben; ſo laßt denn alles irdiſche Denken fahren, und ſorget einzig für das Wohl eurer Seele. Ja wohl, ſagte die Königin, ich will der Welt fürder auf keine Weiſe angehören, ſo nehmt mich denn auf in euern Orden. Hierauf dankte die Aebtiſſin mit ihren Nonnen dem Herrn Gott und ſeinem Sohn und dem heiligen Geiſt, daß er das Herz der Königin ſo ſchnell erleuchtet, und mit guten Entſchlüſſen geſtärkt habe; und auch die Königin Helena blieb im ſtillen Gebet. Hierauf reichte ſie willig ihr ſchönes Haupt hin, von welchem die ſeidnen Locken, ſo lang und glänzend ſie waren, rein abgeſchnitten wurden, und der Schleier wurde ihr angethan, nebſt den andern Gewändern, und der Seegen über ſie geſprochen. Hierauf wurde ihr wohl ums Herz. Und da das Gefolge der Königin ſahe, wie ihre Dame der Welt entſagt hatte, wollte auch niemand darunter derſelben mehr angehören, ſondern ließen alle ſich die Tonſur geben und einkleiden.

Hierauf nahmen ſie den Leichnam des Königs Ban, und trugen ihn auf einer Bahre in das Kloſter, wo er einbalſamirt und eingeweiht, und mit allen königlichen Würden, wie es ſich gehört, zur Gruft beſtattet wurde. Sodann ließ Helena ein Kloſter erbauen, an der Stelle, wo ihr Gemahl geſtorben war, und wohnte dort mit den Nonnen. Und jeden Tag, zur Stunde, wo die

Nymphe ihren Knaben in das Waſſer entführt hatte, ging ſie zum See, und reinigte ihr Herz mit Gebet und Thränen, viele Stunden lang.

Da nun die Edelfrauen im Reiche vernahmen, daß ihre Königin dorten Nonne war, wollten ſie derſelben in ihrer Betrübniß Beyſtand leiſten, und es kamen viele zu ihr, und blieben in ihrer Geſellſchaft zu gottſeligem Wandel und frommen Betrachtungen.

* * *

Da ich auf dieſe Gegenſtände wenig Zeit verwenden konnte, habe ich auf Gerathewohl einige derſelben ausgeſucht, und treu bearbeitet, wenn ſie mir unter die Hände fielen. Auch das gedruckte Original zum Hüon, oder Oberon, habe ich gefunden, welches unſer Wieland ſo reizend umgeſchaffen und geſchmückt hat. Obwohl ein Grundſtoff der Geſchichte ſich im Originale findet, iſt doch alles ſo trocken und hart dargeſtellt, daß das holde Farbenſpiel und die ſeelenvolle Lieblichkeit, mit welcher unſer Dichter dieſer Fabel Anmuth und Schönheit verliehen, nicht genug zu preiſen ſind. Selbſt die Fabel hat Wieland veredelt, erhöht und umgeſchaffen, ſo daß von Hüon von Bordeaux im Oberon Wielands nichts geblieben iſt, als Amauris Verrätherey, Karl des Großen Zorn und Bedingungen, und die Uebertretung von Oberons Gebot, daß Hüon ſeine Braut nicht umarmen ſollte,

ehe ſie nach Rom gekommen, nebſt dem Verſchlagen auf der wüſten Inſel, nachdem ſich der Sturm erhoben und beide in das Meer geworfen worden. Eine glühende Seele der Liebe, des Heldenmuths und der Anmuth hat Wieland über dieſen rohen Stoff ausgegoſſen, und alles Widerſprechende, was darin aufgeführt iſt, gänzlich verſtoßen. So gab der griechiſche Künſtler dem Marmor Leben und Göttlichkeit, nachdem er ihn zuvor mühſam aus finſtern Klüften gebrochen, und ihn von Schmutz, Roheit und Kruſten gereinigt hatte.

Von Geron le courtois ſind mehrere Handſchriften auf der Imperialbibliothek.

Roman de Meliadus et de Guiron le Courtois.

Le 1er Vol. de Guiron le Courtois mis en françois par Hue, chevalier ſgr. du chateau de Gal. Le 2 et 3eme vol. du méme.

Le 1er Vol. de Guiron le Courtois.

1ere partie du 2 vol. 2 partie du 2 vol.
1ere partie du 3 vol. 2eme partie du 3 vol. et 4eme vol.

Ohne Zweifel hat Wieland dabei nicht minder Verdienſt, als beim Oberon; ich hatte keine Zeit, nur eine derſelben zu leſen, und komme ein andermal darauf zurück, da Geron le courtois gewiß die Krone von dieſen alten Dichtungen iſt.

Von Lancelot du Lac hat die k. B. wenigstens 16 Handschriften, jede von der andern verschieden. Die älteste fängt mit Josephs Geschichte an, geht dann zum Joseph von Arimathia über, zur Geschichte des h. Graal, zum Merlin und Artus, so daß Merlins Geschichte selbst aus dieser Handschrift genommen scheint; sodann kömmt Lancelots reiche Geschichte, die wohl zu einem andern Oberon Stoff hergeben könnte, wenn es noch einen Wieland gäbe.

Der Perceval, Percefores, Triſtan, die Melusine, und all' die unzähligen Geschichten der berühmtesten Ritter der Vorzeit sind alle im doppelten und dreifachen Original-Manuscript hier. So fand ich auch von Bischoff Turpins eigner Hand, das alte, kaum noch leserliche Manuscript von Rolands Leben und Tode, auf gallisch; es ist sehr kurz, und es befinden sich Lücken darin; auch würde ungeheure Geduld dazu gehören, es zu entziffern. Sollte aber einmal meine Zeit weniger mit Sorge und Arbeit beschränkt seyn, als jetzt, so sollen diese alten Quellen der Poesie des Mittelalters gewiß von mir aufgesucht werden, da ich die Sprache und Wendungen jener Zeit zu einem meiner liebsten Erholungsstudien gemacht habe. Wenn sie einmal, wäre es auch nur in ihrer rohen Gestalt, an das Licht sind, so findet sich auch wohl ein genialischer Geist, der sie mit Anmuth und Reiz bekleidet.

Auch die provenzalischen Troubadours befinden

ſich alle hier, einige Bände derſelben ſind mit Noten von Petrarca und vom Kardinal Bembo verſehen. Auch Petrarca ſchöpfte aus dieſen Quellen, und jetzt iſt alles für uns verloren, außer was die Italiener benutzt haben, denn dieſe Sprache iſt ſo erloſchen, die Abbrevationen in den Manuſcripten ſind ſo häufig, daß auch das mühſamſte Studium nur wenig daraus ziehen könnte. Das einzige, was zur Ueberſetzung dienen könnte, iſt die genaue Kenntniß des noch beſtehenden Patois der Provenzalen, und dann die der Italieniſchen, Spaniſchen und Lateiniſchen Sprache.

Auch von Petrarca's ſämmtlichen Dichtungen ſind zwei Copien in Manuſcript hier, denen ſein Lebenslauf vorangeht, und einige ſchöne Sonnette und andere Gedichte von Dante folgen. Die erſte dieſer Copien, reichlich mit Vignetten verziert, iſt kurz nach ſeinem Tode verfertigt worden, und außerordentlich ſauber, correckt und leſerlich, in ſehr ſchönen Schriftzügen und alt italieniſcher Ortographie. Die zweite iſt ziemlich ſchlecht. Von der erſten ließe ſich eine ſchöne Edition machen.

Von Dantes Gedichten befinden ſich hier mehrere vortreffliche Manuſcripte.

Von Franz dem Erſten ſind Gedichte hier, jedoch nur in der Abſchrift. Seine Schweſter, die ſchöne Margaretha, hatte mehr Muthwillen als ihr Bruder, und ein größeres Talent zur Dichtung. Ich fand in Franz

des Erſten Gedichten eine Ueberſetzung von Petrarcas Sonnet: Benedetto sia'lgiorno zu einem Rondel umgeſtaltet. Mag ſie doch hier als Werk des liebenswürdigſten und huldreichſten Monarchen auf Erden eine Stelle finden.

Bien-heureuſe eſt le Saiſon et l'année
Le temps, le poinct, et l'heure terminée
Le Moys, le jour, le lieu et le pourpris
Ou des beaux yeux je fus lié et pris
Tant que priſon m'eſt liberté nommée
Bien-heureuſe.

Bien-heureux eſt le doux travail qu'ay pris
puisqu'au pouvois d'amour je ſuis compris
Sagette et arc qui bleſſa ma penſée
Auſſi la playe en moy renouvellée
Que j'eſtime Sauté de trop grand pris
Bien-heureuſe.

Zu meiner Freude fand ich ein Manuſcript von Herzogs Karl von Orleans Hand, aus deſſen Versbau und Sprache ich ſah, daß meine liebe Klotilde von Surville gewiß keine Erdichtung iſt, ſondern daß die ſchönen Gedichte, die H. Vanderbourg herausgegeben, unverfälſcht ſind. Denn in dieſem ächten Original von Karl von Orleans Gedichten ſind dieſelben Sylbenmaße, dieſelben Wendungen, die modern ſcheinen würden, wenn ſie in moderner Orthographie geſchrieben wären, häufig anzutreffen, und die Sprache iſt ganz dieſelbe, wie in Klotildens Gedichten, mit dem Unterſchied, daß Karl von

Orleans ein Dichter iſt, der wenig über das Mittelmäßige hinausgeht, und Klotilde eine ächte und feurige Dichterin.

Ein ſehr merkwürdiges Manuſcript fand ich hier: Romane in Verſen aus dem 14ten Säculum, die nach einigem Studium zu entziffern ſind, da die einzige Schwierigkeit in den Abbreviationen beſteht.

Dieſe Romane ſind von verſchiedenen Autoren; ich hatte nur Zeit, darin zu blättern, fand aber in manchen glückliche Stellen. Hier iſt der Inhalt.

Roman von Parthenope, Grafen von Blois und Angers.

Zweig deſſelben Romans.

Unvollſtändiger Roman von Alexander von Eſtace, Alexandre de Bernay und Lambert Licons.

Das Pfauen-Gelübde. Folge vom Roman von Alexander.

Auslegung von Alexanders Tod, und Theilung ſeines Kaiſerthums zwiſchen ſeinen zwölf Pairs.

Roman von Guiteclin, Herzog von Sachſen, und Kriege zwiſchen Frankreich und Sachſen unter Karl dem Großen von Johann Bordians.

Unvollſtändiger Roman von Kaiſer Karl dem Großen.

Fragment eines Romans.

Roman von Vivian und Guasin von Anseaume deſſen Vater.

Roman von Graf Wilhelm, Vivians Onkel.

Die Schlacht von Aleſchamps.

Die Schlacht von Loquiferre.

Zwei andere Zweige deſſelben Romans.

Von der fleißigen und berühmten Chriſtiana von Piſau, die unter Karl dem Weiſen lebte, ſind alle Werke im Manuſcript hier. Wir finden wohl ein andermal Gelegenheit, dieſe verdienſtvolle Frau in Deutſchland bekannter zu machen.

Das bekannte Manuſcript von den deutſchen Minneſängern machte mir auſſerordentliche Freude. Wie lieblich und kräftig ſind dieſe alten Quellen! Die alten deutſchen Sachen, wenn ihnen gleich die Erfindung der galliſchen mangelt, haben doch das Verdienſt, weniger weitſchweifig zu ſeyn.

Aus der Albaniſchen Bibliothek ſind unſers unſterblichen Winkelmanns Manuſcripte hier, unter denen zwei und zwanzig Theile Auszüge, drei aber ſehr intereſſante Conzepte zu ſeinen Werken enthalten. Dieſe drei müßten, wenn ſie gedruckt herauskämen, dem Denker Winkelmanns Geiſt individueller bekannt machen, als ſeine rein ausgearbeite-

ten Sachen. Sie verhalten ſich zu den gedruckten, wie Skizzen zu Gemälden. Der Künſtler mußte vieles verſtoßen, und konnte manchem, was er beibehielt, nicht ſeine rechte Stelle anweiſen, ſo wie ſie ihm im erſten Feuer des Genies ſich vor dem Geiſt ordnete. Als Probe der merkwürdigen Umſtaltung der erſten Ideen dieſes großen Mannes folgt hier das Conzept zum Apoll von Belvedere. Denn wie rein, gediegen und feurig die Beſchreibung dieſer Statüe auch in dem gedruckten Werke erſcheint, ſo iſt doch der Uebergang der erſten Ideen, die reizende Verwirrung der erſten emporſtrebenden Fülle des Reichthums nicht minder merkwürdig und anziehend für den, der nach den Quellen menſchlicher Ideen ſpähen mag.

Hier iſt die treue Abſchrift derſelben:

„Ich unternehme die Beſchreibung eines Bildes, welches über alle Begriffe menſchlicher Schönheit erhaben. Ein Bild, welches kein Ausdruck, von etwas Sinnlichem genommen, entwirft. Ein göttlicher Dichter aus den Zeiten vollkommener Menſchen und Werke würde vielleicht ein ähnliches Bild geben können, aus dem Ueberfluß höherer Schönheit in der Natur und Kunſt. Aus dem Reichthum von tauſend griechiſchen Schönheiten in Natur und Kunſt.“

„Uns iſt von allen göttlichen Figuren, die in der höchſten Idee entworfen, und im erhabenſten Styl gear-

beutet worden, nur dieſe allein übrig geblieben, alle andere Gottheiten erſcheinen uns mit Mängeln und Schwachheiten der Menſchlichkeit, in Vergleichung mit dieſer, und wie Unterkräfte gegen eine höhere Macht.

Kein Jupiter von der Hand alter Meiſter mit Majeſtät erfüllt, und mit dem Donner gerüſtet, kein Bacchus, auf dem der Reiz der Jugend blühet, von denen, welche uns die Zeit und die Wuth der Menſchen übrig gelaſſen, können gegen dieſen Gott der Muſen beſtehen. Er iſt der Gott und das Wunder der alten Kunſt.

Eine, mit Beſtürzung vermiſchte Verwunderung wird dich außer dich ſetzen, wie dort den Pygmalion, unter deſſen Händen ſein Bild Leben und Bewegung bekam; ja, das Körperliche wird dir geiſtig werden.

„Aus dem, was ich ſelbſt empfunden beim Anblick dieſes Werkes, bilde ich mir die Rührung einer Seele, die mit natürlicher Empfindung des Schönen begabt iſt; und in Entzückung gegen das, was die Natur überſteigt, kann geſetzt werden.“

„Mit Verehrung ſchien ſich meine Bruſt zu erweitern und aufzuſchwellen, und ich nahm gleichſam einen erhabneren Standpunkt an, um mit Würdigkeit anzuſchauen. Unvermerkt fand ich mich im Geiſt nach Delos und in die Lyciſchen Hayne, die Apollo mit ſeiner Gegenwart ſchmückte, geführt, und ich glaubte, den ſchönſten

der Götter zu ſehen, mit Bogen und Pfeile, den die Muſen zu umarmen wünſchen, und vor dem die übrigen Götter erzittern, und, wenn er vor ihnen einhertritt, von ihren Sitzen aufſtehen.“

„Schöner und göttlicher kann er weder in Lyciſchen Haynen noch in Delos erſchienen ſeyn, die er mit ſeiner Gegenwart verherrlichte, und niemals wird ſich in der Idee des Künſtlers Vollkommneres gebildet haben.“

„Es ſcheint ein geiſtiges Weſen, welches aus ſich ſelbſt und aus keinem andern ſinnlichen Stoff ſich eine Form gegeben, die nur in einem Verſtande, in welchen keine Materie Einfluß hat, möglich war, die von nichts Erſchaffenem ſichtbar genommen iſt, und die allein eine Erſcheinung höherer Geiſter hat bilden können.“

„Fragt diejenigen, welche dieſe Gottheit geſehen, und ſich mit einem Gefühl des Schönen dieſem Heiligthum genähert, laßt ſie die Wirkung des erſten Blicks auf Sinn und Geiſt beſchreiben; ich war in dem erſten Augenblick gleichſam weggerückt, und glaubte, den Gott ſelbſt zu ſehen, wie er unter den Sterblichen erſchienen; der ihn ſiehet, bekommt eine hohe Idee von der Menſchlichkeit.“

„Mit Verehrung erfüllt, ſchien ſich meine Bruſt zu erweitern und aufzuſchwellen, ich nahm durch die mächtige Rührung, die mich über mich ſelbſt hinausſetzte, einen erhabenen Standpunkt an, um mit Würdigkeit anzu-

ſchauen, eine ſelige Entzückung hob mich mit ſanften Schwingen, dergleichen die Dichter den unſterblichen Seelen geben, und leicht durch dieſelben ſuchte ich mich zur höchſten Schönheit zu ſchwingen."

„Ueber die Menſchlichkeit erhaben iſt ſein Gewächs, und ſein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling der Jugend bekleidet die vollkommene Männlichkeit dieſes Körpers, und der Reiz blühender Schönheit gefälliger Jahre ſpielt auf dem ſtolzen Gebäude ſeiner Glieder. So wie in den glückſeligen Elyſien, wo niemals ein nördlicher Wind das Haupt der Blumen gebeuget, noch die ſchwüle Mittagshitze die Luft der Thäler verdorret, ſchlanke Reben mit immergrünem Laube ſich mit dem Oelbaum gatten, und Blüthe und Früchte zugleich die Zweige der Bäume fröhlich machen."

„Sehet, wie er mit mächtigem Schritt, dem nichts entgehen kann, den Python, ſeinen Feind, zu verfolgen ſcheinet. Noch iſt er im Lauf und im Begriff, den folgenden Schritt zu thun, der ihn dem Anſehen nach aus unſerm Geſicht entführen würde, ſo geſchwinde und leicht wird er, wie auf Flügeln der Winde gleichſam fortgetragen. Keine Anſtrengung der Kräfte, und keine laſttragende Regung ſpüret man in ſeinen Schenkeln, und ſeine Knie ſind, wie an einem Geſchöpfe, deſſen Fuß niemals eine feſte Materie betreten hat."

„Weder ſchlagende Adern noch wirkſame Nerven er-

hitzen und regen diesen Körper. Ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strohm ergossen, hat die ganze Umschreibung dieser Gestalt (die er selbst bildete) angefüllt."

„In dem Haupte ist dessen Quelle; und dahin fließet er, mit einem reichen Uebermaaß, und mit einem Auszug bildender Schönheiten zurück, welche sich hier, wie die Vollkommenheiten der Götter bei der Pandora vereinigen."

„Zorn schnaubet aus seiner Nase, und Verachtung wohnt auf seinen Lippen, aber sein Auge ist, wie das Auge dessen, der den Olympus erschüttert, und in einer ewigen Ruhe, wie auf dem Angesichte eines stillen Meeres schwebet."

„So wie auf dem Gipfel des höchsten Gebirgs, welches in seinen Schatten die fruchtbaren Thäler Thessaliens verhüllt, die Asche der Opfer niemals ein Spiel der Winde gewesen, so heiter und ungerührt von Leidenschaften erhebt sich seine Stirn mit einer sanften schwellenden Fülle der Majestät, und mit der Großheit des Vaters der Götter."

„Seine Haare scheinen gesalbt mit dem Oele der Götter, und von den Grazien auf seinen Scheitel gebunden: ungeschmückt in ihrer Zierde, und lieblich in natürlicher Einfalt laufen sie in sich zurück, wie die zarten Schlingen

des Weinstocks, und fließen in wellenförmigen Locken auf seine Schultern herab."

„Gefiele es der Gottheit, in dieser Gestalt sich zu offenbaren, alle Welt würde zu dessen Füßen anbeten. Der unerleuchtete Indianer, und die finstern Geschöpfe, die ein ewiger Winter bedeckt, würden eine höhere Natur in ihr erkennen, und wünschen, ein ähnliches Bild zu verehren. Die Wesen der ältesten Zeiten würden hier die Gottheit der Sonne in menschlicher Gestalt finden."

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

„Eine Stirn, wie diejenige, welche mit der Göttin der Weisheit schwanger war, und die im Apollo von dem Geist der Weissagung zu Delos und Claros aufgeschwellt scheint. Augenbraunen, nach dem Begriff derjenigen, die den Olympos erschüttert; Auge der Königin der Göttinnen mit Majestät gewölbet, und der schönste Mund voller Zärtlichkeit, einen Hyazinthus zu küssen.

Die Unmuth selbst wider den Python, welcher sich in der Nase aufblähet, ist wie ein Wetter, welches in den Untergegenden der Luft bleibt, und die obere Atmosphäre nicht beunruhiget."

— — — — — —

Der Künstler hat den Apollo vorgestellt, da er noch

nicht die Daſne geliebet hatte, denn er hat noch keinen Lorbeerkranz von Lucian.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

„Gehe vorher mit deinem Geiſt in das Reich unkörperlicher Schönheiten, um dich zur Betrachtung dieſes Bildes vorzubereiten. Sammle Begriffe erhabener Dichter, und verſuche, ein Schöpfer einer himmliſchen Natur zu werden, und wenn du in dir ſelbſt ein Bild erzeuget, und eine vollkommnere Geſtalt, als je dein Auge ſah, hervorgebracht haſt, alsdann tritt herzu zu dem Bilde dieſer Gottheit.“

„Mich deucht, ich ſehe dich in deinen Gedanken erniedrigt, und das Bild, welches dir in denſelben erſchienen iſt, verſchwinden; gegen dasjenige, welches du hier gegenwärtig erblickſt, ſo wie der Traum weichet, wenn die Wahrheit erſcheint.“

XII.

Das Cabinet der Medaillen und Antiken

der

Kaiſerlichen Bibliothek.

Dies Cabinet ſteht unter der Aufſicht der Herren Millin und Goſſelin, zwei der gelehrten Welt ſchätzbare Männer. Es iſt eins der reichſten und vollſtändigſten der kaiſ. Bibliothek, und könnte ein eignes Muſeum ausmachen.

Die Jahrelangen Bemühungen der würdigen Hrn. Conſervateurs konnten bis jetzt wohl in den Gegenſtänden eine claſſiſche Ordnung bewerkſtelligen, noch aber ſind die Kataloge nicht vollendet, an denen mit Eifer gearbeitet wird, und welche ein höchſt intereſſantes Werk ausmachen werden.

Dies Cabinet iſt Dienſtags und Freitags dem Publikum offen. Man hat Sorge getragen, die intereſſan-

ersten Gegenstände aller Art zur Schau zu stellen, damit das Publikum eine Haupt-Uebersicht des Ganzen bekomme, denn die zahlreichen Schubfächer, welche einen grossen Theil dieser Schätze verschliessen, liefern demjenigen, der sie zu sehen bekommt, gleichsam nur Details zu der allgemeinen Uebersicht, welche die ausgestellten Gegenstände verleihen.

Bekannte Künstler, Gelehrte, Kenner werden durch die Güte der Hn. Vorsteher auch an nicht öffentlichen Tagen zu dem Genuß dieses Cabinettes zugelassen, wo sie denn alles frei besichtigen können, und ungestöhrt dabei verweilen. Auch wird diese Gunst mitunter Fremden verstattet, die sonst keinen Anspruch darauf haben, als ihre Neugier, denn die Liberalität der französischen Kunstvorsteher hat die Zudringlichen so zuversichtlich gemacht, daß sie gar nicht darauf fallen, wie man etwas nicht abschlägt, nur um nicht abschlagen zu müssen, weil jede Weigerung einer Gefälligkeit einem edeln Gemüthe schwer wird.

Fremde Dilettanten, welche die Güte der Conservateurs benutzen wollen, sollten dennoch erst die hiesigen Sammlungen an öffentlichen Tagen besuchen, um sich zu orientiren. Die Menge ist nicht so groß, daß sie am Sehen hindern, oder den Genuß stören könnte, und niemand sollte sich für zu vornehm achten, sich unter das Publikum zu mischen, denn schwerlich wird sich jemand unter dem Pöbel befinden, der an öffentlichen Tagen die-

ſe Merkwürdigkeiten beſucht; wer Kunſtwerke aufſucht, bringt auch mehr oder weniger Sinn dafür mit, und wer keinen gemeinen Sinn hat, gehört auch nicht zu gemeinen Leuten, wenn auch gleich das Tuch ſeines Kleides nicht ſo fein ſeyn dürfte, als das des reiſenden Kenners oder Dilettanten. —

Wenn man nun durch wiederholtes Beſuchen einer ſolchen Sammlung eine Ueberſicht des großen Ganzen gefaßt hat, ſo iſt es leicht, bei detaillirtem Anſchauen, geſunde und reine Ideen davon zu bekommen, und mit ungeſtörter Aufmerkſamkeit die Erklärungen ſeines Begleiters zu faſſen. Fremde geben ſich gemeiniglich nicht dieſe kleine Mühe, die für ſie ſelbſt ſo nützlich ſeyn würde, ſie ſchwärmen überall herum, bis es ihnen noch vier und zwanzig Stunden vor der Abreiſe einfällt, auch dieſe oder jene Kunſtſammlung zu ſehen. Nun wird, im Vertrauen auf die bekannte franzöſiſche Gefälligkeit, weder die Zeit noch die Luſt des Begleiters der Fremden, welches, wie billig, einer der bei der Sammlung employirten Herrn iſt, in Rückſicht genommen, ſondern man reiſt ab, und muß vorher das Kabinet ſehen. Dies wird nun nicht abgeſchlagen, der arme Begleiter verſchluckt die Langeweile, welche ihm die Geſellſchaft und das ewige Wiederholen derſelben Sachen machen muß, und er riskirt am Morgen darauf einen ähnlichen Beſuch von andern Dilettanten, die auch abreiſen wollen, und denen ſeine Güte auch nichts verweigert. Auf dieſe Weiſe könnte der Franzoſe wohl einmal ſeiner Liberalität müde werden, und der Zu-

tritt zu Kunſtſammlungen ſo ſchwierig werden, wie in vielen andern Ländern, wo die H. Conſervateurs, und mit Recht, ihre eigne Bequemlichkeit lieben, und ihre Zeit nicht müſſiger Neugier aufopfern. Dort wird der Aufſeher um Erlaubniß gebeten, und er ſelbſt bezeichnet Tag und Stunde, damit andere Perſonen, die denſelben Wunſch geäußert haben, die Sammlung zugleich ſehen, und hinbeſchieden werden können.

Noch wäre es dem Begleiter ſolcher Perſonen erträglich, ſie hinzuführen, und ihnen das Merkwürdige aufzuſchließen, wenn nicht eine Perſon gleich einen Bienen- oder beſſer Wespen-Schwarm mit ſich führte, der ſich im ganzen Cabinet umher zerſtreut, und vor deſſen Gebrumm der unglückliche Cicerone entweder nicht zu Worte kommt, oder doch unaufhörlich unterbrochen wird, indem ihn jeder einzeln um das befragt, was er allen auf einmal hätte ſagen können. Unter ſolchen Geſellſchaften giebt es mit unter ganz unerträgliche Leute, die mitgegangen ſind, weil ſie eben nichts anders wußten, und die mit ekelhafter Anmaßung des Kennertones an dieſer oder jener Kleinigkeit hängen bleiben, und nicht davon ablaſſen, ehe ſie darüber alles geſagt haben, was ſie davon zu denken glauben, ſo daß die Andern darüber nicht zum Sehen der wirklich merkwürdigen Sachen gelangen, die ſich in ſolchen Sammlungen in ſo großer Zahl befinden, daß man ohne Indiscretion nicht bei dieſem oder jenen zu lange verweilen kann. Ich hatte öfters Gelegenheit, das Antiken-Cabinet der k. Bibliothek in Geſellſchaft zu ſehen, und

ging immer mit dem Wunsch hin, etwas für dies Buch daraus zu benutzen, und selten hat mir mein Mangel in Kenntnissen so weh gethan, als hier, wo die vortrefflichsten Kunstwerke durch historische Beziehungen beinahe noch interessanter sind, als durch ihre Schönheit und Vollendung.

Dem Publikum bleibt übrigens in dieser Rücksicht wenig zu wünschen übrig, da Millin's Monumens inédits u. e. a. Werke dieses schätzbaren Gelehrten von mehrern der interessantesten Stücke dieser Sammlung handeln, und deren vortreffliche, so geschmackvolle als treue Kupferstiche zugleich den Anblick der Gegenstände mitgenießen lassen. Andere sind schon in den bekannten Werken von Montfaucon, Caylus, in den Memoires de l'académie des Inscriptions u. a. O. abgebildet und beschrieben. Es befindet sich hier die Medaillen-Sammlung, welche bei weitem die reichste und vollständigste auf Erden ist; dies sagte Eckhel, der hier ein gültiger Richter ist, schon zu einer Zeit, wo nur noch die königl. Münzsammlung hier aufbewahrt wurde. Seitdem sind mehrere Privatsammlungen dazu gekauft worden, und die Siege der französischen Armee haben aus Italien einen reichen Zuwachs verschafft.

So besitzt das Cabinet z. B. die Münzsammlung der Königin Christina, die des Herzogs von Modena, die päbstliche Sammlung.

Besonders reich und schön ist die Sammlung der Mo-

baillons der römischen Kaiser. Schon die im ehemaligen königlichen Cabinet befindliche Suite war sehr zahlreich, seitdem ist sie noch durch die, von Buonarotti beschriebene Sammlung der Medaillons des Cabinettes des Cardinals Carpegna, und durch die des Cardinals Alexander Albani vermehrt worden, welche seit mehreren Jahren auf dem Vatikan aufbewahrt wurden, und deren Beschreibung zwei Bände in Folio beträgt.

Die ganze antike Münzen-Folge zerfällt, ihrer Natur nach, in zwei Unterabtheilungen, die Römische und die Griechische. Diese letztern, oder die Städte und Königs-Münzen, haben ihre jetzige Ordnung dem Herrn Millin zu danken, der, nach dem Tode des Abbe Barthelemy, Vorsteher dieses Cabinettes wurde. Vorher waren die Städte nach alphabetischer Ordnung gereiht, so daß z. B. Tarentum in Calabrien, Tarraco in Spanien, und Tarsus in Cilicien unmittelbar neben einander zu stehen kamen, und daß man weder in Rücksicht auf Geschichte, noch auf Geographie, noch auf Kunstgeschichte bei Besichtigung de Cabinettes einigen Genuß haben konnte.

Der Eintritt des Herrn Millin in dies Cabinet wurde durch die Veränderung dieser zwecklosen Anordnung bezeichnet, wobei er Eckhels treffliches, in der doctrina nummorum aufgestelltes System zum Führer nahm. Nunmehr sind alle Münzen nach den Ländern geordnet, wo sie geschlagen wurden, nur in jeder Provinz sind die

Städte alphabetisch gereiht. Auf diese Weise kann man hier den Fortgang der Kunst in jedem Lande übersehen, und die Münzen einer Stadt erläutern die der benachbarten Städte.

Am Ende der Stadtmünzen jedes Landes sind auch die der Könige aufgestellt, welche dasselbe regiert haben. Interessant ist es hier, besonders an einigen Macedonischen, Sicilischen und Athenienſischen Münzen dem Fortschreiten der Kunst Schritt vor Schritt zu folgen: zuerst das grobe unförmliche Gepräge, bloß auf einer Seite, und auf der andern bloß ein eingedrucktes, aus vier Feldern bestehendes Viereck, welches dazu diente, das zu prägende Metallstück auf dem Ambos festzuhalten; dies grobe Viereck nimmt nach und nach eine gefälligere Form an, wird regelmäßig; es zeigen sich Buchstaben, zuletzt eine Figur in derselben, und noch später bleibt bloß die Figur. Das Viereck ist nicht mehr sichtbar, und die Münze trägt, wie unsere heutigen Münzen ein Gepräge, auf jeder Seite. — Da man beim Prägen der ältesten Münzen sich auch bloß des Hammers und Amboßes bediente, da man noch nicht unsere künstlichere Maschine, die Virolle, worin das zu prägende Stück festgehalten wird, u. a. Vortheile der modernen Industrie kannte, so ist es leicht zu erklären, warum die antiken Münzen nie so schön gerändelt sind, wie die heutigen, und daß, je höher ihr Alterthum heraufsteigt, sie desto mehr am Rande herum aufgesprungen sind. *)

*) Warum ist nun in den jetzigen Kunstwerken, z. B. in den

Auf den Macedonischen, so wie auf den Thessalischen Münzen und mehreren andern griechischen sah ich herrliche Pferdefiguren.

Ich wurde sehr bei der Vergleichung überrascht, wel-

Medaillen, wo das Technische weit vollendeter ist, als in den Antiken, nicht auch der Geist selbst in eben dem Maße veredelt? Oder warum doch sogar unsern antiken Mustern weit nachstehend? Sollte man nicht glauben, daß der Mangel an Vorbildern der Jugend der Kunst günstig gewesen sey, und daß dasjenige, was wir jetzt kennen, dem Geist weit eher Hindernisse und Schranken setzt, als es den Aufflug befördert? Die ersten Schöpfer der Kunst hatten kein anderes Muster, als die Natur, sie schwangen sich aus eigner Ideenkraft zum Ideale hinauf, da hingegen uns das Ideal in Mustern von hoher Vollendung vorgezeichnet wird, wodurch freilich die Unbefangenheit des Künstlers verloren geht, und sein Muth geschwächt wird. Es wäre vielleicht besser, wenn diejenigen, denen ein Talent zur Bildung anvertraut wird, dem jungen Schüler nicht eher Muster von hoher Schönheit vorlegten, bis er durch das Wirken der eignen Phantasie, durch eignes Suchen, wobei denn natürlicher Weise der Lehrer unvermerkt leiten muß, auf den Weg des hohen veredelten Schönen gelangt wäre, und bis er einige Kraft und Zuversicht erlangt habe. Trift alsdann das Meisterstück, das er vor sich sieht, überraschend mit dem Bilde in seinem Innern zusammen, so wird sein Muth dadurch beflügelt und angefeuert, und er wird mit raschen Schritten zum Ziele eilen. — Auch habe ich bemerkt, daß der Jugend durch ihre eigne Zuversichtlichkeit die Schritte weit leichter werden; manche Personen, welche aus übergroßer Weisheit diese Zuversichtlichkeit zerstören, und ein junges Gemüth zu früh mit den Schwierigkeiten der Kunst und mit seinen eignen Fehlern bekannt machen, ersticken ein Talent in seinem besten Keim.

che ich Gelegenheit hatte zu machen, als ich die grob gearbeiteten athenienſiſchen Münzen, neben den eleganten der Böotier, beſonders der Thebaner, erblickte. Die von Athen hergekommenen Ideen von dem Stumpfſinn und der groben Dummheit der Böotier erſcheinen als Vorurtheile, wenn man dieſe ſchönen Münzen ſieht, die gewiß nicht das Reſultat des Geſchmackes des Künſtlers allein, ſondern auch das des allgemeinen Geſchmackes ſind, der, nach dieſen Münzen zu urtheilen, dem der Athenienſer auf keine Weiſe nachſteht. Es kommt mir nicht zu, hier die Gründe zu unterſuchen, warum die Athenienſer nicht ſchönere Münzen geſchlagen haben. Vielleicht ſahen ſie dieſelben, ſo wie wir lange Zeit in Europa, für unbedeutend an, da ſie es dennoch nicht ſind. Haben wir doch in Frankreich bis noch vor einigen Jahren ganz ungehobelte Münzen geſehen, ſelbſt zu Ludwig des Vierzehnten Zeiten, da hingegen ſeit dem Kaiſer Napoleon unter H. Denon's Direction die franzöſiſchen Geldmünzen für eben ſo viel Denkmünzen gehalten werden könnten. Sie ſind ein Muſter von reinem, kernigem Gepräge, edler Eintheilung und ſchönem Styl. Der Kopf des Kaiſers Napoleon, frei und edel, iſt hoch gearbeitet, und im Styl der vortrefflichſten antiken Denkmünzen, und das Volk ſelbſt freut ſich über die Schönheit der neuen Münzen, und bewundert ſie, da hingegen nichts elender iſt, als die ungeſchickten 6 Livres- u. a. Silber- und Gold-Stücke, wo die guten Könige, mit der Stirn am Rand reichend, in flacher Arbeit, mit Perücken, oder Haarbändern, und die Umſchrift auf der Naſenſpitze, ganz barbariſch auf

ſehen, wie auch viele unſrer Deutſchen, und die bisherigen holländiſchen Münzen.

Es läßt ſich nichts Eleganteres erſinnen, als die verſchiedenen Formen der Vaſen auf den Thebaniſchen Münzen. Die Bacchusköpfe auf denſelben ſind im Styl des idealiſchen Schönen, und vortrefflich gearbeitet.

Die Reihe von Münzen Aegyptiſcher Könige iſt ſehr reich, wie auch die der Parthiſchen ſehr vollſtändig iſt.

Das Antiken-Cabinet beſitzt gleichfalls eine ſehr zahlreiche Folge von Syrakuſaniſchen Münzen, von denen ein Carton der ſchönſten dem Publikum an öffentlichen Tagen zur Schau geſtellt iſt. Drey der Cereskköpfe auf dieſen Syrakuſaniſchen Münzen ſind von der höchſten Schönheit, und entzückten mich, ſo oft ich ſie ſah. Man wird ſich erinnern, daß Winkelmann von den Münzen der Syrakuſer mit Entzücken ſpricht, welches dieſe drei Münzen leicht erklären.

Ueber die hieſigen orientaliſchen Münzen iſt nicht viel zu ſagen. Doctor Hager hat über die Chineſiſchen einen großen Folianten geſchrieben.

Die Römiſchen Münzen bilden mehrere Folgen: die Familien- oder Conſular-Münzen, die goldnen, die ſilbernen und ehernen Kaiſermünzen; dieſe letztern ſind noch nach der alten Methode nach den drei Größen: Groß-

Bronze, Mittel-Bronze und klein Bronze eingetheilt. Die vor Trajan und Hadrian besonders sind sehr zahlreich.

Die modernen Münzen sind nicht so zahlreich, und nicht so vollkommen geordnet, als die antiken. Die aus Rom hierhergebrachte Folgenreihe der päbstlichen Medaillen in Gold ist jedoch sehr zahlreich, und unter diesen die aus dem Ende des 15ten, und dem Anfang des 16ten Säculums von hohem Interesse.

Auch ist die große so wie die gleichförmige Sammlung der goldnen Medaillen von Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern hier aufbewahrt. Sie gewähren einen auffallenden Contrast zu den gleichfalls hier aufgestellten Medaillen, die auf die verschiedenen Epochen von Napoleon's Leben geschlagen wurden, und deren Arbeit bereits so fein ist, als die vollendetsten des 15ten Jahrhunderts. Auch sind die Gedanken darauf edler und höher, statt der Batterien, Kanonen, Soldatengruppen, Städte, Thürme, Landschaften, Sonnenstrahlen u. d. m., sind es einfache und klare Allegorien, im Styl, der für die Medaille paßt, und im antiken Geschmack.

Nächst den Medaillen ist eine Fülle von merkwürdigen Gegenständen hier vereinigt, unter denen besonders die antiken geschnittenen Steine anziehend sind, und wo sich mehrere Kammern befinden, welche an Schönheit nicht ihres Gleichen haben. Die Steinschneiderkunst, die

ſe Miniatur der Alten, iſt von unendlichem Werth für mich. Mit welchem Entzücken entdeckt mein Auge, in der Beſchränktheit eines kleinen Raumes Formen und Verhältniſſe, von einer Schönheit, Reinheit und Vollendung, wie ſie die großen Kunſtwerke nicht höher darbieten! Welche Fülle der Einbildungskraft belebt die harten todten Maſſen mit Göttergleichen Geſtalten, aus allen Reichen der Fabelwelt! Wie lieblich hilft das Licht, gegen das ſie gehalten werden, und in freundlicher klarer Transparenz erſcheinen, eine poetiſche Täuſchung befördern, die uns dieſe hohen und zarten Weſen zu Erſcheinungen einer andern Welt macht! — Kein Stein war ſo ſcharf und hart, kein Raum ſo beſchränkt, er mußte dem Gebot des Genius nachgeben, und aus ſeiner Hand Gedanken und Schönheit empfangen, und die ſchönſte Seelenkraft des Künſtlers ward ſeine Mitgabe für ſpäte Jahrtauſende.

Das Hauptſtück unter den Cameen iſt die große Apotheoſe der Auguſtus, ein Kunſtwerk, welches nicht ſowohl wegen der ſinnreichen Anwendung des Steines, als wegen ſeines edeln Charakters anziehend iſt.

Die herrliche Apotheoſe des Germanikus iſt gleichfalls ein treffliches Kunſtwerk.

Der Jupiter Aegiochus, ein ſchöner Sardonix, iſt in ſo edlem Charakter, als eine Statüe nur ſeyn kann. Ein prächtiger Chalzedon, ein Minervakopf, wird gleichfalls ſehr geſchätzt, man iſt über ſein Alter ungewiß; die Ar-

heit darauf iſt mehr zu preiſen, als der Charakter des Antlitzes.

Ein ſchöner Antinous als Merkur.

Ein vortrefflicher Kopf des Auguſtus auf einem Sardonix, bekränzt mit Eichenlaub.

Die Sammlung geſchnittener Steine aus dem 16ten Jahrhundert iſt beſonders durch hiſtoriſche Beziehungen intereſſant. Die ſchönſten ſind die aus Franz des Erſten Zeit, bis zu Heinrich dem Vierten, deren Cameen hier gleichfalls aufbewahrt werden. Einige religiöſe Gruppen ſind von großer Lieblichkeit, beſonders eine Madonna mit dem Kinde. Maria von Medizis und Heinrich der Vierte, Bruſtbild, auf einem Camee, ſind ſo deutlich ſprechend, wie eine hiſtoriſche Charakteriſtik. —

Ein ſchöner Sardonix, die Diana von Poitiers als Diana, mit dem halben Mond im Haar und dem Köcher mit Pfeilen, der jedoch bey dem frei entblößten Buſen weit eher für einen Köcher mit Liebespfeilen gelten könnte. Es iſt eine hohe und ſchöne Geſtalt, die Arbeit iſt fein und lieblich, und die ganze Anordnung geſchmackvoll.

Auch die Armbänder der Diana ſind hier, die eine ſchöne Rundung des Arms erkennen laſſen. Pferde, Hirſche und Eber ſind darauf abgebildet, die Arbeit iſt ſchön. Die Faſſung iſt nicht erheblich.

Von Heinrich dem Vierten zähl' ich sieben Cameen; alle diese Köpfe sind mit Lorbeer gekrönt, einige darunter sind von vortrefflicher Arbeit.

Drei Brustbilder der Maria Stuart. Alle drei auf schönem Sardonix, drei andern ihrer Feindin Elisabeth gegenüber gestellt. Eins derselben ist in einem so antiken Styl, als man damals, bei der wenigen Bekanntschaft mit der Antike, nur erhalten konnte. Das zierlichste und schönste Haargeflecht umgiebt den schönen Scheitel, und leise Locken wallen um das geistige und blühende Gesicht. Der schöne Busen ist in die anmuthigsten Falten eines leichten Gewandes gehüllt. Die Fassung besteht aus feingearbeiteter Blumenumgebung; oben in der Mitte eine Sonnenblume.

Das andre ist im damaligen Costüme, durch Maria's Geschmack zum freundlichsten und reizendsten Kleide veredelt, auch sind die Händchen auf diesem Bilde sichtbar. Das Haupt ist mit demselben zierlichen Geflechte geschmückt, doch fällt hinten vom Scheitel ein Schleier nieder. — Auf dem dritten ist das Antlitz größer und deutlicher. Ein herrliches Auge! Wie gerne sucht ich hier die Spuren der sanften, schönen — damals noch nicht verirrten Seele, und des feinen Witzes dieser holden Fürstin zu entdecken! — Wie kalt und liebesunfähig erscheint dagegen das spitze, anmaßungsvolle, spröde und steife Wesen der Elisabeth! — Maria's Todesurtheil schwebt auf den mageren, zusammengebißnen Lippen. —

Auch Michel Angelo's Siegelring iſt hier. Es ſind Bacchanalien darauf, die Arbeit iſt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und wird dem Ritter Cesare zugeſchrieben. Buonarottis Name giebt dieſem Stein ein noch größeres Intereſſe für die Nachwelt.

Merkwürdig erſcheint hier noch die Iſistafel aus Egypten, mit den wunderbarſten Abbildungen mythologiſcher Geſtalten, in feinen Silberzügen auf ſchwarzem Grund, deren Deutung der heutigen Welt verloren, oder wenigſtens noch verborgen iſt. Mit Erſtaunen und Neugier betrachtet der Vorübergehende dieſe geheimnißvollen Geſtalten, und ſeine Blicke befragen ſie, was unter ihrer ſonderbaren und von Schönheit ganz entblößten Bildung verſtanden iſt?

Auch der ſogenannte Schild des Scipio, in Silber, mit flachgearbeiteten Figuren, der in Millin's Werk beſchrieben iſt, von ſchöner Zeichnung. Er ſtellt ohne Zweifel die Zurückgabe der Briſeis an Achill vor.

Ein ovaler Stückſtein mit perſepolitaniſchen Charakteren, deſſen treue Abbildung ſich im erſten Heft der Monumens inedits von Millin befindet; und deſſen Erklärung H. Lichtenſtein zu Helmſtädt, ſo wie H. Groteſend zu Frankfurt, jedoch, wie es ſcheint, bis jetzt ohne großen Erfolg verſucht haben, (dies iſt wenigſtens die Meinung eines der ſchätzbarſten Orientaliſten Silveſtre de Sacy) Außer der Schrift iſt auch ein Basrelief auf dieſem Stein,

dessen Erklärung vielleicht von der Entzifferung der Schrift abhängen dürfte.

Das Rad eines antiken ehernen Wagens.

Ein schöner Cybelen-Kopf von Bronze.

Ein Altar von Basalt. Seine Form befindet sich verschiedene Male auf dem Papyrus, welches dem Kayser nach seiner Rückkunft aus Egypten zugeschickt worden ist.

Ein Torso aus Basalt, ebenfalls aus Egypten, den H. Millin in seinen Monuments inédits beschrieben und abgebildet hat.

Eine Sammlung hamurtischer Vasen, auf denen manche Gruppen von großer Schönheit.

Die Eiserne Krone der Lombarden wurde gestohlen und eingeschmolzen, nur die Krone der Königin wurde nicht gestohlen, und ist, wie immer, hier.

Eine silberne Vase, von der Zeit des Wiederauflebens der Künste her, auf welcher eine Judith, Lukrezia u. a. Geschichten der alten Zeit abgebildet sind.

Die Vase von Sardonyx, die sich ehedem in dem Schatz von St. Denys befand. Sie diente dort zu den Ablutionen der Königinnen nach der Niederkunft derselben.

und wurde, wie bekannt, gestohlen. Man hat sie zurückbekommen, doch fehlt der Fuß, der von Gold, und aus den Zeiten der ersten französischen Könige war.

Der sogenannte Sessel Dagobert's. Derselbe wurde zum Feste 1804 nach Boulogne transportirt, Kaiser Napoleon empfing, auf diesem Sessel, thronend die Huldigung seines Heers und theilte auch daselbst die Kreuze der Ehrenlegion aus.

Das Schwerd Franz des Ersten, sein Helm und sein Schild; dieser letztere besonders ist ganz im Styl und Geschmack des Benvenuto Cellini, mit Masken, schönen nackten Figuren, die sich in Arabesken schließen, schwarz auf Goldgrund, und im edeln breiten Styl jener italienischen Künstler, auch von außerordentlich feiner und vollendeter Arbeit *). Der gestohlne und verlorne Dolch

*) Das Museum Napoleon besitzt in seinem Archiv mehrere Werke von Benvenuto Cellini, die er für Franz den Ersten verfertigt, und von denen in seiner Lebensbeschreibung die Rede ist. Selbige sind jetzt nicht ausgestellt, waren es aber zu Anfang der Revolution. Ein jedes dieser Werke ist von einer Einheit und Vollendung, als hätte der Künstler seine ganze Lebenszeit darauf verwandt. Dabei ist die ungeheure Fülle der Phantasie dieses wunderbaren Genies größtes Erstaunen genug darauf.

Auch liegt im Garten der Infantin, der zum Museum gehört, die Nymphe zu Fontainebleau, von der Benvenuto Cellini in seinem Werke die Beschreibung giebt. Sie ist unversehrt. Umher liegen die Stücke der Hirschkuh, und es ist dies nicht der einzige Beweis, daß hier die Nymphe und

Franz des Ersten kannte gleichfalls für eine Arbeit dieses thätigen Künstlers gelten, er war gar zierlich und geschmackvoll.

Auch befinden sich hier gläserne Vasen, die sehr wohl erhalten sind, und viele andre Merkwürdigkeiten, die einer gelehrten Feder geeignet sind.

Fontainebleau ist, und nicht eine Figur von Jean Goujon, dem vortrefflichen Bildhauer Frankreichs. Die Formen dieser Nymphe sind edel und lieblich, ihr Antlitz ist beseelt, und ein Kranz von Blumen und Früchten auf ihrem Haupte ist recht poetisch gebunden. Sie liegt in der Stellung, die Ovidius in seiner Verwandlungsdichte beschreibt, und ist ein würdiges Werk eines so großen Meisters. Schade, daß man sie so Winters und Sommers dem Einfluß der Witterung ausgesetzt hat!

XIII.

Verſuch

einer

Ueberſicht der neuen franzöſiſchen Schule.

Nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Paris, dem Centrum von Frankreichs Künſtlern, und nach häufiger Betrachtung der neuen Kunſtprodukte, iſt es mir noch nicht möglich geweſen, eine vollſtändige Ueberſicht des Reichthums dieſer Schule zu faſſen, und ihre Meiſter und Werke gehörig zu claſſificiren.

Es iſt vieles geleiſtet worden, viel ſogar für Umſtände und Zeit, und einiges für die Kunſt ſelbſt.

Man ſieht vom erſten Standpunkt an, bis zu den jungen Zöglingen vier Eintheilungen:

Meiſter, die ihr Ziel erreicht haben.

Andere, die noch auf der Hälfte einer rühmlichen Laufbahn ſind.

Junge Künſtler, die ſchon mit großen Hoffnungen, nach glänzendem Debût eine ſchöne Bahn antreten.

Keimende Talente, die viel verſprechen.

Und wenn einige Eintheilungen mehr gelten könnten, ſo müßte man noch diejenigen dazu rechnen, deren Talent eine ſchiefe Richtung nimmt, da es groß geboren wurde; diejenigen, die mittelmäßig bleiben, ob ſie gleich von vielen un habile homme geheißen werden, und brav genug arbeiten; andere, die auf ewig im Dunkel ſtecken bleiben, ob ſie gleich nichts thun, als malen und zeichnen.

Die Wuth des Malens hat faſt allgemein die Jugend ergriffen, und nur die Conſcription hat ihr ein wenig Einhalt gethan. — Zwar liegt dieſer Wuth etwas Edles zum Grunde, wenigſtens bei manchen Gemüthern: das Streben nach der Höhe, nehmlich die Ehrliebe, und die Liebe zum Schönen überhaupt; bei vielen andern iſt es aber auch nichts als eine Inſpiration der Eigenliebe, und eine tadelswerthe Abneigung vor dem Stand des Handwerkers, oder des Handelsmanns. Der Anfang iſt ſo leicht im Zeichnen; das erſte Lob ſchmeckt ſo ſüß, die Ausſicht iſt auf Wohlleben und Ehre ſo lockend, daß gar leicht ein Jüngling anbeißt; die Schwierigkeiten zeigen ſich erſt ſpäter, und für ein mittelmäßiges Talent ſo er-

ſchreckend, daß ſie nicht mehr zu überwinden ſind. So ſtümpern dann die Unglücklichen ein armes Daſeyn fort, zu unachtſam, zu linkiſch, oder auch aus falſcher Schaam unentſchloſſen zu einem Handwerke, und für ihre Kunſt nicht minder untauglich, werden ſie ihrem Lande, ihrer Familie zur Laſt.

Die Eltern ſelbſt ſind Schuld an dieſem Mißbrauche; in den gemeinſten Dachſtuben findet man antike Köpfe, mit ſchwarzer Kreide gezeichnet, die ſie im Triumpf als Werke ihrer Knaben den Fremden zeigen. Die Verblendeten! Wurden ihre Kinder zu ſo etwas geboren? Der Köder iſt herrlich, aber wie viele verbluten daran, und in dieſer großen Lotterie, wie wenig Treffer! Wenn gleich in der Centralſchule die Zeichenſtunden ſo wenig koſten, ſo iſt damit auch wenig gethan; und wie wollen die Summen herbeikommen, welche zur Ausbildung eines Talentes gehören? Nicht daß es nicht ſeinen Nutzen hätte, wenn ein Knabe durch Zeichnen Begriffe von Regelmäßigkeit, einige Fertigkeit in der Hand, und Kenntniß von Schönheit erlangt, nur muß man dies für nicht mehr anſehen, als es iſt, und nicht gleich in einigen wohlgelungenen Strichen ein Talent entdecken wollen.

Wenn ein Knabe von ſeinen Eltern abgehalten, decouragirt wird, wenn Verweiſe und Schläge nichts helfen, und er alles zeichnet, was er ſieht, und ein Stück Kohle zum Griffel macht, dann iſt es zu verzeihen, zu billigen, daß er aufgemuntert werde, dann mögen die Eltern ihre Kräfte anſtrengen, ein ächtes Talent zu bilden.

Doch ich entferne mich zu weit von meinem Gegenſtande, und kehre wieder zu den vier obigen Eintheilungen zurück.

Wie könnte man bei der zweiten, dritten und vierten Eintheilung Gewißheiten annehmen, und bei Talenten, die noch in der Blüthe ſtehen, den Ruhepunkt ihres Werdens vorausſetzen?

Auch das Vortreffliche in einem Künſtler kann durch Wankelmuth, durch die Einwirkung äußerer Umſtände verloren gehen, dahingegen kann dem, was unbedeutend in einem Andern erſcheint, das Feuer des Genies verborgen zum Grunde liegen, deſſen Ausbruch noch nicht begünſtigt worden, und das uns einmal aus ſeinem Dunkel in ſchönem Glanz hervorſtrahlend überraſcht.

Wir müſſen uns daher des Urtheils ſo viel als möglich enthalten, und nur die Facta ſprechen laſſen, indem wir uns begnügen, ſo weit unſre Kenntniſſe hinreichen, das anzuzeigen, was ſchon geleiſtet worden, ohne daraus einen Schluß von dem zu ziehen, was noch geleiſtet werden kann.

Auf alle Zweige der Kunſt hat ſich der Eifer der Franzoſen erſtreckt; die Fächer, in denen wirklich ſchon etwas Bedeutendes geleiſtet worden, ſind:

Malerei.

Sculptur.

Architektur.

Kupferſtecherei.

Die Steinſchneiderei iſt ſeit der Revolution noch ganz in der Kindheit, und ſtand unter den Königen höher, als jetzt.

Wenn man die häufigen Beſtrebungen ermißt, mit denen Frankreichs Jugend ſich der Kunſt ergiebt, und dazu die Anzahl wichtiger Werke, welche ihre Meiſter ſchon hervorbrachten, ſo kann man hoffen, die Fülle und Schönheit der Kunſtprodukte in Frankreich werde einſt derjenigen gleich kommen, welche im funfzehnten Seculum Italien verherrlichte. — Was läßt ſich nicht von Frankreich hoffen, in dieſer Epoche, ſo reich an Wundern, zumal wenn Napoleons Siege der Erde bald den Frieden geben, und dem lorbeergekrönten Monarchen Muße laſſen, den Künſtlern unſrer Zeit ein Vater und Freund, wie Franz der Erſte, zu ſeyn! . . . . .

Ein Umſtand könnte in der Folge den Fortſchritten der Kunſt in Frankreich im Wege ſtehen, nehmlich die Gleichgültigkeit der großen Welt gegen alles, was ſie betrifft. Wenn ehedem ein Raphael u. a. große Meiſter Italiens ſich des Beyfalls, der Freundſchaft eines glänzenden Hofes, und der erſten Familien des Landes zu freuen hatte, wenn er ſich überall, wo ſein Blick ſich hinwandte, erkannt, geliebt, geehrt, belohnt, und was noch

mehr iſt, verſtanden ſahe — ſo müſſen hingegen die franzöſiſchen Künſtler ſich beſchränken, für das Auge ihres Mitſtreiters zu arbeiten, und ſehen ihre Werke geprieſen, bezahlt — gewürdigt ſelten! Was iſt für einen großen Mann das fade Compliment, das ihm in Geſellſchaften, wie auf einem Präſentirteller, dargereicht wird, und mehr für die Eigenliebe des Gebers, als für des Künſtlers Befriedigung berechnet iſt; daneben das oft ſo unverſtändige, gröſtentheils übertriebene Lob in den Feuilletons? — Was liegt ihm daran, wenn alle Frauen von Ton ſich von ihm malen laſſen, die dann doch am Ende mit ihrem Spiegel zufriedener ſind, als mit ſeinem Bilde?

Der belebende Enthuſiasmus, der vor Jahrhunderten in Italien ein ganzes Volk zur Liebe eines göttlichen Meiſterwerkes entflammte, die Dichter zu ſchönen Lobgeſängen begeiſterte, und dem Künſtler in aller Herzen mit Gluth und Ehrfurcht entgegen wallte, der konnte ſeine Seele erheben, und zu neuem Streben ſtärken.

Freilich ſind die franzöſiſchen Künſtler um ſo verdienſtlicher, da ſie wirklich alles für die Kunſt ſelbſt thun, und bei der wenigen Aufmunterung, die ihnen bis jetzt von Seiten des Publikums geworden iſt, können die großen Schritte, welche die Kunſt in Frankreich machte, für wunderbar gelten.

Unendlich wichtig iſt der Contraſt zwiſchen der ley-

ten, nun ganz verſunkenen Schule und der neuen, die ihren Flor dem verdienſtvollen Vien, und dem vortreffli chen David, Vincent, Regnault, Suvée verdankt.

Doch ſo verdienſtvoll auch dieſe Meiſter, ſo fähig ſie ſind, die groſſe Umwälzung, die ſie bewerkſtelligt haben, zur Reife zu bringen, ſo iſt dennoch die franzöſiſche Schule noch nicht eine eigne charakteriſtiſche Schule, wie die Venetianiſche, die Römiſche, Florentiniſche und ſelbſt die, wenn nicht anmuthige und vollkommene, doch eigenthümliche Altdeutſche, bei deren Werken man ſogleich den Typus derſelben, das Grundprinzip, erkennt. Der Franzoſe ſucht noch immer ſeine Ideen einem Vorbilde anzupaſſen, und es iſt ihm unmöglich zu vergeſſen, was er geſehen hat. Seit der Revolution hatte die Wuth des Antiken die jungen Zöglinge ergriffen, ſo daß die wenigen eigenthümlichen Compoſitionen, die hie und da erſchienen, lobenswerthe Ausnahmen ſind. Styl iſt das groſſe Wort, das die jungen Maler im Munde führen, und mit welchem ſie Alles abgethan haben. Sie bewundern ſich unter einander, ſobald nur ihr Werk an eine hetruriſche Vaſengeſtalt, oder an eine antike Gruppe erinnert. Steinerne Locken in antiker Ordnung, reiche Helme, zierliche Sohlen und Schnüre, eckig geworfene Drapperien und antike Maſen machen in den Augen des Jünglings das Hauptverdienſt ſeines Gemäldes aus, denn er hält in ſeiner Verblendung den Umriß der Antike für den Geiſt derſelben,

Wenn nun auch der Künstler in dieser Form eine große Fertigkeit erlangt hat, und weiß sie nicht zu beleben, so haben wir mit der großen Veränderung des Styls nur wenig gewonnen, und sind bloß aus einem Extrem in das andre gefallen. Die Natur allein muß den Künstler leiten, er spähe in ihren Schätzen nach, und lausche auf ihre feinsten Nüancen; er suche diese festzuhalten, zurückzuspiegeln, und der sein Bild sieht, wird beim Anschauen desselben das Entzücken mit ihm theilen, das er beim Anschauen der Natur empfand.

Man hat jedoch zu sehr dieses neue Extrem mit Tadel überhäuft, und ist ungerecht dagegen geworden; denn es war höchst nöthig, damit die Künstler sogleich aus der Sclaverei der vorhergehenden Schule mit Macht gerissen wurden; ein genialischer Geist wird leicht die Mitte treffen, und diejenigen, die zu sehr an der Form kleben, und das Wesen derselben nicht verstehen, würden, wenn sie sich nach Correggio bilden wollten, im andern Sinn Karikaturen machen, denn man kann die Gemälde der vorhergehenden Epoche Karikaturanwendungen des Princips von Correggio nennen; eben so wie die schlechten Gemälde jetziger Zeit Karikaturen des Apollo und der Niobe sind.

Diese Verblendung geht so weit, daß ich einen guten Zeichner aus David's Schule sagen hörte: Raphael habe nichts so Vollkommenes gemacht, wie die Diana (im Museum Napoleon). Wohl ist diese Diana mit der höchsten Grazie und der höchsten Schönheit zugleich ge-

ſchmückt, und ihre Formen ſind wie vom warmen Lebenshauche belebt, ſo daß das getäuſchte Auge dem Marmor Wärme und Roſenweiche zutraut. Dennoch darf ſich Raphaels Madonna, z. B. die del donatorio gar wohl dieſem herrlichen Werke zur Seite ſtellen, beſonders in Rückſicht auf Seele, Anmuth, Hoheit und Lieblichkeit, und bezaubernde Schönheit und Jungfräulichkeit der Geſtalt. Man darf die Schwierigkeiten nicht einwenden, die Dianens Schöpfer überwunden, da er ſie, im Forteilen, feurig gewandt, und mit den Blicken ſchon am Ziele gleichſam wie im Fluge feſtgehalten, ſo daß es ſcheint, ſie würde ſogleich den zierlichen Fuß zum Schritt erheben.

Da hingegen die Madonnen ſitzend abgebildet ſind; denn Raphael hat in tauſend andern Geſtalten bewieſen, daß ſolche Stellungen in der Malerei mit Effekt und Anmuth ausgeführt werden können.

So viele Irrthümer aber auch dieſe neue Manier hin und wieder veranlaßt hat, ſo iſt doch ſchon ein Hauptreſultat derſelben ſichtbar, welches in ſo kurzer Zeit wirklich erſtaunend iſt: das Streben in der Kunſt iſt veredelt, und die rechte Mitte iſt ſchon von manchem verdienſtvollen Künſtler getroffen, und von manchem hoffnungsvollen Zögling aufgeſpürt.

Das Vorzüglichſte, was die franzöſiſche Schule in dieſer Art beſitzt, hat ſie dem vortrefflichen David zu

banken; er verwarf und verhöhnte das Gemeine und Gezwungene in Form und Stellung, und machte seine Schüler auf die holde Ruhe und edle Bildung der Antiken aufmerksam. Er selbst in seinen Werken wußte die höchste anatomische Reinheit mit der Schönheit zu vermälen, und die gewöhnliche Form zur antiken Bildung zu veredeln, indeß er die Strenge und Ruhe des antiken Styls mit Seele und Lebendigkeit vereinigte.

Ist es nun des Meisters Schuld, wenn sein Streben verkannt und mißverstanden wird, und wenn viele seiner Zöglinge mit blöden Augen nur das Steinerne und Materielle in seinen Werken finden, und dem nachstreben, was ihnen zu erreichen leicht dünkt?

Und wenn auch die schlechten Gemälde der neuen Schule steinern sind, so ist es noch immer besser, den Stein zu copieren, der schöne Formen darbietet, als die Grimasse einer entstellten Natur, wie in der letzten Epoche geschah. Kein Auge kann ohne Widerwillen den geheuchelten Reiz jener Blicke und Mundesbewegungen, und die überladene Buntheit jener gepauschten, überhäuften Drapperien und geschnörkelten Zierrathen sehen.

Wie ungerecht wäre es, den Muth und die reine Kunstliebe zu verkennen, die dazu gehörte, daß das ganze Chaos jener Manier vernichtet wurde, daß ein neuer Wirkungskreis entstand, und ein Streben nach wahrer Schönheit aufkeimen durfte. Unsre neuen Künstler ha-

den dies Alles gethan, indem ſie es verſchmähten, durch gewöhnliche Mittel das Auge zu reizen, und nach dem Beifall des Kenners rangen, der auf charaktervolle und geiſtige Schönheit ſieht.

Nach und nach verſchwinden die ſteinernen Locken, weicher werden die ſcharfen Contoure, und ſeltner die reichen Helme, die griechiſchen Zierrathen, die in den Verſuchen der jungen Zöglinge mit Ueberladung und franzöſirt angebracht ſind.

Auch das graue und gipſene Colorit der Maler erſcheint nicht mehr, und man findet natürliche Tinten und Fleiſch. Niemand ſchämt ſich mehr, das Colorit vor Correggio und vor den Venezianern zu ſtudieren, da die jungen Schüler ehedem dieſe großen Männer für Sünder gegen die Antike hielten, und ſich ſelbſt ſchon höher und weiſer dünkten.

Wir belächeln dieſen Eigendünkel einer aufgeblaſenen Jugend, und bedauern dieſen Mangel an Sinn für die ächten Schönheiten der Kunſt. Erreicht kann die Größe jener Meiſter werden, aber übertroffen nie.

Was hilft es, daß wir dieſen oder jenen Fehler in der Compoſition der alten Meiſter auffinden? Wenn wir auch wirklich weiſer (wie man es hier nennt) componiren, ſo iſt es darum auch matter, und was iſt überhaupt Compoſition, ſollte ſie Regeln haben? Mich dünkt, als

hinge ſie ganz von der Willkühr der Phantaſie ab. Im Leben ſind die Gruppen von ſo unendlicher Mannichfaltigkeit, daß ein maleriſches Auge gar leicht vom Reiz einer ſchönen Gruppe gerührt wird, welche von der Erinnerung feſtgehalten, im Moment der Compoſition mit Ueberraſchung hervortritt und dargeſtellt wird. Was iſt Compoſition bei Raphael? Die Geſtalten ſtehen ſo natürlich neben einander und vor einander, daß es einem gar nicht iſt, als könnte es anders ſeyn, und das kommt blos daher, weil er ſich ohne Aengſtlichkeit von der Inſpiration ſeines Genies leiten ließ, und weil ſein Geiſt, mit der Fülle lieblicher Bilder befruchtet, die holden Kinder froh und leicht gebar, und ſorgfältig bildete.

Nirgend in Europa kann eine Schule die mannichfaltigen Zweige der Kunſt ſo leicht bilden, als hier in Paris, insbeſondere ſeitdem die Communikation mit Italien ſo leicht iſt. Für den, der in ſeinen Gemälden ſchöne Nacktheit und idealiſche Gruppen zu bilden ſucht, ſind die reichen Schätze der Antiken zum Studium aufgethan. Der, welcher das Mittelalter darſtellen will, findet in den Kupferſtichen der K. Bibliothek, in den Monumenten der Kirchen und Klöſter, im Arſenal der alten Rüſtungen u. a. O., was er für Coſtüm und Decoration nur wünſchen kann. Und will der Künſtler die ruhmwürdigen Epochen der neuen Zeit darſtellen, ſo findet er hier die lebendigen Originale zu ſeinen Gemälden, und kann, auch aus dem Munde des Soldaten Züge vernehmen, welche ihn zu Bildern begeiſtern.

Hier aber finden ſich dennoch die meiſten Schwierigkeiten; beſonders wenn es darauf ankömmt, den Kaiſer zu preiſen, und in ſeinem Glanze darzuſtellen. Mythologiſch-allegoriſche Figuren ſind abgeſchmackt und gemein, zu religiöſen fehlt der Sinn beim Künſtler ſowohl, als beim Publikum. Nur den wenigen gelingt ein ſolches Unternehmen, die ſich mit einer einfachen Erzählung begnügen, und in dieſe Erzählung den Charakter legen können, der ſie anziehend macht, und ihr für den Denker Gehalt giebt. — In dieſe Claſſe gehört David's: Bonaparte am Fuße des Mont-Cenis, und Gros Bonaparte im Hoſpital zu Jaffa.

Vincent und David ſind Viens Schüler. Er ließ ſie die Antike ſtudieren, und richtete ihre Schritte nach einem Ziel, das er ſelbſt nicht erreicht hat. Vincent blieb auf einem eigenthümlichen Wege, man kann ſeine Werke leicht unterſcheiden, ſie ſind voll Energie und Ausdruck, und bleiben in der Mitte zwiſchen geſunder Menſchheit und edler Form. Wenn er gleich nicht ein ſo reines Princip der Form für die franzöſiſche Schule, errichtet hat als David, ſo iſt er nicht minder ruhmwürdig und ſchätzbar, als dieſer, indem er ſo vielen Künſtlern zugleich Lehrer, Vater und Beſchützer war. Niemals nahm er einen Jüngling in ſeine Schule auf, dem er nicht väterlichen Antheil widmete, und deſſen Zutrauen er nicht gewann. War nun ſein Zögling dürftig, geſchickt, fleißig, oder zeigte doch wenigſtens Anlage und guten Willen, ſo wurde Vincent ſein Wohlthäter, und beharrte in ſeinen Wohl-

thaten, bis der Jüngling ſie entbehren konnte. Dabei iſt ſeiner Menſchenfreundlichkeit ein ſolches Zartgefühl zugeſellt, daß ſeine Wohlthaten nur dann an den Tag kommen, wenn der Gegenſtand derſelben ſie kund macht. Oft hatte ſein edles Herz über Undankbare zu ſeufzen, aber er wurde deshalb nicht müde im Guten, ſondern tröſtete ſich an neuen edlen Thaten, in denen er die Undankbaren vergaß. Sein ausdauernder Edelmuth machte, daß faſt allen, die an ihm undankbar wurden, ihre Fühlloßgkeit gereute. Ich habe ſein wärmſtes Lob aus dem Munde eines ſolchen Jünglings vernommen, und dies war gewiß ein unzweideutiges Lob. Ueberhaupt ergeht nur eine Stimme über dieſen würdigen Meiſter, der in aller Hinſicht auch als Menſch ſo hohen Werth hat. O möchten doch alle, die ihre Lebensbahn beginnen, zuerſt als Menſchen gebildet werden, und dann als Künſtler, da edle Geſinnungen an ſich die Liebe zum Schönen und zur Thätigkeit erwecken, und da die Verhältniſſe des Lebens vor allen ein reines Gemüth erfodern! Wie ein Flecken erſcheint der Ruf eines unmoraliſchen Menſchen auch auf dem ſchönſten ſeiner Werke, und es iſt unmöglich, die Bewunderung rein zu empfinden, die ein Meiſterſtück verurſacht, wenn das, was wir vom Künſtler wiſſen, ihm nachtheilig iſt — der Genuß wird geſtört, und dies widrige Gefühl geht auf die Nachwelt über, denn die Geſchichte hält das Andenken und die Züge eines jeden feſt, der für Kunſt und Wiſſenſchaft gewirkt hat, und macht ihn auf immer verächtlich, indem ſie ihn unvergeßlich macht.

Vincents verſtorbene ſchöne Gattin war ſeine Schülerin; ſie malte mit Seele und Feinheit, ihre Farbe hatte viel Wahrheit, Lieblichkeit und etwas Blühendes und Warmes, was ſich ſelten in Frauenarbeiten findet. Sie hat einige verdienſtliche Schülerinen gebildet.

Vincents beliebteſte Werke ſind folgende:

Der Präſident Molé. Dieſes Gemälde befindet ſich in der Gallerie des kaiſerlichen Erzkanzlers Prinz Cambaceres.

Süll y verwundet, dem Heinrich der Vierte entgegen kommt, ein vortreffliches, kräftiges, treues Bild. Man findet es auf dem Muſeum von Verſailles.

Arria und Pätus.

Die Entführung der Orithia.

Zeuxis.

Wilhelm Tell.

Die Huld des Auguſtus.

Pyrrhus an Glaſſius Hofe.

Allein dieſes iſt bei weitem nicht die ganze Zahl ſeiner Arbeiten, in denen für den Künſtler und Denker Verdienſt und Intereſſe liegt. Viele dieſer Gemälde werden in den Gobelins nachgewirkt.

Es iſt zu bedauern, daß eine anhaltende Kränklichkeit dieſen vortrefflichen Künſtler jetzt vom Arbeiten abhält, da ihn des Kaiſers Siege zu neuen Bildern befeuert haben. Er entwarf vor anderthalb Jahren ein Bild der Schlacht bei den Pyramiden, welches er auf einem Raum von 21 Fuß ausführen wollte, und wovon die Umriſſe ſchon gezeichnet waren. Dieſer Entwurf iſt voll Feuer und ſehr charakteriſtiſch. Man ſieht die edle Eigenthümlichkeit und Beſonnenheit der franzöſiſchen Krieger gegen die Wildheit und das blinde Feuer der tapfern Muſulmänner; die Stellungen und Gruppen der Armee, und die Zeichnung der Pferde, der Plan des Schlachtfeldes, ſind vortrefflich. Er ſagte mir: er fühle in ſich die Kräfte nicht mehr, dieſes herrliche Gemälde im Großen auszuführen, und er würde es auf einen Plan von 7 Fuß malen. Möchte er ſich doch wieder erholen! Es iſt leicht, den Unterſchied der ehemaligen Zeit Frankreichs gegen deſſen jetzigen Zuſtand zu ſehen, wenn man nur die Gegenſtände betrachtet, die von den Künſtlern ehedem bearbeitet wurden. Die Zeit war ſo arm an Begebenheiten, daß Lebrun u. a. ihre Zuflucht zur römiſchen und griechiſchen Geſchichte nehmen mußten, dahingegen die jetzige Fülle von großen Thaten und merkwürdigen Menſchen, in der ziemlich guten Anzahl geſchickter franzöſiſcher Künſtler kaum genug Hände zur Darſtellung findet; deshalb wäre es zu bedauern, wenn ein ſo ſchätzbares Bild eines denkwürdigen Tages verloren gehen ſollte. — Vincents Lieblingszögling iſt Meynier, der unter andern durch ſeine Kalypſo bekannt iſt. Dieſe Compoſition athmet grie-

chiſchen Idyllen-Geiſt, nur wäre ihr mehr Feinheit zu wünſchen. Die Formen ſind nicht ſo ſteinern, wie ſie zu ſeyn pflegen, wenn der Maler über dem Streben nach der Antike in das Unnatürliche und Harte verfällt. Manche naive Stellung gewährt den Gruppen der Nymphen einen überraſchenden Reiz. Die Nymphen ſind ächte Mädchen, keine Putzzimmer-Damen, auch keine Dirnen, was ſo oft bei den franzöſiſchen Malern der Fall iſt. Das Colorit iſt angenehm und blühend, ohne doch auf wahre Carnation Anſpruch machen zu können. Der Landſchaft wäre mehr Mannichfaltigkeit zu wünſchen, doch wird das friſche Grün der Waldung anmuthig durch die lichten Gruppen unterbrochen. Die Hauptfigur, die erzürnte Kalypſo, iſt theatraliſch und unweiblich, die anſchmiegende, flehende Eucharis iſt gelungen. Die Studien zu dieſem Bilde befinden ſich in Meergard's vortrefflicher Zeichnungen-Sammlung.

Vincent bildete noch manchen verdienſtlichen Künſtler, und manche gute Künſtlerin, deren Namen zu bekannt ſind, als daß ich ſie zu wiederholen brauchte; dennoch kann ich mir das Vergnügen nicht verſagen, den Maler Kolbe aus Düſſeldorf hier zu bezeichnen, der in der Kunſt mit Talent und Fertigkeit auch die beſten Kenntniſſe verbindet.

Prud'hon iſt ein Künſtler von beſondern Gaben; ihn den franzöſiſchen Correggio nennen, heißt ihm zu viel Ehre anthun, und doch auch wiederum Unrecht.

Wenn ihm Correggio's muſikaliſches Farbenleben, und deſſen liebkoſende Grazie auch noch unerreichbar ſind, ſo kann man ihn doch auch nicht wegen derſelben Fehler tadeln. Er componirt mit mehr Einheit, er zeichnet mit mehr Correktheit und Beſonnenheit; kurz er hat die Vorzüge einiger Fortſchritte der modernen Malerei, und die Mängel derſelben auch, indem er ſo wenig, wie viele Andere, auf die gehaltvolle Innigkeit dringt, welche diejenigen erreicht haben, die die Kunſt in ihren Tiefen erſpäten. Prud'hon hat viel Grazie und Natürlichkeit und einigen Zauber in der Darſtellung, ſeine Werke werden leben bleiben, und athmen liebenswürdige Originalität.

Ich werde mich bei Regnault nicht aufhalten, ſchon im erſten Theile meines Werks habe ich ſeine ſchönſten Gemälde genannt. Die Jugend des Achilles iſt das geſchätzteſte dieſer Werke; er machte es in Italien, und ſagte nachher: „nur dort habe ich es machen können!" — Vortreffliche Zöglinge hat er gebildet.

Girodet iſt der ältere von Regnault's Zöglingen, ein Mann von den ſeltenſten Anlagen. Guerin hat, wie er, den Charakter inniger Schwermuth; beide gehen einen verſchiedenen Weg der Darſtellung. Girodet's Schwärmerei iſt höher und lieblicher, und ſchwebt in der Poeſie Regionen; Guerin hält ſich mehr an das Leben ſelber. Wie ein lichter Stern ſchwebt am Frankreichs Kunſthimmel Girodet's ſüßer Endymion, deſſen Anblick die Seele mit Entzücken füllt. In ſeliger Trunkenheit

eines Schlummers der heitern Sommernacht liegt der Jüngling, wie im Schooße unsichtbarer Charitinnen. Alles ist Reiz und Leben, in der höchsten Veredlung. Lunas Strahl fällt liebkosend auf die schöne Wange des Schläfers, und bewirkt eine süße Magie im Helldunkel des duftigen Gebüsches, das ihn umgiebt. Das Gemüth wird sogleich in diese poetische Götterwelt versetzt und hineingezogen; wie innig und rein hat Girodet die Schönheit der griechischen Fabel empfunden, und wie meisterhaft ausgedrückt! Kein Grieche würde sich dieses Werkes schämen, es müßte denn wegen des Amors seyn, der die Zweige zurückbiegt und überflüßig ist, auch nicht natürlich genug gestellt ist, und überhaupt stört. Girodet hat in diesem Bilde die Magie der Mondbeleuchtung schön hervorgebracht, diese war sonst fast ausschließlich in das Fach des Landschaftmalers verbannt, da sie doch für melancholische Bilder vortheilhaft ist, in denen sie eine süße Harmonie bewirkt.

Endymion ist in Italien verfertigt worden. Girodet hat seitdem nichts so Schönes hervorgebracht. Sein berühmter Hyppokrates hat unendliches Verdienst der Beleuchtung, ist aber nicht so harmonisch und lieblich, als die Erscheinung Endymions. Sein Ossian hat hohe Schönheiten der Zeichnung und des Charakters, ist aber zu mythologisch behandelt, und überhaupt im Gedanken verfehlt, da das ätherische Costüm der poetischen Welt zu dem Schnitt der französischen Uniform, und zu der großen Trophäe mit dem Hahn in der Mitte, aus modernen

Waffen beſtehend, durchauß heterogen ſind, und eine widrige Störung verurſachen. Joſeph, der ſich ſeinen Brüdern zu erkennen giebt, iſt ein wenig berühmtes Gemälde von dieſem Künſtler, deſſen einfacher und lieblicher Geiſt mich erfreut hat.

Sein neuſtes Gemälde iſt eine Ueberſchwemmungs-Scene. Der See im Gebirge, vom Regen angeſchwellt, zerbrach ſeine Schleuſen, und ſeine Fluth ſtrömt in vollen Güſſen durch das Thal; das Gewitter iſt noch nicht vorüber. In dieſer Gefahr trägt ein Mann ſeinen alten Vater auf dem Rücken, ihm folgt ſein Weib mit dem Säugling, der ältere Knabe ging hinter ihnen, ſie entflohen dem Verderben, von Fels zu Felſen klimmend. Auf einen glatten Felſen gelangt, hält ſich der junge Mann an einen entlaubten Zweig, der unter dieſer Laſt ſich beugt, und zu zerbrechen droht; vergebens ſtrengt er ſeine letzte Kraft an, den Obertheil ſeines Leibes leichter zu machen, um das Gleichgewicht zu erhalten, der Greis, der ſich an den zerbrochenen Stamm hält, vergrößert die Gefahr; die Furcht ergreift die ganze Familie, ohnmächtig ſinkt die Frau nieder, mit Geſchrei läßt der Säugling von der Bruſt ab, der Knabe, über dem Abgrund ſchwebend, hält ſich an der Mutter fliegendem Haar, der Baum zerbricht und ſchwankt, der Moment des Unterganges iſt da.

Es iſt ein ungeheures Verdienſt der Zeichnung in dieſem Gemälde, in welchem das Studium der Antike ſichtbar iſt, und ein Hauch vom Rieſengeiſt des Buonarotti

weht. Unendliche Schwierigkeiten waren hier zu überwinden; doch ist nicht zu läugnen, daß dies Verdienst zu sichtbar ist, um nicht erkünstelt zu seyn, worüber denn die schöne Wärme verloren geht, die einem freiern Geistesprodukte eigen ist. Die Beleuchtung dieses Gemäldes vom Blitz, und vom blassen helldunkeln Wiederschein des Gewässers bewirkt, ist nicht minder verdienstlich, und so poetisch und erschütternd, daß man ihr die vortrefflichste Wirkung dieser Gruppe zuschreiben kann.

Die Contraction der Anstrengung des Körpers des jungen Mannes ist meisterhaft ausgedrückt, die Stellung der hinsinkenden Frau ist so kühn gefaßt, als herrlich und rein ausgeführt. Auch in alten Gemälden der Meister der Vorzeit, und in den Antiken läßt sich nichts Vollendeteres finden, und die Formen sind von der höchsten Schönheit. Ihr Haupt im Profil sichtbar ist hinten übergebeugt, ihr Körper folgt noch der Bewegung des Mannes, der sie mit Anstrengung bei der Hand ergreift, um sie nach sich zu ziehen; ihr Arm hält noch den Säugling, die Brust ist im Profil sichtbar, ein Aurorafarbiges Gewand, das den Körper bis zu den Schenkeln umschlingt, weht hinter dem Säugling im Sturm, den es durch den Wiederschein des Blitzes hell beleuchtet. Der kräftige, blühende Knabe ist schön, aber sein wildes Angstgeschrei macht ihn widrig. Der Greis ist zu hohl und geistermäßig, seine schlaffen, herabhängenden Beine und eine Börse in seinen Händen sind von ganz widriger Wirkung. Das Gesicht des jungen Mannes ist gemein, und seine Verzweif-

lung iſt auf eine Stufe gediehen, welche über die Grenzlinie bildender Kunſt hinweg geht. Die Augen rollen, die Zähne knirſchen convulſiviſch, alle Muſkeln ſind in krampfhafter Bewegung, ſo daß eine gute Bürgersfrau, deren Verſtand mir geſund dünkte, ausrief: „Gott ſey der armen Frau gnädig, was iſt denn das für ein Teufel, der ſie nach ſich zieht!“

Der über dem Abgrund ſchwebende Knabe iſt von leichter und lieblicher Zeichnung. In den Wellen, die unter dem Knaben hinſtrömen, erblickt man das Antlitz und den Buſen einer Verſunkenen, deren braune Locken, auf dem feuchten Bette des Gewäſſers umherwallend, mit den Wellen zu zerfließen ſcheinen.

Unter Girodet's Bildniſſen iſt das eines Mameluckendas berühmteſte. Sie ſind mit ſeinem Stempel des geſchickten und vortrefflichen Zeichners geprägt.

Guerin iſt ein intereſſanter, junger Mann, mit ganzer Seele der Kunſt ergeben, und oft kränklich, weil er ſich zu ſehr dem Fleiße hingiebt. Seine bekannten Werke ſind: Marcus Sextus, Hippolytus und das Opfer vor Aeſkulaps Statüe.

Dies letztere hat außerordentliche Mängel, auch iſt er ſelbſt damit unzufrieden. Dennoch iſt das Mägdlein darin von zarter Lieblichkeit.

Marcus Sextus war das erſte Werk, wodurch die-

ſer Jüngling Senſation erregte. — Das Geſetz der Nothwendigkeit, das Walten des Geſchickes, dieſe Hauptbeziehung großer Werke des Alterthums, iſt auch die dieſes Gemäldes. Der edle Verbannte iſt zurückgekehrt, und findet ſein geliebtes Weib, die ein Raub des Todes iſt. Ihre Lebenskräfte konnten dem Mißgeſchick nicht widerſtehen, und zu ſpät erſchien die Sonne des Glückes. — Das Zimmer iſt öde und ärmlich, jedoch im edeln Styl. Ein Cypreſſenzweig zu Häupten der Erblichenen, eine ſtille ſchwache Beleuchtung, welche die Lampe ebendaſelbſt bewirkt, ſtimmen das Gemüth zu Ahndung und Trauer. Welche ungeſtillte Seufzer der Sehnſucht ſind in dieſen nackten Wänden verhallt, und wie erſchienen in dieſem trüben Licht neben der Leiche die verwelkten, ach! ehedem ſo lieblichen, blühenden Hoffnungen ihres ganzen, ſo früh geendeten Lebens, die hier in Einſamkeit und Thränen unter dem Druck des Schickſals langſam verdorrten. — — — Er fühlt es, der Unglückliche, der die Hand der Verſtorbenen in der Zuckung eines hoffnungsloſen Schmerzens hält und drückt, und dieſe entſetzlichen Augenblicke rauben ihm das Bewußtſeyn des Troſtes, der in ſeiner jungen Tochter ihm zu Füßen, gleich ſeiner holden Blüthe, ihm zuduftet, und ſein erſtarrtes Herz mit neuer Lebenswärme zu beſeelen vermag. Der Tochter ſcheint es wohlzuthun, daß ſie zu des Vaters Füßen die Seufzer des tiefen Grames aushauchen kann; es iſt eine rührende, ſanfte Geſtalt.

Als Guerin nach Italien ging, welches ihm als

Preisgewinn für seinen Hyppolitus verstattet wurde, äußerte er mit bescheidenem Gemüthe, wie tief er sich unter die großen Muster der Malerkunst fühle, und wie innig er wünsche, in Italien den rechten Geist der Kunst zu erspähen. Er ist vor einem halben Jahre zurückgekommen. Man beschäftigt ihn mit Darstellungen der jetzigen Begebenheiten.

Mehrere andre Zöglinge Regnaults verbietet mir die Beschränktheit des Raums, zu erwähnen. Seine Schule ist sehr reich an schönen Hoffnungen.

Schon habe ich über David gesprochen, und würde noch mehr über ihn zu sagen haben, wenn seine bekannten, vortrefflichen Gemälde, und seine blühende Schule nicht sein schönstes Lob ausmachten. Junge Künstler in allen Fächern, davon einige schon zu Meistern gezählt werden, gingen aus dieser Schule hervor, welche unstreitig, sowohl durch den Geist des Meisters, als durch die günstigen Umstände, unter denen man in Paris die Kunst studieren kann, die erste in Europa geworden ist.

David's Termophylen, sein herrliches, vom Publikum so sehnlich erwartetes Werk, liegt unvollendet zusammengerollt; seine einzige Beschäftigung sind die vier großen Feste der Kaiser-Krönung, von denen er auf den Wunsch S. Majestät Augenzeuge war, und die in aller Rücksicht historisch seyn werden, und das interessanteste Schauspiel darbieten. Mit welchem Eifer werden unsere

Nachkommen in diesen Gemälden die Züge der Helden und Stützen des großen Reiches aufsuchen, die alle dort vereinigt waren, den Glanz des Thrones zu verherrlichen! — Und welche blühende und reizende Versammlung schöner Frauen, im Hotel de Ville! Selbst der damalige Schmuck der Damen, der sich dem Costüm der Ritterzeit näherte, wird dem Pinsel vortheilhafter seyn, als die nichtssagenden weisen Roben, die vorher getragen wurden. Auch sieht man David eifrig beschäftigt, in alten Darstellungen dem ächten Geiste und Sinne des feierlich erzählenden Gemäldes auf die Spur zu kommen.

In Davids Bildnissen erkennt man den Geist, der nach der Schönheit und den leisen aber tiefbedeutenden Aeußerungen der Seele späht, deren Blick sein Gemälde, wie ein Spiegel, fest hält. Kinder malt er sehr lieblich, auch sind die Knaben auf dem Gemälde der Sabinerinnen sehr schön. Bei Bildern schöner Frauen sucht er keinesweges eine antike Gestalt hervorzubringen, sondern er läßt ihnen das Eigenthümliche, welches die höchste Aehnlichkeit eines Bildes ausmacht. Obgleich David kein glänzendes Colorit hat, sind dennoch aus seiner Schule einige vortreffliche Coloristen hervorgegangen, welche ganz im venetianischen Geist gebildet sind, da man Davids Werke eher in die römische Schule classificiren könnte, und er hat dies, so wie die große Reinheit und Zartheit der Form, mit Raphael gemein.

Noch immer beklagt der große Künstler den Verlust sei-

ner theuern Zöglinge Drouais und Harriet, welche beide in Italien einen frühen Tod fanden. Es ist bekannt, daß Chaudet, Gauthier und Drouais, mit den herrlichsten Anlagen zugleich nach Rom gingen, und daß Chaudet den Schmerz hatte, dort seine hoffnungsvollen Freunde zu verlieren. Drouais ehrwürdige Mutter bewahrt noch immer das Gemälde ihres verewigten Sohnes die Gracchen, das sie um keinen Preis weggeben mag. Das Museum Napoleon bewahrt ein Gemälde dieses Künstlers, eine Preisaufgabe: die Ehebrecherin vor Christus, in welchem sich unendliche Fertigkeit zeigt; es wurde in 40 Tagen vollendet und ist in einem würdevollen und rührenden Sinne componirt. Nur selten gelingen diese Preisaufgaben, die fast immer etwas ängstlich componirt sind, weil die Richter genau auf Erfüllung der Vorschrift dringen. Bei Gelegenheit der Preisaufgaben kann ich nicht übergehen, daß David auch an der Bildung des jungen Tieck, des Bruders unsers Dichters, Antheil hat, der in Paris einen Preis gewann, und in allen Gemüthern der Lehrer und Freunde ein Angedenken voll Herzlichkeit und Achtung zurücklies. Auch der Florentiner Lorenzo Bartolini, ein feuriger, und von dem Geist der Antike ganz durchdrungener Künstler, gieng aus Davids Schule hervor. Sein Basrelif: Cleobis und Biton, das er unglücklicher Weise zertrümmert hat, ist voll rührender und reiner Schönheit.

Ihm wurde dafür der Preis zuerkannt, der ihm aber als einem Fremden nicht gegeben wurde. Sein colossaler

Kopf des Kaisers Napoleon war sehr schön und erhaben, ist aber im Gießen gewissermaßen verunglückt, der Kopf ist zu schwer geworden, es scheint, als wüßten sie hier mit dem Gießen des Erzes noch nicht mehr Bescheid, als zur Zeit des Benvenuto Cellini. Uebrigens hat der Kaiser zu diesem Kopfe nicht gesessen, der sich überhaupt zum Sitzen ungern entschließt. Selbst zu David, der bei seinem Bilde auf mehrere Sitzungen drang, sagte er: können Sie mich nicht aus der Idee malen? Sie sollten es wohl thun, denn Scipio und andre Krieger der Vorwelt sitzen ihnen ja auch nicht. — Das ist ein anders, sagte David, Scipio's Zeitgenossen sind nicht da, die den Scipio von mir verlangen könnten, aber Mitwelt und Nachwelt wird Bonaparte von mir verlangen. —

Gerard würde der erste, vortrefflichste Zögling David's heißen, wenn er nicht schon selbst als Meister neben seinem Meister stände. Seine Werke zeichnen sich durch ein inniges Streben nach der Anmuth einer schönen Natur aus, und es ist nirgends darin auf außerordentlichen Effekt und theatralische Ordnung abgesehen. So rein seine Zeichnung ist, so lieblich, blühend und wahr ist seine Farbe, und er kann es in ihr mit der Zeit so weit bringen, wie die vortrefflichsten Venetianer gelangt sind.

Von erster Jugend an blitzte der Funke von Gerard's künftigem Talent hervor. Sein erster Lehrer wollte ihn bloß zum Zeichnen anhalten, Gerard aber suchte sich Farbe und Zeit verstohlner Weise zu gewinnen, und

malte im vierzehnten Jahre ein Bild, welches eine Pest vorstellt. Diese Composition, welche nicht nach Nachahmung schmeckt, athmet einen edeln und feurigen Geist und Sinn für antike Schönheit und Verhältnisse *). Unbegreiflich schnell schritt der junge Künstler weiter, und gelangte unter David's Leitung, mehr aber noch durch die eigne Inspiration, zu einem selten erreichten Grade der Vollkommenheit.

Man hätte Unrecht, Gerard nach einzelnen seiner zahlreichen Werke zu beurtheilen, denn nicht alle seine Gemälde sind von gleich hoher Vollendung, besonders ist er in Bildnissen sich ungleich; er behandelt einige mit Enthusiasmus und Liebe, indeß er andre als Gelegenheitsgedichte nimmt, und sich gleichsam daran ausruht. So kommt es denn, daß manche seiner Bildnisse nicht mit dem seelenvollen Reize ausgestattet sind, den Gerard seinen Werken einprägt; dennoch ist sein Stempel in keinem einzigen zu verkennen, nur daß er sich hie und da mehr oder weniger kräftig und reich zeigt.

Wir besitzen von ihm nur drei historische Gemälde: Belisarius, Ossian, Psyche; die künftigen reifen in seiner Werkstatt.

*) Dieses Gemälde befindet sich in einer kleinen, nicht uninteressanten Sammlung des comischen Opernsängers Chenard. Das Bildniß dieses Actörs von Gerard, eins seiner frühern Werke, ist auch in dieser Sammlung, so wie Gerins Skizze zum Hippolit u. a.

Seine Bildniſſe würden, wenn ſie vereinigt wären, einen Cyclus der intereſſanteſten Perſonen in Frankreich, und der ſchönſten Frauen jetziger Zeit bilden. So gern Gerard ſchöne Natur ſieht und nachbildet, ſo lieb iſt es ihm auch in Geſichtern, denen der Glanz der Jugend und die Lieblichkeit der Formen gebricht, den Ausdruck der Seele zu erſpähen, und die Anmuth eines reinen Gemüthes aufzufinden. Seine Bildniſſe ältlicher Frauen ſind nicht minder anziehend, als die junger Schönheiten, und ſelbſt wenn ſein Original nicht ſchön iſt, weiß Gerard es mit Anmuth und Ausdruck nachzubilden, ſo daß es ſich vor den ſchönen Geſtalten nicht zu verbergen braucht, ſondern neben ihnen gar wohl ſeinen Platz behauptet. Dabei faßt er die Individualität einer Perſon rein auf, ſein Bild iſt niemals ein Weſen, dem er Charakter leiht, oder welches er in eine gewiſſe Form hineinpaßte, ſondern es iſt der Menſch ſelbſt, der Menſch in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, von welcher Gerard nicht ſelten den ſchönſten Moment ablauſcht und feſthält, denn er malt den Menſchen nicht bloß wie er iſt ganz unverkennbar, ſondern auch ſo, wie er in einem klaren Gemüthszuſtande erſcheinen kann. Nie ſieht man dem Bilde Gerard's den Zwang des Sitzens an, ſondern alle blicken freimüthig hervor. Auf dieſe Weiſe iſt Gerard's Bild der Lobredner des Originals, und nie der Schmeichler. Eben dieſe Wahrheit und Lieblichkeit macht, daß Alles wünſcht, ſein Bild von Gerard zu beſitzen, und es könnten, wie geſagt, ſeine Bildniſſe einen Cyclus bilden, in welchem beinahe keine denkwürdige Perſon vermißt würde, denn Gerards

Pinsel ist für Geld nicht feil. Er läßt die Reichen und Großen bezahlen, weil er leben muß, aber wenn er interessante Personen findet, die nicht begütert sind, so maßt er sie, unter dem Vorwand eines Studiums, behält das Bild eine Zeitlang, und macht sodann dem Original ein Geschenk damit.

Vor zehn Jahren erschien im Sallon das Bildniß der Demoiselle Brogniart, einer interessanten und achtungswerthen jungen Dame, die mit seltnem und geistigen Reize begabt ist. Dies Bild erregte allgemeine Sensation, und wird einst so kostbar und berühmt seyn, wie jetzt Leonardo's Gioconda. Nie hat Gerard seitdem ein Bild so ganz und tief vollendet, und darin so eifrig nach der Vollkommenheit alter Meister gestrebt. Gerührt vom seelenvollen und keuschen Reize seines Originals, lauschte Gerard in diesem Bilde der Natur ihre feinsten und leisesten Nüancen ab, und stellte das Urbild dar, wie ein zweites Selbst desselben, so daß die Wahrheit und Vollkommenheit seines Bildes auch einem kalten und ungeübten Beschauer einleuchten muß. — Wenn aber dieser Vorzug eines Meisterstückes dem Bilde der Demoiselle B. eigen ist, so entzückt es nicht minder den ästhetischen Kenner durch seine edle, keusche, zarte und tiefe Individualität. — Raphael bildete die Maria, und stellte sie im menschlichen Verhältnisse der Mutter wunderbar rührend dar, indem er sie zugleich mit der Glorie der Gottheit verherrlichte, Leonardo da Vinci wußte in das Gemälde der Gioconda allen Reiz, alle Schalkheit und Tiefe einer geistvol-

len, ſchönen und feurigen Frau zu legen, Gerard eröffnet eine neue Anſicht, er bildet eine unbefangene, jungfräuliche Geſtalt, und entwickelt in ihr allen Reichthum einer ſchönen Seele, und eines reinen und tiefen Gemüthes. Ein Mädchen unſrer Zeit, aber eine der ſeltenſten und koſtbarſten Erſcheinungen, die in jedem Zeitalter und unter allen Umſtänden ihren Werth behaupten, und anerkannt ſehen würde.

Dies Bild iſt Kniestück. Das holde Mädchen ſteht ernſt aber heiter, die Arme natürlich übereinander legend, ihre braunen Locken ohne fremde Zierde umwallen ſie in freundlicher, anſpruchloſer Ordnung, ihr weißes Kleid mit einer Halskrauſe wird über dem Buſen von einem Smaragd feſtgehalten, der in Gold gefaßt iſt. Dieſe Kleidung in ihrer Einfachheit iſt jedem Zeitalter anzupaſſen. Im ganzen Bilde athmet die reinſte und höchſte Vollendung, Arme und Hände ſind zum Entzücken lebendig und ausgebildet.

Gerard hat die ganze kaiſerliche Familie gemalt. Die intereſſanten Bildniſſe darin ſind die der Mutter des Kaiſers, der Kaiſerin, und der Prinzeß Ludwig, jetzigen Königinn von Holland.

Unter denjenigen Privat-Bildniſſen, die mir bekannt ſind, nenne ich als die ſchönſten:

Das Bildniß der Madame Barbier Valbonne,

einer Frau, die ſo ſchön und anmuthig als talentvoll iſt. Ihre entzückende Stimme, und ihre muſikaliſchen Kenntniſſe machten ſie in Frankreich berühmt.

Das Bildniß der Staatsräthin Regnault St. Jean d'Angely, eine berühmte Schönheit, die ganz griechiſchen Geiſt athmet. Ich genoß öfters des Vergnügens, ſie in vertrauten Zirkeln ſingen zu hören, und mußte ihre ſchöne Stimme bewundern, indeß ich tief von dem Ausdrucke und dem Gefühle gerührt wurde, mit welchem ſie die ſchwerſten Compoſitionen ausführte.

Das Bildniß der bekannten Madame Tallien, jetzigen Madame de Caraman.

Das Bildniß der reizenden, polniſchen Gräfin Starſinska.

Das Bildniß der Madame Recamier.

Die Gräfin Starſinska ſitzt in ſchwarzer Kleidung unter freiem Himmel, lieblich vor ſich hinträumend. Gerard hat dies Bild unendlich reizend, freimüthig und friſch hingemalt, es iſt ein wahres Gedicht, eine Romanſituation, und doch auch wieder ganz ſimpel, denn was iſt natürlicher, als der Anblick einer ſchlanken, ſchönen Geſtalt im Freien, nachdenkend und einſam, und was giebt zugleich der Phantaſie mehr Spielraum?

Nächſt dem Bilde der Demoiſelle Brogniart iſt das

der Madam Recamier als das vollendetste zu preisen. Gerard vermählte hier die Grazie innig mit der Schönheit, und übergoß es mit einem geistigen Hauche von zarter Wollust, die an Griechenlands Dichter erinnert. Er zeigte sich hier groß und vollendet, wie die Künstler des 15ten Jahrhunderts, aber in einer ihm eignen Individualität, und durchaus weder als Nachahmer, noch als Anhänger irgend einer Manier.

Die schöne Frau ist vorgestellt, wie sie nach dem Bade sich den Empfindungen einer süßen, bewußtlos träumenden Ruhe überläßt. Nachlässig, aber dennoch auf dem Gewicht seiner eignen Kraft ruhend, schmiegt sich der Körper in die zarten, Lilasfarbigen Polster einer Ottomanne. Das Antlitz schaut etwas gesenkt vor sich hin aus dem Bilde heraus, der rechte Arm ist halb in die Kissen geschmiegt, der linke folgt frei dieser Bewegung, und die beiden kleinen, zarten Händchen sind einander nahe, als wollten sie sich eben schließen.

Der eine Fuß ruhet auf dem Mahagony-Fußtritte, der andre auf dem weißen Marmorboden, von welchem hie und da ein Dampf aus zierlichen Oeffnungen aufsteigt.

Die Marmorsäulen des Bades stehen im Wasser, und das Ufer, umkränzt mit dichtem Schatten, schützt das Bad vor dem Strahl der Sonne, und vor dem Blicke des Lauschers.

Hinter der Ottomanne, welche zwischen zwei Säulen

steht, ist ein Vorhang aufgeknüpft, über ihm sind Baumgipfel und das Obertheil eines Hauses sichtbar. Aus dem amarantenfarbigen Grunde des Vorhanges hebet sich das lichte Weiß des schönen Antlitzes und die zarte Form des Halses und der Schulter mit freundlichem Glanze.

Madame Recamier ist nicht so schön als das Bild, und auch ganz so jung nicht, denn es athmet den frischen Reiz des siebenzehnten Jahres, dennoch ist sie nicht geschmeichelt, denn das wäre eine Falschheit, und Gerard ist wahr, wie Tizian. Er hat der Madame R. nichts von ihrem Eignen genommen, sondern ihre Züge nur ein wenig reiner und freier ausgebildet, als sie es sind, doch nicht als sie es hätten werden können, wenn das Original sich der Natur ganz überlassen hätte, welches sich ein wenig durch Blinzen der Augen und zu häufiges Lächeln geschadet. Obwohl nun die schwarzen glänzenden Augen im Bild größer sind, als in der Natur, so hat Gerard dennoch die Eigenthümlichkeit ihrer Form beibehalten, und ihre süße Schalkhaftigkeit, die hier, wie ich oft beim Original wahrgenommen, durch den feuchten Glanz einer wehmüthig ahndenden liebevollen Träumerei gemildert.

Der kleine Mund ist voller, anmuthiger geründet, als der der Mad. R.; es ist ein Mund, wie ihn Griechenlands Bildhauer der Venus gaben, und der vom Original sonst nichts hat, als eine äußerst liebliche Lippenbewegung, die ich auch nur an dieser jungen Dame, sonst nirgend wahrgenommen habe, und die Gerard hier in all' ihrem Zauber dargestellt.

Das Haar ſchmiegt ſich folgſam an die reine ovale Form ihres Hauptes, und fällt ſodann in freier Wallung der vollen dunkeln Locken auf die blendende Stirn, auf der Mitte der Scheitel mit einem goldnen Pfeile feſtgehalten.

Ein weißes Kleid, von feinem undurchſichtigen Perkal, umgiebt ſittſam die ſchlanke Geſtalt, und läßt die Arme frei. Auch iſt in ſeiner Hülle der volle Buſen nur zu ahnden.

Ein falber Shawl von Caſchemir iſt um die Hüften gewunden, und fällt theils auf das Sopha, theils auf den Boden herab; in ſeinem Faltenwurfe iſt Wahrheit, Freiheit und Eleganz. Nichts iſt anmuthiger, als die ganze Lage des Körpers, rein aus der Natur gegriffen, und in freier Bewegung die Hauptſchönheiten der Form entwickelnd.

Frei und kühn hat Gerard dies Bildniß entworfen, und ſorgſam und liebevoll vollendet. Da iſt kein Nebenumſtand, der nicht der Schönheit des Ganzen entſpräche. Das dunkle Magahoniholz der Ottomanne, das ungewiſſe Licht auf den ſchwellenden Polſtern, die goldnen Muſcheln daran, die feuchte Wäſche dort im zierlichen Korbe hinter der Ottomanne, die Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Gegenſtände, die Wiederſcheine und Farbenaccorde, in Allem iſt Einheit, Wahrheit, Harmonie und Geſchmack. — Auſſerdem hat Gerard noch manches Bild gemalt, welches in künſtleriſcher Rückſicht ſchätzenswerth iſt, wobei man

aber sieht, daß ihn das Original nicht inspirirte, weil es, nach seinem eignen scherzhaften Ausdrucke: nature de pot au feu (Hausbackene Natur) war *).

Unter den Männerbildnissen sind eine Menge, die durch Charakter und Ausdruck interessant sind, es ist jedoch Zeit, daß wir zu Gerard's eigentlichem Fache, den historischen Stücken, übergehen.

Gerard's Belisarius macht Epoche in der modernen Kunst, und rückt dem Jahrhunderte vor. Es ist die einfachste Composition, die man sich denken kann, und der Künstler legte darin einen wahren Schatz aus seiner Seele nieder.

Die Situation ist Fiction des Künstlers. Belisarius trägt seinen Leiter auf dem Arm, dessen Fuß von der Natter umwunden ist, die ihn stach, und der schon sterbend im brechenden Auge den scheidenden Strahl der Sonne auffaßt, der die zarten Umrisse seines Antlitzes beleuchtet, und auf der todtenbleichen Wange noch, wie zum Lebewohl, ruht. Hingegossen auf den Arm des Greises, die schwache Hand um dessen Schulter schlingend, ist des Knaben Stellung in der Grazie, die aus ächter und angenehmer Natürlichkeit entsteht.

*) Pot au feu ist im gemeinen Leben der Ausdruck für Rindfleisch und Brühe, das Hauptgericht bürgerlicher Küchen.

Beliſarius im Abendglanze der Jahre, kraftvoll und edel, ſteht in der einſamen Gegend, wie ein majeſtätiſcher Eichbaum, über deſſen Gipfel Jahrhunderte verſchwanden und der die Blätter ſeines letzten Sommers treibt. Der Beſchauer kann ſein jetziges Unglück mit nichts ermeſſen und vergleichen, als mit ſeiner Größe und Energie, die es dennoch beſiegen. So ſteht der Greis ohne Hülfe und Leitung, und ahndet nicht, daß ſeinem ſchmalen Pfade zur Seite der Strom fließt, und daß der Weg ſchräg abwärts gleitet. Hinter dem Gewäſſer, dem klaren Spiegel der Abendröthe, hebt ſich die Waldung empor, ſchon verhüllt im Schleier der Nacht, und hinter ihr im Dunſte des Thaues die blauen Gebirge, über die ſich das Farbenmeer des glühenden Abendrothes erhebt, das über Beliſar's Haupte in reine blaue Luft zerfließt.

Mit unendlicher Kunſt und Schönheit ſind die Wiederſcheine des Sonnenlichtes auf die Oberflächen der Geſtalten als Lichtpartieen angebracht, und voller Magie iſt der leiſe purpurfarbige Abglanz des Himmels, auf den äußerſten Contouren ruhend, der ſie vom Hintergrunde ründend ſcheidet.

Beliſarius trägt einen grünen Leibrock mit einem Gurt, einen weiten rothen Mantel, und einen Stab. Die Verkürzung des Armes, mit dem Stabe, der ganz aus dem Gemälde heraustritt, iſt höchſt kühn und täuſchend. Michel Angelo hat nichts Vortrefflicheres der Art gemacht; dennoch war Gerard weiſe genug, dieſe Ver-

kürzung auf eine ganz natürliche Weiſe anzubringen, ſo daß ſie keinesweges, wie ein Abſprung erſcheint.

Sehe ich nun in der hohen geraden Stellung des berühmten Feldherrn, der auch im Unglücke noch Ehrfurcht und Bewunderung erweckt, eine Intention? Lieber iſt es mir, dem Künſtler die Naivheit des Genies zuzutrauen, das ſich dem erſten Bilde ſeiner Inſpiration hingiebt. Ueberdieß wurde Beliſarius ſehr ſchnell gemalt, und iſt gewiß eben ſo vollendet worden, wie er zuerſt vor Gerard's Phantaſie ſchwebte.

Wie rührend und elegiſch iſt der Schmerz auf dem Antlitze des ſterbenden Knaben! Die Formen ſeines Körpers ſind ſchön und harmoniſch, mit außerordentlicher Reinheit gerundet; doch iſt weder Antlitz noch Körper Ideal, ſondern treu aufgefaßt nach einer glücklichen Wahl der Natur. So iſt es auch mit dem Beliſarius, deſſen Haupte jedoch ſchönere Züge zu wünſchen wären, wenn gleich der Charakter deſſelben vortrefflich iſt.

Bey Oſſian, ſagte Gerard, habe er geſucht, die Griechen zu vergeſſen. Allerdings ſind die ſchönen Geſtalten auf dieſem Gemälde idealiſch, d. h. aus dem Reiche einer edeln gebildeten Phantaſie, aber nicht in die Form des Ideals der Griechen gegoſſen. Vom Colorite dieſes Gemäldes läßt ſich nicht ſoviel ſagen, wie von Gerard's andern Werken, auch war es bei dieſen Schattengeſtalten auf ſonſt nichts abgeſehen, als auf Form; es wäre wider-

ſinnig geweſen, ſie wie menſchliche Geſtalten zu coloriren. Um ſo mehr ſorgte der Künſtler für Harmonie, Tranſparenz und hohe Reinheit und Lieblichkeit der Form.

Zarte Jungfrauen mit Lilienbuſen und bleichen Antlitz, von blonden wehenden Locken umſchimmert, ſchweben in lieblichen Verſchlingungen und harmoniſchen Gruppen um die Sänger her, oder ſchauen aus den Wolken nieder.

Zwei, neben einander ſchwebend, im Profil ſichtbar, mit Harfen in der urſprünglichen Form, die ſie mit leichter Regung ſchlagen, ſind von unendlichem Reize. Von den duftigen Wolkenſitzen ſchauen Fingal's Krieger herab, Malvina an Oskar's Seite. Der König, ein ſchlanker Jüngling, beſeelt von herrlicher Kraft, ſchlingt ſeinen Arm um die Geliebte, und ſtützt die Stirn mit der Hand, verſenkt in Träumen wehmuthsvoller Liebe; ein Stern ſchwebt über ſeinem Haupte. Oſſian greift in die Harfe mit geſenktem Antlitze, ſo daß der Gedanke des Künſtlers ſichtbar wird, daß das die Geſtalten der innern Welt des Dichters ſind, die ihn umſchweben in der Einſamkeit der Nacht. Der volle Mond, hinter den Ruinen aus den Wolken hervorſchwebend, ſpiegelt ſich zu Oſſian's Füßen im Quell, und ſein Licht fällt in aller Kraft auf die geiſtig-wilden, wehenden Locken und den Silberbart des Dichters. Rings umher Gebirge und majeſtätiſche Trümmer. — Es iſt ein Bild in Oſſian's Welt.

Amor und Pſyche! die königliche Jungfrau, de-

ren Ruf in allen Ländern erschallte, und die kein sterbliches Herz, einen Gott allein zur Liebe entzückte; die für Venus selbst gehalten und angebetet wurde, und sich in hoffnungsloser Sehnsucht nach Liebe verzehrte. Diese Psyche ist es nicht, die Gerard vorschwebte, es ist die reine mägdliche Seele, welche die erste Regung der Liebe empfindet, und voll süßen Staunens zum Bewußtseyn übergeht.

Solch einen zarten Gedanken auszudrücken, bedurfte es der Inspiration des wahren Genies, und einer Fülle von schönen Erinnerungen, im Feuer der Phantasie geläutert und erhoben. — Nirgends hat sich Gerard's Geist anmuthiger und höher gezeigt, als hier. In eine Welt der reinsten Schönheit versetzt, weidet sich das Auge an Formen, deren Vollkommenheit und geistige Lieblichkeit sogleich den Gedanken an Gottheit erwecken.

Ja wenn Engel und höhere Geister eine sterbliche Hülle wählten, so könnte sie nicht zarter und lieblicher seyn, als diese. Aus dem reinsten Flor der Jungfräulichkeit erkieste des Künstlers Blick die edeln Formen der hohen Gestalt, die, mit dem Lichte der frischesten Weiße bekleidet, nur eben aus der Kindlichkeit zur Jugend entblühte. Ein unnennbar zartes und liebliches Rosenfarb erwacht, wie Ahndung künftiger Gluth, auf der keuschen Wange, die noch nie die Rose der Schaam oder der Liebe trug. Die hellen, blauen Augen erglänzen zum erstenmal vom Strahle der Empfindung, und der Kindheit unbefangenes

Lächeln entfloh nur erſt jetzt von den blühenden Lippen, die in ſanftem Ernſte ſich eben wie ſtaunend öffnen wollen.

Dieß iſt die Pſyche, die, von den Händen der Grazien bekleidet, dem Liebesgott zugeführt wurde! Ja, die Grazien ſelbſt ordneten die Fülle der goldnen Locken in ſüßer Einfalt auf dem ſchönen Scheitel!

Und wie bei der Nacktheit des nie berührten himmliſch-ſchönen Buſens auch kein unkeuſcher Gedanke in des Beſchauenden Seele erwachen kann, ſo webt ſich um die Hüften ein weißes Gewand, das bis auf die Füße herabfällt, und die Formen, die es umgiebt, nichts von ihrem Reiz verlieren läßt.

Kein Grieche bildete den Liebesgott ſchöner, als Gerard ihn auf ſeinem Gemälde darſtellt. Hier hat der Pinſel die Reinheit und Täuſchung der ſchönſten Sculptur des Alterthums erreicht, und der blühende Zauber der Farbe hat die Form mit warmen Lebenshauche beſeelt.

Gerard ſchöpfte aus den reinſten Quellen; in ſeinem Bilde iſt keine Nebenſache, kein Abſprung, kein einziges der vielfachen Hülfsmittel, deren ſich Maler bedienen, die nicht innern Reichthum genug beſitzen, um das Bild, was ſie darſtellen, ganz aus ſich ſelbſt ſchön hervorgehen zu laſſen. Amor und Pſyche ſind allein, unter freiem Himmel; Blumen zu ihren Füßen, grüne Büſche um ſie her. Dieſe einfache Erſcheinung iſt durch ihren Gehalt genü-

gend, die Seele mit einer Fülle anmuthiger Bilder zu erfreuen; denn sie ist eben so ganz, so vollendet, und aus dem Reiche der reinsten Schönheit erkohren, als sie einfach ist.

So sehr sich beim Anblicke dieses reizenden Bildes der Denker und Dichter entzückt fühlt, so befriedigend muß es für den Künstler seyn. Diese Wahrheit und Treue, dieser Fleiß, und diese Freiheit; dieß ächte Fleisch der blühenden Jugend sind von außerordentlichem und hohen Verdienste, und bei neuen Meistern höchst selten zu finden, die gemeiniglich mehr auf Effect, als auf ächte Vollendung sehen.

Dieß vortreffliche Gemälde befindet sich im Besitze eines Freundes Gerard's, des Herrn Lebreton, wo es für Künstler und Kenner sichtbar ist. Ich fand daselbst auch eine Skizze von Vincent, von außerordentlichem Charakter; sie stellte den Mutius Scävola vor. Auch eine Skizze von der Hauptgruppe von David's Sabinerinnen, die aber den Tatius und Romulus bekleidet vorstellte, und sehr schön gezeichnet ist, vermuthlich ein früheres Studium zu den Sabinerinnen. Ich hatte öfters Gelegenheit, Studien dieses Meisters zu seinen Werken zu sehen, auf welchen ich die Idee glücklicher fand, als in der Ausführung; denn keinem Nachdenken und keinem Urtheile ist so sicher zu trauen, als der ersten Inspiration des Genies, im Princip einer Idee.

Neben Gerard erscheint Gros, der gleichfalls sich

in David's Schule gebildet, und deſſen neu erſchaffenes Meiſterſtück, die Schlacht von Aboukir, ihn an die Seite groſſer Maler ſtellt. Dieſer genialiſche Jüngling, deſſen Aeuſſeres ganz beſcheiden und einfach iſt, war noch vor drei Jahren nur als vortrefflicher Coloriſt durch einige gute Bildniſſe bekannt, deren eines, den Kaiſer als Erſten Conſul vorſtellend, ich bei Lucian Bonaparte fand, und welches mir ſogleich eine groſſe Fähigkeit verrieth. Einige Jahre ſpäter unternahm er die Peſtkranken zu Jaffa, die ich im Erſten Theile dieſes Werkes beſchrieben, und über welche meine Meinung mit anderer berühmter Künſtler ihrer nicht ſo wohl übereinſtimmend iſt, als ſie auch zugleich durch dieſe berichtigt worden. Um ſo mehr hat mir die Uebereilung leid gethan, mit welcher Hr. Fiorillo dieſs Gemälde, welches ihm nicht zu Geſichte gekommen iſt, ekelhaft und abſcheulich nennt, da das überall verbreitete Werk eines ſo bekannten Gelehrten leicht für competenter gehalten werden könnte, als das einer unwiſſenden Frau. Viele der erſten Maler der Welt haben Peſten gemalt, und wenige haben, nach meinem Gefühle, ihren Gegenſtand ſo wahr und vortrefflich behandelt.

Dies Gemälde erregte allgemeine Senſation, es wurde gekrönt, die Regierung kaufte es, und Gros bekam eine neue Aufgabe: die Schlacht bei Aboukir. Er entwarf dieſe im vollen Feuer, und ließ die Skizze unverändert. Er hat etwa vierzehn Monat daran gearbei-

tet, Nebenstudien mitgerechnet, als Bildnisse, Croquis und dergleichen.

Es stellt die Handlung vor, welche den denkwürdigen Sieg entschied, den die französische Armee unter Bonaparte's Commando am 7ten Thermidor im siebenten Jahre der Republik über den damaligen Pascha von Romelien davon trug.

Der Prinz Alexander Berthier drückt sich folgendermaßen über diese Begebenheit aus:

„Die Türken, welche auf der Halbinsel Aboukir gelagert und verschanzt waren, hatten die erste Attake der Franzosen zurückgeworfen, welche auf die Redoute gerichtet war, die ihre rechte Seite vertheidigte; nach geendigter Schlacht begaben sich die Türken aus dem Lager, um den verwundeten und todten Feinden die Häupter abzuschlagen. Erbittert hierüber, wagte die französische Infanterie noch einmal den Angriff, und in kurzer Zeit drang die 22ste, die 69ste und die 75ste Brigade in das Innere der Redoute. Der General Murat, Commandeur der Avantgarde, ließ auf das heftigste, und eben im entscheidenden Moment seine Schwadronen auf die Feinde losstürmen, die plötzlich den, aus den Schanzwerken verjagten Türken alle Zuflucht abschneiden, und sie nach dem Meere zu treiben; mit unglaublicher Schnelle dringt diese Cavallerie durch alle Positionen der Türken, bis auf die Gräben der Veste, von der auch nicht ein Flintenschuß fällt; und sie

wirft, säbelt Alles nieder, treibt Alles in das Meer, was ihr entgegen kommt. Von Schreck ergriffen, suchen die Türken nach ihren Schaluppen zu schwimmen, welche auf sie losfeuern, um sie zur Schlacht zu zwingen.

„Mustapha Pacha, erster General der türkischen Truppen, kämpfte tapfer und kühn; mit verwundeter Hand, von seinen Kriegern verlassen, die er von allen Seiten flüchten sieht, will er noch seine Soldaten zurückhalten; doch ihre Bestürzung ist zu groß, und nichts kann sie aufhalten; man sieht sie sogar sich grausam von den Verwundeten losreißen, die sie um Hülfe anflehen. Umringt und unterstützt von seinen Treuen und von seinem Sohn, muß er diesen sich ergeben sehen, der seinem Ueberwinder Mürat die Waffen reicht. Die drei Roßschweife, auszeichnende Attribute seines Ranges, fallen vor ihm nieder."

Der Verlust mehrerer französischer Offiziere ist in diesem Gemälde bezeichnet. Der Obrist Duvivier, Commandant der 14ten Dragonerbrigade, wurde in dieser Schlacht getödtet; man erkennt ihn, von einer Kugel getroffen, und mitten unter seinen Dragonern hinsinkend; dem General-Adjutanten Le Ture, der bei der ersten Attaque der Redoute fiel, wurde das Haupt abgeschlagen; der Obrist Beaumont, Adjutant des General Mürat, säbelt einen Türken nieder, der den Kopf dieses Offiziers davon tragen wollte, und entreißt ihm dessen zerbrochenen Säbel. Der Adjudant Bonaparte's, Guibert, wur-

de von einem Kanonenschuße getödtet; sein Gürtel, in eines Türken Händen, ist von der Kugel durchschossen, die ihn traf neben ihm sind zwei englische Kanonen, die in der türkischen Artillerie gefunden worden, und ein Geschenk des Londner Hofes an den Großherrn sind. Im Hintergrunde erblickt man die Redoute, die von den vorhergenannten Brigaden weggenommen wurde, die Schwadron, welche gesandt ist, den Rückzug abzuschneiden, das Lager der Türken, das Lager des Pacha, und die Festung auf der Spitze der Halbinsel, wie auch das englische Geschwader. Dieser Hintergrund ist nach Zeichnungen nach der Natur.

Da der Commandeur Sidney Smith den Ausgang des Gefechtes sieht, eilt er zurück zu seinen Schiffen, auf einem Kanot, das man bei der Spitze der Halbinsel erblickt. Die türkischen Kanonen schießen ihre eigenen Truppen nieder, das Meer ist mit Turbanen bedeckt.

Dieß ist das Skelett des herrlichen Gemäldes, von welchem jede Beschreibung nur schwach und ohnmächtig seyn kann. Erblickt man es, so wird man betäubt und ergriffen von der wilden Verwirrung des Schlachtgetümmels, da alle diese Gruppen Bewegung und Feuer zu haben scheinen, und recht im entscheidenden Momente der Handlung aufgefaßt sind. Sobald man sich jedoch der Betrachtung überläßt, so wird jede Gruppe klar und deutlich, und man fühlt sich wie auf einen hohen Standpunkt versetzt, von wo aus man das Ganze rein

überſchaut; denn es iſt Gros eigen, den Zuſchauer recht in die Mitte des Gemäldes zu verſetzen.

Um dem Leſer, der dies Gemälde nie erblicken wird, ſeine Schönheiten recht fühlbar zu machen, müßte man jede Gruppe analyſiren und darſtellen; allein ich habe zu ſolch einer Zergliederung nicht Kenntniſſe genug, und muß mich, ſo leid es mir thut, bei Allgemeinheiten aufhalten.

Ein heller, warmer Himmel iſt über das Bild ausgebreitet, und die Gruppen erſcheinen ſo deutlich und wahr, wie in den vortrefflichſten Gemälden des Paolo Veroneſe, dem Gros, ſo jung er iſt, ſchon in dieſer Hinſicht verglichen werden kann, und den er an Erfindungs-Feuer und Genie noch übertrifft.

Auch den Nationalgeiſt hat Gros vortrefflich aufgefaßt, die Türken ſind ächte Türken, die Franzoſen faſt alle Portrait, und auch die Nicht-Portraits ſind ächte Franzoſen. Nichts Theatermäßiges, es ſind Männer, im Feuer des Handelns, in der Ermattung des Schmerzes, im Sterben, in der Wuth; alles iſt wahr, nichts iſt herausgekünſtelt, nichts iſt matt und verſchroben, kein Flickwerk, kein Lückenbüßer. Alles, was da iſt, muß da ſeyn, das Genie hat mit allmächtigem Hauche jede Stelle des Gemäldes durchglüht und belebt.

Das Coſtüm iſt vortrefflich benutzt, auch war dieſe

Verſchiedenheit der Kleidungen für den Maler vortheilhaft genug; dennoch hat ſich Groß derſelben ohne Affectation bedient. Es ſind viel nackte Feinde in dieſem Gemälde von vortrefflicher Zeichnung, unter welchen die Mohren beſonders ſchön behandelt ſind, da das Schimmernde, Sammetartige ihrer Haut ſo wahr iſt, als wäre es die Natur ſelber.

Die Pferde ſind von unvergleichlicher Schönheit und in recht heroiſchem Geiſte dargeſtellt. Man leſe einen vortrefflichen epiſchen Dichter, ſo wird man dieſe Pferde vor ſich ſehen, im Getümmel der Schlacht.

Indeß nun dieß Gemälde allen Schauder der Zerſtörung, und das Grauſen des blutigen Todes athmet, iſt es jedoch von einem ſo edlen Geiſte der Darſtellung beſeelt, daß nichts darin widrig und ekelhaft erſcheint. Dieß wird dem Maler ſchwerer, als dem Dichter, und es iſt dennoch nicht anders, als die vortrefflichſte Epopee, bei der die Seele ſich erſchüttert und gerührt fühlt, und das Auge dennoch ohne Widerwillen die Wunden der Helden bluten ſieht, und das muthige Roß des Siegers den leichenbeſäeten Boden ſtampfen.

Vor allen hell und herrlich ſtrahlt der Sieger hervor auf dem ſtolzen weißen Schimmel, der des Sieges ſich bewußt ſcheint. Der General hält mitten ſeines Laufs ſein heroiſches Zürnen auf, und der Sonnenſtrahl der Milde erheitert ſeinen muthigen Blick; ſein Arm mit er-

hobenem Säbel war gezückt, ſeinen Truppen den Mord zu gebieten, aber doch ſchon iſt er im Niederſinken, entwaffnet vom Flehen des jungen Pacha, deſſen ſanfte Ergebung und demüthiger, jedoch edler Anſtand rühren und gewinnen. Ihm zur Seite iſt der Greis, ſein Vater, voll Grimm und Entſetzen, vom Roſſe, das unter ihm hingefallen iſt, verwundet aufgehoben, von ſeinen Getreuen mühſam unterſtützt, und mit der Hand, der ein Finger abgehauen wurde, noch drohend; er ſucht die Fliehenden zurückzuhalten, ein Turban wickelt ſich los von dem Flüchtling, den er ergriffen, und er ſtrebt vergebens ihn, zu ſeiner Pflicht zu zwingen. Rings umher iſt Entſetzen und Todt, die Wuth des Pacha iſt meiſterhaft in der bleichgewordenen Stirn und Naſe bis zur Oberlippe und in den dunkelrothen Backen ausgedrückt. Kleidung und Anſtand laſſen deutlich genug den Herrſcher erkennen.

Die Stellungen alle ſind freymüthig und edel. Die Zeichnung iſt natürlich, die Formen ſind regelmäßig, und nicht idealiſirt, jedoch auch nicht unedel, ſondern auf der rechten Mitte bleibend. Nichts iſt rühmlicher und bewunderungswürdiger, als die ſchöne Klarheit, mit der das Ganze erzählt iſt, und mit welcher ſich die Gruppen ründen und nachher beleuchtet herausheben.

Wenn bei einem ſo vollendeten Meiſterſtücke ein Tadel erlaubt wäre, ſo könnte man vielleicht tadeln, daß die ganze Kleidung ſo feſtlich, und beſonders die Haarlocken des Generals Mürat ſo nett und glatt ſind, als käme er

eben, aus dem Gesellschaftszimmer. Jedoch ist es billig, auf einen so unbedeutenden Fehler nicht Rücksicht zu nehmen, und diesen Mangel vielmehr der höhern Ansicht unterzuordnen, nach welcher der Sieger ganz strahlend und ohne Mängel erscheint, wie ein Gott, in der Wildheit des Schlachtgetümmels unangefochten von menschlichen Hindernissen.

In Hinsicht der Perspective haben einige Künstler Unvollkommenheiten gefunden, da der Hintergrund des Meeres nicht sehr wohl behandelt ist. Bei alle dem ist dieser Fehler nicht sehr auffallend, und einem Maler zu verzeihen, der mehr den General-Effect der Beleuchtung studiert, als die Perspective, und der auch diesen Effect so herrlich erreicht hat, daß man ihn ohne Schmeichelei unvergleichlich nennen kann.

Nächst Gros kann man den vielversprechenden Hennequin nennen, der schon verschiedene Gemälde geliefert, in denen sich Talent, Gedanken, doch auch große Fehler zeigen. Seine Phantasie ist etwas ausschweifend, und trägt einen finstern Charakter. Es ist keine Klarheit in seinen Werken, doch kann er ein vortrefflicher Maler werden.

Seit einigen Jahren ist Ingres, ein Flamänder aus David's Schule, durch einige Gemälde und Zeichnungen bekannt, in denen ein Strahl des wahren Talentes leuchtet, in denen die Fehler so groß und sichtbar sind,

wie einige ungewöhnliche Schönheiten, die darin erſchienen. Ingres wird nach Italien gehen, und dort wird er vielleicht vergeſſen, daß er zu etwas Großem geboren iſt, und wird eben darum ein hohes Ziel erreichen. Ingres Fehler entſtehen, wie mich dünkt, aus zu deutlichem Bewußtſeyn ſeiner Fähigkeiten, und aus einer unmäßigen Begierde, auf einer ungewöhnlichen und neuen Bahn zu glänzen. Seine Gemälde ſind bizarr und nicht natürlich genug, man ſieht das Geſuchte zu deutlich. Er hat in der Form das Außerordentliche und Stylmäßige geſucht, und befleißigt ſich in der Farbe zu ſehr auf Detail-Effect, worüber er die allgemeine Harmonie und die Geſetze der Perſpective verſäumt. — Da, wo er Schönheiten entwickelt, zeigt ſich ein lieblicher und idealiſcher Sinn für Form und geiſtigen Ausdruck, und ein vortreffliches Anwenden des Coſtüms. Seine Stoffe und Metalle ſind von ſolch einer Wahrheit, und einem ſo brillanten Effect, wie wohl noch nie, auch ſelbſt unter den Venetianern, der Pinſel erreichte. So zum Beiſpiel iſt in einem neuen Werke von ihm, einem Bildniſſe des Kaiſers, das Gold höher hervorglänzend, als der goldne Rahm, der es einfaßt, und das Coſtüm iſt herrlich benutzt, die Stellung edel, wenn gleich nicht ſimpel, aber majeſtätiſch und hehr. Dennoch ſitzt eben dieſer Kaiſer in einem reichen Thronſtuhl, deſſen Lehne ſich um ihn ründet, daß er wie ein Pfauenſchweif erſcheint, das Bild iſt wie ausgeſchnitten und aufgeklebt, aber die Farben ſind von köſtlicher Schönheit. Man ſieht, daß er in der Manier des Holbein, und auch des Van Eyk malen wollen, und daß Napoleon hier

im Styl und Geiſt des Jahrhunderts Karl des Großen dargeſtellt ſeyn ſoll. Es iſt jedoch das nicht, und man erkennt bis jetzt nur das Streben nach dieſer Manier, von welcher der Gedanke wohl zu billigen iſt.

Das Geſicht des Kaiſers iſt bleich, barbariſch und finſter, der Maler wollte es heroiſch machen. Es iſt ganz en face, allerdings eine große Schwierigkeit, jedoch darum um nichts vortrefflicher, um ſo mehr da Ingres noch nicht das Fleiſch genug ſtudirt hat, um dieſer Schwierigkeit die Fertigkeit des Genies entgegenzuſetzen.

Ein anderes Bild des Kaiſers, welches Ingres vor zwei Jahren malte, und das nach Gand beſtimmt wurde, hat in Hinſicht der Aehnlichkeit und der einfachen Stellung mehr Verdienſte, als das eben genannte. Nur die Füße ſind verzeichnet, alles Uebrige iſt vortrefflich. Das Coſtüme, rother Sammet mit Gold, iſt ſchön benutzt, die Falten fallen im raphaeliſchen Geiſt, das Licht iſt ſehr ſchön, und das Antlitz beſeelt und voll heitern und mildem Ernſtes, auch ſehr wohl colorirt. Ich enthalte mich, von den andern Gemälden dieſes hoffnungsvollen Künſtlers zu ſprechen, der bei ſo groſſer Anlage ſich nur für zu ſchnelle Reife zu hüten hat!

Nächſt ihm erſcheint Pierre Bergeret, ein junger Mann von ſeltnen Kenntniſſen und Fähigkeiten, deſſen Probeſtück: Raphael auf dem Todtenbette, Künſtler und Kenner entzückt hat. Dieſer Zögling Da-

vid's iſt aus der Provinz. Sein Vater wollte ihn mit Gewalt vom Zeichnen abhalten, er aber zeichnete von Jugend auf verſtohlen, und ſuchte nach Paris zu gehen. Hier kam er in Vincent's Schule, der ſich ſehr für ihn intereſſirte, und ihm beſondere Sorgfalt widmete; die jungen Leuten eigne Sucht nach Veränderung führte Bergeret in David's Attelier, dennoch hat er nie vergeſſen, was er Vincent ſchuldig iſt. Er bildete ſich mit Eifer, und mußte dabei um Brod arbeiten. Unter dem Druck des Schickſals wußte er dennoch Muth und Feſtigkeit zu behalten, und vernachläſſigte neben der Uebung der Fertigkeit der Hand die Bildung des Geiſtes nicht. Man fand ihn täglich in den Bibliotheken, Geſchichte und Coſtüm ſtudirend, und wer ihn kannte, mußte die Ruhe und den edeln Stolz, das wohlanſtändige Außere eines Jünglings bewundern, deſſen ganze Exiſtenz von ſeinem Fleiße abhing, und der in dieſer Lage auch nicht ein Wort der Schmeicheley an Menſchen verſchwendete, die ihm nützlich ſeyn konnten.

Raphael auf dem Todtenbette iſt eine vortreffliche Compoſition, voll Geiſt und Studium, mit Ernſt und Liebe behandelt. Die Farbe iſt wahr, der Effect iſt harmoniſch, die Zeichnung rein und kräftig, die Gruppen ründen und heben ſich vortrefflich, und das Coſtüm zeugt von vielem Studium. Meiſter, Schüler und Kenner haben dieſem Bilde Gerechtigkeit widerfahren laſſen, in welchem durchaus kein Charletanismus, ſondern ein ächtes Verdienſt liegt.

Auf ſeinem Todtenbette liegt der erblaßte Raphael,

auf welchem das Hauptlicht ausgegossen ist, und dessen bleiches, geistvolles Angesicht nach dem Bilde, Raphael und sein Fechtmeister, von Pontormo, gezeichnet ist; neben dem Bette steht, von Schmerz betäubt, Graf Balthasar Castiglione, Raphael's innigster Freund. Julio Romano und Franzesco Penni, verweint, in stummen Schmerz. Pabst Leo der Zehnte, der unvergeßliche Freund alles Schönen, streut Blumen zur Zierde deß Ruhebettes, einige Freunde des Verstorbenen werden durch freudiges Erstaunen über diese Handlung aus der Betäubung des Schmerzes gerissen. Marc Anton betrachtet in dumpfer Verzweiflung das Becken, welches das theure Blut seines Lehrers aufgefaßt hat, und in diesen ach! so unsinnig verschwendeten Tropfen die entflohenen Lebenskräfte des Erblaßten. — — — Am Sterbebette erscheint die Inschrift des verehrungswürdigen Musenfreundes Cardinal Pietro Bembo, zu Raphael's Monumente.

Pietro Perugino, Raphaels uralter Lehrer, der den Tod dieses herrlichen Zöglings noch überlebte, ist unbeschreiblich wohl dargestellt, in einem recht würdigen und hohen Geist. Ueber der Thür ist die Büste des großen Bramante, damit kein einziger der Lehrer, Freunde und Genossen Raphael's bei dieser Scene der Trauer und der Verherrlichung fehle.

Ludovico Arioste reißt den Lorbeer von seinem Haupte, und reicht ihn zur Huldigung des Todten. Selbst der stolze Nebenbuhler Buonarotti, und sein Gesell Sebastia-

ne del Piombo erſcheinen hier bei dem Leichnam, bei deſſen Anblick Neid und menſchliche Rückſichten verſchwinden, und Buonarotti huldigt gern dem grünen Zweig des Ruhms. Giorgio Vaſari, der bei Raphael's Tode noch ein zarter Jüngling war, iſt im Gemälde dargeſtellt, mit Enthuſiaſmus folgende Worte ſchreibend:

O felice et beata anima da che ogni uomo volentieri vagiona, e celebra i geſti tuoi, ed ammira ogni tuo diſegno lasciato! Ben poteva la pittura quando queſto nobile morì, morir anch' ella, ché quando egli gli occhi chiuse, ella quaſi ciéca rimaſe.

Hinter Raphael's Bette erſcheint durch eine Oeffnung ſeine Werkſtatt. Das Zimmer iſt mit Geſchmack decorirt.

Wer eine Sammlung von den Bildniſſen der intereſſanteſten Mitgenoſſen Raphael's, in ſchönem Charakter und Ausdruck intereſſant findet, dem wird dieß Werk, wo ſechs und dreißig Perſonen ſichtbar ſind, die berühmteſten Männer aus Leo's Jahrhundert, von denen Tiraboſchi und Vaſari ſprechen, gewiß außerordentlich werth ſeyn. So zum Beiſpiel findet man Bruno Cola, den geiſtreichen Stifter der Akademie degli Infiammati. Er wurde in Meſſina geboren, und dort dem Cardinal Pietro Bembo bekannt, der ihn mit ſich nach Italien nahm. Er wurde der Freund und unzertrennliche Begleiter dieſes erlauchten Beſchützers der Kunſt. Er war es, der dem Cardinal die Verbeſſerungen zeigte, die an ſeinen Werken

zu machen waren, und ſeine treue Offenherzigkeit wurde nach ihrem Werth geſchäht. Die Akademie degli Infiammati nannte ihn ihren Vater, und den glänzenden Strahl, der ſie erleuchtete, und vor allen andern berühmt machte.

Richard iſt allgemein bekannt. Im erſten Theil dieſes Werkes ſprach ich von ſeiner Valentine von Mailand, von Franz dem Erſten, Vert-Vert, und Karl dem Siebenten. Er hat einige neue vortreffliche Gemälde verfertigt, unter denen das vorzüglichſte Heinrich der Vierte, im Gruftgewölbe von St. Denys iſt. Der Sarg iſt offen, aufrecht geſtellt an einen Pfeiler, das hohe Gewölbe einſam und ſtill, kein Zeichen der wilden Zerſtörung mehr, als Schaufeln und aufgeworfene Steine zu den Füßen des Sarges. Das Antlitz des erblaßten Herrſchers iſt noch nicht entſtellt, ganz nach der Todtenpaſte, die ſich von ihm in Paris befindet, und von welcher Abdrücke zu haben ſind. Mild und ruhig, vom liebevollen Geiſt eines treuen Vaters beſeelt, iſt das majeſtätiſche Angeſicht des Mannes, der von meuchelmörderiſcher Hand erſchlagen wurde; ich kann mich nicht von ſeinem Anblicke losreißen, wenn ich dieſen Abdruck betrachte, der das Gepräg ſeiner großen Seele trägt! Dieſen Charakter, den der Leichnam nach Ausſage aller Augenzeugen aufbewahrt, faßte Richard in ſeinem Bilde auf, und ſo ſteht der Herrſcher im Sarge, entblößt von allem Prunke der Königswürde, in den Hallen, wo unerhörte Frevel verübt worden, aus der ruhigen Gruft auf's neue zum Lichte zurückgerufen! — Ein ſanftes Helldunkel rings

umher, und die ruhigen Lichter auf den reinen großen Massen der Säulenhallen stimmen harmonisch zu der ernsten und liebevollen Milde des Erblaßten, und machen seinen Anblick geisterhaft.

Architectur und Farbe sind meisterhaft in diesem Bilde, das in seiner harmonischen Vollendung der Seele einen ruhigen Genuß verleiht, und, sich mit den Bildern der Erinnerung magisch verwebend, eine ernste und erhebende Stimmung des Gemüthes bewirkt.

Wenn auf diese Weise das, was die Franzosen Genre nennen, mit Ideen verbunden ist, wird es entzückend. Alsdann macht ein solches Bild den Eindruck einer wahren B[illegible]nheit, und wie oft man es auch betrachtet, wird man es doch nimmer müde, wegen der anziehenden Traulichkeit seiner sorgfältigen Ausführung.

Noch könnte ich einige hoffnungsvolle Zöglinge David's nennen, und ihre Werke bezeichnen, wenn mich mein Gegenstand nicht schon zu weit geführt hätte.

Es ist beinah unnöthig, den berühmten Portraitmaler Robert Lefebure zu nennen. Sein neustes Werk, ein Bildniß des Kaisers in Lebensgröße, und im Ornat, von seinem Throne aufstehend, ist sehr weise und schön geordnet, und voller Huld und Majestät. Die Farbe ist etwas kalt und trocken, doch verschwindet dieser Mangel vor den andern Vollkommenheiten und Vorzügen dieses vortreff.ichen B.dniß.s.

Auch Riesener darf in der Reihe guter Portraitmaler nicht vergessen werden.

Der Maler der Schlachten Karl Vernet, Sohn des berühmten Landschaftmalers, ist gleichfalls allgemein bekannt, er ist jetzt außerordentlich beschäftigt, denn es fehlt unsrer Zeit nicht an Begebenheiten, die in sein Fach passen.

So unvollständig diese Uebersicht auch ist, glaube ich doch keinen der beliebtesten Künstler übergangen zu haben, und jetzt zu einer andern Classe übergehen zu können.

Die Frauen habe ich übergangen, nicht sowohl weil die Namen Chaudet, Le Brun, Monges, Benoist, Romany, Loumier, Madame Kugler überall bekannt sind, als auch darum, weil ich nicht dafür halte, daß Frauen irgend Fortschritte in einer Kunst bewirken können, wenn sie gleich oft, wie auch diese verdienstlichen Künstlerinnen, eine der angenehmsten Saiten der Kunst auffassen, und ihre Gemälde mit dem Zauber der Empfindung beleben.

Es wäre jedoch Unrecht, hier einen Vorzug der Künstlerin Chaudet zu übergehen, der in der modernen Malerei selten ist, und welchen sie im höchsten Grade besitzt: das Studium und Gefühl der Kindlichkeit. Die meisten ihrer Gemälde sind Kinderscenen, mit aller Grazie dargestellt, welche dieß Frühlingsalter beglei-

tet. Der Pinsel der Madame Chaudet ist leicht und blühend, die Contoure sind so rein und lieblich, wie man sie selten sieht.

Eins ihrer neuesten Bilder ist das der Prinzessin Letitia, Tochter der Prinzeß Karoline, Großherzogin von Berg, Schwester des Kaisers. Dieß blühende Kind hat eine Gestalt, in welcher Schönheit, Gesundheit und Lieblichkeit mit einander wetteifern. Unter den unzähligen Kindern, die ich kenne, habe ich nie ein so herrliches Geschöpf gesehen. Auf sie könnten die vier arabischen Verse angewandt werden, die ein Orientalist vor kurzem auf dem Umschlag eines Manuscriptes fand:

„Nie ruhte mein Blick auf einem so süßen Wesen, wie du,
„Nie hat ein Weib solch schönes Kind geboren.
„Du entstandest ganz ohne Mängel,
„Als wärest du nach deinen Wünschen entstanden."

Das Bildniß dieses schönen Kindes ist sprechend getroffen, und voll Lebendigkeit und Grazie. Sie steht auf einem dunkeln Teppich, in weißem Gewande, die Büste ihres Oheims kindisch in den Aermchen, die so, wie die Beinchen und Füßchen nackt sind, da das leichte Perkal-Gewand, das sie bekleidet, mit breiter Kante bordirt, kaum bis auf die Knöchel fällt. Die blonden Locken wehen geistig und hold um das Mayenrosige Antlitz, und die blauen, hellen, großen Augen blicken einen so klug

und unschuldig froh und freundlich an, daß man davon entzückt wird. Die Stellung ist ganz naive Natürlichkeit, die Umgebungen sind gut gewählt, das Bild ist voll artistischen Verdienst, und ganz ohne Tadel.

Wenn wir die Miniatur betrachten, so erwarten uns sogleich berühmte Namen:

Augustin, Isabey, deren vortreffliche Werke allgemein gefallen, und mit den seltensten Vorzügen ausgestattet sind. Nächst ihnen erscheint der verdienstvolle und geschmackvolle Künstler Guèrin aus Strasburg, und dann Laurent, der sich durch einige liebliche Erfindungen in Miniaturgruppen bekannt gemacht hat, und dessen Fleiß und Kenntnisse ruhmwürdig sind. Eben so wenig darf der geschickte Künstler Lagrenée vergessen werden.

Viele Damen in Paris malen in Miniatur, mit außerordentlicher Geschicklichkeit, dieß ist der Genre, in dem sie es am weitesten bringen. So wenig es auch sich schickt, Frauen aus dem gesellschaftlichen Cirkel in der Reihe der Künstler zu bezeichnen, kann ich mir doch das Vergnügen nicht versagen, die talentvolle und achtungswürdige Demoiselle de Launay zu nennen, von der ich einige vortreffliche Miniatur-Bildnisse der kaiserlichen Familie kenne.

Isabey's neuestes Werk ist der Besuch des Kaisers bei Oberkampf. Dieß Werk schmeckt zwar ein

wenig nach der Eile, mit der es gemacht iſt, jedoch iſt darin der Ausdruck und das Antlitz des würdigen Oberkampf außerordentlich wohl gelungen. Nur wenigen iſt dieſe Anekdote recht ausführlich bekannnt, die in manchen Journalen ſelbſt verkehrt übergetragen wurde, und hier vielleicht, wie ich ſie von einer Freundin der Madame Oberkampf erfahren, nicht unwillkommen iſt:

Schon ſeit langem hatte der Kaiſer ſeine Aufmerkſamkeit auf dieß vortreffliche Inſtitut gewandt. Eines Tages ließ er den Stifter einladen, bei ihm zu erſcheinen. Der würdige Greis, mit teutſcher Beſcheidenheit, wagte es nicht, vor dem Kaiſer zu erſcheinen, und bewog ſeinen Bruder, dieſe Pflicht an ſeiner Stelle zu erfüllen. Als dieſer noch junge Mann (er iſt vierzig Jahr alt) beim Kaiſer erſchien, fragte ihn derſelbe: Sie ſind wohl nicht H. Oberkampf? Ich bin ſein Bruder, antwortete ihm dieſer. Ich hätte, ſagte der Kaiſer, gewünſcht, H. O. ſelbſt zu ſprechen, Sie ſind zu jung, um mir von der ganzen Entſtehung dieſes Inſtituts die Nachrichten zu geben, die ich verlange. „Ich bin 40 Jahr alt, Ihro Majeſtät" Bei dieſen Worten mochte ſich der Kaiſer wohl erinnern, daß er, der ſo vieles ſchon bewirkte, dieß Alter ſelbſt noch nicht erreicht hat, und mit einem Lächeln voll Huld, das einem Moment der Verlegenheit folgte, that er einige Fragen und ſagte dann: Sagen Sie Ihrem Bruder, daß ich ihn recht bald beſuchen werde, es liegt mir daran, ihn ſelbſt zu ſehen.

Einige Monate nachher bei der Jagd, gerieth der

Kaiſer auf den Einfall, nach Jouy zu gehen. Er ſchickte ſogleich einen Pagen voraus; es war jedoch ſchon ſpät. Der Page verirrte ſich in dem Walde, und kam nur fünf Minuten vor dem Kaiſer an, die Arbeiter waren ſchon fort, nur die Familie des H. Oberkampf war gegenwärtig. Die Ueberraſchung, die Beſtürzung und Freude waren unbeſchreiblich, aber die Familie wurde bald in einen behaglichen Standpunkt verſetzt, da der Kaiſer nicht das Gefühl ſeines Ranges, ſondern bloß ſeinen Geiſt auf diejenigen überträgt, mit denen er ſpricht, und überall mit einer nur ihm eignen Anmuth, wie ein freundlicher Sonnenblick, erſcheint. Der Kaiſer ließ ſich die Arbeiten zeigen, und auch in ſeiner Gegenwart die Bewegung und Anwendung einiger Maſchienen. Der Bruder des H. Oberkampf druckte ſogleich eine Probe von einem geſchmackvollen Muſter. Der Kaiſer war überaus zufrieden, und ſagte: „Sie führen auch Krieg mit den Engländern, aber „auf eine Weiſe, die ich liebe, es koſtet kein Blut, und ſie „können ſich des Sieges rühmen!“ Auf einmal ſah er den Greis an, und ſagte: „Wie? H. Oberkampf, ſie tragen nicht das Ehrenkreuz?“ und mit ſo viel Schnelligkeit als Anmuth knüpfte er ſein eignes Kreuz von der Bruſt, und heftete es an den Rock des Greiſes. Bei dieſer liebenswürdigen Handlung war alles vor Entzücken und Beſtürzung außer ſich; Freudenthränen traten aus des Greiſes Augen, und ſein halberſticktes Ach! ſagte, daß dies der wonnevollſte Moment ſeines Lebens ſey!

Nachdem erſchien die ganze Familie des Hn. Ober-

kampfs. Der Kaiser wußte jedem etwas Verbindliches zu sagen: Werden Sie wie Ihr Vater, sagte er dem ältesten Sohne. Der jüngsten Tochter fuhr er auf eine artige Weise mit der Hand über die Wangen, und, indem er sie am Kinne fassend, ihr Gesicht ein wenig hob, sagte er: il y a de la finesse dans cette petite tête là! Auch die Kaiserin entwickelte bei dieser Gelegenheit die ihr eigne Liebenswürdigkeit, und der wonnevolle Aufruhr, den diese schöne Ueberraschung in den Gemüthern dieser würdigen Familie bewirkte, konnte lange nicht gestillt werden.

Die beliebtesten und schönsten Arbeiten Isabey's sind: sein Kahn (La nacelle), der Kaiser auf der Terrasse von Malmaison, und die Parade.

Seine punktirte Manier in schwarzer Kreide, in welcher er unvergleichlich ist, und auch einige gute Zöglinge gebildet hat, wurde eine Zeitlang auf eine ungewöhnliche Weise beliebt und nachgeahmt. Ueber das Pünktein wurde alles vernachläßigt, Zeichnung, Aehnlichkeit, u. s. w.; auch wurde der Erfinder selbst wacker bestohlen. Zuletzt hörte diese Mode auf, wie denn alles, was Mode ist, in Paris ein Ende nimmt, und wer ein gutes Miniaturbild haben wollte, der suchte sich an den Meister selbst zu wenden, oder doch wenigstens an einen seiner geschickten Zöglinge, wie z. B. Jaques.

Die Cameen-Malerei, ein Fach, zu welchem ein angebornes Talent gehört, hat in Frankreich keinen be-

rühmten Namen aufzuweiſen, als den vortrefflichen Künſtler Parent. Sein Pinſel iſt von unvergleichlicher Feinheit und Sauberkeit, und ſeine Geſtalten ſind im antiken Geiſt aufgefaßt, ſeine Zeichnung iſt ſo rein, als lieblich. Zu den beſten ſeiner neuen Werke gehört: eine Apotheoſe Napoleon's, und ein Bildniß der Kaiſerin Joſephine, welche der Bildſäule der Wohlthätigkeit opfert; über ihrem Haupte ſchwebt ein Sternenkranz. Dieſe Cameen ſind von dem größten künſtleriſchen Verdienſt.

Unter den Malern in Aquarell ſind die beliebteſten:

Thibault, der die Vorzüge des vortrefflichſten Architekturmalers mit der freundlichſten Grazie des Landſchaftmalers verbindet. Er faßt die Natur in ſchönen Momenten auf, und weiß ſie mit der Gluth einer freundlichen Sonne zu beleben. Mehrere ſeiner vortrefflichſten Werke fand ich in der ſchönen Sammlung des verdienſtvollen Dänen H. Neergard.

Caſſas, ein Künſtler, den ich beinahe Thibault gleichſtellen möchte. Bidault, und Naudet, ein höchſt lieblicher Zeichner. Man erkent ſeine Zeichnungen an einigen Federpunkten, mit denen er die letzte Hand anlegt, und die ſeinen Werken den reizendſten Effect verleihen. Seine beſten Zeichnungen ſind im Beſitz des H. Neergard, mit welchem er auch wieder auf Reiſen iſt.

Für die Blumen iſt Redouté der erſte, der das

Aquarell in dieſem Fache zu einer niegeſehenen Vollkommenheit gebracht hat, und für die Vögel Barrabaud, deſſen Werke in dieſem Fach unvergleichlich ſind.

In Oehl Hue, Dunouyi, Demarne, für die Landſchaft.

Im Fach der Blumen und Früchte die berühmten Namen Van Dael und Van Spandonk der Aeltere. Beide componiren im größern Styl, eleganter und lieblicher, als der berühmte Van Huyſum, und ihre Werke ſind nicht minder von eben ſo ſorgfältiger und meiſterhafter Vollendung.

Ich habe für die Landſchaft den bekannten Maler Robert, der die Ruinen ſo romantiſch darſtellt, keinesweges vergeſſen, ſo wenig als andere verdienſtliche Namen, die man in meiner Ueberſicht vermiſſen wird, hatte aber keine Gelegenheit, die Werke dieſer Künſtler zu ſehen, und durfte die Gränzen dieſes Buches nicht zu ſehr überſchreiten.

In der Sculptur iſt, Chaudet ausgenommen, alles noch ſo ſehr im Werden, daß ich zu wenig darüber zu ſagen habe. Sollte dieß Werk günſtig genug aufgenommen werden, um in einigen Jahren eine zweite Auflage nöthig zu machen, ſo könnten einerſeits beſtimmtere Reſultate, und anderer Seits ein größeres Studium der Kunſt mich vielleicht in Stand ſetzen, mich über dieſen Gegenſtand auszubreiten.

Die neuen franzöſiſchen Kupferſtiche ſind in Deutſchland zu bekannt, und der Beurtheilung competenter Kunſtrichter unterworfen, ſo daß ſowohl Beſchreibung als Urtheil hier überflüſſig ſeyn würden. Ich begnüge mich alſo mit einer kurzen Ueberſicht der erheblichſten unternommenen periodiſchen Arbeiten:

Robillard Perouville und Laurent: das Muſée Napoleon in großem Format. Dieſes vortreffliche Werk, zu welchem die Eigenthümer ſelbſt beträchtliche Fonds gegeben haben, und welches vom Gouvernement mit allen möglichen Bequemlichkeiten unterſtützt wird, beſchäftigt die vorzüglichſten Kupferſtecher der Hauptſtadt, und verleugnet in keinem Blatte ſeine eigenthümlichen Vorzüge der fleißigen Ausführung, des guten Effectes und der treuen Copie.

Des Architecten Baltard: Paris und deſſen Gebäude. Ein Werk von großem Verdienſt, deſſen Herausgeber die zu einem ſolchen Unternehmen nöthigen Kenntniſſe mit Geſchmack und Ideen vereinigt.

Treuttel und Würz rue de Lille: Voyage de Conſtantinople nach Zeichnungen von Melling (aus Carlsruhe gebürtig), dem Zeichner der Sultanin Hadidgé. Dieſe Zeichnungen ſind von ungemeiner Schönheit der Perſpective und Ausführung, und aus den majeſtätiſcheſten und maleriſchſten Geſichtspunkten der Stadt und umliegenden Gegenden genommen. Die Richtigkeit

und Genauigkeit derſelben ſind mir von dem vorigen türkiſchen Geſandten verbürgt worden, der ſie kurz vor ſeiner Abreiſe ſah, und darüber entzückt war.

Redouté, die Lilienartigen Gewächſe (Liliacées), ein claſſiſches und vortreffliches Werk, welches mit der äußerſten Sauberkeit ausgeführt wird, und deſſen Ausgabe mit möglichſter Pracht beſorgt wird.

Denné: Naturgeſchichte der Paradiesvögel, nach den Gemälden von Barraband.

Filhos: das Muſeum Napoleon in kleinem Format, ein Werk von ſauberer Ausführung.

Ferner die Chalkographie des Muſeums Napoleon.

Die pittoreske Reiſe durch Frankreich.

Die Gallerie, und die Architektur-Monumente von Florenz.

Alle dieſe Werke finden Abgang, ſowohl weil ſie von den Großen als Gegenſtände des Luxus betrachtet und gekauft werden, als weil auch hieſige und fremde Kunſtliebhaber in Paris nicht fehlen, denen es um koſtbare und vollendete Sammlungen zu thun iſt.

XV.

Verſuch über Volksleben und Charakter in Paris.

Nur ein Verſuch, denn etwas Vollſtändiges ließe ſich nur von einem langen Aufenthalte, von dem Abend eines hier zugebrachten Lebenslaufes erwarten. Ich bin nun beinahe ſeit ſechs Jahren in Paris, und ließ es mir gern angelegen ſeyn, die mir vorkommenden Individuen aus den niedern Claſſen zu beobachten, und je mehr ich auch nachforſche, je weniger Beſtimmtheiten konnte ich entdecken.

Dennoch traf ich eine Hauptfarbe des Allgemeingeiſtes, der von dem der Deutſchen ganz verſchieden iſt, nehmlich: den Mangel an Fähigkeit zur geiſtigen und herzlichen Erhebung, und das trockne Anhängen an der unverſchönerten Vorſtellung ihres mühſeligen Lebens. Durchaus keine Naivheit, keine Fähigkeit zur Freude, keine

ächten Sitten der Geſelligkeit, und in dieſer ungeheuern Maſſe alles iſolirt, allein wirkend, und ohne Mittheilung leidend.

Mit dem Leichtſinne in Ausgaben, unmäßige Gewinnſucht, und bei verdorbenen Sitten entſetzliche Verläumdungsſucht. Das Wort Honneteté unaufhörlich im Munde, ſo lange ſie zufrieden ſind ungemein höflich, und bei dem geringſten Anlaße über alle Beſchreibung grob und ausgelaſſen.

Die Dienſtboten unausſprechlich träge, unreinlich und eigenwillig. Auch in den größten Häuſern kann man nur durch eine große Menge Dienſtboten einiges Anſehen von Reinlichkeit bewirken. Das mäßigſte Privat-Haus, (von Ton mit Equipage) hat über zwölf Perſonen täglich in Beſchäftigung, über zwölf Müſſiggänger zu ernähren, nehmlich Zwei Kammermädchen für Madame, Ein Kammerdiener für Monſieur, Ein Kammerdiener (zum Anmelden, Leuchten u. d.) für Madame, Ein Jokey zu demſelben Gebrauch für Monſieur, Ein Laquay pour Suivre Madame, der Kutſcher, der Stalljunge, der Haushofmeiſter, der Koch, der Küchenjunge, die Aufwäſcherin, der Frotteur. — Jede dieſer Perſonen ruht ſich den übrigen Theil des Tages aus, nachdem ſie ihr Fach ausgefüllt hat. In Deutſchland machen wir eben ſoviel mit der Hälfte Menſchen ab, die doch nicht über zu große Arbeit zu klagen haben.

Auch in Paris giebt es Familien, welche in einer an-

genehmen Harmonie leben, und eben so viel mit wenigen Leuten bewirken können; auch in Paris giebt es Dienstboten, welche ihren Herren mit Achtung und Liebe anhängen, und so ehrlich als ehrerbietig sind. — Der von der gütigen Vorsicht mit reichen Händen überall verstreute Saame des Guten findet gewiß unter jedem Himmelsstriche hier und da einen guten Boden.

Bei den Volksfesten ein wildes Durcheinanderrannschen ohne Freude, ein gedankenloses Angaffen, was mir um so mehr auffiel, da das Volk im Allgemeinen klug ist — und bei wenigstens zwanzig öffentlichen Ergötzlichkeiten und tausend Spaziergängen, bei denen ich oft den Blick der Prüfung auf einzelne Gruppen warf, auch nicht Ein holdes Bild der Eintracht und Freude. Jeder schien für sich zu leben.

An der Hand der Soldaten wilde Mädchen mit freien Blicken und frecher Kleidung; an dem Arme des Handwerkers pöbelhafte Gestalten, im Modeschnitt der Damen. Welke Ammen, mit den unglücklichen Säuglingen, die ihnen von den strafbaren Müttern anvertraut wurden, von Müttern, welche, um ihre Arbeit und ihren Gewinn nicht zu versäumen, das Kind gleich nach der Geburt der fremden Söldnerinn anvertrauen, und mit einer elenden Summe von 9 bis 12 L. monatlich, die unschätzbaren, angstvollen Sorgen und Bemühungen einer Zärtlichkeit zu erkaufen glauben, welche die mütterliche ersetzen soll! Elende, erbarmungswürdige Opfer, ihr zarten Pflanzen! wie

oft, ach! wie oft hat euer Anblick mir heiße Thränen entlockt. Wenn ich euch anſah, welk und bleich, mit dürren Aermchen und Händen, ohne Wachsthum, mit bleichen, flachen Wangen, blöden, freudenloſen Blicken, ſchmachtenden Lippen, und in allen Zügen das Bild des Welkens und des Verweſens — — — o Gott! und eine Mutter konnte euch zu ſolch einem Schickſale verdammen, eine Mutter, die tauſend und tauſendmal das Bild eures künftigen Daſeyns in ähnlichen Beiſpielen ſah! Eine Mutter, die euch von ihrem Blute ernährte, und mit unnennbaren Schmerzen euer Leben erkaufte! Sie konnte den eignen Quell der Nahrung in ihrer Bruſt muthwillig verſtopfen, und euch der Unbekannten übergeben, deren Sitten, deren Geſundheitsumſtände und häusliche Lage ſie nicht kennt, die euch in der Nacht ohne Liebe die Bruſt reicht, und des Tages über, um euer Schreien und Leiden unbekümmert, ihre eignen Geſchäfte beſorgt und euren Kräfte bedürfenden Magen mit ſchlechtem Brei anfüllt. Die Bemühungen um die heilſame Reinlichkeit ſcheuend, euch nur zur Nothdurft einmal umkleidet und wäſcht, und, wenn ihr ein ſo jammervolles Leben nicht frühe beſchließt, euch mit böſen Angewohnheiten, verdorbenem Charakter, und an Geiſt und Körper gleich elend der Mutter zurückgiebt, die in ſpätern Jahren genug durch euer Betragen, und durch eure ſieche Conſtitution für die Sorgloſigkeit beſtraft wird, mit der ſie ſich von der Laſt befreit, die ihr im erſten Jahre eures Lebens ihr verurſacht haben würdet, und die in eurer Geſundheit,

eurer Liebe und Freundlichkeit die tauſendfältige Frucht des ſüßeſten Lohnes getragen haben würde.

Und was macht deine Mutter? du armes, welkes Weſen, gleich der jungen Roſenknoſpe, die ſchon ſich bläuelt, weil ein Wurm in ihrer Mitte nagt. Was macht ſie, indeß du ſchmachteſt, und, kaum zum Leben erwacht, ſchon einem Raube des Todes gleichſt? Sie ſitzt im zierlichſten Schmucke, mit lockenden Blicken an dem Comptoir von ihres Mannes Handlung, und weiß den Käufern durch ſanfte liebliche Geberden, und angenehme Freundlichkeit die beſte Kaufluſt einzuflößen. Um euch elendes Geld zu ſammeln, opfert ſie den beſten Schatz der Menſchheit, die Geſundheits-Grundlage eures Lebens auf — aber was ſage ich? nur ſelten tritt dieſer Vortheil in die Berechnung der Mütter, es iſt meiſt nur ein Scheingrund. Die Hauptſache iſt die Scheu der Mühe mit euch, die Begierde, hinfällige Reize einige Jahre länger zu erhalten, und die Sorge, die Gewohnheit des Putzens, des immer glatten, zierlichen und knappen Anſehens durch die Sorgfalt um euch zu ſtören.

Es iſt gewiß eine der Haupturſachen, warum in Deutſchland der Anblick der Frauen in Kaufmannsgewölbern ſo ſelten iſt, weil faſt alle Frauen ihre Kinder ſelbſt beſorgen.

Ich freue mich, nicht eine Deutſche zu kennen, die ſich entſchließen könnte, ihr Kind in ein fremdes Haus zu

geben, oder gar Meilen weit auf das Land. Allerdings iſt der Anblick artig, den die Menge der Handelsläden, der Kaffees u. d. in Paris gewährt, wo faſt lauter hübſche, junge und geſchmückte Frauen Einnahme und Verkauf beſorgen. Iſt aber ein ſolches Ausſtellen nicht der weiblichen Würde ganz zuwider, und liegt nicht hierin ſelbſt ſchon eine auffallende Verſchiedenheit der Pariſerinnen und der Deutſchen?

Ich übertreibe nichts, das Loos der Kinder, welche den fremden Ammen übergeben werden, iſt ſo erbärmlich, als ich es beſchrieben habe, und unter hundert ſchlechten Ammen findet ſich nur hie und da Eine gute. Wenn man ein elendes Kind ſieht, und darüber ſeine Verwunderung bezeigt, ſo antwortet die Wärterin: c'eſt quil a été en nourrice. Demungeachtet geben faſt alle Mütter ihre Kinder weg, die eine, weil ſie die Frau eines Handelsmannes iſt, die andre, weil ſie ſchneidert, die dritte, weil ſie Kammerfrau iſt, u. ſ. w. Nicht Eine bedenkt, daß keine Aufopferung ſo ſtrafbar iſt, als die eines ſo heiligen Pfandes; nicht Eine denkt an die traurigen Folgen ſolcher Handlungen; jede ſieht nur die Bemühung und ſcheut ſie über alles.

Vor kurzem war ich in einer Muſikhandlung. Ich ſahe eine zarte, jungfräuliche Geſtalt, im friſchen Reize der Jugend, in hellec Weiß gekleidet, Blumen im Haar, und in allem ſo ſanft und lieblich, ſo warm und hold! Ein Mann ſcherzte ſo vertraulich mit ihr, daß es mich be-

fremdete, bis ich erfuhr, es sey seine Frau. Sie verheirathet, rief ich, so jung? Ja wohl, sagte sie, und ich habe schon ein Kind. „Wie alt?" Sechs Monate, Madame, ein Knabe, „und sie stillen es?" Hier wurden die so reizenden Mienen höhnisch und finster, eine starre Kälte trat in die Augen und verdrängte den sanften Blick: moi nourrir! rief Sie aus, und ihre Miene sagte: Siehst du, Fremde, mich für ein Thier an?

Ueberhaupt sind Französinnen sehr activ, und verstehen alle Vortheile besser, als ihre Männer. Von der Dame bis zur niedrigsten Volksfrau ist es die Frau, auf die alles übertragen wird, die alles übersieht. Die Kinder müssen natürlicher Weise einem so geschäftigen Bewegen Fesseln anlegen, darum werden sie weggeschafft. Bei bemittelten Leuten zuerst in die Hände der Ammen, dann in Pension, kaum zurück in ein Handlungshaus, oder sonst eine Bestimmung, und wenn es Mädchen sind, verheirathet. Auf diese Weise sind Kinder fremder im Hause, als Dienstboten selber.

Doch dieß so lieblos und unharmonisch eingerichtete Leben ist nie so sehr im Gange gewesen, als seit der Revolution, und findet sich nicht in den zahlreichen, mir bekannten, würdigen Familien, welche an ächter, reiner, alter Sitte hängen, und sie auf ihre Nachkommen fortpflanzen.

Bei Hofe stillt keine Frau, keine Fürstin ihr Kind, und wenn dieß so seyn müßte, wenn das repräsentive Le-

ben der Fürſtin und Dame ihr die Erfüllung dieſer Pflicht unmöglich machte, ſo wäre ja dieß die traurigſte Beilage, mit der das Schickſal dem Genuſſe der irrdiſchen Hoheit ein Gleichgewicht zu dem Schickſal anderer Menſchen zugeſellt hätte! Wenn aber vornehme Sitte ſich auf alte Gewohnheiten beziehen und durch dieſe geheiligt werden ſoll, o! Fürſtinnen und Edelfrauen, ſo ſchlagt doch nur die Jahrbücher der Geſchichte nach, und ſehet darin den frommen Zorn der Königin Blanche, welche ihr Kind die fremde Milch mit Gewalt wieder von ſich geben ließ, da eine Hofdame es in ihrer Abweſenheit aus gutmüthigem Eifer geſtillt hatte!

Doch zu weit entferne ich mich von meinem Zweck, nur allgemeine Ueberſichten zu geben, und ich würde dies Alles vielleicht wegſtreichen, wann nicht ſolche Züge durchaus zur Charakteriſtik eines Volkes gehörten.

Ich war dabei, die Volksfeſte und Spaziergänge zu muſtern, und den Allgemein-Geiſt dort zu beobachten. Das Volk denkt ſo wenig an Freude, daß es ſie nicht einmal ſucht. Es ſieht ſeit der Revolution Erleuchtungen und Raketen, und ſagt bei jedem Feſte: Nichts als Lampen und Raketen! und läuft doch in Haufen jedem Feſte zu, um ſie wieder zu ſehen. Angenehmer befriedigte mich der Anblick der wettſtreitenden Jugend auf den Cocagne-Maſten, von denen ich ſchon geſprochen habe, aber eine andere traurige Wahrnehmung bot ſich mir bei den Marionetten dar, die bey jedem Jahrmarkte, an jedem Sonn-

tage und an jedem Volksfeste an allen Ecken zu finden sind. Diese bestehen aus einem Pulcinell und einem andern bunten Puppendinge. Diese beiden Puppen werden gegeneinander aufgeführt, und sprechen anfangs recht höflich mit einander. Die zweite Puppe, wie ein Mensch, die Sprache des Pulcinell's aber, zur großen Lust der Gassenbuben, ist ein gewaltsames, zischendes, krähendes, schnarrendes und mißtönendes Geplapper, das nur mit großer Anstrengung verstanden werden kann. Der Pulcinell fängt bald an, den Prahler zu machen und grob zu werden, und die beiden Puppen prügeln sich ganz mörderlich, welches nun die Hauplust ist. Auffallend ist an diesem Zuge, wie durch so unmoralische und widrige Eindrücke bei der Jugend sogleich der Sinn und Keim sanfter, fröhliger Empfindung erstickt werden muß, und wie roh ein Jüngling aufwächst, der solchen Schauspielen mit aller ihm möglichen Freude zusieht.

Auch in Deutschland sah ich Marionettenspiele, doch von ganz verschiedenem Charakter, und unter andern erinnere ich mich noch aus meiner Kindheit einer angenehmen Vorstellung: der Genovefa von Brabant, die, so wenig sie auch dem gefühlvollen Bilde der Tieckischen Genovefa zu vergleichen war, dennoch die Grundfarben derselben Empfindungen trug.

Einen erfreulichen Anblick gewährte mir das Ballonschlagen junger Leute und zwölfjähriger Knaben auf grünen, freien Plätzen, wodurch zugleich die Uebung der

Kraft und der Geschicklichkeit mit gesunder Bewegung in freier Luft verbunden wird, und wo auch durch das Zusehen und den Beifall der Vorübergehenden die der Jugend so wohlthätige Regung der Ehrliebe geweckt wird. Diese Ergötzung hat etwas Griechisches in ihrem Charakter, und ich fand sie zu meiner Freude durch ganz Paris verbreitet, wenn ich Sonntags auf Spaziergängen war, oder auch an Werktagen, in der Vesperstunde. Der ungeheuer grosse, bunte Ballon, von kräftiger Hand in die Höhe geschwungen, weit über die alten Baumgipfel schwebend, und dem Gegner zufliegend, der ihn eben so stark und treffend zurückschnellt, giebt zu tausend geschickten Wendungen Anlaß, und gewährt ein immer neues Vergnügen. Ehe die jungen Leute spielen, üben sie sich an kleinern Bällen, und nehmen von einem erfahrnen Spieler Unterricht, deren einer sich immer auf solchen Plätzen befindet, und seine Lection mit sechs Sols bezahlen läßt.

Die Ballschläger, sind fast alle Kinder guter aufmerksamer Eltern, die sie selbst zu dieser unschuldigen und heilsamen Vergnügung hingeleiten, oder Zöglinge aus Pensionen und Lycäen. Einen andern Anblick gewährten mir die Guinguetten, wo Soldaten, junge, sich selbst überlaßne Leute, und Grisetten den Sonntag Nachmittag mit Contretänzen zubringen. Dieß Bild war weniger erfreulich, denn ich fand hier alle Anmaßungen der großen Welt, entblößt von Glanz, von Würde und von Zierlichkeit und Grazie. Der traurige, ewig gleiche Contretanz, der nur durch die höchsten Raffinements der Damen reizend ge-

macht werden kann, und in welchem an sich nichts Fröhliches liegt, und zur Abwechslung der wilde Walzer — und das jeden Sonntag, zu jeder Stunde eben dasselbe, und nimmer etwas Anderes, und in den kleinen Grisetten und ihren Tänzen so sichtbare Prätensionen! —

Neben diesen Guinguetten sind Maschinen zum Ringstechen, zum Schaukeln bereit, wo sich diejenigen belustigen, welche an dem Tanze keinen Antheil nehmen. Dieß öffentliche Schaukeln junger Mädchen machte einen widrigen Eindruck auf mich, und ich kann einen so indecenten Anblick noch nicht gewohnt werden. Das Ringstechen, so wie auch der beliebte Federball, sind schon durch die dazu erfoderliche Geschicklichkeit weit interessanter. Auf den runden Tischen vor der Guinguette erblickt man die Einkehrenden alle, sich mit Bier und Echaudés, einem faden Gebäcke, den Magen anfüllend. Dieß ist die Mode in Paris; die Bauern sind gescheiter, sie geben Wein mit Zucker und Bisquit herum, sich nach dem Tanz zu erfrischen.

Morgens an Festtagen fand ich eine andre Sitte, die mitunter einen gar lieblichen Anblick gewährt, und ganz romantisch seyn würde, wenn sie nicht durch die häßlichste Nebenseite verderbt würde. Ich meine die kleinen Tischgen, die sich fast Haus an Haus durch ganz Paris an hohen Festen, und besonders am Himmelfahrtstage der H. Jungfrau von Kindern aufgerichtet befinden, und kleine Capellen heißen, unter denen einige von ungemeiner Zierlichkeit und mit vielem Geschmacke errichtet sind. Diese

Tischgen, mit einem weißen Tuch behangen, und mit Rosen, Levkoyen und Amaranthen bestreut und ausgeschmückt, tragen eine kleine Blende mit dem mit Gold und Seide verzierten Bilde der h. Jungfrau, und mit artigen Vasen voll schöngeordneter Blumen, und Leuchtern mit Wachskerzen, auch schöne saubergearbeitete Cruzifixe. Daneben nun Kinder, Mädchen, in Weiß gekleidet, oft allerliebste kleine Wesen, mit einem zinnernen Täßchen, und mit der Bitte: Madame, quelque chose pour la petite Chapelle, s'il Vous plait, aussi peu qu'il Vous plaira. — Diese naiv hervorgebrachte Bitte ist anfangs rührend, man freut sich, den artigen Kindern angenehm seyn zu können, aber dieß kurze Aufwallen des Wohlwollens wird von der so richtigen Ueberlegung verdrängt, daß diese, selbst von wohlhabenden Bürgerskindern ausgeübte Gewohnheit dennoch nicht mehr und minder ist, als eine erniedrigende Bettelei. —

Was ich von dem Religionsunterrichte erfahren konnte, hat mich gleichfalls nicht befriedigt. Die Kinder lernen den Katechismus aus dem Kopfe, und sodann werden sie zur ersten Communion zugelassen. An Lesen der Bibel, an Anwendung des Religionsunterrichtes auf moralische Ideen ist nicht zu denken, auch ist die ganze Sache in drei Monaten abgethan.

Im Allgemeinen fand ich in religiöser Hinsicht die beiden Extreme: Aberglauben und Unglauben, herrschend.

Wie selten ächte fromme Gesinnung, und wie selten Erhebung bis zum Glauben!

Seit der Revolution sind hier die jungen Mädchen äußerst verdorben. Wer gute Dienstboten haben will, ist gezwungen, sie aus der Provinz zu verschreiben, wo man denn oft das Glück hat, sie selbst in Paris gut zu erhalten. Die Elsasserinnen und die Lothringischen Mädchen sind die besten, weil sie noch an deutscher Sitte hängen und fromm und einfach erzogen sind. Sie arbeiten fleißig und sind ehrerbietig. Das Beschwerlichste bei diesen Mädchen ist das Heimweh, und man ist oft gezwungen, sie zurückzuschicken, weil sie sich in die Pariser Lebensweise nicht zu finden wissen.

Die große Verderbniß der Pariser Mädchen ist ganz natürlich aus der allgemeinen Verwüstung um sie her entstanden, in die sie mit hineingezogen worden, und wie schwer ist es nicht, die Eindrücke des ersten so empfänglichen Alters zu verlöschen!

Die verdorbenste Classe ist die der Jokeys. Diese unsinnige Mode hat in Paris dergestalt eingegriffen, daß fast kein vornehmes Haus ohne solch einen Jokey zu finden ist. O! ist es denn nicht genug, daß Menschen in dem Alter, wo sie das Unglück schon mürbe gemacht hat, sich zum Dienen entschließen, und ein so erbärmliches Loos, als dieses, ergriffen, muß auch schon die zarte Jugend sich unter fremder Willkühr erniedrigen lernen, und ein Fach

ausfüllen, welches zugleich das eines Müssiggängers und eines Sclaven ist, ein Fach, in welchem keine der edeln Kräfte der Menschheit gebildet und geübt werden kann, — das aus nichts besteht, als aus Sitzen im Vorzimmer, und auf den Kutschentritt springen!

Sehet den jungen Knaben, der schon alle Frischheit, Bescheidenheit und Unbefangenheit der Jugend verloren, unwissend, stolz auf den Reichthum seiner Herrschaft, auf die breite goldne Tresse auf seinem Hute, und auf sein knappes Kleid. Sobald er Urlaub hat, läuft er in ein Spielhaus, oder geht den Mädchen nach, und sein höchster Ehrgeiz ist: es seinen größern Kameraden an Frechheit und schlechten Sitten gleich zu thun! *)

Ihr, die ihr über die Menschheit klagt, und das Volk verdorben und undankbar scheltet, haltet doch euern ungerechten Tadel nur so lange zurück, bis ihr überlegt habt, welchen Mißbrauch der Große von seiner Macht ausübt, wie er alle

*) In einem großen Hause fiel etwas Drolliges vor. Ein Junge wurde angenommen, er war noch unverdorben und etwas dumm. Als er ankam, nahm ihn der Küchenmeister bei Seite, und sagte: „du mußt alles, was du kaufst, für den Herrn den doppelten Preis aufschreiben!“ — Und warum? — Der Küchenmeister war verlegen, und antwortete: „das ist hier im Hause so der Brauch.“ Der Knabe war mit der Antwort zufrieden. Sein Herr läßt ihn verschiedenes holen, und verlangt sodann die Rechnung. Der Knabe schreibt: un petit pain d'un Sol. . . 2 Sols. Wie denn das? sagt der Herr. Der Knabe erzählt, was man ihm gesagt hat, und auf diese Weise erfuhr der Herr die Schelmerei seiner Leute.

Untergebene durchaus als Mittel betrachtet, und ſie tiefer erniedrigt, als in den Staub, damit ſie ſeinen Kaprizen huldigen: die Menſchen ſind überall das, wozu man ſie macht. — Würden wir ſonſt Familien finden, deren ganze Umgebung und Einrichtung harmoniſch und ſchön iſt, und an deren Dienſtboten wir die vortrefflichen Geſinnungen erkennen, die jedem menſchlichen Herzen Ehre machen?

XVI.

Sentimentale Phantaſieen.

1.

Die Provenzalin vor dem Vatikaniſchen Apollo, im Nationalmuſeum 1798, von *** an Lina.

Ich walle hin und wieder auf den Wogen des Schwindelgeiſtes der Menge, und laſſe mich gemächlich fortreißen im Strom. Was ſoll das Grübeln und Deuten? Muß doch die Freiheit immer noch das Pariſer Steckenpferd ſeyn, ſo hart auch ſein Trab iſt. So hör ich denn, und ſinge mit in die Freiheitshymnen, bis es einmal wieder ein vive le roi giebt, das gewiß eben ſo laut aus denſelben Kehlen tönt. Es komme mir keiner und nenne das Volk inconſequent, das ſich dieſem und jenem Enthuſiasmus ſo herzlich hingiebt, denn das beweiſt mir für und nicht wider; erſtlich iſt es an ſich ſchön und rührend,

zweitens zeigt es, daß das Volk das Beste sucht, und am Guten hängt, und nicht an der Form; denn sobald es einsehen wird, daß die republikanische Form, unter der es die Vollkommenheit suchte, nicht zu ihm paßt, so wird es sich eben so gern dem Herrscher unterwerfen, der es zur Glückseligkeit führen kann, und auch vielleicht wird. Mein Geist weissagt mir viel für Frankreich, es erhebt sich gewiß von seinen Unfällen zu hohem Ruhm, und macht durch Edelmuth seine ehemaligen Gräuel wieder gut. Die Barbarei fängt ohnedieß schon an abzunehmen, es bedarf nur einer gescheiten Verfassung. Das Volk, d. h. der Kern des Volkes, ist herrlich und kommt dem Guten auf halben Wege entgegen. Der Pöbel ist abscheulich und fürchterlich, aber das Gute hat in der Maße das Uebergewicht. In diesem Augenblick ist noch die Gesellschaft entsetzlich durcheinandergeworfen und vermischt, der Ton ist unausstehlich, gezwungen, anmaßungsvoll und frech; die Weiber wissen nicht, was sie alles zu thun haben, damit man sie für Römerinnen ansehen soll. Wenn sie doch einmal einsehen wollten, daß die ruhmwürdigste Bürgerin auch die verborgenste seyn muß!

Man genirt sich hier keinesweges in Liebeserklärungen und Bezeigungen; die Schriftstellerinnen und Dichterinnen, an denen es nicht mangelt, haben fast alle ihren Liebhaber, dem sie Schriften öffentlich zueignen, oder gar von den Süßigkeiten ihres Umgangs öffentlich erzählen, wobei denn manches vorkommt, das so ungemein verderbt ist, daß es eben dadurch wieder naiv wird.

Auf Beiſpiele wollen wir uns eben nicht einlaſſen, liebe Freundin, die öffentlichen Blätter, die Bücher, die Du aus Neugier kommen läſſeſt, und die ich recht eigentlich ausſuche, werden Dich hierüber zur Genüge befriedigen. Es wird Dir alles recht barbariſch vorkommen, denn mir iſt es, als wüßte ich nicht, in welcher Geſchichte der finſtern Zeiten der Erde ähnliche Dinge zu finden ſind, als die hier täglich ſeit der Revolution vorfallen. Es wird jedoch ſchon etwas helle; möchte es doch einmal Tag werden!

Die Schwärmerei eines Mädchens aus der Provence beſchäftigte ſeither meine Gedanken; es war eine wunderbare Erſcheinung, die ich nie vergeſſen werde. Es wurde an vielen Orten in Paris über ſie geſprochen und viel loſer Spott über ſie getrieben; ich habe ſie ſelbſt geſehen, und bin nicht von denen, die alles erklären wollen, daher laſſ' ich ihren Wahnſinn ſeyn, was er will; er hat mich außerordentlich erſchüttert und gerührt und ich kann nicht an die Unglückliche denken, ohne mich zu einer wehmüthigen Stimmung zu erheben, über die ich, der Gegenwart vergeſſend, mich in das Reich der ahndungsvollen Träume verliere.

Gern hätte ich ſie gekannt, getröſtet, das unſchuldige Weſen mit der glühenden Seele. Ihr frühes Grab möcht' ich beſuchen, Hand in Hand, meine Freundin, mit Dir! Dort würden wir im ſtillen Abendſcheine ihr das Opfer theilnehmender Wehmuth bringen, und unſre Thränen mit

dem Thau vermiſchen, der auf dem Raſen ihrer jungfräulichen Ruheſtätte funkelt.

Ich ſahe ſie in den Saal des Apollo treten, hoch und ſchlank, im Glanz der erſten Jugendblüthe. Allen ihren Bewegungen folgten meine Blicke, unwillkührlich angezogen von ihrem Reiz. Sie erbebte, als ſie den Apollo erblickte, und blieb ſtehen, wie vom Blitz getroffen. Nach und nach loderte ein ſtrahlendes Feuer in den Augen, die erſt ſo hell und ruhig umhergeblickt hatten, und electriſch belebte ſich ihr ganzes Weſen. Die wunderbarſte Verwandlung ging vor; das Feuer, das eben noch unter der Hülle dunkler Ahndungen verborgen lag, brach nun los, und es erwachte im Herzen die erſte Regung der Liebe.

Nach langer Beſchauung drückte ſie ſich in ſüßer Verwirrung über die Gefühle aus, welche in ihrem Innern erwachten. Nachſprechen kann ich ihr nicht, kaum vermag ich, die Ahndung von dem Sinne ihrer Worte wiederhallen zu laſſen:

Mein Blick kann nicht ſo hellen Glanz ertragen;
Wie konnt' ich ihn beherzt zum Gotte wenden?
Doch mag ich nicht die Augen niederſchlagen,
Die ſelig ſich an ſeinem Glanz verblenden.
Kann ſolch ein Werk geformt von Menſchen werden?
Erſchufen es die Götter im Verein?
Hat es ein Urbild im Olymp, auf Erden?
Als Quell der Schönheit ward's aus ſich allein.

Ja, denn ein Gott kann nicht erſchaffen werden,
Solch Leben, ſolche Gluth iſt nicht im Stein.
Dies, ſagt ihr, ſey Apoll von Belvedere,
Das höchſte Werk, das Bildner je erzeugten?
Das würd' es ſeyn, wenn es von Marmor wäre.
Doch Menſchen nie an ſolche Hoheit reichten,
Denn wo ihr Stein, da ſieht in goldner Sphäre
Mein trunkner Blick der Gottheit Strahlen
leuchten.
Wie könnt ihr, um mich zu entfernen, winken?
So kalt euch weg zu jenen Säulen drehen?
Will denn kein Funken in die Seel' euch ſinken?
Könnt ihr im Gott denn nur den Marmor ſehen?
O! laßt mich ſeinen Abglanz in mich trinken,
Im Anſchaun ſterbend, will ich hier vergehen.

Ihre Begleiterin, eine ältere Schweſter, brachte es endlich mit Liebkoſungen und Bitten dahin, daß die junge Provenzalin ſich vom Apoll losriß; doch ging ſie mit Thränen, und ſandte ihm noch immer Blicke der Sehnſucht zurück.

Denſelben Tag ritt ich nach Montmorency. Im Abendſcheine ſchwebte mir aus der Waldung tiefen Schatten das lichte Bild des holden Mädchens entgegen. Ich blieb lange Zeit im Dorfe, und irrte des Tages mit Rouſſeaus Schriften im Thale umher. Jede Stelle wurde mir bekannt, wo dieſer Liebling meiner Seele verweilt hatte. Oft im Leſen fühlt' ich ein kühles, geiſtiges Wehen an ſeiner

Wange, die von Entzücken glühte, und mir schauderte süß, wie vor dem Flügelschlage seines Geistes.

Ueberall lebt Rousseau's Andenken, auch unter dem ärmlichen Stroh der Hütte, auch im Herzen der Buben, mit denen er sprach, oder scherzte. Der Name Rousseau ist unbekannt, sie nennen ihn nur Jean Jaques, und hängen mit Treue an seinem Angedenken. Hier saß er, dort schrieb er, hier im Korn, wo sich weiches Gras zum Sitze darbeut und der Kirschbaum seine purpurbeladenen Zweige ausstreckt, schwatzte er vertraulich mit dem Landmann, unter dessen grober Hülle er das menschliche Herz herausfühlte.

Die traurigen Bilder von Frankreichs Elend, dessen Zeuge ich in seinen schrecklichsten Zeiten gewesen, quälten mich nicht lange mehr, und verschwanden nach und nach in die tiefsten Schattungen der frischen Waldung. Hatt' ich doch auch Paris ruhig verlassen, erfreut von den Siegen seiner herrlichen Krieger, und geschmückt mit den höchsten Schätzen des Alterthums, für die ich bei manchem jungen Künstler Sinn und Liebe fand. Die freundlichsten Bilder der Hoffnung machten den Schrecknissen Platz, die mich beim Lesen der Stelle aus dem Emil mit allen Schauern gräßlicher Erinnerungen überfallen hatten, und ich konnte mich nun mit freiem Herzen dem Reize der Natur hingeben. Es ist ein anderes Leben, ein kräftigeres, vollers Daseyn, welches auf solch einem Schauplatz genossen wird. Die Welt und ihre Wesen werden geringe

vor dem reinen vollen Gefühle der Selbstheit, und vor der Offenbarung des großen Geheimnisses, durch welche der Seele ihr eignes Seyn genießen lernt.

Ach, Lina! Wann werd' ich mich ansiedeln können in die schöne Wildniß eines Thales, wo nur die Glocke der Heerden um uns klingt, wo unser Schicksal und unsre Freuden bloß dem Wechsel der Jahreszeit, nicht Menschensinn und Menschenlaunen unterthan seyn werden?

Zu Ende Herbstes kehrt' ich wieder nach der Stadt zurück. Es zog mich gleich nach der Herrlichkeit der Antiken hin. Ich suchte in Gedanken nach der Provenzalin, ich meinte, sie müßte vor dem Apollo stehn.

Ich fand sie nicht, so oft ich kam, und da ich einen Wächter bemerkte, der sie damals mit Erstaunen betrachtet hatte, fragte ich ihn: ob er sie nicht wieder gesehen?

Das arme Mädchen! sagte der Greis; es wäre ihr besser gewesen, nie die Statüen zu sehen. Täglich kam sie her, setzte sich dort hin, und schaute still mit gefalteten Händen den Apollo an. Sie weinte, wenn ihre Verwandten sie endlich zum Fortgehen bewegten.

Kaum wurden des Morgens die Pforten der Gallerie geöffnet, so war sie da, und eilte zum Apollo hin, und wenn sie niemand im Saale sah, so sank sie auf ihre Knie und weinte.

In der Mitte des Mayes, da die Rosen in Blüthe stehen, brachte sie täglich ein Körbchen voll Blumen, und stellte es auf die Mosaikstufen, auf deren Erhöhung die Bildsäule prangt.

Eines Morgens frühe, wo sie sich, ich kann nicht begreifen wie, eingeschlichen hatte, fanden wir sie innerhalb des Gitters auf den Stufen, erschöpft vom Weinen, halb in Ohnmacht. Der ganze Saal duftete von Tuberosen, Nelken und Reseda, ein weißer, großer Schleier von indischem Musselin mit Goldranken war zierlich um die Statüe gewunden.

Wir ehrten den beklagenswerthen Zustand des schönen Mädchens, und ließen niemand in die Gallerie, bis ihre Verwandten kamen, sie aufzusuchen. Unter heftigem Sträuben wurde sie fortgebracht. Sie erklärte in ihrem Wahne: der Gott habe sie in dieser Nacht zu seiner Priesterin geweiht und sie müsse ihm hier dienen.

Seit jenem Morgen haben wir sie nicht wieder gesehen; vergessen werden wir sie nie. Wie schön ist sie! wie rührend war ihr Flehen! Ihre liebliche Gestalt und sanftes inniges Wesen machten ihren Wahnsinn so interessant, daß wir recht wünschten, die Verwandten möchten einige Nachsicht mit ihr haben.

So viel wir erfahren können, ist ihr ein Schlaftrunk eingegeben worden, und man hat sie aus Paris geschafft. —

Ich hatte nun Spuren von dem Mädchen, und konnte mich nach ihrem ferneren Schickſal erkundigen. Die Unglückſelige! Sie iſt in Wahnſinn geſtorben! *)

L.

*) Ich hätte dieſe Anekdote nicht aufgenommen, wenn mir nicht die Wahrheit des Vorfalls verbürgt wäre. Der Fall datirt von dem Schwindel der erſten Revolutionsjahre, kurz nach der Ankunft des Apoll in Paris.

A. d. H.

2.

Romanze,

aus dem Franzöſiſchen.

1.

Beim Brauſen der Wellen in ſtürmiſcher Nacht
Schlafe mein Mägdlein, ich wache;
Dich wiegt mein Schoos, dich hält mein Arm,
Kalt wehen die Lüfte, mein Buſen iſt warm,
Schlafe am Buſen, ich wache.
Ach! Sturm von innen, von außen dazu,
Die weinenden Augen verſchmähen die Ruh!
Schlafe, mein Kindlein, ich wache.

2.

Wie ſchlummerſt ſo lieblich, nicht ahndend den Schmerz!

Schlafe, mein Holdes, ich wache;
Wie ernſt und groß liegt die Erde vor dir,
Du ſchaueſt nur Lächeln und Spielwerk in ihr.
Schlafe in Ruhe, ich wache.
Wenn Mutter lächelt, ſo blickeſt du froh,
Mein Trautes, mein Liebling, es bleibt nicht ſo.
Doch ſchlafe nur, ſchlafe, ich wache.

3.

Die Romanſchreibetin.

1798.

Ich empfing vor kurzem einen Brief, dem ein Werk beigeſchloſſen war. Der Ton des Briefes war ziemlich edel, ich wurde gebeten: den Preis des Werkes ſelbſt zu beſtimmen. Ich beſtimmte ihn, ſo viel ich eben entbehren konnte, und ungefähr genug, um die Bittende für die Demüthigung zu tröſten, die man bei'm Empfangen einer Gabe empfindet. . . . Ach! denn; Geben iſt ſeliger denn Nehmen!

Ich überlas noch einmal den Brief, und that einige Blicke in das Werk ſelbſt; es war ein Roman, der moraliſch genug war, und Talent verrieth; doch war es flüchtig hingeſchrieben, denn was kann reifen, wenn die Sonne des Wohlſtandes nicht die zarte Frucht des Geiſtes beleuchtet und wärmt? Wie traurig iſt die Zeit, in wel-

cher Menſchen von Talent genöthigt ſind, die in Eil getriebenen Früchte kümmerlich zu vereinzeln, ſtatt ſie im Glanz und in der Ruhe eines reinen Daſeyns langſam und ſchön gedeihen zu ſehen!

Ich verſprach in meiner Antwort der Verfaſſerin, ſie zu beſuchen.

Am Morgen darauf bekam ich wieder einen Brief, der mir bewies, daß ſie dankbarer für den verſprochenen Beſuch war, als für mein Geſchenk. So gut hatte ich ſie verſtanden, und ſo war es mir gelungen, Balſam auf die Wunden ihres verletzten Selbſtgefühls zu gießen! Ich ſchwelgte in dieſem Gefühl, Lina, in welchem ich mich dir ſelbſt auch vertrauter, und näher und lieber fand.

Es war ein kalter, ſtürmiſcher November-Abend, da ich hinging. Mein Ziel war eine alte Burg, in deren Thürmen einem die Dame wohnte, die ich ſehen wollte. Ich gelangte in ein hohes Zimmer, von einem Lichte ſparſam erhellt, und aus welchem mir ſogleich das Gezwitſcher, Gebell und Geſchrei einer Legion Thiere entgegen ſchallte. Eine ältliche Dame ſtand von einem Schreibtiſch auf, und begrüßte mich mit dem Anſtande einer Perſon, die immer in guter Geſellſchaft gelebt, und mit dem freimüthigen Blick des reinen Selbſtgefühls. Ihre Geſichtszüge waren fein und edel, ihre Geſtalt war ſchlank, und ihre feine weiße Hand verrieth mehr, als alles übrige, ein gutes Herkommen, und die Gewohnheit eines wohlhaben-

den Zuſtandes. Als die Senſation geſtillt war, die meine Ankunft unter den Thieren erregt hatte, konnten wir zu Worte kommen. Ich erfuhr: daß ſie von einem edeln Hauſe abſtamme, und in der Revolution verarmt ſey. Sie hatte in den Jahren ihres Wohlſtandes ſich zum Vergnügen mit Schriftſtellerey beſchäftigt, und nun, da ſie verarmt war, ergriff ſie dies Mittel, ihr Leben zu friſten, welches ihr auch gelang, obgleich ſie nichts in dem Geiſt der jetzigen verhaßten Zeit ſchriebe, ſondern alles moraliſch und religiös, wobei ſie auch das Glück gehabt hatte, verſchont zu bleiben, und nun nichts mehr zu fürchten habe, da es doch wenigſtens mit dem Blutvergießen aus ſey.“ Ich ſah indeß im Zimmer umher, in welchem ich eine ſolche Menge Vogelbauer, Eichhorn-Räder und Katzenhäuſer in der Umgebung von Lerchenbäumen und Cipreſſentöpfen fand, daß ich in einer Menagerie zu ſeyn glaubte. Mein Gemüth machte der Beſitzerin Vorwürfe, denn ſie konnte ja dieſen Aufwand auf ihre eigne Perſon verwenden, und brauchte nicht die Wohlthätigkeit der Fremden in Contribution zu ſetzen. Doch ſtrafte mich auch bald meine Seele für dieſe Liebloſigkeit, mit dem Vorwurf:

Und dieſe Unglückliche, welche den Glanz ihrer Vaterſtadt verſinken ſah, an deſſen Sturz die höchſten Gräuel erſchienen; ſie, deren eigner Gatte auf dem Blutgerüſte fiel, und die allein von ihrer Familie zurückblieb; die alte Umgebung ganz verſchwunden, ſie allein, mit ihren trüben Erinnerungen, und mit trüben Ausſichten in die Zukunft! Sollte ſie dem wunden Herzen alles verſa-

gen? Welch' eine leere Zerſtreuung, und welch' ein ſchwacher Erſatz ſind dieſe Geſchöpfe für alles, was ſie verlor, und doch ſucht ſie ſich damit zu begnügen. Das Leben dieſer unſchuldigen Thiere ſetzt das Bild der jetzigen Wildheit und Liebloſigkeit ihrer Mitmenſchen in die Ferne, da es ganz harmlos und liebevoll iſt; und ſie, die ſelbſt hülflos iſt, kann doch dieſen Geſchöpfen Wohlthat und Pflege widmen. Dieſe Sorgfalt zerſtreut und tröſtet ſie! O laßt uns unſchuldige Schwächen mit Nachſicht behandeln, und möchten wir nie von andern die reine Pflicht erfodern, da wir doch bei naher Prüfung fühlen müſſen, daß uns ſelbſt nicht daran genügt!

Dieſer Vorwurf hatte eine ſolche Macht über mich ausgeübt, daß es mir nun ein Leichtes war, die Dame zu behandeln, als wäre ſie noch vornehm und reich. Dieſer Ton wirkte auf ſie mit magiſcher Gewalt. Sie hatte alles Ungemach vergeſſen, und war ganz on ihrer Stelle; ſie wurde munter und witzig, und ich verlebte einen angenehmen Abend.

Als ich in ihrem Roman las, den es nicht möglich war auszuleſen, ſo ſehr fiel er in das Langweilige, fand ich, daß die Dame weit mehr Verſtand habe, als ihre Bücher. — Ich beſuchte ſie öfter, und fand das Angenehme des erſten Abends wieder; jedoch zuletzt wurde es mir langweilig, da unſer Geſpräch unvermerkt auf die jetzige Zeit überging, die Invektiven anzuhören, mit welchen ihr durch das Unglück erbittertes Gemüth auch ver-

dienſtliche Männer verächtlich machen wollte. So z. B. bei einem der Mächtigen, von dem ich ſagte: c'eſt le plus honnête de tous, antwortete ſie: il ne faut pas dire c'eſt le plus honnête, il faut dire c'eſt le moins malhonnête.

Ich machte mir wiederum Vorwürfe, daß ich ihr das nicht verzeihen wollte. Als aber Frankreich Siege auf Siege aufzuzählen hatte, und alles für die Zukunft Bürgerruhe und Wohlſtand verſprach, da wußt' ich mir nicht mehr zu helfen, und wurde wirklich böſe, daß ſie nicht Antheil an der allgemeinen Freude nahm, ſondern noch immer erbittert war, und die alte Ordnung wieder hergeſtellt wünſchte. Ich habe ſie ſeitdem vernachläſſigt, und erfahre nur von Zeit zu Zeit, daß ſie noch immer Romane herausgiebt.

L.

XVII.

Sevres.

Diese Manufaktur ist jetzt die reichste und erste in Europa; der Kaiser hat sie angenommen, es wird jetzt alles auf seine Kosten ausgeführt. Der Administrateur ist Denon, der Direktor H. Brogniart, Sohn des Architekten dieses Namens, H. Gerard, (nicht Franzesko Gerard), ein Mann von Talent und Geschmack, hat die Uebersicht über die Malerei und die Verzierungen.

Nächst der Meißner Porzellan-Masse, ist die von Sevres die feinste und schönste; H. Brogniart sinnt jedoch unaufhörlich darauf, daß diese Arbeiten noch vollendeter werden, und er studiert noch immer fleißig die Mineralogie und Chemie, um neue Ansichten und Mittel zur Vollkommenheit zu entdecken.

In der Manufaktur existirt ein Museum, welches von Brogniart errichtet ist. Hier findet sich nicht sowohl die Form und Probe von den ältesten Arbeiten, die in

Sevres vollendet wurden, als auch eine Stufenreihe von den Porzellan-Arbeiten in China, London, Sachsen, Berlin u. ſ. w., nebſt Proben von den Maſſen und Beſtandtheilen des Teiges, nach welchen man die größere Vollkommenheit der ſpätern Arbeiten und die Verſchiedenheit derſelben beurtheilen kann.

Dies weitläuftige Gebäude enthält vier große Brennöfen, und ſetzt täglich hundert ſubalterne Arbeiter in Bewegung. Wenn man dazu noch die Maler, Zeichner und Bildhauer nimmt, die in den verſchiedenen Fächern angewandt werden, ſo kann man hier hundert und funfzig Menſchen rechnen, die Erwerb und Ehre einärndten.

In der Revolution war Sevres ziemlich verfallen, einige nouveaux riches machten prächtige und geſchmackloſe Beſtellungen, aber das Ganze ging nicht vorwärts. Napoleon hat ſich dieſer Anſtalt ſchon ſeit 5 Jahren angenommen, die jetzt im vollen Flor iſt, und ſeitdem eine Menge anſehnlicher und vorher unerhörter Arbeiten aufzuzählen hat, mit denen der Kaiſer nach England und andern Mächten Geſchenke gemacht, und die zum Theil auch die Luſtſchlöſſer ſchmücken. Der Kaiſer beſucht manchmal die Fabrik und unterhält ſich darüber mit dem Intereſſe, welches dieſer wunderbare Mann auf alle Gegenſtände legt, die ſeine Aufmerkſamkeit einmal gereizt haben, und die er nachher nie wieder aus den Augen verliert. Er macht ſelbſt Beſtellungen, und läßt oft die Sachen nach ſeinem Geſchmack verändern. Man hat mir dabei gerühmt: daß

er nie mit der Mine des Herrſchers erſcheint, der einen Gnadenblick auf die für ihn begonnenen Arbeiten wirft, ſondern er tritt als Freund in die Werkſtatt des Arbeiters, der in ſeinen forſchenden Blicken Ermunterung und Antheil findet.

Wir wurden durch beſondere Empfehlung in die Ateliers geführt, welche man den Fremden nicht zeigt. Hier ſahen wir den service Olympique, der ſeit drei Jahren in Arbeit, und für das kaiſerliche Haus beſtimmt iſt. Nie wurde etwas Lieblicheres erſonnen, als dieſer Service, der ganz aus mythologiſchen Gegenſtänden beſteht.

In der Mitte erſcheinen, auf einem weißen Wagen mit goldnen Rädern und Basreliefs, Bacchus und Ceres, ſich umſchlingend; der Wagen iſt beſpannt mit Widder und Stier mit goldnen Hörnern und goldner Deichſel, die Blumenranke, die als Zaum dient, leicht auf den Rücken gelegt. Dieſer Wagen iſt vom Bildhauer Tonay gearbeitet und ſehr vollendet und Geſchmackvoll. Zwei Säulen in geſchmackvoller Form, blauer Grund mit ſchönen Arabesken, auf ihrer Spitze die vortrefflich gearbeiteten Geſtalten des Apollo und der Diana in Mattgold. Das Poſtament iſt roth, mit einem goldnen Basrelief, von tanzenden Muſen umgeben. Zwei Fruchtſchüſſeln, in Lapis lazuli blau gemalt, ohne andre Verzierung, ruhen auf den Häuptern dreier Figuren, ſchön drappirt, leicht und graziös geſtellt, und äußerſt ſchön modellirt. Dieſe ſind von Chaudet. Der ſchwarze Marmorgrund, auf

welchem ſie ſtehen, hebt ſie ſo einfach, als mit gutem Effect.

Die Fruchtkörbe ſind geflochtene Körbe von Porzellan in artiger Form und blos vergoldet. Die Kreme-Schüſſeln zwei Füllhörner, in denen die reizendſten Blumen mit Fülle und Geſchmack geordnet worden, ſind von beſonderer Schönheit. Der Grund iſt Lapislazuli-Farbe, die goldne Mündung iſt äußerſt zierlich, im antiken Styl; unter ihr ein Basrelief von Amorinen und Satyrn, mit der Jagd beſchäftigt. Dies Basrelief iſt in Mattgold und äußerſt fein und ſchön gearbeitet. Um die Mündung der Mitte des Füllhorns ſchlingt ſich eine Fruchtranke von grünem Golde, die hier einen guten Effect macht. Schmal zulaufend, endigt ſich das aufrechtgeſtellte, gebogene Füllhorn in einen ſchönen Eberskopf von Golde, deſſen Hals, ſich in eine reiche Arabeskenform verlierend, ſein Gewicht unterſtützt. Eine Platte von ſchwarzem Marmor trägt das Ganze.

Vier Eisvaſen, von Madame Jagotot, Frau des Malers Le Guay gemalt. Die erſte ſtellt die vier Jahrszeiten vor, die zwei andern mythologiſche Allegorien und Anſpielungen auf die jetzige Zeit, die vierte iſt von poetiſchem Werth, denn die Erfindungen darauf ſind höchſt lieblich und in dichteriſchem Geiſt.

Auf der einen Seite ſchwebt der Morgen, oder Au-

rora hervor, den Schleier lüftend, in welchem über ihrem Haupte ein lieblicher Stern ſchwebt, der dem Schleier ein roſiges Licht verleiht. Der Hahn, Bote der Morgenröthe, geht ihrem Laufe voran.

Der Mittag, mit glühender Fackel, ſchwebt auf dem zweiten Bilde vorüber, die Blumen und Früchte ausſtreuend, die ſich in ſeinem Glanz entfalten.

Unendlich reizend iſt die Geſtalt des Abends, mit geheimnißvoller, ſanfter Mine; hinter ihr verſinkt der Stern des Tages in den Wolken, und ſie gießt mit lieblicher Geberde den Thau des Schlummers aus der Urne.

Mit melankoliſchem Blick und ſanfter Majeſtät ſchwebt die ſchlanke Geſtalt der ſtillen Nacht aus mil-der Dämmerung hervor. Sie hebt den ſchwarzen Flor, der ſie umhüllt, und dem ein halber Mond, über ihrer Stirn ſchwebend, ein mildes, freundliches Licht verleiht. Dieſe Vaſen ſind von ſchöner und reicher Form.

Von derſelben Künſtlerin ſind viele der zwei und ſiebenzig Teller, die für den Service Olympique verfertigt worden. Die lieblichſten Compoſitionen hierunter ſind die aus der Geſchichte der Pſyche, eine Gruppe von Cephalus und Prokris, und eine Kopie der Gruppe Paris und Helena, von David, die Entführung der Dejanira, Amor, Venus liebkoſend, Jupiter und Amalthea, Thalia, Pſyche, von den Gra-

zien bekleidet, Zephyrus und Pſyche. u. ſ. f. Viele andere dieſer Teller ſind von Georget, und auch ſehr ſchön komponirt. Die Umfaſſung iſt Erdroth mit goldnen Arabesken und Medaillons. Die unzähligen Fictionen der alten Fabelwelt ſind hier auf das friſcheſte und geiſtvollſte hingedichtet, ein blühender Geiſt belebt die zarten Bilder, die alle Vorzüge einer vortrefflichen Farbe und reiner Zeichnung vereinigen.

Die Gläſerbehälter, welche wegen ihrer gerundeten Form zur Malerei der Figuren nicht tauglich ſind, zieren Vögel, Schmetterlinge und Inſekten, auf Lazurblauen Grund gemalt, und mit Feſtons von Blumen in Feldern vertheilt.

Die kleinen Blumenvaſen (denn dieſer ganze Service iſt nur ein Deſſert-Service) ſind von blauem Grunde, mit goldnen Ranken zierlich geformt.

Die Manufaktur von Sevres benutzt jetzt die vortrefflichſten Künſtler zu ihren Arbeiten. Allerdings verdient eine ſo ſchöne Maſſe, wie das Porzellan, durch Form und Malerei in den Rang der Kunſtwerke erhoben zu werden.

Von Drolling, einem beliebten Peintre de genre, ſind allerliebſte Gemälde auf Porzellan, in Rahmen gefaßt, auch auf Tellern und Vaſen hier.

Von Parent, einem vortrefflichen und berühmten

Kameenmaler, ſind einige Vases Medicis, mit heroiſchen Figuren auf Bonaparte, im Kameen-Styl, hier, die jedoch bei'm Brennen nicht ſo gut gelungen ſind, wie zu wünſchen wäre.

Von Pernot, einem wenig bekannten Künſtler, ganz allerliebſte Compoſitionen von Arabesken, Füllhörnern, Fruchtkörben u. dergl., auf das leichteſte und anmuthigſte hingetuſcht.

Auch ein egyptiſcher Service iſt in Arbeit. Die Malereien enthalten Gegenſtände aus der Mythologie der Egyptier, und ſind graubraun auf grauem und weißem Grunde. Die Fruchtkörbe ſind in der Form der egyptiſchen Säulenkapitäle; die Teller, Vaſen u. a. d. ſind nach den Modellen, die ſich in Denons egyptiſchem Kabinet befinden. Die Bisquitfiguren zu dieſem Service ſind im Styl egyptiſcher Statüen.

Die hetruskiſchen Vaſen werden hier in der ſchönſten Vollkommenheit nachgeahmt; eine derſelben, die in Arbeit iſt, ſtellt den Kaiſer im Hospital zu Jaffa, in antiken Styl behandelt, vor. Die vortreffliche Zeichnung dieſer Gruppe iſt von Bergeret. Auch Tiſch-Service und Frühſtücks Service werden in hetruskiſchem Styl und Farbe gearbeitet, und machen ſehr guten Effect.

Noch zeigte man uns eine Säule von Porzellan, für den Thronſaal von St. Cloud beſtimmt. Die Zeichnun-

gen ſind von Bergeret. Dieſe Säule hat nur den Fehler einer zu ſchmalen Dimenſion, und die Figuren, italieniſche Frieſen nachahmend, ſind zu groß für ſie. Fünf Abtheilungen ſind darauf, auf welchen die Hauptmomente der Geſchichte des Kriegs 1805 dargeſtellt ſind. Das an ſich durchaus nicht maleriſche Koſtüm der Armee hat Bergeret ſehr gut benutzt. Auf dem Kapitäl befindet ſich eine Victoria in Bisquit, von Röguet gearbeitet. Die Säule iſt Lapislazuli-Grund, die Gemälde goldfarbig.

Noch zeigte man uns ungeheuer große und tiefe Becken, in runder Form, die ſelten bei'm Brennen gelingen. Dieſe werden bloß inwendig vergoldet, und mit einer Ranke oder andern Verzierung von Mattgold gemalt. Dieſe Becken ſind für die Toilette des Kaiſers beſtimmt, der alle Morgen den Kopf in ein Becken friſchen Brunnenwaſſers taucht.

Außerdem zeigte man uns noch ein Frühſtücksſervice für den Kaiſer, ein Monument des Sekulums Ludwig des Vierzehnten. Auf einem Becher befand ſich das Bildniß dieſes Monarchen nach Petitot, ſehr ſchön gemalt, nebſt dem ſeines Miniſters Colbert, und ſeines Generals Turenne, und auf den andern Gegenſtänden ſahe man die Bildniſſe anderer der berühmteſten Zeitgenoſſen Ludwig des Vierzehnten. Die Verzierungen ſind Erdroth, Okergelb und Gold; die Bildniſſe in Farbe, ſehr feine und ſchöne Miniatur.

Auch wurde uns ein Service für die Kaiſerin gezeigt,

auf welchem ein ganzer botaniſcher Cours abgebildet war, auf jedem Teller eine ſeltne Blume mit ihrem lateiniſchen und franzöſiſchen Namen; das übrige dieſer Idee angemeſſen, ſinnreich und artig genug. Dieſer Service heißt: Service de Flore.

Ein Becken in einer kahnartigen Form mit dem Waſſertopf, ganz in hellgoldnem Grund, auf welchem bunte Malereien und ein Gemälde auf weißem Grund, auf dem Waſſertopf, welches St. Vincent von Paul mit zwei Kindern im Mantel vorſtellt, war anfänglich für den Pabſt beſtimmt, wurde aber vor ſeiner Abreiſe nicht fertig. Der Henkel des Waſſertopfes, welcher in einen Widderkopf endigt und hoch über den zierlichen Topf hervorragt, iſt von außerordentlich ſchönem Geſchmack und prächtiger Wirkung.

Auch zeigte man uns ein Frühſtücksſervice, welches der Kaiſer für eine Prinzeſſin beſtimmt. Der Grund iſt Mattgold, mit Hellgold erhoben; die Malereien ſind in Tuſchfarbe; ſie ſtellen angenehme Scenen aus Lafontaines Fabeln vor. Dieſe Scenen ſind ſo fleißig ausgemalt und ſo charakteriſtiſch und originell behandelt, daß man ſich daran nicht ſatt ſehen kann. Die lieblichſte dieſer Darſtellungen iſt Perrette mit dem zerbrochenen Milchtopf; eine höchſt komiſche und vortreffliche Ausführung iſt der Müller, ſein Sohn und der Eſel; und der Schulmeiſter, die zwei Freunde, der Vater mit den drei Söhnen, der Aſtrolog, der in den Brunnen ſtürzt, u. a.,

beweiſen, daß der Künſtler von dem naiven und lieblichen Geiſt des Fabeldichters unendlich bezaubert ſeyn mußte, da man bei'm Anblick dieſer reizenden Darſtellungen nicht minder Vergnügen, als bei'm Leſen der Fabeln Lafontaines empfindet. Der Künſtler heißt Girard.

Die Form dieſer Taſſen, Becher u. a. D. iſt äußerſt elegant und geſchmackvoll, und ziemlich ausgezeichnet und neu.

Blumenſtöcke nach Vanſpaendonk und Van Dael, Gemälde von Madame Chaudet auf Porzellan, in Rahmen, nehmen ſich ſehr gut aus, und ſind ſo fein und genau, wie Aquarelle nur immer ſeyn kann.

Wir fanden eine Menge Büſten in Biſquit, nach der Büſte des Kaiſers von Chaudet, zu welcher dieſer verdienſtvolle Mann ſechs Sitzungen vom Kaiſer erhielt, und in welchen die Genauigkeit des ähnlichkeitſpähenden Zeichners dem Genie des denkenden Künſtlers keine Schranken geſetzt hat. Der Kaiſer, der ſo ungern ſitzt, war dennoch heitrer Laune in den ſechs Stunden, die er Chaudet's Kunſt gewidmet hat. Dieſe Büſte dient als Typus zu allen Medaillen u. a. Arbeiten, die des Kaiſers Bildniß tragen. Auch von der Kaiſerin hat Chaudet eine Büſte verfertigt, in welcher ihre eigenthümliche Liebenswürdigkeit nicht vermißt wird. Nach dieſen Büſten befinden ſich verſchiedene Kameen in Biſquit auf der Porzellanfabrik,

welche für 3 Livres verkauft werden, und sehr wohl gelungen sind.

Im Magazin fanden wir einen kostbaren Tisch für den Kaiser. Nie hab' ich in dieser Art etwas Vollendeteres und Prächtigeres gesehen, und wüßte auch nicht, wie man es hervorbringen könnte, da dies Werk alles vereinigt, was man an geschmackvoller und reizender Pracht nur ersinnen kann. Die Platte ruht auf einem Fuße, der aus einem einzigen Porzellanguß besteht, und hellgoldene Ranken und Arabesken auf dunkelm Lapislazuli-Grunde führt. Dieser Fuß wird von einem dreiwinklichten Postament festgehalten, von einem so reinen, hellen und glatten Maserholz, als man nur finden kann. Die runde Platte ist mit einem köstlichen Goldrand umgeben, in welchem Geschmack und Pracht mit einander wettstreiten. Es befinden sich auf ihr fünf große Gemälde von Georget: Apollo und die vier Jahreszeiten, um welche Kameen der zwölf Zeichen des Thierkreises rings umher, die einen grauen Grund zu diesen blühenden Bildern ausmachen, aus welchem diese sich noch frischer hervorheben. Das Bild des Frühlings ist Zephyr mit Flora, vom gaukelnden Kreis der Liebesgötter umgeben, der Sommer, die majestätische Ceres, auf dem Drachenbespannten Wagen mit lodernder Fackel die verlohrne Tochter suchend. Das Bild des Herbstes, eine köstliche Landschaft, wo im Wiesengrunde die süße Geliebte des Bacchus Erigone schlummert, in üppige Träume versenkt, und die purpurne Rebe mit Innigkeit an Busen drückend, indeß Bacchus und Amor sie bei

lauſchen. Wer iſt der ſilberlockige Greis mit begeiſtertem Antlitz, in der einſamen Halle am Feuer, der mit liebevoller Sorgfalt den blühenden, loſen Knaben wärmt? Wie könnte man in ihm Anakreon verkennen? Dieſe Bilder ſind vom anmuthigen und üppigen Geiſt der mythologiſchen Fictionen beſeelt, und ſowohl in Anſehung der reinen und lebendigen Zeichnung, als der blühenden Harmonie der Farbe zu preiſen.

Noch könnte ich hundert vorzügliche Gegenſtände nennen und preiſen, da ſich hier alles vereinigt findet, was man nur erſinnen kann, an geſchmackvoller Form und ſauberer Ausführung. Noch iſt zu bemerken, daß die neuen Arbeiten an Vollkommenheit die ältern weit übertreffen, und daß in dieſer Werkſtatt auch unbedeutende Kleinigkeiten den Stempel der Lieblichkeit und des Geſchmackes tragen.

XIX.

Die Industrie-Ausstellung.

Im Palais du corps Legislatif

1806.

Laſeſt Du nicht oft in tauſend und einer Nacht von den unterirrdiſchen Gewölben, die, von unzählichen Lampen erleuchtet, mit allen Schätzen der Welt geſchmückt, den überraſchten Finder blendeten und entzückten? So kannſt Du Dir ungefähr einen Begriff von den Schätzen machen, die hier, aus allen Theilen des großen Reichs aufgehäuft, die Sinne dergeſtalt überraſchen und feſſeln, daß keine Zeit zur Betrachtung bleibt.

Welch ein Anblick! In einen engen Raum vereinigt und Deiner Neugier preisgegeben iſt das Werk von Millionen Händen, von Jahren der Sorge und des Sinnens! Die Wohlfahrt von unzähligen Familien, der Ruhm und die Freude des fleißigen Bürgers erſcheint in prunkloſer

Hülle neben den stolzen Werken der Prachtliebe, in sich selbst schön durch Nützlichkeit und soliden Werth; und da, wo der erstaunte Beschauer den Prunk der Fabelwelt und den Glanz der Götter erblickt, da wird er von den tausendfachen Werkzeugen, die für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens erschaffen sind, in das Gebiet seines eignen Wirkens zurückgerufen.

Was kann ich Dir herausheben von den unzähligen Geräthschaften, die theils dem Ueberfluß, theils der Erleichterung der Mühseligkeiten des wirthschaftlichen Lebens gewidmet sind? Wo soll ich anfangen, und wann könnte ich aufhören? Eine Menge neuer Erfindungen verdienen Aufmerksamkeit und Beifall, wenn dies Fach nicht mathematische und physikalische Kenntnisse erfoderte, die einer männlichen Feder gehören. Vor allem thut es mir leid, mich nicht bei denjenigen Instrumenten aufhalten zu können, deren Hauptzweck das Zeitersparen ist; denn man kann nicht genug darauf sinnen, durch Oekonomie das Gleichgewicht wieder herzustellen, das man theils durch willkührliche, theils durch unwillkührliche Verschwendung der Zeit verliert. Ach! Sorge und Mangel an innerer Ruhe sind die gefährlichsten Räuber der Zeit, und wüßten wir stets in unserer Lage Harmonie und Ordnung zu erhalten, wir dürften dann nicht so ängstlich auf Ersparniß der kurzen Lebensfrist sinnen.

Die reichen Produkte des Luxus und der bürgerlichen Betriebsamkeit sind in einer Menge Säle des großen

Pallaſtes Bourbon vertheilt. Bei der Menge, die hinzuſtrömt, hätte man ein größeres Lokale wählen können, denn die Gegenſtände ſind nicht ſowohl zuſammengehäuft, als auch die Gänge, die frei gelaſſen worden, ſehr ſchmal ſind, ſo daß ſich immer eine Idee von Kleinlichkeit mit dieſer Pracht verbindet. Man hat hier noch nicht den Allgemeinſinn der Einheit, es ſieht noch immer alles aus, als wäre es ausgekramt. Dies ſollte bei der jetzigen Meße nicht der Fall ſeyn, da es eher darauf abgeſehen iſt, eine Ueberſicht des allgemeinen Geiſtes der Induſtrie zu geben, als ſchöne und glänzende Dinge zur bunten Ergötzlichkeit aufzuſtellen.

Für das Publikum iſt eine wohlthätige Einrichtung getroffen worden, welche die bonne Société mit dem Pöbel auſſer Colliſion ſetzt. Der Pallaſt iſt von 12 Uhr an jedermann geöffnet, von 8 bis 12 nur denjenigen, die eine Charte mitbringen, die der Miniſter des Innern austheilt. Dieſe Charten werden nur bekannten Perſonen gegeben, und ſo bringt man hier den Morgen in ruhiger Beſchauung und unter wohlgeſitteten Perſonen zu. Um zwölf Uhr entfernt man ſich, und der Hof des Pallaſtes iſt mit Bedetten angefüllt, die mit gezücktem Säbel das wilde Zuſtrömen der Menge verhüten, und nicht mehr Menſchen hineinlaſſen, als ſo viel, daß man eben Luft ſchöpfen kann. Man findet hierin keine Ariſtokratie. Dieſe Vorſichtsmaßregeln ſind höchſt nothwendig in einer Hauptſtadt, wo aus allen Ländern nichtsnutzige Menſchen zuſtrömen, und wo die Maſſe des Pöbels zu groß iſt.

Der Eindruck des Morgens iſt vortheilhaft. Der ſchönſte, fürſtliche Putzſaal kann nicht ſolchen Glanz und ſolche mannichfaltige Pracht vereinigen, als z. B. der Saal im erſten Stockwerk, wo die friſcheſten Tapetengemälde, die köſtlichſten Lüſtres, und die reichſten Produkte der Juwelier- und Goldarbeiter-Magazine, und der Porzellanfabriken von Sevres und Dihl glänzen. Hier, wo am Morgen die Quinteſſenz der guten Geſellſchaft vereinigt iſt, und wo das Bild der ſchön geſchmückten Pariſerinnen und die Pracht der Säle in köſtlich verzierten Spiegeln verdoppelt wird, hier athmen die zarten Düfte, welche ſeit kurzem aus der großen Welt den ſtarken Geruch des Muskus verdrängt haben, Düfte, von Frühlingsblumen entlehnt, und weder fade noch Nervenreizend. Hier erſchallt eine ſanfte Muſik von den ausgeſtellten Inſtrumenten, und der helle Schein der Morgenſonne beſtrahlt das Gold, und läßt die köſtlichen Kriſtalle der Kronenleuchter in tauſendfachen Farbenſpielen erglänzen. Es iſt und bleibt wahr, daß man ſo etwas nur in Paris ſehen kann, und daß man zuvor nie in Paris ſo etwas ſah. Nur London könnte ein ähnliches, vielleicht noch ein reicheres Schauſpiel darſtellen. Doch ſelbſt in London kann ein ſolcher Anblick nicht viel ſchöner ſeyn, als hier, ſeit der Franzoſe ſeinen Ehrgeiz auf alle die ſinnreichen Gegenſtände gewandt hat, welche vordem nur in England zu finden waren, und ſeit eben dieſe Gegenſtände nicht ſowohl nützlich und ſchön gearbeitet ſind, als auch größtentheils in ſchöner Form.

Ehe ich zum Lobe und zur Beſchreibung übergehe, kann ich mir einige unvortheilhafte Bemerkungen nicht verſagen.

Ehe ich die Ausſtellung beſuchte, fand ich in einem Journal folgende Worte:

„In Spitzen-Arbeit befindet ſich hier das Bildniß „des Kaiſers, und dies iſt vielleicht das erſtemal, daß die „Spitzenarbeit an Ausdruck und Aehnlichkeit mit der Ma„lerei wetteifert.“

Ich ſuchte die geprieſene Arbeit, und fand eine wahre Erbärmlichkeit, wie man ſich leicht denken kann.— Bei einem Artikel des Buches, welches das Miniſterium des Innern über die Ausſtellung herausgegeben, glaubt' ich weniger getäuſcht zu ſeyn, als ich folgendes las:

„Vorzüglich wird man 25 Stickereigemälde bewun„dern, von Madame L'Huillier, mit unglaublicher Ge„duld und Geſchicklichkeit verfertigt: die Frucht von 13 „Jahren langer Arbeit, und von den geſchickteſten Sticke„rinnen als das Meiſterſtück ihrer Kunſt betrachtet.“

Ich hatte in Berlin die köſtlichen Werke der Madame Schröter, und der beſcheidenen und liebenswürdigen Demoiſelle Goldſchmith geſehen. Dieſe vortreffliche Künſtlerin ſtickte ſo ſchön, daß man ihre Figuren und Bildniſſe, ſelbſt neben dem Gemälde und neben dem Kupferſtiche,

nur durch Anfühlen unterscheiden konnte. Desgleichen hatte ich vortreffliche Sachen von der achtungswürdigen Karoline Rudolphi in Hamburg gesehen, konnt' ich etwas anders erwarten, als Arbeiten von ähnlicher Schönheit? Ich fand ganz gewöhnliche Stickereien, die man weder fern noch nahe für Gemälde halten kann, und in denen durchaus kein malerisches Verdienst des Effects liegt, in denen auch selbst, was die Nadel betrifft, nichts Erhebliches ist. — Doch genug davon, und gehen wir zur nähern Beschauung über.

Laß uns zuerst den sechsten Saal übersehen, der eine Vereinigung von Pracht und Geschmack darbietet, von der es wohl nie ein Beispiel gegeben.

Stelle Dir die kostbarsten Werke aus den Magazinen der Goldarbeiter und Juweliere Odiot, Mitot, Olivera, Biennais, Guion; die Arbeiten aus der Vergoldungsfabrik des berühmten Ravrio; der eleganten Magazine von Duport und Thomire Dutemme, die reichen Möbeln von Jacob, die köstlichen Stutzuhren von Galle, die vortrefflichsten Gemälde aus den Gobelins und Beauvais, den kaiserlichen Service Olympique und andere der vortrefflichsten Arbeiten aus der Manufaktur von Sevres, und der von Gerhard Dihl, kurz die Quintessenz der Pracht eines großen Reichs vereinigt vor. Dazu das Spiel der in diesem Saal ausgestellten Melo-Harmonica, und zur Abwechslung das der Harfen von Cousineau, die hier in

den prächtigsten Formen zur Schau stehen. Es ist wahrlich ein imposanter Eindruck! Auch kannst Du Dir keinen Begriff von der zuströmenden Menge machen. Seit einigen Tagen, wo die Einlaßkarten allgemeiner geworden sind, und wo sich oft auf eine Karte eine ganze Gesellschaft hineinstiehlt, sind selbst die Morgenstunden nicht mehr so gut zur Ansicht, als vorher, und des Morgens um acht und zehn ist es beinah so gedrängt, als um 1 Uhr. Das Publikum kann sich an diesen Merkwürdigkeiten nicht satt sehen. Ich zweifle, daß es in dieser Menge viel Käufer giebt, und es ist erfreulich, daß die reichsten dieser Sachen Bestellungen des Gouvernements sind, denn in Paris selbst ist mehr Neugier, als Kauflust.

Unter diesen glänzenden Ueppigkeiten findest Du an einem Fenster eine ältliche Bürgersfrau mit artigen Arbeiten von bunten ausgelegten Stroh. Neben ihrer Arbeit einen Zettel: Marie, artiste en paille. Diese Arbeiten sind wirklich das Werk einer ungeheuern Geduld, und eben nicht geschmacklos; auch ist die ausgestellte Commode und der Toilettenkorb gut conditionirt; jedoch verdient eine solche Tändelei keineswegs eine Stelle neben der Auswahl von reichen und geschmackvollen Dingen, die hier vereinigt sind. Nichtsdestoweniger hat mich die gute Frau eine halbe Stunde lang amusirt, wo ich sie beobachtete. Sie sitzt da, mit hoffnungsvoller Mine, und zufriednem Selbstbewußtseyn. Die reichen und stolzen Pariser vom ersten Range, die Kunstkenner u. a. gehen diesen Tändeleien vorüber, ohne sie nur eines Blickes zu

würdigen. Nun aber machen dieſe zum Glück für die arme geduldige Seele bei weitem nicht den größten Theil des Publikums aus, ſondern es finden ſich unter den Tauſenden, welche täglich die Säle durchlaufen, wenigſtens neunzig auf hundert, die alles bewundern, was ſie ſehen. Warum? weil es hier iſt. Dieſe gehen an das Fenſter: Ach! ſieh doch! das iſt Stroharbeit? Es iſt nicht möglich! Ja freylich, Stroh! Ey! ſollte man ſich ſo etwas denken: c'eſt ſuperbe! Und nun die gute Frau recht eilig geantwortet: c'eſt de moi, tout cela! und wenn man ſie lobt: chacun a ſon talent. Und das alles mit ſolchem Genuß, wie ſie ſchwelgt! Sie denkt ſich nicht mehr und nicht minder, als daß ihre Arbeiten eben den Rang behaupten, wie die reichen Koſtbarkeiten, denen ſie, Gott weis woher, zugeſellt ſind, und hält diejenigen für Sünder am guten Geſchmack, die ohne Bewunderung vorübergehen.

Gute Marie, artiſte en paille! deine unſchädliche Eitelkeit rührt mich mehr, als ſie mich zum Lächeln reizt; ſie iſt mir zugleich ein Bild des ganzen menſchlichen Treibens und Ehrgeizes. Was ſind dieſe Koſtbarkeiten neben der ewigen Pracht und Majeſtät des Univerſums? Ach! weniger als Stroh und Aſche, neben köſtlichen Werken des menſchlichen Erfindungsgeiſtes — und doch kann der Anblick dieſer Reichthümer den Entbehrenden traurig machen, und den Armen zu Diebſtahl und Laſtern verführen.

Doch laß uns nicht bei dieſer Anſicht verweilen, und

nur die gute Seite des Gemäldes aufdecken. Ich ſehe in dieſem Glanz den Fleiß des Bürgers, die Nutzanwendung menſchlicher Kräfte, den Schmuck eines großen Reiches.

In Paris allein exiſtiren eine Menge großer Fabriken und Waarenlager, die täglich achtzigtauſend Arbeiter in Bewegung ſetzen. Die ausgeſtellten Produkte dieſer Fabriken würden einige Bände anfüllen; ich muß mich auf eine Auswahl des Erheblichſten beſchränken.

Von zwölf Porzellanfabriken iſt eine Auswahl der ſchönſten und reichſten Produkte hier. Die ausgezeichnetſten ſind die aus Sevres und von Dihl; nächſt ihnen Naſt, Darthé, Penyat und Buffinger, Nepvèl, Schoelcher.

Eine Tafel von dreißig Fuß Länge, in der Mitte des prächtigen Saals, trägt den unvergleichlichen Service Olympique. Dieſer Anblick iſt entzückend. Umher ſtehen eine Menge Frühſtücksſervice, Becken, Vaſen und dergl. von der erſten Sorte, unter denen ſich beſonders eine Vaſe, welche die etruskiſchen bis zur Täuſchung nachahmt, durch ſchöne Auswahl der Form, vortreffliches Gelingen der Farbe, und edle Zeichnung der Gruppen auszeichnet. Dieſe Gruppen ſind von Bergeret, der den etruskiſchen Styl ganz vortrefflich und im ächten Geiſt aufgefaßt hat. Die Gegenſtände ſind aus der Lebensgeſchichte des Kaiſers gewählt. Der Kaiſer iſt auf der ei-

nen Seite im antiken Kostüm vorgestellt, und so ähnlich und geistvoll abgebildet, als möglich. Die ganze Ausstellung ist so geschmackvoll, als möglich, angeordnet.

Die Werke aus der Manufaktur von Dihl und Gerhardt erscheinen, wenn gleich nicht eben so prächtig und zahlreich, doch sehr wohl sich ausnehmend, neben dieser kostbaren Ausstellung.

In dieser Fabrik wird auf Porzellan so fein gemalt, als wäre es Miniatur. Ein gutes Brustbild des Kaisers, ein schöner Mondschein-Effect auf einer angenehmen Landschaft, eine liebliche Scene aus Paul und Virginia, wo beide, von dem Rock der Virginia geschirmt, im Gewitter nach der Hütte eilen; ein Sonnenschein-Effect, und eine Kopie nach einem der lieblichsten und frischesten Blumenstücke von Vandael fielen mir als die schönsten auf. Die meisten dieser Gemälde sind von Le Guay, einem Eleven der Porzellan-Manufaktur zu Sevres.

Außerdem hat diese Fabrik schöne Vasen, Becken u. dergl. ausgestellt. Einige Vasen sind von naiver Erfindung. Die Henkel bestehen aus zwei goldnen Böcken, die mit drolliger Neugier in die Vasen gucken, und durch diese Stellung die nothwendige Rundung des Henkels bewirken.

Die ausgestellten Möbeln von Jacob sind ein Serre-bijoux, und ein Spiegel, beide von Maserholz

mit ausgelegten Figuren von Bronze, und der Serre-bijoux mit Inkruſtationen von Perlemutter. Der Serre-bijoux iſt mit Goldarbeit überladen, und in der Manier, wie ehedem die Möbeln für die Königin gemacht wurden. Dieſer Geſchmeide-Schrank iſt geſchmacklos, die Figuren darauf ſind ſteif und ſchlecht gezeichnet, und auf dem Geſims des Schranks eine Menge goldner Tauben mit Halsbändern von Perlen, an denen ein Schloß von Lapislazuli, ſind von unangenehmen Effect. Der Spiegel iſt viel ſchöner gearbeitet, und von einem ganz unübertrefflich gutem Glaſe, das mit den Venetianiſchen Spiegelgläſern zu vergleichen iſt.

Die ausgeſtellten Lehnſtühle, Seſſel, Tiſche u. dergl. ſind darin zu rühmen, daß ſie nicht in ſo ſchwerem Styl gearbeitet ſind, als vor drey Jahren geſchah, und daher zum Gebrauch bequemer.

Von Galle eine Menge Stutzuhren, mit mythologiſchen und hiſtoriſchen Gegenſtänden, und denen viele ſehr prächtig und ſinnreich ſind. Von denſelben mehrere Kronleuchter, von außerordentlich ſchöner Wirkung. Zwei derſelben, himmelblaue geſtirnte Kugeln, um welche die weißen Kriſtall-Kranzen und die goldnen Ketten und Leuchter auf das zierlichſte geordnet ſind, gefallen vorzüglich. Dieſe ſind in mittler Form; auch einige ſehr große Kronenleuchter ſind aus dieſem Magazin ausgeſtellt, die an Geſchmack und Reichthum unvergleichlich ſind.

Von Ravrio, dem berühmteſten Magazin in Paris, Kronleuchter, faſt noch ſchöner, als die von Galle, Uhren und ein Kamin nebſt Zubehör.

Der Kamin, der vermuthlich zu einem kaiſerlichen Zimmer, oder doch wenigſtens zu einem Thronſaal in irgend einem Miniſterium beſtimmt iſt, konnte nicht prächtiger erſonnen werden. Er iſt von ungeheurer Größe, und ſeine Platte von einem ſehr ſchönen, gefleckten Marmor, das Marmorblatt unter der Platte iſt mit ſinnreichen Basreliefs in goldner Bronze verziert. Zwei vortrefflich gearbeitete Figuren in Goldbronze, antik drappirt und von ſchöner und edler Form, leicht und anmuthig ſtehend, dienen der Platte zu Cariatiden. Die Feuerböcke ſtellen zwey Löwen vor. Die zwei Leuchterträger beſtehen aus geflügelten Figuren von antiker Bronze mit goldnen Zierrathen, und ſind von ſchöner Zeichnung und Ausführung. Die große Stuhuhr von der reichſten Erfindung trägt den majeſtätiſchen Adler auf ihrer Spitze; die Figuren ſind: Homer und Kalliope.

Die andern Stuhuhren aus dieſem Magazin ſind wegen der ſchönen Zeichnung und ſinnreichen Stellung der Figuren zu preiſen. Die Gegenſtände ſind: Oreſt und Iphygenia, Oedipus und Antigone, Virgil vor Homers Büſte, u. a. mythologiſche Gruppen, von ſchöner Compoſition und Ausführung. Dies iſt bei dieſen Goldarbeiten, ſelbſt in Paris ein höchſt ſeltner Vorzug. Neben geſchmackvollen Produkten aus dieſem Magazin, ſieht

man auch welche, die ganz barbariſch ſind, z. B. zwei hohe vergoldete Kandelaber, von ganz guter Form, an jedem eine Figur von antiker Bronze, auf dem Poſtament, ſich an den Kandelaber anlehnend, und nur halb ſo hoch, als dieſer, dabei abſcheulich gemodelt. Neben derſelben ein Genius, im widrigſten Geſchmack, der ihr eine Taſſe reicht, und deſſen Gewandt, um die Hüften geſchlungen, hinten wie ein Hahnenſchweif ſich in die Höhe bläht. Auf dem zweiten Kandelaber-Poſtamente dieſelbe Figur, und derſelbe Genius, der aber zur Veränderung eine Poſaune bläſt. — Sollten dieſe Kandelaber auch zur Verzierung einer Kirche beſtimmt ſeyn, ſo bedurften ſie dennoch deswegen nicht ſo ſinnloſer Attribute.

Auch auf den Magazinen der Hn. Thomire du terme, und der Hn. Duport et fils ſind einige Kamine von ſchöner Arbeit und andere prächtige Gegenſtände, als Uhren, Leuchter u. d. hier, jedoch läßt ſich keins derſelben mit Ravrio's Arbeiten vergleichen.

Nicht minder Aufmerkſamkeit verdienen die köſtlichen Gefäße und Geſchirre aus den Pariſer Gold- und Silber-Waarenlagern.

So rein, wie Silber und Gold ſich nur immer läutern laſſen, ſind dieſe Arbeiten, in denen nur die höchſt nöthige Alliage angewandt wird. Die Formen und Verzierungen ſind von ausgeſuchter Schönheit, nur die Figuren gerathen nicht in ſolchen Arbeiten, und ſollten lieber

ganz weggelaſſen werden, da Tiſch-Geſäße zu Speiſen dieſelben leicht entbehren könnten.

Ich übergehe in der Ausſtellung von Odiot die vortrefflichen Suppennäpfe, Kelche, Frühſtückstaſſen und dergl., um mich nur bei einem Becken aufzuhalten, wie in neuerer Zeit wohl nie eins ſo reich und vollendet gemacht wurde.

Es iſt in der hier ſo beliebten Form eines Dreifußes. Drei geflügelte Figuren, die auf einem reichen Poſtament ſtehen, und hohe Palmenzweige tragen, dienen dem Fußgeſtell des zierlichen Waſſertopfs zu Trägern. Die drei Füße, welche von unten auf bis an den Rand des Beckens gehen, ſind in der Form der Pilaſter, und haben mattgoldne Verzierungen auf mattem Silbergrund. Das Becken iſt von der ſauberſten Arbeit im ſchönſten Styl, von außen Matt- und Hell-Silber mit goldnen Verzierungen, von innen vergoldet. Die drei Figuren ſind in mattem Silber, die Platte des Poſtamentes helles Silber, die Arabesken und Blumen, welche dieſe Arbeit zieren, ſind ſo ſauber, ſo leicht und geſchmackvoll gearbeitet, und das Ganze von ſo reichem und anmuthigen Effect, daß man es ſich gar nicht ſchöner erdenken kann. — Aus den andern Magazinen ſind gleichfalls eine Menge ſolcher Arbeiten hier, mit deren Beſchreibung ich Dich nicht ermüden will, da überhaupt ſolche Sachen am beſten durch Zeichnung beſchrieben werden können.

Aus der Kaiſerlichen Manufaktur der Gobelins ſind eine Menge wohlausgeführter Gemälde hier, deren eins beſonders, einen Neger mit Cameel und Pferden vorſtellend, die Malerei bis zur Täuſchung nachahmt, und von äußerſt ſchöner Farbe iſt. Der Neger beſonders iſt ſehr gut ausgeführt.

Ein anderes großes Gemälde aus der Fabrik der Gobelins ſtellt Veſtalinnen vor, in welchen die weißen Gewänder von angenehmer Wirkung ſind.

Ein drittes großes Gemälde eben daher, ſtellt ein Opfer an Juno Lucina vor. Die Kinder darauf ſind ſehr lieblich und von ſauberer Ausführung.

Zwei Gemälde aus derſelben Fabrik in kleinern Dimenſionen ſind ſehr charaktervoll und gut ausgeführt. Heinrich der Vierte, Süly und Gabriele, und das zweite die Scene aus der Jagd, wo bei'm Müller Heinrichs Geſundheit getrunken wird. Zu allen dieſen Gemälden ſind mir die Originale unbekannt.

Die Tapetengemälde von Beauvais verdienen gleichfalls Beyfall und Aufmunterung, wenn ſie gleich nicht ſo beträchtlich ſind, als die aus den Gobelins. Ein kleines Bild in Grau, Braun und Weiß, Vulkans Schmiede vorſtellend, iſt von guter Zeichnung. Die andern kleinen Bilder zu Verzierungen, und Muſter zu Möbeln anwendbar, ſind von artiger Erfindung und prangen mit blühenden Farben.

Die Tapeten aus der Savonnerie können ſich dieſes Vorzugs nicht rühmen. Die Farben ſind matt und eintönig. Es wird in Paris viel Tapeten-Arbeit gemacht, da keine, nur im geringſten elegante Wohnung ohne Fußteppiche beſtehen kann. In dieſen Fußteppichen iſt großer Luxus; ich habe in großen Häuſern welche geſehen, die ſechs bis acht tauſend Livres koſteten, und die mittelmäßigſten hat man nicht unter 200 bis 300 Franken. Die Muſter dieſer Teppiche ſind von unendlicher Mannichfaltigkeit, und von geſchmackvoller Erfindung, und ein Saal oder Putzzimmer bekommt dadurch ſogleich ein reicheres Anſehen.

Verlaſſe nun dieſen Saal der ausgeſuchteſten Pracht, und komm mit mir in die andern drei Säle im obern Stockwerk, wo ſich ein eben ſo reiches Schauſpiel in einer andern Gattung Dir darſtellt.

Hier findeſt Du die Moſaiken aus der Fabrik Bellani's, die reichſten Filigran-Arbeiten, die koſtbarſten Kanten, in Schleiern und Shawls gearbeitet, die herrlichſten Kriſtalle aus der Fabrik vom Mont Cenis, die geſchmackvollſten Stickereien und Seidenſtoffe, Gemälde und Stickereien auf Sammet, gemachte Blumen, ausgeſuchten Putz, als: Fächer, Shawls, Korallen, u. ſ. w., die wunderbarſten mechaniſchen Arbeiten in Uhrwerken, z. B. Kopernikus Syſtem, von dem Uhrwerk der Stutzuhr darunter in Bewegung geſetzt, ſehr ſchöne Porzellanwaaren aus dem Magazin von Pouyat und Buſſine

ger, von Darté, Neppel, Schoelcher u.a. m. die reichſten, gewirkten und geſtickten Stoffe in Sammet, Seide, Brokat u. d. von der Fabrik zu Lyon und aus einigen Pariſer Magazinen, die koſtbarſten Goldarbeiten von Biennais, Goldarbeiter des Kaiſers, der Kaiſerin und der königlichen Familie von Holland, ſehr ſchöne Stahlarbeiten und Stickereien in Stahl, und eine Menge anderer Gegenſtände, zu denen mir Raum und Zeit gebricht.

Die Magazine von Darthé und von Neppel haben Arbeiten aufzuweiſen, die, wenn ſie gleich denen der Manufaktur von Sevres nicht gleich kommen, dennoch an Geſchmack und Eleganz wenig ihres Gleichen haben. Aus der Manufaktur von Darthé reiche, ſehr ſchön gemalte Vaſen, welche zum Schmuck eines prächtigen Salons gewiß ſehr gut paſſen, Frühſtücks-Service und Teller von ſeltner Schönheit.

Aus der Manufaktur von Neppel ein Kamin von Porzellan, für den Kaiſer beſtimmt. Der Proſpectus beſagt, daß die Ausführung eines ſolchen Stückes vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt, wie man es auch leicht glauben kann. Dieſer Kamin hat drei Fuß Höhe und fünf Fuß Breite, der Grund iſt Mattgold, die Verzierungen ſind Figuren von weißem Biſquit. Auf dem Vorderblatte unter der Platte iſt eine Allegorie auf die Siege von 1805, auf der Mitte ein Biſquitfiguren-Basrelief. Auf den Seitenpfeilern die Bildniſſe des Kaiſers und der Kaiſerin, auf der Platte zwei Vaſen in höchſt

zierlicher und edler Form, alles in Porzellan, von sehr artigem Effect, nicht bunt und kleinlich, obwohl nur so groß, daß es für ein Boudoir, oder vielmehr für einen kleinen Sallon paßt. Nur die heroische Allegorie und die Seitenpfeiler mit dem Basrelief des Kaisers und der Kaiserin verderben die Idee von gefälliger Zierde, welche das Ganze anfangs einflößt. Auf den Tellern sind ganz artige Gemälde nach Guerins Hippolit u. a., die jedoch denjenigen aus der Manufaktur von Sevres nicht zu vergleichen sind.

Auch hübsche Frühstücks-Service, Tassen, Schreibzeuge u. d., und eine große Vase, ganz in Heilgold, auf welcher in mattem Golde die Kopien der Jugend des Achilles von Regnault, und einer angenehmen Allegorie von Caraffe.

Aus der Manufaktur von Pouſat eine Gruppe in Biſquit, auf welcher der Kaiser von allegoriſchen Figuren umgeben iſt, und welches die Reſultate des Sieges bei Auſterlitz vorſtellt.

Der Kaiser iſt nicht ſonderlich gerathen, aber die Figur Europa's, ihm zu Füßen, und einige Genien ſind von bezaubernder Anmuth, Schönheit und vortrefflicher Ausführung. Hinter dem Kaiser iſt ein Thierkreis, auf welchem die Zeichen der Monde ſichtbar, in denen der Krieg begann und aufhörte. Dieſe Gruppe iſt eine der beſten Allegorien, die ich in neuerer Zeit geſehen.

Außerdem aus dieſer Fabrik eine Menge Porzellane, die das Feuer aushalten, und deren Malerei und Form recht geſchmackvoll iſt. Unter andern Vaſen Vaſe Medicis, von Gold mit gemalten Zierrathen in Hellgold, und mit Blumenranken von ſehr fein gearbeiteten, weißen Porzellanblumen.

Von Breguet ſehr ſchöne Uhren, unter andern eine, Namens a Parachute, deren Idee ſehr ſinnreich iſt, und die man mit Gewalt auf die Erde werfen kann, ohne daß ſie dadurch im geringſten leidet.

Von Boſeuſchen, einem Hannoveraner, den der Marſchall Prinz Bernadotte nach Frankreich kommen laſſen, eine ſehr ſchöne Wanduhr mit einem Conzert von Flöte und Fortepiano, das fünf und zwanzig Stücke ſpielt, durch fünf Cylinder, die man nach Belieben umwechſelt. Desgleichen eine Nachtuhr, die in einer Dekorationsvaſe enthalten iſt. Dieſe Nachtuhr iſt ſo eingerichtet, daß man nur eine Kartouſche der Vaſe umdrehen darf, ſo erſcheint ſogleich, auf welcher Gegend des Zimmers man hingedreht hat, ein lichtes Uhrblatt im Dunkeln, worauf die Stunde bezeichnet iſt.

Von den Gebrüdern Robin, welche die Talente und Einſichten ihres Vaters geerbt haben, mehrere mechaniſche Inſtrumente und Uhrwerke. Von Oudin, Louis, Lepaurte, Pons, Janvier, Bourcier und L'épine, die ausgezeichnetſten und ſinnreichſten Uhrwerke.

Von Schey Stahlarbeiten von der schönsten Politur, unter denen ein artiges Toilettentischchen mit ausgelegtem Stahl, und einige Lichtputzen von ungewöhnlicher Form mir auffielen. Auch sehr schöne Halsketten, Armbänder, Degengefäße u. d. von Stahl, die von nicht sauberer Arbeit seyn können.

Aus der Manufaktur der Kaiserin von Mont Cenis Kristalle von unvergleichlicher Schönheit und von der höchsten Pracht. Diese sind zu Geschenken an fremde Höfe bestimmt. Ein Kronleuchter, der durchaus einen Springbrunnen vorstellt, ist von sehr schönem Geschmack und ungemein brillantem Effect, ein wahres Kunstwerk.

Von Coudray, Ordenskreuze der Legion d'honneur in großem und kleinem Format, in so sinnreicher Verschiedenheit, und so fein gearbeitet, wie sonst die Maltheserkreuze waren. Dies ist die feinste und sauberste Miniatur der Goldarbeit, und die Kreuze sind in einem weit edlern Styl und weit prächtiger, als die ersten, welche ausgetheilt wurden.

Von Biennais silberne und goldne Gefäße von schöner Form und Ausführung, die Figuren darauf sind besser gelungen, als die von Odiot u. a. Ein großes Necessaire, auf Reisen zu gebrauchen, mit goldnem Becken, und goldner Kanne, von der reichsten und lieblichsten Form, und mit allen möglichen Geräthschaften von der kostbarsten und feinsten Arbeit versehen.

Eine Menge Arbeiten aus dem Magazin des Hrn. Belloni, eines Italieners, unter denen einige vorzügliche Sachen, die jedoch den italienischen Mosaiken nicht zu vergleichen sind. Viele sind unglaublich geschmacklos und von schlechter Zeichnung. Ein Bildniß der Beatrice Cenci nach Guido Reni ist sehr schlecht, so wie viele andere Sachen. Verzierungen und Vögel sind von artiger Zeichnung. Ein runder Tisch von nicht übeln Effekt ist ausgestellt, jedoch werden die Bemühungen vermuthlich unnütz seyn, durch welche diese Anstalt populär gemacht werden soll, da diese Mosaiken nicht dicht und solid genug sind, um dem Gebrauch zu widerstehen.

Aus der Fabrik der Gebrüder Deuceillière gemachte Blumen in Töpfen. Diese sind den wahrlich bezaubernden Blumen der Madame Roux, von der ich schon im ersten Theil bei Gelegenheit des Blumentisches in Malmaison sprach, nicht zu vergleichen, jedoch schon von außerordentlicher Schönheit. Ein Narzissentopf fiel mir beswegen auf, weil seine Blätter eine feuchte und opake Transparenz haben, wie natürliche Narzissen. Auch eine Hortensia ist von großer Schönheit. Die grünen Blätter sind jedoch nicht gut genug gearbeitet.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die Gemälde auf Sammet von Gregoire. Sie werden in fürstlichen Zimmern theils unter Glas zu Pannälen, theils zu Möbeln, theils zu Sopha- und Stuhlüberzügen angewandt. Sie sind von einem unglaublich leichten und blühenden

Pinsel, und die Modelle sind sehr gut gewählt. Horen und Musen aus dem Herkulanum, Grazien nach antiken Gruppen, Jungfrauen nach italienischen Meistern, unter denen eine schöne Kopie der Madonna della Seggiola, Bildnisse des Kaisers nach Gerard und Gros, Blumenstücke nach Vandael und Vanspandonk, und Verzierungen, Ranken, Arabesken, die von einem so brillanten und frischen Effect sind, wie die schönste Stickerei.

Von Stickereien sind die vortrefflichsten Produkte des französischen Fleißes hier. Aus den Pariser Anstalten nenne ich Dir als die vorzüglichsten das reiche Magazin von Leroux und Delasalle, auf Sammet und Seide zu Möbeln, Kissen, Shawls, Kopfputz und Roben. Von Levacher ganz kostbare Seidenzeuge, desgleichen von Fleury Delorme, Esnault und Charpentier, Sticker der Kaiserin. Von Denué, einem Magazin, das hauptsächlich elegantes Kinderzeug arbeitet, einige außerordentlich kostbare und geschmackvolle Kinderanzüge, nebst einer soliden und prächtigen Wiege. — Unter den Stickereien auf Sammet, Silberstoff, Seide u. d. bemerkt man eine Menge Altarschmuck von ausgesuchter Schönheit und Pracht.

Aus der Porzellan-Manufaktur von Dagoty sehr schön verzierte und artige Teller mit heiligen Familien nach Raphael und Andrea del Sarto, ziemlich geistvoll kopirt, nebst einer Menge Zierrathen, Becken, Tassen u. s. w. von schöner und sauberer Arbeit.

Aus der Porzellanmanufaktur von Schölcher ein Teller mit der h. Jungfrau La Giardiniera von Raphael, weit beſſer kopirt, als man von Porzellan-Arbeit erwarten ſollte, und ſo rein als fein ausgemalt.

Eine der ſchönſten Porzellan-Ausſtellungen iſt die von Lefebvre und Caron. Hier ſind unter andern zwei Landſchaften, ganz vortrefflich ausgemalt mit ſchöner Perſpective, von einem jungen Künſtler Namens Langlacé. Auch große reiche Vaſen, mit vortrefflicher Malerei, und Teller mit ſchönen Blumenranken, wie auch Blumenſtücke, ſo gut gerathen, ſo fein wie Aquarell, und ſo effectvoll, wie Oelgemälde. Auf den Tellern allerliebſte Figuren von Genien und Amorn, die gewiß vielen Beyfall verdienen.

Von Madame Fayet eine artige Landſchaft, den Kupferſtich nachahmend, recht ſauber geſtickt, und weit vorzüglicher, als die geprieſenen Landſchaften der Madame L'Huillier.

Ich werde mich hier über die mannichfaltigen Tucharbeiten nicht auslaſſen, von denen Proben ausgeſtellt ſind, und bemerke nur, daß ſie von unübertrefflicher Schönheit ſind.

Laß uns nun, eine Menge Gegenſtände übergehend, deren Beſchreibung mich zu weit führen würde, die Ausſtellung der Manufaktur von Camille Pernon aus

Lyon überſehen. Dieſe unvergleichliche Anſtalt, welche vor der Revolution an 20,000 Arbeiter beſchäftigte, war ganz verfallen, als Bonaparte ſich ihrer annahm. Sie fängt wieder an in Flor zu kommen, und beſchäftigt jetzt 200 Arbeiter. — Dieſe Zahl, ſo klein ſie gegen 20,000 iſt, hat dennoch Gewicht, wenn man bedenkt, wie viel dazu gehört, einer verſunkenen Anſtalt wieder aufzuhelfen, zumal da in Paris ſeit lange nichts anders Mode war, als Baumwollenzeuge, indiſche Muſſeline, geſtickt und gewirkt, kurz weiße Zeuge, die man jedoch auch in Seide ſehr elegant und koſtbar haben kann, die aber die Kaprice der Mode durchaus indianiſch und engliſch verlangte.

Seit lange hat der Kayſer den Wunſch geäußert, bey Hofe Lyonner Stoffe zu ſehen; es iſt noch wenig darauf geachtet worden. Die Fabrik beſteht bis jetzt nur durch die Beſtellungen des Kaiſers und durch Arbeiten für das Ausland, beſonders für die Türkei.

Ich bemerkte zuerſt vier große Landſchaften, an denen bloß der Himmel gemalt iſt, die Figuren ſind gleichfalls geſtickt, der vortreffliche Baumſchlag iſt in Chenille. Der Arbeiter hat 16 Jahr an dieſen Landſchaften zugebracht, die wirkliche Meiſterſtücke ſind; ſie wurden unter der alten Regierung beſtellt, und ſind während der Revolution fertig geworden.

Eine große Tapete, zu Zimmerbekleidungen brauchbar,

von purpurnem Sammet mit weißen Blumen von außerordentlich schönem Muster.

Ein Tapetenstoff von dunkelblauem Grund mit mattgoldenen, schräglaufenden Arabesken, zwischen denen mattgoldene Blumenranken durchlaufen, von einem ganz herrlichen Effect und so reich, als elegant.

Ein himmelblauer Stoff mit Silberranken und Blumen, gleichfalls zu Zimmerbekleidungen, und viele andere von seltnen und ausgewählten Mustern und köstlicher Arbeit, wie z. B. ein reicher, starker Silberstoff von Mattsilber, mit geschmackvoller Stickerei von Blumen und Aehren in Mattgold, mit Hellgold auf das prächtigste und effectvollste erhoben.

Zu Zimmerbekleidungen auch schwarzer Atlas mit hetruskischen Figuren von recht angenehmen Effect.

Zu Roben, weißer Atlaß, stark und reich, silberglänzend, und eine französische Elle breit; dieser kostet die Elle 30 Franks, und ist von der möglichsten Vollkommenheit.

Die herrlichsten Stickereien zu Stühlen und Sophas, auf Sammet, Seide, Atlas, Silberstoff, worauf die Blumen täuschend nachgeahmt sind, wo ein Muster mit dem andern an Eleganz, Reichthum, lieblicher Farbengebung, schönen Nüancen wetteifert. Der Fleiß, mit wel-

chem all dieſe Arbeiten ausgeführt ſind, iſt unbegreiflich; man ſollte denken, ſie wären nicht zu bezahlen.

Aus vielen Pariſer Magazinen ſind Arbeiten in d e ſem Fache hier, aber nicht eine derſelben giebt auch nur einen Begriff von der Schönheit und Vollkommenheit dieſer köſtlichen Werke.

Für den Kaiſer zwei Teppiche zu Zimmerbekleidungen, von äußerſt ſauberer Ausführung und angenehmen Muſter mit Arabesken, Verzierungen und Figuren auf weißem Grunde, auf der Spitze ein Pfau, deſſen bunter, ausgebreiteter Schweif auf das vortrefflichſte mit ſeinen glänzenden Farbenſpielen ausgeführt iſt. Dieſe Tapeten werden gleich nach der Ausſtellung abgeholt werden.

Arbeiten mit Blumenſtickerei, Kaſchmir-Façon nachahmend, eben ſo fein und köſtlich, wie dieſe, und ſo, daß ſelbſt der Grund nicht vom Kaſchmir zu unterſcheiden iſt, zu Weſten, Kopftüchern u. dergl., die Elle 50 Franks.

Noch zeigte man mir einen köſtlichen Stoff, auf einer Seite Silber, auf der andern Gold, von unglaublich ſchwerer Ausführung. Von dieſem Stoff hat der Kaiſer 25 franzöſiſche Ellen dem Großherrn geſchickt, welche zu Gardinen beſtimmt ſind, mit einer Garnitur von leichtem Silberſtoff mit goldnen Blumen und Arabesken, welche von außerordentlicher Schönheit und köſtlicher Arbeit iſt.

Auch ein Kiſſen aus dieſer Fabrik iſt für den türkiſchen Kaiſer beſtimmt; man zeigt es ſelten, und bringt es nicht an die Luft, damit der Staub es nicht verdirbt. Dies Kiſſen iſt von einer Pracht, welche alle Ideen, welche man von orientaliſcher Pracht hat, verdunkelt. Es iſt matter Silbergrund, mit Goldlahn, purpurnem Sammet und Matt- und Hellgold geſtickt, aber ſo reich, und doch ſo zierlich und freundlich, wie man nur etwas erſinnen kann.

Der Aufſeher war ſo gütig, mir auch die Brokate zu zeigen, von denen er an 300 Proben in einem Buche aufbewahrt, und welche für den türkiſchen Hof gearbeitet werden. Die Pracht und Lieblichkeit dieſer Stoffe iſt unausſprechlich, in eine Feenwelt verſetzt, wechſelt das Auge Entzücken mit Entzücken. Friſche Frühlingsfarben mit dem Thauglanz des Silbers und Goldes erhoben und verwebt, — der Schmelz der Wieſen und der Flügel des Schmetterlings ſind allein dieſen Herrlichkeiten zu vergleichen. —

Ich ſtellte mir bei'm Anblick dieſer Zeuge einen Serail voll junger Schönheiten vor, in dieſer Pracht, die, durch den Schmuck der Edelſteine und durch die Anmuth und Jugend der Cirkaßierinnen erhoben, ganz entzückend ſeyn muß. — Wie weit reizender ſind dieſe Stoffe, als alles, was in Europa getragen wird, und wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß ſie hier Mode würden!

Aus vielen Magazinen iſt an Shawls und Stoffen zu Roben die vortrefflichſte Auswahl hier, gefällige und leichte Muſter, dem jetzigen Geſchmacke angemeſſen, und nicht minder prächtig, als die ſchweren und nichtsſagenden altfranzöſiſchen Stoffe. Es wäre Unrecht, wenn man den jetzigen Moden nachſagen wollte, daß ſie bloß gefallen, weil ſie Mode ſind. Die meiſten ſind ſo hübſch und ſinnreich, daß ſie nur einen Fehler haben, nämlich den, nicht Mode zu bleiben. Das beſte Mittel, immer ſchön gekleidet zu ſeyn, wäre wohl eine Nationaltracht, dazu müßten aber die Franzöſinnen erſt nicht mehr Franzöſinnen ſeyn, denn was ſie heut getragen haben, dünkt ihnen morgen abſcheulich, und es iſt einer jeden unter ihnen darum zu thun, anders als eine andere zu erſcheinen. Uebrigens würde dadurch alle Triebſamkeit, und ein groſſer Theil des Erwerbs der Modehändlerinnen, Lingeren u. dergl. verloren gehen, denn die Menge von Waarenlagern in Paris, welche ſo viel tauſend Hände in Stickereien und Näthereien beſchäftigen, würde zu Grunde gehen, wenn es einer Frau von Ton erlaubt wäre, zweymal in demſelben Anzug zu erſcheinen, und wenn nicht etwas, das heute Mode war, in vierzehn Tagen lächerlich würde. Paris könnte ohne dieſe Sucht der Neuheit nicht beſtehen, und wäre dies alles nicht ſo, wie es vor Zeiten war, ja noch weit prächtiger, ſo würde Paris nicht wieder aufgelebt ſeyn. Es iſt zum Erſtaunen, wenn man Paris vor ſechs Jahren geſehen hat, man kennt es nicht wieder. Selbſt im Sommer und in Kriegszeiten ſind die Straßen voll Gewühl und Leben, im Innern der Stadt Abends iſt

es durch die erleuchteten Wohnungen, Waarenlager und Kaffehäuser so hell, wie am Tage; und wenn man sich in denselben Straßen befindet, wo man ehedem vor Schmutz, alten Gebäuden und eklen Gegenständen nicht athmen und fortkommen konnte, so sieht man jetzt alles voll Anstalten zum Putzen, zum Wegräumen, zum Ebnen und zu Verzierungen; denn es ist ein großes Verdienst des Kaisers, und wahrlich keines seiner unerheblichen Werke, daß er dem, für die Reinlichkeit und Schönheit der Stadt gefühllosen Pariser den Sinn für äußere Zier eingeflößt hat, und die Uebersicht einer an vielen Stellen so ersichtlich verfaulten und versunkenen Stadt, und ihre schnellen und wohlgetroffenen Reinigungs- und Verschönerungs-Anstalten sind auf die Allegorie des Stalls anwendbar, den Herkules ausmistete, und wahrlich nicht minder wunderbar, als diese.

Doch laß uns zur Ausstellung zurückkehren, und komm mit mir in eins der untern Zimmer, wo meine Aufmerksamkeit zuerst durch eine schöne Ausstellung von lackirtem Metall aus einer berühmten Fabrik gereizt wurde.

Diese Lackfabrik aus der rue Martel, ehemals Deharne et Dubaux, jetzt Montdoux la Villeneuve, ist jetzt zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß ihre Arbeiten nicht schöner seyn können. Für Form und Malerei ließe sich vielleicht noch etwas thun, doch auch hierin noch weniges.

Die Arbeiten dieſer Fabrik ließen ſich in vier Hauptabtheilungen faſſen:

Lackirtes Metall mit goldner Bronze.

Lackirtes Metall, den Porphyr und den ſchönſten Marmor nachahmend.

Lackirtes Metall, nach einer neuen Prozedur vergoldet, welche die Vergoldung ſehr wohlfeil macht, und welche man abwaſchen kann.

Arbeiten, die franzöſiſcher Lack genannt werden, eine neue Entdeckung, die für Architektur und Handel von Nutzen ſeyn wird. Dieſe Arbeiten laſſen ſich auf lackirte Pappe anwenden, (nicht papier maché, ſondern ganze Stücke), und ahmen die Holzpanäle nach, auch Marmor und andre Steinmaſſen. Derſelbe Laque françois wird auch auf Metall angewandt.

Der Hauptgegenſtand dieſer Ausſtellung iſt eine Vaſe, für das Schloß der Tuillerien beſtimmt; dieſe iſt zehn Fuß hoch, im egyptiſchen Styl. Dieſe Vaſe und ihr Fußgeſtell ſind von rothem Kupfer, inwendig mit einem eiſernen Gerüſt feſtgemacht, und ſehr ſinnreich eingerichtet, daß man ſie auseinander ſchrauben kann.

Das Fußgeſtell iſt in Porphyrgrund lackirt, und mit egyptiſchen Figuren in matt- und hellgoldner Bronze geziert; zwei Gemälde ſind darauf, den Kaiſer im Hospital zu Jaffa vorſtellend, und den Moment des Anfangs

der Pyramiden-Schlacht, wo Bonaparte ſeinen Soldaten zuruft: allés, et songés que du haut de ces monumens quarante Siècles nous obſervent. Dieſe Gemälde ſind ſchlecht. Auf den zwei andern Seiten des Fußgeſtells iſt ein egyptiſcher Kieſelſtein mit einem Adler recht gut nachgebildet.

Die Vaſe iſt von egyptiſchem grünen Marmorgrund, und mit egyptiſchen Figuren, in Silber- und Goldbronze ciſelirt, ausgeſchmückt. Die Verzierungen ſind reich und angenehm, und durchaus nicht überladen. Nichts iſt prächtiger, eleganter und von einer ſchönern Erfindung, als die Henkel von Goldbronze, welche aus gekrümmten, ſechs Fuß langen Schlangen beſtehen, und die Form der Vaſe auf das ſinnreichſte ſchließen.

So reich dieſe Vaſe auch iſt, ſo kann ſie dennoch in eine beſſere Klaſſe geſtellt werden, als in diejenige, zu welcher ſo manche Gegenſtände des Luxus gehören, deren Pracht überſättigend iſt. Man kann dieſe Vaſe oft und gern anſehen, die Verzierungen ſind erfreulich. Die ganze Arbeit iſt von einer nicht genug zu preiſenden Vollendung. Die Steinmaſſen von Porphyr und Marmor ſind ſo täuſchend nachgeahmt, daß man ſie von den wahren Steinen nicht unterſcheiden kann; dies iſt um ſo verdienſtvoller, wenn, wie man verſichert, dieſe Arbeit auch die Solidität des Steins hat. Nur die Sardon-Onix nachahmenden Gemälde ſind überflüßig, und ſollten beſſer ſeyn. Sie ſind von einem Mann, der Talent hat, aber im Druck

der Armuth lebt, unvorgesehener Unglücksfälle wegen; er heißt de Gault, und ist der Sohn des zu Ludwig des Sechszehnten Zeiten beliebten Kameenmalers de Gault. Dieser noch junge Künstler hat vor 4 Jahren einen Tisch aus derselben Fabrik gemalt, den der Kaiser gekauft hat, und der in St. Cloud steht. Die Compositionen auf diesem Tisch sind mythologisch, die Gemälde sind im Brennen etwas verunglückt, aber recht schön componiert. Die Arbeit der Fabrik selbst ist in diesem Tisch an Schönheit der Vase nicht zu vergleichen, denn die Fortschritte sind außerordentlich, welche diese Anstalt seit den Eilf Jahren ihrer Existenz gemacht hat.

Für den Prinz Mürat hat die Fabrik ein Treppengeländer verfertigt, mit antiken Geschmack und kriegerischen Attributen: Lorbeerkronen und antike Palmenzweige, die in die Höhe sprießen, und die Stangen des Geländers bilden. Der Rand besteht aus einem Gebund (Faisceau), die Farbe erdgrüne Bronze und Gold.

Ein anderes Treppengeländer scheint zum Eingang irgend eines kleinen Sommer-Sallons bestimmt zu seyn. Die Stangen sind von Kupfer und versilbert, so wie auch die Vasen. Zwischen jeder Stange eine zierliche Vase mit einer Blume. Die Verzierungen sind golden, d. h. Kupfer, aber vom Golde nicht zu unterscheiden. Die Träger der Stangen sind geflügelte Figuren, von artiger Zeichnung. Dies Geländer läßt sich nach Belieben an-

ſchrauben, abſchrauben, und zum Transport zuſammenlegen; es iſt äußerſt elegant.

Eine Uhr in der Form des Tempels von Tyntiris in Bronze, nach derjenigen Zeichnung, die ſich in Denons Werke befindet, mit allen Säulen, Baſen und Kapitälen, Portiken, Hieroglyphen u. dergl. ciſelirte Arbeit, rother Porphyrgrund, iſt von der feinſten und vortrefflichſten Arbeit, und vom Porphyr nicht zu unterſcheiden. Im Innern dieſes Tempels iſt das Uhrwerk von L'épine, welches die Stunde in der Mitte der Frieſe zeigt.

Ein runder Tiſch, etwa vier Fuß im Durchmeſſer, mit dickem Rand, das Plateau in der Mitte ausgehölt, von angenehmer Form, und gleichfalls von lackirtem Tol in rothem Porphyrgrund. Die Platte ruht auf drei Füßen in Säulenform, die ſich in einem Dreieck ſchließen, das von drei mattgoldenen Klauen gebildet wird. Dies Werk iſt äußerſt merkwürdig wegen ſeiner Regelmäßigkeit und der Schwierigkeit der Ausführung.

Von der neuen Entdeckung des Laque François ſind ſehr ſchöne Arbeiten dieſer Fabrik ausgeſtellt, z. B. ein Pilaſter von 9 Fuß Höhe auf ſeinem Piedeſtal. Das Kapitäl iſt von Metall, mit einem Adler und einer Viktoria verziert, in ſchöner effectvoller Vergoldung.

Ein großes Pannäl von 9 Fuß, auf 5 Fuß Breite,

von einem einzigen Stücke, in todten Matetien lackirt, geäderter weißer Marmorgrund. Dieſe Paunäle ſind wohlfeiler, als die hölzernen, und auch ſchöner, und daher zu Zimmer-Dekorationen zu empfehlen.

Noch über hundert verſchiedene Gegenſtände in neuen und eleganten Formen, und in Anſehung des Preiſes für den Mittelſtand nutzbar, beweiſen die Triebſamkeit und den Geiſt dieſer nützlichen Anſtalt.

Wir dürfen den Nachbar dieſer Fabrik-Ausſtellung Chenavard nicht übergehen. Er hat in demſelben Saal eine Menge Proben von einem Stoff ausgeſtellt, den er ſelbſt erfunden hat, und der von äußerſt ſchönem Effect iſt, indem er alle mögliche Seidenſtoffe, den Sammet, das Tuch und viele andre nachahmt. Auch ohne Hülfe der Malerei laſſen ſich Muſter darauf recht gut ausführen, aber etwas Geſchmackloſeres kann man ſich nicht denken, als alle dieſe Muſter ſind. So z. B. fand ich ein Sopha, auf deſſen Rücken in der Mitte eine Leier, von beiden Seiten ſpringt ein großes Pferd auf dieſe Leier zu, deſſen Leib ſich in eine Arabeske verliert. Auf dem Sitz ſind grüne Drachen. Mich dünkt, es müßte einem in der Nachbarſchaft ſolcher Unthiere bange werden.

Dieſer Stoff iſt vorzüglich zu Tapeten, Teppichen, Stühlen, Canapeen, Fenſter-Drapperien, Sitz- und Kutſchenbekleidungen, Pferde-Schabraken u. dergl. be-

ſtimmt. Der Regen und die Inſekten, rühmt der Erfinder, können ihm nicht ſchaden.

Derſelbe hat auch eine Arbeit ausgeſtellt, die er Phönizisches Pergament nennt, und welche zu Zimmerbekleidungen vortheilhaft iſt. Man kann ſie ſo hoch und breit ausführen, als man will, und man bekleidet damit die Wände, ohne Kleiſter und Leinwand anzuwenden, indem man ſie bloß an den Ecken mit Nägeln anſchlägt, ſo daß man ſie bei'm Ausziehen aus einem Zimmer für ein anderes anwenden kann. Die Muſter ſind angenehm und geſchmackvoll, der Preis iſt mäßig. Dieſelbe Arbeit iſt auch ſo eingerichtet, daß man ſie waſchen kann, ohne daß ſie dadurch leidet.

Verlaß jetzt mit mir das Palais Bourbon, und komm auf den großen Platz vor dem Tempel der Invaliden, wo vier Reihen Portiken mit reichen und nützlichen Gegenſtänden einen angenehmen Anblick gewähren.

Nicht die Menge mechaniſcher Inſtrumente, Maſchinen, Optiken, Barometer, noch die tauſend Uhren aus Beſanzon, noch die reichen und köſtlichen Tucharbeiten, noch die geſchmackvollen Papiertapeten ſollen uns aufhalten, denn es werden ſich Federn genug zu ihrer Beſchreibung finden. Nichts deſtoweniger thut es mir leid, nicht Beſchreibungen und Zeichnungen von den vielfachen neuen Lampen beilegen zu können, beſonders von denen von Jolly, die an Eleganz, an Form und ſchöner

Beleuchtung unvergleichlich sind. Eine Lampe, die keinen Fehler der Lampen hat, weder raucht, noch geschneutzt werden muß, noch sonst berührt, sondern ungestöhrt den ganzen Abend fortbrennt, die leicht zu putzen ist, und dabei die reizendste und freundlichste Form bildet, ist wahrlich ein Schatz für die Einsamkeit. Das dämmernde, wohlthätige Licht, das ganze Zimmer wie ein Vollmond erhellend, und den Augen ein Freund, die Ruhe dieses Lichtes sind für denkende, beschäftigte Personen inspirirend. — Eine solche Lampe ist hier von Joly's Erfindung; der Preis ist mäßig.

Aus der Porzellanfabrik von Nast ist eine schöne Ausstellung hier. In diesem Portikus befinden sich auch die Kaffeemaschinen, von der Erfindung des Cadet de Vaux. Diese Erfindung ist nicht genug zu loben. Man macht den Kaffee mit kaltem Wasser, wodurch die doppelte Ersparniß des Holzes und des Zuckers bewirkt wird, denn das kalte Wasser benimmt dem gemalnen Kaffee alle seine aromatische Parthien, und läßt alles Bittere im Grund zurück, so daß man nur wenig Zucker bedarf. Man braucht nicht mehr Kaffee, als zu dem gekochten Wasser-Kaffee, und er wird eben so stark, und weit aromatischer von Geschmack. — Die Maschine besteht aus Porzellan, weil das Blech Geschmack von sich geben würde. Eine Art Urne, deren Boden ganz kleine Löcher hat, wird mit so viel Maaßen Kaffee angefüllt, als man Personen bewirthen will; diese Maaße werden mitgegeben. Der gemalne Kaffee wird mit einem kleinen Keil festge-

drückt, sodann wird diese Urne auf die Kaffeekanne gesetzt, mit so viel Tassen Wasser angefüllt, als man braucht, und zugedeckt. Wenn man dies Abends vor dem Schlafengehen thut, findet man am Morgen früh seinen Kaffee fertig, den man entweder auf eine dazu eingerichtete Lampe mit Weingeist setzt, oder auch auf Kohlen, in einem Kassrolle mit Wasser, wo man ihn im Marienbade wärmt. Diese Maschinen von eleganter Form, und sowohl weiß als mit Goldranken und Malerei kosten:

Zu zwey Tassen,	weiß 8 Liv.	mit Goldrändern	11 Liv. 15 C.
— vier —	— 10 — 50 Cent.	m. G.	14 — 18 —
— sechs —	— 13 — 50 —	— —	18 — 22 —
— zwölf —	— 18 — — —	— —	24 — 30 —
— zwanzig —	— 25 — — —	— —	31 — 34 —
Zum Reisen	— 6 — — —	— —	7 — 8 —
dito garnirt	— 18 — — —	— —	19 — 20 —
Spiritus-Maschine 1ste Größe.	— 6 — — —	— —	9 — 12 —
dito 2te Größe.	— 10 — — —	— —	15 — 18 —
Lampe z. Weingeist	— 1 — 5 —	— —	1 Liv. 75 C. bis 2 Liv. 50 C.

Aus demselben Waarenlager ist auch eine Büste des Kaisers und der Kaiserin, ziemlich ähnlich und von sauberer Ausführung, ausgestellt.

Von Schlosserarbeiten sind die kostbarsten Sachen hier,

unter andern in dem Portikus vom Schlösser Mayer einige schöne Bettstellen von lackirtem Eisen mit Goldbronze, äußerst elegant, von leichtem Ansehen, bequem zum Transport und von Dauer. Die Rückenwände der schönsten dieser Bettstellen, 3000 Franks theuer, bestanden aus einem Gitter von Pfeilen mit goldnen Federn, schöne goldne Arabesken und Figuren zieren die Ränder, der Preis ist von 3000 zu 300 Franks, die sehr einfach sind.

Auch ein eleganter und schöner Kamin von Eisen, 3000 Franks.

Ein Portikus mit den schönsten Produkten aus der Waffenmanufaktur von Klingenthal ist sehenswerth wegen der unübertrefflich schönen Arbeit. Der Portikus der Spiegelmanufaktur zu Paris ist sehr geschmackvoll. Der Hintergrund ist von einem ungeheuern Spiegel eingenommen, der den ganzen Platz auffaßt, und die überraschendste Täuschung bewirkt, auch von köstlichem Glase ist. An den Seitenwänden sind Spiegelgläser von gleicher Größe ohne Appretur.

Der Portikus von August, dem Silbervergolder, darf nicht übergangen werden. Hier glänzen zwei köstliche Kandelaber von selten schöner Arbeit im Altgothischen Styl für die Kirche von St Denys, für welche überhaupt die reichsten und preiswürdigsten Arbeiten aller Art schon unternommen sind.

In eben dieſem Portikus iſt ein Tiſch, der die Neugierigen anlockt, und wirklich von reicher und ſchöner Arbeit iſt. Wie kann man aber in Paris etwas ſo Geſchmackloſes dulden, als z. B. drei Figuren auf der Mitte des Tiſches, welche eine Art von Teller auf dem Kopfe tragen, auf welchem ein Bacchus ſteht, eben als wollte er dort Seiltänzerkünſte ausüben!

Von Heymann, einem Silberarbeiter, vier große Wagenlaternen für den Kaiſer, von Silber mit goldnen Verzierungen; dieſe ſtellen Harniſche vor, werden ſehr geprieſen und bewundert, und ſind mit dem Licht in ihrem gläſernem Bauch ſo geſchmacklos, als möglich.

Alle reiche und ſchöne Unternehmungen der Kupferſtecher-Arbeiten ſind hier ausgeſtellt, auch die Gebrüder Piraneſi nehmen einen Portikus ein.

Auch die Blinden liefern Sehenswürdigkeiten. Ein Portikus iſt mit ihren wohlgelungenen Arbeiten angefüllt. Indem ich einige Kleinigkeiten kaufte, fand ich dort den intereſſanten Vorſteher dieſes Inſtitus den blinden Daniel Heylmann. Dieſer thätige, geſchickte Mann ſchien mit ſeinem Looſe zufrieden. Er rühmte mir beſonders die Achtſamkeit und Sorgfalt der Blinden, durch welche ſie weit weniger Schaden anrichten, als unvorſichtige Sehende, die ſich zu ſehr auf ihre Augen verlaſſen. Dieſe Blin-

den wollen eine deutsche Zeitung in Paris herausgeben, Namens: der blinde Zuschauer; sie versprechen eine gute Redaktion. Das Motto dieser Zeitung ist aus Shakespares König Lear: and were all the Letters Suns, I wold not see one, I see Feelingly *) — Diese Zeitung wird mit guten deutschen Lettern gedruckt erscheinen. Die Blinden drucken sehr gut Deutsch und Französisch.

Les fastes françoiles, und eine Ausgabe des Racine, und von Jean Lafontaine, großes Format, mit köstlichen Kupferstichen von Didot gewähren einen köstlichen Anblick; man kann nichts Vollkommneres sehen, als diese Typen, deren Sauberkeit, edle Form und elegante Eintheilung ein Meisterstück des Geschmacks sind.

Laß uns bei Gelegenheit der Druckereien in das Palais Bourbon zurückgehen, wo dreizehn Werke von Bodonis Druck mit den Didotschen Lettern an Vollkommenheit wetteifern. Diese Werke bestehen aus dem griechischen Anakreon, klein in 4. 1784.; denselben Litteris quadratis in 4. 1785.; denselben Litteris quadratis klein in 8. 1791.; denselben auf Pergament 1791.; den Aminta von Tasso in 4. 1789., den Arthur Young nach England brachte, und den Druckern in London als ein Mu-

*) Und wären alle Buchstaben Sonnen, ich könnte keine sehen, ich sehe bloß durchs Gefühl.

ſter typographiſcher Vollkommenheit zeigte — denſelben Aminta, groß in Fol. auf Pergament.

Ferner den griechiſchen Theophraſt, wie auch den lateiniſchen, groß in 4., nebſt zwei unedirten Kapiteln; den griechiſchen Tryfiodor, klein in Fol. auf Seide, die Werke von Antonio Allegri, groß in Fol; die griechiſche Hymne an Ceres, groß in Fol., und dabei Lambertis köſtliche Ueberſetzung. Zu dieſer Hymne hat Bodoni dieſelben Typen genommen, die er zum Druck des griechiſchen Homers, groß in Fol. anwenden wird, deſſen Zueignung der Kaiſer angenommen.

Nachſuchungen über die Papirus-Pflanze, von Domenico Cirillo, groß in Fol. 1794. Bref du Pape Pie VI. auf groß Nompareille. Nur drei Exemplare ſind auf holländiſch Papier gedruckt.

Dieſe Ausgaben gehören dem General Junot, ehedem Gouverneur von Parma, Piacenza und Guaſtalla, jetzt von Paris. Sie gehören zu der vollſtändigen Sammlung von Bodonis Werken, die dieſer Herr beſitzt, und der man in Frankreich nur die vergleichen kann, die dem Prinzen von Benevent, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, gehört, und die, welche Prinz Napoleon Joſeph kaufte, als er in Italien in diplomatiſchen Geſchäften reiſte.

Außerdem hat Bodoni auch eine Ausgabe des Vater-Unsers in hundert und drei und funfzig orientalischen und lateinischen Sprachen unternommen, diese wird in kurzem, erscheinen, und ist dem Prinzen Eugen-Napoleon Vicekönig von Italien, und seiner Gemalin zugeeignet. Diese Unternehmung rivalisirt mit einer andern, von Marcel, von welcher wir eben sprechen werden.

Dieser achtungswürdige und gelehrte Mann, Director der kaiserlichen Druckerei, hat die orientalischen Drucktypen in Frankreich auf das sorgfältigste ausgebildet, und läßt die Güsse derselben mit Geschmack besorgen. Selbst in England ist nie etwas so Vortreffliches erschienen. Außer den orientalischen Lettern, die sich schon in diesem herrlichen Etablissement befanden, als er zu dessen Director ernannt wurde, und außer denjenigen, die noch von der Propaganda dazu gekommen sind, hat er diese Stiftung noch mit neuen orientalischen Lettern bereichert, deren Stempel mit aller möglichen Genauigkeit und Zierlichkeit gegraben worden. Unter diesen kann man vorzugsweise nennen:

Einen schönen Bengali-Charakter, der zu einigen Texten gedient hat, welche in der französischen Uebersetzung der Recherches asiatiques gedruckt worden sind, deren erste Bände so eben erschienen.

Die vollſtändigſte Ueberſicht dieſer Lettern gewähren das, in einem Portikus ausgeſtellten Specimen des Vaterunſers in 150 Sprachen gedruckt, das dem Pabſt überreicht wurde, als er in Paris war. Das Chineſiſche Vaterunſer iſt mit den Lettern gedruckt, die der berühmte Fourmont geſtochen hat. Ferner bewundert man einen ſchönen Tartar-Mantſchou-Typus, einen Thibet, Bengali, Malabar Chingaliſch, Estranghelo, modernes Syriſch, Chaldäiſch, Hebräiſch, Arabiſch, Perſiſch, in ſchönen taliſchen Charakteren, Türkiſch u. ſ. w.

Außerdem haben hier die Orientaliſten die ſo erſehnte arabiſche Chreſtomathie vom Hn. Silveſtre de Sacy gefunden, die noch nicht verkauft wird, und die der berühmte Verfaſſer derſelben dem Kaiſer erſt kurz vor ſeiner Abreiſe überreicht hat. Die beſten Hiſtoriker und die berühmteſten Poeten ſind die Quellen, in denen Herr von Saky geſchöpft hat; z. B. Fakhr-eddin, Makrizi u. a. für den hiſtoriſchen Theil, Schanfari, Tantarani, Motanebbi, aboul-Faredh, Hariri für die Poeſie und Beredſamkeit. Auch eine diplomatiſche Abhandlung von großem Intereſſe hat der Verfaſſer ſeinem Werke einverleibt, in der Abſicht, den diplomatiſchen Styl jungen Leuten bekannt zu machen, welche in den Angelegenheiten des Kaiſerthums mit dem Orient angeſtellt ſind. Dieſe köſtliche Sammlung ſchließt mit einem Stücke über die Naturgeſchichte von dem Adjaib al Makhloukat von Kazwini, die beſte Abhand-

lung über dieſe Wiſſenſchaft, welche die Araber beſitzen. Silveſtre de Sacy's Zögling: H. Chézy hat auf deſſen Auftrag die Kopie und Ueberſetzung dieſes Stückes beſorgt. Wie ſüß muß ſeine Empfindung geweſen ſeyn, als er die Lobeserhebungen las, mit denen ihn ſein würdiger Meiſter in der Vorrede der Chreſtomathie beehrte!

Die Orientaliſten werden hier auch mit Vergnügen, den Text des Apologs von Saady: die Nachtigall und die Ameiſe finden, gedruckt mit einem neuen Perſiſchen Charakter, und ſo genau und deutlich, daß Türken und Perſer, die ſich hier befanden, ſie ſogleich und ſchnell ablaſen.

Der intereſſanteſte Theil dieſes Werkes, das aus einem Bande Text und zwei Bänden Ueberſetzung beſteht, ſind die hiſtoriſchen und philologiſchen Noten, die Hr. von Sacy zu Ende jedes beſondern Stückes hinzugefügt hat, und deren Gelehrſamkeit und Klarheit eines ſo großen Orientaliſten würdig ſind.

Aus dieſer hingeworfenen Skizze, welche die manchfaltigen Produkte der diesjährigen Ausſtellung bei weitem nicht alle enthält, und in welcher die wichtigſten Zweige der Wiſſenſchaften übergangen ſind, kannſt Du Dir einen Begriff von dem triebſamen Streben machen, mit wel-

chem die Bewohner dieſes Reiches nach Ehre und Beifall ringen. Der größte Tadel, der auf dieſe Arbeiten fallen kann, iſt: daß alles faſt ohne Ausnahme zu ſehr für die Reichen berechnet war, und zu wenig für den Mittelſtand. Dieſer achtungswürdigen Klaſſe iſt Beſchränktheit und harmoniſche Umgebung ſo heilſam und ſo wohlthätig, und für ſie müßten liebliche Formen der Geräthe, und wohlfeile Werkzeuge von artigem Anſehen erfunden werden, welche ihr Auge für den Mangel an Reichthum ſchadlos hielten, und nach der Mühe des vollbrachten Tagewerks freundlich erquickten.

Druckfehler im Erſten Theil dieſes Werks.

Pagina	11	Zeile	8	v. u.	ſtatt	care ſelve beati	ließ care ſelve beate
—	17	—	6	— —	—	Roue	ließ Roux.
—	20	—	3	— —	—	geſpendet	l. geſchenkt.
—	34	—	11	— —	—	Liebesentzündung	l. Liebesentzückung.
—	142	—	18	— —	—	Johnſon	l. Jones.
—	—	—	20	— —	—	Criſnus	l. Criſna.
—	—	—	—	— —	—	Arjume	l Arjuna.
—	143	—	11	— —	—	Govinta	l. Govinda.
—	—	—	28	— —	—	Opaſa	l. Viaſa.
—	—	—	24	— —	—	Ovaſa	l. Viaſa.
—	144	—	3	— —	—	Die	l. Der.
—	—	—	4	— —	—	Orobbia	l. Anobbia.
—	—	—	5	— —	—	Ouide	l. Oude.
—	—	—	—	— —	—	Lauca	l. Lanca.
—	—	—	9	— —	—	*Amaro Singia*	l. *Amara Singha.*
—	145	—	11	— —	—	und	l. al.
—	—	—	1	— —	—	avan	l. Ayas
—	146	—	4	— —	—	Moullakats,	l. Moallakats.
—	—	—	5	— —	—	Montanebbo	l. Motanebbo.
—	—	—	—	— —	—	Ebn-el-fad	l. Ebn el Farid.
—	—	—	9	— —	—	Baneb, ſoada	l. Banet Soada
—	—	—	11	— —	—	der Mekamate	l des Mekamat.
—	147	—	1	— —	—	Yezidiem	l. Yezidiecd.
—	—	—	24	— —	—	Ruſtans	l Ruſtams.
—	149	—	3	— —	—	Khoroſſan	l. Khoraſſan.
—	—	—	12	— —	—	Kosrou	l Khosrou.
—	—	—	17	— —	—	ſeinen Dirnes	l. ſeinem Diwan.
—	150	—	5	— —	—	Henriette	l. Herrn.
—	154	—	13	— —	—	Juliſtan	l. Guliſtan.
—	171	—	13	— —	—	Premnothi	l. Premnotſchi.
—	—	—	17	— —	—	Rembas	l. Rembha.
—	172	—	2	— —	—	Vayon	l. Vayou
—	173	—	7	— —	—	Vrindavans	l. Vrindavans.
—	174	—	3	— —	—	Kſama	l. Khiama.

Druckfehler im Zweiten Theile dieſes Werks.

S.	15	Z.	11 v. u. lieſ Maſaccio.
—	28	—	4 v. o. l. Ausgeſtellt.
—	135	—	8 v. u. l. le theatre français.
—	176	—	7 v. o. l. zehn.
—	198	—	13 l. Frauengeſtalten.
—	210	—	13 l. fand ich, daß.
—	253	—	4 v. o. l. Pont de la Croix.
—	264	—	1 l. weiß Gemäuer.
—	269	—	18 l. ſahe.
—	302	—	6 l. auf dieſem Seſſel thronend.
—	356	—	5 l. widmete. Die.
—	362	—	6 l. Prinzeſſin.
—	369	—	7 v. o. l. Peronville.
—	374	—	oben, ſtatt XV. l. XIV.
—	375	—	6 l. weil ein.
—	418	—	oben, ſtatt XIX. l. XVII.

Taschenbuch

für

Reisende und Einheimische

in

Heidelberg und seinen Umgebungen, in Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthale.

Herausgegeben

von

Helmina von Chezy,

geb. von Klenck.

Mit einer Karte.

Heidelberg,

bey Joseph Engelmann,

1816.

Germ. Sp. 87 m

Gemälde

von

Heidelberg, Mannheim Schwetzingen,

dem

Odenwalde und dem Neckarthale.

Wegweiser

für

Reisende und Freunde dieser Gegenden.

Herausgegeben

von

Helmina von Chezy,
geb. von Klenck.

Mit einer Karte.

Heidelberg 1816,
im Verlage von Joseph Engelmann.

Frankfurt a. M. in der J. Chr. Hermannischen Buchhandlung.

Vorrede.

Die abwechselnden Bilder dieser Gegenden, wo die Natur mit lieblicher Stimme von ewiger Jugend der Schöpfung, die Kunst, im Ernst der Alterthümer, nicht minder von ewiger Schönheit und Jugend des menschlichen Schöpfergeistes zu uns spricht, haben manche sinnreiche Hände zu einem Kranz geflochten, den wir hier dem Leser darreichen. Ein banges Heimweh nach all den entfernten Süßigkeiten dieser Thale und Gefilde reißt durch meine Brust, indem ich dies niederschreibe. Mit tausend Stimmen rufen mich diese Schönheiten zurück. Ihr Bild betrübt mich, statt mich zu erheitern; es wird treu und innig den Fremdling zur Wallfahrt laden, wie ein Altarbild zur Andacht und Erhebung der Beschauer. Ihr Holdseligkeiten der Gegenden Heidelbergs, ihr Schatten des gastlichen Odenwaldes, Gefilde vom Neckar durchschlungen, ihr Thale im Felsenschoos, wo der Frieden allmächtig die Seelen umfängt und stillt, der im ein-

samen Ruf des Vogels, im melodischen Gesäusel der Wipfel, in der Silberstimme der Bächlein waltet! Euch grüßt mein Herz, wir verstehn uns, wir finden uns wieder!

Es ist ein anmuthig Geschäft, die Erde in ihrer Schönheit zu belauschen, und im bildlichen Worte ihre Reize auszusprechen. Im Worte liegt die reichste Schopferkraft des menschlichen Geistes, da Töne, Farbe und Licht in ihm enthalten sind. Das Wort dringt überall hin, dem Gemälde ist nur eine Stelle beschieden, die Musik will ausgeführt seyn, das Wort ist in sich selbst vollendet. Um so heiliger ist die Pflicht, es seinem Werth gemäß auszusprechen, und weder durch falsche Reize, noch durch Unwahrheit, in welchem Sinn es wolle, zu verunstalten. Mit begeisterter Liebe zu den Schönheiten Heidelbergs schrieb ich die ersten Bogen dieses Büchleins nieder, ich erfreute mich des Wunsches, der es veranlaßt hatte. Der Ruf einer selbst auferlegten Pflicht störte mich an der Vollendung, ich mußte fort; allein es wurde einer würdigen Hand übertragen, und das Publikum hat durch diese Veränderung nichts verloren, ich aber vermisse die Freude, das mit Liebe Begonnene selbst vollendet haben zu können.

Unserm teutschen Vaterlande mögen diese Blätter, welche einen der an Schönheit reichsten

ſeiner Bezirke umfaſſen, um ſo willkommener ſeyn, als noch immer zu wenig Werth auf den eigenthümlichen Reiz unſers Teutſchlands von uns ſelbſt gelegt wurde. Teutſchland, von mancher ſo lieblichen als gewichtigen Stimme ſchon das Herz von Europa genannt, iſt ſo reich begabt von der Natur, bietet ſo viele Annehmlichkeiten dar, daß zu hoffen ſteht, man werde dem teutſchen Lande dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die man ſchon der alt-teutſchen Kunſt zugeſtehet. Die fruchtreichen Landſtriche, durchwunden von breiten, herrlichen Strömen, die Berge, bedeckt mit ernſten Waldungen, der blumenlächelnde Boden, Felſen und Bächlein, die reine, milde, doch kräftige und belebende, nicht durch Hitze ermattende Luft, der Duft des Erdreichs, dies Alles ermahnt uns, daß wir unſere ſchöne Heymath dankbar lieben ſollen, und nicht die fremde preiſen, ſondern unſer blühendes Eigenthum! Und wenn die Verwirrung der kreiſenden Zeit den Menſchen ſich ſelbſt entrückt, ſo darf er nur dahin flüchten, wo Natur in Schönheit waltet, er wird ſich dort wiederfinden! Darum reichen wir gern in dieſen Zeiten das Büchlein hin, als eine Erquickung; und bitten den Leſer, ihm die Geſinnung zuwenden zu wollen, mit der es ihm dargebracht wird.

Heidelberg, deſſen Hügel mit Mandelbäu-

men und üppigem Weinwuchs bedeckt sind, dessen Gebirge bis in die Wipfel hinauf mit Silberblüthen sich krönen, das des Frühlings erste und lieblichste Grüße empfängt, das die Heymath der Rosen ist, welche nirgends so früh, nirgends so spät noch blühen, Heidelberg, dessen Ebene ein Frucht- und Blumenkranz, mit Weinranken durchflochten, und von ewig quillenden klaren Bächlein beperlt, zu nennen ist, wird jedem, der sich mit seinen Schönheiten befreundete, immerdar ein Ziel süßen Sehnens seyn, und sein Reiz wird selbst den weniger Empfänglichen rühren. Diese Gegend nun, so reich begünstigt von der Natur, wird durch die Nähe des Rheins, und berühmter Städte, die an seinen Ufern liegen, sowohl, als durch die geistige Triebsamkeit und die vielfachen Berührungspunkte der Universität mit dem gelehrten Teutschland, dem Bewohner anziehender, als manche unendlich liebliche Gegenden, die in Teutschland mit Heidelberg wetteifern dürfen, deren Lage und Verhältniß aber sie ganz vom geistigen Wirken absondert und vereinsamt.

Das Neckarthal und der Odenwald sind Landstriche, welche dem Beschauenden und Verweilenden viel Anziehendes darbieten, und, wenn man das Glück hat, dort Familien zu kennen, als ein Sitz patriarchalischer Sitte und Herzlich-

keit, den Wunsch erregen, sie nie zu verlassen. Dies letztere gilt noch vorzüglich vom Odenwald, und den hohen und edeln Familien, welche seit vielen Jahrhunderten über seine einzelnen Bezirke, als verehrte Herrschaften, väterlich und wohlthätig ihren Einfluß verbreiten. Wer je die Luft dieser reinen Sphäre von Geist, Kunstsinn, Gemüthlichkeit, Edelsinn und Zartheit der Formen und Sitten eingeathmet, wird sich bei der Erinnerung dieser Zeilen von Sehnsucht ergriffen fühlen.

Was nun der Umkreis der benannten Landstriche in Kunst und Natur Liebliches und Anziehendes entfaltet, darauf will dies Büchlein aufmerksam machen, damit der Reisende seinen Zweck nicht verfehle. Freundlich sey es ihm dann empfohlen! Fern von Allem, was mich in jenen Gefilden gerührt und entzückt, und von Gegenständen des Schmerzes umgeben, rufe ich noch der theuern Gegend, und Allen, die mich dort kennen, ein hoffnungsvolles Lebewohl zu, des festen Vertrauens, in erheiterter Zeit des gesicherten Friedens seinen holdesten Einfluß unter ihren Blüthen zu empfinden.

Im August 1815.

Wilhelmina v. Chezy, geb. v. Klenck,
Vorsteherin des Königlich Preußischen stehenden Militair Lazareths zu Namür.

Nachwort des Verlegers.

Die historischen und statistischen Partheien des Werks haben Männer zu Verfassern, die gleich sehr durch ihre specielle Kenntniß des Landes, wie durch ihre Schriftstellerweihe im Fache der vaterländischen Literatur, dazu berufen waren, diese Arbeit zu übernehmen. Wenn dessen ungeachtet ein oder der andere Irrthum sich eingeschlichen hat, so wird der Billige dies mit den zu großen Schwierigkeiten solcher Arbeiten entschuldigen, und lieber dem Verleger (warum er recht sehr bittet) die Berichtigung zum Behufe einer künftigen neuen Auflage des Werks einsenden, als das Verdammungsurtheil aussprechen.

Der Verleger.

NB. Leser, welche eine genauere Kenntniß von Heidelberg, seiner bürgerlichen Verhältnisse, Industrie ꝛc., Addressen von Personen ꝛc. zu erhalten wünschen, wird folgendes Werkchen befriedigen: Universitäts- und Adress-Kalender von Heidelberg auf das Jahr 1816. Auch Herrn Hofrath Schreibers Geschichte und Beschreibung von Heidelberg ꝛc. darf hier anzuführen nicht vergessen werden.

Orts- und Sach-Register.

Heidelberg.

	Seite
Anſtalten z. Vergnügen	101
Beſchreibung der Stadt	65
Bierhäuſer	87
Bildungsanſtalten	95
Burgerſchulen	103
Bevölkerung	109
Botengelegenheiten	112
Bierhelder Hof	117
Doſſenheim	130
Ebene gegen Mannheim	119
Edingen	119
Freye Plätze	67
Friedrichsfeld	119
Fürſtenweiher	125
Geſchichte der Stadt	35
Gebäude	74
— — öffentliche	86
Gaſthäuſer	92
Gymnaſium	100
Gemäldeſammlung der Herren Boiſſerée und Bertram	106
Gayberg	117
Heidelberg	3
Hoſpitäler	89
Heiligeberg	120
—— —— intereſſante Puncte an demſelben	122
Hirſchgaſſe	122
Haarlaß	124
Handſchuhsheim	129
Hirſchberg, Burg	160
Kettenbübel	17
Kudenthor	76
Induſtrie	107
Kirchen	78
Kapelle auf dem katholiſchen Kirchhofe	86
Kameralſchule	86
Kirchenrathskanzley	87
Kaffeehäuſer	93
Künſtler	107
Kutſchergelegenheiten	112
Königſtuhl	113
— — intereſſante Puncte dabey	114
Kohlhof	116
Kirchheim	118
Landſchreiberey	87
Leimen	118
Ladenburg	132—140
— — Dörfer um	—141
Leutersbauſen	160
Meſſen und Märkte	111
Marktſchiffe	112
Neckarthal	74
Neckarbrücke	76
Neckarhauſen	119
Neuburg, Stift	123
Neuenheim	128
Neckarlauf	140
Poſtexpeditionen	88
Privathäuſer, geſchichtlich intereſſante	90
Privatanſtalten	103
Poſten und andre Gelegenheiten	111
Rathhaus	88
Rohrbach	118
Schloßruine	6
Seminarium, kleines	88
Sammlungen, öffentl.	106
—— —— Privat-	106
Staatsbehörden	110
Schlierbach	114
Seckenheim	118
Schlangenweg	122

	Seite
Schönau	126
Schauenburg	140
Schriesheim	141
Strahlenberg	141
Sachsen, Groß-, Hohen- und Lubel-	142
Thore der Stadt und Vorstadt	73
Tröge, die drey	117
Universitätsgebäude	86
Universität	93
Umgebungen Heidelbergs	113
Wolfsbrunnen	115
Wieblingen	118
Weinberg	122
Wimheim	145—160
Viehhland	110
Ziegelhausen	125

Mannheim.

Armen- und Krankenhaus	35
Augustiner-Nonnenkloster	39
Armenwesen, Einrichtung desselben	41
Antikensaal	51
Antiquitäten-Sammlung	52
Bierhäuser	49
Bälle	50
Bildergallerie	51
Bevölkerung	55
Boten, ordinaire	62
Casino	50
Concerte	51
Communion	57
Freye Plätze in der Stadt	19
Fabriken	54
Feldauter	56
Fuhrgelegenheiten	62
Gebäude, merkwürdige	24
Gasthöfe	50
Gesellschaften	47
Gewerbe	54
Gelegenheiten z. Reisen	59 62
Historischer Theil	5
Harmonie	49
Handel	54
Hauszahl	56
Hofgericht	58
Jesuitenkirche	26
Industrie	54
Komödienplatz	20
Komödienhaus	30
Kaserne, neue	32
Kapuzinerkirche	33
Kaserne, kleine	34
Kirche der Reformirten	35
Katbol Bürger-Hospital	37
Kaffeehäuser	39
Künstler	53
Kreisdirectorium	58
Lyceumsgebäude	26
Lutherische Kirche	36
Lazareth	37
Lyceum	42
Lehranstalt der Fräulein Betty Gleim	43
Marktplatz	21
Münze	31
Messen und Märkte	58
Neckarthor	37
Naturalienkabinet	52
Oberhofgericht	57
Paradeplatz	20
Platz um die reformirte Kirche	22
Platz vor der Kapuzinerkirche	23
Pfarrkirche	36
Posten, fahrende und Briefpost	59—61
Rathhaus	36
Reformirtes Hospital	36
Rheinthor	38

	Seite
Schloß	24
Sternwarte	29
Stuckgießerey	34
Sammlungen, öffentliche	51
Staatsbehörden	57
Stadtamt	58
Stadtrath	58
Schiffergelegenheiten	63
Topographisch- u. statistischer Theil	15
Theater	47
Unterrichtsanstalten, öffentliche	41
Umgebungen Mannheims	63
Vergnügungen	47
Viehstand	57
Weinhäuser	39
Wappen der Stadt	58
Zeughausplatz	23
Zeughaus	31
Zuchthaus	34

Schwetzingen.

Apollo's Tempel	11
Agrippina, die sterbende	18
Apollo, der Lyrische	19
Arboretum	25
Bachus	10
Badehaus	12
Bassin aus Einem Steine	13
Busten	18
Fontänen, die fünf	7
Felsenquelle	12
Garten	6
Galathea	8
Grabstätte, Römische	21
Geschichte von Schwetzingen, kurzer Abriß derselben	28
Hermsheim	3
Hirschbassin und die Elemente	22
Minerven-Tempel	17
Merkur und Minerva	13
Moschee	19
Neckerau	3
Obelisk	17
Orangeriehaus	23
Orangerie- u. Gewächshäuser	24
Pan's Felsen	10
Relaishaus	4
Ruinen oder der Merkurius-Tempel	20
Rhein und die Donau	22
Täuschende Landschaft	14
Tempel der Forstbotanik	15
Uebersicht des Plans	26
Wasserspeyende Vögel	14
Wasserleitung	16
Wassermaschine	23

Der Odenwald.

Amorbach	27
Beerfelden	5
Breuberg	34
Eberbach	3
Erbach	7
Eulbach	25
Krähberg	6
Katzenbuckel	7
Michelstadt	30
Neukirchen, die Höhe von	36
Odenwald	3
Obberg	35
Ritterſaal	9—24
Reichenbach	37
Weschnitzthal	40

Das Neckarthal.

	Seite
Burghelden	20
Binau	28
Burken	42
Bodingen	45. 48
Dilsberg	6. 12—14
Daisberg	12
Diedesheim	30. 36. 42
Eberbach	17
Erbach	18
Elz	36
— Thal	37
Ehrenberg, Burg	49
Gammelsbach	19
Gutenbach	26
Gundelsheim	48. 49
Guttenberg, Burg	48
Hirschhorn	13
Hochhausen	30. 32. 42
Haberg	40
Hauschelberg	41
Hardthof	41
Hornberg, Burg	43. 48
— — Berg	43. 47
Heilbronn	43. 52. 53
Haßmersheim	45
Hühnerberg, Hügel	45
Horneck, Burg	48. 49
Heinsheim	50
Igelsbach	18
Itterbach	19
Jort	51
Jartfeld	52
Jarthausen	52
Kreuzeiche, bey der	13
Katzenbuckel	19. 41
Kröselbach, zerstörter Weiler	21
Koppenbach	24
Kohlenbach	27
Kuchstein, Ruine	29
Kocher	51
Kochendorf	53
Lindach	22
Muckenloch	12
Muhlbach	20
Minneberg, Berg und Schloßruine	24
Minneberg, Sage vom	25
Mosbach	39
Michelhardt, Waldung	41
Michelsberg	43. 45
Michaelskapelle, Sage von ihrer Entstehung	46
Muhlbach	48
Neckargemünd	7
Neckarsteinach	8—11
Neckarhauser Hof	12
Neckarwimmersbach	21
Neckargerach	24
Neckarelz	30. 36. 42
Neuburg, Veste	31
Notburga, Sage von der heiligen	32
Neckarzimmern	42. 43
Neckarsulm	53
Orsberg	20
Obrigheim	30. 42
Offenau	49
Obereisesheim	52
Panzertisch (s. Kreuzeiche)	18
Reichenbach, Schloßruine	7
Rockenau	21
Schönau	12
Stolzeneck, Schloßruine	21
Schreckhof	29
Steinbach	44
Wißwässerhof	12
Waldquelle	20
Wimpfen am Berge	50
— — im Thale	51
Weinsberger Thal	52
Wartberg	53
Zwingenberg, Burg	22

Heidelberg.

Mit allen Lieblichkeiten einer ſüßen bedeutſamen reichen Natur begabt ruft Heidelbergs Lage und Gegend den Fremdling herbey, und aus jeder Ferne die Sehnſucht zurück. Sollte es dem Gemüthe möglich ſeyn, Liebe und Theilnahme der Menſchen zu entbehren, ſo könnte das hier nur ſeyn, wo die Natur mit ſo überreicher Huld dem Einſamen ihre Schönheit enthüllt, als wollte ſie ihn tröſten und erquicken. Auch kann man hier am ſchönſten Tage, auf dem lieblichſten Pfade ganz einſam ſeyn, da die fleißige Triebſamkeit der Einwohner, die Menge der Gartenbeſitzungen, die Fülle der Spaziergänge, gröſtentheils die meiſten Wege unbeſucht laſſen. Wohin man ſich nur wendet, ſtrahlt und athmet Schönheit und Anmuth. In Lüften und Düften, in rieſelnden Quellen, in ſüßen Schatten, im Schmelz der Blumenmatten, in der quillenden Ueppigkeit der reichſten, herrlichſten Vegetation, in den Epheugewinden, die Felſen, Mauern und Trümmer liebkoſend mit Jugend bekleiden. Kein unangenehmer Gegenſtand ſtört die Anmuth des Eindrucks, und ein unaufhörlicher Wechſel von bedeutenden Geſichtspunkten

beschäftigt und beseelt mit jedem Augenblick aufs neue. Ihre geheimnißvollsten Zauber hat die Natur niedergelegt in Fels, Waldung, Weinberg, Fluß und Thal, es ist immer dasselbe, und immer anders. Auf jedem Punkt schön und neu. Jahre lang kann man die Gegend in Augenschein nehmen, das Resultat der langen Beschauung wird nichts anders seyn, als die Unmöglichkeit, nach ihr eine andre so lieb zu gewinnen.

Heidelberg, von der Natur zum irdischen Paradiese erkoren, scheint dieser holden Beherrscherin, als der ihm vom Geschick einzig vergönnten, ausschließlich huldigen zu sollen. Die Geschichte bezeichnet es, wie vorübergehend der Aufenthalt der Fürsten und vor allem die Dauer des stolzen Baues war, den sie wiederholt gestiftet. Naturereignisse und Schicksale des Krieges vereinigten sich, das hohe Schloß zu zertrümmern, und diese Trümmer zum anziehendsten Gesichtspunkt Heidelbergs zu gestalten. Hier thront jetzt allein die heiligste und blühendste Poesie großer Erinnerungen. Was die Gegenden umher Reizendes einzeln darbieten, hat hier eine bedeutsamere Gestalt, und seinen Mittelpunkt gefunden. Die Schloßruine ruft jede Sehnsucht zurück von andern Ausflügen, und wenn man schon keine der übrigen Anschauungen entbehrt haben möchte, trägt man in jede doch diese Erinnerung hinüber, um den Genuß zu erhöhen.

Im Schooß des Gebirgs, an der nördlichen Seite des Jettenbühles und darüber hervorragenden Königs- (jetzt Kaiser-) stuhls angelehnt, liegt Heidelberg, dem südlichen mildern Gebirg des Heiligenbergs gegenüber,

und zieht sich längs dem Fluß und der Felsenkette tiefer ins kühle Thal hinein. Seine Länge ist unverhältnißmäßig gegen die Breite, und keine Pracht der Anlage, noch der Gebäude, giebt Ansprüche auf Eleganz und Hoheit zu erkennen, aber ein gewisser Eindruck von Behaglichkeit und Anmuth geht aus dem Alterthümlichen, Einfachen, Ruhigen, der nicht breit noch regelmäßig angelegten Straßen, der reinlichen freundlichen Gebäude hervor. Häufig blickt noch eine Skulptur aus Nischen und über oder zwischen den Fenstern heraus, die an die Frömmigkeit der Vorfahren erinnert. Doch mit jedem Jahre sieht man sie häufiger aus den Nischen verschwinden; manche Besitzer sind so weit gegangen, ganze Statüen, die vor ihren Häusern standen, sammt den uralten Bäumen, die mit ihnen zugleich dort Frömmigkeit zum Denkmahl gesetzt, zertrümmern zu lassen.

Den günstigsten Eindruck macht Heidelberg dem Reisenden, der von Frankfurt aus, durch die herrliche Bergstraße, über das anmuthige Neuenheim die Chaussee entlang, über die Neckar-Brücke in das alterthümliche Thor hineinfährt, und entweder im wohlversorgten Gasthof zum goldenen Hecht, oder die Stadt durchfahrend, im schön gelegenen Carlsberg, oder im naheliegenden Badischen Hof aussteigt, Gasthöfe, in denen oft die Menge der Fremden keine Wahl erlaubt, und die sich in jeder Stadt in Hinsicht auf Bedienung, Anstand und Eleganz zu den Ersten zählen dürften.

Die Schloßruine.

Der erste Ausflug des Fremden ist die Schloß-Ruine, als der nächste und bedeutendste Punkt zur Uebersicht der ganzen Gegend. Zwey Wege führen hinauf. Der eine durch den Burgweg, in der Nähe des Kornmarktes, der zweyte durch den Berg, ein nicht beschwerlicher Pfad, wo man neben den Häusern entlang fast immer Schatten findet, aber sonst keine Annehmlichkeit. Viel Dürftigkeit ist hier, doch sieht man immer frohe Gesichter, und die Reihe der Hütten zur Linken hat eine beneidenswerthe Lage und Aussicht in die unabsehbare Ferne. Reiche Vegetation treibt uppig um diese armen Wohnungen her, die Natur will hier gut machen, was das Glück verschuldet, und es gelingt ihr auch. An Heiligenbildern und reichströmenden Brunnen vorüber, gelangt man auf diesem Wege in das große Schloßthor, und hier eröffnet sich überraschend süß und herrlich die Fülle der Anmuth des Schloßgartens. Das weiche helle Gras des blumigen Rasens, die schlanken üppigen Stauden, die Bäume, die Gruppen der über dem Schloßgarten liegenden Waldung, das wunderliebliche Elisabeththor in Grun und Blüten, und ein

Theil der Ruine, durch die Wipfel, die Ferne, wie ſchüchtern, nur dämmernd und ahnend, umfangen auf einmal als abgeſchloßnes Bild alle Sinnen.

Zuerſt lockt das Eliſabeth-Thor *) in den Stückgarten, einer großen Terraſſe, unregelmäßig bepflanzt mit uralten Linden und holden Blumengebüſchen, von geſchlängelten Gängen durchſchnitten, rechts begränzt von der Ausſicht auf die älteſte Ruine des Schloſſes, in der Mitte vom dicken Thurm, in deſſen Niſchen zwey hohe ritterliche Gebilde, kühn von Epheu umrankt, die Ferne überſchauen, und mit unnennbarem Zauber von Erinnerung und Gedenken die Blicke des Vorübergehenden treffen. Weit, unabſehbar, namenlos hold und ſüß ſchwimmen und dämmern hier die fernen Thale, die blauen Spitzen des überrheiniſchen Gebirgs, die Fluthen des Neckars gleich vom Eingang aus dem Blick entgegen, und mit jedem Schritt entwickelt ſich reizender die Ausſicht ins grünende, blühende Thal, hier, wo die Waldung all ihre geheimen Lieblichkeiten von Schatten und kühner Geſtaltung der Baumgruppen offenbart, wo die Bergesrücken im üppigſten Schmucke des Grünes, der Feldblumen, der rieſelnden Bäche, des wuchernden Epheus prangen, wo der Fleiß der Bewohner den Abhang der Berge zu lieblichen Gärten umgeſchaffen, anſpruchslos in ihrer unbefangenen Anlage, und nun die von Gärten durchſchnittene freundliche

*) Friedrich V. ließ es ſeiner geliebten Gemahlin erbauen, der er den Garten, den es einfaßt, weihte.

Stadt, der leichthinschwebende kühngezeichnete Bogen der Brücke, der ernste Heiligenberg, das friedliche Neuenheim an seinem sanfteren Abhang angelehnt, mit seinen in Grün getauchten Hütten in den Neckar hinunterschauend, fernhin das reiche herrliche Thal, vom himmelblauen Horizont geschieden. Diese Fülle in der Ferne, und die Lieblichkeit rings umher in der Nähe, der tiefblaue Himmel, so klar und sehnsuchtig durch die Ruine schauend, die zarten Morgenlichter, oder Abendwolken, spielend um die Holdseligkeiten der Blüten und Epheuranken, die Düfte des Jelängerjelievers, der Rosen, der Linden, alle uralten Steine, Gemäuer, umzogen und umwoben von frischen, immer treu wiederkehrenden Reizen des Frühlings, das Lied der Vögel, das nie in diesen anmuthigen Gefilden verstummt — jede Stunde des Tages, der Nacht, süß, erhebend, entzückend, mit neuem Reiz die Gegend beseelend — Welch ein Eindruck! — und doch ist das Bild schwach und dürftig gegen die Herrlichkeit dieser Fülle und dieser süßen Bezauberungen, die in solcher Vereinigung nur Einmal auf Erden sich finden.

Die zwey in den Nischen des Thurms erhobenen Gestalten sind die Pfalzgrafen: Ludwig der Friedfertige und Friedrich V. Wunderſam rankt ſich aus der Tiefe herauf der Epheu um sie her, und umzeichnet die kühne Rundung des halbzerſtörten Thurms. Zu dieſes Thurms Innern gelangt man durch eine Thüre, welche auf Verlangen und für Bezahlung von dem Invaliden, welcher den Garten hütet, aufgeſchloſſen

wird. Durch kleine Gärten und freundliche Gänge führt ein Blumenpfad nach einer Anlage, welche der hängende Garten genannt wird, angebracht auf den Ueberresten des gemauerten Bodens. Hier, wo sich Erde angehäuft, Vegetation festgewurzelt, wollen nun duftende Moose und Stauden statt des Marmors und der Verzierung von Menschenhand prangen. Nichts kann holder, ahnender, friedlich umfangender seyn, als das Dämmern waldbewachsner Wipfel des Kaiserstuhls, des Riesensteins und des Geisbergs durch die Trümmer des Thurms, an dieser Stelle, wo ein Sitz zur Ruhe ladet. Hier kann man selige Stunden der Einsamkeit feyern; noch ganz von der Aussicht vom Stückgarten verschieden, mit neuen bedeutsamern Reizen webt sich die Ferne um diese Stelle her.

Wenn man sie verlassend den Stückgarten wieder betritt, bemerkt man ein kleines, von einer andern Stelle hervorsetztes, Denkmal eines seltsamen treffenden Schusses der Pfalzgrafen vom Schlopfenster aus, und man geht ihn nicht ohne Aufmerksamkeit vorüber, wie denn jede sprechende Erinnerung aus tiefer Vergangenheit die trennende Kluft der Entfernung wegrückt. Aus dem Stückgarten wenden wir uns zunächst nach dem Schloßhof, wo die reiche volle Anschauung der Ruine uns zu Theil wird. Hier kann man lange verweilen, und fühlt sich immer wieder hingezogen. Man verläßt ihn, um die herrliche Altane zu beschreiten, die wieder einen frischen Gesichtspunkt, wenn gleich beynahe immer nur dieselbe Aussicht, zwischen den Bergen in das Thal öffnet, und die man in

dem Augenblick, wo man sie erblickt, der andern noch vorzuziehen glaubt. Es ist aber nur Täuschung. Die Bezauberungen jedes dieser Punkte sind so lebendig und innig, daß eine Jede für den Augenblick ihr volles Recht behauptet, als ob nur sie die Schönste sey.

Von dieser Altane führt eine Thüre nach dem grossen Fasse, welches der Schloßküfer den Fremden zeigt. Carl Theodor ließ es erbauen. Vom alten Fasse existirt noch eine Abbildung in einigen Büchern, wo Gemählde, Genien und Amorinen es ausschmucken. Das jetzt hier befindliche ist nur ein Faß, von allerdings ungewöhnlichem Umfang, wenn es schon nicht größer ist, wie das zu Königsstein bey Dresden. Doch verläßt nicht leicht ein Fremder Heidelberg, ohne das große Faß gesehen zu haben.

Von hier wendet man sich durch den Schloßhof nach dem Garten zurück, wo geschlängelte Pfade mit Schatten und Quellen zuerst an das Wunder des gesprengten Thurms vorüberführen, dessen furchtbaren Ernst die Natur mit ihren lieblichen Gaben besonders zur Blütezeit erheitert. Blumen und Stauden aus allen Ritzen des Gesteins gedrungen, wollen der drohenden Verwüstung Hohn sprechen, und lassen sie nur zur Erhebung ihrer stillen Anmuth dienen. Unendlich süß fesselt aus der Tiefe herauf dieser Anblick, ein Punkt schöner Beleuchtung des Horizonts. An ihm vorüber führt der Weg zu einem Hüttchen, am kühlsten Ort des Gartens erstanden, halb von Grün versteckt, wo Tische und Bänke den Müden einladen, und eine schnelle, reinliche, freundliche

Bewirthung, beſorgt von der Hausfrau des Schloß- und Univerſitätsgärtners, zu jeder Stunde ihm offen ſteht. Unaufhörlich rauſcht und ſprudelt der Bergquell daneben, und im Hintergrund erhebt ſich aus dem Raſen, üppig von Grün und Blüten umwoben, eine alte Grotte, von anziehender Struktur. An den heiſſeſten Tagen weht labende Kühlung vor der kleinen Hütte, unter dichten Schatten, das Rieſeln der Quelle, der Geſang der Vögel aus den Wipfeln der hohen Waldung umher, die zerſtreuten Gruppen der Menſchen, das Friedliche des ganzen Eindrucks, dringt wohlthuend in das Gemüth, das hier unwiderſtehlich einheimiſch wird, wie fern her auch der Fremdling gekommen.

Von dieſem Sitz aus winden ſich verſchiedene Wege durch die große Anlage des Schloßgartens, nach angenehmen Ruheplätzen, theils auf der Höhe, welche den Bezirk umgränzt, theils auf der Fläche, die mit der Ruine des Schloßhofs auf gleicher Linie ſteht. Der mittlere dieſer Wege führt nach einem runden Kaſtanienwäldchen, in deſſen Mitte ein weiſſer Pavillon ſteht, der jetzt dem Publikum gewöhnlich verſchloſſen bleibt. Dies anmuthige Rund ruht auf neun Arkaden, es iſt die Terraſſe des Schloßgartens, die einſt mit Pomeranzenbäumen beſetzt war. Säulenſchafte und andere Trümmer um dieſen Pavillon her ſind zu Tiſchen und Bankgeſtellen benutzt. Unnennbar ſüß iſt von dieſen Sitzen aus der Duft und Schimmer der lieblichen Ferne durch das tiefe Grün der Kaſtanienzweige. Man ſieht die Stadt nicht, wenn man dort im Schatten ruht, nur das lebendige

Rauschen des Neckars gegen die Felsstücke, das Klappern der Mühlen tief unten im Thal, die Stimmen der tausend frohen Bewohner der Waldung, und der Ernst der herrlichen Ruine, welche hier einen ihrer köstlichsten Gesichtspunkte entfaltet, umgeben den Lauscher, und schwer ists, sich von all den Bezauberungen loszureissen, um neue aufzusuchen.

Ein Weg, den man nicht ahndet, schmal und ein wenig glatt, von Baumstämmen gebildet, die im Erdreich befestigt sind, führt von dieser Stelle herab durch die waldigen Felsen, hart am Abhang, nach einem Ausgang des Schloßgartens hin. Hier bieten sich neue Lieblichkeiten von einsamerer wilderer Gattung dar. Die melodische Stimme der Fluth spricht hier zur Seele, der grüne Schatten des jungen Eichenhains verbirgt alles, außer Felsengipfel und Wellen. Die Gegenstände aus der Tiefe dämmern nur hervor. Der Fluß windet sich tiefgrün durch das schmale Thal, einsame Schauer umschweben die Gebirgsmassen. Wie aus der frischesten Wildniß der abgelegensten Waldeshöhe wehn und ziehn die erquickenden Düfte. Felsstücke dienen zu Ruhesitzen, Blumen ranken sich um die Bäume und Stauden, die wilde Rose windet sich durch alle Gänge hindurch. Tiefer unten ziehen sich schöne Blumenwege nach dem Ausgang hin.

Drey andere Ausgänge vereinigen sich in Einen, vom Schloßgarten aus. Der erste führt in gerader Linie von der Terrasse herunter auf bequemen Stufen, mit jedem Schritt eine frische herrliche Ansicht entfaltend; der andere geht an dem Eingang des Schloßhofs

in die Tiefe, an dem geſprengten Thurme vorbey; noch ein dritter, der nächſte von allen, führt an der Altane des Schloſſes herunter durch die Hallen; er iſt etwas jäh, allein ohne alle Beſchwerde. Alle drey vereinigen ſich am Burgweg, an der Mauer des Schloſſes. Alle haben ihre eigenthümliche Schönheit. Der anziehendſte iſt jedoch der mittlere, welcher an der herrlichen tiefen Felswand, mit der reichſten Fülle des Epheus bekleidet, und vom hohen Fall harmoniſcher Quellen durchbrochen, beym zerſprengten Thurm vorüber führt. Dies war Matthiſſons Lieblingsſtelle: hier ſang er ſein beliebtes Lied auf die Ruinen eines alten Bergſchloſſes. Hier entfalteten ſich die ſeligen Naturbilder des göttlichen Oktavian in Tiecks glühender Seele. Hier, wo die Quelle von ewiger Sehnſucht ſpricht, und die Blumen von ewiger Hoffnung, wo die erſtaunenswürdigſte aller Trümmer unaufhörlich an die Nichtigkeit menſchlicher Kraft mahnt, fühlt ſich jede Sehnſucht des Gemüthes wunderſam angefeſſelt, und wie am Ziele; keine andere Stelle ſpricht mit ſolchem Reize der Wehmuth das innere Leben an.

Jetzt iſt es Zeit, einen ernſtern Blick auf die Trümmer ſelbſt zu werfen, um die Skizze der Gegenwart an die Erinnerungen der Vorzeit zu knüpfen.

Die vollſtändigſte Anſicht aller bedeutſamen und lieblichen Punkte der Schloßruine von allen Seiten der Umgebung Heidelbergs, verdanken wir dem unendlichen Fleiſſe eines ſehr würdigen Mannes, des Herrn Carl von Graimberg, der ſich, von Geburt ein Franzoſe, nun ſeit fünf Jahren hier aufhält. Sein Werk,

von Haldenwang geſtochen, welches immer bedeutender wird, iſt von groſſer Vollendung, und unentbehrlich für denjenigen, der Heidelberg liebt, und es verlaſſen muß.

Heidelbergs Schloßruine könnte und ſollte der Gegenſtand des innigſten Studiums Deutſcher Künſtler werden, wenn es uns Ernſt damit wäre, auch in denjenigen Dingen wieder den Vorfahren nachſtreben zu wollen, die unweſentlicher ſcheinen, als ſie ſind, ich meine die Aeußerlichkeiten, den Abdruck und Spiegel des innern Seyns und Lebens. Der heilige Fleiß, mit welchem der alte Deutſche jedes, noch ſo Kleine, zur gediegenen, ernſten und lieblichen Zierde erhob, iſt aus allen neuern Produktionen verſchwunden. Unſre Häuſer, unſre Paläſte, unſre Gewänder, unſer Hausrath, ſind ſo flach, ſo egoiſtiſch für den Augenblick berechnet, als es einige Jahre lang unſer politiſches Daſeyn, unter dem ewig verabſcheuungswürdigen Einfluß der Franzoſen, zu ſeyn ſchien. Die unabläſſige rührende Sorgfalt, mit welcher unſre Väter alles zum Ganzen und zur Einheit ausbildeten, und jede Kleinigkeit mit eigenthümlicher Anmuth liebevoll ausſtatteten, ſpricht uns noch aus den Gebäuden, aus überbliebnem Hausrath und Koſtbarkeiten, aus Skulpturen und Gemählden an. Der Deutſche Fleiß füllte die Zeit des Hausvaters, der Hausfrau, der Jungfrauen; er würzte die Annehmlichkeiten der Erholung. Damals, wo Zünfte herrſchten, und Ehre zu erwerben ſtand, würde die Verwahrloſung des müſſigen Handwerkers, die jetzt, wie alles Schlechte,

geduldet wird, ein Schimpf gewesen seyn. Im bürgerlichen Leben herrschte eine Norm in Aeußerlichkeiten, die seit Jahrhunderten aufgelöst ist, und auch die gänzliche Verderbniß der Sitten nach sich reißen könnte, wenn jetzt nicht das Gefühl des Bessern sich in jeder Brust regte.

Diese und andere Betrachtungen von wehmüthigerm und tieferm Gehalt, drängen sich bey näherer Beschauung der Trümmer auf, die in der Zerstörung noch so viel Hoheit und Zierlichkeit behaupten, und nur noch als strenge Mahnung aus der untergegangenen Zeit zurück zu bleiben scheinen. In jedem Bestandtheil welche Künstlichkeit, im Ganzen der einzelnen Gebäude welcher Einklang, welche Größe! Alles sinnbildlich, zweckmäßig, ernst, groß und lieblich zugleich. Alles will fern herüber zum Gemüth des Nachkommen sagen, daß es bestimmt war, auch ihn zu erfreuen, auch für sein Bedürfniß zu sorgen. Nur gewaltige Zerstörung konnte dieser Herrlichkeit etwas anhaben, ohne der Schweden und Melacs Verwüstungen, ohne die Schrecken einer empörten Natur, würde dieser Bau noch alle Augen entzücken. Doch was sag' ich von Entzücken, da keine Vollendung irdischer Meisterwerke jemals den tiefen Reiz erringen kann, der in dieser Wehmuth der von Blüten und Epheu umwobenen, von üppiger Vegetation erheiterten Trümmer liegt? Durch Thüren und hohe Fenster schaut jetzt nicht mehr menschliche Anmaßung und Fürstenprunk, sondern des Himmels tiefes klares Blau, und die Anmuth blühender Gesträuche, das ewigjunge Leben

behauptet sein Recht über die todte Masse, und in der todten Masse waltet noch der Genius, der sie künstlerisch beseelte und ausbildete, er lächelt in heiterer Schönheit aus der Zerstörung hervor, und tritt in einen Bund mit den Sternen, von denen er herabkam, und die in heitern Nächten so bedeutsam durch die Trümmer scheinen.

Die Morgenlichter in ihrer Zartheit, die Abendwolken in hoch glühendem Purpur, Sternbilder und Mondenschimmer strömen auf diese versunkenen Herrlichkeiten ihre seligsten Bezauberungen aus. Keine Vorstellung reicht an diese unvergeßlich süßen Lieblichlichkeiten, bey Frühlingsodem, Quellengeriesel und dem Aroma der Blüten und Rosen, Abends zumal, in der Johanniszeit, wo die leuchtenden Glühkäfer wie irrende Sterne durch die Blüten fliegen, in den Aesten sich schaukeln, und in den tiefgrünen Rasen hinabgesunken, Wellenlinien von flammenden Punkten, magische Lichtkreise ziehen. Oft sah ich tief am gesprengten Thurm, dort unten, wo die Quelle hinabfällt, alle Ritzen des Quadergesteins von den Johanniswürmchen, wie von zarten Lichtlinien, bezeichnet, und die Nacht mosiger Geklufte tausendfach vom smaragdnen Strahl ihres Lichtes erleuchtet, indeß die geflügelten Käfer *) hoch durch die Lüfte um die Wölbung des schwarzen Thurmes kreis'ten.

---

*) Wie moralisch im menschlichen Leben, so ist es physisch bey den Johanniskäfern, daß die Weibchen ungeflügelt, die Männchen geflügelt sind, und frey umherziehen. Stim und unbehülflich durchschleichen die weiblichen Insekten Gestein und Gras. Der

Vermuthungen, deren Grund hier nicht deutlich zu erörtern iſt, laſſen den erſten Urſprung der Schloßgebäude von des 14. Jahrhunderts Anfang ſich herſchreiben. Vom erſten Bau exiſtirt noch eine Wand mit zwey Fenſteröffnungen, deren Bildung und Verzierung das einfache Gepräge der frühern Jahrhunderte trägt. Man erblickt ſie vom Stückgarten aus. Am anziehendſten iſt der Geſichtspunkt vor der Thüre, welche zum hängenden Garten führt, und von wo aus ſich die reiche Zuſammenſtellung der mannichfaltigen Ruinen am bedeutſamſten und lieblichſten geſtaltet. Auch verdankt eine der köſtlichſten Zeichnungen des Herrn von Graimberg dieſem Platz ihre Entſtehung.

Die Unbeſtimmtheit über den Urſprung des Namens Jettenbühel, auf welchem das Schloß erbauet wurde, möchte wohl in den Manuſcripten zu löſen ſeyn, die einſt nach dem Vatikan aus Heidelbergs Bibliothek gebracht wurden, und nun ſeit Jahren in Paris der Rückkehr in ihre eigenthümliche Wohnſtätte harren; denn die Nemeſis, welche ſie dem Vatikan entriß, wird ſie der zweyten Räuberhand nun auch zu entwinden wiſſen. Wie Hildegardis am Rhein, bey Bingen, mag Jettha am Neckar ein geheimnißreiches, von höhern Strahlen verklärtes, Daſeyn gefeyert haben. Hat doch jedes Jahrhundert Deutſche Frauen aufzuweiſen, welche ſich durch Glanz des Gei-

---

Anmerkſame wird auf dem Glanz beyder Anſichten die deutliche Zeichnung eines ſchönen Kreuzes wahrnehmen. Dieſe Bemerkung verleiht der anziehenden lieblichen Erſcheinung einen geheimnißvollen Reiz.

stes und Hoheit des Gemüthes um ihr Vaterland verdient gemacht, und wenn auch nach einem Jahrtausend Hildegardis beynahe vergessen ist, Jettha, ein fabelhafter Name, nur auf dem Fittig der Sage, wie Blütenstaub zu uns hinüberweht, so vergißt doch kein kommendes Jahrtausend die Eine, die Einzige, Preußens Luise *)! Ihr Angedenken, die Tugenden, zu denen Ihr Beyspiel, Ihr Segen Ihr Volk beseelt, werden ewig und in Lied und Thränen gefeyert, und durch die Entfernung der Zeiten immer himmlischer verklärt, Ihr Bild zum Genius Deutscher Frauen erheben.

Aus den hier befindlichen Hülfsquellen läßt sich nicht erweisen, ob der Berg seinen Namen von der begeisterten Enkelin der Druiden, Jettha, oder von Jutha, der Gemahlin Herzogs Anthysus, eines Beherrschers der Franken, empfangen. Dies wäre im sechsten Jahrhundert schon gewesen. Jettha's Daseyn hat gar keinen Datum, doch ist es nicht ganz in das Reich der Fabel zu verweisen. Auch von der wirklichen ersten Entstehung des Schlosses läßt sich kein bestimmter Zeitpunkt nachweisen, wenn ihn gleich Vermuthungen auf das Ende des 13ten Jahrhunderts hin verlegen. Dem Styl des ältesten Baues nach zu schließen, konnte er noch früher entstanden seyn, denn

---

*) Eine vortreffliche, wenn gleich kurze, Biographie der verehrten Heiligen, und ihr Portrait, befinden sich in dem, vom Herausgeber und Verleger reich ausgestatteten, Almanach von Aloys Schreiber: Cornelia. Taschenbuch für Deutsche Frauen, auf das Jahr 1816. (Heidelberg, bey J. Engelmann.)

in den älteſten Deutſchen Gebäuden waltete, wie in den älteſten Gemählden, noch die Schlichtheit und Harmonie des gräciſirenden, verbunden mit der Zierlichkeit des ſogenannten gothiſchen, eigentlich arabiſchen, Styls.

Im Vertrag von Pavia findet ſich die erſte übrig gebliebene Erwähnung des Schloſſes: dieſer iſt vom Jahre 1329. Im Innern des Schloßhofs erblickt man die andere Seite von demſelben Bau, deſſen Ueberreſte vom Stückgarten aus noch ſichtbar ſind, und der damals allein beſtand. Ein gothiſcher Erker bezeichnet ihn. Die Zerſtörungsſucht hat dieſen auch in Friedenszeiten ſeiner letzten Ueberreſte, farbiger Glasſcheiben, beraubt, die noch vor 15 Jahren dort exiſtirten. Ein Brunnen war vor dieſem Hauſe, deſſen Röhren in dem Schafft einer Säule angebracht waren. Das Haupt der Säule krönte ein ſitzender Löwe, in Stein gehauen, das Wappenſchild der Pfalzgrafen haltend. Von Allem dieſen iſt nun nichts mehr vorhanden, als die Platte des Brunnenbeckens, auf welcher es ruhte.

Pfalzgraf Ruprecht I. erbaute 1346 die alte Hofkapelle auf dem Schloſſe, von deren Glanz und Herrlichkeit noch das Angedenken zu uns hinüberſchallt, die Stätte aber nicht mehr nachzuweiſen iſt, welche ſie ſchmückte.

Vom Anfang des 15ten Jahrhunderts ſchreibt ſich der Ruprechtsbau her, auch das Königshaus genannt. Er beginnt links beym Eintritt in den Schloßhof durch die Zugbrücken und das Fallthor

des viereckigten groſsen Thurms. In ſeinem Innern iſt noch eine Vorhalle erhalten, deren Eindruck unendlich groß und anziehend iſt. Eine mächtige Säule ſtützt das Gewölbe in der Mitte, die ſich oben als Palmbaum in zierlichen und einfachen Wölbungen ausdehnt; alle Verhältniſſe ſind anmuthig und edel. Von hier aus führen die Ueberbleibſel einer gewundenen Treppe, doch nicht ſehr hoch, in ein achteckig Thürmchen hinauf, wo jetzt auch die Pflanzen- und Blumenwelt ihren duftenden Thron in kleinen Gärtchen aufgeſchlagen. Man erblickt hier noch Ueberreſte des Prachtſaals des Gebäudes, unter andern ein hohes ſteinernes Kamin, gebildet von Pfeilern und Tragſteinen, auf welchen ein Gebälke, und über dieſem ein Oberbau ruhet. Das Werk war ganz mit Bildereyen in halberhobener Arbeit verziert; es iſt nichts davon geblieben, als zwey Löwen, das Churpfälziſche und königlich Däniſche Wappen tragend. Ueber dieſen ſind noch vier Bruſtbilder auf runden Schilden ſichtbar; das lorbeerbekränzte ritterliche Haupt bey Friedrichs Wappen ſoll Karl V. bedeuten. Friedrichs und Dorothea's, ſeiner Gemahlin, Abbildungen ruhn auf zwey gröſsern Schildern auf den innern Pfeilern, einander gegenüber. Sie ſind kaum noch zu erkennen. Unter den Wappen links lieſt man die Ueberbleibſel gereimter Inſchriften; unter dem Pfälziſchen ſteht:

. . . . . immer, der hat
. . . . . Mann, wie es hier ſteht
. . . . . aufrichtigen Lon.
Regiment wohl lang beſtohn.

Unter dem Dänischen Wappen sieht man noch die ganze Inschrift:

Sein Gmahell von königlichem Stamm
Frau Dorothea ist ihr Nam
Geporn Princessinn aus Denmarkh
Norwegen, Sweden, drey Kongreich Starckh.

In der Mitte des Gebälkes zeigt sich ein Todtenkopf, darüber eine Sanduhr, zwey Mohnstengel, darunter ein Cherubin. Noch kürzlich ist wiederum manches von den Verzierungen verschwunden. An der untern Seite des Architravs lies't man C. F., das Zeichen des Churfürsten, und 1546. Die Aussicht von den Fenstern des Saals ist unendlich lieblich in den Stückgarten und auf die Rheingebirge. Das Gebäude ist verschlossen, und man muß die Gefälligkeit der Schloßbewohner deshalb ansprechen.

Als Ott Hainrichs von Gottes Gnaden Pfaltzgrafen bey Rhein, des heylige Römische Reichs Ertzdruchseß und Churfürst Hertzog in Nieder und Oberbayern stolzer Bau auf der Ostseite des Hofes noch nicht erhoben war, öffnete sich unbegränzt die Aussicht des Ruprecht-Baues und des frühern von Pfalzgraf Rudolph in das unendlich schöne Thal und in die Gebirgmassen, welche der Stadt und selbst der Schloßhöhe den Aufgang der Sonne geheimnißvoll auf immer entziehen. Auch der nördliche Bau, der den Keller und die neue Schloßkirche enthält, ist ein viel späteres Werk, schon vom Anbeginn des 17ten Jahrhunderts, so daß jenen alten Schlössern nach

allen vier Weltgegenden die reizendſte Ausſicht offen ſtand. Damals wurde das Schloß nicht von Ringmauern, ſondern von der Tiefe der Gräben, der ſteilen Höhe des Felſens geſchützt. In der Mitte des 15ten Jahrhunderts ließ Friedrich der Siegreiche die Gebirge umher und das Schloß mit Feſtungswerken verſehen; auch der Thurm, der jetzt nur der geſprengte heißt, wird ihm zugeſchrieben. Die Kapelle ließ er vergrößern und mit neuem Schmucke, mit reichern Einkünften belehnen. Im Innern des Schloſſes, ſo wie im Aeußern, zeugen viele der Zierrathen und Verſchönerungen noch jetzt von ſeinem bildenden Geiſt. Seine Geliebte, Clara von Detten, die Stamm-Mutter des edeln blühenden Fürſtenhauſes von Löwenſtein, hatte einen Garten, den man von der Terraſſe des Stückgartens aus am Abhang des Berges, jetzt in eine Bleiche verwandelt, und nur mit grünen Raſen und hohen Obſtbäumen bepflanzt, wahrnehmen kann.

Der Erbauer des Thurms mit den Bildſäulen der zwey Pfalzgrafen, im Stückgarten, iſt Ludwig V. der Friedfertige, Sohn Philipps des Aufrichtigen. Noch zeugen die Trümmer von der Herrlichkeit dieſes gewaltigen Baues. Derſelbe Fürſt ließ in Oſten den großen Schloßhof mit einem großen Gebäude begränzen; nur ein graues Gemäuer und ein achteckiger Thurm ſind noch davon vorhanden. Man ſieht noch über der Thüre das damalige churfürſtliche Wappen: drey Schilde, auf dem erſten den Löwen, auf dem andern die Bayeriſche Raute, in dem untern

einen Zweig; über dem Helm sitzt aufrecht ein gekrönter Löwe, im Grunde des Wappens steht 1524. Auch der hohe achteckige Thurm, den man von der nördlichen Terrasse wahrnimmt, und der von jedem Gesichtspunkt aus die Blicke anmuthig fesselt, ist unter Ludwig erbaut. Neben ihm erblickt man noch unbedeutende Trümmer der alten Jettakapelle. Das große Gebäude, das gegen Ost und Nord den Fuß dieses Thurmes umfing, und nun auch nur noch in Trümmern besteht, ist auch Ludwig V. zugeschrieben. Auf unterirdischen Verbindungsgängen, von denen noch Ueberreste mit der Jahrszahl 1528 bestehen, erhob er die Terrasse in Westen; er ließ die Gräben mit großen Quadersteinen bekleiden, und erbaute den runden Thurm von Quadersteinen, von welchem man im Graben, links beym Eintritt über die Schloßbrücke, noch die Trümmer erblickt. Sein Nachfolger und Bruder, Friedrich II., brachte viele der erst begonnenen Werke dieses thätigen Fürsten zur Vollendung. Wir verweisen den Leser wegen dieser Details auf die kurze, in historisch-wissenschaftlicher Hinsicht schätzbare, Schrift des Professor Leger: Führer durch die Ruine des Heidelberger Schlosses, und berühren nur noch den Ursprung einiger der vorzüglichsten Gebäude.

Der viereckigte Thurm, der über der Zugbrücke mit einem schweren Fallgitter, mit Glocken und Uhr nach dem Schloßhof führt, gegründet in des Schloßgrabens Tiefe, ist das Werk Friedrich II. An seiner äußern Seite über dem Thore stehen, in Stein gehauen, zwey Schildknappen, recht wie zu Schutz und

Trutz, leidlich plump gebildet. Zwey Löwen von gleichem Schlage halten den Reichsapfel und das Schwerdt, das Wappen aus der Mitte ist verschwunden. Rechts von hier steht das Oekonomie-Gebäude, dessen Vorsprung vier schöne Granit-Säulen, angeblich aus Ingelheim von Carls des Grossen Palaste, schmücken. Doch sollen sie aus den Felsen der Gegend seyn. Die Wölbung, die auf ihnen ruht, deckt den nun versiegten Burgbrunnen von endloser Tiefe. Das Oekonomie-Gebäude zieht sich bis an Ott' Hainrichs, des Grosmuthigen, östlichen Bau, dem stolzen Rittersaale, mit seinem reichen, schweren, bedeutsamen Schmuck, seinen mannichfaltigen kühnen und herrlichen Architektur-Linien, sinnreichen Verzierungen, Emblemen und Wappen und Bildsäulen. Sein Portal allein beschäftigt in einer grossen Zeichnung die fleissige Hand des Herrn von Graimbergs schon seit drey Jahren, nicht unablässig, wohl aber hauptsächlich; denn diese prachtvolle Gediegenheit des Ganzen, so reich an zusammenklingenden Einzelnheiten, ist schwer zu beschreiben. Es ist ein Glück, daß dieß herrliche Werk, bedroht von den Stürmen der Zeit, durch diese köstliche Zeichnung der Nachwelt erhalten wird.

Noch kann man diese Ruinen ohne Gefahr durchwandeln, an den Thüren die aus Sandstein gehauenen lieblichen, sinnreichen Arabesken, die schön gemessnen Räume der Säulen, die Majestät der Anlage bewundern, wie den Einklang und die Fülle von Verzierungen. Herrlich ist von diesen hohen Fensterräu-

men aus der Blick in das Thal; nur das melodiſche Rauſchen des Neckars, das Säuſeln der waldigen Felsgipfel und der Ton der Sänger des Hains iſt hier vernehmbar.

Die Statüen zwiſchen den Fenſtern und über dem Portal ſind aus gelbem Heilbronner Sandſtein gehauen, mit Reimen und Inſchriften verſehen: Joſua, Simſon, Herkules, David. In der mittlern Reihe ſtehn die allegoriſchen Bildniſſe der fünf geiſtlichen Tugenden: Die Stärke, mit einer zerbrochenen Säule, der Glaube, mit einem Buche, die Hoffnung, auf dem Anker gelehnt, die Gerechtigkeit, mit dem Schwerdt und der Wage. In der dritten Reihe Saturn, Mars, Venus, Merkur, Diana; in den Giebeln Pluto, Jupiter; in den Giebelfeldern der untern Fenſterreihe Vitellius, Antonius Pius, Tiberius, Claudius, Nero. Nero Caeſar, C. Marius, M. Antonius, J. Rom., N. Pamphilius, M. Brutus, in Münzform als Büſte. Ueber dem Portal in der Höhe Otto Heinrichs Profil. Dieſe Miſchung von Heidenthum, Judenthum und Chriſtenthum iſt, wie der ganze Bau, phantaſtiſch. Das fünfzehnte Jahrhundert ließ in ſeinen Kunſtwerken gern die gewaltige Welt der Helden und Hohen wie ein Schattenſpiel vorüberziehn, und der Luſt des Augenblicks als Zierrath dienen. Die Arabesken der Thüren ſind ganz im Geiſt und Sinn des Benvenuto Cellini. Ihr Erfinder und Ausführer iſt unbekannt.

Noch ſteht auf dem Hofe das gewaltige Becken

des ehemaligen Springbrunnens. Jetzt treibt ein friedlich Grun sein stilles Leben drin, und Blumentöpfe stehn auf der Mündung.

Neben Otto Heinrichs herrlichem Bau sieht man noch den hintern Theil des erhabnen Thurms, und dicht an ihn schließt sich das auf den Ueberbleibseln des Jetten-Tempels gegründete Gebäude Friedrichs II. Drey Reihen von Arkaden über einander, ruhend auf dicken kurzen Säulen, sind der Ueberrest dieses Baues, jetzt größtentheils zugemauert, und an ihrem Schluß zur Wohnung des Schloßkufers eingerichtet. Ueber diese weg erblickt man das alterthumliche Fenster des Zimmers, wo der kunstlerische Herr von Graimberg seit vier Jahren wohnt. Noch über diesem im dritten Stock ist ein Zimmer bewohnbar, und dieser Bau schließt sich an dem neusten und am wenigsten zerstörten vom Anfang des 17ten Jahrhunderts, gestiftet von Friedrich IV. Hier sind sechszehn Stammherren und Glieder des Pfalzischen Hauses, mit Bezeichnung ihrer Namen und Todesjahre, aufgestellt: Carolus Magnus, Otto Wittelspack, Ludovicus, Rudolphus, Ludovicus Imperator, Rupertus Rex Rom. Otto Rex Hungariae, Cristoph. Rex Daniae. Rupertus Senior, Friedericus Victoriosus, Friedericus II. Otto Henricus, Friedericus Pius, Ludovicus, Joann. Casimir. Friedericus IV.

Ein schwerer ernster Styl herrscht in den Bildsäulen; sie sind nicht Kunstwerke zu nennen, doch sind die Gesichtsbildungen alle individuell, und tragen ein Gepräge von Wahrheit. Die oft erwähnte nörd-

liche Terraſſe, ruhend auf der Vorhalle, durch welche der Ausgang des Schloſſes führt, iſt auch unter Friedrich IV. gebaut. Ihre Majeſtät und Lieblichkeit iſt unvergleichlich.

Friedrich V., Nachfolger des IV., war es, der das freundliche Thor des Stückgartens ſeiner Gemahlin Eliſabeth, Enkelin der Maria Stuart, erbauen, und für ſie die damalige wilde Felſenwüſteney des Burggartens in einen zierlichen Garten im damaligen Geſchmacke umſchaffen ließ. Terraſſen, Gallerien, Treppen, Grotten, kleine Seen wurden aus dem Felſen-Schooß hervorgerufen, und umzogen und umwoben mit dem Schimmer ſeltner Blüten. Dieß Alles, wie die den Anfang des Gartens, gegenüber der Südſeite, umziehenden Arkaden, zeigt kaum noch Spuren ſeines Daſeyns; doch ziehe ich die jetzige kunſtloſe liebliche Anlage jener Symetrie vor, welche den Kreis ihrer Anmaßungen nie auszufüllen vermag. Das Eliſabeth-Thor, das nach dem Stückgarten führt, zeigt noch die Inſchrift, die auf Latein beſagt, daß Friedrich V. ſeiner geliebteſten Gemahlin, Eliſabeth, 1615 dieſen Garten errichten ließ.

Sein unglückliches Verhängniß rief Friedrich V. aus dieſem ſchönen Sitz nach Böhmen, wo der Wandel des Glücks bey Prag ihn von der Höhe ſeiner ſtolzen Plane ſtürzte, und mit dem dreyßigjährigen Krieg die Schickſale herbeyrief, welche Heidelberg und ſeine Gegend verheerten. Das Schloß wurde zu wiederholtenmalen beſtürmt, genommen, entſetzt, und wieder erobert. Seine Verheerung war begonnen, und nie genoß es

seines frühern Glanzes. Denn als aus England zurückberufen Ludwig Karl, Friedrich V. Sohn, den Thron seiner Väter wieder bestieg, mußte nach vielen Jahren der weisesten und fleißigsten Wiederherstellung das unselige Bündniß seiner einzigen Tochter mit dem Herzog von Orleans, den Weg zu den Ansprüchen Ludwig XIV. an die Pfalz bahnen. Wie denn dem magern Französischen Land immer nach Deutschen Besitzungen gelüstete, bis sie, wenn nicht Raub gewonnen, doch fremdes Eigenthum verwüstet hatten, so sandte Ludwig, als seine ungerechten Ansprüche abgewiesen wurden, den würdigen Vorboten der Vandamme und Davouſt, den, wie diese, auf ewig gebrandmarkten Melac mit einem großen Heer in die Pfalz. Wir berühren nur im Vorübergehen die damals gegen Treue, Pflicht und Kriegsrecht verübten Gräuel, die Zeit hat so viel Gegenstücke dazu geliefert, daß jetzt alte Erinnerungen zurückrufen, frische Wunden wieder aufreißen hieße. Auch fehlte es, nachdem Melac von dannen gehn mußte, und Delorges einen Versuch wagte, die Pfalz zu unterjochen, so wenig wie vor mehreren Jahren an einem einheimischen Verräther. Hendersdorff heißt sein Name, verabscheuungswerther als der Melac's selbst, denn der Feind, der Gräuel verübt, ist noch ein Engel des Lichts gegen den Freund, der seine Heymath verräth! Die schrecklichsten Verwüstungen waren die Folge der von Freund und Feind verübten Schandthaten; dennoch mußte der übermüthige Franzose, gedemüthigt, den Frieden nachsuchen, wie jetzt noch wieder.

1717 ſtellte Karl Philipp die Palläſte ſeiner Reſidenz wieder her. Nach tauſendfacher angewendeter Sorgfalt, verlangte er von der lutheriſchen Gemeine die Ablaſſung ihrer Kirche auf dem Markt zum katholiſchen Gottesdienſte; dieß wurde ihm verſagt, und nun verlegte er ſeine Reſidenz nach Mannheim. Da das Waſſer in Mannheim nicht wohl trinkbar iſt, ließ er auf dem Schloß, über des Fürſtenbrunnens Quelle, ein artiges Gebäude errichten, und täglich von hier ſein Waſſer holen. Er erbaute das Schloß zu Mannheim, und verließ die freundliche Stadt nie wieder.

Als ſein Nachfolger, Karl Theodor, den Entſchluß gefaßt hatte, durch neuen Glanz die alte Burg der Fürſten zu verherrlichen, und ſie zu bewohnen; als ſchon alle Anſtalten zu dieſer Veränderung getroffen war, ſank der Blitz Gottes auf die ſtolzen Gebäude nieder, und vollendete das Werk der Zerſtörung. Hiermit war die Loſung zur bleibenden Einſamkeit der Trümmer gegeben. Karl Theodor ließ alles, was noch von Zierden und Denkmalen der Kunſt zu retten war, nach Mannheim und Schwetzingen bringen, und im Lauf der Jahre wußte ſpeculirende Betriebſamkeit die Ruine erſt recht in Grund zu ruiniren. Es kann leicht reiner Kunſtſinn im Spiel geweſen ſeyn. Lange Zeit wurden immerfort Steine weggeführt, Genien und andere Ausſchmückungen, Glasfenſter fortgeſchleppt. Der Diſtrikt des Gartens war in Karteffelland und Bleichen abgetheilt, bis der Oberforſtrath Gatterer mit einer Vorſtellung bey Karl Friedrich, dem Unver-

geßlichen! liebreich Gehör fand. Selbſt jetzt, bey Umſchaffung des verwilderten Lokals in einen lieblichen botaniſchen Garten, und bey ziemlich ſtrenger Polizey über die Trümmer, geſchah, nicht in unedler Abſicht, wohl aber aus zu großem Eifer und zu raſcher Verfahrungsart, manches, das hätte unterbleiben können; z. B. uralte, göttliche Baumgruppen, unerſetzliche, wurden dem Plan der Anlage aufgeopfert, den man lieber ein wenig mehr nach dem Lokal, als das Lokal nach ihm hätte zuſchneiden ſollen. Dennoch bleibt der Gedanke, und die edle Beharrlichkeit, mit welcher Gatterer ſeinen Plan ausführte, ein Gegenſtand unendlicher Dankbarkeit für Alle, welche ſich in dieſen holden Windungen durch Blüten und Düfte von nie empfundenem Entzücken durchſtrömt fühlen.

Nicht überſehe der, den der Genius der ſüßen Natur zu dieſen Trophäen ihres Sieges über Kunſt und Pracht der Menſchenhand führt, die mannichfaltigen ſinnbildlichen Zierden, welche noch in den Trümmern übrig geblieben. Ich habe ſie nicht berühren wollen, um ihnen den Reiz der Ueberraſchung nicht zu rauben.

Der nördlichen Gallerie vorüber, durch die Vorhalle, an den zierlichen Schildhäuschen vorbey, die ſo maleriſch auf dem Vorſprung ſich heben, führt ein etwas ſteiler, aber nicht gefährlicher, Pfad, der kürzeſte von allen, nach der Stadt. Hier öffnet ſich durch die Gewölbe mancher dämmernde, überraſchende Blick, in Horizont, Gebirg und Ferne, und die herrlichen Säulen der Vorhalle mit der Kühn-

heit der Wölbung, wo ernstes Dunkel waltet, fesseln den Blick. Dann geht es die Mauer entlang in die Stadt hinab, wo die westliche Ferne mit der unabsehbaren Bergkette und der Windung des Neckars, zur Seite des Pfades die blühenden Gärten am Abhang des Felsens, Brücke, Stadt, und die Chaussee, die sich den Fluß entlang schlängelt, das Auge in freundlichem Wechsel erheitern, indeß zur Linken die gewaltige Mauer, die das Gebürg stützt und hemmt, von tausendfachen Kräutern, Stauden und Blümlein durchwunden, sich bis zu dem artigen Häuschen hinzieht, das ein Rosengarten umfängt, wo der biedere Gelehrte, Hofrath Creuzer, wohnt, dessen Namen die Musen und die Freundschaft mit gleicher Wärme der Erinnerung feyern. Dieses Hauses Garten gegenüber liegt die Bleiche, ehmals der bescheidne, von Bergen rings umfangene Garten der Clara von Detten. Noch jetzt hat er in seiner Abgeschlossenheit, mit seiner raschen rieselnden Quelle, etwas geheimnißvoll anziehendes. Im Hause, das auf dem hintern Plan steht, wohnte vor mehrern Jahren Horstigs geniale Familie, deren schöner Cirkel: Görres, Arnim, Brentano, Graf v. Loeben u. a. Blüten eines seltnen Dichter-Vereins hier holde Stunden verlebten. Der bescheidene Wohnplatz wurde ein Sitz des Genius, wie er einst ein Lieblingsort der schönen Weiblichkeit gewesen, deren Feyer die deutsche und lateinische Muse der Nachwelt offenbart. Wimpfeling singt von Clara v. Detten:

Casta, pudica, decens, humilis, discreta modesta
Totaque terra tuae cantat praecordia laudet.

Zwiſchen der Bleiche und Hofrath Creuzers Garten führt noch ein Weg, ſchmal und ſteil nach dem Schloß, hart an den Felſen hinauf; zwey Mühlen ſtanden einſt dort, jetzt nur ländliche Wohnungen mit ungemein lieblicher Ausſicht über die Wipfel hoher Bäume nach dem Heiligenberg und den Vogeſen, einen neuen Geſichtspunkt entfaltend.

Wir haben die Schloßruine betrachtet, und nicht für die Erwähnung der Ueberreſte eines frühern Baues auf dem über den Jettenbühel hervorragenden Gaisberg eine ſchickliche Stelle gefunden. Jetzt, wo wir uns der Geſchichte der Entſtehung der Stadt nähern, gedenken wir zugleich dieſer Stätte, zu der ein gepflaſterter Weg führt, und wo nur einige formloſe Steine noch unter Geſtripp und Haidekraut liegen. Eine herrliche Ausſicht nach dem Thale lohnt dem ermüdeten Wandrer; hier ſtand einſt die Burg, die undenkbare Zeit vor dem Schloßbaue des Jettenbühels exiſtirte, und am 25. April 1537 vom Blitz zertrümmert wurde. Im Briefe des Profeſſors Mycillus (Moltzer), dem Augenzeugen der Begebenheit, an den berühmten Joachim Camerarius, iſt die Verheerung der Stadt durch dieſes gräßliche Ereigniß lebendig dargeſtellt.

Der Vertrag von Pavia vom Jahr 1329 gedenkt der obern und niedern Burg, die Verträge der Jahre 1368 und 1378 der zwey Veſten über der Stadt Heidelberg. Frühere Data ſind nicht vorhanden, ausgenommen der Wormſer Lehenbrief, den das Stift dieſer Stadt dem Rheinpfalzgrafen Ludewig I. und ſeinem Sohn Otto dem Erlauchten ertheilte, der von

1225 datirt ist, und in welchem dieser Burg schon als ein Alterthum, und der Schloßburg gleichfalls erwähnt wird. Konrad von Hohenstaufen muß den alten Bau noch bewohnt haben. 1156 — 1195. Im Jahre 1278 wurde er mit der Stadt zugleich in Asche gelegt, durch eine Feuersbrunst. Nur die Capelle zur heiligen Jungfrau in der Einöde widerstand der Flamme, die nachher in ein Augustinerkloster, späterhin in das von Friedrich II. gestiftete Collegium der Sapienz umgewandelt wurde. Die Reste des alten Baues auf dem Gaisberg wurden wieder ausgebessert, und nur noch zum Pulverthurm benützt; dieser Umstand war es, der die Verheerung des Wetterschlags 1537 so furchtbar und für die Stadt und die untere Burg so entsetzlich machte; nur eine Zufall ähnliche Waltung des Himmels rettete Ludwig V. von dem Schlag großer Steinmassen, die sein eben von ihm verlassenes Kabinet zertrümmerten, und viele Menschen und Gebäude wurden das Opfer dieses Unfalls. Friedrich II. erbaute auf der Unglücksstätte ein großes Haus, den neuen Hof genannt, doch keine Spur ist davon mehr zu finden, und niemand hat Kunde von Untergang desselben.

Seit der Blitz so manche Verheerung in den stolzen Felsengebäuden bewirkt, und mit ihnen selbst den Gedanken, sie wieder zu errichten, vernichtet, waltet ein friedlicher Stern über die nun ganz der Natur und dem Studium des Wissens und landschaftlicher Beschauung geweihten Gegend. Kein Unfall mehr

ſetzt ſie in Schrecken, verſöhnt ſind die feindlichen Gewalten, wo die Trümmer verſunkener Herrlichkeit nur noch als Trophäen der Launen des Geſchickes dazuſtehen ſcheinen, indeß der tiefere Sinn in ihnen die höhere Deutung auf die Nichtigkeit aller Erdengröße ahnet.

Die Stadt.

I. Ihre Entſtehung. Umriß ihrer Geſchichte.

Heidelbergs Urſprung verliert ſich in das Dunkel der Zeit, und keine hiſtoriſche Urkunde bezeugt das Daſeyn der Stadt, weder vor der Römer Anbau der Caſtelle und Feſtungswerke am Neckar, noch während ihres Aufenthaltes. Auch deuten wenig geſchichtliche Fingerzeige auf den Aufenthalt der Römer in Heidelberg, doch die zuverläſſigſten Urkunden ſind Bildſäulen. Ein Altarſtein mit der Jahrszahl 292, u. m. a. Denkmahle, Gruften, Gewölbe, Thürme und Fragmente von Gemäuer, rings in der Gegend gefunden.

Der Landſtrich vom Rhein, Neckar, Mayn und der Donau, den die Markomannen verlaſſen hatten, wurde durch die glücklichen Erfolge der Unternehmungen der Römer unter Trajan Römiſches Gebiet, und mit ihren Colonien bevölkert. Man nannte ihn wegen der Abgaben, welche die beſiegten Bewohner den Römern geben mußten, die dekumatiſche Provinz. Die Römer legten Stadien an, und Kaiſer Hadrian verwahrte die

Gränzen dieſes Gebietes gegen die Anfälle der Alemannen durch die Pfahlhecke, welche ſich von Neuſtadt an der Donau bis nach der Reichsſtadt Wimpfen zu, und von da bis an den Neckar erſtreckte. Die Rheinpfälziſchen Oberämter Ladenburg (Lupodunum) Handelberg, Mosbach, Borberg, Umſtadt, Ozberg, Lindenfels, Bretten gehörten zu dieſer Provinz, deren Hauptſtadt Ladenburg geweſen, jetzt nur eine kleine Stadt unweit des Neckars, welche ihr königliches Schloß beſaß, und von deren Gefilden einſt der Neckar durch Kaiſer Valentinians Krieger mühſam und beharrlich abgeleitet, und in ein Schlangen gleich gewundenes Bett nach Mannheim zu in den Rhein gelenkt wurde, weil ſein Lauf unter Ladenburg und Ilbesheim zerſtörend für eine Schanze war, die Valentinian ſelbſt angelegt hatte.

Erſt nachdem Marbod mit ſeinen Markomannen, den unbeſiegbaren Vertheidigern des rechten Rheinufers, dieſe Gegend verlaſſen, und dieſe rüſtige Volkerſchaft, deren Neigung die Jagd und der unabläſſige Wechſel des Aufenthalts war, in Böhmen eine friſche Herrſchaft geſtiftet, wagten ſich die Römer an die Ufer des Neckars hinan über den Rhein herüber. Noch immer mußten ſich die Ueberwinder auf dem ſchwer und langſam errungenen Deutſchen Boden unſicher fühlen, da ſie hier, wie für Ewigkeiten die Merkmahle ihrer Herrſchaft zu gründen, ihre Gränzen zu vertheidigen ſtrebten. Doch der Genius Deutſchen Heldenmuths ſpottete der Steinmaſſen, und des

Dünkels der versinkenden Kraft, die sich schon mehr auf den äußern Schutz, als auf innern Gehalt zu verlassen begann. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit vereinten sich die Deutschen Völkerschaften zur Verheerung des stolzen Roms und brachen das Herz ihrer Kraft.

Wir haben bey Betrachtung der Schloßruine ihre Entstehung aus Deutscher Zeit durch keine andre Bemerkung unterbrechen wollen, jetzt aber sey es uns vergönnt, bey den Vermuthungen über Heidelbergs Entstehung einige Bemerkungen aufzustellen, die sich bey Betrachtung der Wurzel und des Fundamentes von der ganzen Masse aufdringen.

Die ungeheure Kühnheit, Gewalt, Tiefe und Festigkeit des untern Baues, wie er, dem Schooß des Felsens angeschlossen, auf dessen ewigen Pfeilern ruhend, sich in die Höhe mit gleichem Stolz und gleicher unerschütterlicher Kraft erhebt, bringt auf Gedanken, denen die Chroniken wenigstens nicht widersprechen, da sie nur die obern Gebäude, selten aber etwas vom geheimen kolossalen ursprünglichen Busen und Schoos erwähnen, auf welchem sie sich gründen.

Die Ausbiegungen der Terrasse des Stückgartens sind starken Bastionen gleich, die geschleift worden sind, der dicke Thurm scheint, auf einer solchen gegründet, sich aus der Schlucht erhoben zu haben, die seit Jahren mühsam verschüttet worden. Nicht leicht war der zweyte gewaltige Halbzirkel, der jetzt zur Altane dient, so zum Vergnügen, zum Vorsprung

erbaut, sondern ursprünglich ein fester Thurm. Der getorrente Thurm trägt auch Römischen Charakter, und mag eher ein wieder aufgebauter als ein neuerrichteter gewesen seyn. Die Tiefe an seinem Fuß, jenseits vom schroffen Fels und herrlichem Gemäuer absteht, von welcher aus man sich in die schauerlichen Tiefen um des Schloßbaues Gründung erachen kann, war ehmals ein Graben, den die reichlichen Bergquellen tränkten und lebendig hielten. Die neun Wölbungen der Arkaden, auf denen jetzt der Pavillon und das Kastanienwäldchen ruhen, scheinen in ihrer Kühnheit, ihrer Majestät, ihrer Gewalt nicht ursprünglich bestimmt zu seyn, einen leichten Boden zu tragen. Zwecklos sind die kühnen Einwölbungen, die bloße Stütze könnte eine einfache gerade Mauer seyn, vielmehr scheinen sie von Anbeginn einen Tempel oder ein Castell getragen zu haben, denn die Chronik berichtet wohl, daß Churfürst Friedrich die Felsblöcke und Steine des obern Raumes mühsam und kostbar wegschaffen ließ, um dort den blühenden Garten hervorzubringen, nicht aber, daß er die gewaltigen Stützen dieses Gartens gegründet; ich glaube, sie bestanden noch von alter Zeit her, und der Baumeister hat diese blos zu seinen Terrassen benutzt. Die Halle, durch welche man von der nordwestlichen Altane aus in den Burgweg hinunter gehet, trägt auch ganz Römischen Charakter, eben so die Wölbungen der verschiedenen Eingangspforten und Windungen des Wegs hinunter, die Herr von Graimberg in vier Darstellungen herausgegeben; die

Grotte ist in antikem Geist, nicht im Styl des 15ten Jahrhunderts, und jede Spur redet von der Römerzeit. Außerdem pflegten die Deutschen Fürsten, wenn sie hier einen Bau, oder auch nur eine Mauer errichteten, ihn mit dem Wappen, mit Inschriften, oder mit Versen zu versehen, und solche finden sich auf keiner dieser eben benannten Fundamente der Burg, hingegen trägt die Mauer, die den Burgweg hinabführt, und deren Styl, Bau und Gestein von dem dieser Fundamente ganz abweicht, die Inschriften:

Churfürst Friederich
Pfaltzgraf bawt mich 1522.

D. C. V.

und weiter unten:

Curfürst Carl Ludwig
Pfaltzgraf repariert mich.

Der Umriß des Bezirks, wie man ihn noch mit dem Auge umfaßt, deutet in seiner Grundlage auf einen, ursprünglich in vollendeter Einheit der Ideen gegründeten festen Platz, vermuthlich eine stolze Römische Burg, von tiefen Gräben theils umzogen, andern theils vom jähen Felsen und von der Gewalt der Steinmassen des Baues geschützt. So möchte denn bey wissenschaftlicher Untersuchung alles, was jetzt so zufällig und inkoherent erscheint, als sinnreich und kühn geordnetes Ganze sich darstellen.

Diese feste Burg zu der Römer Zeiten wurde noch beherrscht von der obern Burg auf dem Gaisberg, von welcher aus, nach Leodius, eine Mauer lief, die bis zu einem festen Thurm an den Neckar

ging, an dessen Fuß eine wohl befestigte Brücke stand. Am andern Ufer war eben eine solche Mauer bis auf den Gipfel des Heiligenbergs gezogen, wo ein zweytes Castell stand, und auf dessen Höhe noch nicht ganz verfallene unterirdische Gänge und Wölbungen für die Nachwelt ungelöste Räthsel sind.

Kayser führt in seinem Schauplatz Sagen über Heidelbergs Entstehung an, die er jedoch gleich wieder verwirft, indeß aus keinem andern Grund, als weil sie ihm nicht genug durch die Quellen, die er anführt, verbürgt scheinen. Er nennt Jodokus Sabellinus von Weißenburg, Johannes Agricola, den Geheimschreiber des Kaisers und Churfürst Ruprecht III. und Jakob Beverlein, welche den Anbeginn Heidelbergs Estermann, einem Deutschen König, zuschreiben, der auf dem Gipfel des Königstuhls (jetzt Kaiserstuhls) einen Wohnplatz erbauet, und um das Jahr der Welt 2250 regiert haben soll. Dieser Wohnplatz habe die Esterburg geheißen. Zu Frehers des Geschichtschreibers Zeiten, sprach man noch von einer ungeheuern Eiche, mit vielen Sitzen, die hier gestanden. Carocccus, der Verheerer der Pfalz und Rheinländer, der im Odenwald an der Jart im Flecken Rankenheim wohnte, habe diesen Königstuhl Esterburg 412 wieder geschleift, und mit ihm die Burg und Stadt Edelberg, welche 286 der Römische Kaiser Valerius Probus auf dem Abhang des Berges erbauet. Attila, der Hunnenkönig, sey auch verheerend über Stadt und Gegend gezogen, einige Hüt-

ten seyen nach und nach wieder erstanden, und aus ihnen das Dorf Eydelberg, welches im Jahre 750 Christi Pipinus mit Mauern umfangen, und mit Marktrecht und Blutgericht begabt. *)

Sonach wären die Schloß-Fundamente die der Burg gewesen, welche Valerius Probus erbauet. Späterhin hätten sich die Edeln des Landes, angezogen von der Lieblichkeit und Sicherheit des stolzen Felsens, hier angebaut; die Bergstadt wäre das, nächst der zertrümmerten Römerburg erstandene Dorf Eydelberg gewesen, welches Pipin späterhin mit Vorrechten begabt; die Thalstadt bietet keine Ueberreste Römischen Baues dar, es müßten denn die zwey Thürme und die Neckarseite des Marstalls seyn, welche aus schön behauenen Steinen errichtet sind, und von tiefem Alterthum schon der Farbe nach zeugen, da sie den Ueberresten der Römer-Mauern in Cölln gleichen; indeß sind die Thürme augenscheinlich um zwey Drittheil verkürzt, und haben moderne Dächer.

Demnach ließe sich mit einiger Wahrscheinlichkeit andeuten: 1) daß in uralter Zeit **) ein Deutscher

*) Sollte diese Sage nun ganz unergründet seyn, so ist es dennoch wahrscheinlich, daß die alten Deutschen diese Waldeshohen zu Wohnungen, oder auch zu ihrem Gottesdienst benutzt; so z. B scheint mir der Riesenstein, eine ungeheure, seltsam, wie zu einer Tafel aufgerichtete Felsenmasse, und viele Steine rings auf dem Abhang verstreut, zu Ceremonien des uralten Gottesdienstes bestimmt gewesen zu seyn

**) Als sich der Neckar noch wild und mühsam ein enges Bett durch die dicht an einander geschlossenen Felsenketten bahnte, und die Ebene nach dem Zettenbühel zu noch unzugangbar war.

Völkerſtamm das Gebirg des Königſtuhls bewohnt, deſſen thronende Burg die Höhe, deſſen dienſtbarer Flecken Kohlhof war. Der gepflaſterte breite Weg bis zum Gipfel beſtärkt in dieſer Idee.

2) Daß ſpäterhin die Burg auf dem Jettenbühel gleichzeitig mit der höhern auf dem Gaisberg von Valerius Probus erbauet worden, und daß ſich die letzten Gebäude derſelben den Berg hinunter zogen.

3) Daß die erwähnten Befeſtigungswerke der vom Gaisberg und parallel liegenden Heiligenberg hinab laufenden Mauern ſich bey einer feſten Brücke an derſelben Stelle ſchloſſen, wo jetzt der leichthinſchwebende Bau der herrlichen Brücke Carl Theodors, mehr noch zum Schmuck der Landſchaft, als zum Nutzen erhoben ſcheint.

4) Daß nach Zerſtörung der Römiſchen Feſtungswerke ſich Ritter und Edle auf dieſen Höhen angeſiedelt, und die Erweiterung der ſchmalen Neckarufer durch muhſames Hinwegräumen der Felſen längſt vor ihnen ſchon begonnen, nach ihnen erſt vollendet worden ſey, je nachdem ſich die Bevölkerung vergrößerte und ausdehnte, und nach und nach aus den, dem Felſenſchoos abgewonnenen Steinen, die Thalſtadt aufgebauet wurde, von deren früherer Entſtehung keine geſchichtliche Spur mehr vorhanden iſt.

Man iſt ungewiß, ob Pipin der Gründer der Thalſtadt oder der Bergſtadt geweſen, welche jetzt noch das alte Rathhaus aufweiſt, deren oberer Brunnen in ſeiner gewaltigen uralten Geſtalt leicht auch noch ein Werk der Römer ſeyn könnte, und die

jetzt noch aus 77 Wohnungen beſteht; ihre Straße führt in einem breiten Fahrweg und in vielen Nebenwegen nach Kohlhof und dem Königſtuhl, nach den übrigen Gebirgshöhen, und über den Wolfsbrunnen auch nach Neckargemünd. Die Bauart mehrerer Häuſer iſt altertümlich, doch nicht gothiſch, viel Heiligenbilder zieren die Niſchen. Eine Kirche faßt dieſe Bergſtadt nicht in ſich, vielleicht war dieſe ſonſt auf der Burg.

Ueber den Zwiſchenraum des Verſchwindens der Römer unter Valentinian, welcher den Heiligenberg ſtärker befeſtigen wollte, und durch die gerechte Wuth der Allemannen in dieſem Vorhaben geſtört wurde, ſo daß kaum einer der Römiſchen Soldaten entrann, ihm die Kunde zu bringen, bis zur Anſiedelung der Deutſchen Edeln auf den Bergfeſten, ſind keine Data vorhanden.

Der erſte Pfalzgraf, deſſen die Chroniken erwähnen, iſt Konrad von Hohenſtaufen, Halbbruder Friedrichs Barbaroſſa, der 1195 ſtarb, und zu Schönau begraben wurde. Er erkieste Heidelberg zu ſeiner Reſidenz, wohnte auf der obern Burg des Gaisbergs, und baute die Bergſtadt größer.

Ludwig von Bayern, aus dem Hauſe Wittelsbach, wurde im Jahr 1225 durch den merkwürdigen Brief von Worms mit der Burg und dem Schloß Heidelberg und der Grafſchaft Stahlbühel belehnt. Er that viel für Heidelberg.

Sein Sohn Pfalzgraf Otto der Erleuchtete folgte ihm in der Regierung; er befeſtigte ſeine

schwankende Herrschaft über diese Gegend durch die Heyrath mit der Tochter des verjagten Pfalzgrafen Heinrichs, Agnes. Deshalb standen im Speisesaal des alten Baues folgende Verse:

Otto der Erst Pfalzgraf bey Rhein,
Hatt Pfalzgraf Heinrichs Töchterlein:
Mit Mannheit er's also erfacht,
Daß die Chur blieb seinem Geschlecht

Sein Sohn Ludwig, zugenannt der Strenge, wurde 1228 geboren. Während Otto's Regierung begann die kaiserlose Zeit 1251. Otto starb in demselben Jahr zu Landshut in Bayern. Ihm folgte sein Sohn Ludwig, unter dessen Regierung die Stadt erst durch die Ueberschwemmung, nachher durch eine schreckliche Feuersbrunst zu Grunde ging, 1278. Nur die abgelegene Capelle zur h. Jungfrau, Maria in der Einöde, blieb unberührt von den Flammen; der alte Bau des Schlosses auf dem Jettenbühel fiel in Asche zusammen. Ludwig that vieles, die Wiedererstehung der Stadt den Bürgern zu erleichtern. Er starb, nach einer thätigen, von Naturschrecknissen, wie durch die Ereignisse beym Interregnum erschütterten Regierung, am 1. Februar 1295, und vollendete seine Laufbahn im alten Schloß, in demselben Zimmer, wo er das Licht der Welt erblickt.

Sein Sohn und Nachfolger Rudolph wohnte zu Wießloch. Seine Fehden mit Kaiser Albertus gegen 1301 der Pfalz und Heidelberg viel Weh zu. Die Zwistigkeiten mit seinem Bruder Kaiser Ludwig arteten in Krieg aus, er wurde das Opfer derselben, und floh nach England, wo er in Elend starb. 1319.

Rudolph II. ging in einen Bund mit Kaiſer Ludwig und andern Deutſchen Fürſten zur Erhaltung der Sicherheit, des Handels, der Schiffarth; dieſer Bund hieß der Landfrieden. Rupertus I. regierte gemeinſchaftlich mit dieſem jungen Fürſten. Er war auf Heidelbergs Flor bedacht; er ſtiftete 1346 eine Lehranſtalt für Jünglinge, und mit ihr den erſten Grund zur künftigen hohen Schule. Ruperts Anſtalt war in ganz Deutſchland die erſte. Pabſt Urban beſtätigte 1376 ihre Freyheiten. Erſt 1386 bekam ſie eine bedeutendere Geſtaltung; ihr damals ernannter erſter Rektor hieß Marſilius von Inghen.

Rupertus folgte ſeinem Bruder Rudolph, der 1353 ſtarb, in der Regierung. 1378 zur Faſtnacht beſuchte der Deutſche Kaiſer Karl Churfürſt Rupert in Heidelberg, als er zum Reichstag nach Speier ging. Rupertus ſtarb zu Neuſtadt an der Hardt 1390.

Ihm folgte Rupertus II. ſein Bruderſohn. Er verjagte die Juden, welche in Heidelberg unter ſeinem Oheim Zuflucht gefunden, und ſchenkte deren eilf Häuſer und fünf Gärten den Profeſſoren der hohen Schule zu Wohnungen. Er ließ, um Heidelberg zu erweitern, das ſchon zu der Caroliner Zeiten bekannte Dorf Bergheim abreiſſen, und die Bewohner deſſelben ſich bis an die Mauern der Stadt anbauen. Er belohnte ſie mit großen Erleichterungen und Gaben für dieſe Beſchwerde, und verlegte ihre Pfarrkirche nach St. Peter. Auch ließ er Heidelberg mit einer neuen Mauer umziehen. 1371.

Der Sohn dieſes Fürſten Rupertus III., zugenannt der Gütige und Gerechte, folgte ſeinem Vater in der Regierung nach; den 21. Auguſt 1400 wurde er an der Stelle des abgeſetzten Kaiſers Wenceslaus zum Römiſchen Kaiſer erwählt, und den 6. Januar 1401 zu Cöln am Rhein gekrönt. Noch früher erbaute er die Kirche zum heil. Geiſt, die mit Unrecht dem Kaiſer Carl dem Groſſen zugeſchrieben wird, nicht blos, weil bey der Feuersbrunſt, welche die Stadt verheerte, kein ſo bedeutender Bau mehr bleiben konnte, ſondern auch, weil ihr Styl ganz von dem der damaligen Gebäude abweicht. Er iſt ſchwerer, und weniger zierlich und reich.

Von ihm iſt der oben beſchriebene Rupertusbau auf dem Schloſſe angefangen. Er ſtarb den 18. May 1410 zu Oppenheim, und wurde zu Heidelberg in der Kirche zum h. Geiſt begraben. In der Churwürde folgte ihm Ludwig der Fromme, ſein Sohn. 1410. Im Jahr 1414 empfing Heidelberg den zweyten Beſuch eines Römiſchen Kaiſers, oder vielmehr ſah es den dritten in ſeinen Mauern, da Rupertus es auch geweſen. Sigismund hielt hier einen prächtigen Einzug, am 7. Sept. um 12 Uhr, bey ſeiner Reiſe nach dem Concilium zu Coſtnitz. Ihn empfingen mit brennenden Wachsfackeln die Bürger, Frauen und Mädchen, die ganze Geiſtlichkeit und die hohe Schule, bey geiſtlichen Liedern geſungen vom Chor der Sänger, mit einer der Würde und der Frömmigkeit jener Zeiten angemeſſenen Feyerlichkeit. Der edle Kaiſer begab ſich hierauf mit Churfürſt

Ludwig auf das Schloß, gegen Abend wohnte er der Vesper in der h. Geistkirche bey, mit ihm der Churfürst. Die Universitätsmitglieder und Geistlichkeit, wie auch die Bürger, füllten die Kirche. Der Dechant hatte die Worte zum Texte gewählt: Ehret den König. Am Schluß der Rede empfahl er die Universität und das Stift dem Schutz des Kaisers.

Ludwig vollendete den Bau der h. Geistkirche, und starb zu Heidelberg 1436. Er wurde in der h. Geistkirche begraben.

Ihm folgte sein Sohn Ludwig der Sanftmüthige. Er starb nach einer kurzen Regierung. 1449. Sein edler Bruder, Friedrich der Siegreiche, nahm die Churfürstliche Würde an, und adoptirte den hinterlassenen einjährigen Sohn seines Bruders. Dieser Fürst verdiente einen eignen Historiographen. Da wir uns bey dieser Aufstellung kurz gedrängter Data gröstentheils auf das beziehen wollen, was die Herrscher für Heidelbergs Erweiterung und Verschönerung gethan, übergehen wir seine hohen Thaten.

Friedrich der Siegreiche erbaute den Trutzkaiser und Trutzbayern in seinen Kriegen, späterhin wegen des Pabstes Bann den Trutzpfaffen auf dem Abhange des Gaisbergs, hinschauend nach der Mannheimer Ebene. Nur zersplitterte Steine zeigen noch seine Spur, und über ihm die des Trutzbayers, und von Sattler Müllers Garten aus sprechen noch andre Ueberbleibsel vom Daseyn des Trutzpfaffen.

1461 brannte die Kanzley ab, viele wichtige Urkunden, ohne Zweifel auch die der Entſtehung der Stadt, gingen zu Grunde. Friedrich errichtete einen neuen Bau und ſetzte ein Hofgericht hinein. Zu Waldorf hob er das Vehmgericht auf. Er erbaute die Schloßkapelle, welche 1467 eingeweiht wurde, das Dominikanerkloſter, und vollendete das Karmeliterkloſter, welches Mechthild, Ludwig III. Gemahlin, angefangen. Die erſten Bücher wurden unter ſeiner Regierung in Heidelberg gedruckt: z. B. Schwabenſpiegel 1472.

Jedes andre Mittel zur Erhebung verſchmähend, als das, welches in ſeiner eignen Kraft lag, und getreu im ganzen Sinn des Verſprechens, ſeinem Wort, Philipps Vater zu ſeyn, ging Friedrich der Sieghafte kein Bündniß ein, deſſen Glanz in ſeinen eignen Söhnen Anmaßungen auf das Erbe ſeines Neffen hätte erwecken können. Er weihte ſein inneres Glück, im Bunde mit der edeln Clara von Detten, einer ſchönen Liebe, geheiligt durch den ſtillen Segensſpruch der Kirche, und unverletzliche Treue. Clara ſtarb früher als ihr Gemahl. Bald nach ihrem Tode wandte ſich der Erhabene von weltlichen Dingen ab, zu Gott, er beſuchte das nun zerſtörte Franziskanerkloſter unabläſſig, und ſtarb zu Heidelberg 1476 am 12. des Chriſtmonats. Mit dem Kloſter auf dem nun leeren luſtigen Carlsplatz wurde zugleich ſeine Grabſtätte zerſtört.

Ihm folgte Philipp der Aufrichtige. Teutſchlands weiſeſter und edelſter Männer viele verſammelten ſich um ihn, angezogen von ſeiner Liebe zu

den Wiſſenſchaften und Künſten: Rudolph Agrikola, Johann von Dalberg, Johann Capnio, Trithemius, Jodokus Gallus, Jakob Wimpfeling, Johannes Weſſel, Oekolampadius, u. a. werden benannt.

1481 hielt Philipp ein herrliches Turnier in Heidelberg; es war das dreyßigſte ſeit der Entſtehung der Turniere.

1489 beſuchte Kaiſer Maximilian den Churfürſten in Heidelberg. Den Erhabenen empfing der Prof. Pallas Spangel im Namen der hohen Schule mit einer ſchönen Rede.

1499 mußte wegen einer ſtarken Epidemie, welche Heidelberg verwüſtete, die Univerſität auf einige Zeit nach Speyer verlegt werden. Späterhin wurde Philipp von Maximilian in die Acht erklärt, weil er die Rechte ſeines Sohns auf Bayern unterſtützen wollte. Früher ſchon war der Bauernkrieg mit ſeinen Verwüſtungen ausgebrochen. Jetzt überſchwemmten ſieben Heere die Pfalz, der alte Haß gegen Friedrichs Unternehmungen und Glück, der ſelbſt gegen ſeinen Neffen ohnmächtig im Stillen fortgährte, ergriff dieſen Vorwand, um loszubrechen. Doch blieb das wohlbefeſtigte Heidelberg unangefochten, und nach vielem Mißgeſchick konnte ſich Philipp mit dem Kaiſer auf dem Reichstag zu Cölln verſöhnen. Er ſtarb 1508, und wurde in der h. Geiſtkirche beygeſetzt.

Ludwig V, der Friedfertige, folgte ſeinem Vater in der Regierung. Er hegte gleiche Liebe zu Wiſſenſchaften und Künſten, er vergrößerte und ver-

schönerte den Schloßbau und die Stadt. Unter seiner Regierung begann hier Philipp Melanchthon in seinem zwölften Jahre seine Studien. Luther kam von Wittenberg zu Fuß hieher und disputirte im Augustinerkloster am 26. April 1517. Hier entglühte die Flamme des ewigen Bundes, welcher den großen Mann und den herrlichen Jüngling vereinte.

1524 kamen in Heidelberg sechszehn geistliche und weltliche Fürsten zusammen, einen frommen Bund stiftend, weil Trunk und Sittenlosigkeit überhand nahmen. Sie beschworen die Reinheit der Sitten in der h. Geistkirche. Ihr Beyspiel sollte auf die Unterthanen wirken. Es ist zu beklagen, daß über diesen Tugendverein, über diese öffentliche Huldigung der Zucht und Sitte nicht ausführliche Erzählungen der Nachwelt geblieben, und dieser Zug in neuern Schriften über diese Gegenden übergangen ist.

1525 entzündete sich von neuem der gräßliche Bauernkrieg. Da fanden viele Fürsten und Edle eine Zuflucht im wohlverwahrten Heidelberg. Ludwig hemmte die Fortschritte dieses Kriegs in seinem eignen Gebiet, anfangs durch Milde, dann durch Strenge. Schenk Valentin von Erbach verwaltete Heidelberg in seiner Abwesenheit. Bey Pfeddersheim im nämlichen Jahre besiegte Ludwig die Rebellen und einen Theil seiner eignen Unterthanen, die sich ihnen zugesellt. Verbündet mit ihm kämpfte der Churfürst von Mainz. 4800 Bauern blieben auf dem Platz, und siegreich zog Ludwig in seine Residenz wieder ein.

1527 erschien der furchterliche Comet, von Göthe

in Götz von Berlichingen, der Chronik gemäß, so lebendig dargestellt.

1535 hielt Pfalzgraf Friedrich, nachher Churfürst, hier seine prächtige Vermählung mit Dorothea von Dänemark. Im Schloß und in der Stadt wurden Tausende gespeist, und eine Folge herrlicher Feste ergötzte die vereinigten erlauchten Fremden und das Volk. Bald darauf entriß ein gräßlicher Zufall die heitre Erinnerung dieser Freudentage. Am 25. April traf der Blitzstrahl die obere Burg. Wir theilen hier die Epistel mit, worin J. Micillus diesen Vorfall seinem Freunde J. Camerarius berichtet.

„Während du die Heilquellen besingst, die am Heroynerwalde dampfen, und das Thal, welchem der warme Born entquillt, waltet über uns des Schreckens Macht, und kaum wagt das furchtsame Herz sich zu regen. Ein dunkles Hochgewitter hat seine ganze Wuth an uns ausgelassen, und die Burg aus ihren Tiefen gerissen.“

„Es war am Tage, den wir nach der frommen Sitte der Väter durch heilige Gebräuche feiern *), und schon neigte sich die Sonne zum Untergange. Da plötzlich hüllt sich der Himmel in Nacht, ein dumpfes Getöse in den Wäldern verkündigt den nahenden Orkan, und unruhig bewegen sich die Wellen des Neckars. Bald heult der Sturm fürchterlich, alle Winde sind los und jagen die kreisenden Wolken, und wirbeln den Staub auf, und reissen alles mit

*) Am Markustage (7. April).

ſich hin in ihrem Gang. Der Tag verliſcht, und das Auge vermag keinen Gegenſtand mehr zu unterſcheiden, Heerden und Menſchen fliehen nach der Stadt, und jeder ſucht ängſtlich einen Schutzort. Blitze zucken durch die Finſterniß, und der Donner hallt ſchrecklich in den Bergen."

„Am Neckar erhebt ſich auf einem ſanften Hügel die alte Pfalz, einſt, wie die Sage geht, von Ruprecht erbaut, als er die Faſcen des Römiſchen Reichs trug, und den hohen Dom gründete und die heiligen Sitze der Muſen. Etwas tiefer, auf einer Höhe, ſteht die neue Fürſtenwohnung mit den gewaltigen Mauern, und unter ihr reiht ſich am grünen Stromufer die freundliche Stadt hin, der Wiſſenſchaft willkommener Aufenthalt, wenn mildere Zeiten ihnen günſtig ſind. In dieſes Thal ſchloß der Sturm die Wolken ein zwiſchen den Gipfeln der Berge, und da der Oſt und der Weſt zugleich wüthen, ſo bleibt ihnen kein Ausgang. Blitze leuchten durch das nächtliche Dunkel, wie die Lohe eines brennenden Gebäudes, und ſo gewaltig ſind die Schläge des Donners, daß das Gewölbe des Himmels zu berſten droht. Auch die Erde geräth in Aufruhr, der Neckar ſiedet in ſeinen erzitternden Ufern."

„Am Ende der alten Pfalz ragt eine Warte hervor, das weite Land zu überſchauen. Hier lag eine unermeßliche Menge Pulvers. Ein Donnerſchlag, und die Berge umher erzittern, die Mauern des Thurms ſind geſpalten, der zündende Strahl fällt in die Tonnen — die Erde bebt, der Hügel wanket — das Schloß liegt am Boden, Steine und Balken

fliegen in die Stadt herab, Thüren und Fenſter ſprin-gen aus ihren Angeln, Häuſer ſtürzen ein und be-graben ihre Bewohner: betäubt ſteht jeder und will dann fliehen, und weiß nicht wohin. Einige bergen ſich in Kellern, andere eilen ins Freye, ſtumm vor Entſetzen ſchmiegen ſich die Kinder in den Schoos ihrer Mutter; ganze Familien flüchten aus ihren Woh-nungen, und geben ihr Eigenthum preis. Viele ſtehen an den Boden geheftet, ſtarr und beſinnungslos.“

„Aber auch viele fanden ihren Tod in der Zerſtö-rung, und erſt das wiederkehrende Licht machte die Verwüſtung ſichtbar.“

1539 verheerte wieder eine Epidemie die blü-hende Stadt. Sonnenfinſterniſſe und andre Natur-erſcheinungen entſetzten die Gemüther in den folgen-den Jahren. 1544, in denſelbem Jahre, welches durch die vier entſetzlichen Finſterniſſe bezeichnet iſt, ſtarb der edle Ludwig. Er nahm Deutſchlands Ruhe und Frieden mit in die Gruft. Die nächſten Jahrhun-derte waren bezeichnet durch Zerſtörung, Verheerung und Gräuel, ſo daß man, beym Leſen der Chroniken, ſich wenigſtens in dieſe alte Deutſche Zeit nicht zurück verſetzt wünſcht.

Ludwig wurde, wie ſeine Vorfahren, in der h. Geiſtkirche beygeſetzt.

Friedrich II., ſein Bruder und Nachfolger, neigte ſich zur Reformation. Unter ſeiner Regierung (1519) kam Kaiſer Carl auf ſeiner Durchreiſe nach Brüſſel nach Heidelberg. Der Churfürſt empfing ihn auf das prachtvollſte. — 1552 begann Markgraf Albrecht

von Brandenburg ſeine glorreichen Züge, und bedrohte die Pfalz, doch wurde dies Mißgeſchick abgewendet. Mauritius von Sachſen kam darauf mit einem Heer, belagerte die umliegenden Ortſchaften, und verlangte das ſchwere Geſchütz, welches Heidelberg beſaß. Es mußte ihm vieles davon bewilligt werden, und kurz darauf erfolgte der Friede, und das Geſchütz kam von Metz zurück.

Drey Jahre lang wüthete bald darauf in Deutſchland eine heftige Epidemie, welche Heidelberg ſehr verheerte; die Univerſität mußte wieder auf einige Zeit verlegt werden.

1554 berief der Churfürſt den berühmten Doctor A. Grundler und ſeine edle und gelehrte Frau Olympia Fulvia Morata, eine geborne Italienerin. Er ſollte die Arzneykunde, ſie aber das Griechiſche öffentlich lehren; durch den ſchnellen Tod der Heldinnin entging die Heidelberger Univerſität dem Schickſal, unter ihren Profeſſoren eine Frau mitzählen zu müſſen. Eine Auswahl ihrer Briefe in Lateiniſcher, Griechiſcher und Italieniſcher Sprache iſt 1570 zu Baſel gedruckt. Eine Grabſchrift von Baſilius Heroldus ehrt ihr Denkmahl, und die Geſänge edler Dichter der Zeit bezeugen ihre Verdienſte.

Churfürſt Friedrich ſtarb 1556 am 26. Februar. Er wurde in der h. Geiſtkirche beygeſetzt.

Ihm folgte Otto Heinrich der Großmüthige, Sohn des Pfalzgrafen Ruprechts des Tugendhaften. Er bekannte ſich zur evangeliſchen Lehre, und führte ſie in den Kirchen ſeines Staates ein.

1559 ſtarb Otto Heinrich, der Errichter des ſchönen Schloßbaues.

Friedrich III. ſein Nachfolger, ein Sohn Johannes, Herzogs zu Simmern, war noch eifriger im Reformiren. Peter Dathenus, Caspar Olevianus berief er nach Heidelberg, und ließ durch Zacharias Urſinus und Caspar Olevian den Heidelberger Catechismus aufſetzen und in der Pfalz einführen.

1570 wurde hier mit vielem Pomp die Vermählung Pfalzgrafs Johann Caſimir mit Eliſabeth, churfürſtliche Prinzeſſin von Sachſen, gefeyert. Viel hohe Deutſche Fürſten waren gegenwärtig. Auch Kaiſer Maximilian beſuchte Heidelberg früher ſchon, und unterhielt ſich mit dem Churfürſten von wichtigen Dingen, vor ſeiner Ankunft in Speyer zum Reichstag.

Der traurige Zeitpunkt, wo auch hier der Religions-Theilung wegen Blut flieſſen mußte, erſchien. Des Arrianismus angeklagt, wurde J. Sylvan auf dem Markte zu Heidelberg enthauptet; Adam Neuſer wußte zu entfliehen. Die Data, welche die Chronik von ſeiner Abſchwörung des Chriſtenthums und ſeinem zügelloſen Leben in der Türkey anführt, und die blos auf ein Hörenſagen ſich gründen, wollen wir, zur Ehre der Menſchheit, als nichtig verwerfen, indem der Glauben an das Beſſere im Menſchen, wenn er auch ſonſt nichts Gutes in ſich faßt, noch immer das eigene Herz ehrt, das ihn unerſchütterlich feſthält.

Churfürſt Friedrich beſchloß am 26. Oct. 1516 ſeine irdiſche Laufbahn.

Ihm folgte ſein Sohn Ludwig VI., der Luthers Lehre ſo eifrig zugethan war, als ſein verewigter Vater der Reformation.

Churfürſt Ludwig ſtarb den 12. October 1583. Ihm folgte ſein Sohn Friedrich der Aufrichtige. Churfürſt Friedrich ſtarb 1610.

Geboren am 16. Auguſt 1596, zu der Stunde, wo ein heftiges Erdbeben Deutſchland erſchütterte, ging Friedrich V., benannt der Geduldige, den Verhängniſſen und der Trauer des dreyßigjährigen Krieges entgegen. Das Jahr 1613, wo er nach erlangter Volljährigkeit ſelbſt die Regierung antrat, war bezeichnet durch entſetzenvolle Naturerſcheinungen und ſchwere Bedrängniß der Witterung für den Landmann. 1614 erſchien wieder ein großer Comet. Die folgenden Jahre ſind gleichfalls durch Erwähnung ſchrecklicher und trauriger Erſcheinungen und Zerſtörungen im Reich der Elemente in der Chronik bezeichnet. 1617 am 31. October beging man das Jubiläum der eingeführten Reformation in Heidelberg und in der ganzen Pfalz. Drey Tage lang dauerten die kirchlichen Feſtlichkeiten.

1619 wurde Friedrich am 16. Auguſt zum König von Böhmen erwählt; er verließ den friedlichen Schauplatz ſeines blühenden künſtleriſch bildenden Schaffens und Wirkens, um nie dahin zurück zu kehren. 1621 wurden in höchſter Eile die Feſtungswerke der Stadt Heidelberg theils ergänzt, theils vergrößert. Wir

übergehen die Leiden der bedrängten Stadt in diesen Trauerzeiten (1622), und die Umstände ihrer Verwüstung unter Tilly's Belagerung. Verheert war das herrliche Schloßgebäude, und in jeglicher Gestalt zog Weh und Jammer durch die einst friedlichen Wohnstätten.

Friedrich, der tapfer und edelmüthig den Kampf mit dem Geschick bestanden, und wenn sonst alles, nicht das Höchste eingebüßt, endete seine irdische Laufbahn zu Mainz am 19. Nov. 1632.

Sein Leichnam wurde nach Frankreich gebracht, und in Sedaine begraben. Ihm folgte sein Sohn Carl Ludwig, unter der Vormundschaft seines Oheims, des Pfalzgrafen Ludwig Philipp. Unter seiner Regierung dauerten die gräßlichen Verwüstungen Heidelbergs und der Gegend umher fort, — der Schicksale des Schlosses unter Carl Ludwigs Regierung haben wir erwähnt.

Churfürst Carl Ludwig beschloß am 28. August 1680 ein schwer bedrängtes, von allen Freuden seines Herzens vereinsamtes Leben; in einem Bauerngarten in Edingen überraschte ihn der Tod. Ihm folgte sein Sohn Carl, zugenannt der Fromme. Er hatte in den Bedrängnissen, welche die Welt verheerten, seinen Geist den reichen Quellen des Wissens zugewendet, und sich Gottes Schutz anheimgestellt; hier quoll ihm Trost und Labung zu. In England, wohin sein Vater ihn in der stürmischen Zeit gesendet, empfing er mit der Doctorwürde zugleich die Nachricht von seines Vaters Tode, und den Ruf zur Uebernahme der churfürstlichen Hoheit. Türenne, tief erschüttert vom letzten gewaltsamen Entschluß des Fürsten,

dessen Lande er verheerte, und der ihn zum Zweykampf berief, um es zu retten, hatte sich über den Rhein zurückgezogen, und es war Friede. Carl zog nun in die beruhigte Residenz ein. Keine Pracht bezeichnete die Wiederkehr des rechtmäßigen Herrschers, doch ein Bußtag sollte die letzten Gluthen des göttlichen Zornes dämpfen, und Carl selbst blieb von 8 Uhr Morgens bis Abends 5 im Gebet in der Kirche.

Carl, in seiner frühesten Jugend durch das Mißgeschick seiner Lande von seiner eigentlichen Laufbahn abgeleitet, überließ seinen Räthen die Sorgen der Regierung; und verstimmter noch durch häusliche Zwistigkeiten zwischen seiner Gemahlin und Mutter, wandte er sich ganz auf die Gegenstände, welche ihn zu erheitern fähig waren. Er befestigte das Schloß, erbaute den nun zerstörten Carlsthurm, erhob die Schildwachtthürme am Eingang des Burgwegs, schmückte das Innere des Gebäudes aus, und überließ sich außerdem seinem Hange zu kriegerischen Lustübungen. Die letzte derselben, die Belagerung von Eichelsheim, legte den Grund zu einer verzehrenden Krankheit, an welcher er am 2. May 1685 starb. Mit ihm erlosch die Simmerische Linie.

So nah liegen die nun folgenden Jahre, unter der Regierung Philipp Wilhelms, Johann Wilhelms, Carl Philipps, der allgemeinen Kenntniß, so frisch sind noch die Erinnerungen der Leiden bey den Schreckniſſen des Orleansschen und des Spanischen Successionskriegs, daß wir kaum für nöthig halten, ihrer zu erwähnen. Nach der fürchter-

lichen Verwüſtung Heidelbergs wurde in Paris das Te Deum geſungen, und eine Denkmünze mit der Inſchrift geſchlagen: Rex dixit et Factum est, ein Beweis, daß Ludwig XIV. die Gräuel der Melac und Deloges gebilligt. Wälle, Mauern, Schloß wurden mit Eifer von den Franzoſen geſprengt und niedergeriſſen, der Commandant des Schloſſes de Bordes ließ die zwey Schloßthore ſprengen, die Zugbrücken niederreiſſen, das von Churfürſt Carl neu errichtete Feſtungswerk zum Thiergarten, den Thurm dazu gänzlich zertrümmern, ſo daß es nicht möglich war, auf den gewöhnlichen Wegen nach dem Schloß hinauf zu gehn. Der Otto Heinrichs Bau wurde abgebrannt, Keller, Gewölbe, Fäſſer durch Minen zerſprengt und in Stücke geſchlagen, das große Faß entging, man weiß nicht wie, der Zerſtörung. Vom Ober- bis zum Mittelthor blieb kein Haus unverſehrt, in der Vorſtadt blieben ungefähr 20 Gebäude. Der Trutzkaiſer und die andern Feſtungswerke der Stadt wurden der Erde gleich gemacht, und erſt nach vollendetem Werk der Zerſtörung zogen ſich die Franzoſen nach Philippsburg. — Nachher marterte noch die Franzöſiſche Geldgier die Einwohner, die von der Flucht nach dem Abzug des verhaßten Feindes die Liebe zur Heimath zurückrief, und ſie antrieb, in den Gewölben ihrer Häuſer ſich wieder anzuſiedeln. La Grange, der in Strasburg ſtand, verlangte von den unglücklichen verarmten Bürgern 15,000 Gulden Contribution. Der Weigerung folgten neue Verheerungen und Mißhandlungen aller Art. 1694 Anfangs Februar.

In derſelben Stadt, wo die Erinnerung der Gräuel und Unthaten noch durch die Kriegsmiſſgeſchicke der letzten Jahrzehende, von den Franzoſen verurſacht, wieder erwachte, ſahe man im November 1813 die edeln Bürger, liebevoll und ſtandhaft bemüht, die Leiden der vielen Tauſend Gefangenen der Schlacht von Hanau zu mildern. Der Anblick dieſer Unglücklichen glich einem Gottesgericht, Bilder des Jammers, an die keine Vorſtellung reicht, ſchlichen ſie einher, eine giftige Peſt wuthete in ihren Reihen, Chauſſeen und Straßen waren beſäet mit ihren Leichen. Von wahrhaft chriſtlicher Milde beſeelt, ergoß ſich in Fülle der Strom der Wohlthätigkeit der Stadt Heidelberg über die gefangenen Franzoſen. Würdige Aerzte wurden das Opfer ihrer Thätigkeit für die Unglücklichen, und ſelbſt die Stadt blieb vom Lazarethfieber nicht verſchont. So ſage denn Niemand, daß der Grund des Deutſchen Gemüthes nicht rein und edel ſey, da ſelbſt der gerechte Nationalhaß bey uns keine andern Früchte trägt, als die der Großmuth und des Erbarmens.

Wir haben wenig nähere Kenntniß davon, wie ſich aus den Trümmern der geſchleiften Feſtungswerke, aus dem Schutt der Verwüſtung die Stadt von Neuem zu der anſehnlichen Geſtalt erhob, in der ſie ſich jetzt zeigt. Churfürſt Johann Wilhelm trug vieles dazu bey. Sein ganzes Land, zur Hälfte oder größtentheils verwüſtet, erholte ſich unter ſeiner väterlichen Leitung.

Frieden den Menſchen und der Natur vereinigten ſich, die ſchöne Pfalz wieder zu beleben, deren vor allen auf Erden geſegneter Boden ſo reiche Hülfsquellen darbietet, in denen der Landmann Erholung ſchöpfet. Johann Wilhelm ſtarb 1716 nach einer ruhigen Regierung, über welche Gottes Segen ſichtbarlich gewaltet hatte.

Ihm folgte ſein Bruder Carl Philipp, der früher im Kriege des Deutſchen Kaiſers gegen die Türken Lorbeern errungen. 1718 verlegte er ſeine Reſidenz von Neuburg nach Heidelberg, und in demſelben Jahre legte Erbprinz Joſeph Carl den Grundſtein zum Karmelitenkloſter. Carl Philipps unerſchütterliches Princip der Neutralität rettete die Ruhe der Pfalz im Spaniſchen Succeſſionskriege. Der Churfürſt bewohnte Mannheim ſeit 1725 wegen ſeiner Spannung mit den hieſigen Bürgern reformirter Religion. Zehn Jahr darauf war hier das Hauptquartier von Eugen, nicht das letzte eines Helden in Heidelberg! Heiterer und willkommener als in jener Zeit, waren in den Jahren 1813 — 1815 in dieſen Ringmauern die Hauptquartiere der Erretter Deutſchlands, der höchſten verbündeten Monarchen und ihrer hohen Generalität, in einer Stadt, die bey beſchränktem Raum und ohne Mittel zu Aufwand feſtlicher Pracht, in ſinnreicher Herzlichkeit der Liebe und Treue Auskunft fand, den Erhabenſten ihren Aufenthalt bequem und angenehm zu machen.

Carl Theodor, aus dem Hauſe Sulzbach, folgte am 1. Januar 1743 dem verewigten Churfürſt

Carl Philipp. Er trug hauptſächlich zur Verſchöne-rung der Stadt durch die Planirung der Vorſtadt des Carls-Thors, und durch Erbauung deſſelben bey; noch ſchätzbarer war die Wohlthat der prächtigen Brücke. Heidelberg hatte ehedem zwey Brücken, deren Eine nach Neuenheim führte; die obere war von Holz, verſchanzt und mit Thürmen zu beyden Seiten befeſtigt. Ein Dach ſchützte die Wandrer vor dem Drang des Sturms, des Regens und der Hitze, welche hier ihre ganze Gewalt ausüben. Am 16. Februar 1689 zer-trümmerten die Franzoſen dieſe Brücke. Eine Schiff-brücke wurde an ihrer Stelle bey Neuenheim aufge-ſchlagen. 1706 erbaute der Brücken-Obriſtlieutenant Majer eine andre, welche 1784 der groſſe Eisgang mit ſich fortriß. Carl Theodor ließ ſie in zwey Jah-ren wieder bauen; ſie beſchäftigte täglich 230 Arbeiter. Sie ruht auf neun Pfeilern, zu jedem der größern Bogen ſind 11,000 Kubikſchuh Quaderſteine gebraucht. Ihre Länge iſt 270 Schuh, ihre Breite 30. Von ihren zwölf Altanen eröffnen ſich mannichfaltig lieb-liche Geſichtspunkte, öſtlich in den Schoos der abge-ſchloßnen Gebirgskette, weſtlich im Abendſcheine, in die lichtblauen ſanfthingezeichneten überrheiniſchen Berge, nördlich auf den anmuthig mit Weinbergen, Obſtgär-ten, Mandelbäumen und Luſthäuſern prangenden Ab-hang des Heiligenbergs, ſüdlich auf die Gebirge des Königſtuhls, des Gaisbergs und auf die hier über jede Vorſtellung herrlich thronende Schloßruine.

Als den Kaiſern Franz und Alexander zu Ehren die Ruine von Gluthen und Lichtkreiſen ſo

anmuthig als ſinnreich am 14. Junius 1815 erleuchtet wurde, war die Brücke der köſtlichſte Punkt der Beleuchtung.

Die Bildſäule Carl Theodors ziert den einen Hauptaltan zur Rechten, den zweyten eine Gruppe der Minerva; beyde vom Hofbildhauer Link, mit vielen lateiniſchen Inſchriften.

Auch zum kleinen Seminar legte Carl Theodor 1750 den Grundſtein, und trug noch außerdem im Kleinen vieles zur Verſchönerung der Stadt bey. Schon oben erwähnte ich, wie er gerührt und angezogen von der Schönheit des Schloſſes, hieher ſeine Reſidenz verlegen wollte, und durch den Donnerſtrahl, der die letzten Beſtandtheile zerſprengte, von dieſem Vorſatz abgeſchreckt wurde.

Carl Theoder verließ die Pfalz 1788.

Die Schlacht zwiſchen den Kaiſerlichen und den Franzoſen bey Handſchuhsheim, und der Brückenſturm 1799, waren für viele von Heidelbergs Bewohnern neue Quellen von Drangſalen, doch erreichten dieſe bey weitem nicht das Maas des Jammers der vorigen Jahrhunderte. Carl Theodor ſtarb in dieſem Jahre, und auf kurze Zeit genoß die Pfalz der väterlichen Vorſorge Maximilians Joſeph, ehemaligen Herzogs von Zweybrücken, der ſeit dem Unglück, welches ſein Land durch Franzöſiſche Beſatzung getroffen, zurückgezogen nach Rohrbach, abwechſelnd in Mannheim, in dieſen Gegenden einheimiſch geworden war.

Durch den Friedensſchluß von Lüneville wurde die überrheiniſche Pfalz Franzöſiſches Eigenthum. 1803 trat Maximilian Joſeph auch noch die dieſſeitige Pfalz ab. Heidelberg ward dem erlauchten Hauſe Baden zu Theil, und mit der ganz väterlichen liebevollen Regierung Carl Friedrichs begann für die Stadt und die hohe Schule der erſte bleibende Zeitpunkt blühenden Glückes, hohen Wohlſtands und heiteren Glanzes, denn unendlich Vieles und Segenreiches umfaßte der kurze Zeitraum der ſieben Jahre, in denen dieſe Stadt das Glück hatte, Ihm anzugehören.

von Helmina v. Chezy
geb. v. Klenck.

II. Beſchreibung der Stadt.

Heidelberg liegt unter dem 49°, 24′ geographiſcher Breite, und 26°, 13′, 27″ der Länge, und dehnt ſich auf der linken Seite des Neckars, zwiſchen demſelben und dem Fuße der hohen Gebirge längs dem Thale herab, hier von den Wellen des Fluſſes beſpült, dort an die aufſteigende Höhe ſicher gelehnt. Nur da, wo der Hauptweg nach der alten Pfalzgrafen- und Kurfürſtenburg anfängt, ſich durch die Bergſtadt hinauf zu ziehen, und dann weiter unterhalb, wo das Gebirge zurücktritt und ſich dieſſeits nach Süden und jenſeits des Neckars nach Norden hin wendet, nur da hat ſich die Stadt etwas mehr ausgebreitet, die aber doch noch immer in einer zu ihrer Breite unverhältnißmäßigen Länge den Fluß entlang zieht, und von dem öſtlichen Karlsthor zu dem weſtlichen Mannheimer Thore über eine halbe Stunde lang iſt.

Zu Gränznachbarn hat die Stadt in Oſten jenſeits des Neckars das Dorf Ziegelhauſen, dieſſeits das zu Heidelberg gehörige Dörfchen Schlierbach und die Stadt Neckargemünd; gegen Süden Rohrbach und Kirchheim;

gegen Westen Eppelheim und Wieblingen, und gegen Norden Neuenheim und Handschuhsheim. Von dem gegen Westen gelegenen Dorfe Bergheim ist nur noch die Mühle, der ehemalige Kirchhof jetzt als Garten, und der Name der Gemarkung übrig, indem das Dorf selbst nach dem 1392 von Ruprecht II gegebenen Befehl von seiner Stelle abgerissen und an Heidelberg angebaut werden mußte, woraus die heutige Vorstadt entstand.

Die ganze Stadt besteht aus drey Theilen, der eigentlichen Stadt, der Vorstadt und der Bergstadt. Die Stadt begreift den obern, östlichen Theil, welcher sich von dem Karlsthore bis an das Mittelthor erstreckt; bey dem Mittelthore fängt die Vorstadt an und dehnt sich bis nach dem Mannheimer Thore; die Bergstadt aber zieht sich, als eine einzige Straße, von dem Klingenthore, oberhalb des Paradeplatzes, bis an die Schloßruinen.

In Heidelberg kreuzen sich zwey Hauptstraßen, wovon die eine, die bekannte Bergstraße, von Darmstadt und Frankfurt kommt, und über Wisloch durch die Alt-Badenschen Lande nach dem Elsaß und der Schweiz führet. Die andere kommt von Mannheim und führt durch das Neckarthal längs dem Flusse hinauf bis nach Wiesenbach oberhalb Neckargemünd, wo sie sich in zwey Straßen theilt, deren eine rechts ab über Sinzheim nach Heilbronn und ganz Schwaben zieht, die andere links aber über Mosbach nach Franken und Sachsen leitet. Noch eine Seitenstraße führt in liniengrader Richtung nach dem Flecken Schwetzingen mit dem berühmten Garten.

Freye Plätze.

a) Der Karlsplatz. Er iſt erſt ſeit wenigen Jahren auf der Stelle entſtanden, wo ehemals das Franziskanerkloſter mit der dazu gehörigen Kirche ſtand, die ſchon im Jahre 1805 niedergeriſſen wurde. Jetzt iſt dieſer Platz wohl einer der ſchönſten in Heidelberg. Er bildet ein längliches Viereck, iſt mit feſtem Kieſe überfuhrt, mit Ketten umſchloſſen, und hat mehrere hübſche Häuſer in ſeiner Umgebung. Was ihm aber den größten Vorzug gibt, iſt die herrliche Anſicht, welche man von hier aus nach der Schloßruine hat, die mit ihrem zur Hälfte abgeſprengten dicken Thurme, der großen Altane vor dem noch erhaltenen Gebäude mit der Schloßkapelle und dem achteckigen Thurme darüber emporragt, und ernſt mahnend an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrlichkeit, auf das Treiben unter ihr herabſieht, wie ein greiſer Mann auf die um ihn ſpielenden Enkel. — Man gelangt auf dieſen Platz zuerſt, wenn man aus dem Neckarthale durch das Karlsthor herab kommt und auf der Hauptſtraße fortgeht, von der er dann zur Linken liegt.

b) Der Kornmarkt. Er liegt ebenfalls zur Linken der Hauptſtraße, unweit des Karlsplatzes, von dem ihn ein Häuſerquadrat trennt. Seine größere Länge dehnt ſich der Breite der Stadt nach. Auf ihm ſieht man ebenfalls einen Theil der Schloßruine, und an ſeinem obern Ende zieht ſich die Straße nach dem ehemaligen Burgwege gegen dieſelbe hinan. Er iſt jetzt gepflaſtert, und auf ihm ſieht man ein aus Stein ge-

hauenes Marienbild, das 1718 darauf aufgeſtellt wurde. Die eine Seite des Platzes nimmt beynahe ganz das Gaſthaus zum Prinz Karl ein. Zur Seite der Hauptſtraße ſteht das Gaſthaus zum ſchwarzen Adler. Früher war der Platz nicht ſo groß, und diente zum Exercier-Platz. Als die Stadt aber nach dem Franzöſiſchen Brande in den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde, gab man ihm ſeine jetzige Ausdehnung. Jetzt wird der Frucht- und Speiſemarkt zu Meßzeiten darauf gehalten.

c) **Der Speiſemarkt.** Da er auf der rechten Seite der Hauptſtraße liegt, und wenige Schritte unterhalb des Kornmarktes anfängt, ſtoßen dieſe beyden Märkte mit ihren Ecken beynahe zuſammen. Stünde die große Kirche zum heil. Geiſt nicht auf ihm, die über den vierten Theil davon einnimmt, ſo würde er beynahe ein regelmäßiges längliches Viereck bilden. Ein großer Brunnen auf dem Markte iſt mit einer auf ihm ſtehenden Bildſäule des Herkules geziert, und vor demſelben ſtand noch bis 1740 eine große Linde, unter welcher wahrſcheinlich ehemals öffentliche Verſammlungen gehalten wurden. Denn ihr gegenüber ſtand ſchon das frühere Rathhaus, das 1693 von den Franzoſen niedergebrannt wurde, und ſteht jetzt wieder das neue. Die Häuſer, welche den Markt umgeben, haben meiſt ein freundliches, zum Theil ein geſchmackvolles Aeußere. Auf dem Markte ſelbſt werden die Meſſen, die Gemüſe- oder Wochenmärkte, und auch die Fruchtmärkte gehalten, auf welche die Landleute der Nachbarſchaft einen Ueberfluß von den Producten

ihrer Felder und Gärten herein bringen. Auf dieſem Platze wurde vor dem Rathhauſe vor wenigen Jahren das feyerliche Blutgericht über die ſechs Raubmörder, Hölzerlips, Mannefriedrich, Veit Krämer, Matthäus Oeſterlein, Sebaſtian Lutz, Andreas Petry, gehalten, von welchen nachher die vier erſtern vor dem Mannheimer Thor durchs Schwert hingerichtet wurden.

d) Der Fiſchmarkt. Er iſt ein Theil des großen Marktplatzes, von dem er durch ſeine Lage auf der andern, gegen den Neckar hinab ſtehenden, Seite der heil. Geiſt-Kirche geſchieden iſt. Der Kirche gegenüber zieht bey ſeinem Anfange die Steingaſſe gegen die Neckarbrücke hinab; an ſeinem andern Ende mit derſelben gleichlaufend die Haſpelgaſſe. Das eine Eckhaus an der Steingaſſe iſt die Poſſelt'ſche, vorher Heintze'ſche, und noch früher Thilo'ſche, Apotheke zum Schwanen. Das an der Haſpelgaſſe gelegene Eckhaus des Hrn. von Traiteur war ehemals eine Stiftſchaffnerey und nachher die ſogenannte Paſtorey, worin der katholiſche Dechant wohnte.

e) Der Heumarkt. Geht man von dem Fiſchmarkt in gerader Linie längs hin durch die ſogenannte untere Straße, ſo ſtößt man da, wo an ihrem Ende die große Mandelgaſſe von der obern Straße gegen den Neckar hinabzieht, auf den Heumarkt. Er bildet ein Dreyeck, das ſich ſtark gegen die Neckarſeite hinab neigt. Von den an ihm liegenden Häuſern nennen wir das Eckhaus an der groſſen Mandelgaſſe, die ehemalige Adminiſtrations-Schaffnerey und das Wirthshaus zum ſchwarzen Löwen.

f) **Der Platz vor der neuen Pfarrkirche.** Er iſt nicht groß, und auſſer der Fronte der Kirche, dem jetzigen katholiſchen Pfarrhauſe, einem Theile des ehemaligen Jeſuiten-Collegiums, und dem Beckeriſchen Hauſe, in dem ehemals von dem Commerzien-Rath Weidenbau die früher errichtete Papiertapeten-Fabrik fortgeſetzt wurde, iſt auch kein Gebäude in der Nähe beſonderer Erwähnung werth.

g) Der Paradeplatz. Er liegt links von dem Mittelthore, und zieht ſich in einem langen Viereck, das unten durch das darauf ſtehende Univerſitätsgebäude unregelmäßig wird, links von der durch das Thor kommenden Hauptſtraße hinauf. Auf ihm ſtand früher das Auguſtinerkloſter, in welchem einſt Luther ſeine Theſes vertheidigte, und das in der Folge das Sapienz-Gebäude wurde. Kurfürſt Johann Wilhelm kaufte den einen Theil des Platzes, und Karl Theodor bey 40 Jahre ſpäter den andern von dem reformirten Kirchenrathe, und ließ ihn zum Exercier-Platz für das Militär einrichten. Er iſt mit einer niedrigen Mauer umſchloſſen. Auf der einen Seite deſſelben zieht die Grabengaſſe herab, von dem früher hier die Stadt umgebenden und vor dem Mittelthor vorbey nach dem Neckar hinab ziehenden Graben ſo genannt. Oben ſteht auch noch ein alter, mit ſeiner Ecke unregelmäßig in den Platz vorſpringender Thurm, der wahrſcheinlich zur Stadtmauer gehörte. Neben dem Thurm iſt das neue Adminiſtrationsgebäude, das jetzt die Lehrſäle des Gymnaſium nebſt den Wohnungen einiger Lehrer und des Walloniſchen Pfarrers enthält. An der Gra-

bengaſſe herab ſteht das geweſene ſchwarze Nonnenkloſter, in dem jetzt eine weibliche Lehr- und Induſtrie-Schule eingerichtet iſt, das ſchöne Faberiſche Haus, mit dem ein Hinterhaus in der Sandgaſſe durch ein Gärtchen zuſammenhängt, und unten als Eckhaus das Heldiſche Bierhaus. Die auf der andern Seite mit der Grabengaſſe gleichlaufend herabziehende Gaſſe heißt die Schulgaſſe, weil das obere linke Eckhaus an derſelben ein von den Jeſuiten erbautes katholiſches Gymnaſium war. Jetzt iſt das untere linke Eckhaus an derſelben das Schulhaus für die Lutheriſche Bürgerſchule und ihrer Lehrer, und ſo entſpricht die Straße doch ihrem Namen.

h) Der Platz vor der ehemaligen Hofkellerey. Wenn man von dem Paradeplatz gegen das Klingenthor hinauf geht, ſo hat man ihn bald zur Linken. Er iſt vorn künſtlich erhöht, und mit einem Geländer umfangen. In der Mitte führt eine Treppe hinauf und oben iſt er der ſteigenden Straße wieder gleich. Ueber ihn muß man, wenn man durch das Thor der Bergſtadt nach der Schloßruine hinauf gehn will. An der obern Seite deſſelben ſteht das von Schmitziſche Haus, das eines der ſchönſten der Stadt iſt, und oft auch noch bald das Jenniſoniſche, bald das Kuhniſche Haus, nach den frühern Beſitzern genannt wird. Es war, ehe das große Jeſuiten-Collegium erbaut war, von den Jeſuiten bewohnt, die eine Kapelle dabey hatten, wozu auch noch der Thurm des Klingenthors gehörte.

i) Der Hof im Marſtall. Er gehört eigent-

lich nicht zu den freyen Plätzen, denn er wird faſt ganz von dem noch übrigen Theil des alten Marſtalles, der Reitſchule und der neuen Kaſerne eingeſchloſſen. Man gelangt zu ihm, wenn man durch das Mittelthor herausgetreten iſt, und die erſte Gaſſe rechts, eine Fortſetzung der am Paradeplatz herabziehenden Grabengaſſe, hinab gehet, an welcher das Gaſthaus zum Prinz Max mit dem größten Muſikſaale der Stadt liegt. In dieſem Hofe geben zuweilen durchreiſende Feuerwerker, Engliſche Reiter, Seiltänzer u. dgl. ihre Künſte zum Beſten.

k) Der Kranenplatz. Er iſt nicht groß. Man betritt ihn, ſobald man durch den Marſtallshof unten hinaus kommt, und die von der Hauptſtraße in der Vorſtadt gegen den Neckar herabziehende Schiffgaſſe weiſt gerade auf ihn. Hier ſteht der wohleingerichtete Kranen ganz nahe an dem einen Marſtallsthurm, und von hier aus gehen die Marktſchiffe nach Mannheim und den Neckar aufwärts ab.

l) Der Zimmerplatz. Er liegt am Neckar, und man gelangt zu ihm, wenn man über den Marſtallshof noch weiter hinaus geht. Auf ihm liegt das Zimmerholz, welches auf dem Neckar bis hierher geflößt werden kann; zugleich dient er zur Werkſtätte der Zimmerleute. Oberhalb gegen den Kranen zu ſtehen die von Zangiſchen Häuſer, die man häufiger nach dem frühern Beſitzer von Hanzenberg nennt; unterhalb iſt das herrſchaftliche Magazin.

m) Der Lauer. Zur Seite der Brücke ganz unten, dicht am Neckar, zieht er ſich hin, und iſt die

Niederlage für das auf dem Neckar hierhergebrachte Brennholz.

Gebäude.

1) Die Thore der Stadt und Vorstadt.

a) Das Karlsthor. Es schließt die Stadt gegen das Neckarthal hinauf, und liegt eine Strecke von den letzten Häusern der Stadt entfernt. Die ausserhalb dem Thore gelegenen Häuser werden schon zu dem Dorfe Schlierbach gerechnet. Innerhalb war zunächst das ehemalige Carmelitenkloster und die zu ihm gehörige Kirche, kein unschönes Gebäude, das noch nicht einmal ein ganzes Jahrhundert gestanden, und durch mißverstandene Verschönerungssucht, vielleicht auch aus ökonomischen Rücksichten, abgerissen wurde. Ein kleiner Theil des Klosters steht nur noch. Die bis an das Thor hin ziehenden Gärten machten früher den Klostergarten aus. — Dieses Thor ist massiv, wie aus einem Guß gebildet, aus rothem Sandstein erbaut und mit mancher Bildhauerarbeit geziert, die von dem nach München berufenen Hofbildhauer Lamine herrührt. Ueber dem Thore liegen zwey riesengroße Löwen; auf der andern Seite sieht man in zwey Medaillons die Brustbilder Karl Theodors und seiner Gemahlin, unter dessen Regierung es erbaut wurde. Er legte den 22. October 1775 den Grundstein dazu. Es enthält außer drey unterirdischen Gefängnissen nur eine enge Wohnung für den Thorwart und eine Wachtstube, indem es nur ein kolossales Portal vorstellt.

Oft werden die enormen Koſten der Erbauung dieſes Thores mit jenen des Bruckenbaues verglichen.

b) Das Neckarthor. Es führt auf die Neckarbrücke, iſt mit derſelben erbaut, und beſteht hauptſächlich aus zwey Gefangnißthurmen, die über dem Thorgewölbe durch andere Gefangniſſe mit einander verbunden ſind.

c) Das Mittelthor, durch welches man aus der Stadt in die Vorſtadt hinausgeht, bildet einen viereckigen Thurm, der oben mit einer Altan umgeben iſt. Vor der Zerſtörung der Stadt ſtunden auf den vier Ecken derſelben noch vier kleine Thürme, und gegen die Vorſtadt lag über den vorbeyziehenden Feſtungsgraben eine Fallbrücke, und ein Schutzgatter konnte herabgelaſſen werden. Im Jahre 1693 wurde aber durch des Kommandanten der Stadt, General Herdersdorfs, Nachläſſigkeit oder Verrätherey weder die Brücke aufgezogen, noch das Schutzgatter heruntergelaſſen, wodurch es den Feinden nun leicht war, in die Stadt zu dringen. Bey der Wiedererbauung der Stadt riß man die Stadtmauer von dem Thore an bis gegen das Klingenthor hinauf ab und füllte den Graben aus.

d) Das Klingenthor. Es liegt oberhalb des Paradeplatzes, und weiſ't gerade in eine Bergſchlucht, die in hieſiger Mundart Klinge genannt wird, wovon es ſeinen Namen hat. Das Gebäude ſelbſt iſt von keiner Bedeutung. Außerhalb zieht ſich der Weg gleich rechts, mit der Stadt gleichlaufend, hinaus. Links ſind außerhalb der Thore einige Brunnenſtuben angebaut, welche das aus dem tiefen Berg-

ſchooße des Königsſtuhls hervorquellende und hierher geleitete Waſſer ſammeln, von wo es in die Brunnen dieſes Theiles der Stadt weiter geleitet wird. Wir können uns bey dieſer Gelegenheit nicht des Wunſches enthalten, daß die Waſſerleitung oberhalb dieſer Brunnenſtuben etwas gedeckt hergeführt werden möchte, wodurch ſie weniger äußerlicher Beſchädigung und muthwilliger Verunreinigung Preis gegeben wäre. Auch das in dem Bergthale geſammelte und herabfließende Regenwaſſer könnte ſich dann nicht durch die hier und da gemachten Oeffnungen mit dem reinen Quellwaſſer vermiſchen, und es trüben, was doch öfter der Fall iſt.

e) Das Burgthor bildet den Eingang in die Bergſtadt, und iſt nicht ſehr merkwürdig.

f) Das Schießthor. Selten geht hier, wie bey dem vorigen, ein Wagen durch. Es iſt nur für Spaziergänger offen, und zieht an der Bergſeite der Vorſtadt, neben dem lutheriſchen Hoſpital, auf den ſogenannten Schießweg, der ſich jetzt ſehr ſchön gebahnt von dem Klingenthor rechts herab, an dieſem Thore vorbey, bis auf die von dem Mannheimer Thore links gegen Bruchſal führende Bergſtraße an die Ebene hinauszieht.

g) Das Mannheimer Thor. Es iſt ein hausähnliches Gebäude am weſtlichen Ende der Stadt, und wurde im Jahr 1752 erſt ganz neu erbaut. Das früher hier ſtehende Thor hieß das Speyerer Thor. Rechts beym Ausgange iſt die Wohnung des Thorwarts, links der Aufenthalt für die Thorwache eingerichtet. Uebrigens ſind noch neun Gefängniſſe darin, wovon drey

Zimmer über dem Thore für Staatsgefangene, vier andere und zwey unter demselben aber für solche Verbrecher dienen, welche mit Gefängnißstrafe belegt werden.

b) Das Judenthor, an der ehemals geschlossenen Judengasse, ist eingegangen.

2) Die Neckarbrücke.

Indem man durch das Neckarthor hinaustritt, steht man schon auf ihr. Leicht und kühn, und doch in sichrer Größe schwingt sich der schöne Bau hoch über den wild aufrauschenden Fluß. In einer Länge von 702 und einer Breite von 30 Fuß ruht sie mit acht, nach der Mitte immer höher werdenden, Bogen auf neun mächtigen Pfeilern, und wetteifert mit den bedeutendsten Brücken in Deutschland an Schönheit und Festigkeit der Bauart. In der Mitte ist sie gepflastert, zu den Seiten hat sie für die Fußgänger geplattete Wege, die, wo sich der ganze Bogen der Brücke erhebt, mit etlichen Stufen versehen sind, während der gepflasterte Fahrweg sich nach der Mitte allmählig erhebt, und nach dem Ende zu senkt. An den Enden hier und dort ist sie zu den Seiten mit eisernen Geländern versehen, der größere Theil in der Mitte durch eine hohe Brustmauer gefaßt. Auf den Pfeilern treten zu beyden Seiten Altane hinaus, in welchen die Vorübergehenden gerne stehen bleiben, sich an dem lieblichen Blick in das beraumschlossene Flußthal, oder an der weiten Aussicht in die weite Ebene und nach den fernen Rheingebürgen hinab, besonders an schönen Herbstabenden, zu ergötzen. Auch über die Stadt und über die drüber ruhende

Burg nach dem ernsten Kaiser- und Königsstuhle bi
ſich dem Auge eine erquickende Ausſicht dar. Fä
man auf einem Kahne unweit der Brücke vorbey,
hat man von oben herab, wie von unten hin, auch
jedem der Bogen eine freundliche Landſchaft eingeſchl
ſen vor ſich. Lenkt man den Kahn aber unter eine
der Bogen durch, ſo erſtaunt man über die ungeheue
Wölbung des mächtigen Baues, und man findet es dan
erſt glaublich, daß zu jedem der größern Bogen 11,0
Kubikſchuh Quaderſteine gebraucht wurden. — Zwe
der auf den Pfeilern hinausgebauten Altane auf de
weſtlichen Seite ſind mit eiſernem Gitter geſchloſſen
und auf der einen, der Stadt näher, ſteht innen di
koloſſale, nach der Schloßruine hinaufblickende Bild
ſäule Karl Theodors, zu deſſen Füßen die Gottheiten
der vaterländiſchen Flüſſe liegen; auf der fernern die
Bildſäule Minervens, zu ihren Füßen ſymboliſche Fi
guren, welche die Fakultäten der Univerſität vorſtellen.
Beyde Gruppen ſind vom Hofbildhauer Link, und ge
hören zu dem Beſten, was ſein Meiſel hervorgebracht
hat. — Durch den von dem Franzöſiſchen Marſchall
Ney geleiteten Brückenſturm im Herbſte 1799, der mit
ſeinen Schrecken noch im friſchen Andenken der Bewoh
ner Heidelbergs lebt, wurde die Gruppe zunächſt am
Thore ziemlich beſchädigt, und man ſieht noch die
Spuren davon ſehr deutlich.

In dunkeln Nächten iſt die Brücke durch Laternen
ſehr hell erleuchtet, und der Effekt dieſer Beleuchtung
in dem Neckar iſt unterhalb und oberhalb der Brücke
von eigener Schönheit.

Sie wurde, nachdem die alte, gedeckte, hölzerne Brücke durch den Eisgang im Winter von 1783 auf 84 bis auf die Pfeiler eingestürzt war, unter der Aufsicht des kurpfälzischen geheimen Raths von Babo von dem Bau-Inspector Mayer aus Mannheim erbaut, der am 20. Februar 1786 den den Bau anfing, wobey die alten Pfeiler noch benutzt wurden, um größere Kosten zu ersparen. Täglich arbeiteten nun 220 bis 230 Menschen daran, und so war sie schon den 10. Juny 1788, als Karl Theodor nach Heidelberg kam, völlig ausgebaut. Der Wunsch, daß die Fußwege auf beyden Seiten der Brücke breiter, und daß in den Vorsprüngen Sitze angebracht würden, wie an der Dresdener Brücke, wäre allein hier noch übrig.

3) Kirchen.

a) Die Kirche zum heiligen Geist, auf dem Marktplatz gelegen. Die Zeit ihrer ersten Erbauung ist unbekannt. In den Schönauer Urkunden kommt sie schon unter ihrem Namen im Jahre 1239 vor, wo die Wittwe des Bürgers Markolf dem Schönauer Kloster ihre Mühle unter der Bedingung vermacht, daß genanntes Kloster verbunden seyn sollte, das ewige Licht in dieser Kirche mit Oel zu unterhalten. — Ruprecht III kam 1398 als Kurfürst zur Regierung, und erhob sie zu einer Stiftskirche, die er mit 12 Pfründen von den Stiftern Worms, Speyer, Neuhausen, Wimpfen im Thal und Mosbach beschenkte, welche Schenkung eine Bulle des Pabstes Bonifacius IX bestätigte. In der Folge ward, unter Ludwig III 1413, die völlige Einrichtung des Stiftes durch eine feyerliche Urkunde

bekannt gemacht, und unter ihm ſcheint die vielleicht von ſeinem Vorfahrer in ihrer jetzigen Größe angefangene Kirche vollends erbaut zu ſeyn. Zu Ehren ihres königlichen Stifters, Ruprechts III, nannte er das Stift ein königliches und die Kirche eine königliche Kapelle. Den Thurmbau hat aber wohl Friedrich I vollendet, denn er begabte das jetzt dem Pabſte unmittelbar unterworfene Stift mit einigen neuen Gütern. Die freyen Plätze zwiſchen den Pfeilern, wo wir jetzt mehrere gemauerte Krambuden außen um die Kirche ſehen, wurden 1487 von dem Stifte an die Stadt verkauft. — Die Reformation zeigte ſich in dieſer Kirche ſchon 1545, und 1546 wurde bereits mit der Erlaubniß des Kurfürſten Friedrich II das Abendmahl mit Brod und Wein darin gehalten, aber erſt unter Otto Heinrich, im Jahre 1556, wurde völlig der proteſtantiſche Gottesdienſt darin eingeführt, wodurch ſich das Stift auflößte, indem Worms, Speyer, Neuhauſen und Wimpfen im Thal ihre Präbenden zurückhielten, die übrigen der Univerſität zufielen, und die ſonſtigen Gefälle der geiſtlichen Güterverwaltung von Otto Heinrich gegeben wurden. In der Folge ward die Kirche mehrmal den Reformirten genommen und wieder gegeben, bis ſie Johann Wilhelm zu einer Simultan-Kirche für Katholiken und Reformirte erklärte, und ſie ſieben Jahre ſpäter (1705) durch eine Scheidemauer theilte, da er denn den Chor den Katholiken, das Langhaus aber den Reformirten anwieſ. — Als Kurfürſt Karl Philipp aber 1719 ihre gänzliche Abtretung an die Katholiken verlangte, und ſie auch ſchon in Beſitz genommen hatte,

rieſen die Reformirten, obgleich zu einer andern Kirche hier ſchon der Anfang gemacht war, die proteſtantiſchen Höfe um Schutz an, und durch dieſe genöthigt, ſtand der Kurfürſt von ſeiner Forderung ab, verlegte aber ſogleich ſeine Reſidenz und die Dikaſterien nach Mannheim. — Im Jahre 1810 verlegten die Katholiken ihre Pfarrkirche in die ehemalige Jeſuitenkirche, doch wird auch der ehemals von ihr beſeſſene Chor der heil. Geiſtkirche noch zu gottesdienſtlichen Verrichtungen gebraucht.

In der heil. Geiſtkirche liegen folgende merkwürdige Menſchen begraben:

1. Ruprecht III, der Gründer des Stiftes, mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth; 2. Ludwig III, mit ſeiner erſten Gemahlin Blanchia aus England und Mechthilde aus Savoyen; 3. Ludwig IV; 4. Philipp der Aufrichtige, mit ſeiner Gemahlin Margaretha; 5. Ludwig V, der Friedfertige, und ſeine Gemahlin Sybilla; 6. Friedrich III, der Weiſe, und ſeine Gemahlin Dorothea von Dänemark; 7. Otto Heinrich, der Großmüthige; 8. Friedrich IV, der Fromme, und ſeine Gemahlin Maria von Brandenburg; 9. Ludwig IV und ſeine Gemahlin Eliſabeth von Heſſen; 10. Johann Kaſimir; 11. Friedrich IV, Stifter der proteſtantiſchen Union; 12. Karl Ludwig, der Deutſche Salomo. Die Gebeine ſeiner geliebten Luiſe von Degenfeld waren im Anfange hier beygeſetzt, wurden aber bald in der zu dieſem Zweck erbaute Gruft der Concordien-Kirche in der Friedrichsburg zu Mannheim beygeſetzt. Ferner ruhen in dieſer Kirche: 13. Huldrich Fugger von Kirchberg, der einige Stipendien ſtiftete und ſeine Bibliothek der Univerſität

vermachte; 14. der berühmte Rechtsgelehrte Nikolaus Cisner, und mehrere andere Gelehrte.

In dieser Kirche stand auch die berühmte Bibliothek.

b) Die neue Pfarrkirche der Katholiken war ehemals die Jesuitenkirche, und 1712 wurde der Grundstein dazu gelegt. Erst 1731 kam sie unter Dach, und 1751 wurde ihr Bau vollendet. In den neunziger Jahren wurde sie durch militärische Benutzungen zwar sehr beschädigt, 1810 richtete man sie aber wieder zum gottesdienstlichen Gebrauche her, und erhob sie zur Pfarrkirche. Ein kleines gutgemahltes Madonnenbild an einem Seitenaltare hält Herr Hofrath und Historiograph Schreiber für einen Sasso-Ferrato. — Friedrichs des Siegreichen im Tode mehrmal aus ihrer Ruhe gestörten Gebeine, sind in dieser Kirche beygesetzt.

c) Die Kirche zu St. Peter. Sie liegt über dem Paradeplatz, der zum Klingenthor hinaufziehenden Straße rechts. An der untern, gegen das schwarze Nonnenkloster gerichteten Seite des Kirchhofs, zieht die Straße hinaus, die gewöhnlich die Plöck genannt wird.

Diese Kirche ist die älteste in der Stadt, war die Mutter der heil. Geistkirche, und von Fabry, der unter Karl Lehrer der Geschichte an der Universität und Pfarrer an dieser Kirche war, wird sie sogar für eine Stiftung Kaiser Karls des Großen gehalten, und ist höchst wahrscheinlich das erste Gebäude in der Gegend von Heidelberg gewesen. — Als das Dorf Bergheim zu Heidelberg gezogen wurde, pfarrte Ruprecht II die Einwohner der neuen Vorstadt in die Peterskirche ein,

und übertrug auf sie die Gefälle der Heraheimer Kirche. Ruprecht III gab das Patronatrecht darüber der Universität, die es wieder an Friedrich II verkaufte. Nach manchem Wechsel der Besitzer wurde sie unter Ludwig VI auch einmal den Lutheranern zuerkannt. 1705 ward sie in der Religions-Declaration Joh. Wilhelms den Reformirten zugetheilt, die sie auch noch besitzen. Bey der Zerstörung der Stadt scheint sie wenig gelitten zu haben; aber ein Blitzstrahl zündete den 30. August 1737 in dem Thurme, der jedoch durch einen zweyten Schlag wieder gelöscht wurde. Die Kirche und der Kirchhof ist reich an Grabmählern der angesehensten Pfälzischen Staatsmänner und Gelehrten. Von den in der Kirche begrabenen erwähnen wir folgende: 1. Der Rechtsgelehrte und verdiente Staatsmann Vitus Polantus, 2. der tapfere Krieger Petrus Bentrich, der von Friedrich III den Protestanten nach Holland zu Hülfe geschickt wurde, 3. Friedrich Wiedebram, als Verbesserer des Schulwesens in der Pfalz bekannt, 4. Daniel Tossanus, ein Freund des Erasmus, 5. der Arzt und Chronikschreiber, Jacobus Curio, 6. Caspar Agricola, 7. Lambertus Helmius Pithopoeus, 8. der Uebersetzer und Commentator der Griechen, Wilhelm Xilander, 9. Hieronimus Zanchius, 10. Georg Sohn, 11. Laurentius Zinegräfe, 12. Jacobus Micyllus, der Dichter, 13. der Geschichtsforscher Marquard Freher, 14. Petrus Lotichius Secundus. Auf dem Kirchhofe ruhen: 1. Der Herausgeber mehrerer Klassiker, Fr. Sylburg, 2. Arzt Posth, 3. Olympia Fulvia Morata, in einem Eingange, 4. der Geschichtschreiber Ernst Ludwig Posselt,

ohne Denkſtein, S. der als Naturhiſtoriker bekannte und geſchätzte geh. Hofrath Suckow, u. m. A.

Auf dieſem Kirchhofe vertheidigte, auch der von der Heidelberger Univerſität am 7. April 1406 in die philoſophiſche Fakultät aufgenommene Hieronimus von Prag ſeine Lehrſätze. — Die alte Univerſitätskapelle, aus welcher ſo viele Grabſteine verſchleudert und zum Theil durch unpaſſende Benutzung geſchändet wurden, iſt ganz zerfallen, und man findet keine Spur mehr auf dem Kirchhofe von ihr.

d) Das Auguſtiner- (ſchwarze) Nonnenkloſter und Kirche. Johann Wilhelm berief im J. 1700 einige Nonnen dieſes Ordens aus Bonn, und ließ ihnen bald darauf dieß Kloſter und die Kirche aufführen. Unter Maximilian Joſeph ward das Kloſter aufgehoben, und ſeine jetzige Benutzung iſt ſchon unter dem Artikel „Paradeplatz“ erwähnt.

e) Die Lutheriſche Kirche, in der Vorſtadt zur Seite der breiten Straße gelegen. Der Kurfürſt Karl Ludwig legte am 18. April 1659 den Grundſtein, und den 21. Auguſt wurde ſchon zum erſtenmal darin gepredigt. Sie erhielt von dem Kurfürſten den Namen Providenzkirche. Bey der Zerſtörung der Stadt durch die Franzoſen im Orleans'ſchen Kriege brannte ſie zwar nicht nieder, wurde aber ſehr zerſtört. Sie wurde jedoch bald wieder hergeſtellt, im Innern ausgebeſſert und ein Thurm an ihr angebaut. Das Plafond-Gemählde in der Kirche iſt von Seekatz, und ſtellt die Speiſung der vier Tauſende vor. Auch die übrigen Gemählde an der Emporkirche ſind von demſelben Mahler. —

Ein kleiner Kirchhof iſt bey dieſer Kirche, auf welchem unter den wenigen Gräbern auch die Ruheſtätte der bekannten Dichterin Caroline Rudolphi zu ſehen iſt, die ihrem Erziehungs-Inſtitute mit männlichem Geiſte und weiblichem Zartſinne vorſtand, und ſich die Achtung Aller, die ſie kannten, erwarb.

f) Die Dominikaner-Kirche. Von der Luth. Kirche geht man auf der Hauptſtraße noch weiter in der Vorſtadt hinaus, um zu ihr zu kommen. Sie ſteht mit dem Kloſter rechts von der Straße, und wurde von dem Kurfürſten Friedrich I erbaut und reichlich beſchenkt. Im Jahre 1551 war nur noch Ein Dominikaner und ein fremder Mönch in dem Kloſter; darum beſtimmte es Friedrich II zu einem Hoſpitale für die Stadt, und wieſ ihm einen Theil der Kloſtergefälle zu, wovon es den Namen reiches Hoſpital erhielt. Im Jahr 1622 kamen die Dominikaner wieder in Beſitz deſſelben, mußten es aber unter Philipp Ludwigs Adminiſtration abermals räumen. Die Kirche erhielten nun die Lutheriſchen, und hielten auch nach dem Weſtphäliſchen Frieden ihren Gottesdienſt darin, bis ſie ſich noch unter Karl Ludwig die Providenzkirche erbaut hatten. Darauf erhielten ſie die Reformirten; unter Kurfürſt Karl ward ſie zur Garniſonskirche beſtimmt; Johann Wilhelm gab das Kloſter ſammt Kirche und den meiſten Gefällen dem Prediger-Orden zurück, deſſen ganzes Perſonale aber unter Maximilian Joſephs Regierung entlaſſen wurde. Kurfürſt Karl Friedrich von Baden erkaufte das Kloſter und Kirche um 11,000 Gulden, und ließ es zu einem anatomiſchen Theater und einer Entbindungsanſtalt,

ſo wie den Garten zu einem botaniſchen Garten einrichten, welche Anſtalten jetzt noch darin beſtehen. Jetzt iſt hier, außer den genannten, auch noch die neue Krankenanſtalt, welche das akademiſche Spital genannt wird.

g) Das Dominikaner-Nonnenkloſter und Kirche. Karl Philipp ſtiftete es 1724. Maximilian Joſeph hob es auf, und jetzt iſt es das Lutheriſche Hoſpital.

h) Die St. Annakirche. Sie ſtand auf dem groſſen gemeinſchaftlichen Kirchhofe am Ende der Vorſtadt, iſt aber jetzt zerfallen. Jetzt trägt die bey dem kathol. Hoſpitale erbaute Kirche auch dieſen Namen. Auf dem St. Annenkirchhofe iſt das Grab der Dichterin Sophie Mereau, ſpäter Brentano.

i) Die Walloniſche Kirche. Von den wegen Religionsverfolgung aus ihrem Vaterlande geflüchteten Franzoſen ſammelte ſich auch hier eine Gemeinde, und Kurfürſt Friedrich III nahm ſie gern auf, und wies ihnen den theologiſchen Hörſaal zu ihrem ſonntäglichen Gottesdienſt an, den ihnen Ludwig VI aber wieder verſchließen ließ. Die Gemeinde zerſtreute ſich nun in die Oberämter Neuſtadt und Lautern. Die zurück gebliebenen Familien erhielten nach Ludwigs VI Tode, da ſie wieder zahlreicher waren, 1586 die Erlaubniß, ihren Kultus fortzuſetzen. Nach dem 30jährigen Kriege hielten ſie ihre Verſammlungen in dem juriſtiſchen Hörſaale, unter Karl Ludwig in der St. Peterskirche, nach dem franzöſiſchen Brande 1693 in dem Convent der Neckarſchule, und ſeit das Gymnaſium auf dem Mönchshofplatze 1718 erbaut war, in der darin ein-

gerichteten kleinen, aber doch zu ihrem Gebrauche hinlänglich geräumigen Kirche.

k) Die Kapelle auf dem katholischen Kirchhofe, welcher nahe bey dem Kirchhofe der St. Peterskirche an der Stadtmauer liegt, ist wahrscheinlich von der Marianischen Bruderschaft erbaut.

4) Das Universitätsgebäude.

Es ist ein großes, beynahe ein Quadrat umfassendes, Gebäude, welches erst unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm nach der Zerstörung der Stadt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aufgeführt wurde. Früher standen an seiner Stelle nur geringe Bürgershäuser, und die Stadtmauer nahm auch noch einen Theil davon ein. Das Hauptgebäude der Universität stand damals mitten in der Stadt an der Ecke der Judengasse und der untern Straße; wie denn überhaupt Heidelberg früher durch die großen akademischen Gebäude und Bursen und durch die großen adeligen Höfe eine ganz andere Gestalt gehabt haben muß. Der Styl, in welchem das große Gebäude aufgeführt ist, gehört nicht zu dem edelsten, was die Baukunst aufzuweisen hat.

5) Andre öffentliche Gebäude.

a) Das Gebäude der Kameralschule. Es wurde von dem General von Frendenberg erbaut. Karl Theodor kaufte es 1784 für die aus Lautern hierher verlegte staatswirthschaftliche, mit der Universität vereinigte, hohe Schule zum Behuf ihrer Vorlesungen und verschiedener Sammlungen. Jetzt enthält es die

mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumenten-Sammlung der Univerſität, und wird von Herrn Profeſſor Fries bewohnt.

b) Die Kirchenraths-Kanzley ſteht auf dem Platze, wo der alte Mönchhof war. Sie wurde erſt in den Jahren 1790—91 erbaut, und diente zu den Sitzungen des reformirten Kirchenrathes. Als das ref. Kirchenraths-Collegium 1807 aber mit dem Lutheriſchen in Karlsruhe vereinigt und von hier weggezogen wurde, ſtand das Haus einige Jahre leer. Jetzt iſt es ein reformirtes Pfarrhaus und wird von Herrn Kirchenrath Abegg bewohnt.

c) Das ehemalige reformirte Gymnaſium, an der Seite des Hofes der Kirchenraths-Kanzley, ein einſtöckiges, unſcheinbares, 1718 erbautes Haus, ebenfalls zum alten Mönchhofe gehörig. Jetzt iſt das Gymnaſium in die ehemalige Adminiſtrations-Kanzley verlegt. Die Walloniſche Gemeinde hält aber noch in der Kirche dieſes Gebäudes ihren Gottesdienſt.

Unten gegen die Neckarſeite hin ſtehn auf dieſem ehemaligen Mönchshofe auch noch die großen Adminiſtrations-Keltern.

d) Die Pfleg Schönau, ebenfalls in der Nähe, etwas gegen den Markt hin.

e) Die Landſchreiberey, ein einfaches, zweyſtöckiges, aber doch geräumiges Haus, an der zwiſchen ihm und dem Karlsplatze vorbeyziehenden Straße, das kalte Thal genannt. Es iſt jetzt ein großherzogliches Palais, und hier wohnte der Kaiſer von Oeſt-

reich, als er im Sommer 1815 sein Hoflager in Heidelberg hatte.

f) Das Rathhaus, ein schönes dreystöckiges Gebäude an dem Markte. Den 17. Sept. 1701 wurde der Grundstein dazu gelegt und den 18. Febr. 1703 hielt schon der Stadtrath seine erste Sitzung wieder darin.

g) Post-Expeditionen. Sie sind in dem längs der Kettengasse hinauf ziehenden Flügel des ehemaligen Jesuiten-Collegiums, für die Briefpost und Postwagen, welche letztere noch vor kurzer Zeit an dem Gasthaus zum Prinz Karl abgingen.

h) Das katholische Pfarrhaus ist der Theil des ehemaligen Jesuiten-Collegiums, welcher gegen die Pfarrkirche an den freyen Platz hin zieht.

i) Der Marstall ist an dem gegen die Stadt gelegenen Theil von Weinbrenner in Karlsruhe in eine geschmackvoll erbaute Kaserne umgeschaffen worden. Der übrige Theil steht noch von dem Brande der Stadt her theils in Trümmern, und der gegen den Neckar gelegene Flügel enthält brauchbare Ställe. Sonst ist hier auch noch die Reitschule. — Früher stand auf seiner Stelle das kurfürstliche Zeughaus, und der Administrator Kasimir erbaute erst den Marstall, dessen Fundamente wir nicht für ein Werk der Römer halten möchten, wie einige wohl versucht sind.

k) Das kleine Seminarium an der Seminariumsgasse besteht aus einem dreystöckigen Hauptgebäude und zwey gegen die Straße hinaus laufenden Flügeln, welche den schönen Hof einschließen. Karl

Theodor legte den 8. Juny 1750 den Grundstein, und 1765 war der von Pater Günther geleitete Bau ganz fertig. Die Jesuiten hatten eine Anstalt für auswärtige Studierende darin. Als das große Collegium, welches zugleich das Seminarium der kathol. Geistlichkeit enthielt, zu Kriegsgebrauch bestimmt war, wurde das geistliche Seminarium in dieses kleinere Gebäude verlegt, bis es bey der neuen Organisation der Universität nach Freyburg kam. Ein Theil davon war dem katholischen Gymnasium eingeräumt. Seit der Vereinigung desselben mit dem reformirten wohnen noch die katholischen Professoren und einige andere Geistliche, auch Studenten unter der Aufsicht und in Pension bey den Professoren darin.

l u. m) Zwey reformirte Pfarrhäuser in der Sandgasse.

n) Das Lutherische Pfarrhaus bey der Lutherischen Kirche.

5) Hospitäser.

a) Das Lutherische Hospital in dem ehemaligen Dominikaner-Nonnenkloster bey dem Schießthore in der Plöck, ist erst seit 1806 darin. Vorher war es in dem Wohnhause des Hrn. Kirchenraths Schwarz auf derselben Seite dieser Straße, der Märzgasse und dem Helmstädtischen Hause gegenüber. In dem Gewölbe des jetzigen Hospitals ist ein Denkmal zweyer Klosterfrauen, Fräulein von Metzger, die sich dem Kloster sehr wohlthätig bewiesen hatten.

b) Das reformirte Hospital liegt noch weiter hinaus. Es war vorher das Nisser'sche Haus,

iſt drey Stockwerk hoch, und hat einen geräumigen Garten.

c) Das katholiſche Hoſpital war früher ein allgemeines.

d) Das akademiſche Hoſpital — ſiehe dieſen Artikel bey dem von der Univerſität.

6) Geſchichtlich intereſſante Privathäuſer.

a) Das Nebeliſche Haus, auf deſſen Stelle die Landſchaden von Steinach einen Hof hatten.

b) Die ehemalige Dechaney neben dem Rathhauſe, unten am Markte, wo früher das Gaſthaus zum Hirſch ſtand, in welches Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand gewöhnlich zur Herberge kam.

c) Das ehemalige reformirte Pfarrhaus in der gleich unterhalb nach dem Neckar hinab ziehenden Fiſchergaſſe, auf deſſen Stelle wahrſcheinlich eine Probſtey des Frauenkloſters Heilsbrück zu Edenkoben geweſen. Man fand in dem Hofe zwey Grabſteine, auf deren einem man einen ausgehauenen geharniſchten Ritter, Philipp von Albich, † 1437, auf dem andern eine ſitzende Frau in geiſtlichem Gewande ſieht, wahrſcheinlich die hier in ihrem Kloſter 1438 geſtorbene Aebtiſſin.

d) Das am Karlsplatze der Landſchreiberey gegenüber liegende Schmuckiſche Haus, welches vorher den Hrn. von Sickingen gehörte.

e) Das Gaſthaus zum Ritter auf dem Markte, welches bey der Zerſtörung der Stadt 1693 verſchont wurde, und worin nachher der Stadtrath ſeine Sitzungen hielt, bis das neue Rathhaus erbaut war.

f) Die Haffnerſche Spezereyhandlung, wo ehemals der Hirſchhof ſtand, den die Edeln von Hirſchhorn von den Pfalzgrafen zu Lehen trugen.

g) Die Geigerſche (vorher Mayſche) Apotheke, war ehemals eins der erſten Häuſer, in dem oft fürſtliche Perſonen wohnten, und wurde das Engliſche Haus genannt. Später war es ein Eigenthum der Grafen von Wieſer.

h) Das ehemalige Kapuzinerkloſter iſt jetzt abgeriſſen, und Herr Rath Rettig hat an ſeiner Stelle ſeine landwirthſchaftlichen Einrichtungen. Vor dem dreyßigjährigen Kriege war auf dieſem Platze das Gießhaus und der Wormſiſche Hof.

i) Die eingegangene Rigalſche Seidenfabrik, durch deren ehemaligen Garten jetzt eine neue Straße angelegt iſt. Hier war vor 1693 der kurfürſtliche Herren-Garten, und noch früher wurden auf dieſem Platze Turniere gehalten.

k) Die Wachsfabrik ſteht auf dem Platze des Schomburger Hofes, welchen der Marſchall Hans Meinhard von Schomburg anlegte, und der das ganze Quadrat von der Dollen- bis zur Karpfengaſſe und von der Hauptſtraße bis an den Zimmerplatz einnahm.

l) Das Ballhaus an der Ziegelgaſſe, ehemals herrſchaftliches Gebäude.

m) Das Salzhaus unweit der Märzgaſſe, diente früher zur Salzniederlage.

n) Das Rathhaus der Bergſtadt ſteht weit oben und hat über dem Thore den Pfälziſchen Löwen und nebenbey die Inſchrift: „Burgfreyheit 1653, renovirt

1731". Auch deutet eine ausgehauene Hand und Schwert daran auf die ihm verſtattete höhere Strafgerechtigkeit.

7) Zu den ſchönern Gebäuden der Stadt gehören, auſſer den ſchon anderwärts genannten, oder noch zu nennenden, etwa das Zullnhardt'ſche Haus, das Helmſtädt'ſche, das Leoprechting'ſche, der Rieſe, der ehemals ein Venningenſches Haus war, u. m. A.

Gaſthöfe, Kaffeehäuſer und Bierhäuſer.

1) Gaſthöfe.

Seit das Gaſthaus zu den drey Königen eingegangen iſt, das zwar ſonſt ein gutes Haus, aber ſeiner Lage nach keineswegs das vorzüglichſte war, ſtreiten beſonders drey, der Karlsberg, goldene Hecht und Badiſche Hof um den erſten Rang. Jeder hat ſeine Vorzüge; in jedem genieſst der Fremde auſſer gutem Tiſche und reinlicher, gefälliger Bedienung, auch noch eine Ausſicht über Häuſer weg nach den Bergen, die man überhaupt beynahe in keinem Hauſe zu Heidelberg vermiſst. Bey dem Badiſchen Hofe iſt ein ziemlich geräumiger Garten mit Laubgängen, Hütten und einer Kegelbahn; im Karlsberg findet man auſſerdem auch noch ein ſehr bedeutendes Weinlager von überrheiniſchen und Bergſträſſer Weinen. Auch der geräumige Prinz Karl und der ſchwarze Adler am Kornmarkt, und in der Nähe des Marſtalls der Prinz Max gehören noch zu den Gaſthöfen. Von den ſonſtigen Wirthshäuſern nennen wir: a. In der Stadt: 1) Den ſilbernen Hirſch, 2) den Ritter, 3) den Falken, 4) die goldene Kette, 5) zum rothen Löwen, 6) zum welſchen Hahnen, 7)

Reiffels Weinhaus, 8) zum goldnen Horn, 9) der Traiteur zum Stern; b. in der Vorſtadt: 1) Zum Engel, 2) zum Karpfen, 3) zum Pfing, 4) zum Rieſen, 5) zum ſchwarzen Ochſen, 6) zum großen Viehhof, 7) zur Krone; c. in der Bergſtadt: Das Steigleiterſche Wein- und Bierhaus.

2) Kaffehäuſer.

Sie werden hier ſehr häufig beſucht. Es ſind folgende: 1) Gutmanns, 2) Schäfers, 3) Laufs, und 4) das Kaffeehaus zum Engliſchen Hofe.

3) Bierhäuſer.

Die beſuchteſten ſind: 1) Der faule Pelz, 2) der weiſſe Schwan, 3) das weiſſe Lamm, 4) das neue Eſſighaus, 5) zum groſſen Faß, 6) der Pfälzer Hof, 7) zum Schiff, 8) das Fäßchen, 9) zur Stadt Düſſeldorf, 10) das Zwipfiſche, 11) das Diemer'ſche, 12) das Walterſche, 13) der Reichsapfel u. ſ. w.

Bildungsanſtalten.

1) Die Univerſität.

Ihre Stiftung wurde ſchon weiter oben im hiſtoriſchen Theile S. 45 berührt. Marſilius von Inghen, der erſte Lehrer an der neuen Anſtalt, beſorgte die ganze Einrichtung derſelben. — Bald erhob ſie ſich, und ihr Ruf verbreitete ſich weit umher. Von der Pfalzgrafen und Churfürſten Liebe zu den Wiſſenſchaften herbey gezogen, ſammelten ſich hier viele bedeutende Männer, deren Namen bereits ſchon früher genannt ſind. Zu ihnen rechnen wir noch einen Melanchthon, Go-

thofredus, Conrad Celtes, Calvinus Jct., Opiz, Janus Gruterus, Hugo Donellus, Marquard Freher, Claudius Salmasius, L. u. Seb. Fabriz, Heinr. Cocceji, Cisner, Ehem, Urſin, Chriſtmann u. ſ. w., die in verſchiedenen Zeiten und Fächern die Ehre und Zierde der Univerſität wurden. Weltberuhmt aber war ſie durch ihre große Bibliothek, die wohl die bedeutendſte in ganz Deutſchland war. Sie entſtand im Anfange aus mehreren Vermächtniſſen. Marſilius von Inghen, der Kanzler Gerlnhauſen, ſelbſt Ludwig III vermachten ihre Bibliotheken der Univerſität, und nach Ludwigs Verordnung wurde ſie in der Kirche zum heil. Geiſt aufgeſtellt. Friedrich der Siegreiche vermehrte ſie, und beſonders ward ſie durch die Sammlung des Kloſters Lorſch und der des Johann von Dalberg, durch Otto Heinrichs Arabiſche und Griechiſche Manuſcripte, durch Ulrich Fuggers Bibliothek und durch die aus den aufgehobenen Klöſtern, beſonders aus dem Kloſter Sponheim, ſo bereichert, daß ſie von Scaliger der Vaticaniſchen vorgezogen wurde. Allein als Tilly 1622 Heidelberg eroberte, wurde dieſe große Bibliothek von den Siegern als Beute weggeführt, und dem Pabſte Gregor XV überlaſſen, der ſie ſich ſchon vorher von dem Herzoge Maximilian von Bayern zum Geſchenke erbeten hatte, ehe ſich die Bayern noch der Pfalz bemächtigt hatten. —

Wechſelnd ſtieg und ſank mit den verſchiedenen Pfalzgrafen und Kurfürſten und den Schickſalen der Rheinpfalz auch der Wohlſtand der Univerſität und ihr Ruf, bis ſie durch Abtretung des linken Rheinufers

an Frankreich den gröſsten Theil ihrer bisherigen Einkünfte verlor, und kaum mehr zu bestehen vermochte.

Als Heidelberg und der diesseitige Theil der Pfalz aber an Baden abgetreten wurde, unterstützte Karl Friedrich die wankende Tochter Ruprechts, und ward ihr zweyter Vater, nach dem sie sich auch von da an Ruperta-Carolina nannte. Der im Anfange auf 40,000 Gulden bestimmte Fond wurde bis auf 56,000 fl. erhöht; Karl Friedrich übernahm das Rectorat, und nach seinem Tode der jetzige Groſsherzog. Die Oberkuratel hat das General-Directorium, und das Prorectorat wechselt durch Wahl jährlich auf Ostern zwischen den ordentlichen Professoren. Der engere Senat, aus dem activen und zuletzt abgegangenen Prorector und einem Professor aus jeder Section bestehend, versammelt sich regelmäſsig alle vierzehn Tage; der groſse Senat besteht aus allen ordentlichen Professoren der fünf Sectionen, und hat keine bestimmte, sondern nur auſserordentliche Zusammenkünfte, weil er nur bey der Wahl eines neuen Prorectors und sonst in seltenen Fällen zu stimmen hat. Ein aus vier Mitgliedern erwähltes Ephorat hat die Aufsicht über den Fleiſs und die Sittlichkeit der Akademiker, und setzt sich mit den Eltern und Vormündern derselben in Correspondenz.

Ihrer wissenschaftlichen Eintheilung nach besteht die Universität aus fünf Sectionen, nämlich: 1) der Gottesgelahrtheit, 2) der Rechtsgelahrtheit, 3) der Arzneygelahrtheit, 4) der staatswirthschaftlichen, und 5) der allgemeinen Section. Jede der drey ersten Sec-

tionen macht auch eine eigne Fakultät, und die beyden letzten bilden zuſammen die philoſophiſche.

Eine eigene Bau- und Oekonomie-Commiſſion beſorgt die in ihr Fach einſchlaglichen Gegenſtände.

Ein Univerſitäts-Amtmann, in bürgerlichen Rechtshändeln und Criminalfällen von gleicher Gewalt, als ein anderer Amtmann des Groſherzogthums in ſeinem Amtsbezirke, hat alle, die Studenten betreffenden, Unterſuchungen in Disciplinar- und Polizey-Gegenſtänden. Ihm iſt ein Aktuar beygegeben, und ſonſt ſind zwey Ober- und dreyzehn Unterpedellen bey der Univerſität angeſtellt, wovon der erſte Oberpedell die Aufſicht über die Carcer hat, und zwey Unterpedellen als Bibliothekdiener gebraucht werden.

Mit der Univerſität ſtehen mehrere ſehr bedeutende und nützliche Anſtalten in Verbindung, von welchen beſonders das poliklinische Inſtitut, das neu errichtete akademiſche Hoſpital und die Entbindungsanſtalt erwähnt zu werden verdienen, in welchen künftige Aerzte und Hebärzte unter Anleitung ihrer Lehrer in die Praxis eingeführt werden; dann das philologiſche und pädagogiſche Seminarium, in deren erſtem 7 In- und 3 Ausländer auf zwey Jahre aufgenommen werden, wovon jeder jährlich eine Unterſtützung von 60 Gulden erhält.

Auch die Preisfragen, welche von den vier Fakultäten jährlich aufgegeben werden, gehören hierher. Jeder Akademiker kann ſich um den Preis (eine 10 Dukaten ſchwere goldene Medaille) bewerben. Die

Preisſchriften werden längſtens bis den letzten Auguſt eingeliefert, und die Preisaustheilung geſchieht immer auf den 22. November, den Geburtstag des verſtorbenen Großherzogs, der dieſe Anſtalt ſtiftete.

Die jetzige Univerſitäts-Bibliothek beſtehet aus dem wahrſcheinlich von der großen, nach Rom gebrachten, noch rückgebliebenen Reſte; aus der vom Kurfürſt Johann Wilhelm 1703 erkauften Bibliothek des J. G. Grävius; aus der von der hiſtoriſch-litterariſchen Geſellſchaft der Univerſität überlaſſenen; aus den Dupletten der Hofbibliothek Karl Theodors; aus Geſchenken, welche ſie von Gelehrten und einigen Städten an ihrem 4ten Jubelfeſte 1786 erhielt; aus Vermächtniſſen der Profeſſoren Holl, Kleiner und Schwab; aus der Verbindung mit der Bibliothek der Staatswirthſchafts-hohen Schule; aus dem Zuwachſe aus den aufgehobenen Klöſtern Allerheiligen, Schwarzach, Schuttern; aus dem Vermächtniß des Profeſſor Kübel; aus Vermehrungen aus den Bibliotheken zu Bruchſal und in der ehemaligen Reichsprälatur Gengenbach, und aus der angekauften mediziniſchen Bibliothek des verſtorbenen kaiſ. Ruſſiſchen Leibarztes Bökler. Sie beſteht aus etwa 45,000 Bänden, und iſt in ſechs Sälen im untern Stock des Univerſitätsgebäudes aufgeſtellt. — Zur Verwendung für die Bibliothek ſind jährlich 1500 fl. und noch manche nicht unbedeutende Accidentien ausgeſetzt, und damit dieſe nicht einſeitig verwendet werden, haben die Profeſſoren aller Fakultäten Einfluß bey der Wahl neu anzuſchaffender Bücher.

Bey der Bibliothek ſind angeſtellt: als Director Hr. Prof. Wilken, als Sekretär Hr. Prof. Kayſer, und einige Collaboratoren.

Die Säle, welche die Bibliothek enthalten, ſind Mittewochs und Sonnabends Nachmittags von 2 — 4 Uhr, an den übrigen Wochentagen aber Vormittags von 10 — 12 Uhr offen. Mit ihr iſt eine eigene akademiſche Leſeanſtalt verbunden, wovon weiter unten die Rede iſt. — Die Kupferſtich-Sammlung iſt nicht groß, enthält aber manches ſchöne Blatt. Sie gehörte dem Herrn Hofrath und Hiſtoriographen A. Schreiber, von welchem ſie für die Univerſität erkauft wurde.

Das anatomiſche Theater iſt in der ehemaligen Dominikaner-Kirche, und in der dabey befindlichen Privat-Kapelle ſind die intereſſanten anatomiſchen Präparate aufgeſtellt. In demſelben Gebäude befindet ſich auch die Entbindungsanſtalt, ſo wie das kürzlich eingerichtete akademiſche Hoſpital, deſſen Director Herr Profeſſor Conradi iſt, der demſelben eine vortreffliche Einrichtung gegeben hat.

Die botaniſchen Gärten, wovon der eine in dem ehemaligen Dominikaner-Kloſtergarten angelegt iſt, der ältere in der ſogenannten Plöck, bey dem reformirten Hoſpital liegt, enthalten eine reiche Sammlung in- und ausländiſcher Gewächſe, und darunter manche Seltenheit, wie überhaupt der Garten ſehr zweckmäßig angelegt iſt und eine gute Pflege hat. Die Pflanzungen in dem Garten um die Schloßruine ſind für forſtbotaniſche und landwirthſchaftliche Vorleſun-

gen eingerichtet. — Die Gegend von Heidelberg bietet übrigens dem Botaniker eine reiche Flora an einheimiſchen Pflanzen dar.

Das Mineralien-Kabinet, die Sammlung phyſikaliſcher und mathematiſcher Inſtrumente und die Modellen-Sammlung ſind alle nicht unbeträchtlich, und befinden ſich in der ehemals ſogenannten Kameralſchule, der Wohnung des Profeſſors der Philoſophie, Herrn Fries, die unweit dem Karlsthore liegt.

Verzeichniß der jetzigen Profeſſoren und Privatlehrer der fünf Sectionen.

I. Section der Gottesgelahrtheit. 1. Ordentliche Profeſſoren: Die Hrn. Geh. Kirchenräthe Paulus und Daub und Hr. Kirchenrath Schwarz; 2. Privatlehrer: Hr. Prof. Lauter und Repetent Lewald.

II. Section der Rechtsgelahrtheit. 1. Ord. Profeſſoren: Hr. Staats- u. Kabinetsrath Klüber, — Oberhofgerichtsrath Gambsjäger, — Hofrath Thibaut, — Zachariä, und — Juſtizrath Martin. 2. Außerordentliche Profeſſoren: Die Hrn. Walch, Erb und Cropp. 3. Privatlehrer: Hr. Dr. Morſtadt.

III. Section der Arzneygelahrtheit. 1. Ord. Profeſſoren: Die Hrn. Moſer, Conradi, Schelver und Nägele. 2. Außerordentliche Profeſſoren: Hr. Prof. May, — Sebaſtian

und — Gmelin. 3. Privatlehrer: Hr. Prosector Winter. *)

IV. Section der Staatswirthſchaft. 1. Ord. Profeſſoren: Die Hrn. Oberforſträthe Gatterer und Graf von Sponeck, und die Hrn. Profeſſoren Semer, Reinhard und Eſchenmayer. 2. Profeſſor honorarius: Hr. Hofrath Erb.

V. Section der Philoſophie. 1. Ordentl. Profeſſoren: Hr. Prof. Sar, — Geh. Hofrath Langsdorf, — Hofrath Creuzer, — Hofrath Weiſe, die Herren Profeſſoren Fries, Wilken, Voß. 2. Außerordentl. Profeſſoren: Die Hrn. Schweins und Wagemann. 3. Privatlehrer: Hr. Prof. Kayſer, — Lauter, — Dr. Leger und — Dr. Marr.

2. Das Gymnaſium.

Früher beſtand in Heidelberg ein Gymnaſium für die Reformirten und eines für Katholiken. Dieſe wurden im Herbſte 1803 vereinigt, und durch Anſtellung eines Lutheriſchen Lehrers ward es im folgenden Frühjahre ein gemeinſchaftliches Gymnaſium für alle drey chriſtliche Confeſſionen, an dem drey reformirte, zwey katholiſche und ein Lutheriſcher Lehrer angeſtellt ſind. Die reformirten Profeſſoren ſind: Hr. D. Lauter, D. Kayſer und Kleinſchmidt; die katholiſchen: Hr. Prof.

*) Durch den Tod des Geh. Hofraths Ackermann hat dieſe Fakultät kürzlich einen bedeutenden Verluſt erlitten, der noch nicht wieder ersetzt iſt.

Pazzi und Mitzka, und Hr. D. Martens ist der Lutherische Professor. Das Directorium wechselt in jedem Herbste zwischen dem ersten reformirten und ersten katholischen Lehrer; aber Berathschlagungen über innere und äußere Einrichtungen werden in eigenen Conferenzen des ganzen Lehrer-Personale unter dem Vorsitze eines Commissarius, und, so oft es sich thun läßt, auch in Gegenwart des zeitigen Stadtdirectors, gepflogen. Uebrigens steht das Gymnasium unmittelbar unter dem Ministerium des Innern.

Die Schüler haben fünf Classen zu durchlaufen, deren erste die unterste, die fünfte die höchste ist, und müssen in der Regel zwey Jahre in jeder bleiben. Doch kann Fleiß und Talent auch, wie billig, früher weiter fördern. Hingegen werden die, welche über drey Jahre in einer Classe sitzen, ohne fähig geworden zu seyn, weiter zu rücken, ausgewiesen.

Die Unterrichtsgegenstände sind 1) von alten Sprachen: die Lateinische, Griechische, und für künftige Theologen auch die Hebräische; 2) von neuen Sprachen: die Deutsche und die Französische; 3) Religion (abgesondert für Katholiken und Protestanten); 4) Mathematik; 5) Naturgeschichte; 6) Naturlehre; 7) neuere Erdbeschreibung; 8) in der Geschichte: allgemeine, vaterländische, und Geschichte der Griechen und Römer. Der Unterricht in der alten Geographie, in den Griechischen und Römischen Alterthümern und der Mythologie ist zwar in den Nummern der Unterrichtsgegenstände nicht genannt, wird aber doch gelegenheitlich bey andern Lectionen nach dem Bedürfnisse der

Schüler berührt. Hierzu kommt noch der Unterricht im Geſange, im Zeichnen und in der Schönſchreibekunſt, wofür eigene Meiſter angeſtellt ſind.

Jeden Herbſt wird eine öffentliche Prüfung gehalten, und dieſe beſchließt ein feyerlicher Rede- und Promotions-Actus, der von dem abgehenden Director gehalten wird.

Nach den Frühlings- und Herbſtferien werden bey dem Wiederanfangen der Unterrichtsſtunden den Gymnaſiaſten die Geſetze aufs Neue vorgeleſen und ans Herz gelegt, wie denn überhaupt die Lehrer nicht allein über die wiſſenſchaftliche, ſondern auch über die ſittliche Bildung ihrer Zöglinge wachen, ſo viel das von ihrer Seite möglich iſt.

Die Aufnahmegebühr, welche ein neu eingeſchriebener Schüler zu entrichten hat, beträgt 1 fl. 30 kr. das halbjährige Honorar eines Schülers der unterſten Claſſe 4, eines Schülers der vier obern Claſſen aber 6 fl. Der Singunterricht koſtet des Monats 15, der Zeichenunterricht 10, und der Schreibunterricht 8 kr. Unbemittelten, die ſich durch Fleiß und gutes Betragen dieſer Wohlthat würdig machen, kann auch, auf ihr Nachſuchen darum, die Entrichtung des halbjährigen Honorars erlaſſen werden.

Alle Schüler der beyden unterſten Claſſen ſind verbunden, an allen für ſie beſtimmten Stunden Theil zu nehmen; die der drey obern Claſſen können nur von dem Sing-, Zeichen- und Schreibunterricht diſpenſirt werden, nicht aber von einem andern für ihre Claſſen beſtimmten Unterrichtsgegenſtande. Doch ſind die,

welche nicht künftig Theologie ſtudiren wollen, auch nicht zu den Hebräiſchen Stunden gezwungen.

3. Bürgerſchulen.

Sie ſind in den letzten Jahren faſt durchgängig neu organiſirt worden, wobey ſie viele Verbeſſerungen erhielten, und ſind mit thätigen, tüchtigen Lehrern beſetzt. Eine ausführliche Beſchreibung ihrer Einrichtung paßt nicht in den Plan dieſes Werkchens.

Es wäre aber doch zu wünſchen, daß die von einigen ſachverſtändigen Bewohnern Heidelbergs gemachten Vorſchläge zu einer Zeichenſchule und dazu paſſenden Sammlung zur Bildung tüchtiger Handwerker einſt in Ausführung käme.

4. Privat-Anſtalten.

a) Das Schwarziſche Erziehungs-Inſtitut für Knaben. Es beſteht ſchon eine geraume Zeit. Herr Kirchenrath Schwarz hatte es ſchon als Prediger angefangen, und verpflanzte es bey ſeiner Berufung als Profeſſor an der hieſigen hohen Schule hierher. Bald kaufte er das vorige Lutheriſche Hoſpital, und gewann dadurch in dem geſunden Hauſe, zu welchem ein geräumiger Garten gehört, ſo viel Raum, daß er es etwas weiter ausdehnen konnte. Deutſchland rechnet ihn zu ſeinen erſten Schriftſtellern im pädagogiſchen Fache, ſeine eigenen Söhne gehören mit zu den Zöglingen des Inſtituts, — und ſo darf man wohl mit Recht große Erwartungen von ſeiner Treue und geiſtvollen Thätigkeit bey dieſer Unternehmung hegen.

b) Das ehemalige Rudolphiſche Inſtitut für Mädchen. Nach dem Tode der ſeligen Caroline Rudolphi ſetzte es die Verwandte und Freundin derſelben, Emilie Heinſe, welche ſchon längſt das Geſchäft mit ihr getheilt hatte, fort. Noch jetzt blühet dieß vorzügliche Inſtitut nicht ſowohl durch glänzend große Zahl der Zöglinge, als vielmehr durch den ſchönen ſinnigen Geiſt, der es belebt, und ſeinen innern gediegenen Gehalt, in der wohlthätigen Stille weiblicher Zurückgezogenheit, eben ſo ſchön, als unter der früheren geiſtvollen Vorſteherin.

c) Das Jungfrauen-Inſtitut der Frau Hofräthin Dapping. Nach den bisher darin aufgenommenen Zöglingen, ſcheint es nicht ſo ſehr in den Plan der ſehr geachteten Frau Vorſteherin zu gehören, kleinere Mädchen zu erziehen, als vielmehr ſchon reifende Jungfrauen aufzunehmen (deren Erziehung in dieſem Alter, wenn auch nicht vollendet, doch ſchon hinlänglich begründet ſeyn ſollte) und ihnen die Bildung für das innere und äußere Leben zu geben, zu welcher ſie in dem Kreiſe ihres Aelternhauſes keine Gelegenheit fanden.

Anſtalten zum Vergnügen.

Außer den Spaziergängen, die bey den Umgebungen Heidelbergs vorkommen, beſucht man im Sommer die Kirchweihen der benachbarten Dörfer ſehr ſtark, und ſelbſt Höfe ohne Kirche, ja ſogar einzeln liegende Wirthshäuſer halten unter dem Namen der Kirchweihe ihre Tanzbeluſtigungen, die von den meiſten

Einwohnerklaſſen beſucht werden. Auch an gewöhnlichen Sonntagen iſt meiſt in Neuenheim oder einem andern nahegelegenen Wirthshauſe außerhalb der Stadt eine Tanzmuſik. Der Heimgang an den hier ohnehin ſehr kühlen Abenden, durch das von ſtarkem Luftzug durchwehete Neckarthal, wird den erhitzten Tänzern leicht ſchädlich. — Im Winter kommt meiſt ein Tanz-Caſino zu Stande, zu welchem man ſich ſubſcribirt.

Nicht ſelten geben die Mitglieder des Mannheimer Hoftheaters und des dortigen Orcheſters, oder auch durchreiſende Künſtler Concerte und Declamatorien.

Sattler Müllers Garten, der gleich außerhalb dem Schießthor liegt, und wo man allerley Erfriſchungen findet, bietet gar liebliche Ausſichten auf Stadt und Gegend.

Größere und ſchon länger beſtehende geſellſchaftliche Vereine zur Lectüre, Spiel und Unterhaltung ſind hier einige.

a. Das Muſeum im Simon'ſchen Hauſe, dem Eingange ins Univerſitätsgebäude gegenüber. Man findet daſelbſt eine reiche Lectüre an Zeitungen und unterhaltenden Zeitſchriften, eine Zuſammenkunft der angeſehenern Männer der Stadt, und Gelegenheit zu einer Parthie Billard oder einem andern Spiele. Wer in dieſe Geſellſchaft eintreten will, muß ſich von einem Mitgliede vorſchlagen laſſen, und dann wird über ſeine Aufnahme durch Kugelung abgeſtimmt. Fremde müſſen von einem Mitgliede eingeführt werden. Es hat überhaupt die Einrichtung, wie alle Inſtitute der Art in andern Städten.

b. Die Leſegeſellſchaft. Sie beſteht ſchon ſehr lange und hat jetzt ihr Lokal im Engliſchen Hofe. Ihre innere Verfaſſung iſt der des Muſeums ähnlich.

c. Ein dritter geſellſchaftlicher Klubb verſammelt ſich in dem zweyten Stocke des Schäfferſchen Kaffeehauſes am Markte.

d. Die akademiſche Leſeanſtalt, in einem Saale des Univerſitätsgebäudes, iſt mehr ein literariſches als geſellſchaftliches Inſtitut. Die große Menge von Tagblättern und Journalen jeder Art, nebſt den neueſten Werken, welche die Univerſitätsbibliothek anſchafft, und die hier eine Zeitlang aufgeſtellt ſind, machen dieſe Anſtalt beſonders für den ſchätzbar, der bloß Lectüre ſucht.

Auch die Hofmeiſteriſche und Fiſcherſche Leihbibliotheken berühren wir unter den Anſtalten zum Vergnügen.

Oeffentliche Sammlungen.

Dieſe ſind alle Eigenthum der Univerſität, und haben bey dem Artikel, welcher von derſelben handelt, ſchon ihre Stelle gefunden.

Privat-Sammlungen.

Von ſolchen kommt hier nur eine einzige in Anſchlag, die Gemäldeſammlung der Herren Boiſſere'e und Bertram aus Köln, welche man durch ihre mehrjährige Anweſenheit in Heidelberg ſchon gewohnt iſt, den Merkwürdigkeiten dieſer Stadt beyzuzählen, ſo unbeſtimmt leider die Zeit iſt, wie lange dieß noch wird geſchehen dürfen. Sie gewährt nicht allein dem Kenner,

ſondern jedem Gebildeten überhaupt durch die einzelnen kunſtreichen Bilder, wie durch die lehrreiche Anordnung und Folge, einen Genuß, welchen kaum eine andere Sammlung, ſey ſie auch weit zahlreicher, geben wird, da ſie unter dem eigenen Geſichtspunkte entſtanden iſt, die Werke der Deutſchen, und vorzugsweiſe der bisher nur wenig gekannten Niederdeutſchen Schule, nach ihrer Entſtehung und Entwickelung darzuſtellen. Gelingt es dem Wißbegierigen, aus dem Schatze von Beobachtungen, welche die ſinnigen Beſitzer darüber geſammelt, einen Commentar unter der Beſchauung von einem derſelben mitgetheilt zu erhalten, ſo geht gewiß keiner ohne Bereicherung ſeiner Kenntniſſe davon. Für eines jeden Gefühl aber iſt hier übergroße Befriedigung, wie viel er auch fordern möge. — Auf eine Reihe von Niederdeutſchen Bildern in Neugriechiſchem Geſchmack folgen die Wunderwerke van Eycks, Hemmelings, Schoorels, Dürers, Holbeins. Es ergibt ſich hier die neue Thatſache, daß die Deutſche Mahlerey wie die Italieniſche, jedoch mit eigenthümlicher Entwickelung, ihren Urſprung von der Neugriechiſchen genommen hat, und was noch mehr iſt, daß ſich lange vor Raphael in Deutſchland eine ganz nationale Schule bildete, ohne allen ausländiſchen Einfluß, welche in der Charakteriſtik, in der treuen Nachahmung der Natur, Ausführung, Behandlung der Farben und überhaupt alles Techniſchen, die gleichzeitige Italieniſche weit übertrifft, und ihr in der Erfindung, ſelbſt zum Theil in der Zeichnung, nicht nachſteht. Die Nachahmung der Italieniſchen Schule zeigt ſich erſt ſpät, und man

ſieht deutlich, wie dadurch allmählich die Ausartung und der Verfall der Deutſchen Kunſt herbeygeführt wurde.

Durch dieſe Sammlung wird eigentlich eine ganz neue Periode in der Kunſtgeſchichte beurkundet, von deren Exiſtenz wir wahrſcheinlich vielfältigere Beweiſe hätten, wenn nicht die Spaniſchen Kriege in den Niederlanden Vieles davon zerſtört oder entfernt hätten.

Induſtrie.

Künſtler, Handel, Fabriken und Gewerbe.

Außer dem Zeichnungslehrer, Herrn Rottmann, und Herrn Kapellmeiſter Hoffmann, verdient von den hieſigen Einwohnern wohl auch der geſchickte Orgelbauer Overmann den Namen eines Künſtlers. Er baut beſonders auch ſchöne Zimmerorgeln und gute Flügel. Auch der Name des Mechanikers Hautſch verdient hier einer Erwähnung. — Der Handel iſt hier zwar nicht ganz unbedeutend, doch macht er nicht den Hauptnahrungszweig der Einwohner aus. — Buchhandlungen beſtehen hier: Die Mohr und Winterſche, die Schwan und Götziſche, die alte Pfählerſche, deren jetziger Inhaber Herr Auguſt Oswald iſt, und die Verlagsbuchhandlung von Herrn Joſeph Engelmann, womit die bedeutendſte Buchdruckerey hier verbunden iſt. Die Eleganz ihrer Arbeiten wetteifert mit den beſten Druckereyen und iſt bereits allgemein anerkannt. Eine zweyte Buchdruckerey iſt die des Herrn Gutmann.

Von Fabriken findet man eine, in gutem Betriebe ſtehende, Krappfabrik, eine Wollſpinnerey, eine Wachs- Lichter- und Seifenfabrik, eine Lederfabrik, worin auch

lakirte Stiefelkappen verfertigt werden, und einige nicht ſehr bedeutende Tabaksfabriken. Eine Glockengießerey befindet ſich außerhalb der Stadt, jenſeits der Neckarbrücke, gegen Neuenheim hin. — Man findet faſt alle Handwerker hier, die meiſt gut und ſchön arbeiten. Beſonders ſind einige ſehr geſchickte Schreiner der Bemerkung werth, und die Bäckerwaaren ſind von ausgezeichneter Güte. — Der Acker- und Gartenbau iſt in der Gegend um Heidelberg von der Natur begünſtigt und keineswegs von den Menſchen vernachläßigt. Auch der Obſtbau iſt von Bedeutung, minder der Weinbau. Die Art, wie man hier den Weinſtock zieht, iſt ſchwerlich ganz zweckmäßig, und bey neu anzulegenden Weinbergen ſollte man ſorgfältiger in der Wahl der zu pflanzenden Traubenſorten ſeyn.

Bevölkerung.

Zu Heidelberg gehört noch, außer Schlierbach, der auf dem Königs- und Kaiſerſtuhle gelegene Kohlhof. Mit dieſen zählte man in Heidelberg im Jahre 1810 zuſammen 10,312 Seelen, welche in Heidelberg 1567, in Schlierbach 116, und auf dem Kohlhofe 13 Familien ausmachten, und die Menſchenzahl hatte ſich ſeit 1784 um 442 vermindert.

Jetzt beträgt die Zahl der Einwohner nach der neueſten Zählung 9532, alſo hat ſich die Volksmenge ſeit 1810 ziemlich bedeutend vermindert.

Häuſerzahl. In der Stadt zählt man 607, in der Vorſtadt 346, in der Bergſtadt 77, in Schlierbach 80 und auf dem Kohlhofe 14 Häuſer. Im Jahre 1810 ſtanden in allen Theilen zuſammen 1191 Gebäude. Dieſe Zählung ſcheint aber eben ſowohl, wie die Seelenzahl von 1810, unrichtig zu ſeyn, da ſich die Häuſerzahl vermehrt und nicht vermindert hat.

Viehſtand. Er beträgt in Heidelberg, Schlierbach und dem Kohlhofe: 1) An Pferden 315, 2) an Rindvieh 194, 3) an Schafen 11, an Ziegen 42, und 5) an Schweinen 533 Stücke.

Staatsbehörden.

Als Kurfürſt Karl Philipp im Jahre 1720 ſeine Reſidenz von hier nach Mannheim verlegte, zog er alle Dikaſterien, welche hier ihren Sitz hatten, ſich dahin nach. Nur das Kirchenraths-Collegium und die geiſtliche Güterverwaltung (hier gewöhnlich blos Adminiſtration genannt) blieben noch hier. Die letztere ſchmolz aber in der Folge mit dem Kirchenrath in eins zuſammen. Als nach der Abtretung der Pfalz an Baden auch der reformirte Kirchenrath mit dem Lutheriſchen vereinigt wurde, mußte auch er Heidelberg verlaſſen.

Jetzt hat nur das Landamt Heidelberg hier ſeinen Sitz. Das ehemalige Landamt Unter-Heidelberg iſt mit dem Stadtamt und dem Landamt vereinigt.

Das hieſige Stadtamt beſteht aus einem Stadt-Director, Herrn Dr. Ludwig Pfiſter, zwey Amtleuten, einem Amtsreviſor und einem Stadtſchreiber.

Der Stadtrath beſteht aus einem Oberburgermeiſter, Herrn G. D. Mays, einem Burgermeiſter, zehn Rathsgliedern und einem Rathsſchreiber.

Außerdem beſteht hier noch ein Forſtamt, Stadtphyſikat, Dekanat, Specialat u. ſ. w.

Das Wappen und Siegel der Stadt iſt ein goldener, auf einem grünen Hügel in ſchwarzem Felde ſtehender Löwe mit einer rothen Krone.

Meſſen und Märkte.

Hier werden zwei Meſſen gehalten, wovon die erſte auf Laurentius, die andere auf Simonis und Juda anfängt. Fällt einer dieſer Tage auf den Donnerstag bis Sonntag, ſo nimmt die Meſſe ihren Anfang an dem darauf folgenden Montag; fällt er aber auf einen der andern Tage, vom Montag bis Mittwoch, ſo beginnt die Meſſe auf denſelben Tag. — Die Buden werden auf dem Speiſemarkt aufgeſchlagen.

Die Victualien- oder Wochenmärkte werden wöchentlich auf Dienstag, Donnerstag und Samstag gehalten, und die benachbarten Dörfer ſenden eine für das Bedürfniß der Einwohner hinreichende Menge von Lebensmitteln hierher. Die in kleiner Entfernung doch ſchon merklich klimatiſch verſchiedene Lage der umgebenden Dörfer hat das Angenehme, daß man die meiſten Gemüſe- und Obſtarten ſehr lange auf den hieſigen Märkten antrifft, und daß ſich ſehr frühe und viel ſpätere Sorten an denſelben Tage darauf finden. So iſt es z. B. eine gewöhnliche Erſcheinung, Kirſchen, die hier ſchon im May zu Markte getragen werden, auch noch im Sommer neben reifen Trauben zu ſehen.

Die Fruchtmärkte werden Dienstags gewöhnlich auf dem Speiſemarkt, bisweilen aber, beſonders in Meßzeiten, auf dem Kornmarkte gehalten. Sie ſind ſehr bedeutend.

Die Fiſchmärkte ſind auch nicht unbedeutend. Sie werden mit den Victualienmärkten an denſelben Tagen gehalten.

Obſt wird von den Höckerweibern zu jeder Stunde des Tages, nur nicht während der Gottesdienſt in der Kirche gehalten wird, auf dem Markte und an einigen anderen Stellen der Hauptſtraße feil geboten.

Poſten und andere Gelegenheiten.

Die Expedition der Briefpoſt, der Poſtwagen und Diligencen befindet ſich in dem neuen Poſthaus, dem ehemaligen großen Seminarium, in der Kettengaſſe.

a) Briefpoſt. Das Büreau iſt von Morgens 7 Uhr bis halb 5 Uhr Abends offen, und die Briefe gehen täglich Morgens um 7 Uhr ab: nach Bruchſal, Karlsruhe, nach Straßburg und weiter nach Frankreich, und Abends kommen ſie von daher an. — Nach Frankfurt a. M. und weiter gehen ſie täglich Abends um 4 Uhr, und kommen Morgens von daher an. — Nach Leipzig geht die Briefpoſt Montags und Donnerstags Nachmittags um halb 4 Uhr ab, und kommt von daher Mittwochs früh und zwiſchen

Freitag und Sonnabend an. — Nach Stuttgart, Ulm, Augsburg u. s. f. geht sie Sonntags, Mittwochs und Freitags Morgens um 8 Uhr ab, und kommt von daher Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends am Abend an.

b) Postwagen. Die Expedition befindet sich in demselben Hause mit der Briefpost-Expedition, und für die Aufgabe der Versendungen sind Sonntags, Montags, Donnerstags und Sonnabends die Vormittagsstunden von 10 bis 12, und (ausser Sonntags) an allen Nachmittagen von 3 bis 6 Uhr des Abends bestimmt. — Die Wagen gehen ab: Sonntags in der Frühe nach Strasburg, Mittags nach Frankfurt; Dienstags früh einer über Bruchsal nach Stuttgart, einer über Kehl nach Basel, einer nach Mannheim, und Abends geht ein vierter nach Frankfurt; Mittwochs Mittags nach Strasburg, nach Frankfurt, nach Mannheim; Donnerstags Morgens 7 Uhr nach Würzburg, Bamberg, Nürnberg u. s. w.; Freitags früh ein Wagen über Rastatt nach Basel, ein zweyter nach Heilbronn und Stuttgart, ein dritter nach Mannheim, und ein vierter am Abend nach Frankfurt.

Kutschergelegenheiten.

a) Nach Mannheim. Mehrere hier wohnende Miethkutscher, z. B. Albrecht und Gallian, fahren täglich nach Mannheim, wo sie im schwarzen Löwen einstellen, und am Abend wieder hierher zurückkehren. Der Preis ist 18 kr. Von Mannheim kommen täglich auch zwey Kutschen an, die im Prinz Max einstellen, und Nachmittags um 3 Uhr wieder zurückkehren. Preis 1 fl. Man kann bey allen sowohl selbst mitfahren, als auch Pakete und Briefe durch sie bestellen.

b) Nach Karlsruhe. Kutscher Steyben kommt des Montags und Freitags von Karlsruhe hierher, und fährt des andern Tages wieder dahin zurück. Preis 3 fl. 24 kr.

c) Nach Mosbach fährt Kutscher Thomas Kaufmann Montags und Freitags am Prinz Karl ab, und kommt Dienstags und Sonnabends wieder zurück.

Botengelegenheiten.

Aus allen benachbarten Landstädten gehen fast regelmäßig ein oder zweimal die Woche über Boten hierher, deren Einkehr aber zu wechselnd ist, um sie hier anzuführen. Man kann diese leicht an den Thoren erfragen.

Marktschiffe.

Montags, Mittwochs und Freitags Morgens 7 Uhr geht eines nach Mannheim an dem Kranen ab, und kommt den andern Tag wieder zurück. Stromaufwärts gehende nennen wir nicht, weil sie doch selten zur Mitfahrt benutzt werden, da diese Gelegenheit zu langsam geht.

III. Heidelbergs Umgebungen.

I. Auf der linken Neckarſeite.

1. Der Kaiſer- und Königsſtuhl.

Er iſt wohl der höchſte Berg an der ganzen Bergſtraße, und dabey auf der Weſtſeite vom Fuß bis zum Gipfel aus einem dichten, feinkörnigen, rothen Sandſteine, der überall in mächtigen Flötzen zu Tage ausläuft, — eine für dieſe Gebirgsgegend merkwürdige geognoſtiſche Erſcheinung. Der Rieſenſtein, die groſſen Geſchiebe auf dem öſtlichen und weſtlichen Abhang, bey den drey Trögen, dann oberhalb dem Schloſſe, in der Hölle, ober dem Wolfsbrunnen, und die Steinbrüche um denſelben herum, gewähren reichlichen Aufſchluß. Er liefert vorzügliche Mauerſteine, und das Schloß iſt ganz als eine aus ihm gehauene Maſſe anzuſehen. Die Brüche davon ſind nahe über demſelben. An ſeinem oſtſüdlichen Abhange ſteigen die von Schwaben ſich herabſenkenden Kalkflötze, wie Brandungen, hoch herauf. In der Gegend wird ſehr guter Töpferthon gegraben. Auch ſein Quellenreichthum iſt bemerkenswerth. Er verſieht alle Brunnen der Stadt, und

hat ehemals die zahlreichen Waſſerkünſte des Schloſſes reichlich gefüllt. In ſeiner mittlern Region gedeihen die Kaſtanien beſonders. Der über die Schloßruine zu ſeinem Gipfel führende Weg iſt zum Theil gepflaſtert und nicht unbequem. Man hat eben eine der freyeſten Ausſichten in die Rheinebene, den Odenwald, in den Elſenzgau, und nach den Gebirgen Schwabens. — Ein groſer, länglicher, aber kaſtenförmiger Sandſteinblock hat Anlaß zu mancherley Sagen über die Entſtehung ſeines Namens gegeben. Nach Agrikola ſoll ein Deutſcher König, Eſtermann, ſeinen Sitz ſchon im Jahre der Welt 2280 hier gehabt, nach Andern einer der Fränkiſchen oder Deutſchen Könige den Berg erſtiegen und darauf ausgeruht haben. Woher er den Namen Königsſtuhl erhalten, iſt alſo unbekannt, wohl aber wiſſen wir, daß unſer Deutſcher Kaiſer Franz im Sommer 1815 von Heidelberg aus dieſen Berg mehrmals beſuchte, welcher daher nun auch der Kaiſerſtuhl heißt.

2. Intereſſante Punkte auf dem Königsſtuhle und an dem Fuße deſſelben.

a) Schlierbach, ein zu Heidelberg gehöriges Dorf, langs der außerhalb dem Karlsthore hart am Fuße des Berges und dem linken Neckarufer hinauf ziehenden Straße. Die Häuſer ſind meiſt in die Felswand eingebaut, und machen in ihrer grünen Umſchattung und mit den über ihnen hangenden, oft barock geformten Felsmaſſen manche nicht üble Bilder. Auf- und abwärts genießt man eine maleriſche Anſicht, wo-

von ſich beſonders die nach dem jenſeits gelegenen Stifte Neuburg auszeichnet. Ein für die Schönheit der Gegend empfänglicher Engländer, Hr. Pickford, hat ſich hier nahe bey der Stadt ein hübſches Landhaus erbaut, und einen Garten angelegt, welcher nicht durch übel angebrachte Kunſt mit der Umgebung im Widerſpruche ſteht. — Weiter hinauf liegt der Hausacker, ehemals ein Eigenthum der alten Leſegeſellſchaft, jetzt ein Tanzſaal. Noch weiter hinauf kommt man an den magern Hof und an die Mühlen von Schlierbach, das ſich hier in der vom Wolfsbrunnen herabziehenden Thalſchlucht etwas weiter ausbreitet. — Am Wege hierher liegt in dem Neckar der ſogenannte Weintiſch, ein großer Granitfelſen, deſſen Hervortreten über die Fluthen bey ſeichtem Waſſerſtande ein gutes Weinjahr vorbedeutet. Er trägt die Jahrszahlen 1638, 1706, 1712 und 1719. Sollte wohl auch 1811 darauf eingehauen worden ſeyn? — Der Gutleuthof liegt noch etwas oberhalb Schlierbach, und hat eine kleine, jetzt ungebrauchte Kirche.

b) Der Wolfsbrunnen, in dem Anfange des nach Schlierbach herab ziehenden Thales, durch welches man zu ihm hinauf ſteigt. Ein anderer Weg führt auf der Höhe von der Schloßruine dahin. Dieſer durch die Sage*), daß hier von einer hungrigen Wölfin die Zauberin Jetta zerriſſen worden, ſo benannte Ort, war ein Lieblingsplatz Friedrichs II (1544—1556),

*) Fr. v. Hellwig hat dieſe Sage vom Wolfsbrunnen poetiſch bearbeitet. Heidelberg bey Engelmann.

der hier den Springbrunnen und die Forellenweiher anlegen ließ. Dadurch ward er ein allgemein beliebter Spaziergang. Opitz weihte ihn durch folgendes Sonett an den Brunnen:

„Du edler Brunnen du, mit Ruh und Lust umgeben,
„Mit Bergen hier und da, als einer Burg umringt;
„Prinz aller schönen Quell', aus welchen Wasser dringt,
„Anmuthiger dann Milch und köstlicher dann Reben;

„Da unsers Landes Kron' und Haupt mit seinem Leben
„Der werthen Nymph' oft selbst die lange Zeit verbringt;
„Da das Geflügel ihr zu Ehren lieblich singt,
„Da nur Ergötzlichkeit und keusche Wollust schweben.

„Vergeblich bist du nicht in dieses grüne Thal
„Beschlossen vom Gebürg und Klippen überall,
„Die künstliche Natur hat darum dich umfangen

„Mit Felsen und Gebüsch, auf daß man wissen soll,
„Daß alle Fröhlichkeit sey muh- und arbeitvoll,
„Und daß auch nichts, so schön, es sey schwer zu erlangen."

Ein neues Interesse hat der Wolfsbrunnen durch die wahre, von Lafontaine in seinem Roman benutzte, Geschichte von Klara du Plessis und Klairant. Hohe Bäume umschatteten dieß ernststille Bergthal noch düsterer und schlossen es ganz in geheimnißvolle Einsamkeit ab; eine durch Alter und Dicke, wie durch manche in den Stamm vernarbte Namen heilige Linde überschattete die Felsenquelle: unsere nüchterne, hungerige Zeit hat die Linde gefällt, die heiligen Schatten gelichtet, um die Forellenzucht in den Weihern zu fördern!!

c. Der Kohlhof liegt höher auf dem Berge über dem Schlosse hinauf. Die Wege sind mit Weisern versehen. Die Aussicht nach der Rheinebene, in den Elsenz- und Kraichgau und nach der darin liegenden Burg Steinsberg bey Sinzheim, nach der Warte bey

Schluchtern, unweit Heilbronn, gewährt hier reichlichen Erſatz für die Mühen des Aufſteigens. Zwey Wirthshäuſer bieten Obdach und Erfriſchungen, und feyern jährlich eine zahlreich beſuchte Kirchweihe. Oft werden von größern und kleinern Geſellſchaften Parthieen hierher gemacht, und nicht ſelten hernach der Rückweg über Neckargemünd und von da zu Kahn auf dem Neckar gewählt.

d. Der Bierhelder Hof, weſtlich am Königsſtuhle, der Ebene und Heidelberg näher, auch nicht ſo hoch, als der Kohlhof. Ein ſehr bequemer Weg führt über Rohrbach und von dort längs der Waſſerleitung hinauf, die von da bis nach Mannheim geführt werden ſollte, um den Brunnen des Paradeplatzes und mehrere andere mit Waſſer zu verſehen. Janus Gruterus, welcher der berühmten Heidelberger Univerſitäts-Bibliothek vorſtand, beſaß ihn einſt, und hielt ſich auf ihm eine Zeitlang vor den Franzoſen verborgen.

e. Der Gaysberg, ſchon im J. 780 unter dem Namen Gowinberch bekannt, liegt 2 St. ſüdwärts von Heidelberg, ſchon tiefer im Gebirge. Der Weg dahin geht hoch oben, von wo man häufig einen herrlichen Ausblick auf die Ebene hat, an dem Bildſtocke St. Nikolaus vorbey.

f. Die drey Tröge liegen an der Weſtſeite des Königsſtuhls und ſind ebenfalls, ſo wie auch die Ruche's-Ruhe, als ein ſchöner, oft beſuchter Berggang bekannt. Des Trutzbayers und Trutzkaiſers geſchieht ſchon S. 47 in dem hiſtoriſchen Theil des Artikels von Heidelberg Erwähnung.

g. Rohrbach, an dem westlichen Fuße des Bergs und dem Anfange der Ebene gelegen. Der Weg dahin ist die nach Bruchsal ziehende Landstraße. Es zieht sich in den Berasboof hinauf, der von den in die Ebene vorspringenden Weinhügeln gebildet wird. Das freundliche kleine Sommerhaus, mit dem dazu gehörigen, hübsche Parthieen enthaltenden Garten, wurde im Anfange des Revolutionskriegs von dem jetzigen König in Bayern, damals Herzog von Zweybrücken, bewohnt, der es bey Abtretung des Landes der jetzigen Besitzerin, der Frau Markgräfin von Baden, zum Geschenke machte. Es befinden sich darin mehrere schöne Gemälde. — Die Lorscher Urkunden nennen das Dorf schon vom J. 767 an. In der Ebene, gegen das Dorf Kirchheim, soll früher ein zerfallenes Schloß zu sehen gewesen seyn, und auf dem dortigen Feld wurde zu Frehers Zeiten ein, dem Merkurius geweihter, Altarstein gefunden.

Von Rohrbach weiter hinauf an der Straße liegt das früher befestigt gewesene Leimen, als der Stammort Seligmanns, des jetzigen Baron von Eichthal, und durch eine Tabaksfabrik bekannt. Zwischen Rohrbach und Leimen tritt das mächtige Kalkgeflötze bis an die Straße heraus, welches sich von dem Schwarzwalde gegen den Neckar herab und über denselben zieht. — In der Ebene liegt rechts Kirchheim, mitunter von den Kaffeefreunden besucht. Es kommt schon 767 unter dem Namen Cherichheim vor, und gab einem adelichen Geschlechte den Namen. Zwey Stunden über Kirchheim liegt Walldorf, wegen eines hier gewesenen Vehmgerichts merkwürdig, von dem noch ein Urtheilsspruch von 1446

vorhanden iſt, das aber Friedrich der Siegreiche 1461 aufhob.

3. Die Ebene gegen Mannheim.

Die Dörfer an der Straße nach Mannheim: Wieblingen, Edingen und Seckenheim, ſind durch den in der ganzen Gegend ſehr fleißig betriebenen Tabaksbau bey aller Laſt der harten Kriegsjahre doch zu einem ſeltenen Wohlſtande geſtiegen, der ſich auch ſehr an dem Aeußern derſelben zeigt. In Edingen ſtarb unter einem Baume der Deutſche Salomo, Kurfürſt Karl Ludwig, im J. 1680.

Links von Edingen, in der Richtung gegen Schwetzingen, liegt das 1684 von Franzöſiſchen, wegen Religionsverfolgung aus ihrem Vaterlande geflüchteten, Coloniſten erbaute Neudorf oder Friedrichsfeld. Den letztern Namen hat es von dem hier erfochtenen Siege Friedrichs des Siegreichen, zu deſſen Gedächtniß ein altes Kreuz in der Nähe errichtet iſt, mit folgender Inſchrift:

„Als man zalt nach Gottes Geburte MCCCC LXII jar auff Sant „Paulus Gedechtnuß Tag ſint uff dieſer Wallſtat durch Herzog „Friderich Pfaltzgrave by Rine ꝛc und Kurfürſten nyder gewor„fen worden, Her Jorg Biſchoff zu Metz, Marggrave Karle von „Baden, und Grave Ulrich von Wirtemberg, mit eyner merck„lichen Zale ir Diener, Grave, Herren, Ritter und Knecht, „und derſelben die in ſolchem Geſchefte tod bliben ſint, wolle „Gott barmhertzig ſien, und uff denſelben Tag ſint viel zu Rittern „geſchlagen"

Links von Edingen, gegen Ladenburg hin, liegt an dem Neckar das Dorf Neckarhauſen, mit einem ſchönen, der gräflich Oberndorfiſchen Familie gehörigen,

Landsitze und der Wohnung der penſionirten Frau Aebtiſſin des adelichen Kloſters Frauenalp. — Den 27. Februar 1784 wurden durch eine von dem aufgegangenen Eiſe verurſachte Anſchwellung des Neckars, hier in wenig Minuten 35 Häuſer und 25 Scheunen vom Grunde abgeriſſen. Jetzt ſchützt ein hoher Damm den Ort gegen ein ähnliches Uebel. — In der Nähe von Seckenheim ſtand noch vor etwa 100 Jahren die Kirche des eingegangenen Dorfes Kloppheim.

II. Auf der rechten Neckarſeite.

1. Der heilige Berg.

Er erhebt ſich auf der rechten Seite des Neckars, gleich jenſeits der Brücke. Weinberge ziehen bis zu ſeinem Scheitel hinauf. Auf dem Gipfel, den man von der Stadt aus nicht ſehen kann, hat man eine ſchöne Ausſicht in die große Rheinebene, auf der andern Seite nach den in verworrener Wildniß übereinander hinausragenden Bergen des Odenwaldes, und auf der dritten Seite nach den Windungen des Neckarthales hinauf. — Die hier noch befindlichen Trümmer zweyer Thürme, andere Reſte eines ehemaligen Gebäudes, darunter die Steine eines Thorbogens und ein Schlußſtein deſſelben, mit dem Salvators-Kopfe und der Aufſchrift: lux mundi, zerbrochene Säulen und Säulenköpfe führen auf die Geſchichte dieſes Bergs zurück. Frecher und nach ihm mehrere Geſchichtsforſcher halten ihn nicht ohne Grund für den von den Römern gekannten Pirusberg, deſſen unter andern auch Ammianus

Marcellinus XXVIII, 2 erwähnt, und die hier gefundenen Inſchriften und Altarſteine beſtätigen die Vermuthung, daß die Römer hier ſogar einen Tempel erbaut hatten. — Nach dem Codex Laureshamensis, welcher die erſte urkundliche Nachricht aus dem Jahre 865 von ihm enthält, hieß er dann Mons Abrahae, Abrames-, Aberines- und Abrinsberg. Der Lorſcher Abt Thiodroch hatte hier den Bau eines Kloſters angefangen, welches der Abt Walther vollendete. Im J. 891 ſtand ſchon eine, wahrſcheinlich vom Abt Gerhard erbaute, dem Erzengel Michael geweihte Kirche dabey. Doch ſcheint ſie erſt Reginbald im J. 1025 in vollkommnern Stand geſetzt und mit den nöthigen Geräthen verſehen zu haben. In der Folge erbaute Arnold, ein Probſt dieſes Kloſters, etwas weiter unten, an der Vorderſeite des Berges, eine zweyte Kirche, und weihte ſie dem heiligen Stephan. In der Wand derſelben war ein hier gefundener Römiſcher Stein mit folgender Inſchrift eingemauert:

MERCVRIO
BASEM. CVM . . .
L. CANDIDV . . .
CATO. R D. C . . .
V. S. L. M.

Auch fand man in der Kirche als Fußgeſtell eines Weihkeſſels einen Altarſtein mit einem Adler, über dem eine, von einem Lorbeerkranze umſchloſſene Inſchrift und auf deſſen andern Seiten eine Victoria, eine Pallas und ein Vulkan ſtand. Der Ab: Anſelm erbaute bey dieſer Stephanskirche in der Folge ein Kloſter, welches K. Heinrich im J. 1103 beſtätigte. Man findet als Trüm-

mer von ihm noch einige Mauerreſte, und daben iſt ein viereckiges, gerade hinabgehendes Loch, das Heidenloch genannt. — Die Kirchen und Klöſter, in Verbindung mit dem frommen Wandel der Mönche, ſcheinen nach und nach den Namen des heiligen Berges herbeygeführt zu haben.

Wahrſcheinlich zerfielen dieſe Klöſter, in das Schickſal des Kloſters Lorſch verflochten, mit demſelben, und die um ſich greifende Reformation mit den durch ſie hervorgeführten Kriegen, mag wohl die letzte zerſtörende Hand an ſie gelegt haben. Aus einer Schenkung Königs Ludwig II vom J. 852 erhellt, daß früher auch eine Burg hier ſtand, die vielleicht auf den Trümmern des Römerkaſtells erbaut war.

2. Intereſſante Puncte an dem heil. Berge, an dem Fuße deſſelben und ſtromaufwärts.

a. Der Schlangenweg ſteigt in ſchlängelnder Krümmung gleich bey der Brücke bis in die mittlere Höhe des Bergs, wo er dann rechts um denſelben und weiterhin nach ſeiner Höhe leitet, oder links in beynahe immer gleich bleibender Erhöhung unter dem Namen des Philoſophenwegs bis an Neuenheim hinzieht, und dort hinab führt. Man hat von ihm eine köſtliche Ausſicht auf die Stadt, den Fluß hinab und auf die Ebene hinaus.

b. Die Hirſchgaſſe und der Weinberg, beyde ſtromaufwärts gelegen. Die erſtere findet man in der nächſten ſich vom heiligen Berg herabziehenden engen Thalwindung, aus der ein Quellenbächlein herabkommt.

In ihrer Umgebung ſieht man noch manche Ueberreſte, welche auf einen frühern wohlhabendern Anbau ſchließen laſſen. Der Weinberg iſt, wie die Hirſchgaſſe, ein mit einem Tanzſaale verſehenes Wirthshaus, und liegt weiter aufwärts an der nach Ziegelhauſen längs dem Neckar hin führenden Straße. Höher über dem Weinberge liegt, auf dem Gipfel einer Vorhöhe, die, einer Schweizeriſchen Alpenflur ähnliche, von Wald umgebene, durch eine, im Baumſchatten entſpringende, Quelle bewäſſerte Engelswieſe, zu der man hier mühſam über Felſen, oder aus dem Thale bey der Hirſchgaſſe auf einem bequemern rechtsziehenden Pfade hinauf ſteigt.

c. Der Haarlaß, ein hübſches Landhaus mit dazu gehöriger Gerberey, weiter ſtromaufwärts gelegen. In ältern Zeiten war es ein zum Stifte Neuburg gehöriges Kloſterwirthshaus, in welchem den in das Stift aufzunehmenden Fräulein, einer Sage nach, die Haare abgeſchnitten wurden, woher denn auch der Name Haarlaß entſprungen wäre.

d. Das Stift Neuburg. Es liegt auf einer ſanft anſteigenden Anhöhe am Neckar, ½ Stunde ober Heidelberg. Ein gewiſſer Ansheim erbaute (nach Widder) hier auf den Trümmern eines alten Schloſſes, vielleicht eines Römerkaſtells, im J. 1135 eine Zelle und eine dem heil. Bartholomäus geweihte Kirche, und nannte dieſe, im J. 1144 vom Pabſte beſtätigte, Stiftung Niwenburg. Die von dem Kloſter Lorſch hierher geſetzten Benediktiner-Mönche blieben nicht lange darin. Pfalzgraf Konrad und ſeine Gemahlin Irmengard ver-

wandelten das bis zum völligen Untergang herabgekommene Mönchskloster im J. 1195 in ein adeliches Fräuleinkloster des Benediktinerordens, dem er seine Tochter Kunegunda als Aebtissin vorsetzte. Ehe er aber noch hinlänglich für den Unterhalt der Stiftung gesorgt hatte, starb er, und die Nonnen geriethen in nicht geringe Noth, welcher der Abt Konrad von Lorsch 1224 durch Zuweisung mancher Nutzbarkeit abhalf. In der Folge kam das Kloster unter die Bischöfe von Worms, und war in jeder Rücksicht in blühendem Stande; mehrere Pfalzgrafentöchter standen ihm als Aebtissinnen vor. Kurfürst Karl Ludwig scheint es wieder neu organisirt zu haben. In dem Degenfeldischen Archive befinden sich noch allerley schriftliche Urkunden von ihm, die von der Einrichtung dieser Stiftung handeln. Karl Ludwig nennt sie eine Gesellschaft von tugendhaften Frauenzimmern, und darum gebietet er unter andern den Stifts-Fräulein, welche übrigens in ziemlich freyem gesellschaftlichem Verkehr leben durften, daß fremder Nationen Visiten nur bey deren Ankunft und Abschied vorgelassen werden durften, und so wenig als möglich in Kundschaft mit ihnen kommen sollten,

„sonderlich mit Franzosen, welche mehrentheils Ribaux, „Goinfres, Coquets oder prophan sind, und dem Frauenzimmer „von nichts anders reden, als Coquetterie, Goinfrerie oder Pro„phanitaeten, oder sonst intriguen zu machen suchen, wie man „dessen gar viele Exempel hat. Welche Vorsicht auch gegen die„jenige Teutsche, welche von demselbigen humor sind, auch gerne „nachäffen, zu gebrauchen ist."

Friedrich III hob im J. 1565 diese Stiftung auf. Später ward sie ein Armenhaus, 1709 kamen die Jesuiten

in ihren Beſitz, nach Aufhebung dieſes Ordens die Lazariſten, und endlich die kathol. Güterverwaltung, welche ſie verkaufte. Später war eine Leinwandfabrik und vorübergehend auch eine unterrichtende landwirthſchaftliche Anſtalt darauf. — Die naheliegende Mühle, wo man Erfriſchungen haben kann, gehörte ſonſt dazu und führt daher noch den Namen der Stiftsmühle.

e. Ziegelhauſen, eine Stunde von Heidelberg, am rechten Neckarufer aufwärts gelegen. Die Häuſer liegen theils an der Straße längs dem Ufer des Neckars in ſchöner ländlicher Umgebung, theils verlieren ſie ſich in das Thal, durch welches das mühlentreibende Steinbächlein herabfließt. Der Ort iſt nicht alt. Im J. 1219 hatte das Kloſter Schönau hier von Blicker von Steinach eine Strecke Landes zur Errichtung eines Ziegelofens erkauft, und die ſpätere Anſiedelung dabey wurde davon benannt. In der Nähe ſind bedeutende Sandſteinbrüche, und die Arbeiten in denſelben ſind nebſt Waſchen und Bleichen für die Heidelberger die Nahrungszweige der Einwohner.

f. Die Fürſtenweiher findet man weiter oben, bey Ziegelhauſen, in dem von dem Steinbächlein gebildeten Thale. Folgende Stelle aus der Topographie des trenherzigen Merian beſchreibt ihren ehemaligen Zuſtand:

„Gegen dem Wolfsbrunnen über, und eine halbe Meil von der „Stadt, liegt der Fürſtenbrunn, da im Gewäld ein Brun„newerk, und durch die Mauern ein überaus ſchön friſch Waſ„ſer, und Waſſerquell, entſpringet. Der Brunn ſteht unter „einem ſchön gepflaſterten Gewölb; darneben zween Fiſchreich „und Spatzierplätz, neben ſchönen Wieſen, darauf viel Tuch„bleichen ſeynd, mit friſchen Brunnenbächlein umbfangen, und

„rings herum Waldung: daß also das ganze Werk ein schöner
„lustiger Medicinischer Garten, darinn allerley gute Kräuter
„seyn, dahin auch die Studenten herbatum gehen. An dem Bäch-
„lein seynd Mühlen, und unter andern hart am Brunnen, ein
„Papiermühl ꝛc. — Es haben die Pfalzgrafen Churfürsten,
„mit ihrem Hof und Cantzley Gesind, wie auch die Studenten
„bey der Universität, und ganze Bürgerschaft, im Sommer,
„ihre Lust und Kurtzweil allda gehabt, sind Abends wieder nach
„Heidelberg gangen, oder zwischen einem sehr lustigen Gebürg,
„aus dem Neckar, gefahren."

Das Fürstenhaus steht nicht mehr. Die Forellenweiher sind ausgetrocknet. Doch ist diese Stelle noch ein recht anmuthiger Gang für den Freund einer ländlichen Einsamkeit und stiller, aus dem Genuß der Natur geschöpfter Freude.

Noch höher hinauf, in dem kleinen Thale, liegt die Glashütte, ein einsamer Weiler mit seinem Kirchlein. Eine längst eingegangene Glashütte gab demselben den Namen. — Ein näherer, etwas beschwerlicherer, Weg zieht links bey dem Stifte Neuburg vorbey über die Höhe nach den Fürstenweihern hinab.

g. Schönau. Dieses 2 St von Heidelberg entfernte Städtchen liegt in dem sehr anmuthigen, von der Steinach durchflossenen Thale. Von dem Wege dahin hat man, besonders beym Anfange des Aufsteigens, überraschende Blicke auf- und abwärts in das Neckarthal. Der Bischof von Worms, Buggo von Ahorn, dem diese einsame Gegend gefiel, stiftete hier ein Kloster, das von 1135 — 1142 erbaut, Schönaugia genannt, und Anfangs mit Bernhardiner-, sehr bald aber mit Cisterzienser-Mönchen besetzt wurde. In der Folge wurden die von Buggo dem Kloster ertheilten Einkünfte durch mancherley Schenkungen so ansehnlich vermehrt,

daß ſie ſich durch den ganzen Lobdengau erſtreckten. Das noch in Heidelberg und das bey Handſchuhsheim unter dem Namen Münchhof vorkommende Gut gehörte dazu. Die Aebte des Kloſters nahmen gegen Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts einen vorzüglichen Rang unter den pfälziſchen Landſtänden ein.

Friedrich III hob es aber im J. 1562 auf, vertrieb die Ordensgeiſtlichen, und wieß 1563 ungefähr 30 Familien der vor Alba's Verfolgungen hierher geflüchteten proteſtantiſchen Niederländer (Wallonen) in dieſer Gegend an. Dieſe erbauten das Städtchen Schönau, und errichteten daſelbſt ihre Tuchmannfakturen, die auch noch jetzt der vorzüglichſte Nahrungszweig der Einwohner ſind. Eine Papiermühle und Leinwandbleichen ſind ebenfalls nicht unwichtige Erwerbszweige.

Das Kloſter und die Kirche wurden in dem 30jährigen und Orleans'ſchen Erbfolgekrieg zerſtört. Einzelne noch ſtehende Reſte bezeugen ihren ehemaligen bedeutenden Umfang. Man findet viele Häuſer, durch welche noch ein Mauerſtück des alten groſſen Baues durchzieht, oder die ſich an den Reſt eines alten Pfeilers lehnen, durch ihre Kleinheit mit der Gröſſe der alten Trümmer wunderlich kontraſtirend. Ein Kirchenthorbogen iſt noch ganz erhalten; die zirkelrunde Wölbung, wie die ganze Bauart, ſind von vorgothiſchem Style. In dem Keller eines Tuchmachers ſieht man das Grabmal des Pfalzgrafen Konrad, mit tief eingegrabener Schrift und der Jahrszahl 1185. Die reformirte Kirche iſt noch von den alten Gebäuden übrig, und ſoll das Kapitelhaus des Kloſters geweſen ſeyn.

In der Steinach wurde früher eine Art von Perlenmuscheln gefunden.

Den Rückweg von Schönau macht man gewöhnlich längs dem romantischen Thale an der Steinach hinab nach Neckarsteinach mit seinen Schwesterburgen, und von da zu Wasser auf einem Kahne nach Heidelberg.

3. Die Dörfer und Burgen der Bergstraße bis Schriesheim.

a. Neuenheim. Es liegt dem Ende der Heidelberger Vorstadt gegenüber, und man kann von dem Zimmerplatze immer herüber fahren, wenn man den an Sommermittagen heißen und staubigen Weg scheuet, der von der Neckarbrücke herabzieht. Weinlauben und Gärten umgeben es. Seiner Nähe wegen wird es unter allen benachbarten Dörfern am meisten besucht, daher auch einige wohl eingerichtete Wirthschaften ganz gut hier bestehen. Die Rose ist jetzt das bedeutendste, und von ihrem mit Traubenlauben gedeckten Garten genießt man einer herrlichen Aussicht nach dem Neckar, der Stadt, den schön geformten Bergen, der daran ruhenden Ruine, und abwärts nach der Ebene und den in duftiger Ferne dieselbe einschließenden Vogesen.

Jenseits des Flusses steht auch die Bergheimer Mühle, die allein noch von diesem Dorfe übrig ist.

Schon im 8ten Jahrhundert besaß das Kloster Lorsch hier Weinberge, die es durch Schenkung mit andern Gütern erhalten hatte, und zu Frehers Zeiten (im 16. J.) fand man in einem hiesigen Weinberge Römische Säulen, ein Merkuriusbild und erloschene Inschriften,

die auf eine weit frühere Cultur ſchließen laſſen. Auch Münzen und eine durch Gewinnſucht ins Ausland gekommene ſilberne Victoria wurden in neuerer Zeit hier ausgegraben. — Der zum Kloſter Schönau gehörige und dort erwähnte Mönchhof liegt an der Straße gegen Handſchuhsheim. In dem von demſelben noch weiter gegen dieſes Dorf gelegenen letzten Hauſe, links an der Straße, wo die ältere höhere Giebelwand über das ärmlichere neuere Dach hinausragt, ſoll Dr. Martin Luther auf ſeiner Durchreiſe nach dem Reichstage zu Worms ein Frühſtück genommen haben.

Die Univerſität Heidelberg beſitzt hier außer einigen Güterſtücken für die Studierenden die Jagdgerechtigkeit bis in die Gegend von Schrießheim hinab.

b. Handſchuhsheim. Aus dem Bergthale, welches der Fuß des Heiligenberges hier bildet, dringt es zwiſchen Weinbergen bis in die Ebene heraus, und hat eine ſehr glückliche Lage. Hier reifen die erſten und die meiſten Kirſchen an der ganzen Bergſtraße, die edelſten Gemüſearten werden hier in den gartenmäßig behandelten Feldern in großer Menge gezogen, und ſonſt noch mancherley Bedürfniſſe der Küche und des Tiſches der Städter gewonnen.

Es beſtand ſchon zu Pipins des Kurzen Zeiten in ziemlicher Ausdehnung; denn nach dem Lorſcher Codex wurden jenem Kloſter bis zu Karls des Großen Tode wenigſtens 100 Weingarten darin geſchenkt. Es wird in den Urkunden Hantſcuesheim und Hantſchuesheim geſchrieben. Auch das Geſchlecht der Edeln von Handſchuhsheim hatte in dem Dorfe ſein Stammhaus und

einträgliche Güter, und blühte von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in das Jahr 1600, wo der letzte dieſes Hauſes, Johann von Handſchuhsheim, von einem Edeln von Hirſchhorn auf dem Markte in Heidelberg im Zweykampfe erſtochen wurde. Der Ort ſelbſt aber gehörte den Edeln von Schauenburg. — Auch ein Nonnenkloſter und ein Spital beſtand hier.

In der hieſigen Schaffnerey fand man vor einigen Jahren die Gebeine eines eingemauerten Ritters unter der Treppe.

Der General Tilly ſchlug 1622 ſein Hauptquartier in Handſchuhsheim auf, und 1689 wurde es von den Franzoſen zweymal angeſteckt, und bis auf die Kirche, das Waiſenhaus und das Pfarrhaus niedergebrannt. Im Revolutionskriege fiel hier ebenfalls eine nicht ganz unbedeutende Schlacht vor. Die Kirche wurde von einem Abte des Kloſters Lorſch im J. 1053 erbaut. Man ſieht ihr außen ihre ſpätern Erweiterungen an.

c. Doſſenheim. Eine halbe Stunde unterhalb Handſchuhsheim ſieht man dieſes, zwiſchen fruchtbaren Vorhügeln und lieblichen Baumſchatten gelegene Dorf, rechts oben an dem Fuße zweyer gleich geformter Waldhöhen, an welchen, wie auch bey Handſchuhsheim und bey Schriesheim, die Kaſtanien ſehr gut gedeihen. Ein bis vor wenigen Jahren noch hier beſtehendes Volksfeſt, der Holzäpfeltanz, iſt jetzt abgeſtellt. Die Lorſcher Urkunden nennen dieß Dorf ſchon im 8. Jahrhundert.

Auf einem Berg, etwas oberhalb, findet man die von unten kaum bemerkbaren Trümmer der alten Schauenburg, früher Scowenburg. Die Edeln

von Schauenburg hatten die Vogtey über Doſſenheim und Handſchuhsheim vom Kloſter Lorſch zu Lehen. Ihr Geſchlecht muß aber ſchon im 14. Jahrhundert erloſchen ſeyn. Durch Kauf kam die Schauenburg 1320 an Mainz, das im Beſitz davon blieb, bis im 15. Jahrhundert Friedrich der Siegreiche mit dem Erzbiſchof von Mainz, Diether, in Fehde kam, das Dorf niederbrennen ließ, und das Schloß nach einer fünftägigen Belagerung eroberte. Als er es darauf niederreißen ließ, fand es ſich ſo feſt, daß man ſieben Wochen mit ſeiner Zerſtörung zubrachte. Zwiſchen Doſſenheim und Handſchuhsheim lag, mit beyden in gleicher Linie, das eingegangene Dorf Hillenbach, rechts von der Straße, am Fuße des Berges.

d. Schrießheim. Wenige Häuſer dieſes Fleckens liegen an der Straße; der Flecken ſelbſt zieht ſich am Fuße des ſteilen, aus Porphyr beſtehenden, Oelbergs hin, von deſſen vorderm Abhange die Reſte der alten Burg Strahlenberg mit ihren weiten Fenſteröffnungen herabſchauen. Früher war ſie nebſt einem Theil von Schrießheim Eigenthum der Klöſter Lorſch und Schönau, ſpäter der Abtey Elwangen, die es an das Geſchlecht der Strahlenberger, einen Zweig des benachbarten Stammes der Edeln von Hirſchberg, zu Lehen gaben. Durch Kauf, Vermächtniß und Schenkung kam Stadt und Burg nach mehreren Pfalzgrafen endlich auf Herzog Ludwig den Schwarzen. Dieſer kündigte ſeinem Vetter, Friedrich dem Siegreichen, den Krieg an, ward aber ſchnell von ihm überfallen, und Stadt und Schloß in zwey Tagen erobert. Sechzehn darin gefangene

Edelleute wurden ertränkt, die Burg und die Mauern der Stadt aber zerstört. — Das romantische Schrießheimer Thal ist als Scheidelinie des Granit-, Sandstein- und Porphyr-Gebirges geognostisch interessant. In seinem Anfange ist ein gut bearbeitetes Vitriolbergwerk, weiter hinten wird Schwerspath gebrochen. Es wird von dem Kanzelbach durchflossen.

Auf den Feldern zwischen hier und Ladenburg fand man im J. 1766 die Reste eines Römischen Bades, an welchen man noch das Dampf- und Schwitzbad, das laue und das kalte Bad, so wie auch das Aus- und Ankleidezimmer unterscheiden konnte, und die Spuren der Kanäle zur Wasserleitung sah. Karl Theodor ließ es durch einen Ueberbau von 58 Fuß Länge und 26 Fuß Breite decken. Alles wurde aber in dem Revolutions-Krieg zerstört. An der Bergstraße, abwärts von Schrießheim, steht links im Felde eine Säule, mit der Inschrift:

Sepulcri Romani
Columbarium
Sacellum Coenaculum
Continentis
Fundamenta
Anno
M D CCLXVI.
Detecta
Locas hic [illegible]

Sie steht also auf der Stelle, wo im Juny 1766 das Römische Begräbniß gefunden wurde, welches in den Akten der Mannh. Akademie B. II. S. 114 von Schöpflin beschrieben ist, und in welchem man außer Urnen und Aschenkrügen auch noch ein Opferbeil fand. Dieses Grab war 84 Schuh lang und 64 breit.

4. Die Orte in der Ebene zwiſchen der Bergſtraße und dem rechten Neckarufer.

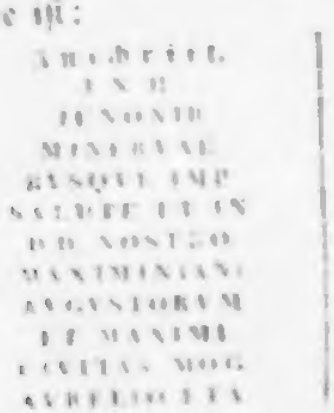
a. Ladenburg. Dieſe kleine Landſtadt liegt zwey Stunden von Heidelberg, nah an dem rechten Neckarufer. Der nähere Weg führt durch den Münchhof bey Neuenheim; ein weiterer, aber beſſerer, iſt der Weg auf der Bergſtraſe, von dem man ſich bey Schrieſsheim links in die Ebene hinabwendet. Die Gegend um die Stadt iſt ſehr fruchtbar und fleiſsig angebaut; beſonders beträchtlich iſt der Tabaksbau. — Die Stadt ſelbſt hat durch die alterthümlichen Thürme der Gallus-kirche, durch ihre Stadtmauern und die daran angebauten Thürme, durch ihre engen Gaſſen und manche alte Gebäude ein ziemlich ſtädtiſches, mittelälterliches Anſehen. Innen findet man mitunter ganz artige Häuſer.

Ladenburg iſt wohl die älteſte Stadt der ganzen diesſeitigen Rheinpfalz, denn es ſtand vor Heidelberg, und war eine bedeutende Stadt, als Mannheim noch ein Dorf war. Ja, es iſt ſogar höchſt wahrſcheinlich, und ſchon von Freher durch triftige Gründe erwieſen, daſs Ladenburg das Lupodunum iſt, deſſen Auſonius in ſeiner Moſella erwähnt. Minder erwieſen, obgleich nicht eben ganz unwahrſcheinlich, iſt die Vermuthung Anderer, welche in ihm die Hauptſtadt des von den Römern ſogenannten dekumatiſchen Gebietes ſuchen. Aus der Endung des Namens auf dunum wollen Sprachforſcher auf eine noch vorrömiſche Entſtehung deſſelben ſchlieſsen, indem eben dunum*) in der alten

*) In den Worten Düne, Duynkerken u. ſ. w. lebt dieſes alte dunum noch fort.

Celtiſchen Sprache einen Hügel bezeichnete, und Ladenburg wirklich auf einem, obgleich unbedeutenden, Hügel liegt. Unwahrſcheinlich dunkt uns die Ableitung des Namens von dem Kaiſer Valentinian, nach dem es denn Valentinohraum und ſpäter Latinoburg genannt worden ſeyn ſoll. Auch iſt ja urkundlich erwieſen, daß es zu den Zeiten der Fränkiſchen Könige bald Lobodunа, bald Lobodoburа (Lobodo Castrum), bald Lobotenburc und Lobedenburg, Lobdenburg und Laudemberg, ſo wie der ganze nach ihm benannte Gau, der Lobdengau, früher pagus Lupodunensis, Lobodunensis, genannt wurde.

In jedem Falle hatten aber die Römer hier eine ſchon ſehr bedeutende Niederlaſſung. Davon zeugt nicht nur das zwiſchen hier und Schriesheim gefundene Römiſche Bad und das weiter gegen die Bergſtraße gelegene Begräbniß, das unläugbar ein Römiſches war: auch andere, hier gefundene, Denkmale ſprechen unwiderleabar dafür. Unter dieſen iſt beſonders der von Schöpflin in den Akten der Mannheimer Akademie (T. I, p. 113) beſchriebene Votivſtein merkwürdig, deſſen am Ende jeder Zeile von dieſem Forſcher ergänzte Inſchrift folgende iſt:



Häufig fand man ſchon in der Stadt und ihrer Umgebung Urnen, Münzen, Harniſchbeſchläge, Waffen u. dgl., und noch heutiges Tages werden nicht ſelten ſolche Stücke von den Ackerbauern gefunden. Mehrere Gewannenbenennungen deuten noch auf der Römer Aufenthalt, wie denn außer den bereits angegebenen Monumenten beſonders die Felder auf der Südſeite der Stadt von Bruchſtücken Römiſcher Backſteine und Gefäße voll liegen, wovon die erſtern Spuren von Begräbniſſen ſind.

In dem Anfang des Mittelalters war die Stadt, wahrſcheinlich unter Chlodowich, ein Beſitz der Fränkiſchen Könige geworden, und Dagobert I ſchenkte ſie im J. 636 an die Kirche zu St. Peter in Worms, und behielt ſich nur die Steuer und Grafſchaft, d. h. die obere Gerichtsbarkeit vor. Dieſe Schenkung beſtätigte Karl der Große 793, Ludwig der Deutſche 856, Otto 970, und Heinrich II belehnte 1011 ſogar den Biſchof Burkhardt von Worms mit der Grafſchaft im Lobdengaue. Als ſich im 12. Jahrhunderte die Bürger von Worms zuweilen gegen die Biſchöfe empörten, wohnten dieſe mitunter in Ladenburg, in einem eigenen Hofe. Durch Vergleich, Pfandſchaft, Verkauf, Tauſch, Erbſchaft u. ſ. w. kam Ladenburg bald zur Hälfte, bald ganz in andere, vorzüglich der Pfalzgrafen, Hände, bald wechſelte dieſer Beſitz zwiſchen ihnen und den Biſchöfen von Worms, bis Kurfürſt Friedrich III die Hälfte, welche den Pfalzgrafen gehörte, wieder an ſich brachte.

Im Anfange des 30jährigen Krieges wurde die

Stadt von den Bayern unter Tilly erobert, der 1622 wieder von Mannsfeld daraus verjagt ward. Die Spanier und Bayern eroberten sie aber bald wieder, und behaupteten sie, bis 1631 Gustav Adolph mit seinen Schweden anrückte, und mit der ganzen Bergstraße auch Ladenburg in Besitz nahm. Im J. 1688 eroberten es die Franzosen, erpreßten unerschwingliche Geldsummen, und ließen Turenne hier eine Schiffbrücke über den Neckar.

Durch den Westphälischen Friedensschluß kam die Hälfte nun wieder an den Kurfürsten von der Pfalz (Karl Ludwig); da der Bischof von Worms, Hugo Eberhardt, aber sein Wiedereinlösungsrecht geltend machte, brachen endlich Feindseligkeiten darüber aus, die durch den Kaiser und Kurfürsten von Brandenburg erstickt wurden. Der dem Markgrafen Wilhelm von Baden aufgetragene, schiedsrichterliche Ausspruch fiel zwar gegen den Kurfürsten aus, kam aber doch nicht in Vollzug.

Im Orleans'schen Erbfolgekrieg wurde inzwischen 1693 die Stadt durch Plünderung von den Franzosen heimgesucht, in Brand gesteckt und zur Hälfte eingeäschert. — In der Folge verglichen sich die Brüder, Johann Wilhelm und Franz Ludwig, deren ersterer Kurfürst und letzterer Bischof war, über die früher zwischen den Pfalzgrafen und Bischöfen bestandenen Streitigkeiten um den Besitz der Stadt, und Ladenburg ward mit Neckarhausen als Erb- und Eigenthum an die Pfalz abgetreten.

Zu den merkwürdigen Gebäuden Ladenburgs gehören:

1) Die Martinskapelle, deren Reste auf dem etliche hundert Schritte von der Stadt gegen Norden gelegenen Kirchhofe, noch vor wenigen Jahren zu sehen waren. 2) Die Gallnskirche, deren Erbauung in den Anfang des 15. Jahrhunderts fällt. Sie hat zwey Thürme, wovon der nördliche 49 Jahre früher als der südliche, etwas niedrigere, erbaut wurde. Friedrich III führte die Reformation in dieser Kirche ein, und erst nach dem Französischen Brande kam sie wieder an die Katholiken, welche den Reformirten zum Ersatz ihre jetzige Kirche erbauten. In der Kirche steht die Sickingische Kapelle, in welcher Mehrere dieses Geschlechts begraben liegen. 3) Der Bischofshof. Jetzt ist das Amthaus auf seiner Stelle. 4) Ein Herrenthurm auf der Nordseite der Stadtmauer. 5) Der Martinsthurm, über dessen Eingang St. Martin in Stein ausgehauen steht, auf derselben Seite. Dieser Thurm ist eigentlich das ehemalige Wormser Thor, auch Martinsthor genannt, das aber, wie das alte Heidelberger, nun geschlossen ist. Nur das Schriesheimer und das Neckarthor steht noch offen. Dieß deutet auf den veränderten Verkehr dieser Gegend hin. 6) Der Nonnenbrunnen. Er ist in dem sogenannten Rhinganviertel, und in seiner Nähe ist in einer Gartenmauer ein Schlußstein mit dem Bilde der Jungfrau Maria, welche das Jesuskind auf dem Schooße hält, und ihm einen Apfel reicht, und der Inschrift: Anno Domini 1428 dominus de Battenburg primiciarius piae matri Mariae fecit hoc opus. Nach frühern Sagen soll hier ein Nonnenkloster gewesen seyn. 7) Die adelichen

Höfe, von welchen der Hundheimische, Schmidbergische, Sickingische (jetzt Babo'sche), Betendorfische, Ullnersche, Sturmfedersche und gräflich Wiesersche bestehet. Vor diesem hatten mehrere benachbarte adeliche Familien hier ebenfalls Besitzungen, z. B. die Hirschberge, Kronberge, Gemmingen und Frankensteine. 8) Das Hospital, welches in früherer Zeit aus Beyträgen der Bürger gestiftet wurde. Bey dem Brande war es auch ruinirt, und wurde erst 1739 wieder aufgebaut. 9) Das Waisenhaus, eine Stiftung des Bürgers G. Fr. Günter und seiner Ehefrau Anna, erbaut 1770. — Ehemals bestand hier eine Druckerey, von der noch mehrere Werke existiren.

Unter den berühmten Männern, die aus Ladenburg stammen, oder nur vorübergehend hier wohnten, verdienen vorzüglich Marquardus Freher, Petrus Polandus, Joh. Kämmerer von Dalberg, und auch der des Arrianismus beschuldigte, und in Heidelberg hingerichtete, Silvanus einer Erwähnung.

Früher herrschten in Ladenburg einige eigene Gebräuche, die aber meist eingegangen sind. Einer derselben war das sogenannte ungebotene Gericht, vielleicht noch ein Ueberbleibsel der sonst auf dem Stalbühel gehaltenen öffentlichen Gedinge; ferner die Bürgermeisterwahl, wobey jährlich die besondern Gesetze und Gerechtsame der Stadt vorgelesen wurden; dann durften die Lutheraner, einer ausdrücklichen Bedingniß in der von dem Wormser Hochstifte ausgefertigten Tauschurkunde zu Folge, sogar noch in den 1780ger Jahren, weder Thurm noch Geläute, noch

Geſang bey Leichen innerhalb der Stadt haben. Auch muß Nachts um 11 Uhr mit einer Glocke geläutet werden. Dieſer Gebrauch ſoll ſich von einem Fräulein von Sickingen herſchreiben, das ſich auf einem Felde, welches in jener Zeit noch Wald war, heutiges Tages das Schwabenheimer Wäldchen genannt, verirrt und nach dem Schall der Glocken in Ladenburg wieder zurecht gefunden hatte. Dafür beſteht noch eine Stiftung, nach welcher der Beſitzer des ehemals Sickingiſchen Gutes jährlich das Brod von 52 Malter Korn an die Armen abliefern muß.

Es beſtehen hier auch zwey Jahrmärkte, Wochenmärkte, Vieh- und Fruchtmärkte.

Durch die Stadt fließt, meiſt gedeckt, der aus dem Schrieſsheimer Thale herabkommende Kanzelbach.

Zu Ladenburg gehört der, eine Viertelſtunde gegen Schrieſsheim liegende, Roſenhof, in deſſen Nähe das Römiſche Bad gefunden wurde, und auf dem eine muſterhafte Landökonomie getrieben wird. Gegen Norden liegt der Straßenheimer Hof, von welchem zwey Drittheile Großherzogliche Domäne ſind, ein Drittheil dem Herrn von Babo gehört, und der ſchon zu den Zeiten der Karolinger ſtand. Er war damals ein Dorf, was aus ſeinem ehemaligen Namen, Strazheim, und aus ſeinem beträchtlichen Kirchengute erhellt.

In der Gemarkung iſt, gegen Leutershauſen hin, eine Stelle, welche der Stalbühel heißt, und wo zu den Zeiten der Fränkiſchen Könige die Gedinge, oder öffentliche Gerichte, gehalten wurden. — Ein anderer,

gegen Norden gelegener, Theil der Gemarkung heißt der Zeilsheimer Grund, und auf dieser Stelle lag ehemals das eingegangene Dorf Cilolfesheim, Zilvesheim oder Zeilsheim. Gegen Schrießheim hinauf heißt eine Gegend die Bothsheimer Wiesen, von einem früher hier gelegenen, aber eingegangenen, Dorfe Buthesheim, Buodesheim oder Botsheim so genannt.

Die immer rege, an der schalen modernen Alltäglichkeit klebende Verschönerungswuth hat schon manches interessante Alterthum in- und außerhalb Ladenburg zerstört, und nimmt so allmählig diesem alten und merkwürdigen Städten seine, ihm eigenthümliche, Physiognomie, ohne ihm eben mehr als eine weiß getünchte Wand, oder ein Paar windige Staketen an deren Statt zu geben. Der Vorplatz der Hauptkirche ist neuerlich erst mit mehreren alten, zu diesem profanirenden Zweck aus- und zugehauenen, Grabsteinen gepflastert worden. —

Das Wappen von Ladenburg enthält ein Kastell mit zwey spitzen Thürmen und darüber zwey übers Kreuz gelegte Schlüssel.

b. Der Neckarlauf.

Nordwärts von Ladenburg findet man die Gewannenbenennung Meerhof, und auf dem dortigen Felde bis gegen Heddesheim die Spuren eines alten Flußbettes, worin mächtige Lagen von demselben Kalksteingerölle vorkommen, wie sie im Neckar allenthalben unter dem Namen Neckarkies erscheinen. Es ist darum wahrscheinlich, daß hier ehemals der Neckar herfloß, welcher

nach dem Zurücktreten der allgemeinen Wasserbedeckung in dieser Gegend, noch sein eigenes Bett eine viel weitere Strecke lang, als heutiges Tages, parallel dem Rheine beybehalten, und sich etwa bey Virnheim, durch die Ebene bey Bensheim, zwischen Darmstadt und dem Rheine, bey Goddelau und Wolfskehlen vorbey zog. Denn auch an diesen Orten allen findet man ähnliche Spuren. Jener Lauf, längs dem Rheinthale hinab, war auch der viel natürlichere, und dem noch jetzt von Heidelberg bis Ladenburg hin viel weiter nördlich gerichteten, als der von da nach Mannheim, entsprechender; wie denn überhaupt diese ganze Fläche ihren Abhang gegen Norden hin hat. Ob es aber Kaiser Valentinian war, der ihm einen so gewaltig veränderten Lauf gab, ob die Stelle im Ammianus Marcellinus gerade auf Ladenburg sich bezieht; ob eine natürliche Revolution diesen Strom nach einer andern Richtung hinzwang — läßt sich bey dem Mangel an urkundlichen Nachrichten nicht mit Gewißheit entscheiden. Doch kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß nicht diese, sondern eine andere Leitung des Stromes, Valentinians Werk war. Wir finden nämlich unterhalb Seckenheim ein ähnliches Flußbette, gegen das oberhalb am Rhein gelegene Neckerau hinüber, an dem eingegangenen Dorfe Herimundesheim vorbey, und selbst der Name Neckerau bestätigt die Vermuthung, daß dieses Flußbette von dem Neckar herrührt. Läßt sich daraus nicht schließen, daß eben diese noch viel unnatürlichere Richtung des Flusses eher ein Werk der Menschen war, da sie sogar dem Rhein, mit dem sich

der Neckar vereinigt, etwas entgegen ging? Sollte alſo die erſte Veränderung ſeines Laufes längs der Bergſtraße hinab nicht durch ein älteres, in der phyſiſchen Lage begründetes, Motiv, etwa durch die bloße Verminderung der allgemeinen Waſſermaſſe, herbeygeführt worden ſeyn, und der Neckar ſich gleich damals in die Gegend des heutigen Mannheims hingewendet haben? Valentinian hatte ein Kaſtell an demſelben, und da nichts die Stelle mehr andeutet, vielleicht zwiſchen Mannheim und Seckenheim angelegt. Der Strom, deſſen Lauf durch ein altes, tiefausgewühltes Bette noch nicht feſt beſtimmt war, drohete Valentinians Werk zu zerſtören, und darum gab ihm dieſer die Richtung nach Neckerau, welche der ſtarke Neckar aber in der Folge da die Unterhaltung vielleicht auch vernachläſſigt wurde, nachdem die Römer aus unſern Gegenden wieder vertrieben waren, als eine unnatürliche verließ, und ſich in ſein früheres Bette zurückwandte. Das unterhalb Feidenheim und oberhalb Mannheim noch 1236 beſtehende Dorf Dornheim ſcheint durch den noch damals immer in ſeinem Flußbette ſchwankenden Strom untergegangen zu ſeyn. Wer die Gegend kennt, wird ſich über die Unbeſtimmtheit des Neckarlaufes an dieſer Stelle nicht wundern, da ſie eine natürliche Folge der tiefen Lage dieſer Gegend iſt, die ſogar etwas tiefer zu liegen ſcheint, als der Rhein ſelbſt, weswegen auch der Neckar bey hohem Waſſerſtande des Rheins von unten auf bey ſeinem Ausfluſſe bedeutend anſchwillt, und öfters ſogar rückwärts zu fließen ſcheint. Auch zeigt der Rhein weit oberhalb Mannheim ſchon eine ſtarke

Neigung gegen das Neckarbette, welche ſich gleich unterhalb dieſer Stadt, noch vor deſſelben gänzlicher Vereinigung mit dem Neckar, durch zwey in dieſen fallende Arme, wovon der unterſte in neuern Zeiten erſt künſtlich abgedammt worden, auszeichnet.

Zu der Behauptung, daß Valentinian unterhalb Ladenburg, und zwar in der Nähe des alten Dornheims, ſein Kaſtell erbaut, und in dieſer Gegend den Neckar gegen Neckerau hinüber geleitet habe, veranlaſt die noch wenig bekannte Thatſache, daß ſchon ſeit langer Zeit, von Mannheim am Neckar aufwärts, in der ehemalign Dornheimer Gemarkung, bey niedrigem Waſſerſtande im Flußbette, beſonders auf deſſen linker Seite, mehrere groſſe, behauene Eichenblöcke bemerkt worden ſind, welche häufig wegen ihrer ſeltenen Schwärze (ein bekanntes Zeichen von langjähriger Einwirkung des Waſſers auf dieſe Holzart) zum Verarbeiten in kleinen Stücken nach Mannheim gebracht werden. Ihre Größe und Zurichtung zeugt überdieß von ihrer Benutzung bey feinem Waſſerbaue. Dieſe Erſcheinung aber kommt auffallend mit der Stelle im Ammianus Marcellinus XXIX, 2 überein, wo er in der Erzählung von der Ableitung des Neckars, von der Anwendung der compaginatae formae e roboribus ſpricht.

c. Die Dörfer um Ladenburg.

Weiter abwärts von Ladenburg liegt an der groſſen Krümmung des Neckars das Dorf Uelwesheim, von der alten Benennung des hier ſich ergieſſenden Kanzelbachs, Ulvina, im 8. und 9. Jahrhunderte Ulvinis-

heim, Ilvesheim und Ulvensheim genannt. In dem Dorfe ſteht ein der Familie von Hundheim gehöriges Schloßchen. Noch eine halbe Stunde weiter hinab liegt Feudenheim (beſſer Beutenheim). Unterhalb dieſem Dorfe und in und bey dem Neckarbette ſehr viele foſſile Knochen gefunden worden, beſonders als in neuern Zeiten dem Neckar ein kürzerer Weg gegraben wurde. Van Marum brachte ganze Schiffsladungen davon nach Holland. Man ſchloß daraus ſchon zuweilen, wie anderwärts, auch hier auf Römeraufenthalt und ihre im Gefolge gehabte Elephanten. Allein die große Menge dieſer Knochen, ihre abweichende und rieſenhafte Bildung, in Verbindung mit ähnlichen häufigen Vorkommniſſen an Flußbetten, am Neckar namentlich bey Kanſtadt, weiſen wohl auf ein älteres geologiſches Ereigniß hin. Bey dem Orte iſt eine Fähre über den Neckar.

Eine kleine Strecke entfernt liegt in der Ebene gegen die Bergſtraße hin das wegen hier gefundenen Spuren von Römiſchen Begräbniſſen merkwürdige, ſchon alte, Dorf Wahlſtatt, früher Walahaſtatt genannt. Weiter hin findet man Heddesheim, ſonſt Hetenesheim, den Mückenſturmer, Neuzenhölzer und Straſſenheimer Hof, das Darmſtädtiſche Dorf Virnheim und das 1 St. von Mannheim entfernte Käferthal, mit dem Reiboldtſchen Garten, der Villier'ſchen Bleyzuckerfabrik und dem Landhäuschen, in welchem Iffland ſo manches ſeiner Schauſpiele gedichtet.

Weinheim.

Es liegt vier Stunden von Bensheim, von Mannheim und von Heidelberg, an der über Heppenheim und Bensheim nach Darmstadt und Frankfurt ziehenden Bergstraße, deren schönster und fruchtbarster Punkt es ist, und an dem Ausgange des von der Weschnitz, sonst Wisgotz, durchflossenen Birkenauer und des von dem Gundelbach bewässerten Gorrheimer Thales, auf dem nordöstlichen Abhange eines von dem Gebirge herablaufenden Hügels. Daher kommt es auch, daß man gar nichts von der Stadt sieht, wenn man von Heidelberg herkommt, ehe man ihr ganz nahe ist, und den Hügel erstiegen hat. Kommt man aber von Mannheim durch die Ebene herüber, oder die Bergstraße von unten herauf, so zeigen sich außer dem ehemaligen kurfürstlichen Schlosse und dem aufgehobenen Karmelitenkloster auch noch der schlanke Schieferthurm der katholischen Kirche, und der sogenannte rothe Thurm, ehemals zur Stadtmauer gehörig, mehrere andere Gebäude, und im Hintergrunde die Ruine der Burg Windeck.

Geht man auf die frühere Geschichte Weinheims zurück, so kann man aus der Nähe der häufigen und bedeutenden Römischen Ueberreste bey Ladenburg und Schriesheim, aus der Wichtigkeit des Passes in den Odenwald und aus einigen hier gefundenen Münzen schließen, daß die Römer sich auch hier aufgehalten haben. Die erste urkundliche Nachricht von Winenheim rührt aus dem Jahre 755 her. Später gab im Jahr 790 Graf Raffold seine großen

Beſitzungen, wozu 63 Leibeigene gehörten, dem Kloſter Lorſch, und im 9ten Jahrhunderte ward es durch manche Schenkung ganz Eigenthum deſſelben. Im J. 1000 verwilligte Kaiſer Otto III zu Weinheim einen öffentlichen Markt, und Kaiſer Heinrich IV legte 1065 eine Münzſtätte darin an, und gab ihm mehrere Freyheiten, durch welche ſich der Ort nicht wenig hob, indem auch die günſtige Lage und die Fruchtbarkeit der Gegend ſonſt den Handelsverkehr begünſtigten. Von eben dieſem Heinrich IV rührt auch die Gewohnheit her, daß jetzt noch von vielen Feldern nur der dreyßigſte Theil des Ertrags, ſtatt des Zehentens, gegeben wird. Die innere Verfaſſung des Orts ſcheint ſich bald zu einem ſtädtiſchen Weſen ausgebildet zu haben, und noch bis in die neueſten Zeiten waren einige Eigenthümlichkeiten derſelben erhalten, die aber in den beyden letzten Jahrzehnten völlig untergegangen ſind. Im 9. Jahrhundert hatte es ſchon Weinbau, ſpäter ein eigenes Kaufhaus.

Im J. 1232 kam durch den Kaiſer Friedrich II das Kloſter Lorſch an Mainz, aber Weinheim ſcheint, als ein Theil des Fahnlehns, zur Pfalz gekommen zu ſeyn. Schon im 13. Jahrh. zeigt ſich der bis auf dieſe Stunde beybehaltene Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Stadt. Später wurde es an Mainz verpfändet, aber in der Mitte des 14. Jahrh. wieder eingelöſt, und blieb von da an bis zu ſeiner Abtretung an Baden im J. 1803 bey dem Kurpfälziſchen Hauſe. Im J. 1556 erlitt es einen ſo heftigen Brand, daß die meiſten Gebäude eingeäſchert wurden.

Seine blühendſte Periode ſcheint es in den letzten 50 Jahren vor dem dreyßigjährigen Kriege gehabt zu haben, der ebenfalls über es, wie über die ganze Gegend, Zerſtörung und Verderben brachte.

Die Spanier verwüſteten unter ihrem Feldherrn, Don Corduba, nach der bey Birſtadt für die Pfälzer im J. 1621 unglücklich ausgefallenen Schlacht, die ganze Bergſtraße, und beſetzten auch Weinheim und die Burg. Im Herbſte deſſelben Jahres vertrieben ſie die Pfälzer unter Obentraut und Meggan wieder, und darauf wurde die Stadt von den Bayern genommen. Im J. 1631 kam Guſtav Adolph, und eroberte die ganze Gegend. Weinheim mußte ſich aber ſchon wieder 1634 den Kaiſerlichen ergeben. Zehen Jahre ſpäter eroberten es die Franzoſen, kurz darauf die Bayern, und 1645 die Franzoſen wieder *). Ein ſo häufiger Wechſel wirkte natürlich zerſtörend auf den innern und äußern Wohlſtand der Stadt.

Nach dem Weſtphäliſchen Frieden (1648) genoß das Land nicht volle dreyßig Jahre der Ruhe, in der es ſich unter Karl Ludwigs weiſer Regierung kaum wieder erholte, ſo brach ſchon ein neuer, für die Pfalz verderblicher Krieg aus, der unter dem Namen des Orleansſchen Erbfolgekriegs bekannt iſt. Die Franzoſen eroberten und plünderten Weinheim im J. 1689.

---

*) In dem gräflich v. Lehrbachiſchen Garten ſieht man von dieſer letzten Belagerung noch als Andenken zwey aus Stein gehauene Kugeln, und haben die Inſchrift: ANNO 1645 DEN 1 JULY PFALZ GESCHOSSEN, in der Stadtmauer unweit des blauen Hutes eingemauert.

Nach den Verwüſtungen der Pfalz verlegte der Kurfürſt Johann Wilhelm 1698 ſeinen Hof auf einige Zeit hierher. Als Zeugen dieſes Aufenthaltes ſind noch die Mediceiſchen Wallen (das Wappen ſeiner Gemahlin, des letzten Sproſſen jenes Geſchlechtes) im Schloßhofe und in der katholiſchen Pfarrkirche zu ſehen; im J. 1700 wurde auch ein Landrecht hier gedruckt.

Die Folgen des Franzöſiſchen Revolutionskrieges führten am Ende des 18. Jahrhunderts die letzte Pfälziſche Kurfürſtin hierher, die auch im J. 1794 ihr Leben hier beſchloß.

Feld- und Weinbau ſind die Hauptnahrungsquellen dieſer nicht ganz unbeträchtlichen Landſtadt. Der hieſige Wein iſt im Ganzen nicht ſchlecht, und gehört zu den beſſern an der Bergſtraße; doch zeigen einige mit lauter edeln Rebenſorten beſetzte Berge durch viel größere Güte des daſelbſt erzeugten Gewächſes, wie erſprießlich es wäre, wenn die Weinbauern bey der Anlage neuer Weinberge eine ſorgfältigere Auswahl der Reben beobachteten, und ſonſt auch noch manches üble Herkommen bey der Behandlung ihrer Reben, beſonders auch den Bau in ſogenannten Kammern, abſchafften. Der Reichthum der Gegend an Obſtbäumen und manche edle Sorte zeugt von der hier keineswegs vernachläſſigten Obſtkultur. Beſonders geben die in ziemlicher Menge wachſenden Mandelbäume zur Zeit der frühen Bluthe der Gegend einen eignen Reiz.

Auch viele, zum Theil nicht ungeſchickte Handwerksleute wohnen hier, die Gerbereyen und der Handel mit Wein und Tabak, Wallnüſſen und daraus gewon-

nenem feinem Oele, auch mit Mandeln, iſt von einigem Belange. Der Kleinhandel mit Spezerey- und Ellenwaaren, Eiſen und Papier nährt mehrere der Bewohner durch den Bedarf der Einwohner der Stadt und der benachbarten Dörfer, beſonders des Odenwaldes, reichlich, und zwey Apotheken ſind hinlänglich beſchäftigt.

Zu den merkwürdigen Gebäuden u. dgl. dieſes Ortes gehören: 1) Der rothe Thurm, der an dem jetzigen Haupteingange der von Heidelberg hierherziehenden Straße ſteht, und ehemals zur Stadtmauer gehörte, die an dieſer Stelle durchbrochen wurde, um den Straßenbau minder ſteil herabzuführen, als er früher durch das Oberthor ging. Dieſer in alterthümlicher Schöne noch ziemlich erhaltene Thurm, mag aus dem Anfange des 14. Jahrh. herrühren. Die zierlichen ſpitzen Bogen unter ſeinem obern Vorſprunge, ſo wie die ſchöngeformten Kandelſtützen beurkunden ihn als ein Werk Gothiſcher Baukunſt. 2) Die katholiſche Kirche. Früher ſoll an ihrer Stelle eine Kapelle zu unſrer lieben Frauen (Maria in campis) geſtanden haben, die ein gewiſſer Gundelmann von Schwende mit ſeiner Ehefrau Hedwig im J. 1293 zu einer Kloſter-Kirche erweitert hat, die 1685 ſehr zerfallen war. Man ſieht der Kirche jetzt noch mehrere, zu verſchiedenen Zeiten gemachte, Erweiterungen an. Innen findet man noch manche Grabſteine von den edeln Familien von Schwend und Illner von Dieburg, und ein neues Monument eines Prinzen von Schwarzenberg, der bey der Belagerung von Mannheim im J. 1795 in der

Nähe Käferthals verwundet wurde, und hier ſtarb. 3) Das Kloſter. Es war urſprünglich auch eine Stiftung des vorher genannten Gundelmann von Schwende, der es mit Bewilligung des Biſchofs Emicho zu Worms erbaut haben ſoll. Es war mit Karmeliten beſetzt, die es bis 1[illegible] beſaßen, dann aber ausgewieſen wurden. Die Bauern riefen ſie 1623 wieder zurück, und unter Karl Ludwig wiederholte ſich dieſe Ausweiſung 1[illegible], ſo wie ihre Zurückberufung unter Philipp Wilhelm 1685 abermals. Der jetzige König von Bayern hob aber das Kloſter während ſeiner kurzen Regierung über die Pfalz auf, und jetzt iſt der eine Flügel die Wohnung des Dechanten und der andere die des katholiſchen Schoſſners. 4) Der Wrediſche Hof, jetzt unbewohnbar, zur Seite des rothen Thurms, in der Stadt. 5) Das Schloß, die Großherzogliche Domänenverwaltung, links von dem Eingange durchs Oberthor, welches daſſelbe durch einen jetzt zum gräflich Lehrbachſchen Hauſe gehörigen Ueberbau mit demſelben in Verbindung ſetzt. 6) Das gräflich Lehrbachiſche, ehemals Illnerſche Haus, mit einem großen, durch den alten Kloſtergarten noch mehr vergrößerten, zu beyden Seiten der Landſtraße über dem Oberthore liegenden, Garten, deſſen einzelne Parthieen theils im altfranzöſiſchen, theils Hollandiſchen, theils Engliſchen Geſchmack angelegt ſind, wovon die Engliſche einige ſeltene Holzarten enthält. 7) Das von Babo'ſche, ehemals Landſchadeniſche Haus, durch ſeine ſolide Bauart eines der ſchönſten der Stadt. 8) Das Spital, unterhalb des Marktes, an welchen der Eingang in die Spitalkirche

ſtößt. Es wurde im J. 1502 von Hartmann Ullner von Dieburg geſtiftet und reichlich begabt. Er war bey einem Kreuzzuge in Türkiſche Gefangenſchaft gerathen, und hatte die Erbauung dieſes Spitals für Pilgrimme gelobt. Es nimmt zwar keine Reiſende mehr auf, theilt aber doch noch viele Wohlthaten an Bedürftige aus. — Ein eigens dabey angeſtellter Geiſtlicher hat die kirchlichen Funktionen bey dem Spital zu verſehen. Dieſe Stelle bekleidete früher der geſchickte Aſtronom Orpheus. In der Kirchentheilung fiel den Reformirten die Spitalkirche zu. Da ſie aber ein Eigenthum der Ullnerſchen Familie war, erbauten ſie ſich unweit derſelben 9) die neue Stadtkirche, deren Bau im J. 1731 angefangen worden. 10) Das Rathhaus, ein ſolides, altes und äuſſerlich noch recht wohl erhaltenes Haus, unten am Markte, war früher, wie oben erwähnt wurde, ein Kaufhaus. Man ſprach ſchon zuweilen von einem neuen Anſtriche, den es erhalten ſollte. Wenn es nur nicht bey der künftigen Ausführung dieſes Projektes durch die Wahl einer ihm etwa unpaſſenden grellen Farbe vielmehr entſtellt, als geziert wird. Hier werden auch die zum Theil noch vorhandenen Geräthſchaften der alten Weinheimer Münze aufbewahrt. Im untern Stock iſt die Wage. 11) Das Mühlheimer Thor, von den hier hereinkommenden Waſſerleitungen ſonſt auch das Brunnenthor genannt, welches die Stadt von dem ehemals abgeſonderten Dorfe Mühlheim, am Eingange ins Gorrheimer Thal, ſcheidet. Die Einwohner dieſer jetzigen Vorſtadt hatten noch bis vor einigen Jahren ihren eigenen Schulzen; jetzt aber iſt ſie dicht

an die Stadt angebaut, und hat mit ihr dieselbe Verfassung. 12) Der blaue Hut, ein alter Gefängnißthurm in der Stadtmauer, rechts von dem eben genannten Thore. 13) Der Herenthurm, außerhalb des Mühlheimer Thores, links an der alten Stadtmauer. Es ist noch ein Thurm daran angebaut, und der Eingang in den Herenthurm ging ehemals aus diesem in der Höhe über eine in jener Zeit herüber gelegte, jetzt aber fehlende Brücke, damit die Heren sich nicht so leicht befreyen konnten, weil ihnen, nach dem Glauben jener Zeit, besonders dann ihre Zauberkünste wieder zu Gebote standen, wenn sie den Boden betraten. So konnten sie aber zum Verhör geführt werden, ohne ihn zu betreten, indem es in dem daben stehenden Thurme gehalten wurde. 14) Die Eselspforte, deren Thurm aber abgetragen ist. Wahrscheinlich hat sie von auf der Burg Windeck gehaltenen Eseln, welche durch sie aus der Stadt vielleicht täglich die Bedürfnisse der Bewohner hinauf brachten, diesen Namen. Der außerhalb an dem dicht jenseits des vorbeyfließenden Grundelbachs aufsteigenden Schloßberg hinaufziehende Weg, heißt daher auch noch der Eselspfad; die über den Bach führende schmale Brücke aber wird zuweilen Pagenbrücke genannt. Heut zu Tage heißt dieß wenig gebrauchte Thor das Diebsloch. 15) Die Reste eines alten Hauses der Tempelherren, im untern Theile der Stadt, unweit dem eben genannten Thore. 16) Das ehemalige Deutsche Ordenshaus, jetzt Amthaus. Die früher in dem Hofe stehende, unter dem Deutschmeister Wolfram von Nellenburg im J. 1350 erbaute

Kapelle, wurde in unſern alles aufhellenden Zeiten abgeriſſen, und an ihrer Stelle ein Blumengärtchen angelegt. Die Materialien wurden von der kleinen Lutheriſchen Gemeinde in Lützel-Sachſen erkauft, und bey dem Bau ihrer Kirche benutzt. 17) Der Bonniſche Hof, am Fuße des Schloßbergs gelegen, gehört jetzt zum gräflich Lehrbachiſchen Gut. 18) Die Deutſchordens-Kapelle ſtand früher jenſeits der Weſchnitz auf den von ihr benannten Kapellenäckern. Die noch vor wenigen Jahren ſtehende Giebelwand iſt jetzt auch von dem Eigenthümer des Ackers ganz abgeriſſen worden. Sie war älter, als die bey dem Deutſchen Hauſe, und ſcheint nach einer durch Krieg herbeygeführten Zerſtörung dahin verſetzt worden zu ſeyn. 19) Die Kirche zu St. Peter in der Vorſtadt, unweit dem Zuſammenfluſſe des Weſchnitz- und Grundelbaches, gehört ſeit der Kirchentheilung den Reformirten, die in dieſer Altſtadt eine eigene Gemeinde bilden. Sie iſt ſehr alt, und ſoll ſchon von Karl dem Großen im J. 1809 mit vielen Einkünften begabt geweſen ſeyn. In neuern Zeiten wurde hier auch ein alter Taufſtein ausgegraben, auf welchem man die Jahrszahl 1628 lieſt, in welchem Jahre die Katholiken wieder in Beſitz dieſer Kirche kamen. 20) Die Seizenmühle, von der Kirche aufwärts im Weſchnitzthale. Die engen Fenſter und manche andere Eigenthümlichkeit des Baues ſcheinen die Sage, daß ſie ehemals ein Nonnenkloſter geweſen, zu beſtätigen. 21) Der Pleſſiſche Hof, ehemals Eigenthum des Stammes der Hernecke von Weinheim, liegt vom Amthauſe etwas abwärts, in der Nähe der Reſte

vom alten Templergebäude. Er gehört jetzt einem Bürger. 22) Die Neumaurers Pforte, der Seizenmühle gegenüber, dicht an dem rechten Ufer der Weschnitz. Ein früher an derselben befindlicher Thorbogen war von Gothischer Bauart. Es ist darum nicht wohl in die Vermuthung einiger Neuern einzustimmen, die, überall Römerspuren suchend, in ihm ein Werk der Römer sehen wollen. Zu bedauern ist es, daß jener schöne Bogen, um kleinen Vortheils willen, gewaltsam zerstört, so dem darüberstehenden Mauerwerk seine grössere Festigkeit genommen wurde, und dadurch ein so schöner Bergpaß, der zugleich des Odenwaldes Gränze ist, seinem frühen Einsturz entgegen wittert. An dieser Pforte ist der Eingang in den Stollen eines Bergwerkes, in welchem auf Kupfer gebaut wurde. Das Werk aber scheint erloschen zu seyn. 23) Das Posthaus, ehemals das Gasthaus zum goldenen Bock, welchen Namen es noch trägt. Es liegt an dem nordwestlichen Ende der Stadt an der Weschnitz, über welche hier ein hoher Steg geht, dessen Bauart bezeugt, wie hoch dieses kleine Flüßchen zuweilen anschwillt. Das Haus ist durch ein Ereigniß interessant, welches der Wirthin in früherer Zeit begegnete, und das aus folgender urkundlichen Abschrift zu ersehen ist:

„Nachdem des Pfalzgraven Churfürstliche Durchlaucht in „gewisse Erfahrung kommen, daß des Wirts Frau zum Bock „zu [illegible] unlängst [illegible] Personen verlauten las„sen, Churpfalz [illegible] eine Anzahl Mann zu halten, damit „man lieber mit [illegible] als im [illegible] führe;

„So haben Ihro Churfürstliche Durchlaucht ihr Anbieten „in Gnaden angenommen, und in [illegible] Befehl, daß „gedachte Wirts-Frau der Churpfälzische Canzlei jährlich mit

„Schreibereyen genugsam versehen, solche alle Jahr, auf Mar„tini das erstemal richtig liefern, auch, daß dieses also geschehe, „Cantzley-Director von Wolfwoen darob halten solle. Heidel„berg den 20. Aug. 1669.

„Carl Ludewig.

„Zur Verwaltung, um sich darnach zu richten."

Von den früher hier geborenen oder auch angestellten, als Gelehrte bedeutenden Männern verdienen genannt zu werden: 1) Friedrich Orthley, 2) Ernst Andreä, 3) Paul Wirth, 4) Joh. Jak. Petisens, 5) Joh. Wilh. Hug, 6) Joh. Hulderich Hender.

Weinheim ist der Sitz des gleichnamigen Amtes. Der Stadtrath besteht aus einem Oberburgermeister, Hrn Leist, aus 12 Rathsgliedern, drey Bürger-Deputirten und einem Stadtschreiber.

Die Einwohnerzahl der Stadt beläuft sich, nach der neuesten Zählung, auf 3908, die Zahl der Kirchen auf 5 und eine neue Synagoge, die Zahl der Wohnhäuser auf 617.

An Aeckern gehören ihr 4608 Morgen, an Weinbergen 348½ M., an Wiesen und Weide 857 M., an Gärten 49 M. und an Wald 1318 M., worunter aber der in der hiesigen Gemarkung liegende, jetzt durch Prozeß-Entscheidung der Gemeinde Leutershausen zugefallene Wachenberg nicht begriffen.

Das Wappen der Stadt ist ein quer getheilter Herzschild, dessen oberer Theil wieder aus zwey Hälften besteht. In dem rechten steht ein gekrönter goldener Löwe, im linken sind drey weisse und drey schwarze Wecke; im untern Theile steht eine silberne Weinleiter im grünen Felde.

Außer zwey wohl eingerichteten reformirten Schulen, an welchen fünf Lehrer angestellt sind, besteht eine katholische mit zwey, und eine Lutherische mit einem Lehrer.

Schon in früherer Zeit bestand anfänglich eine reformirte Lateinische Schule, und in der Folge ward auch ein Luth. Rector, welcher zugleich auch in Pfarrgeschäften der sehr ausgedehnten Luth. Pfarren aushelfen mußte, angestellt. Seit ein Paar Jahren ist aus der Vereinigung dieser zwey Rectorate ein Evangelisches Pädagogium gebildet worden, in welchem die Zöglinge bis zum Besuche der vorhöchsten Klasse eines der Lyceen oder Gymnasien des Landes sich ausbilden sollen.

Eine gesellschaftliche Vereinigung zu Lectüre, Conversation und Spiel ist unter dem Namen einer Lesegesellschaft vor einigen Jahren gebildet worden, und zeugt von der, in andern kleinen Städten seltenen, Geselligkeit und dem bessern Sinne der Bewohner. — Auch die Garten- und Blumenliebhaberey, welche hier ziemlich allgemein ist und immer mehr um sich greift, ist eine rühmlich für den bessern Sinn der Einwohner sprechende Eigenheit dieses Ortes.

Unter die bis jetzt nur noch zu wünschenden Anstalten gehört eine bessere Quellenleitung, vollständigere Straßenbeleuchtung, ein besser unterhaltenes Pflaster in mancher der abhängigen Nebengassen, und noch ein großer Gasthof, indem außer dem durch seinen Raum etwas beschränkten schwarzen Ochsen, kein anderer von Bedeutung ist.

Die Burg Windeck.

Sie liegt öſtlich von Weinheim, auf einem ganz nahen Vorhügel des Wachenbergs, deſſen vordere Seite ganz mit Reben angepflanzt iſt. In den Urkunden vom Kloſter Lorſch kommt ſie nur unter dem Ortsnamen von Winenheim gemeinſchaftlich vor. Sie ſtand zwar ſchon im Anfange des 12. Jahrhunderts. Allein aus einer Stelle der Lorſcher Chronik, wo von einer Zerſtörung derſelben die Rede, läßt ſich ſchließen, daß ſie kein Werk der Römer iſt, denn dort wird ausdrücklich bemerkt, daß der Berg vorher mit Reben bepflanzt geweſen, und zum Kloſter in Michelſtadt gehört habe. Von den Trümmern iſt allein noch ein hoher runder Thurm von Granit, ein hohes Kellergewölbe und ein ſchöner Pferdeſtall ziemlich erhalten. Doch hat an letzterm ſeit den letzten ſechs Jahren muthwillige Zerſtörungsſucht das bis dahin ziemlich feſte Gewölbe und und das Thürgeſtelle gewaltſam beſchädigt. Schade überhaupt, daß ſich in unſern Zeiten die Polizey der Erhaltung ſolcher Reſte des Alterthums nicht annimmt! — Ueber einem Fenſterbogen der ehemaligen Hauskapelle findet man noch die Spuren erblaßter Wandgemälde. Um die Trümmer wachſen einige ſeltene Pflanzen allein in der ganzen Gegend. Von hier aus überſieht man die ganze Rheinebene mit den Städten Worms, Speyer und Mannheim, vom Schwarzwalde bis ans Taunusgebirge hinab.

Spazirrgänge.

Ohne kunſtreich angelegte Promenaden zu haben, beſitzt die Gegend um Weinheim eine größere Zahl von

schönen Wegen und Partieen, als die meisten Orte in der Nähe, selbst H[illegible]berg nicht ausgenommen. Dem Geognosten bieten sich auf seinen Wanderungen am Wachenberge, am Geversberge und dem Rauschießchen interessante Erscheinungen von Porphyr auf Granit aufgelagert, dann im Birkenauer Thale eine große Mannichfaltigkeit von Granit dar. Auch die Sandsteinflöze an den Vorgebirgen, die Thonbildungen in den Hohlwegen des Wachenberges und ein ziemlich reicher Schwefelkiesgang im Granit bey Gorrheim, so wie die großen weißen Quarzblöcke auf einigen Höhen um Weinheim, sind bemerkenswerth. In der Stadt und Gegend gefundene fossile Knochen, besonders ein sehr großer Backenzahn, geben Anlaß zu ähnlichen Vermuthungen, wie die bey Darmstadt gefundenen. Eben so findet auch der Entomologe und Ornithologe in dieser Gegend reiche Ausbeute, noch mehr aber der Botaniker, dem sich an keinem Orte eine größere Mannichfaltigkeit darbietet, als es hier in den beyden Thälern, an den sonnigen von dem Geversberge in das Gorrheimer Thal herablaufenden Bergrippen, an den Weihern, bey den Steinbrüchen, um die Ruinen auf den Bergen jenseits der Weschnitz und besonders in den Schluchten derselben, in der Ebene und in dem durch sie ziehenden Landgraben, wie auch an dem Weschnitzdamme finden kann. Besonders vollständig ist die Klasse der Gynandristen hier verbreitet, und sogar die seltenern derselben werden nicht vermißt, wie man denn überhaupt aus den meisten Klassen einige Seltenheiten hier aufweisen kann.

Dem Künstler bieten sich der malerischen Ansichten gar viele, sowohl von der Ebene nach dem Gebirge, als auch vorzüglich in dem romantischen Birkenauer und in dem Gorrheimer Thale, von dem Wege nach den Weihern über die Stadt in die Ebene hinaus, von dem Steinbruche nach den Schloßruinen, und auf der letztern selbst. Auch die sogenannte Schweiz bietet manches Einzelne zu Studien, wozu auch allenthalben die üppige Vegetation Stoff gibt.

Doch auch für jeden von keiner wissenschaftlichen oder künstlerischen Nebenabsicht angeregten und allein für die Eindrücke einer schönen Natur empfänglichen Wanderer sind die Umgebungen von einem, durch die große Zahl und Abwechselung der zu machenden Gänge erhöheten, Reitz. Der Freund einer schönen Aussicht findet sie, beynahe ohne zu steigen, auf den gegen Lützel-Sachsen gelegenen Steinbrüchen, ja, schon gleich vor dem obern Thore, in kleiner Entfernung, indem sie ihm in der Nähe nur durch die Gartenmauern versperrt ist. Wer ein wenig Bergsteigen nicht scheuet, hat von der Burg Windeck und dem Hubberge gleich schöne Punkte; noch mehr aber der geübtere Bergsteiger auf dem Wachenberge, dem Geyersberge, dem Hirschkopfe, oder gar auf dem Waldknopfe bey Oberabtsteinach zwey Stunden von Weinheim im Odenwalde, der weit über alle die früher genannten Berge mit seinem kahlen Haupte hinausragt.

Der Freund eines bequemen Spaziergangs findet solchen an dem Wege gegen Lützel- oder Groß-Sachsen, gegen Sulzbach und an einem der zahlreichen Pfade und

Feldwege in der Ebene, oder auch längs dem Weschnitzdamme, am anmuthigsten aber in den beyden Thälern.

Leutershausen.

Eine starke Stunde von Weinheim entfernt, eine gute halbe Stunde von Schriesheim abwärts liegt dieses Dorf, mit seinem blendend weissen Kirchthurm und Schlößchen zur Rechten, an dem Fuße des an dieser Stelle zu minder steilen Hügeln abflachenden Gebirges. Wahrscheinlich war es im J. 877 nur ein Weiler, Husen genannt, und erhob sich bald darauf zu einem Dorfe, das von einem in den Urkunden des Klosters Lorsch genannten Liuther wohl seinen Namen Liutereshusen erhielt, den es schon im J. 895 hatte.

In der Nähe des Dorfes, gegen Schriesheim hin, auf einem etwas zurück im Thale gelegenen, ziemlich steilen waldigen Hügel, liegen die Trümmer der alten Burg Hirzberg. Man findet den nach ihr benannten Stamm schon im J. 1142. Der erste dieses Namens ist ein Konrad von Hirzberg, und sein Geschlecht trug lange Burg und Dorf vom Kloster Lorsch und später von den Pfalzgrafen zu Lehen. Im Anfange des 17. Jahrh. erlosch dieses Geschlecht. Nach manchem Wechsel kam dieß Lehen zuletzt durch Kauf an den Herrn von Violat, der es an die gräflich von Wiesersche Familie abtrat.

Die Burg Hirschberg wurde von Friedrich dem Siegreichen zerstört, der sie wahrscheinlich, wie alle ähnliche Burgen der Gegend, als Störer des Landfriedens ansah, die er auszurotten suchte. Die wenigen, noch übrigen, großartigen Trümmer zeugen von der gewaltsamen Zerstörung, und scheinen gleichsam aus der Wurzel heraus-

gerissen. Man bemerkt von unten wenig mehr als den Wall, dessen Ring sich noch um das Haupt des waldigen Hügels auszeichnet.

Als eine Merkwürdigkeit verdient hier angeführt zu werden die Loretto-Kapelle, welche eine Copie der Copie in Oggersheim ist, und so auch die Wallfahrten hierher. Alle Marientage kommen viele Odenwälder gezogen, besonders auf Mariä Geburt.

Groß-, Hohen- und Lützel-Sachsen.

Diese drey Dörfer sind wahrscheinlich durch Colonien der unruhigen Sachsen entstanden, die Karl der Große an verschiedenen Orten, besonders in der Nähe seiner Pallatien, deren eines zu Worms und eines zu Trebur war, ansiedelte.

a) Lützel-Sachsen liegt oben am Gebirge, der nach Heidelberg hinziehenden Straße rechts, eine halbe Stunde von Weinheim aufwärts, und eine halbe Viertelstunde unterhalb Hohen-Sachsen. Im J. 877 erhielt das Kloster Lorsch durch Liuthar von Husen hier 9 dienstbare Huben, und es wird in seiner Schenkungsurkunde schon Klein-Sahsenheim (Sahssenheim minor) genannt. In einer Schönauer Urkunde vom J. 1284 heißt es Luzzelnsassinheim. In der Folge hatten die Edeln von Strahlenberg hier beträchtliche Güter und die Vogtey über das Dorf, von welchen sie durch Kauf an die Pfalzgrafen kamen, die in neuern Jahren mehrere Edele damit belehnten, von welchen es in neuern Zeiten durch Pfandschaft und Kauf das adeliche Geschlecht von Hundheim an sich brachte. Die Frau Gräfin von Lehrbach in Weinheim besitzt ein anderes hier gelegenes, das ehemalige Ullnerische Gut. — In der Richtung gegen Wein-

heim ſoll das längſt eingegangene Dörfchen Hege geweſen ſeyn.

b. Hohen-Sachſen liegt ebenfalls oben am Gebirge. Es kommt vielleicht ſonſt ſchon früher unter dem allgemeinen Namen Sahſenheim vor, wird aber erſt in der Beſtätigungsurkunde über die Güter des Kloſters Altenmünſter, die K. Heinrich IV im J. 1071 ausfertigen ließ, ausdrücklich Sahssenheim superior genannt. Der Deutſche Orden hatte hier einige Beſitzungen und den Pfarrſatz. Auf dem Berge hinter dem Dorfe liegt die Ruine einer alten Kirche und der Kirchhof des Dorfs. Dieſe Dörfer haben die löbliche Gewohnheit, daß immer die zwey nächſten Nachbarn ihrem aus ihrer Mitte verſtorbenen Mitbürger ſein Grab machen, wodurch hier die Todtengräber überflüſſig werden.

c. Groß-Sachſen iſt das größte dieſer drey Dörfer, und liegt 1 St. von Weinheim und 3 St. von Heidelberg. Es hieß im J. 887 Sahssenheim alter und 1130 Sahssenheim major. In einer Urkunde des Kloſters Schönau vom J. 1369 iſt ein Ernſt von Sachſenheim, als adelicher Zeuge, angeführt. In der Gemarkung heißt eine Gegend der Thalberg, wo ein nun eingegangenes Kupferbergwerk war. Der Marpacher Hof, welcher zu den urſprünglichen Stiftungsgütern des Kloſters Lorſch gehörte, beſteht noch oberhalb dem Dorfe in der Richtung gegen Leutershauſen.

Druckfehler.

S. 29 in dem Artikel von Heidelberg ſoll es Z. 3 reformirten ſtatt lutherischen Gemeinde heißen.
S. 140 Z. 14 und Viehmarkte ſt. Vieh- und Fruchtmärkte.
S. 150 Z. 14 Städtchen ſt. Städten
S. 163 Z. 20 einem ſt. seinem

Mannheim.

Wenn gleich nicht von der Natur ſo reich begabt, und ganz in ihrem Schooße liegend, wie die Schweſterſtadt Heidelberg, iſt Mannheim doch keineswegs von ihr als ein Stiefkind behandelt. Beynahe in der Mitte der Ebene zwiſchen den dieß- und jenſeitigen Rheingebürgen, ſich hier an den Neckar, dort an den ſanfthinwallenden Rhein anlehnend, rings von freundlichen Gärten und Gartenanlagen umgrünt, gehört Mannheim zu den Orten, die eben ſo dem Reiſenden vorübergehend gefallen, als ſie auch den Einheimiſchen nie ermüden und ganz in die Gränzen der Stadt einengen.

Der Reiſende mag kommen, von welcher Seite er will, immer wird Mannheim einen günſtigen Eindruck auf ihn machen, immer hat es einen ſchönen Hintergrund. Nicht viele Thürme bezeichnen es als eine bedeutende Stadt, wie das bey allen neuern Städten der Fall iſt; aber von jeder Seite charakteriſiren es die großen Umriſſe des Schloſſes, und die Kuppel der Jeſuiterkirche. In der Stadt ſelbſt aber gefallen die breiten, reinlichen Straßen, die völlige Regelmäßigkeit der Quadrate, die freyen Plätze, und die freundlichen Häuſerreihen. Was aber jetzt dem Durchblick in jeder Straße einen eigenen Reiz gibt, iſt die Ferne,

die am Ende derſelben entweder eine ſchöne Baumgruppe, einen Theil des Schloſſes, oder gar einen duftigen Berg zeigt, daß man glauben möchte, die Straßen wären mit Abſicht ſo angelegt, um gerade dieſe Anſichten als Schlußpunkte zu haben.

In dem Winkel gelegen, welchen der wenig unterhalb der Stadt ſich in den Rhein ergießende Neckar bildet, iſt unſer freundliches Mannheim beynahe um einen länglichen Zirkel gebaut, deſſen ganze ſchmälere Seite ſich an das gegen die Rheinſeite ſtehende Schloß anſchließt. Eine Schiffbrücke verbindet es mit dem rechten Neckarufer und eine andere mit dem linken Rheinufer, mit welchem es, durch die unangenehme franzöſiſche Gränznachbarſchaft mehrere Jahre hindurch getrennt, nur durch eine fliegende Brücke in unterbrochener Verbindung ſtand.

I. Hiſtoriſcher Theil.

Eine mährchenhafte Sage leitet die Entſtehung Mannheims von einem alten Deutſchen Könige her, der Mannus geheißen und im Jahr der Welt 2042 die Stadt erbaut haben ſoll; nach ihm wäre ſie dann Mannheim, Heimath des Mannus, genannt worden. In der Folge hätten noch die Fränkiſchen Könige Theodobert und Siegebert Mannheim beſeſſen, 490 nach chriſtlicher Zeitrechnung ſey es aber von den Hunnen zerſtört worden. Eine ähnliche Sage erzählt, es ſey zur Zeit Kaiſer Valentinians ſchon eine bedeutende Stadt geweſen, von ihm zerſtört und 361 wieder an ſeiner Stelle eine Veſte gegen die Alemannen erbaut worden. So unerweislich dieß auch iſt, ſo zeugen doch mehrere hier gefundene Idole, Schalen und Münzen, beſonders aber ein Stein, auf dem ein Taurobolium *) ausgehauen iſt, der hier ausgegraben wurde und in dem Rathhauſe des alten Mannheims eingemauert ſtand, unwiderſprechlich für der Römer Aufenthalt an dieſer Stelle, ohne jedoch zu beweiſen, daß Mannheim der Ort iſt, von dem Ammianus Marcellinus (Lib. XXVIII, 2.) ſpricht.

Nur in den Urkunden des Kloſters Lorſch finden wir die erſten ſichern Nachrichten von dem Beſtehen des Dorfes Mannenheim oder Manninheim, wahrſcheinlich von einem Manno ſo genannt. Andere erklären

*) Eine Sündenabwaſchung durch Ochſenblut.

diesen Namen für Heimath der Mannen, Männerheimath. Die früheste dieser Urkunden ist eine Schenkung von 764, und die in den Nummern 295, 457, 519, 535, 538, 545 und 548 bis 598 verzeichneten Urkunden enthalten so reiche und mannichfaltige Schenkungen an gedachtes Kloster in Leibeigenen, Feld, Weingärten, Obstgärten, Wiesen, Weide, Wald u. s. w., daß man auf einen schon ziemlich bedeutenden Ort schließen kann, der lange vor diesen Schenkungen bestanden haben muß.

Als später der größte Theil des Lobdengaues an die Bischofe von Worms kam, und diese die Pfalzgrafen mit einem Theil ihrer Güter belehnten, ward auch wahrscheinlich Mannenheim ihr Lehen, und als darauf Kaiser Friedrich II. 1232 das Kloster Lorsch an Mainz schenkte, begunstigte dieser Wechsel die Pfalzgrafen so sehr in ihrem Besitze, daß sie den größten Theil der Klosterbesitzungen als völliges Eigenthum an sich brachten. So kam denn auch Mannheim wahrscheinlich an die Pfalz, denn urkundliche Nachrichten darüber fehlen uns ganz. Seine weitere Geschichte liegt eben so sehr im Dunkel, bis Kurfürst Friedrich IV, der Freund der Reformation, den Vorsatz faßte, zwischen dem Rhein und Neckar, an des Dorfes Stelle, eine feste Burg anzulegen. Denn er kannte die Gährung in dem Deutschen Staatsverhältnisse und bey den Religions-Partheyen seiner Zeit zu gut, um keinen Ausbruch vorherzusehen. Dann wollte er aber, nach seinen eigenen urkundlichen Worten „zur Beschirmung und Sicherung seines Landes und seiner Unterthanen, sammt allem was ihm lieb wäre", einen festen Punkt am Rhein haben. Der Plan dazu wurde

abgesteckt und am 17. May 1606 wurde bereits der Grundstein zur Veste mit groſser Feyerlichkeit gelegt, und eine goldene Platte mit dem Brustbilde des Kurfürsten und einer Inschrift darin eingesenkt. Die angelegte Burg, und besonders das Herbeyströmen der, aus dem unter Alba's Geissel beängsteten Vaterlande flüchtigen, Niederländer veranlaſste später den Plan zur Anlage der Stadt. Die Neckarseite wurde dazu bestimmt, und hier den Einwohnern des alten Dorfes Mannheim und den Französischen und Niederländischen Flüchtlingen, die man gerne aufnahm, eine Stelle zu ihrer Niederlassung angewiesen. Die Veste nannte Friedrich Friedrichsburg und der Stadt ertheilte er sogleich in einer am 24. Jan. 1607 ausgestellten Urkunde mehrere Freyheiten und mancherley Privilegien, die nach seinem 1610 erfolgten Tode, sein Sohn und Nachfolger, Friedrich V., unangefochten lieſs. Durch die Aufnahme aller Fremden wurde die Stadt in kurzer Zeit sehr bedeutend, und würde es bald in noch viel höherm Grade geworden seyn, wären nicht die Böhmischen Unruhen ausgebrochen, die nicht nur eine Stockung in den raschen Gang ihrer Erbauung brachten, sondern auch den Anfang wieder zerstörten. Schon 1622 rückte der Bayerische General Graf Tilly vor die Stadt, berannte sie mit Sturm und erhielt sie am 2. Nov. durch Capitulation. Dreyſsig schreckensvolle Kriegsjahre verheerten Deutschland, und die Veste Friedrichsburg ward auſser jenem erstenmale noch 1631 von den Schweden, 1634 von den Franzosen und in demselben Jahre auch wieder von den Bayern genommen. Dieser wiederholte

Wechsel zerstörte die Stadt und die Burg, und nach dem Abzug der Bayern stand nur noch der Wall, das Rathhaus und wenige Mauern.

Mit dem Westphälischen Frieden (1648) kamen wieder ruhige Zeiten über die zerstörte Pfalz. Karl Ludwig bestieg den Thron. Er rief die vertriebenen Einwohner wieder zurück, die zerstörten Gebäude wurden wieder aufgerichtet, aus Schutt und Asche hob sich eine neue Stadt, und jetzt erst ward der Plan Friedrichs IV. und V. ausgeführt. Karl Ludwig hatte schon 1652 die von Friedrich IV. gegebenen Freyheiten bestätigt, und liess selbst die Veste wieder herstellen. Sie umfaßte den ganzen obern Theil der Stadt, und erstreckte sich von der Stelle des heutigen Schlosses bis an die Planken herab. Sie war mit sechs Bollwerken, einer Wind- und zwey Pferdsmühlen, Backöfen, Brunnen und nöthigen Kasernen, Wachtstuben u. dgl. versehen. Gegen die Stadt hatte sie nur ein einziges Thor, und gegen den Rhein einen versteckten Ausgang, aus welchem man die Verbindung mit dem von einem alten Schlosse (Edelsheim), etwas am Rhein aufwärts gelegen, noch übrigen Wachthurm unterhielt. Noch in neuern Zeiten, ehe die spätern Festungswerke demolirt waren, bezeichnete diesen Ausgang eine Brücke, die noch die Friedrichsbrücke genannt ward.

Es existirt ein Grundriß von dem Jahre 1663, welcher uns den Bestand des ehemaligen Mannheims zeigt. Nach diesem war die untere Seite der jetzigen Stadt von den Planken bis gegen den Neckar schon beynahe ganz ausgebaut. Sie enthielt mit den unvoll-

kommenen Abſchnitten an den äußern Seiten 61 Quadrate, die ſchon gröſtentheils mit Häuſern umfangen ſind, und von welchen ſich nur drey auf jeder Seite gegen Heidelberg, und drey auf der Rheinſeite über die Planken hinaus aufwärts erſtreckten, und an die Feſtung anſchloſſen. Die breite Straße heißt dort noch Friedrichsgaaſſe und das Quadrat, auf dem heute die Kirche der Reformirten ſteht, iſt noch leer. Aus den Namen der Häuſerbewohner, die auf dem Grundriſſe genannt ſind, ſieht man deutlich, daß die größere Hälfte aus hergeflüchteten Wallonen beſtand.

Im Jahr 1666 herrſchte die Peſt in der Gegend, und auch Mannheim litt unter der ſchrecklichen Seuche. Doch erholte es ſich bald wieder in den folgenden Jahren. In der Friedrichsburg ließ Karl Ludwig 1677 den Bau einer Concordienkirche, in der alle chriſtliche Confeſſionen abwechſelnd ihren Gottesdienſt halten ſollten, auf der Stelle anfangen, die zwiſchen der heutigen Schloß-Kapelle und dem niedergebrannten Opernhauſe liegt. Eine Gruft unter dieſer Kirche nahm den Leichnam ſeiner in dieſem Jahre verſtorbenen zweyten Gemahlin, Luiſe von Degenfeld, auf. Der Bau dieſer Kirche war ſchon im dritten Jahre geendet und am 17. Juny 1680 fand ihre Einweihung Statt, die mit möglichſter Feyerlichkeit vollzogen wurde.

Nicht lange, ſo wurden dieſe friedlichen Beſchäftigungen wieder unterbrochen, und in dem 1688 ausgebrochenen Orleansſchen Erbfolgekrieg zog eine neue Wetterwolke über dieſes zweyte Mannheim. Die Franzoſen überſchwemmten, unter ihrem mordbrenneriſchen

Anführer Melac, die Pfalz, Kaiſerslautern und Heidelberg fiel, und Mannheim ergab ſich, nachdem in 3 Tagen 410 Bomben hineingeworfen waren, die 40 Häuſer zerſtört hatten, am 11. Nov. 1688. Die Burg mußte auch ſchon am folgenden Tage wegen innerer Unruhen capituliren. Die Franzoſen hatten den Bürgern Leben, Freyheit und den ungeſtörten Beſitz ihrer Güter zugeſichert; allein im Anfange des folgenden Jahres erwieſen ſie ſich ſchon damals als das wandelbar treuloſe und wortbrüchige Volk. Sie ſprengten und ſchleiften Thore, Mauern, Wälle, brannten alle übrigen Gebäude der Stadt nieder, ſchlugen ſogar die Kellergewölbe ein, kein Stein blieb auf dem andern, und Mannheim wurde der Erde gleich gemacht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten nach allen Gegenden hin, ſelbſt in Magdeburg ließ ſich eine große Kolonie der vertriebenen Mannheimer nieder.

Der damalige Kurfürſt Philipp Wilhelm nahm ſich der vertriebenen Einwohner väterlich an. Ein offenes Schreiben d. d. Neuburg an der Donau den 23. Juny 1689, befiehlt allen Oberämtern, die Unglücklichen allenthalben aufzunehmen, und ſie ein Jahr lang von allen Abgaben zu verſchonen, und verſpricht, Mannheim wieder aufzubauen. Die Einwohner ſammelten ſich wieder zum Theile, und bauten ſich einsweilen auf dem jenſeitigen Neckarufer ein Hüttendorf, welches den Namen Neu-Mannheim erhielt. Es lag auf der Stelle, wo ſpäter das Hochgericht ſtand, und die jetzt ein groſſer Meilenzeiger kenntlich macht. — Obgleich der Kurfürſt 1690 die Privilegien Mannheims erweiterte, ſo ge-

ſchah doch ſonſt nichts für ſeine Wiederaufbauung. — Erſt nach geſchloſſenem Ryswicker Frieden 1697, als ſein Nachfolger Johann Wilhelm 1698 die Freyheiten der Stadt auf dreyſig Jahre verlängert, und der Ingenieur Cöhorn den Plan zu dem neuen Mannheim abgeſteckt hatte, riſſen noch in demſelben Jahre die Bewohner Neu-Mannheims ihre Hütten nieder, und zogen in die wieder auflebende Stadt. Mannheim erhob ſich auf ſeiner 9 Jahre lang verödeten Stelle aus dem Schutte, nach dem Plane, wie es heute beſteht; die Friedrichsburg wurde noch zur Stadt gezogen.

Johann Wilhelms Sohn und Nachfolger, Karl Philipp, ſetzte das unter ſeinem Vater begonnene Werk fort, beſtätigte die Stadt 1716 in ihren Freyheiten und verlegte ſogar 1720 ſeine Reſidenz hierher. In dieſem Jahre legte er ſchon den 2. Juny den Grundſtein zu dem jetzigen Schloſſe. Im Sommer hielt er ſeinen Hof noch in Schwetzingen, im Winter wohnte er in dem am Markt und in der Friedrichsſtraße gelegenen gräflich von Hillesheimiſchen Hauſe. 1729 konnte er das neue Schloß ſchon bewohnen. Alle Dikaſterien waren ihm auf ſeinen Befehl von Heidelberg hierher gefolgt, im Jahre 1736 erklärte er die Stadt für eine freye Handelsſtadt, und ſo hob ſich in unglaublicher Schnelle das kaum erſt aus den Trümmern zum drittenmale wieder auflebende Mannheim unter ſeiner Regierung ſchon zu bedeutendſten Stadt in der Rheinpfalz, und unter ſeinem Nachfolger Karl Theodor, dem allverehrten Beſchützer der Künſte des Friedens, dem Freunde der Kunſt und Wiſſenſchaft, zu einer der herr-

lichſten Städte Deutſchlands, aus welcher, als aus einer geachteten Schule der Kunſt, manch ein lichter Strahl ausging, der noch bis auf dieſe Zeit herüber leuchtet. Unter ſeinem Scepter feyerte Mannheim ſein goldenes Alter.

Aber auch dieſe glückliche Periode wurde wieder unterbrochen. Baiern fiel am 31. Dec. 1777 als Erbe an Karl Theodor, der nun ſeine Reſidenz nach München verlegen mußte. Doch blieb Mannheim immer noch ſeine geliebte und beamſtigte Stadt, und zählte noch im 1783r Jahre 21,858 Einwohner. — Nun begann der Franzöſiſche Krieg, die Franzoſen rückten gegen den Rhein vor, und die Rheinſchanze wurde von ihnen den 24. Dec. 1794 erobert, wobey Mannheim durch das Bombardement ſchon bedeutend beſchädigt wurde. Pichegru forderte die gerade zu dieſer Zeit von ſchwerem Geſchütze entblößte und unvorbereitete Feſtung den 19ten Sept. 1795 auf, ſich zu ergeben, worauf ſchon am folgenden Tage die Capitulation geſchloſſen wurde, nach welcher die Franzoſen noch deſſelben Tages die Außenwerke, am 21. aber die Stadt ſelbſt beſetzten. Im Anfange des Octobers zog die Clairfaitſche Armee gegen die Bergſtraße, Wurmſer kam vom Oberrhein her, und ſo griffen ſie in der Nacht vom 19. auf den 20. die vor Mannheim gelagerten Franzoſen an, und errichteten Batterien. Mehrere Gefechte fielen nun noch in der Nähe vor, die Oeſtreicher ſchloſſen die Feſtung endlich auch von der Seite jenſeits des Rheins her ein, und betrieben die Belagerung aufs eifrigſte. Mit weniger Unterbrechung wurde die Stadt vom 11. bis 21. Nov.

bombardirt, wobey der linke Schloßflügel noch am letzten Tage bis an die Schloßkapelle ganz niede brannte. Das Pulver-Laboratorium bey dem Heidelberger Thor war schon früher in die Luft gesprengt und hatte mehrere hundert nahe stehende Soldaten getödtet, die Wallonische und Deutsch reformirte Kirche war nebst mehreren öffentlichen und vielen Privatgebäuden ein Raub der Flamme geworden. Endlich ward am 21. Nov. zwischen dem Französischen Festungskommandanten Montaigu und dem Oestreichischen Cavalleriegeneral, Grafen Wurmser, eine Capitulation geschlossen, worauf am 23. die Franzosen auszogen, und Nachmittags die Oestreicher die Stadt besetzten. Die ausführliche Geschichte dieser angstvollen Tage lebt noch so frisch in dem Andenken der Bewohner Mannheims, daß man nur ihrer erwähnen darf, um ausführlichen Bericht darüber zu erhalten.

So ist auch die fernere Geschichte der Stadt noch so neu und in den großen Geschichtsgang Europens verflochten, daß wir den Fremden nur einzelne Punkte ihrer örtlichen Beziehung anzudeuten brauchen, der Einheimische sie aber zum Theil mit schmerzlicher, zum Theil mit freudiger Theilnahme in seiner Erinnerung trägt.

Der Friedensschluß von Lüneville riß das jenseitige Rheinufer von seinem Mutterlande ab, und vereinigte es mit Frankreich. Die abgeschnittene Verbindung fühlte der Handelsverkehr in Mannheim schmerzlich. Maximilian Joseph trat 1803 auch noch die diesseitige Pfalz an Baden ab, und freudig huldigte man dem Nestor der Deutschen Fürsten, Karl Friedrich, und nach seinem Tode, den 10. Juny 1811, seinem Enkel, Karl Ludwig

Friedrich. Unter der Herrschaft des Großherzoglich Badenschen Hauses geschah manches, was die Bewohner Mannheims dankbar erkennen müssen.

Im Spätherbste 1813 berührten die nach der Völkerschlacht bey Leipzig siegreich vorrückenden verbündeten Heere auch Mannheim, und in der Neujahrsnacht 1813 auf 1814 ging das hier und in der Gegend gesammelte Sackensche Corps unterhalb der Rheinschanze über den Rhein. Nun dehnte sich bald wieder über den vaterländischen Strom eine stehende Schiffbrücke und die wiederhergestellte Verbindung mit dem jenseitigen Ufer ward schon im Anfange für manchen Einzelnen ersprießlich.

Bey dem Wiederausbruche des letzten Kriegs brachte der Aufenthalt des Bayerischen Hauptquartiers unter Sr. Durchlaucht dem Fürsten Wrede, und später die Heerlager JJ. KK. MM. der Kaiser von Oestreich und Rußland, die sich auf ihrem Zuge nach Paris hier eine Zeitlang aufhielten, größere Lebhaftigkeit in die Stadt. Möchten Sie dort Europa einen dauerhaften Frieden gegeben haben, und für Deutschland bald eine allgemeine feste Constitution gründen; dann wird sich auch Mannheim, das durch den Druck der langen Kriegsjahre so viel gelitten, wieder bald in neuer Kraft zu seinem alten Glanze erheben; denn noch ruht auf seinen Bewohnern der aus einer bessern Zeit herübergebrachte empfängliche Sinn für alles Schöne und Gute, und regsame Thätigkeit in ihrem Streben darnach.

II. Topographiſcher und ſtatiſtiſcher Theil.

Mannheim liegt unter 26°, 12′, 39″ der Länge und 49°, 29′, 28″ der Breite, und wurde in dem 8. und 9. Jahrhundert zu dem Lobdengau gerechnet, deſſen Hauptort die damals ſchon viel bedeutendere, 2 Stunden entfernt liegende Stadt Ladenburg war. Seine Gränznachbarn ſind gegen Oſten die Dörfer Feidenheim und Käferthal jenſeits, und Seckenheim dieſſeits des Neckars: in Süden Neckerau dieſſeits und Mundenheim jenſeits des Rheins; in Weſten jenſeits des Rheins das Städtchen Oggersheim, das Dorf Frieſenheim und der Hemshof, und in Norden dieſſeits des Rheins und jenſeits des Neckars das Dorf Sandhofen. Dieſe Orte ſind zum Theil nicht eine völlige, zum Theil höchſtens eine ſtarke Stunde Wegs von Mannheim entfernt.

Die Luft in der Stadt und Gegend iſt mild und warm, und obgleich die Flüſſe Zug genug zur Erfriſchung derſelben herbeyführen, ſo iſt er doch in der Regel nicht ſo ſtark, daß er läſtig und ungeſund werden könnte. Beſonders ſind die ſonſt an den Gebürgen kühlen Sommer-Abende und Nächte hier ſehr lieblich und mild.

In der Stadt vereinigen ſich mehrere Landſtraßen, die ſie mit den benachbarten Städten und weiterhin mit den Städten des Auslandes in Verbindung ſetzen. Eine dieſer Straßen führt in nicht großer Entfernung vom Rhein nach Schwetzingen und über Waghäuſel nach

Carlsruhe; eine andere nach Heidelberg und von da durch das Neckarthal entweder über Heilbronn nach Schwaben, der Schweiz und Italien, oder über Mosbach und Würzburg nach Franken, oder längs der Bergstraße hinauf über Bruchsal, Durlach u. s. w. in das Breisgau und die Schweiz, oder auch über Bruchsal, Stuttgardt und Ulm nach München und Wien. Eine dritte und vierte Straße, deren eine die Bergstraße bey Weinheim, die andere bey Heppenheim berührt, setzen es mit Darmstadt und Frankfurt, und von da mit dem ganzen nördlichen und nordöstlichen Deutschland und Europa in Verbindung. In dieser Rücksicht wäre freylich der Wunsch noch übrig, daß die Regierung dafür besorgt seyn möchte, eine grade, nicht zu weit umführende und wohl unterhaltene Straße nach Weinheim anzulegen, die den Verkehr mit dem Odenwalde erleichterte. Die Rheinbrücke und daran stoßende Straße verbinden es mit dem alten Worms. Die jenseitigen Straßen führen dann auch über Durkheim, Kaiserslautern u. s. w. nach Saarbrücken, Metz und Paris, und Rhein aufwärts nach Speyer, oder über Landau nach Strasburg und dem übrigen Elsaß hinauf.

Bey dem Verkehr mit dem Lande und Auslande kommt vorzüglich auch die Schiffahrt auf dem Rhein und Neckar in Anschlag. Seit das linke Rheinufer wieder zu Deutschland zurückkam, hat sich besonders die Rheinschiffahrt wieder bedeutend gehoben, und wird sich in der Folge immer noch mehr heben.

Weniger, als man sollte, benutzt man hier die Gelegenheit zu Lustfahrten auf dem Wasser. Wie schön

iſt nicht die Fahrt zu Lande nach Speyer hinauf und dann zu Waſſer wieder zurück, oder gar die Fahrt auf dem Rheine nach dem alten Worms mit ſeinem großen Dom und ſeinem claſſiſchen Boden, an den ſich ſo reiche Erinnerungen anknüpfen. Haben nicht dort die Vangionen gewohnt? haben nicht die Römer dort Spuren ihres Aufenhaltes zurückgelaſſen? Leuchtet nicht der Name des alten Königsſitzes Wormes bey dem Rheine in dem Lied der Nibelungen hell aus jener frühen Heldenzeit herauf, in welcher der kühne Held aus Niederland, der edle Siegfried, dort um Chriemhilden warb? Ward nicht, wie uns die alte Chronik ſagt, ſein Speer noch dort in ſpätern Jahren aufbewahrt? Nennt man auf dieſen Tag doch eine nahe Gegend noch den Roſengarten. War Worms nicht auch der erſten Biſchofsſitze einer? — Wen erinnert nicht ſein Name an die dort gehaltenen Reichstage? an Karl den Großen, der dort den langen Sachſenkrieg beſchloß? und auch an Luther, der ſich dort verantwortet? Wen ſollten ſolche Erinnerungen nicht einmal zu der ohnehin ſchon belohnenden Fahrt dahin beſtimmen?

Die Stadt Mannheim bildet, wie ſchon erwähnt, einen länglichen Zirkel, und wird durch elf längs- und zehn querlaufende Straßen von gehöriger Breite in 112 längliche Vierecke (Quadrate) zerſchnitten. Dieſe Straßen ſind alle liniengrad, nur zwey andre, unter den elf nicht mitbegriffene, wovon die eine am Rheinende der Stadt, die andre am Heidelberger Ende ſchon zwiſchen Gärten und Häuſern hinzieht, ſind von unregelmäßiger Richtung. Die mittlere längs-

laufende Straße iſt breiter, als die andern, und heißt darum auch die breite Straße. Die Endpunkte derſelben ſind der Mittelpunkt des Schloſſes und auf der andern Seite das Neckarthor. Die mittlere, ehemals vom Heidelberger Thor, das nun abgebrochen iſt, zum Rheinthor führende Straße iſt, ſo lange ſie an den acht mittlern Quadraten hinläuft, von mehr als doppelter Straßenbreite. Denn hier ſind die ſogenannten Planken, eine doppelte Reihe Akazien, mit Ketten umſchloſſen, und offen gelaſſenen Eingängen, die ſich quer hinzieht, nur durch die längslaufenden Straßen unterbrochen. Zu beyden Seiten dieſes Akazienganges iſt noch eine breite gepflaſterte Straße; der zwiſchen liegende Platz, mit feſtem Sande überfuhrt, bietet dem Fußgänger einen minder beſchwerlichen, von Pferden und Wagen frey bleibenden Weg. An dem einen Ende der Planken, die durch ſechs Quadrate fortlaufen, iſt gegen Heidelberg hin der Strohmarkt, an dem andern Ende der Fruchtmarkt. Das bey der groſſen Regelmäßigkeit der Stadt für Fremde leicht mögliche Verirren vermeidet man, ſobald man ſich die Planken und die breite Straſe bemerkt hat, und von dieſen aus die Quadrate zählt. Eben ſo kann man ohne Umfrage ein Haus finden, ſobald man ſich nur Littera, Quadrat- und Haus-Nummer hat ſagen laſſen. Sieht man aus der breiten Straße gegen das Schloß, ſo fängt zunächſt beym Schloſſe, zur Rechten das Quadrat A, 1 an, und ſo läuft Lit. A rechts durch alle in gleicher Linie liegende Quadrate fort. Weiter herab in der zweyten Quadrat-Reihe folgt B, 1

bis 5, dann C 1 — 8, dann D 1 — 7, E 1 — 7, F 1 — 7, G 1 — 6, H 1 — 6, J 1 — 4, und K 1 — 4 hört auf dieſer Seite der breiten Straße an dem Neckarthor auf. Dann fängt L 1 wieder oben bey dem Schloſſe auf der andern Seite dieſer Straße an, und läuft gegen die Heidelberger Seite bis L 5. Gegen die Neckarſeite herab folgt nun die Reihe M 1 — 5, dann N 1 — 6, O 1 — 6, P 1 — 6, Q 1 — 6, R 1 — 6, S 1 — 5, T 1 — 4, und U 1 — 3 endet wieder am Neckarthor.

Freye Plätze in der Stadt.

a) Der Schoßplatz. Vor dem Schloſſe, das hier in impoſanter Größe die ganze Seite der Stadt umſchließt, zieht ſich dieſer Platz zwiſchen den zwey Seitenflügeln und ſechs Quadraten der Stadt hin. Früher war auch dieſer Platz, wie die Planken, mit Bäumen beſetzt, jetzt iſt er ganz frey. Auf ihm hin und her gehend, ſieht man durch die längs gegen die Neckarſeite hinabziehenden Straßen überall einen ſchönen Abſchnitt der Berge, an welchen die Bergſtraße hinzieht, und bey günſtiger Beleuchtung zeigen ſich hier manchmal gar wunderſchöne Bilder, zwiſchen der Häuſerlinie, wie in einen Rahmen, eingefaßt. Einen ähnlichen Blick hat man an dem einen Ende des Schloßplatzes gegen die Heidelberger Gebirge hinauf. Die andre Seite iſt durch das Lycäums-Gebäude eingeſchloſſen. Die Häuſer, dem Schloß gegenüber, ſind alle wohlgebaut, und zum Theil, wie das Bretzenheimiſche, einem Pallaſte ähnlich.

b. Der Komödienplatz. Er hat seinen Namen von dem Komödienhause, mit dem er ein Quadrat B3 ausfüllt. Er ist schön und geräumig, und hat ausser dem Komödienhause noch an der obern Ecke die große Jesuiten-Kirche mit einem kleinen freyen Platze und das Palais, welches ehemals der jetzige König von Bayern, als Herzog von Zweybrücken, bewohnte. Die andere, dem Schloß entgegengesetzte Seite, wird von zu kleinen Häusern umschlossen.

c. Der Paradeplatz. Er liegt beynahe in der Mitte der Stadt, und nimmt, wo die Planken und die breite Straße sich kreuzen, das ganze Quadrat O1 ein. Eine erst gepflanzte Allee umschließt den mit unbemerklicher Neigung sich von der Mitte nach den vier Seiten abdachenden Platz, der mit festgetretenem Sande überführt ist. In der Mitte steht, einem Monumente ähnlich, ein wasserloser Brunnen. Früher war wohl eine Wasserleitung für denselben angefangen, die sich schon von Rohrbach aus bis gegen Seckenheim erstreckte; der französische Krieg in den Jahren von 1790 hat diese große Anstalt aber in ihrer Vollendung gestört. Die oben stehende pyramidenförmige schön gearbeitete Gruppe hat Crepello aus Bronze gegossen, der schon unter der Regierung Johann Wilhelms lebte. Sie besteht aus den Sinnbildern des Rheins, des Handels, der Gewerbe und der Staatsverwaltung. Das Piedestal dazu ist nicht von gleichem Werthe. Es ist aus schwärzlich grauem Marmor nach der Erfindung des Alexander Bibiena errichtet. Die acht marmornen Becken schreiben

ſich ebenfalls von ihm her. Das Ganze wurde ſchon 1711 aufgeſtellt. Rings um den Platz ſtehen lauter hübſche Häuſer, die ihn bey ſeiner Lage zu einem der ſchönſten der Stadt erheben. Die ſchmale Seite gegen das Schloß zu nimmt ganz die Fronte des Kaufhauſes ein; längs der breiten Straße ſteht das in geſchmackvoller Einfachheit erſt vor wenigen Jahren neu erbaute Haus des Kunſthändlers Hrn. Artaria, und unten als Eckhaus gegen die Planken der Pfälzer Hof, das ehemals weit geprieſene, jetzt eingegangene, erſte Gaſthaus der Stadt. Auf der andern Seite des Platzes ſteht das von Oberndorfiſche Haus, und als Eckhaus gegen die Planken ſteht die Briefpoſt; die Seite, dem Kaufhaus gegenüber, wird meiſt durch die Planken gedeckt.

d) Der Marktplatz. Zwey Quadrate von dem Neckarthor in der breiten Straße hinauf rechts, oder eben ſo viel von den Planken darin herab links, nimmt der Marktplatz ebenfalls ein ganzes Quadrat G 1 ein. Hier ſtehen die Buden, in welchen die einheimiſchen Handwerker ihre Arbeiten während der Meſſen und auf den Wochenmärkten feil bieten. Dann trifft man hier beſonders auch die Töpferwaaren, und den Gemüſe- und Obſtmarkt, ſo wie jeden Tag die Höckerweiber mit ihren Körben an. In einigen Buden verkauft man auch allerley Bäckerwaaren, Würſte und andere Viktualien. In der Mitte des Platzes ſteht, mit einem Eiſengitter umſchloſſen, auf einem hohen Piedeſtal die Bildſäule des Merkur, das in weiblicher Form dargeſtellte Symbol einer Stadt zwiſchen den Gott-

heiten des Rheins und Neckars gründend, eine Anspielung auf Mannheims Lage. Diese Statüe ist ein Werk des Hofbildhauers van der Brand, des Vaters, die er für den Kurfürsten Karl Philipp verfertigen mußte, der sie 1719 in dem Schloßgarten zu Heidelberg aufstellen ließ. Von da wurde sie 1763 nach Schwetzingen und 1767 nach Mannheim gebracht. Wahrscheinlich sollte der eine, die Figur der Stadt umfangende Flußgott, den keine Attribute als den Rhein bezeichnen, den Neckar vorstellen. Später erhob man ihn dann wohl erst zum Vater Rhein, und stellte eine jüngere Figur als Neckar hinzu, um das Werk seinem neuen Standorte anzupassen. Das Piedestal und die Bildsäule des Neckars rührt von Joh. van der Brand, dem Sohne des erstern, her. Die obere Seite des Platzes nimmt die Pfarrkirche und das Rathhaus ein, die von gleicher Bauart ein Gebäude scheinen, das durch den Thurm der Kirche verbunden ist. Auf der einen Seite steht das Gasthaus zu den drey Königen, und auf der andern Seite das Hilleshеimische Haus, und das Gasthaus zum goldnen Schaf; die übrigen Häuser sind ebenfalls größtentheils wohlgebaut.

c. Der Platz um die reformirte Kirche. Von der breiten Straße bey dem Marktplatze um ein Quadrat gegen die Heidelberger Seite zugehend, gelangt man zu ihm. Mit der Kirche macht es ein ganzes Quadrat R 2 aus, und umgibt sie von drey Seiten. Er ist mit Gitter umschlossen und mit Rasen eingepflanzt. Besonders ausgezeichnete Gebäude trifft man

nicht in ſeiner Nähe. Das von der Marktſeite des Quadrats bis auf dieſe durchziehende Gaſthaus zum goldnen Schaf iſt wohl eins der ſchönſten.

f. Der Platz vor der Kapuziner-Kirche. Er nimmt nicht ganz ein halbes Quadrat ein. Von der breiten Straße aus zwiſchen dem Kaufhaus und Paradeplatz gegen die Heidelberger Seite zugehend, an drey Quadraten vorbey, gelangt man in dem vierten auf dieſen Platz. Auf demſelben ſteht die Bildſäule des heiligen Johannes von Nepomuk auf einem Piedeſtal von Paul Egell, auf dem etliche Basreliefs die Geſchichte dieſes Heiligen vorſtellen. Die an der Heidelberger Seite ſtehende Kapuziner-Kirche gibt dem Platze ſeinen Namen, und verſperrt dieſer ganzen querziehenden Straße den Durchblick nach den Heidelberger Gebirgen.

g. Der Zeughausplatz. Er nimmt mit dem Zeughauſe wieder ein ganzes Quadrat C 5 ein. Geht man von der breiten Straße durch die Planken nach der Rheinſeite vier Quadrate hin und dann ein Quadrat aufwärts nach der Schloßſeite, ſo ſteht man auf demſelben. Die ſchöne Fronte des Zeughauſes und die Bäume, welche ihm gegenüber in einer, den Planken ähnlichen, durch zwey Quadrate hinziehenden Anlage ſtehen, geben dieſem Platze den Vorzug vor manchen andern. Dieſer Baumgang wird gewöhnlich auch nur die neuen Planken genannt. Auf der Rheinſeite vom Zeughauſe ſteht die ſogenannte neue Caſerne.

Merkwürdige Gebäude.

a) Das Schloß. Es iſt wohl in Anſehung ſeines Umfanges eins der bedeutendſten in Europa. Man kann es von keiner Seite ganz ſehen. Nur als Vogel darüber ſchwebend, könnte man von oben herab ſeinen ganzen Umfang überſchauen; denn unten deckt uns eine Reihe immer wieder die hinter ihm liegende. Es beſteht eigentlich aus drey ſehr großen Vierecken, deren allergrößtes in der Mitte liegt. Dieſes allein iſt gegen die Stadt zu nicht wieder mit einem größern Baue geſchloſſen. Nur eine Bruſtmauer mit darauf ſtehenden Staketen läuft von beyden Seiten gegen die breite Straße hervor, und endet in zwey Wachthäuſern, zwiſchen welchen der Eingang in den großen Schloßhof durchgeht. Dieſem Eingange gegenüber erhebt ſich in der Mitte des Schloſſes ein großer mit Terraſſen etwas hervorſpringender, ovaler, fünfſtöckiger Pavillon, der das ganze Schloß beherrſcht. Eben ſo ſpringen auf allen Ecken, die das Gebäude bildet, viereckige Pavillons hervor, die alle oben flach und mit Gallerien verſehen ſind, um darauf herumgehen zu können. Die langen Flügelgebäude, welche alle dieſe Pavillons wieder unter einander verbinden, haben einfache nicht zu ſtark ſteigende Dächer, die auf beyden Seiten an den ovalen Pavilion ſtoßenden aber haben gebrochene Dächer, die etwas ſchwer ausſehend, nichts zur Zierde des Ganzen beytragen. Dieſer ovale Pavillon mit den an ihn ſtoßenden Gebäuden enthält die Haupttreppe, den großen Saal, und alle die großen

Gemächer. Der linke Flügel des Schloſſes enthielt ehemals die Gemächer der Kurfürſtin, die Kapelle, ein phyſikaliſches und metereologiſches von Hemmers geleitetes Kabinet, den groſſen Opernſaal, in welchem bey freyem Eintritt nur groſſe Italieniſche Opern gegeben wurden, und das Ballhaus.

Dieſer Flügel hat aber bey dem Bombardement im November 1795 ſehr gelitten. Das Opern- und Ballhaus, das phyſikaliſche Kabinet, das Magazin der Dekorationen und der dazu gehörige Mahlerſaal brannten ganz nieder, daß nur noch die äußern Mauern ſtehen. Hätte man nicht durch Abnahme der anſtoßenden Dächer vorgebeugt, ſo wäre das ganze Schloß vielleicht ein Raub der Flammen geworden. Die zunächſt daran ſtoßende Kapelle wurde ſehr beſchädigt. Dieſe Kapelle, zunächſt an das groſſe mittlere Viereck des Schloſſes reichend, hat ein ſchön gearbeitetes Frontiſpiz von Paul Egell. Sie enthielt ehemals viele Reliquien, einen Schatz an koſtbaren Geräthen und Gewändern, darunter beſonders aber eine Monſtranz aus purem Rheingolde.

Den rechten Flügel hat erſt Karl Theodor bauen laſſen, und er war der Kunſt und den Wiſſenſchaften eingeräumt, worauf auch das Frontiſpiz auf dem der Kapelle gegenüberliegenden Gebäude hindeutet. Er enthielt das Archiv, die Gemächer für die früher hier beſtandene Akademie der Wiſſenſchaften, und die deutſche Geſellſchaft, die Bibliothek, die Bildergallerie, die neun groſſe Zimmer füllte, die Kupfer- und Zeichnungszimmer, die Schatzkammer, das Naturalien-

Kabinet und die Antiquitäten-Sammlung. Unten war die Reitſchule, die Ställe und Remiſe. — Man braucht nur in die Ställe zu treten, um von den mitunter aus Marmor gehauenen Trögen auf die übrige ſolide Pracht im Innern des Gebäudes ſchließen zu können. Jetzt enthält dieſer Schloßflügel noch von der Bildergallerie, dem Naturalien-Kabinet, der Antiquitäten-Sammlung u. ſ. w. den rückgebliebenen Reſt, der mitunter auch wieder einige Vermehrung erhalten hat. In einem Saale bey der Bildergallerie ſind auch die aus Paris gekommenen Gypsabgüſſe der bedeutendern dort zuſammen gebrachten (jetzt ihren Eigenthümern zurückgegebenen) Statuen und Büſten des Alterthums aufgeſtellt. —

Die in dem Schloſſe für die Landesherrſchaft eingerichteten Zimmer ſind ſehr geſchmackvoll decorirt und möblirt. Auch iſt darin ein Theater eingerichtet, auf welchem die Frau Großherzogin früher mit einem Theil ihres Hofperſonals einige Vorſtellungen gab.

b. Das Lycäums-Gebäude A 4, 3, mit der gegen die Kirche hinab liegenden Dechaney A 4, 2. Es iſt Ein Gebäude, und war das ehemalige Jeſuiten-Collegium. Noch jetzt wird es oft mit ſeinem ehemaligen Namen belegt. Außer den für den Unterricht beſtimmten Zimmern, enthält es auch noch geräumige Wohnungen für die Profeſſoren. Es zieht ſich an dem abgebrannten Schloßflügel, mit welchem es in Verbindung geſetzt iſt, bis an die Jeſuitenkirche herab. Bey einer Länge von dreyßig Fenſtern und drey Stockwerk Höhe, iſt es ein ganz einfaches Gebäude.

c. Die Jeſuiten-Kirche A 4, 3. Sie iſt

eigentlich die Haupt- und zugleich Hofkirche. Weil ſie aber früher dem Jeſuiten-Collegium gehörte, trägt ſie dieſen Namen. Sie iſt auf einem Raume von 250 Fuß Länge und 100 Fuß Breite nach dem Plane von Alexander Bibiena errichtet, und wurde unter Karl Philipp den 2. März 1733 angefangen, den 7. Nov. 1756 unter Karl Theodor vollendet, und den 19. May 1760 von dem Biſchof von Augsburg, Joſeph von Heſſen, eingeweiht. Ihre Hauptfronte iſt gegen den oben angeführten Jeſuiten-Kirchenplatz gekehrt. Das große Portal enthält nebeneinander drey Eingänge. Ueber dem mittlern ſteht eine von Verſchaffelt recht hübſch gearbeitete Gruppe, über den beyden andern erblickt man in Niſchen zwey Heiligen. In dem Giebel des Portals ſteht das bekannte Zeichen des Jeſuiten-Ordens I H S mit einem auf dem Querbalken des H ſtehenden Kreuze; das Ganze iſt mit einem Strahlenkranze umfangen. Der zweyte Stock beginnt mit einer Gallerie. Zur Seite des mittlern Fenſters ſtehen wieder zwey Heiligen in Niſchen. Ueber dem zweyten Stockwerk bildet der Giebel der Kirche wieder ein eignes kleineres Portal, an dem ein breites Fenſter die Stelle der Thüre einnimmt. Zu der Seite dieſes Giebels erheben ſich die beyden Thürme der Kirche, und zwiſchen beyden ragt die hohe Kuppel darüber hinaus. Die andere freye Seite, welche in der etwas engen, gegen den Schloßgarten hinaus führenden, ſogenannten kalten Straße gewöhnlich düſter erſcheint, und wenig beachtet wird, iſt von einfach ſchönem, großartigem Style, ſo wie das Portal; wie denn überhaupt hierin das

Aeuſsere dieſer Kirche mit ihrem Innern in Contraſt ſteht. Dieſes iſt aber doch gewiſs überraſchend, obgleich es bey genauerer Betrachtung etwas überladen, und als ein ſprechender Zeuge des nicht durch reine, einfache Groſse befriedigten Geſchmackes jener zu jungen und zu alten Zeit erſcheint. Gleich über dem Eingange iſt der Chor mit der Orgel, um welche ein zahlreiches Perſonale zu einer vollſtändigen Kirchenmuſik hinlänglichen Raum findet. Dieſe Emporkirche wird von marmornen Säulen getragen. Neben dem Eingange findet man zu beyden Seiten Engel in Basrelief, aus weiſsem Marmor ſchön gearbeitet, die eine groſse Muſchelſchale aus ſchwarzem Marmor mit dem Weihwaſſer halten. Sie ſind von Verſchaffelt. — Die Decke iſt gemahlt, und enthält den Tod und Scenen aus dem Leben des heil. Ignatius, des Stifters des Jeſuitenordens. — Der Hochaltar ſteht, wie natürlich, dem Eingange gegenüber. Er iſt mit mancher Bildnerarbeit, beſonders auch mit ſchönen Säulen aus Achat verziert. Marmor und andere nicht gemeine Steine ſind hier, wie in der ganzen Kirche, in verſchwenderiſcher Menge angebracht. Auf dem Hochaltare ſteht eine ſchöne Gruppe, den heil. Ignaz von Loyola vorſtellend, wie er dem nach Indien reiſenden Apoſtel Xavier ſeinen Segen ertheilt — ein Werk des Ritters Verſchaffelt, das ſeinen vortrefflichen Meiſter beurkundet. Er ſollte dieſe Gypsmodelle ſpäter in Marmor ausführen; allein der Orden verlor die für ſeinen Kirchenbau beſtimmten Einkünfte, und ſo muſste dieſs unterbleiben. Auſser den genannten Arbeiten von dieſem vorzüglichen, in Rom gebildeten Künſtler, rüh-

ren auch noch von ihm her die beyden Engel an dem Kreuzaltare, und die marmornen Basreliefs an den Seitenaltären. — Auf jeder Seite finden wir noch drey Nebenaltäre, deren jeder, ebenfalls aus Marmor und mit reicher Vergoldung ausgeschmückt, ein zwar neues, aber doch recht werthvolles Bild von dem Mahler Krahe enthält, das immer ebenfalls wieder eine Scene aus dem Leben, und deren vorzüglichstes den Tod des Ordensstifters darstellt. — An vergoldetem Laubwerk u. dgl. ist mehr als genug hier zu sehen. Der Boden ist mit rothen und weissen Sandsteinplatten belegt. Wunderherrlich ist der Aufblick in die mit einem Fensterkreise erleuchtete hohe Kuppel. Die Höhe derselben soll vom Boden an 250 Fuß betragen; von den 250 Fuß ihrer Länge nimmt das Schiff allein 200 ein.

d. Die Sternwarte A 4, 6. Sie steht hinter der Jesuitenkirche, gegen den Rhein hin. Man gelangt zu ihr, wenn man entweder unter dem Thore durchgeht, über welchem das Lycäumsgebäude mit dem linken Schloßflügel in Verbindung steht, und sich dann gleich rechts wendet; oder wenn man bey der Jesuitenkirche die etwas enge Straße hinausgeht, und draußen gleich links hinlenkt. Karl Theodor ließ sie 1772 unter dem damaligen Hofastronomen Pater Mayer und der Aufsicht des Staatsministers von Beckers erbauen. Von außen ein ziemlich einfacher Thurm, mit drey Absätzen und eben so vielen gegen die Rheinseite hinausspringenden Balkons, enthält sie innen doch fünf gewölbte Stockwerke. Im Erdgeschosse befindet sich ein Saal; der zweyte Steck ist zur Wohnung des Astronomen einge-

richtet; der dritte enthält den erſten Obſervationsſaal, mit einem nach Weſten, einem nach Süden und einem nach Norden gerichteten Balkon; der vierte Stock iſt wieder zum Aufenthalt des Aſtronomen, und der fünfte zu aſtronomiſchen Beobachtungen eingerichtet. Ganz oben iſt er geplattet und enthält noch ein kleines Gemach, welches mit einem beweglichen Dache von Kupfer gedeckt iſt, um die Beobachtung aller Erſcheinungen am Horizonte zu erleichtern. Das ganze Gebäude iſt 107 Fuß hoch, und eben durch dieſe Höhe für den aſtronomiſchen Gebrauch nicht zum vortheilhafteſten, indem es trotz eines 20 Fuß tief liegenden Fundaments, doch von Zeit zu Zeit einiger Abweichung ausgeſetzt iſt, die aber freylich nicht ſehr viel bedeutet. Uebrigens iſt dieſe Sternwarte eine der wohl eingerichtetſten und mit Inſtrumenten am reichſten verſehenen in Deutſchland.

e. Das Komödienhaus. Es iſt ein großes dreyſtöckiges Gebäude, von 899 Fuß im Umfange, und macht nebſt dem Platze das Quadrat B 3 aus, welches man in der breiten Straße längs dem Kaufhausquadrate gegen das Schloß hinauf, und dann zwey Quadrate quer gegen die Rheinſeite hingehend, vor ſich hat. Karl Theodor baute es nach dem Plan des Hoftheater-Baumeiſters Laurentius Quaglio. Gegen den Platz ſpringt das Haus oben, unten und in der Mitte mit den Haupteingängen vor. In dem Giebelfelde des mittlern Vorſprungs ſind in weit vorlaufendem Basrelief die Muſen vorgeſtellt. Die Spitze des Giebels nimmt die ſitzende Statüe Apollo's ein; zur Seite ſteht an dem Ende des Dachs die komiſche und tragiſche Muſe mit ihren Attri-

buten. Dieſe und alle andere an dem Hauſe befindliche Bildnerarbeit, iſt von dem ſchon genannten Johann von der Brand, und wir können nicht viel zu ihrem Lobe ſagen. Auf der Seite gegen das Schloß hinauf und ſo auch unten gegen die Stadt hin, iſt noch ein Haupteingang, wovon der obere der gewöhnliche zum Theater iſt, das dieſe obere Seite einnimmt. In dem Theater findet der Fremde und Einheimiſche in drey Reihen Logen, einer Gallerie, einem erſten und zweyten Parterre hinlänglichen Raum. Die Decorirung der Logen iſt jetzt veraltet. Die Bühne hat für das Bedürfniß hinlänglichen Raum. Hinter dem Theater enthält das Haus einen 80 Fuß langen und 56½ Fuß breiten ſchönen Redoutenſaal, wo im Winter die Concerte gegeben werden. Auf der Seite deſſelben ſind Spiel- und Speiſezimmer. Außerdem enthält dieſes große Gebäude auch noch eine Garderobe, einen Decorationsſaal und die Wohnung des Theater- und Ballwirthes.

f. Das Zeughaus C 5. Gegen das nach der Neckarſeite herabſtoßende Ende des Komödienplatzes herunter, dann ein Quadrat gegen die Rheinſeite hingehend, ſtößt man auf die Hintergebäude deſſelben. Es iſt das ſchönſte Gebäude der Stadt, von impoſanter Größe und geſchmackvoller Einfachheit. Karl Theodor ließ es 1777 nach des Ritters von Verſchaffelts Plan und Zeichnung, zum Theil aus ſchönen Quaderſteinen erbauen. Es hat 650 Fuß im Umfange, eine Höhe von 92 Fuß, und enthält vier Stockwerke. Die Hauptfronte wendet es gegen den Platz, und hier iſt

auch das Hauptthor zwiſchen einem Portal von ſoliden Sandſteinmaſſen. In dem Giebelfelde des Portals ſind Waffen und Trophäen, über dem Giebel iſt das Pfälziſche Wappen angebracht, und über dieſem ſteht in großer Schrift das Wort Zeughaus. Alle Bildhauerarbeit rührt von Verſchaffelt her. Die Decke des erſten Stockes ruhet auf zwey Reihen von acht und zwanzig 13½ Fuß hohen ſteinernen Doriſchen Säulen. Die Decken der drey übrigen Etagen werden von einer gleichen Zahl hölzerner Säulen getragen. Hinter dem Zeughauſe iſt ein von einer Mauer umſchloſſener Kugelgarten, der 203 Fuß lang und 118 breit iſt.

g. Die neue Kaſerne C 6, 1 und 2. Sie kehrt ihre Fronte von der Rheinſeite her gegen den Zeughausplatz, und beſteht aus zwey Gebäuden, die einen geräumigen Hof für militäriſche Uebungen einſchließen. Uebrigens iſt dieſe Kaſerne ein einfaches dreyſtöckiges Gebäude, und die beyden Flügel nehmen mit dem zwiſchen liegenden Hofe ihr ganzes Quadrat ein. Auf der Rheinſeite ſteht dabey das Militär-Oekonomie-Gebäude und der Holzhof.

h. Das Kaufhaus N 1. Es ſteht an der Heidelberger Seite der breiten Straße und der Schloßſeite des Paradeplatzes. Von dem Zeughaus geht man, um zu ihm zu gelangen, wieder vier Quadrate gegen die Heidelberger Seite. Es nimmt ein ganzes Quadrat ein, und wurde unter Karl Philipp 1730 erbaut. Rings umher führt ein gedeckter geräumiger Gang hinter ſteinernen Pfeilern, die ſich in Bogen vereinigen, auf welchen der zweyte Stock ruht. In dieſem Bogengange

werden die Messen gehalten, und hinter ihm befinden sich mancherley Kaufladen. In der gegen den Paradeplatz gekehrten Hauptseite hatte ehemals die Regierung ihren Sitz; jetzt hält das Großherzogliche Hofgericht seine Sessionen daselbst. Dann enthält das Kaufhaus noch das Local für das Stadtamt, das Polizeybüreau, eine Commissions- und eine Leih-Anstalt, ferner die Mehlwage und den Packhof. In der Mitte des Bogenganges, gegen die breite Straße, ist oben an der Decke eine Wallfischrippe aufgehängt, welche man an derselben Stelle gefunden, als die Fundamente des Hauses gegraben wurden. Sie wiegt 486 Pf. Nur die vordere, kleinere Hälfte des Kaufhauses ist öffentliches Gebäude, die größere hintere Hälfte gehört einzelnen Privatleuten als Eigenthum zu. In dem viereckigen Thurme, der in der Mitte der Fronte gegen den Paradeplatz steht, ist die Stadtuhr.

i. Die Kapuziner-Kirche N 5. Gehn wir vor der Fronte des Kaufhauses vorbey und drey Quadrate gegen die Heidelberger Seite, so liegt uns dieses Gebäude vor Augen. Es wurde, nebst dem hinter demselben befindlichen Kloster, schon 1702 unter Johann Wilhelm erbaut, und war die erste Kirche und das erste Kloster in der neuen Stadt. Die Statüen sind von van der Brand.

Das Kloster ist noch von den wenigen übrigen Ordensgeistlichen bewohnt, die auch den Gottesdienst in ihrer Kirche versehen. Hinter dem Kloster ist ein großer dazu gehöriger Garten.

k. Die Stückgießerey N 6, 2. Sie liegt hinter dem Quadrate des eben genannten Klosters, am Ende der Stadt, und macht ein unregelmäßiges Dreyeck aus. Das Gebäude ist unter Karl Theodor 1762 aufgeführt worden. Die beyden vordern Flügel enthalten die Wohnungen und Werkstätten für die Arbeiter, der hintere Flügel begreift die Gießerey und die sehenswerthe Bohrmaschiene. In der Mitte der drey Flügel ist ein geräumiger Hof. Der Ofen der Gießerey bringt mit wenigem Holze in kurzer Zeit eine große Menge Metall zum Fluß. Das Geschäft ist hier noch in gutem Betriebe.

l. Die kleine Kaserne M 3, 11 und M 4, 14. Sie liegt zwey Quadrate nach dem Schlosse und zwey nach der Rheinseite hin von der Stückgießerey, ist ein aus zwey abgesonderten, in einer Linie stehenden, Flügeln bestehendes Gebäude von keiner Bedeutung. Der freye Platz vor der Kaserne heißt gewöhnlich der kleine Paradeplatz.

m. Die Münze P 6, 20. Von der Stückgießerey gegen die Neckarseite zugehend, kommt man auf die von den Planken gegen die Heidelberger Barriere hin ziehende Straße. Das erste Haus an dieser ist nun die Münze. Sie ist ein schönes Gebäude, mit der Ueberschrift MÜNZE, und wurde 1735 unter Karl Philipp errichtet. Sie soll in dem besten Stande gewesen seyn. Auch jetzt ist sie noch in gutem Gange.

n. Das Zuchthaus Q 6, 11. Von der Münze geht man zwischen der Stadt und den Gärten gegen die Neckarseite, und das erste Eckhaus des nächsten

Quadrats iſt das Zuchthaus. Es wurde 1748 erbaut und iſt ein maſſives, dreyſtöckiges Gebäude. Durch das Bombardement von 1795 hat der äußere Bewurf ſehr gelitten, und die Heidelberger Seite iſt beynahe ganz davon entblöſ't. Ehemals war eine Seite des Zuchthauſes zu einem Waiſenhauſe eingerichtet, wo gegen 80 Waiſen erzogen und in allerley Arbeiten unterrichtet wurden. Dieſe wohlthätige Anſtalt beſteht nicht mehr. Die Armenanſtalt erſetzt indeſſen dieſen Verluſt.

o. Das Armen- und Krankenhaus. Von dem Zuchthauſe gegen die Neckarſeite bis ans Ende des Quadrats Q 6 fortgehend, und dann gegen die Rheinſeite zu lenkend, hat man im zweyten Quadrat gleich dieß Haus vor ſich. Es nimmt die obere Hälfte des Quadrats R 5 ein, und iſt geräumig genug für die Arbeitsſäle, die Wohnungen u. ſ. w.

p) Die Kirche der Reformirten. R 2. Von dem Armen- und Krankenhaus geht man noch um zwey Quadrate weiter gegen die Rheinſeite hin, um an dieſes neue Gebäude zu kommen. Ein ganz ähnliches ſtand früher hier, das 1717 aus den Trümmern der unter Melac von den Franzoſen 5 Monate nach ihrer Vollendung zerſtörten Kirche ſich wieder erhoben hatte, aber bey der Belagerung 1795 durch eine am 20. Nov. darein gefallene Bombe angezündet wurde und in den Flammen zuſammenſtürzte. Die jetzt ſtehende Kirche war im October 1800 ſchon wieder aufgebaut, und den 2. Nov. jenes Jahres wurde von dem erſten Prediger der Gemeinde zum erſtenmale darin über Pſ. 84, 1—2 gepredigt.

Der nicht ganz ausgebaute Thurm verbindet sie mit der hinter ihr angebauten Wallonischen Kirche, die mit ihr gleiches Schicksal erlitten hatte, und noch nicht wieder erbaut ist. Nur die äussern Wände stehn noch als Trümmer derselben da. Auf der Straße bey der reformirten Kirche ist der Fischmarkt.

q. Das Rathhaus und die Pfarrkirche. F 1, 5 und 6. Sie begränzen, wie schon gesagt, die Schloßseite des Marktplatzes, und sind durch einen in der Mitte stehenden Thurm verbunden. Sie bilden zusammen eine Linie von 196 Fuß, der Thurm ist 103 Fuß hoch. Er enthält eine Uhr, und oben führt eine Gallerie um ihn herum. Auch wohnt ein Brandwächter auf ihm, der von Viertelstunde zu Viertelstunde ein Zeichen seines Wachens auf einem Horne geben muß. Die Kirche ist St. Sebastian geweiht. Unweit dem Rathhaus in der breiten Straße aufwärts ist die Hauptwache.

r. Die Lutherische Kirche. Von der Pfarrkirche gehn wir noch drey Quadrate quer nach der Rheinseite hin, so finden wir sie an der letzten Ecke des dritten Quadrates G 1, 13. Im Jahre 1706 wurde am 30. Sept. der Grundstein dazu gelegt, den 1. Oct. 1709 ward sie feyerlich eingeweiht, wobey sie den Namen der Kirche zur Dreyeinigkeit erhielt. Wir finden weder an ihrer Bauart, noch in ihrem Innern etwas, das einer besondern Aufmerksamkeit werth wäre. Neben ihr gegen die Neckarseite hinab liegt das Lutherische Hospital G 1, 17.

s. Das reformirte Hospital. Von der

Lutheriſchen Kirche noch ein Quadrat gegen den Rhein hin und dann nach den Planken aufwärts, finden wir es gleich rechts in dem Quadrate F 6. Es hat eine eigene Kirche, die aber jetzt von der Walloniſchen Gemeinde, die noch einen eigenen Prediger hat, benutzt wird. Hinter dem Hoſpital iſt der reformirte Kirchhof.

t. Das Lazareth. Es liegt auf der Schloßſeite deſſelben Quadrats F 6, 20, iſt ein großes, dreyſtöckiges Gebäude, wohl eingerichtet und am Ende der Stadt ſtehend, hat es eine geſunde Luft, ohne auch für die Umgebung ſchädlich zu werden.

u. Das katholiſche Bürger-Hoſpital. Wenn man von dem reformirten Hoſpital gegen die Schloßſeite weiter hinauf geht, ſo hat man es gleich im folgenden Quadrate E 6 zur Rechten. Es hat ſeine eigene Kirche, deren ſchönes Portal der Aufmerkſamkeit werth iſt. Mit dem Hoſpital ſteht eine Druckerey in Verbindung, in deren Verlag die hieſigen öffentlichen Blätter, mehrere Kalender u. ſ. w. erſcheinen.

v. Das Neckarthor. Es ſteht dem Haupteingange des Schloſſes am andern Ende der breiten Straße in gerader Linie entgegen. Drey Bogengänge, von welchen der mittlere für die Wagen, die beyden zur Seite für die Fußgänger dienen, führen hindurch. Dieſe Bogengänge ſind durch zwey Pfeilerreihen unterſtützt, zwiſchen welchen ſie wieder untereinander Verbindung haben. Das Gebäude iſt zweyſtöckig, hat ein gefälliges Dach und mit Bildhauerarbeit verziertes Giebelfeld, zur Seite aufgeſtellte Rüſtungen und auf

der Spitze einen die Weltkugel tragenden Atlas. Auf der einen Seite iſt ein Wachthaus, auf der andern eine Wohnung für den Einnehmer des Pflaſter- und Sperrgeldes einſeckig angebaut. Die äußere Seite des Thors iſt vor einigen Jahren abgeriſſen und in einfacher Schöne hergeſtellt worden. Ein großes Feld iſt daran über den drey Thorbogengängen leer gelaſſen, um eine Aufſchrift darauf anzubringen. In jener Zeit waren in den hieſigen Blättern große Debatten, welche Aufſchrift gewählt werden ſollte, und mancherley paſſende und unpaſſende Vorſchläge wurden gemacht; noch iſt darüber nichts entſchieden, und die großen Zeitereigniſſe ſcheinen dieſe kleinere Angelegenheit in Vergeſſenheit gebracht zu haben.

w. Das Rheinthor. Es hat nur einen Durchgang. Zu beyden Seiten ſpringt es weiter hervor. Rechts wohnte der Einnehmer des Weg- und Sperrgeldes. Uebrigens enthielt dieß Gebäude unten und oben Gefängniſſe. Die unbedeutende Bildhauerarbeit daran iſt von Link. Ueber dem Thor lieſt man:

BONUS PRINCEPS NUNQUAM ITA PACI CREDIT UT NON SE PR EPARET BELLO.*)

Jetzt wird es nicht mehr als Thor gebraucht, der Weg zieht rechts in gerader Linie mit der von den Planken herkommenden Straße an ihm vorbey, der es, vermuthlich aus militäriſcher Rückſicht nicht gerade auf die Straße wieſ. (Das Heidelberger Thor, von Karl

*) Ein guter Fürſt traut nie ſo ganz dem Frieden, daß er ſich nicht zum Krieg gerüſtet halte.

Philipp 1712 erbaut, war von einfacher maſſiver Bauart, wurde aber in den letzten Jahren niedergeriſſen; es ſtand eben ſo, wie das Rheinthor, etwas von der Hauptqueerſtraße gegen das Schloß hinauf gerückt.)

Sonſt iſt etwa noch von öffentlichen Gebäuden das ehemalige Auguſtiner-Nonnenkloſter mit einem ſchönen Portale zu nennen.

Unter den Privathäuſern verdienen außer den ſchon bey den Plätzen bemerkten noch einer Erwähnung das gräflich Waldkirchiſche, das Fontaniſche, Courtainiſche, Sturmfederiſche, und das neu hergeſtellte der Frau Fürſtin von Naſſau-Saarbrücken, nebſt mehreren andern.

Gaſthöfe, Kaffeehäuſer, Weinhäuſer und Bierhäuſer.

Gaſthöfe. Dem Fremden jeden Standes bietet Mannheim in ſeinen verſchiedenen Gaſthöfen für billiges Geld ein reinliches Logis und guten Tiſch. Seit der Pfälzer Hof eingegangen iſt, machen mehrere auf den erſten Rang Anſpruch, ohne daß man einem vor den andern Mitbewerbern denſelben geradezu einräumen könnte. Die Gaſthöfe zu den drey Königen G 2, 1, und zum goldenen Schaaf R 1, 6, beyde am Speiſemarkte gelegen, bewirthen gewöhnlich die Fremden vom erſten Range. Der ſilberne Anker wetteifert mit ihnen und ſteht ihnen gewiß nicht weit nach. Hierauf folgen mehrere Gaſthäuſer, die wir, ohne in der Reihenfolge ihren Rang beſtimmen zu wollen, nur wie ſie uns ins Gedächtniß fallen, hier nen-

nen: 1. Die drey Könige; 2. zum schwarzen Bären; 3. der Viehhof; 4. der Mainzer Hof; 5. der Weinberg; 6. der Zweybrücker Hof; 7. der Schlüssel; 8. zur Stadt Kreuznach; 9. der halbe Mond; 10. der König von England und 11. der König von Preußen. — Auch für die Juden findet sich hier ein eigenes Wirthshaus.

Weinhäuser. Auch darin hat man eine große Auswahl, wovon jedes einzelne seine Vorzüge hat. Sie werden von honetten Leuten besucht, und man findet in vielen am Abend eine recht zahlreiche und angenehme Gesellschaft. Wir nennen hier wieder ohne Beobachtung eines Rangs folgende: 1. Die Uhr; 2. die Zauberflöte; 3. der Wiener Hof; 4. zur Karlslust; 5. die Weinwirthschaft von Sauerwein, 6. die von David Mayer, 7. die von Möhl.

Kaffeehäuser. Es sind außer mehreren andern unbedeutendern hauptsächlich drey, die einer Bemerkung werth sind. Das größte von diesen ist das schon längst bestehende Achenbachische Kaffeehaus, ein großes, an den Planken, gegen die Rheinseite von der breiten Straße an im zweyten Quadrate zur linken Seite gelegenes zweystöckiges Eckhaus D 2, 6. Man findet in dem geräumigen Billardzimmer und dem neben anstoßenden, die gewöhnlichen in einem Kaffeehause gesuchten Gelegenheiten, zu einer Tasse Kaffee, Thee, Chocolade u. s. w., zu einem Glase Bier, Liqueur u. dgl., zu einer Parthie Billard, einem Karten- oder Brettspiele. Außerdem liegen auch die neuesten Tagesblätter hier; zum Behufe der Zeitungsleser hängen die interessantesten Landkarten auf, u. was dgl.

mehr iſt. Den obern Stock des Hauſes hat die geſchloſſene Geſellſchaft, die Harmonie genannt, inne, die noch weiter unten berührt wird.

Das andere bedeutende Kaffeehaus iſt das Leonhardiſche. Es liegt ebenfalls an den Planken, dem Pfälzer Hof gegenüber E 1, 1. Auch hier findet man, bey prompter Bedienung, für alle an ein Kaffeehaus zu machenden Forderungen Befriedigung.

Das dritte iſt das Lorenziſche O 2, 7. das letzte Eckhaus des vom Paradeplatz nach der Heidelberger Seite hinliegenden Quadrats, an den Planken. Auch dieſes Haus, von der Einrichtung wie die vorigen, iſt gut und empfehlenswerth.

Bierhäuſer. Auch ſie ſind meiſt ſehr beſucht, und wer ein gutes Glas Bier trinken will, ſucht es in einem Bierhauſe, auch wenn er über dem Mittelſtand iſt. In vielen Bierwirthſchaften ſind für die angeſehenern Männer der Stadt eigene Zimmer, die nicht von andern Gäſten beſucht werden. Wir nennen, ohne eine Ordnung dabey zu beobachten, einige derſelben, als zu den beſuchteſten und beſten gehörig: 1. Der rothe Löwe; 2. der Vogelsgeſang; 3. die alte Pfalz; 4. die alte Sonne; 5. die Stadt Augsburg; 6. die Stadt Frankfurt; 7. der goldene Hirſch; 8. das Neckarthal und 9. die rothe Roſe.

Oeffentliche Unterrichtsanſtalten.

Dieſe ſind hier von ausgezeichneter Einrichtung. Außer den mit vorzüglichen Lehrern beſetzten Bürgerſchulen aller Confeſſionen, findet man hier auch eine

groſſe wohleingerichtete Schule, zur Vorbereitung auf die Univerſität für ſolche, welche ſtudieren wollen.

Dieſe Anſtalt, das Lycäum, iſt erſt unter der jetzigen Regierung, vor etwa acht Jahren, aus der Vereinigung der bis dahin einzeln beſtehenden Lateiniſchen Schulanſtalten der verſchiedenen Confeſſionen gebildet worden, wird jetzt ſehr zahlreich beſucht, und iſt von einem guten Geiſte belebt. In der kurzen Zeit ihres Beſtehens ſind ſchon manche wackere Zöglinge aus ihr hervorgegangen.

Das Directorium wechſelt alle Jahr zwiſchen den drey erſten Lehrern oder Directoren: den Herren Seiler, Weikum und Nüſlin. Außer ihnen ertheilen noch die Herren Profeſſoren Matthi, Martin, Dieſterweg, Sachs und Zuckow, wie auch zwey Franzöſiſche Sprachlehrer, Denesle, und im Schreiben Hr. Kappler, Unterricht an dem Lycäum. Für den Unterricht der genannten Lehrer wird ein im Verhältniß der Stundenzahl ein geringes Schulgeld bezahlt. Der Unterricht im Zeichnen, Mahlen, Muſik, Fechten ꝛc. wird von mehreren Künſtlern der Stadt beſorgt, deren Namen zum Theil auch in der Ferne rühmlich bekannt ſind.

Der Schul-Curſus geht von Herbſt zu Herbſt, und am Ende des Curſus wird ein öffentliches Examen gehalten, das von Montag bis Donnerſtag dauert. Am letzten Nachmittage findet die Promotion und Preisaustheilung Statt.

Die untern Klaſſen kann ein Schüler jede in einem Jahre durchlaufen. Schüler dieſer Klaſſen, die ſich nicht in den zwey erſten Jahren zur Promotion eignen,

werden ausgewieſen. In den obern Klaſſen bleiben die Schüler länger. Natürlich hängt es von dem Fleiß und den Fähigkeiten eines jeden ab, ob er auch hier früher oder ſpäter entlaſſen werden kann, als ein anderer. In dem Lyceum werden alle Gegenſtände behandelt, die zu den akademiſchen Studien vorbereiten, und die aus demſelben Entlaſſenen können unmittelbar die Univerſität beziehen. Nur die künftigen Theologen katholiſcher Religion ſollen, nach einer neuern Verordnung, noch zwey Jahre auf der Raſtadter Schule zubringen, weil dort ein Curſus über Logik vorgetragen wird, der hier fehlt. — Die gewöhnlichen Unterrichtsſtunden ſind Vormittags von 8 — 11 und Nachmittags von 2 — 4 Uhr. Mittwochs und Sonnabends werden von 2 — 4 Uhr die Zeichenſtunden gehalten, an welchen nicht alle Theil nehmen müſſen. Die Stunden von 11 — 12 und Abends von 4 — 5 und 6 ſind frey für die, welche in Muſik Unterricht nehmen wollen.

Die Profeſſoren haben zu ihrem Gebrauche eine recht bedeutende Bibliothek, die von dem bekannten Schriftſteller Desbillons herrührt. Zur Benutzung beym Unterricht ſtehn ihnen auch die Naturalien- und Antiquitäten-Sammlung offen.

Ein weibliches Unterrichts- und Erziehungs-Inſtitut, in welchem ſowohl auswärtige Mädchen aufgenommen, als auch einheimiſche Unterricht erhalten ſollen, wird eben von der als Schriftſtellerin rühmlichſt bekannten Betty Gleim und einer Gehülfin derſelben hier eingerichtet, und verſpricht für die Zukunft viel Gutes.

Einrichtung des Armenweſens.

Dieſe verdient einer beſondern Erwähnung, da ſie in der That muſterhaft iſt und ihren Zweck auf das Beſte erfüllt. Die Aufſicht darüber führt eine eigene Commiſſion, die aus drey weltlichen Staatsdienern, drey Geiſtlichen der verſchiedenen Gemeinden, dem Stadt-Phyſikus und einem Polizey-Aſſeſſor beſteht. Außer dieſen iſt noch ein eigens beſoldeter, ſtändiger Haupt-Caſſier und für jeden der 18 Bezirke ein Vorſteher und Caſſier, ſo wie ein Armenpfleger für jedes Quadrat der Stadt angeſtellt.

Das Geſchäft der Bezirksvorſteher iſt: die Berichte und Vorſchläge der Armenpfleger an die Armen-Commiſſion begutachtet einzugeben und die ertheilten Beſchlüſſe den Pflegern wieder mitzutheilen, denſelben die gewöhnlichen und außerordentlichen von der Commiſſion bewilligten Unterſtützungen, und im Nothfalle ſelbſt außerordentliche Unterſtützung anzuweiſen; die wöchentlich in der Armenbüchſe ihres Bezirks geſammelten Gelder mit dem Caſſier aufzunehmen; ein Buch über die Armen und ihre Lage zu halten; die Armenpfleger mit Rath zu unterſtützen; die Armen wegen unſittlichen Betragens zu warnen, und überhaupt über die eingeführte Ordnung zu wachen.

Die Bezirks-Caſſiere haben die Verrechnung der in ihrem Bezirke eingehenden und ausgezahlten Gelder unter ſich und monatlich eine Verrechnung darüber aufzuſtellen.

Die Armenpfleger haben in ihren Quadraten

die nähere Aufsicht über die Armen und ihre Noth, für die Kranken zu sorgen, auf ihren Fleiß und Wirthschaft zu achten, sie zu dem Ende zu besuchen, ihnen die wöchentliche Unterstützung mitzutheilen u. s. w.

Der Fond, aus dem die Unterstützungen der Armen bestritten werden, wird gebildet: 1) von den milden Gaben an Holz und Geld, die Se. Königl. Hoheit der Großherzog bewilligt haben; 2) den wöchentlichen Beyträgen, zu welchen sich die Armenwohlthäter jährlich durch Unterschrift verbinden, und die Mittwochs von den Sammlern abgeholt oder auch für Monate, Viertel-, halbe und ganze Jahre vorausbezahlt werden können; 3) den freywilligen, wöchentlich einmal durch die ganze Stadt gesammelt werdenden Beyträgen; 4) den Austheilungen anderer früher bestandener Stiftungen; 5) den Abgaben von Concerten, Kunst-Kabinetten u. dgl. durchreisender Künstler; 6) den Sammlungen bey Gelegenheit grosser Gastmahle in Wirthshäusern, und 7) von milden Gaben bey Verehlichungen, Taufen u. s. w.

Aus diesem Fond waren 1807 für die Armen nach einer aufgestellten Berechnung an Miethe, Kleidung, Feuer, Licht, Brod u. s. w. folgende Gaben für die Woche bestimmt:

	Im Winter.	Im Sommer.
Für einzelne Armen	1 fl. 24 kr.	1 fl. 10 kr.
Für die Frau und jedes Kind über 12 Jahr alt wurde zugelegt	49 kr.	46 kr.
[illegible]	[illegible]	[illegible]
Für jedes Kind von 1 — 5 Jahr	25 :	24 :
Für jedes Kind unter 1 Jahr	18 :	18 :

Bey zwey und drey zusammenwohnenden Armen waren die Gaben, wegen Ersparniß an Miethe, Holz und Licht etwas geringer.

Aber nicht bloß Unterstützung erhalten die Armen, es wird auch dafür gesorgt, daß sie sich durch Spinnen u. dgl. ihren Unterhalt verdienen können. Es bestehen zu dem Ende eigene Lehr- und Arbeitssale, wo sie von der Armenanstalt angeschaffte Materialien erhalten, und sie entweder an Ort und Stelle verarbeiten, oder das zu Hause Gearbeitete an den Aufseher abliefern. Die verfertigten Arbeiten werden dann zum Besten der Anstalt wieder verkauft. Manche Arme werden auch als Bezirksboten, Krankenwärter u. s. w. angestellt, und verdienen sich auf diese Weise ihren Unterhalt. Wer nicht ganz durch seine Arbeit sich durchbringt, erhält noch eine verhältnißmäßige Unterstützung aus der Kasse. Dann besteht auch ein Holzmagazin, wo die Armen um geringes Geld ihr Holz in kleinen Portionen kaufen können, und eine Suppenanstalt, wo ihnen eben so ihre Suppen gereicht werden.

Bey allen diesen Unterstützungen ist aber die weiseste Vorkehr getroffen, daß kein Mißbrauch durch liederliche Arme, die nicht arbeiten wollen, getrieben werden kann. Arme Waisen werden auch von der Anstalt unterstützt, und gegen Vergütung bey Privatleuten untergebracht, so wie auch für ihren Schul- und Arbeitsunterricht gesorgt wird.

Die Sorge für erkrankte Arme steht in gleichem Verhältniß. Es ist durch zweckmäßige Anordnungen gesorgt, daß bey dringenden Fällen auch schleunige Hülfe geleistet

wird. Zu dem Ende waren ſchon 1807 immer auf zwey der 18 Bezirke ein Arzt und ein Wundarzt der Stadt eingetheilt. Auch eine Krankenwärterſchule ſteht damit in Verbindung.

Schon in den wenigen Jahren ihres Beſtehens hat dieſe menſchenfreundliche Anſtalt unendlich viel Gutes geſtiftet, und manche Thräne des Danks wird den würdigen Gründern und den Beförderern derſelben von den Unterſtützten, beſonders aber verſchämten Hausarmen, geweint, die oft härter von der Noth bedrängt ſind, als anerkannte Arme.

Vergnügungen. Geſellſchaften.

a. Das Theater. In der Regel werden Sonntags, Dienſtags und Donnerſtags Vorſtellungen gegeben, wovon die ſonntägige gewöhnlich die bedeutendere iſt. — In frühern Zeiten war die hieſige Bühne eine der erſten in Deutſchland, und die Zöglinge ihrer Schule waren überall willkommen, und verbreiteten aller Orten ihren Ruhm. Man darf den Kunſtfreunden nur die Namen Böckh, Beil und Iffland nennen, um das Geſagte zu beſtätigen. Der Letzte hat ſeine Kunſtgenoſſen und Freunde alle lang überlebt, und ſtarb erſt voriges Jahr als General-Director aller Theater in Preußen. Mannheim iſt noch auf ihn ſtolz, denn hier hat er ſeine Schule gemacht, und kaum war es möglich, einen Platz im Theater zu finden, wenn er als Gaſt hier zuweilen in ſeiner frühern Heimath einkehrte. — Mit ihm alterte überhaupt die dramatiſche Kunſt, und ſie ſcheint beynahe ganz mit ihm untergeſunken zu ſeyn.

So theilt denn auch Mannheim mit allen Bühnen Deutschlands dieß Loos. Das Schauspiel wird nach und nach ganz von Spectakelstücken verdrängt, Publikum und Schauspieler sinken immer tiefer, und selten sieht man mehr eine hohe tragische Gestalt auf der Bühne, und dann oft in widerlicher oder lächerlicher Entstellung. Wir wollen damit Mannheim nicht insbesondere einen Vorwurf machen, das sich im Gegentheil noch in einzelnen Stücken vor manchen renomirten Bühnen rühmlich auszeichnet: es ist der allgemeine Gang des heutigen Theaterwesens, über den wir klagen. Die Glieder des Theaters zählen manches schätzenswerthe Talent unter sich. — Die Oper ist nicht reich genug an Sängern, und der Zustand der Kasse scheint keinen größern Aufwand zu erlauben. — Das Orchester ist etwas schwach besetzt, zählt aber ausser dem durch Salomons Urtheil, den Zitterschläger, Feodore und andere Compositionen bekannten Kapellmeister Ritter, einen vorzüglichen Violinisten Frey, der kürzlich auch als Componist mit Glück aufgetreten ist, dann noch die geschätzten Hornisten Ahl und Dickhut, und den Klarinettisten Ahl und Arnold in ihrer Mitte.

Die Decorationen sind zum Theile sehr vorzüglich gemahlt, besonders die noch von Quaglio da sind. Zum Theile sind sie aber auch schon ziemlich abgenutzt und veraltet. — Die Garderobe ist nicht mangelhaft und meist richtig. — Die Maschinerie geht gut, und die Verwandlungen geschehen rasch.

Die Regie wechselt zwischen einem Ausschusse und dem Theaterpersonale.

Die Intendance hat der Freyherr von Venningen, und außer ihm wirkt wohl noch ein oder der andere Kunſtfreund bey der Leitung des Ganzen mit.

Die Preiſe der Plätze ſind: 1 fl. 12 kr. in der Reſerveloge, 18 kr. auf dem erſten, 30 kr. auf dem zweyten Parterre, auf der Gallerie 18 kr. und auf den Seitenbänken derſelben 12 kr. Nur ſelten werden bey außerordentlichen Gelegenheiten die Eingangsgelder erhöht. Für den Einheimiſchen koſtet der Platz in einer Loge verhältnißmäßig weniger, wenn er ſich abbonnirt. Auch kann man ſich bey längerm Aufenthalte auf die Parterre abbonniren, wobey aber natürlich nur der etwas wohlfeiler zukommt, der jedesmal das Theater beſuchen würde, ſo oft Vorſtellungen darauf gegeben werden.

b. Die Harmonie. Früher beſtanden zwey Inſtitute für geſellſchaftlichen Verein der Männer höherer Stände zu Lectüre, Spiel und Unterhaltung; der ältere war das Caſino, früher Leſegeſellſchaft genannt, der neuere das Muſeum. Aus der Vereinigung beyder iſt nun der neueſte Verein dieſer Art hervorgegangen, der, ſeine Verbindung noch mit dem Namen andeutend, ſich die Harmonie nennt. Die Geſellſchaft hat ihre fünf Vorſteher, die jährlich gewählt werden, ihren Sekretär u. ſ. w. Das Leſezimmer, in welchem nicht geſprochen werden darf, bietet an Zeitungen und periodiſchen Schriften Vieles dar. Die Bibliothek iſt ſchon beträchtlich; ihr Catalog iſt etwa 7 — 8 Bogen ſtark, und enthält außer den meiſten Erſcheinungen im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften, auch manches wiſſen-

ſchaftliche Werk von Bedeutung. Die neu angeſchafften Bücher kommen in den Zirkel, und jedes Mitglied der Harmonie kann ſie da zu Hauſe nach Muße leſen. Außer den Leſe- und Bibliothekszimmern ſind noch zwey Billard-Zimmer und mehrere Zimmer für Converſation, Spiel u. dgl. beſtimmt. In dem Lycäums-Saale werden von Zeit zu Zeit während des Winters von dem zur Harmonie gehörigen muſikaliſchen Conſervatorium Concerte, zuweilen auch Declamatorien gegeben, an welchen auch die Frauen Theil nehmen können.

Gegen Fremde iſt die Geſellſchaft ſehr liberal. Wer durch ein Mitglied der Harmonie einmal aufgeführt und einem Vorſteher vorgeſtellt iſt, erhält eine Eintrittskarte, und hat die Erlaubniß, dieſen Verein einen Monat lang zu beſuchen. — Fremde, welche ſich einige Monate hier aufhalten, können die Erlaubniß bekommen, gegen einen kleinen Beytrag, ſo lange ſie hier ſind, dieſe Anſtalt zu frequentiren.

Ueber die Annahme neuer Mitglieder wird von der Geſellſchaft durch Kugelung abgeſtimmt. Der jährliche Beytrag eines Mitgliedes iſt 22 fl.

c. Das Caſino. Jeden Mittwoch findet man in dem Luſthauſe auf der nahgelegenen Mühlau eine ſchöne, ſelbſt von den erſten Familien beſuchte Tanzgeſellſchaft, welcher dieſer Name beygelegt wird.

d. Bälle. Sie werden im Laufe des Winters in dem ſchönen Redoutenſaale im Theatergebäude gehalten, und ſind recht brillant. Man maskirt ſich auf den erſten Bällen nicht ſehr häufig, aber deſto mehr

auf dem letzten, welcher auf Faſtnacht gehalten wird, und der gewöhnlich bis zum Gedränge voll iſt. Der Baur-Hall wird hier meiſt vom Geſinde beſucht.

e. Concerte. Sie werden von dem Orcheſter, das vorzügliche Virtuoſen enthält, in dem groſſen Saale aufgeführt, und man hört hier meiſtens von den beſten Compoſitionen.

Oeffentliche Sammlungen.

a. Der Antiken-Saal. Er beſteht nicht mehr als ſolcher. Die alten Kunſtſchätze wurden bey der Uebergabe des Landes an Baden nach München abgeführt, da ſie ein Privat-Eigenthum des Bayeriſchen Hauſes waren. Doch findet man jetzt hier eine Sammlung der in Paris unter Denon's Aufſicht gemachten Gypsabgüſſe von den bedeutendſten Antiken, ſowohl Statüen, als Büſten, die immer jenen Verluſt einigermaßen erſetzen, und dem Kunſtfreunde einen ſchönen Genuß gewähren. Wir nennen von dieſen Abgüſſen hier nur einen Laokoon und vatikaniſchen Apollo. Sie ſind in einem Saale des rechten Schloßflügels aufgeſtellt.

b. Die Bildergallerie. Sie iſt in demſelben Schloßflügel, und man kann unmittelbar aus dem Saale, wo die Gypsabgüſſe ſtehen, hinein kommen. Ehemals füllte ſie neun Säle, und enthielt unter 644 meiſt ſehr bedeutenden Bildern, mehrere von Correggio, Raphael Urbino, Dominichino, Julio Romano, Salvator Roſa, P. Veroneſe, Guido Reni, Carlo Dolci, Dürer, Rubens, Lukas von Leyden, Rembrand, Adrian v. Oſtade, Wouwermann, Breughel, Teniers, Holbein

u. ſ. w. die aber nun in München geſucht werden müſſen. Die jetzige Gallerie iſt nicht ſo bedeutend; die Zahl der Bilder iſt noch bey weitem nicht ſo groß, als früher; doch enthält ſie manches Vorzugliche, und iſt vor einigen Jahren durch die, 22 Gemählde und 18,000 Kupferſtiche enthaltende, Sammlung des verſtorbenen Geh. Raths von Klein bereichert worden.

c. Das Naturalien-Kabinet. Auch dieſes hat durch den Regierungswechſel etwas verloren, iſt aber immer noch ſehenswürdig. Es enthält eine reiche Sammlung von Mineralien, viele Verſteinerungen, foſſile Knochen, die im Lande gefunden wurden, viele Conchilien u. ſ. w. Nebſt mehreren ausgeſtopften Thieren, ſieht man hier auch eine Sammlung in Spiritus aufbewahrter Thiere, und in denſelben Zimmern viele intereſſante Kunſtproducte der Völker anderer Welttheile, Waffen wilder Völker, Matten, Kleidungsſtücke u. dgl. mehr; ſelbſt ein äußerſt ſchön gearbeitetes Indianiſches Canot iſt darin aufbewahrt.

Man findet das Naturalien-Kabinet ebenfalls in dem rechten Flügel des Schloſſes, und der Lycäums-Diener Henri darf es aufſchließen.

d. Die Antiquitäten-Sammlung. Sie findet ſich ebenfalls im Schloſſe, in der Nähe der Naturalien-Sammlung, und enthält außer den in der ehemaligen Pfalz gefundenen Römiſchen Steinen, auch eine Anzahl groſſentheils im Lande ausgegrabener kleiner Bronzen, die alſo außer dem allgemeinen, für den Einheimiſchen auch noch ein beſonderes vaterländiſches Intereſſe haben.

Induſtrie.

Künſtler, Fabriken, Handel und Gewerbe. Zu ſeinen Künſtlern zählt Mannheim den Hofbildhauer, Herrn Profeſſor Pozzi, den Mahler Bißel, den durch ſeine Kupferſtiche bekannten Anton Karcher, den als Schriftſtecher geſchätzten Wolf, und mit ihnen verdient Herr Koch angeführt zu werden, der ſich zwar nur noch aus Liebhaberey mit der Kunſt beſchäftigt, von dem aber mehrere meiſterhaft radirte Blätter exiſtiren. Auch glauben wir bey den Künſtlern zugleich die bekannte und ſehr bedeutende Kunſthandlung des Herrn Artaria erwähnen zu müſſen, eine Anſtalt, wie ſie wenige Städte aufzuweiſen haben. Ein Kupferdrucker, Magdaleuer, liefert vorzügliche Arbeit, und iſt weit und breit der geſchickteſte. Eine Steindruckerey, die Hr. Georg Schneider vor etlichen Jahren anlegte, iſt in ziemlich gutem Gange. Buchdruckereyen befinden ſich zwey hier.

Von Fabriken findet man hier: Eine Krappfabrik, eine Tapetenfabrik, Bleyzucker- und Tabaksfabriken, eine Spiegelfabrik und eine Chokoladefabrik, die ihre Fabrikate auch ziemlich weit verſenden.

Die Fabrikation des ſogenannten Mannheimer Goldes wird nicht mehr betrieben, dagegen greift die des Mannheimer Waſſers, eines verſüßten Anisbranntweins, immer weiter um ſich, und wird nun auch außer von ihrem Erfinder, Herrn Schuhmacher, von mehreren in ziemlichem Umfange getrieben.

Obgleich einige hieſige Handelshäuſer bedeutende Geſchäfte machen, ſo iſt Mannheim doch keine eigent-

liche Handelsstadt zu nennen. Der Speditionshandel ist von einigem Belange, und wird durch die Rhein- und Neckarschiffahrt begünstigt. Man zählt hier gegen hundert Handelsleute, ohne ihre Gehülfen, und findet von allen Artikeln eine reiche Auswahl; selbst eine Materialhandlung besteht hier schon viele Jahre. Für Reisende, welche sich auf einige Monate hier häuslich einrichten wollen, findet sich in dem Lager des Handelsmanns Aberle eine schöne Auswahl von Möbeln und sonstigem Hausgeräthe, welche monatweise verliehen werden. Bey ihm und in der Niederlage der Schreinerwaaren kann man immer auch fertige Möbel zu kaufen finden. Auch kauft man im Ganzen um billige Preise ein.

Buchhandlungen hat Mannheim fünf: Die Schwan und Götzische, die Löfflersche, die Kaufmannische, die Bendersche und die Fontaine'sche, welche letztere bloß Französische und andere Bücher in ausländischen neuern Sprachen, aber diese in großer Menge und Mannichfaltigkeit enthält.

Die Arbeiten der hiesigen Handwerksleute stehen mit Recht bey den Bewohnern der ganzen Gegend in gutem Credit. Außer den gewöhnlichen findet man auch besonders geschickte Gürtler, Gold- und Silberarbeiter, Zukkerbäcker, Tüncher, Tapezierer, Spengler, Zeugschmidte, Drechsler u. s. w., dann die seltnern: Schwertfeger, Büchsenmacher, Feilenhauer, Sporer, Glockengieser, geschickte Vergolder, Glasschneider, und auch kunstvolle Mechaniker, Uhrmacher, Geigen- und Instrumentenmacher, und einen Kartenfabrikanten.

Mehrere Sattler, unter welchen besonders der Name

Schütz genannt zu werden verdient, bauen eben so geſchmackvolle als bequeme und dauerhafte Reiſe-, Stadt- und Gallawagen.

Auch die hieſigen Bleichanſtalten verdienen an dieſer Stelle einer beſondern Erwähnung.

Der Gartenbau iſt hier ſehr vollkommen, und von der blühenden Agricultur iſt beſonders der Hopfenbau zu nennen, der ſtark getrieben wird.

Bevölkerung.

Im Jahre 1781 zählte Mannheim zuſammen 21,850 Seelen, und hatte ſchon, ſeit es die Reſidenz verloren, um beynahe 3000 an ſeiner Bevölkerung abgenommen; denn 1766 zählte man daſelbſt 24,190 Seelen. Im Jahre 1811 zählte es nur 18,285 ohne das garniſonirende Militär, und 20,108 mit demſelben; am Ende des Jahres 1813 belief ſich die Seelenzahl ohne Militär auf 18,213. Man ſieht hieraus, wie ſtark ſich in 30 Jahren die Bevölkerung vermindert hat, und man merkt dieſe Entvölkerung auch zum Theil ſchon in der Stadt, an den verhältnißmäßig ziemlich menſchenleeren Straßen. — Nach der Zählung, die im Jahre 1811 geſchah, befanden ſich in jenem Jahre unter der oben genannten Einwohnerzahl 4109 männliche und 5307 weiblichen Geſchlechts katholiſcher Religion; 1388 männlichen und 2024 weiblichen Geſchlechts lutheriſcher, und 1571 männlichen, 2067 weiblichen Geſchlechts reformirter Confeſſion; an Menoniſten 41 männlichen, 54 weiblichen Geſchlechts, und an Juden 597 männlichen und 678 weiblichen Geſchlechts. Damals hatte

ſich auch der Bevölkerungsſtand um 51 vermehrt. Die neueſte Zählung enthielt 1232 Familien, die zuſammen 18,380 Seelen ausmachen, worunter ſich von Katholiken 4162 männlichen und 6977 weiblichen Geſchlechts, von Lutheranern 2038 männlichen und 1960 weiblichen Geſchlechts, von Reformirten 1635 männlichen und 2005 weiblichen Geſchlechts, von Menoniſten 38 männlichen und 58 weiblichen Geſchlechts, und von Juden 551 und Jüdinnen 601 befanden. Mithin hat ſeit 1811 die Bevölkerung wieder um 105 Seelen zugenommen.

Häuſerzahl. An Gebäuden zählte man nach Widders Topographie im Jahr 1784: 12 Kirchen und Klöſter, 8 Pfarrhäuſer, 18 Schulhäuſer, 1519 bürgerliche Häuſer, 30 ſtädtiſche öffentliche Gebäude und 75 Scheunen. Nach der Zählung von 1811 belief ſich die Zahl aller Gebäude auf 1724, worunter ſich 57 öffentliche Gebäude, 1536 Wohnhäuſer, 28 Scheunen und 3 Mahlmühlen befanden. Die Wohnhäuſer haben ſich alſo, trotz der verringerten Einwohnerzahl und trotz des erlittenen Bombardements um 17 vermehrt, während ſich die Geſammtzahl der Gebäude um 38 verringert hat. Der jetzige Stand der Häuſerzahl beläuft ſich etwa noch eben ſo hoch, wie im Jahre 1811.

Die Feldgüter. Dieſe haben ſich durch Demolirung der Feſtungswerke und ſonſt beträchtlich vermehrt. Man rechnete im J. 1784 nach Widder 2187 Morgen Aecker, 913 Morgen Wieſen, 102 Morgen Gärten und 328 Morgen Weide; dagegen zählte man ſchon im Jahre 1811 an Aeckern 3300 Morgen 11 Ruthen, an Wieſen 1140 Morgen 34 Ruthen, an Gärten 355 M.

3 Viertel 25 Ruthen, an Wald 117 M. 3 V. 12¾ R., an damal noch ungebautem Lande 29 M. 3 V. 3¼ R., und an Teichen und Weihern 41 M. 2 V. 3½ R.; im Ganzen alſo 4988 M. 2 V. 36¼ R. Mithin hat ſich ſeitdem die Feldmark um 1458 M. vergrößert.

Der Viehſtand. Dieſer iſt ziemlich unbeträchtlich, wie es bey einer Stadt zu erwarten iſt, und beläuft ſich auf etwa 500 Pferde, 600 Kühe, 700 Schaafe und 360 Schweine.

Conſumtion. Sie beträgt nach einem Ueberſchlage jährlich an Mehl verſchiedener Art gegen 5 Mill. Pfund, an Salz über 400,000 Pf., an Fleiſch über 3000 Stück Ochſen, Stiere, Kühe und Rinder, zwiſchen 7 und 8000 Kälber, bey 2000 Hämmel (Schöpſe) und über 5000 Schweine; an Wein nahe an 2000 Fuder alten Maaßes, gegen 5000 Fuder Bier und an 80 Fuder Branntwein; an Holz gegen 17,000 Wagen, ohne Wellen und Torf, der in der Nähe (bey Sandorf) gegraben wird.

Staatsbehörden.

Folgende Dikaſterien haben hier ihren Sitz:

I. Das Großherzogliche Oberhofgericht.

Es zerfällt in einen erſten und zweyten Senat, die abwechſelnd Montags, Dienſtags, Donnerſtags und Freytags ihre Sitzungen halten.

Oberhofrichter: Se Excellenz Herr Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freyherr von Drais, des Ordens der Treue Großkreuz, präſidirend im erſten und zweyten Senate.

Kanzler und Director im erſten Senat: Hr. Staatsrath Siegel.

Kanzler und Director im zweyten Senat: Herr Staatsrath Freyherr von Hohenhorſt.

II. Das Großherzogliche Hofgericht.

Es hält ſeine Sitzungen Montags, Mittwochs und Donnerſtags.

Hofrichter: Hr. Karl Freyherr von Zyllenhardt.

Ferner iſt Mannheim der Sitz

des Directoriums des Neckarkreiſes.

Es hält alle Tage Sitzung.

Kreisdirector: Herr Joſeph Leopold Freyherr von Stengel.

Das hieſige Stadtamt beſteht aus einem Stadt-Director, Hrn. Ph. Anton von Jagemann, einem Polizeyrath und vier Amtleuten. Zu Amtstagen ſind Montag und Freytag beſtimmt.

Der Stadtrath hält Mittwochs Sitzung, und beſteht aus einem Oberburgermeiſter, Herrn Johann Wilhelm Reinhard, aus einem Burgermeiſter und zehn Rathsherrn.

Das Wappen der Stadt iſt ein rother Wolfsangel im goldenen Felde. Im Siegel hält aber ein aufrecht ſtehender Löwe dieſes Wappen vor ſich.

Meſſen und Märkte.

Die erſte der beyden nicht unbedeutenden Meſſen fängt den 1 May an, die andere auf Michaelis. Sie dauern 14 Tage. Die Buden ſtehen unter dem Kaufhauſe.

Viehmärkte werden vier gehalten: 1) Den 2ten Dienſtag im März, 2) den erſten Dienſtag im April, 3) den erſten Dienſtag im May, 4) den erſten Dienſtag im Juny, 5) den erſten Dienſtag im July, 6) den erſten Dienſtag im

Auguſt, und 7) den Dienſtag in der letzten Woche der Michaelismeſſe. Der bedeutendſte von allen iſt der im May, auf welchem ſich Käufer und Verkäufer von zehn und mehreren Stunden Wegs weit zuſammen finden.

Victualienmärkte werden wochentlich drey, nämlich auf Montag, Donnerſtag und Samſtag gehalten, und auf ihnen bringen die Unterkaufer aus dem Odenwalde ihre Butter, Hühner, Eyer, die Bergſträßer und Ueberrheiner ihr Obſt und ihre Gartenerzeugniſſe im Ueberfluſſe zuſammen, daß man an wenigen Orten das Bedürfniß der Küche reichlicher und wohlfeiler befriedigen kann, als hier.

Der Fruchtmarkt wird Donnerſtags, oder iſt dieſer ein Feyertag, Mittwochs vorher gehalten. Er wird gewöhnlich ſehr ſtark von den Bewohnern des rechten und linken Rhein- und Neckarufers beſucht.

Der Fiſchmarkt iſt von minderm Belang, da man jeden Tag in den Häuſern der Fiſcher ſeine Bedürfniſſe haben kann. Er wird Freytags und Sonnabends gehalten.

Der Gemüſe- und Obſtmarkt wird auf dem Marktplatze Quadrat G 1 gehalten, der Fruchtmarkt auf dem bey den Planken gegen das Rheinthor gelegenen, der Strohmarkt auf dem Platze am andern Ende der Planken, gegen die Heidelberger Seite, der Fiſchmarkt aber auf der an dem Haupteingang der reformirten Kirche vorbeyziehenden Straße.

Poſten und andere Gelegenheiten.

1. Fahrende Poſt.

Sie geht Montags Mittags um 12 Uhr ab: nach Heidelberg, und von da längs der Bergſtraße nach Darmſtadt und Frankfurt, um von Frankfurt 1) über Höchſt nach Mainz, Wiesbaden, dem Rheingau und Schwalbach, oder 2) über Friedberg nach Gießen, Marburg und Kaſſel und weiter nach Bremen zu gehen: oder 3) nach Wetzlar, Siegen, 4) über Kaſſel nach Eiſenach, nach Leipzig, wie ganz Sachſen und dem Norden: 5) nach Hanau, nach Fulda, ganz Heſſen und Weſtphalen. Von dieſen Orten kommt ſie an Sonntags und Mittwochs in der Nacht, oder Dienſtags und Freitags Vormittags.

Montags Abends 6 Uhr geht ſie ab: über Heidelberg nach Bruchſal, Karlsruhe, Raſtatt, Kehl, Straßburg und ganz Frankreich: über Kehl auch nach Offenburg, Lahr ꝛc. Freyburg ꝛc. nach Baſel und der Schweiz. Ferner von Bruchſal über Bretten nach Stuttgardt, Ulm, Augsburg, München, Salzburg u. ſ. f. auch nach Memmingen, Kempten und Tyrol. — Eine andere Route geht auch an dieſem Tage von Heidelberg über Frankfurt an den Niederrhein, oder auch nach Hanau und Aſchaffenburg.

Von diesen Orten kommt der Wagen an Sonntags und Mittwochs in der Nacht, Dienstags und Freitags Vormittags.

Ueber Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg, oder auch nach Frankfurt wie Sonntags und Montags. Von Frankfurt nach Kaßel, über Fuderstadt, Magdeburg, nach Berlin und ganz Preußen; über Friedberg nach Eisenach; ferner über Kaßel nach Hannover, Lüneburg und Hamburg, nach ganz Hessen und Westphalen und den nordlichen Departements Frankreichs. So auch über Heidelberg durch das Neckarthal nach Würzburg, ganz Franken, die Oberpfalz, Böhmen Oesterreich Ungarn u. s. w. Oder auch von Würzburg nach Koburg u. s. w.; nach Dresden, ganz Sachsen, Schlesien, Polen und Rußland.

Die Post von daher kommt Sonntags und Mittwochs in der Nacht, und Dienstags und Freitags Vormittags.

Donnerstags Abends 6 Uhr geht ein Wagen ab: über Heidelberg nach Heilbronn, ganz Würtemberg und Baiern; oder von Heidelberg über Karlsruhe nach dem Oberlande, dem Breisgau, und von da über Donaueschingen und Schaffhausen, oder über Freiburg und Basel nach der Schweiz.

Die Post von den genannten Orten kommt Mittwochs in der Nacht an.

Ueber Heidelberg nach Frankfurt wie Sonntags, Montags und Mittwochs, geht ebenfalls dieser donnerstägige Wagen, und die Post daher kommt wieder Sonntags und Mittwochs in der Nacht und Dienstags und Freitags Vormittags an.

Das Expeditions-Büreau ist täglich von 8 bis 12 Uhr Vormittags, aber Nachmittags nur Montags, Dienstags und Donnerstags von 2 — 5 Uhr offen.

2. Briefpost.

Der Französische Cours geht über Worms nach Speier, Neustadt, Paris, und den mittleren Departements ꝛc. Montags, Mittwochs, Freitags und Samstags früh um 8 Uhr ab, und kommt Abends zurück.

Ueber Kehl nach Straßburg, dem Nieder- und Oberrheinischen, dann den südlichen Departements ꝛc. Spanien und Portugal, geht die Post täglich Abends um 9 Uhr ab, und kommt Abends oder in der Nacht mit der Heidelberger Post an.

Ueber Frankfurt geht sie nach Mainz, Köln und die nordlichen Departements ꝛc. nach Holland ꝛc. Abends 5 Uhr, Morgens kommt sie daher an.

Der Frankfurter Cours geht nach Weinheim, Heppenheim, Darmstadt, Furth, Reichelsheim, Umstadt ꝛc. Frankfurt, Hessen, Würzburg und Berg, Nürnberg, der Oberpfalz, ganz Sachsen und Westphalen, dem ganzen

Niederſachſen, Schleſien und allen nördlichen Reichen ꝛc. Abends 5 Uhr ab, und kommt Morgens von daher an.

Der Heidelberger Cours geht über Heidelberg, Bruchſal, Durlach, Kehl, nach Wurtemberg ꝛc täglich um 5 Uhr Morgens, und kommt alle Tage Abends oder Nachts von daher an.

Ferner nach Augsburg, Baiern, Oeſterreich, Ungarn, ganz Italien, der Türkey ꝛc. geht er Montags, Donnerſtags und Samſtags Morgens um 5 Uhr. Ankunft Montags, Mittwochs, Donnerſtags und Samſtags Abends oder Nachts.

Dann über Sinsheim und Heilbronn nach Stuttgart. Abgang Montags, Donnerſtags, Samſtags Morgens um 5 Uhr. Ankunft Montags, Donnerſtags und Samſtags Abends oder Nachts.

Dann über Wimmersbach, Mosbach, Buchen, Boxberg, Biſchofsheim nach Wurzburg, oder Wertheim, Mittenberg und Amorbach ꝛc. Ferner über Nürnberg, Bamberg und ganz Franken. Abgang Montags und Donnerſtags Morgens um 5 Uhr. Ankunft Dienſtags und Donnerſtags Abends oder Nachts.

Der Karlsruher Cours geht nach Schwetzingen, Waghäuſel, Graben, Karlsruhe, Raſtatt, Offenburg, Freiburg, Villingen, Donaueſchingen, Konſtanz ꝛc und in die ganze Schweiz Abends um 9 Uhr ab, und kommt Morgens an.

Die Briefe werden auf dem Büreau am Paradeplatz und den Planken O 2. 4 von Morgens 8 — 12 und Mittags von 2 — 9 Uhr Abends abgenommen.

3. Reiſegelegenheiten.

1) Nach Heidelberg geht täglich im Sommer Morgens um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr im Zweibrücker Hofe eine Chaiſe ab, und kommt denſelben Abend um 6 Uhr wieder; von Heidelberg kommen täglich Morgens zwiſchen 9 und 11 Uhr Chaiſen an, und geben Mittags um 2 — 3 Uhr dahin zurück. Sie nehmen auch Gepäcke und Beſtellungen mit. Man findet ſie im Gaſthaus zum ſchwarzen Löwen und ſchwarzen Bären.

2) Von Worms kommt jetzt täglich eine Chaiſe an, und geht denſelben Tag wieder dahin zurück.

4. Fuhren.

1) Nach Augsburg und München fährt alle 14 Tage Gerhard Kremer, bey der weißen Lilie wohnhaft, mit einem Gutwagen.

2) Nach Würzburg fährt alle 10 Tage ein Fuhrmann im goldenen Ring ab.

3) Nach Speyer fährt Daniel Göppel, der Montags im ſchwarzen Bären ankommt, Dienſtags ab.

4) Nach Frankfurt fährt Wirsching zu unbestimmter Zeit. Er wohnt dem Bierhause zum Storchel gegenüber.

5) Nach Kreuznach. Zwey Fuhren kommen von da auf Dienstag an, und fahren die eine vom schwarzen Löwen, die andre vom schwarzen Bären, Mittwochs wieder zurück.

6) Von Karlsruhe kommt Donnerstags Morgens 10 Uhr im weißen Kreuz eine Fuhre an, und fährt wieder Nachmittags 3 Uhr ab. Außer diesem fahren noch zwei Wagen wochentlich dahin, und man giebt die Bestellungen für den einen 1. 5. 8 ab, die für den andern bei Herrn Schonherr im Ritter.

7) Von Neustadt an der Haard kommt Montags und Donnerstags im Weinberg eine Fuhre an, und fährt Dienstags und Freytags wieder zurück.

8) Nach Schwetzingen gehen in der goldenen Gans und beym Bäckermeister Muller neben der Stadt Augsburg Fuhren ab.

9) Von Durkheim kommt ein Karren in der alten Landkutsche an.

5. Boten kommen:

1) Von Edenkoben Mittwochs beym Handelsmann Mayer am Kornmarkt, geht Donnerstags zurück.

2) Von Ladenburg kommt ein Bote beinahe täglich bey dem Handelsmann Gallian, der Hauptwache gegenüber, an, und geht wieder am nämlichen Tage dahin zurück.

3) Von Lampertheim bey Handelsmann Barth.

4) Von Neustadt a. d. H. der gold Kugel gegenüber.

5) Von Schriesheim bey dem Bäcker Muller neben der Stadt Augsburg.

6) Von Speier kommt eine Botin wöchentlich dreymal zu Handelsmann Gesell an dem Markt, und Montags, Donnerstags und Samstags ein Bote in den Prinz Friedrich.

7) Von Wachenheim kommt ein Bote Montags und Donnerstags im Viehhof an, und geht auch dieselben Tage wieder zurück.

8) Von Weinheim kommt auf die Markttage eine Botin.

6. Schiffergelegenheit.

Von Worms kommt Sonntags und Mittwochs Nachmittags ein Marktschiff an, welches Montags und Donnerstags Nachmittags wieder dahin zurückgeht.

2) Von Speyer kommt Mittwochs Abends ein Schiffer im silbernen Schlüssel an, und fährt Donnerstags zurück.

3) Von Heidelberg kommt das Marktschiff Montags, Mittwochs und Freytags Mittags gegen 12 Uhr an und geht immer am folgenden Tage Morgens 8 Uhr dahin zurück.

Umgebungen Mannheims.

Die nächſten Umgebungen ſind alle gar lieblich, und vereinigen mit der herrlichen Ausſicht auf die nicht zu fernen Berge, alles was eine Ebene Reitzendes beſitzen kann. Der Schloßgarten zieht ſich um die eine Seite der Stadt und an dem Rheine hin. Er iſt unter der Leitung des geſchätzten Garten-Directors, Herrn Zeyhers, angelegt, und durch den auffallenden Wachsthum des Holzes in den wenigen Jahren ſeiner Anlage bildet er ſchon manche mit der ſchönen Ferne harmonirende Parthie. Er iſt der gewöhnliche Spaziergang der Bewohner Mannheims. Beſonders herrlich iſt am Abende bey Sonnenuntergang der Weg auf dem Rheindamme. Die Mühlaue iſt eine beym Ausfluß des Neckars in den Rhein gelegene Inſel, die durch Brükken mit dem feſten Lande verbunden iſt. Sie hat freundliche Anlagen und in einem dort erbauten Hauſe findet der Luſtwandelnde Erfriſchungen. Die Neckargärten ſind nach dem Muſter der Stadt in Quadrate getheilt, und enthalten manche ſchöne Anlage. Jenſeits der Neckargärten, bey der Ziegelhütte, hat man eine gar mahleriſche Anſicht der Gegend, und hier verdient der wegen ſeines Sinnes fürs Schöne ſchätzenswerthe Herr von Reibelt genannt zu werden, der ſich dieſen Punkt zu einer Anlage gewählt hat. — Von der Nekkarbrücke an führt ein ſchöner, mit Gartenanlagen verſehener, Weg links in einer großen Bogenlinie zur Seite eines aus dem Rhein in den Neckar geleiteten

Kanals, um die Stadt, und beugt oben bey dem Rheinhafen wieder rechts in den Schloßgarten. Ein anderer Weg führt von der Neckarbrücke rechts um die Stadt, mit einer Allee, zwischen Gärten hin, und lenkt oben bey den an der Rheinbrücke erbauten Häusern wieder links in den Schloßgarten hinein. Außer den genannten Gartenanlagen befinden sich auch über der Heidelberger Barriere, an dem Wege gegen Schwetzingen, noch mehrere zum Theil recht schöne Gärten, in welchen hie und da ein geschmackvolles Lusthäuschen sieht. Wir erwähnen von ihnen den Garten, welchen die Stadt Mannheim der Frau Großherzogin von Baden schenkte, den Stummischen Garten, den Schuhmacherschen und nebst andern auch den näher bey der Stadt gelegenen des Herrn Handelsmanns Ackermann. —

Die Kirchweihen auf den benachbarten Dörfern geben Manchem Anlaß zu einem Ausflug dahin. Käferthal wird sonst auch häufig besucht, und die Anlage, welche Herr von Reibelt daselbst gemacht hat, bietet manches Schöne. Wer eine größere Excursion machen will, den lockt die Nähe der Bergstraße und des Odenwaldes, oder Heidelbergs wunderherrliche Lage und Schwetzingens künstlicher, weitgerühmter Garten; vielleicht auch das überrheinische Land, mit seinen fruchtbaren Fluren, und seinen alten Städten Worms und Speyer, oder die hohen Gebürge desselben, über welchen der Donnersberg mit seinem langen Rücken emporragt.

Schwetzingen.

Die Straße von Mannheim nach Schwetzingen führt eine kleine Strecke von Mannheim von der nach Heidelberg führenden Landstraße rechts ab, im Anfange durch freundliche Gartenanlagen ziehend. Die darauf folgenden Felder sind ziemlich fruchtbar, und tragen überall Spuren eines thätigen, zu hoher Stufe der Vollkommenheit gebrachten Landbaues, wie er sich denn überall in der Rheinpfalz mehr oder minder zeigt. Bald thut sich hier eine herrliche Aussicht links in die Ebene hinüber auf. Die wohlhabenden Dörfer am Neckar, besonders Seckenheim, das Städtchen Ladenburg, jenseits des Neckars, und weiter hinüber die Bergstraße und die Flecken und Dörfer am Fuße des Gebürgs, die Strahlenburg an der Vorhöhe des Schrießheimer Oelbergs machen zusammen ein recht lachendes Bild. Aber nicht nur die Gegenwart ist es, die den Wanderer hier einen Augenblick verweilen läßt, auch die Vergangenheit macht ihr Recht auf ihn geltend. Ehe wir nämlich noch ganz das nächste Dorf, Neckerau, erreichen, macht uns der kundige Führer auf die Stelle aufmerksam, wo ehemals das ziemlich bedeutende Dorf Hermsheim lag, sonst auch Hermundesheim genannt, dessen Spur nun aber ganz und gar verschwunden ist. Die Stelle ist etwa

zwiſchen der Straße und dem jenſeits des Neckars liegenden Dorf Feidenheim in der Mitte, und ſeiner geſchieht in den Lorſcher Urkunden Erwähnung. Nach ſchriftlichen Urkunden trugen es die Herren von Handſchuchsheim zu Lehen, wie dieß auch ein vorhandener Lehensbrief vom 21. May 1582 bezeugt. Welche Stürme dieſes Dorf in den nun faſt drittehalb Jahrhunderten ſo ganz von der Erde geriſſen, daß die Sage davon beynahe fabelhaft klingt, iſt uns unbekannt.

Nach einer kurzen Strecke haben wir Neckerau zur Rechten. Das Ufer des Rheins iſt hier flach und bildet eine ſumpfige Weide, ſo daß ſelbſt der Neckerauer Gießen, ein aus dem Rheine kommendes Altwaſſer, das ganze Dorf umfließt, und noch einen Theil der Gemarkung mit einſchließt. Das freundliche Dorf, ein Lieblingsausflug der Mannheimer, hat hundert und etliche ſechzig Häuſer, zwey Kirchen und zwiſchen 8 — 900 Seelen. —

Gleich hinter Neckerau verlieren wir die weitere Ausſicht nach der Bergſtraße hinüber. Ein Wald, der hier und da bis an die Straße rührt, tritt dazwiſchen. Hier iſt auch das Land wegen häufiger Sandſtriche unfruchtbar, und in keiner Rückſicht intereſſant. Nur die Ausſicht nach der rechten Seite hin, in die reiche überrheiniſche Gegend, das Haardtgebürge in nicht gar zu großer Entfernung, kann uns hier beſchäftigen.

Die Straße führt nun an keinem Dorfe mehr nahe vorüber. Nur das Relaishaus, wo Kurfürſt Karl Theodor auf ſeinen Fahrten zwiſchen Mannheim und Schwetzingen immer die Pferde wechſelte, und der Stengel- und Kiſſelhof liegen noch an derſelben. Ihnen gegenüber,

in der großen Beugung des Rheines, finden wir Altrip.

Etwa eine ſtarke halbe Stunde weiter ſehen wir rechts, wo der Rhein die ſtarke weſtliche Beugung macht, die der öſtlichen bey Schwetzingen wohl gleich iſt, das Dörfchen Brühl. Links öffnet ſich nun auch, wo ſich die Straße etwas hinüber wendet, wieder eine freyere Ausſicht. Der beſchränkende Wald weicht ganz zurück, und vor uns liegt Schwetzingen, von den hohen Wipfeln der üppigen Bäume ſeines Gartens umrauſcht. Weiter zur Linken ſehen wir Blankſtadt, Eppelheim und ſelbſt bis nach Heidelberg in den Bergſchooß können wir an einigen Stellen blicken, aus dem der Neckar hervorwallet. Ihm zur Rechten und Linken erheben der Kaiſerſtuhl und Heiligenberg ihre erhabenen Häupter. Nach dem Fuße des dieſſeitigen Gebürges zieht, in linienga der Richtung, die meiſt auf einem Damme nach Heidelberg führende Straße, welche Kurfurſt Karl Philipp anlegen ließ, und die unweit der Heidelberger Krappfabrik ſich mit der nach Bruchſal ziehenden Fortſetzung der Bergſtraße vereinigt.

Lenken wir endlich in die reinliche, nicht gar zu enge, wohlgepflaſterte Straße Schwetzingens ein, ſo erfreuen wir uns der gutgebauten, mitunter recht hübſchen Häuſer, und manches derſelben bietet uns gaſtlich Obdach und Erquickung. Der Pfälzer Hof wird beſonders empfohlen. Bey dem Beſitzer deſſelben, Herrn Mohr, findet man jederzeit Exemplare ſowohl von gegenwärtiger Schrift, als auch von andern bey dem Verleger derſelben erſchienenen, jedem denkenden Reiſenden ſehr zu empfehlenden Werken. — Auch die Gaſthöfe zum goldenen Ochſen und zum Prinz Karl gehören mit zu den beſſern.

— Hier trifft man die ganze ſchöne Jahreszeit durch beynahe täglich beſuchende Fremde, und ein mehr als frugales Mahl um nicht zu hohen Preis.

Schwetzingen war früher nur ein Dorf, und beſtand aus Ober- und Unterſchwetzingen. Durch die Erweiterungen des Schloſſes und Gartens, den Aufenthalt des Hofes, die beſuchenden Fremden u. ſ. w. wurde auch die Erweiterung des Orts veranlaßt, und jetzt gilt es als ein ziemlich bedeutender Flecken, zuweilen wohl auch als Städtchen. Es liegt an dem von Wiesloch herauskommenden Leimbach, ¾ St. vom Rhein nach Oſten, 2 St. von Heidelberg, weſtwärts, 2 ſtarke St. vom Neckar bey Padenburg, ſüdlich, und von Mannheim 3 St. ſüdſüdöſtlich. Schwetzingen hat drey Kirchen, für die drey chriſtlichen Confeſſionen. Jede Gemeinde hat auch ihren eignen hier wohnenden Pfarrer und Schullehrer. Die Einwohnerzahl belief ſich 1784 auf 1458 Seelen und 1814 auf 2082; ſie hat ſich alſo über den vierten Theil vermehrt.

Der Garten.

Der erſte Gang, wohl auch der einzige Zweck des Fremden bey ſeinem Beſuche Schwetzingens, iſt der Gang nach dem Schloßgarten. Vor Karl Theodor war wenig für ihn gethan. Karl Ludwig hatte ſeiner geliebten Raugräfin Luiſe von Degenfeld das Schloß bewohnbar herſtellen laſſen, und unter ſeiner Regierung ward auch der Garten mit einem Zaun umgeben. Unter den folgenden Pfalzgrafen geſchah wenig oder nichts für den Gar-

ten. Karl Philipp wieß zwar für jene Zeit ziemlich bedeutende Summen zum Beſten der Gartenanlagen an, und ließ letztere erweitern: allein als der Plan zu der neuen, jetzt noch beſtehenden Anlage gemacht wurde, konnte von jenen frühern wenig mehr, als der Raum, benutzt werden.

Nachdem wir uns lange genug dem Eindrucke überlaſſen haben, den der Anblick des Ganzen beym erſten Eintritte auf uns macht, wenden wir uns nun durch die mannichfaltig abwechſelnden Gänge zu den einzelnen bedeutenden Parthieen, indem uns die größere oder mindere Bedeutung und Nähe leitet.

1. Die fünf Fontänen.

Gleich beym Eintritt in den Garten fallen uns dieſe zuerſt in der Mitte der im Zirkel gemachten franzöſiſchen Anlagen in die Augen.

Die große Fontäne, die weite Linie des längsziehenden Hauptwegs unterbrechend, lockt durch ihre fünf Waſſerſtrahlen, deren mittelſter ſich zu bedeutender Höhe erhebt, uns näher. Leicht erkennen wir die Figur in der Mitte des Baſſins für den freundlichen Delphin, auf ihm den edeln Sänger Arion, in ſeiner Linken das Saitenſpiel haltend. Durch A. W. v. Schlegels treffliche Romanze iſt die Mythe von Arion bekannt genug und ſomit dieſe Gruppe verſtändlich. Der mächtige Waſſerſtrahl, den der Delphin ausſtröhmt, hat die Dicke von fünf Zoll, und ſteigt zur Höhe von etlichen fünfzig Fuß. Um dieſe Hauptgruppe ſchwimmen noch in dem großen runden Baſſin vier Schwäne, die aus

dem in verschiedener Beugung aufgerichteten Halse jeder einen Wasserstrahl in die Höhe treiben. Auf jedem der Schwäne sitzt ein Kind, sich in der oder jener Neigung vor dem wieder herabfallenden Wasserstrahle schützen wollend, und so erst recht von demselben begossen. Um diese tollen, das Leben nachahmenden, Figuren spielen in buntem Wechsel, oft zur Oberfläche des bis zum Rande gefüllten Bassins steigend, die rothen und goldschimmernden Fischlein. — Die vier aus Cararischem Marmor gebildeten Urnen, zur Seite, verrathen sich als das Werk eines geübten Meissels.

Die vier kleinern Fontänen stehen in der Mitte der vier mit Blumenrabatten umfaßten Rasen-Quadrate, die durch den großen Kreuzweg gebildet werden, in dessen Durchschnittspunkte das große Bassin sich befindet. Die Figuren dieser kleinern Bassins stellen ebenfalls Kinder auf Seethieren in mannichfacher Gruppirung vor. Der aus ihnen springende Wasserstrahl erreicht die Höhe von achtzehn Fuß.

Sowohl Arion und die Schwäne des großen, als auch diese Gruppen der vier kleinern Bassins sind alle von Bley. Sie wurden nicht eigens für diesen Garten verfertigt, sondern rühren aus der Verlassenschaft des zu Lüneville 1766 verstorbenen Königs Stanislaus her, wo das Pfund um zehn Sols verkauft wurde.

2. Galatea.

Gehn wir nun von dem großen Bassin, an der zehnfachen querlaufenden Lindenallee vorbey, die zu jeder Tageszeit einen schattenkühlen Gang zum Lustwandeln

darbietet, so treten wir bald durch einen rechts führenden Weg aus der bisher betrachteten Anlage heraus, die einen völligen Zirkel bildet, der auf der Seite nach dem Schlosse mit Gebäuden, auf der entgegengesetzten mit Lattenwerk umschlossen ist. In der Mitte der rechten Hälfte dieses Lattengitters treten wir durch, und finden uns nun in einer minder steifen Anlage, als die vorige. Obgleich auch hier, wie in dem gröſsten Theile des Gartens, die Regelmäſsigkeit einer französischen Anlage durchblickt, so wird diese doch ziemlich durch die Waldanlage, durch den ungezwungenen Wuchs der Bäume, und vorzüglich dadurch gedeckt, daß man auf einem Punkte nicht den symetrisch correspondirenden Punkt auf der andern Seite zugleich übersehn kann. Zwey gleiche Wege führen uns an ein zwischen Bäumen verstecktes Bassin, in dessen Mitte, auf einem von Wasser durchrieselten Fels, die Bildsäule einer dem Bade entstiegenen Nymphe steht. Der in staunender Neugier dicht an ihr hinaufschauende Triton mit seinen Muscheln und Korallen macht es glaublich, daß es die Nereus-Tochter Galatea seyn soll. Diese Gruppe, ein Werk Crepello's, der unter dem 1716 in Düsseldorf verstorbenen Kurfürsten Johann Wilhelm lebte, ist recht brav gearbeitet, und gehört zu dem Besten, was der Garten an Sculpturen aufzuweisen hat. Schon von Ferne glänzt, aus grüner Runde, die schneeige Weisse des Cararischen Marmors. In der Nähe bewundert man das schöne Ebenmaas der Glieder, die einzeln wohl einer Venus angehören könnten, das in jugendlicher Frische hervortretende und doch in solcher Anmuthsfülle weiblicher Weichheit gerundete Muskelspiel ꝛc.

3. Bacchus.

Wir finden ihn gleich in der Nähe, wenn wir unſern Weg gerade aus und dann etwas rechts nehmen, zur Seite eines Baſſins, das die zwey Kindergruppen auf waſſerſpeyenden Drachen als das rechte bezeichnen. Da ſtehet der epheu- und rebenumkränzte Freudengeber in übergewöhnlicher Größe, aus Cararischem Marmor von Andrea Bacca gehauen, ſonſt mit einer Agrippina eine Zierde des Mannheimer Schloßgartens, aber 1768 nach Karl Theodors Willen hierher gebracht. Dieſe Bildſäule iſt nicht ohne Werth.

4. Pan's Felſen.

Von dem Bacchus wieder zurückgehend, finden wir links von dem mit glattgeſcheuerten Steinchen in kleinlicher Eleganz eingefaßten Wäſſerlein, welches längs hin durch die Mitte des Wegs fließt, von hohen Tannen und Birken überſchattet, einen aus dem Boden gerade aufgerichtet ſtehenden Fels von dunkelm Tuffſtein, aus welchem überall ein quellenfriſches Waſſer hervorperlet, das ſich in einem aus gleichem Steine wie von der Natur gebildeten Becken ſammelt. Auf dem Felſen ſitzt der ziegenfüßige Gott der Hirten, der Flurenbehüter. Nachdem er mit ſeinem Nymphen-Chor Felder und Wälder durchſchwärmt, ſcheint er nun hier einſam zu ruhen, ſich an den kunſtloſen Liedern ſeiner Rohrflöte ergötzend. In der Hand hält er die ſiebenhalmige Syrinx, im Arme ruht ihm nachläßig der Hirtenſtab. Dieſe gelungene Bildſäule iſt aus Sandſtein gehauen, und ein Werk des ſpäter bey

Abtretung der Pfalz an Baden von Mannheim nach München berufenen Bildhauers Lamine.

5. Der Tempel Apollo's.

Er ist eine der gefeyertesten und bedeutendsten Stellen des Gartens. Unweit der eben verlassenen Plätze gehn wir rechts, und durchschneiden die längsziehende Kastanien-Allee, steigen sechs bis acht Stufen hinab, wo zwey Löwen aus Sandstein, eine Kugel in der Tatze, zur Seite ruhen, verfolgen den Weg grade aus längs dem Wassergraben, der den Platz umschließt, wo die Orangen ihre Düfte herübersenden, und nun treten wir durch eine Oeffnung des Gebüsches links hinein. Wir stehn überrascht einen Augenblick, ehe wir weiter schreiten. Vor uns ein vertieftes längliches Rasenbette, zu welchem drei Treppen, jede mit zwey Sphynxen umlagert, hinabführen; das Rasenbette mit zwey Wegen umfangen, die nach dem Tempel hinanleiten; das ganze Oval von herrlichen Rothtannen umschattet, die ihre Wipfel hoch gen Himmel erheben; im Hintergrunde der Tempel auf der Höhe, sein rundes Dach auf zwölf Jonischen Säulen ruhend, den Durchblick auf die in der Runde stehende Bildsäule des Gottes und hinter ihm auf den Himmel frei lassend: glauben wir uns wirklich mit einemmal in das Heiligthum eines Griechischen Götterhaines versetzt.

Wir nähern uns dem Tempel. Vorn auf dem Felsen, auf dem er gegründet ist, gießen zwey Najaden von Carrarischem Marmor aus einer Urne einen reichen Strom krystallhellen Wassers. Von einem Becken zum andern fallend, plätschert es lieblich über die runden Stufen,

bis es endlich von der siebenten in ein viereckiges Becken fällt, aus dem es zu fernerm Dienste weiter geleitet wird. Zu beyden Seiten des fallenden Wassers führen uns Stufen zu dem Tempel hinauf. Die Statüe Apollo's ist aus Cararischem weissem Marmor gehauen, und steht auf einem schwarzmarmornen Fußgestell. Er ist nicht der zürnende, der weithintreffende Gott: der Bogen ruht — er ist hier der Saiten rührende Gott, die Lever in der Rechten, Stirne und Nacken von dem vollen Lockenhaar umwallt, sieht er da in männlich jugendlicher Schöne, selbst des Kenners Auge auf sich ziehend und nicht unbefriedigt lassend. Er ist, so wie die beyden Najaden zu dem Fuße seines Tempels, ein Werk des Ritters Verschaffelt. — Unter dem Tempel finden wir kühle Felsengänge, von hinlänglichem Lichte erhellet, aus welchen wir auf zwey große steingeplattete Altane hinaustreten, von welchen wir einen uns neuen Theil des Gartens erblicken.

6. Die Felsenquelle.

Unbedeutend, aber lieblich, rauscht aus einem grottenähnlichen Fels die kleine Quelle hervor. Wir gelangen zu ihr, wenn wir die Felsentreppe rechts vom Apollo-Tempel hinabsteigen. Der wilde Eber über der Quelle, von zwey Hunden gepackt, deren einen er schon unter sich gerissen, ist kein werthloses Bild. Es rührt ebenfalls aus des Königs Stanislaus Nachlasse her.

7. Das Badehaus.

Wir finden es weiter rechts von dem Apollo-Tempel. In einfacher Anspruchslosigkeit erbaut, scheint es uns

eben um ſo mehr anzuſprechen. Zwey Statüen vom Hofbildhauer Linck ſtehen zu den Seiten des Eingangs: ein Amor und ein Faun (?) ohne Werth. Wir treten zuerſt in einen kleinen Saal, deſſen Decke ein treffliches Gemählde von Guibal einnimmt. In einem der Seitenkabinette finden wir die Wände mit einer ächt Chineſiſchen Papiertapete bekleidet, und einen porzellänenen Kronleuchter, ein vaterländiſches Product, in der ehemaligen Frankenthaler Fabrik verfertigt. Das letzte Kabinet dieſer Seite enthält zwey Korinthiſche Alabaſter-Säulen; das Geräfel iſt von koſtbarem Holze, und die Landſchaften, welche die Wände füllen, ſind von dem geſchätzten Kobell. Die übrigen Kabinette ſind ebenfalls geſchmackvoll und koſtbar decorirt. Das letzte der andern Seite enthält das eigentliche Bad. Es iſt aus ehemals vaterländiſchem Marmor gebildet. Eine marmorne Treppe führt hinab. Das Waſſer flieſt zur Füllung des Bades aus einer vergoldeten Vaſe; zwey goldene Schlangen winden ſich hervor, und ſpeyen zur Milderung des Bades kaltes oder warmes Waſſer herab. Die Wände umher ſind paſſend verziert. Ein weiſſer Gypsvorhang von ſchönem Faltenwurfe, ſechs Nymphen mit Vaſen, Pfeiler von Alabaſter, Kryſtall und andere Steine an den Wänden, und Spiegel, umgeben den Badenden.

8. Das Baſſin aus einem Steine.

Es ſteht unweit dem Badehauſe. Wir erkennen es an den beyden Gruppen von Linck, welche mit Ziegen ſpielende Kinder vorſtellen. Das Baſſin ſteht zwiſchen ihnen. Sein Strahl dringt nicht weit in die Höhe, wie

bey den andern, sondern bildet eine durchsichtige Wasserglocke, wohl einer Krystallglocke vergleichbar.

9. Die täuschende Landschaft.

Von hier leitet uns der Führer, mit dem Versprechen, dort eine Aussicht in die Ferne zu zeigen, in einen dunkeln Gang. Wohl täuscht er uns auch, wenn er für unser Auge die rechte Entfernung zu wählen versteht. Durch einen dunkeln, bey vierhundert Schuh langen, Gang führt er uns der einzigen lichten Stelle zu, wo durch einen ausgebrochenen Felsen der Durchblick offen ist, und wir sehen draußen Häuser und Bäume, Felder und Wälder, den Hintergrund von fernen blaudämmernden Bergen geschlossen, und heiter lacht über der schönen Landschaft der Himmel. Kaum kann es aber der Führer erwarten, bis wir uns satt gesehen an der weiten Aussicht. Wir folgen ihm der Felsenöffnung näher und näher, jetzt trennt uns nur noch ein schmaler Graben mit ablaufendem Wasser — und nun erkennen wir die auf die gegenüberstehende einwärts gewölbte Mauer gemahlte Landschaft, und mit ihr unsre bisherige Täuschung. Ein gemeiner Mannheimer Tünchermeister, Truckenmüller, hat diese Landschaft, nach einer Zeichnung Robells, so naturgetreu gemahlt.

10. Die wasserspeyenden Vögel.

Eine ähnliche Spielerey, als die vorige, an der sich aber immer die Menge ergötzt. Eine Nachteule, bey Tage sich blicken lassend und nun von dem bunten Schwarm der andern Vögel geneckt und verfolgt, hat die Idee zu diesem Spielwerke gegeben. In einem mit eiserner Brüstung

umgebenen ovalen Baſſin ſitzt der lichtſcheue Vogel. Oben haben Pfauen, Hühner, Truthühner und ſonſt eine mannichfaltige Schaar des Geflügels einen länglichen Kreis geſchloſſen, und ſpeyen ihre dünnen Waſſerſtrahlen auf den geängſteten Feind, der der Menge ſeiner Gegner erliegend, mit halb auseinander geſperrten Flügeln in ohnmächtigem Zorn ſeinen Waſſerſtrahl vor ſich hinſpeit. Wir finden dieſes Kunſtſtück, von der täuſchenden Landſchaft rückwärts gehend. Die um dieß Baſſin angebrachten Vogelbauer und mit Steinen geſchmückten Kabinette ſind dem etwas kleinlichen, verzierräthelten Geſchmacke dieſer ganzen Parthie völlig entſprechend.

11. Der Tempel der Forſt-Botanik.

Er ſcheint der koloſſale Durchſchnitt eines Eichenſtammes zu ſeyn, der innen gehöhlt und außen mit Portal und Kuppel verſehen wurde. Die rings umgebende Eichenrinde iſt nicht zu verkennen, und der Gedanke iſt für dieſen Tempel recht ſinnvoll gewählt, ſo wie auch die ringsum ſtehenden Bäume und Sträucher mit ihm ein ſchönes geſchloſſenes Ganzes ausmachen. Das Innere des Tempels wird von oben erleuchtet. Die Göttin der Pflanzenkunde (in Italien aus Cararischem Marmor gebildet) ſteht darin, in der Hand eine Rolle mit der Aufſchrift: Linnei systema plantarum. Vor ihr ſteht als Attribut eine Urne mit Pflanzen; über vier Altären erblicken wir Linne's, Plinius, Theophraſts und Tournefort's Bildniſſe in Basrelief. Drüber ſtehen die Jahreszeiten, und die das Jahr führenden Zeichen des Thierkreiſes. Hier befinden wir uns in dem rechts liegenden

Theile des den franzöſiſchen Garten umſchließenden engliſchen Gartens.

12. Die Waſſerleitung.

Wir finden ſie nahe bey dem eben verlaſſenen Tempel. Es iſt nicht eine eigentliche noch brauchbare, es ſind die nachgebildeten Ruinen einer alten Römiſchen Waſſerleitung. In dieſer ganz im freyen engliſchen Geſchmacke angelegten Umgebung, nimmt ſich dieſes ſo getreu nachgebildete Denkmal einer frühern Zeit recht bedeutſam und anſprechend aus. Die Quelle iſt nicht mehr in der Leitung gefaßt. Des Zwanges frey ſprudelt ſie in freudiger Lebendigkeit zwiſchen den Bogen herab. Wir folgen dem aufſteigenden Wege. Er führt uns über die herabſtürzende Quelle, über die altergebrechlichen Bogen, und eine neue Welt voll Fleiß und gewerbſamer Thätigkeit, thut ſich uns hier auf den Trümmern der alten verſunkenen auf. Wir erblicken hier Mannheim, die dieſſeitigen und jenſeitigen Dörfer in ſtiller Ruhe in den fruchtbaren Fluren, im Hintergrunde die blauen Berge, die Ebene feyerlich durchwallet von dem breiten Silberbande, das der Rhein geſchlungen durch die grünenden Felder. Dorthin zieht die Bergſtraße herauf, zu ihrem Fuße von einem Kranze friedlicher Dörfer umſchlungen, über ihnen ragen die Höhen des Odenwaldes hervor. Weiterhin ſieht man wieder Heidelberg, in den Schooß der Berge hinaufziehend, von den Oreaden ſeines Kaiſerſtuhls und Heiligenbergs und der Nymphe des Neckars geliebt und gepflegt.

13. Der Obelisk.

Er ſteht in der Mitte eines kleinen Weinbergs, der Waſſerleitung nahe. Wir erwähnen ſeiner blos darum, weil bei Anlage dieſes Theils des Gartens in ſeiner Nähe das Gerippe eines Menſchen und eines Pferdes ausgegraben wurde. In der Rechten des erſtern ſtack noch das vier Schuh lange Schwert, in der Linken ein Eiſen, wahrſcheinlich von ſeinem Schilde, und daben lag ein zu letzterm gehöriges Stück Bronze. Auch fand man noch ſeine Sporen und was von Metall an dem Zaume des Pferdes war. Wahrſcheinlich war er ein im Streite gefallener Kämpfer. Sein Schädel lag nicht bey dem übrigen Gerippe, ſondern zwey bis drey Schritte von ihm entfernt.

14. Minerven-Tempel.

Nachdem wir aus dem bisher durchwanderten, rechts vom Eingange gelegenen, Theil des Gartens durch die äuſſerſte, von der Waſſerleitung gegen die Seite des Schloſſes heraufziehende engliſche Anlage zurückgekehrt, und uns wieder an der groſſen Fontäne vorüber zur linken Seite gewandt haben, treten wir an demſelben Punkte durch das Lattengitter aus dem zirkelförmigen Garten hinaus, welcher mit dem vorhin zur rechten Seite durchſchnittenen correſpondirt. Auch hier führen, wie zur Galatea, zwey Wege durch Baumanlagen, und bald ſtehn wir vor dem Tempel Minervens. Das Gebäude iſt recht geſchmackvoll. Ein flaches Dach bildet vorn ein Giebelfeld, in welchem eine Allegorie, Minervens Wohlge-

fallen an der Anlage des Gartens bezeichnend, in halberhabener Arbeit angebracht ist. Dieses Dach ruht auf Korinthischen kannelirten Säulen. Im Hintergrunde steht die aus Cararischem Marmor von Crepello gehauene und aus Düsseldorf hierher gebrachte Bildsäule der strengen Göttin, mit ihren Attributen. Die schönen Baumpflanzungen um den Tempel machen diese Stelle zu einer der schönsten des Gartens.

15. Die sterbende Agrippina.

Wir finden sie unfern dem Minerven-Tempel. Sie ist in dem Augenblicke gedacht, als ihr im Bade die Adern geöffnet sind, und mit ihrem Blute ihr Leben von ihr strömt. Sie ist von Andreas Vacca.

16. 17. Merkur und Minerva.

Sie stehen in gleicher Entfernung von der sterbenden Agrippina, und sind von Crepello in Düsseldorf aus Cararischem Marmor gebildet. Der Umstand, daß selbst Pallas hier ohne Gewand erscheint, bestätigt die Meinung, daß diese beyden Figuren zu einer ganzen Gruppe, das Urtheil des Paris vorstellend, gehört haben, wovon die andern Stücke noch in Düsseldorf zu sehn seyn sollen. Auch hier hat sich der treffliche Künstler nicht verläugnet.

18. Die Büsten.

Wir erwähnen von allen, an welchen wir bisher achtlos vorübergingen, allein nur der hier sehr nahe stehenden Büsten Alexanders, des Mithridates, Hadrians und Domitians. Sie gehören zu den besten des Gartens, und sind von dem Ritter Verschaffelt in Mannheim aus

Cararischem Marmor gehauen, nach Antiken, die ehemals den dortigen Antikensaal zierten.

19. Der Lycische Apollo.

Die Nachbildung einer Antike von dem Meissel des vaterländischen Bildhauers Egell. Er stand mit einer Ceres ehemals in Mannheim, wurde aber, als jene durch einen Sturz zertrümmert war, hierher gebracht, und steht der Büste Alexanders gegenüber.

20. Die Moschee.

Wir treten nun an der linken obern Ecke dieser Parthieen heraus, durchschneiden die Kastanien-Allee, welche, mit der früher auf dem Wege zum Apollo-Tempel durchschnittenen gleichlaufend, von den Enden der zirkelförmigen Gebäude bis an das grose Bassin hinauf und um dieses herumzieht. Hier treten wir in eine Allee von Rothtannen und Lerchenbäumen, in deren Mitte sich uns rechts ein Eingang öffnet. Wir gehn durch, und befinden uns in dem Vorhofe der Moschee. Ein gedeckter Arabischer Säulengang umschliesst sie in einem länglichen Viereck. Vor uns erhebt sich das herrliche, ganz in morgenländischem Geschmack aufgeführte Gebäude mit seiner schönen Kuppel und zwey schlanken, hohen Seitenthürmchen. Am Eingange findet man einige Sprüche aus dem Alkoran, in Deutscher Sprache. Im Innern ist der Boden mit Marmor geplattet, die Wände sind mit Arabesken in Stukaturarbeit und Vergoldungen verziert, und rings um lies't man wieder weise Sprüche aus dem Koran. Auch an der Kuppel befinden sich solche Sprüche. Zur Seite des Hauptgemachs sind noch zwey artige Kabinette.

Durch die entgegengesetzte Hauptthüre hinaustretend, öffnet sich uns ein herrlicher Ausblick auf einen mit mannichfaltigem Gehölze umpflanzten See. Ehe wir aber diese reizenden Umgebungen besuchen, besteigen wir noch, auf 126 Stufen, eins der Thürmchen (Minarete), um der reichen Aussicht in die Gegenden von Speyer, Mannheim, Worms, nach der Bergstraße ꝛc. zu genießen.

21. Die Ruinen oder der Merkurius-Tempel.

Ihr Anblick von der Moschee aus lockt uns näher. Rechts und links führt um den See ein Weg dahin. Wir wählen den zur Linken, weil er uns über eine Chinesische Brücke führt, die an drey Seiten auf dem Lande aufstehend, über den in zwey Arme getheilten Bach führt. Sie ruht auf einem Pfosten, und war ehemals beweglich, daß die darauf stehenden auf allen Seiten vom Lande getrennt werden konnten. Dieser Theil des Gartens ist wohl in Hinsicht auf seine Anlage der schönste und reinste; nirgend sieht man hier die ängstliche Hand der Kunst, überall Natur und schöne Abwechslung. Ihn hat der ehemalige Gartendirektor Skell angelegt. — Die Ruine selbst ist zwar, wie zu vermuthen, eine künstliche, täuscht aber durch sich selbst sowohl als durch ihre Umgebung. Sie ist ein zerstörter Tempel des Merkurius. Der Kopf Merkurs sieht über einem Eingang in Basrelief, und so auch die verfolgte Je.

22. Römische Grabstätte.

Von dem Merkurius-Tempel auf der andern Seite des Sees zurückgehend, gelangen wir über zwey Brücken

bald aus der englischen Anlage heraus, und treten, die Kastanien-Allee durchschneidend, wieder in den franzöſ. Garten zurück. Durchgehn wir hier die Wege des obern Vierecks, ſo finden wir bald ein neues Monument, welches Carl Theodor hier aufſtellen lieſs. Auf der einen Seite ſtehen folgende Worte:

Martis et mortis Romanor. ac Teutonum area inventis armis urnis et ossibus instrumentisque aliis an. MDCCLXV. detecta.

Auf der Rückſeite ſteht:

Pacis artibus vitae suae deliciis aequato VII. ped. solo vindicavit Car. Theodorus El. et M. H. P. C. MDCCLXVIII.

Dieſe Aufſchrift deutet darauf hin, als ſeyen hier Römer und Deutſche im Kampfe gefallen. Man fand nämlich bey Ebenung dieſes Theils des Gartens, in einem ſieben Fuß hoch abgetragenen Hügel, der ganz zu dieſem Zwecke aufgeworfen war, und ſich über 300 Fuß von Oſten nach Weſten erſtreckte, eine lange Reihe von Menſchengerippen, in gewiſſer Ordnung liegend, daſs die Vorderſeite des höher liegenden Kopfes gegen Sonnenaufgang ſah. Zwiſchen dieſen Gerippen ſtanden ordnungslos Aſchenkrüge, lagen zerſtreut Schwerter und Schilde, Lanzen, Zangen, gläſerne und irdene Gefäſse. — Doch vermuthen wir mit gröſserer Wahrſcheinlichkeit, daſs hier eine friedliche Begräbniſsſtätte Römiſcher Coloniſten war. *)

*) Ausführlichere Nachrichten über dieſe Antiquitäten findet man in: Act. acad. Theod. Palat.

23. Der Rhein und die Donau.

Aus dieſem länglichen Viereck auf der obern Ecke rechts heraustretend, liegt vor uns ein groſſer, ebenfalls in einem länglichen Viereck eingefaſſter See (deſſen wir ſchon mehrmal unter dem Namen des groſſen Baſſins erwähnten), an deſſen Ufer, der weit entfernten groſſen Fontäne und dem Schloſsausgange gegenüber, die rieſigen Steinbilder des Vater Rheins und der Donau liegen. Sie ruhen auf ihren Waſſerurnen. Wir unterſcheiden leicht das Bild des Rheingottes mit ſeinem Weinlaubkranze von dem des der Donau mit ſeinen Attributen. Auch dieſe koloſſalen Bilder ſind, wie Alles was wir von dem trefflichen Verſchaffelt kennen, von ausgezeichnetem Werthe.

24. Das Hirſch-Baſſin und die Elemente.

Gehen wir von den eben geſehenen groſſen Bildern wieder herab gegen die groſſe Fontäne, ſo ſehen wir noch einige koloſſale Werke von demſelben Meiſter. Auf den vier Ecken der beyden herabführenden Wege ſtehen, ehe man in den Zirkelgarten tritt, die vier Bilder der Elemente: Die Erde, eine weibliche Figur mit dem Löwen und einer Mauerkrone; das Waſſer, als ein Triton mit Muſchel und Urne; die Luft, ein Weib auf Wolken ruhend mit einem Vogel; das Feuer, als Vulkan mit Hammer und Ambos.

Zwiſchen den beyden untern Bildern liegen zwey von Hunden gejagte Hirſche, die ehemals Waſſer in ein Baſſin ausſpieen. Das Baſſin war zerbrochen und wurde

darum zugeworfen. Zur Entſtehung dieſer Gruppe gab ein im nahen Haardwald gejagter Zehnender die Idee, der hierher flüchtend und verfolgt, endlich auf dieſer Stelle erlegt wurde.

25. Das Orangerie-Haus.

Es bildet das eine Viertel des Kreiſes, welcher den zirkelförmigen Garten gegen das Schloß hin umſchließt. Seine Länge beträgt 600 Schuh. Es wurde 1748 aus gehauenen Steinen erbaut, und dient, wie ſein Name andeutet, zur Ueberwinterung der Orangerie. — Der correſpondirende Bau auf der linken Seite des Ausgangs aus dem Schloſſe iſt 1755 von Rabaliatti um 69,000 Gulden erbaut. Er enthält einen Speiſeſaal, Spielſaal und Keller.

26. Die Waſſermaſchienen.

Es ſind deren zwey, die obere an dem rechten Flügel des Schloſſes, die untere unfern von den Ruinen der Römiſchen Waſſerleitung, auſerhalb des Gartens. Die erſtere obere Maſchiene iſt die bedeutendſte. Sie wird von zwey unterſchlächtigen Waſſerrädern in Bewegung geſetzt, welche zuſammen ſieben Pumpen drücken und heben. Dieſe ſtehen in vier unter einander verbundenen Brunnen, aus welchen in 12 Stunden 519 Rheiniſche Fuder Waſſer geſchöpft werden. Dieß geſchöpfte Waſſer ergießt ſich oben in zwey kupferne und bleyerne Reſerven, aus welchen es durch trichterförmige Röhren wieder hinab geleitet und in dem Garten vertheilt wird. Dieſe Reſerven können 173 Fuder Waſſer in Vorrath halten. Aus

den oberen bleyernen Reſerven ſtürzt das Waſſer, nach ſeiner verſchiedenen Menge in dem Behälter, von 55 bis zu 63 Fuß hoch herunter, und dieß treibt den ſtärkſten Strahl in der groſſen Fontöne, der 53 Fuß hoch ſteigt. Die weitere Leitung des Waſſers geſchieht ebenfalls in Bleyröhren, welche ſich durch den ganzen Garten unter der Erde verbreiten.

Die untere Maſchiene iſt auf die nämliche Art eingerichtet, nur iſt ſie kleiner. Aus ihren Reſerven hat das Waſſer bis auf die Erde nur einen Fall von 43 Fuß, und durch ſie werden in 12 Stunden 336 Fuder Waſſer aus drey Brunnen gepumpt. Dieſe untere Maſchiene liefert das Waſſer zu dem Quellenſturze bey der Römiſchen Waſſerleitung, zu dem Falle in den Becken des Apollo-Tempels und der nahen Felſenquelle, zu dem Baſſin mit den waſſerſpeyenden Vögeln und zu der Grotte bey der täuſchenden Landſchaft, nebſt noch einigen unbedeutenden Punkten. Alles übrige kommt von der obern Maſchiene.

27. Orangerie- und Gewächshäuſer.

Von der obern Waſſermaſchiene längs dem Orangerie-Hauſe gegen den Garten zugehend, gelangen wir bald in die früher ſchon durchſchnittene Kaſtanien-Allee, aus welcher uns dieſelben Stufen, ſo uns zum Apollo-Tempel geleiteten, zu dem rechts von ihm mit einem Graben umzogenen Orangerie-Platze führen, wo über 600 Citronen-, Orangen-, Granaten-, Myrthen- und Lorbeerbäume ſtehen. Auſſer dieſen finden wir auch hier in den Beeten zur Seite derſelben, manche botaniſche Seltenheit an Staudengewächſen, die im Freyen ausdauern,

oder auch an einjährigen Pflanzen. Längs dieſem Orangerieplatze ziehen auf der Nordſeite die Gewächshäuſer, in welchen wir manchen Fremdling aus einem wärmern Himmelsſtrich finden.

28. Das Arboretum.

Es ſtößt gleich an die Rückſeite der Gewächshäuſer, und iſt erſt ſeit etwa vierzehn Jahren angelegt. Hier ſieht ein großer Reichthum an ausländiſchen und inländiſchen Holzarten. Ein Weiher mit einer Inſel verſchönert dieſe inſtructive Anlage.

29. Der Obſtbaumgarten.

Er liegt in der Mitte des ſüdlichen Gartenendes. Ein Kreuzweg durchſchneidet das längliche Viereck und theilt es wieder in vier gleiche Vierecke. Dieſer Zweig der Gartenkultur wird erſt ſeit etwa 10 — 15 Jahren hier in ſolcher Ausdehnung getrieben, daß die Zahl der Stämme wohl über 200,000 betragen mag, obſchon auch jährlich eine bedeutende Anzahl verbraucht und verkauft wird.

30. Der Gemüſegarten.

Er iſt zweckmäßig angelegt, und die dabey befindliche Treiberey iſt ebenfalls in gutem Stande.

31. Größe des Gartens.

Der ganze Garten enthält 186 Morgen, wovon der Gemüſegarten 6¾, der Obſtgarten 8½, der Orangerie-Platz 5, das Arboretum mit der Mutterſchule 6, die große Baumſchule 13 Morgen enthält. Alles übrige iſt Luſtgarten.

32. Ueberſicht des Planes.

In grader Linie von dem Schloßeingange treten wir durch die im Halbzirkel gebauten Flügel, welche rechts das Orangeriehaus, links den Speiſeſaal und Spielſaal in ſich faſſen, in den Zirkelgarten, der von einem im Kreiſe ziehenden Wege umſchloſſen, und von drey ſich im rechten Winkel kreuzenden Wegen der Länge und Breite nach durchſchnitten wird. Außer dieſen ziehn auch noch zwey andere Wege ins Kreuz, welche die Scheitelpunkte des rechten Winkels durchſchneiden. Die dem Schloſſe entgegengeſetzte Seite dieſes Zirkelgartens iſt mit Lattengitter im Halbkreiſe umſchloſſen. Die hier anſtoßenden Parthieen bilden mit den obern Vierteln des Zirkelgartens wieder längliche Vierecke, und ſind die etwas freyere Anlage, in welcher rechts die Bildſäule der Galatea und Pans Felſen, links der Minerven-Tempel und die Bildſäulen der Agrippina, des Merkurs und der Pallas ſtehen. Von dieſen weiter hinaus finden wir wieder rechts und links zwey längliche Vierecke, die im ſteifern franzöſ. Geſchmacke zwar angelegt, aber doch demſelben nach und nach entwachſen ſind, daß man die mannichfach bildende Hand der Natur wieder überall hervorblicken ſieht. In dem Vierecke links wurde der Begräbnißhügel gefunden, den wir weiter oben eine Römiſche Grabſtätte nannten. Das rechts liegende Viereck enthält einige unbedeutende Gebilde des Meiſſels. An das Ende dieſer Vierecke führt der groſſe viereckige, die ganze Breite des franzöſiſchen Gartens an ſeinem Ende einnehmende See, an deſſen Ufer die koloſſalen Bilder des Rhein- und Donaugottes

liegen. Eine Kaſtanienallee umfaßt alle dieſe eben genannten Anlagen im Viereck. Nur in der Mitte des Zirkelgartens endet ſie bey der querlaufenden Lindenallee. Kommen wir aus dem Schloßhofe und verfolgen das Orangeriehaus zur Rechten, und treten an ſeinem Ende in die längs laufende Allee, ſo haben wir jenſeit der Mauer rechts den Orangerieplatz, weiter von dieſem rechts die Gewächshäuſer, hinter ihnen das Arboretum, und jenſeits einen Theil des engliſchen Gartens. Gehn wir in dieſer Allee weiter, ſo haben wir zur rechten die Anlage, welche den Apollotempel, das Badhaus, das Vögelbaſſin, und die tändelnde Landſchaft enthält, einen See, und den Theil des engliſchen Gartens, welcher den Tempel der Forſtbotanik und die Römiſche Waſſerleitung begreift. Verfolgen wir dieſe Allee weiter, ſo haben wir jenſeits des Kanals, der weiter oben den großen Weiher umfängt und ſich mit ihm verbindet, einen Theil des engliſchen Gartens und über demſelben die große Baumſchule. Aber jenſeits des Weihers haben wir wieder engliſche Anlage. Dieſe führt uns auf die bisher links gelegene Seite des franzöſiſchen Gartens. Gehn wir nun gegen das Schloß auf jener Seite herab, ſo haben wir zuerſt zur Rechten den Theil des engliſchen Gartens, welcher den See in ſich faßt, an deſſen oberer Seite die Ruine des Merkurius-Tempels liegen. Weiter herab an der untern Seite dieſes Sees finden wir den Türkiſchen Garten mit der Moſchee, noch weiter gegen das Schloß herab die Obſtbaumſchule und den Gemüſegarten. Zwiſchen dem Speiſe- und Spielſaal, dem Schloſſe und Gemüſegarten ſind wieder kleine engliſche Parthieen.

Kurzer Abriß der Geſchichte Schwetzingens.

Ueber die Entſtehung Schwetzingens haben wir keine ſichere hiſtoriſche Nachricht, und jenſeits des achten Jahrhunderts verlieren wir uns in unerwieſenen Muthmaſſungen. Ammianus Marcellinus beſchreibt uns eine Schlacht, die Valentinian im Jahr 368 nach chriſtlicher Zeitrechnung den Alemannen in der Nähe von Solicinium geliefert habe. Es liegt nicht im Plane dieſer Schrift, hiſtoriſche Unterſuchungen darüber anzuſtellen, ob dieſes Solicinium, wie ziemlich allgemein angenommen wird, das jetzige Schwetzingen war. So viel können wir aber mit groſſer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß Schwetzingen ſchon zu der Römer Zeiten bekannt war, und eine Niederlaſſung derſelben enthielt. Das nahe liegende Altrip (alta ripa) auf dem jenſeitigen Rheinufer, war ja den Römern bekannt, und bey ſeichtem Waſſerſtande erblickt man noch die Ueberreſte eines Römiſchen Kaſtells im Rheine; dort zog eine Römerſtraße vorbey, und höchſt wahrſcheinlich war es auch ein Uebergangsort für die Römer, da man eine Fortſezzung der Straße noch über den Kohlhof, bey Langenzell, Kloſter Lobenfeld und Spechbach gegen Wimpfen hinziehend findet. So konnte denn die Veſte in Schwetzingen

wohl gewiſſermaßen für ein Vorwerk gelten. Betrachten wir die beyden dem Eingang in den Garten zu beyden Seiten entgegen ſtehenden Thürmchen, ſo fällt uns beym erſten Blick ihre Verſchiedenheit in die Augen. Der zur Linken vorſtehende Thurm iſt bis über den zweyten Stock um den vierten Theil dicker, als das auf denſelben aufgeſetzte neuere Stück und der ganze Thurm zur Rechten. Berückſichtigt man nun die Bauart dieſes untern Theils, ſo geräth man in Verſuchung, ihn für ein Werk der Römer zu halten. Wenigſtens deutet ſein Styl nicht undeutlich auf Verwandtſchaft mit den wenig ältern oder gleichzeitigen ſonſtigen Römiſchen Kaſtellen im Odenwald, z. B. bey Eulbach. Mehr noch aber beweiſ't das entdeckte und unter Nummer 22 erwähnte Begräbniß der Römer Aufenthalt hier.

Die gewiſſere Geſchichte Schwetzingens beginnt erſt in der letzten Hälfte des achten und dem Anfange des neunten Jahrhunderts. Aus dieſer Zeit finden wir nämlich mehrere Urkunden von Schenkungen, welche in Schwetzingen an das Kloſter Lorſch gemacht wurden. Sein Name iſt dort immer Suezzingen, Suezzingum und Suezzinga geſchrieben. Aus der Menge jener Schenkungen (es ſind deren neunzehn, aus den Jahren 765, 768, 771, 774, 775, 777, 780, 781, 782, 789, 791, 795, 801, 802, 805) ſieht man, daß Schwetzingen damals ſchon mehrere bedeutende Güter enthielt. In einigen Urkunden wird Ober-Schwetzingen genannt, woraus zu erſehen iſt, daß ſchon ein Ober- und Unter-Schwetzingen beſtand, wie dieſer Unterſchied in ſpätern Jahren, ſelbſt noch in neuerer Zeit, gemacht wird.

1350 war das Schloß ſchon erbaut. 1506 — 1521 — 1541 Reparation und Erweiterung deſſelben unter Ludwig dem Friedfertigen, aus eingehauenen Jahrszahlen erſichtlich. Auch zeigt ein Wappen am zweyten und dritten Stock des Thurmes rechter Hand, daß ſchon damals dieſer Theil völlig erbaut war; denn in dem dritten rothen Wappenfelde fehlt noch der Reichsapfel, welchen erſt Friedrich II. von Kaiſer Karl V. zum Danke für ſeine geleiſteten Oberfeldherrn-Dienſte in dem Kriege gegen die Türken, auf einem zu Speyer 1543 gehaltenen Reichstage, erhielt.

1546. Anfang des Schmalkaldiſchen Kriegs. In demſelben lag Graf Eberhard von Erbach hier in Beſatzung.

1620 begann der 30jährige Krieg.

1621. Im Anfang Dezembers plünderten die Bayern den Ort.

1622. Ende Juny legte Tilly einen Theil ſeiner Reiterey hier ein.

1631. Guſtav Adolph beſetzt Schwetzingen.

1633. Noch von den Schweden beſetzt, denn ſie unterſtützten von hier aus die Belagerung Heidelbergs.

1637. Der Oeſtreichiſche General Gallas nimmt Schwetzingen wieder ein.

Die Folgen dieſes 30jährigen Kriegs, Hunger und Peſt, welche die ganze Pfalz zerſtörend heimſuchten, ſcheinen auch Schwetzingen hart getroffen zu haben. Nach einem Bericht des Hofvereiters Karch von 1650 waren damals des kurfürſtlichen Kellers Wohnhaus, eine Mühle, der Pfortenthurm, der Marſtall, zwey

Scheunen und drey Ställe zerstört, und von dem Schlosse nur noch die Mauern und Gewölbe unbeschädigt. Damals führte eine Zugbrücke über den Schlosgraben hinein, die auch zerstört war.

1656. Vom 13. bis 15 August Karl Ludwig mit einem Theil seines Hofstaates hier. Befehl zur Wiederherstellung des Schlosses.

1657, den 14. April. Karl Ludwig mit Luise von Degenfeld hier getraut. Von jetzt an bis 1659 mehrere Verschönerungen des Schlosses.

1688 — 1689. Der Mordbrenner Melac, der im Orleansschen Kriege die Pfalz verheerte, suchte auch Schwetzingen heim, und zerstörte das Schloß.

1698. Johann Wilhelm gibt von Weinheim aus, wo er wegen der gänzlichen Zerstörung des Heidelberger Schlosses wohnen mußte, den Befehl, in Schwetzingen das Schloß wieder herzustellen.

1703. Der Bau des Schwetzinger Schlosses gegen den Garten erweitert, und vollendet.

1720. Karl Philipp verläßt den 14. April das Schloß in Heidelberg, und bezieht mit seinem Hoflager, bis zu Erbauung des Mannheimer Schlosses, das Schloß zu Schwetzingen.

1722. Der Kurfürst setzt jährlich 500 und wieder 1000 Gulden für den Garten aus.

1726. Einige Felder zur Erweiterung des Gartens angeschafft.

1732. Das Gesandtenhaus noch zum Schloß gekauft.

1743. Karl Theodor übernimmt die Regierung. Von nun an wird viel für den Garten gethan.

1748. Das Orangeriehaus aufgeführt.

1752. Ein Theater erbaut, in welchem freye Vorſtellungen gegeben wurden.

1752. Jährlich für den Garten 66,000 fl. ausgeſetzt.

1755. Der Speiſe- und Spielſaal erbaut.

1762. Auf dem jetzigen Orangerieplatz eine bretterne Sternwarte errichtet, um den Durchgang des Merkurs durch die Sonne zu beobachten. Der Pater Mayer war Hofaſtronom.

1762. Das erſte Waſſerwerk errichtet. Es war unbedeutender, als das jetzige.

1764. Das Franziskanerkloſter wird erbaut.

1765. Das Römiſche Begräbniß entdeckt und die katholiſche Pfarrkirche neu erbaut.

1778. Karl Theodor verlegt ſeine Reſidenz nach München. Von nun an wurden nur noch 45,000 und ſpäter gar nur 24,000 fl. für den Garten verwendet.

Der Odenwald.

Bey Eberbach verlaſſen wir das ernſte Neckarthal, um uns in das Innere des Odenwaldes zu begeben.

Der Name dieſes Gebirges, bald von „Otto“, bald von „oed“, bald von „Oſten“ hergeleitet, ſcheint mit mehr Wahrſcheinlichkeit von dem Deutſchen Gott Odin oder Wodan herzurühren, zu deſſen Verehrung die ſchauerlich-dunkeln Eichenhaine des Odenwaldes vorzüglich geeignet waren. Aus Odinwald kann ſehr leicht Odenwald geworden ſeyn.

Obgleich urſprünglich ein Theil des großen, furchtbar geſchilderten Herzinſchen Waldes, drangen die kühnen Römer doch in ſeine Urwälder ein; zogen ihre große befeſtigte Gränzlinie von Oberburg aus über die unwirthbarſten Höhen bey Lützelbach, Vielbrunn, Eulbach, Würzberg, Heſſelbach und Schloſſau vorüber, und legten durch ihren wohl dritthalbhundertjährigen Aufenthalt den erſten Grund zur eigentlichen Cultur dieſer Gegend, welche unter ihrer Herrſchaft einen Theil der Zehnd-Felder (agri decumates) ausmachte. *)

*) S. meine Römiſche Denkmale des Odenwaldes. Heidelb. 1813.

Späterhin, als Deutschland in Gaue abgetheilt war, gehörte der größte Theil des Odenwaldes, so weit nämlich die Gewässer in den Main fallen, zum großen Maingau; da wo sie sich in den Rhein ergießen, war die Gegend dem Oberrheingau, und da wo sie dem Neckar zufließen, dem Lobdengau und dem Gau Wingartriba einverleibt. —

Nicht die Riesengebirge der Schweiz mit ihren eisbedeckten Gipfeln, thurmhohen Felsenwänden und schauererregenden Abgründen, mit ihren rauschenden Wasserfällen, kräuterreichen Auen und bezaubernden Landseen erwarte der Wanderer, wenn er den Odenwald betritt; die Natur blieb hier überall auf der Stufe des Mittelmäßigen stehen. Aber freundliche, stille und dann wieder romantisch wilde Thäler, von unzählbaren Quellen des reinsten Wassers befeuchtet — heitere Aussichten von den Berggipfeln in die Thäler hinab und in die entferntern Ebenen — hier und da ein kühn auf Felsen gebautes Bergschloß — ein reger Fleiß der gutmüthigen Bewohner, in kleine Städtchen und noch kleinere Dörfer vertheilt — eine reine Luft, und manche, dem Freunde der Natur, der Jagd, der Kunst oder der Alterthümer, vielleicht unerwartete Freuden — werden seinen Geist aufheitern und ihm aus dem Odenwalde angenehme Erinnerungen bewahren.

Ergreifen wir also muthig den Stab! Hinweg mit kunstlich gebauten Chaisen, die in Gebirgswegen überall nur hinderlich sind; zu Fuß, zu Pferd, oder auf Wagen, wie der Landmann sie führt, werde die Wanderung begonnen. Verzichten wir auf die Lecker-

biſſen der Städte, auf ihre glänzenden Cirkel und erkünſtelten Bedürfniſſe, um bey einfacher Koſt unter guten natürlichen Menſchen, von drückenden Formen entbunden, uns am Genuß der Natur das Herz zu erwärmen und für Geiſt und Körper neue Kräfte zu ſammeln!

Beerfelden.

So wie man ſich vom Neckar entfernt, verwandeln ſich die Niederwaldungen in Hochwald. Die allmählich ſteigende Straße führt, längs einer Floßbach, bey Gammelsbach an dem jetzt verfallenen, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts von Edelknechten gleiches Namens bewohnten Schloß Freyenſtein vorüber, und erhebt ſich dann ſchnell auf die Höhe von Beerfelden. Eine ſchreckliche Feuersbrunſt, zwar in ihrem erſten Entſtehen bemerkt, aber durch Wind und Unglück bringende Strohdächer gleich allgemein verbreitet, zerſtörte am 29. April 1810 mit furchtbarer Gewalt den ganzen Flecken bis auf wenige Häuſer, und raubte neun Menſchen das Leben. Neuaufgebaut ſteht er jetzt ſchöner und freundlicher da als vorher. Faſt zweyhundert Tuchmacher treiben hier ihr Nahrung bringendes Gewerbe, das ſich von da aus in die übrigen Theile der Grafſchaft Erbach verbreitet hat und als vorzügliche Erwerbsquelle der Einwohner, einer ernſten Berückſichtigung der Regierung wohl würdig wäre.

In dem Orte selbst sprudelt eine sehr starke Quelle hervor; sie ist der Ursprung der Mimling, welche das schönste Thal des Odenwaldes bildet und sich bey Obernburg in den Main ergießt.

Eine kleine Stunde seitwärts von der Straße, welche das Thal entlang nach Erbach führt, erblickt man zwischen waldigen Höhen

den Krähberg,

und auf demselben ein gräfliches Jagdschloß. *)

Was man in der Ansicht vom Thale hinauf nicht ahndet, was der wildverwachsene Weg dahin nicht erwarten läßt, ist die wahrhaft überraschende Freundlichkeit dieses Sommer-Aufenthaltes. Erst der dermalige Besitzer, der Herr Graf Albert von Erbach-Fürstenau, hat ihm diesen Zauber verliehen, und man darf hoffen, daß die Hand, welche so geschmackvoll zu wirken wußte, nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird.

Um das Innere des Odenwaldes mit einem Blick zu übersehen, giebt es nicht wohl einen vortheilhafteren Standpunkt. Beerfelden, das Mimlingthal bis Steinbach, die Gebirge bis fast zur Bergstraße hin, der Otzberg, und aus blaulicher Ferne der Taunus, gewähren in einer Uebersicht die schönste Mannichfaltigkeit.

---

*) Der Krähberg liegt 1530 Fuß über der Meeresfläche, und scheint derselbe zu jenem, welcher in der Grenzbeschreibung der Heppenheimer Mark vom Jahr 793 Crawinberk genannt wird.

Rückwärts ſchweift der Blick über die wilderen Gegenden des Euterthales nach dem Odenwäldiſchen Rieſen, dem

Katzenbuckel

hin.

Finſter und ernſt erhebt ſich die kegelförmige, waldbewachſene Felſenſpitze dieſes Berges (ein Baſaltkegel) über alle benachbarte empor.*) Er begrüßt den Taunus, die Höhen von Waldenburg, den gefürchteten Asperg, den weiland kaiſerlichen Hohenſtaufen, die Schwäbiſchen Alpen hinter Tübingen und die ſchwarzwäldiſchen Gebirge. Seine nächſten Umgebungen erſcheinen dem Auge zwar nicht gefällig, doch ruht der Blick mit Wohlgefallen auf der ehemaligen Reichsſtadt Heilbronn mit ihren geſegneten Rebenhügeln und Fluren.

Sollte ſich übrigens wirklich beſtätigen, was man beobachtet haben will, daß nämlich die auf der Spitze des Berges befindlichen Felſen die Richtung der Magnetnadel verändern; ſo wäre dieſe Merkwürdigkeit allein hinreichend, dem Naturforſcher die Mühe des Weges zu belohnen.

Wir kehren wieder in das Mimlingthal zurück und folgen den mäandriſchen Krümmungen des Baches bis

Erbach.

Das Städtchen ſelbſt, ſo wie die Grafſchaft, ſoll den Namen von einem kleinen Bache erhalten haben,

*) Der Katzenbuckel iſt 1780 Fuß höher als die Meeresfläche.

welcher sich in einem nahe gelegenen Dorfe gleiches Namens (Dorferbach) in die Erde stürzt, bey Stockheim wieder hervorkommt und darum die Erdbach genannt wird. Alles was hier sehenswerth ist, findet sich in dem gräflichen Schlosse vereint. Ein Thurm, von dessen Erbauung man keine Nachricht hat, ragt in der Mitte desselben hervor und ist auf eine Höhe von 70 bis 80 Fuß, von dem üppigsten Epheu umschlungen. Die ausnehmende Festigkeit des Mauerwerkes hat manche veranlaßt, ihn für ein Römisches Denkmahl zu halten, allein mit mehr Wahrscheinlichkeit wird er dem Mittelalter zugeschrieben. *) In dem untern Stock des Schlosses ist rechts vom Eingange die Gewehrkammer.

Von der ersten Erfindung der Schießgewehre mit Luntenschlössern bis zu ihrer jetzigen Ausbildung, ist hier eine sehenswerthe Stufenleiter aufbewahrt, worin fast jedes einzelne Stück in seiner Art sich auszeichnet. Viele davon sind äußerst künstlich und mühsam eingelegt. Auch ächt Türkische Gewehre sind in ziemlicher Zahl vorhanden; besonders aber verdient eine ebenfalls hier befindliche kleine Sammlung Türkischer Schwerdter und Dolche, wegen der künstlichen und abenteuerlichen Arbeit, welche man daran bemerkt, eine genaue Betrachtung. Diesen gegenüber hängen in buntem Gemische, Waffen und Kleidungsstücke verschiedener Asiatischer und Amerikanischer Völker, die mit den Waffen und Rüstungen der Europäer, beson-

*) Meine Denkmale a. a. O. S. 76.

ders aus dem Mittelalter, auffallend contraſtiren. Da die Schießgewehre neuerer Zeit, welche dieſer Saal enthält, vorzüglich gute und ſchöne Jagdgewehre ſind; ſo findet man auch hier andere Jagdgeräthſchaften aus älterer und neuerer Zeit in Trophäen vereint, ſo wie einige durch Naturſpiele ausgezeichnete jagdbare Thiere; *) vorzüglich aber werden den Jagdliebhaber die Hirſchgeweihe anziehen, welche über den Gewehren angebracht ſind. Vom Spiſſert bis zum Hirſch mit ausgereckten 32 Enden ſteigt die Stufenfolge dieſer Geweihe, und jedes iſt in ſeiner Art von außerordentlicher Stärke. **)

Der Gewehrkammer gegenüber findet man

den Rittersaal.

Niemand wird ihn betreten, ohne ſich von dem Ganzen lebhaft ergriffen zu fühlen. Mit einem Schritt tritt man aus der Gegenwart in die Vergangenheit, und dieſer Uebergang iſt ſo ſchnell, ſo wenig vorbereitet, daß er überraſchend wirkt.

Das hohe, kühngeſprengte gothiſche Gewölbe mit ſeinen vielfachen Verkreutzungen und Wappenſchilden — reiche Trophäen an den Pfeilern, aus altdeutſchen Waffen und Rüſtungen zuſammengeſetzt — 6 Ritter in

---

*) Z. B. ein altes Edelthier mit einem Geweih, ein Reh mit einem ſolchen, einen Hasen mit außerordentlich langen, weit hervorragenden Zähnen ꝛc.

**) Man hat dieſe Sammlung mit der berühmten, in dem königlich Sächſiſchen Luſtſchloß zu Grimburg aufgeſtellten, genau verglichen, und gefunden, daß die Erbachiſche an Stärke der einzelnen Geweihe den Vorzug hat.

voller Rüstung zu Pferd, 16 zu Fuß — und dieß alles durch das farbige Licht der mit alter Glasmalerey ausgezierten Fenster magisch beleuchtet — entzieht uns der Gegenwart und führt uns unwiderstehlich in eine Zeit zurück, welche wir wohl zu ahnden, aber nicht zu fassen vermögen.

Diesen Eisenmännern gegenüber, fühlt man sich schwach und kraftlos. Jeder von ihnen wollte sich selbst genug seyn, für sich allein stehen; während wir im engsten Verband der Menge Schutz und Sicherheit suchen. Auf der Stärke des Arms und des Willens beruhte ihr Recht; nichts von der Gesammtheit erwartend und verlangend, sondern lediglich auf sich selbst beschränkt und auf eigene Kraft hingewiesen, mußte sich diese, gepflegt von dem romantischen Schwunge der Ritterschaft, im Einzelnen mehr als bey uns und oft bis zur höchsten Stufe erheben. Darum stehen wir von Bewunderung ergriffen vor diesen gigantischen Naturen vergangener Jahrhunderte, aber sie löst sich doch wohl nicht in den ernstlich gemeinten Wunsch auf, mit ihnen und unter ihnen gelebt zu haben.

Wir wenden uns endlich mit einem gemischten Gefühle zur näheren Betrachtung des Einzelnen. *)

---

*) Bey dem Aufseher des Rittersaales ist eine gedruckte Beschreibung der vorzüglichsten Gegenstände, welche derselbe enthält, zu haben; weshalb man sich hier in eine genaue Darstellung nicht einlassen mochte. Nur in Ansehung des kleinen, neben dem Eingange in die Begräbniß-Kapelle aufgestellten Harnisches, wovon in dieser Beschreibung nichts erwähnt ist, wird hier bemerkt, daß derselbe für den Zwerg Thomele gemacht war, welchen Erzherzog Ferdinand von Oestreich, der Stifter der Sammlungen zu Ambras,

Der Saal iſt ganz in gothiſchem Geſchmack erbaut und verziert. Gleich hochſtämmigen Bäumen, welche ihre Aeſte zu einer Laube verſchlingen, gehen von ſchlanken, mit einander verbundenen Säulen die vielfachen Verkreuzungen des Deckengewölbes aus, woran die 32 Ahnen-Schilde des Erbauers dieſes Saales angebracht ſind. *) Zwiſchen den Säulen, zunächſt an dem Gewölbe, hängen die Wappen der ſeit 1188 in das gräfliche Haus Erbach verheuratheten Damen, von welchen die jetzt lebenden Herren Grafen abſtammen, mit Helmzierrathen und Decken. Unter dieſen ſtehen auf Krachſteinen die Ritter zu Fuß, und auf dem Fußboden, vor den mit Waffen-Trophäen geſchmück-

---

ben der Vermählung Herzogs Wilhelm von Baiern mit Renata von Lothringen, in einer Paſtete auf die Tafel ſetzen ließ S. Curioſitäten der phyſiſch-literäriſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt, 3tes und 7tes Heft.

*) Das Gewölbe, die Säulen, Fenſter, Thüren und alle Verzierungen des Saales ſind zwar vorzüglich der gothiſchen Bauart, wie man ſie in Kirchen findet, nachgebildet, jedoch ohne alle religiöſe Hindeutung. Man kann daher nicht ſagen, die Harniſche ſeyen in einer Kirche und nicht in einem Rittersaal aufgeſtellt; man müßte denn behaupten wollen, die gothiſche Bauart wäre ausſchließend für Kirchen beſtimmt geweſen, und jedes gothiſche Gewölbe mit hohen Fenſtern ſeye ohne weiteres eine Kirche, auch wenn ihm Altäre, Kapellen, Chor und was ſonſt an Gotteshäuſern charakteriſtiſch iſt, durchaus fehlen. Freylich waren in der Zeit, als der gothiſche Geſchmack herrſchte, nur die Kirchen reich genug, den ungeheueren Aufwand, welchen dieſe koſtſpielige Bauart erforderte, ganz zu beſtreiten; und man findet deßhalb bey Privatgebäuden das gleichſam nur angedeutet, was bey Gotteshäuſern vollſtändig ausgeführt iſt; allein dadurch wird jene Bauart keineswegs auf Kirchen allein beſchränkt; es iſt übrigens natürlich, daß man bey der Nachahmung einer Bauart die vollſtändigſten Ausführungen zum Vorbild nimmt.

ten Fenſterpfeilern, die Ritter zu Pferde. Drey der letztern, Konrad von Künsberg, Erasmus Schenk von Erbach und ein Graf von Leiningen, ſind in vollem Turnier-Schmuck dargeſtellt; von den übrigen zeichnet ſich die Rüſtung Herzogs Johann Ernſt von Sachſen durch vortreffliche Arbeit, und die Kaiſers Friedrich III. durch Pracht aus. Eitel Friedrich Graf zu Hohenzollern iſt, nebſt ſeinem Pferde, ſo bekleidet, wie man im Krieg zu erſcheinen pflegte. Unter den Rittern zu Fuß, ſtehen große, auf ewig in die Geſchichte eingeſchriebene Namen. Kaiſer Maximilian I., Stifter des Landfriedens und des Kammergerichtes — Schwedens Guſtav Adolph, der chriſtlich fromme Held — neben ihm ſein Zeitgenoſſe Wallenſtein, gleich groß im Krieg, doch weit zurückſtehend an Tugenden — Götz von Berlichingen, mit der eiſernen Hand, der ehrliche Deutſche Ritter, welcher es für ſeinen Beruf hielt, allem Unrecht zu ſteuern, endlich aber im Bauernkriege die Faſſung verlor — ihm zur Seite Georg von Waldburg, der Beendiger dieſer kurzen, aber ſchrecklichen Empörung. Solche Namen bedürfen nur einer Erwähnung, um Erinnerungen an große hiſtoriſche Ereigniſſe zu erwecken; Erinnerungen, die zu mannichfachen ernſten Betrachtungen führen können.

Erheiternd iſt dagegen ein Blick auf die reiche und ſehr merkwürdige Sammlung alter Glasmalerey, womit alle Fenſter ausgeſetzt ſind. Abgeſehen von der kindlichen Einfalt und den poſſirlichen Verſtoßen gegen das Hiſtoriſche und Uebliche, welche ſich in den Com-

poſitionen der Glasmaler zeigen, und die uns oft ein unwillkührliches Lächeln abnöthigen *), findet übrigens der Kenner der Kunſt in dieſer Sammlung reichen Stoff zu angenehmen und intereſſanten Bemerkungen **).

An den Ritterſaal ſtößt, nicht in weſentlicher, ſondern nur in zufälliger Verbindung, die ſogenannte Begräbniß-Kapelle.

Der Aufbewahrung der älteſten genealogiſchen Denkmale und ſomit den Altvorderen des gräflichen Hauſes, iſt dieſes gruftähnliche Gewölbe vorzüglich geweiht.

Im Ritterſaale glaubt man ſich in das wirkliche Leben und Treiben des Mittelalters verſetzt; hier aber ſteht man nur unter Todten. Grabſteine und Sarkophage, Schedel, Knochen und Stücke von den Sterbekleidern merkwürdiger Menſchen, welche man hier erblickt: alles erinnert nur an die Vergänglichkeit des Irdiſchen, an Tod und Grab. Nur in dem Gemählde des Fenſters, das vorzüglich dieſe Schwermuth erregende Gegenſtände beleuchtet, liegt ein erhebender, bedeutſamer Wink: Maria ſchwingt ſich auf Wolken zum Himmel empor. Dieſe Hindeutung auf Unſterb-

---

*) Z. B. ein Joſeph, welcher dem Chriſtuskinde Brey kocht, ein Zwerg, der das Feuer anbläs't, während St. Veit in Oel geſotten wird.

**) Die älteſte Glasmalerey in dieſer Sammlung, iſt das erſte Fenſter vom Eingange links; Kaiſer Adolph von Naſſau ſtiftete ſolches in das Chor des Nonnenkloſters zu Altenburg in der Wetterau, von wo aus daſſelbe nach Erbach kam.

lichkeit, mildert die erregten Gefühle, und in ſanfter angenehmer Rührung treten wir vor den Sarkophag Eginhardts, der hier in einem beſondern Nebenkapellchen aufbewahrt wird *). Gerade ein Jahrtauſend iſt verſchwunden, ſeit die Gunſt Ludwig des Frommen dieſem Lieblinge Carls des Großen die Gegend um Michelſtadt und Erbach zum Eigenthum übergab **).

Mit Eginhardt beginnt daher die beſondere Geſchichte des Erbachiſchen Landes; von ihm leitet eine alte, zwar nicht erwieſene, jedoch auch nicht beſtimmt widerlegte Sage, den Urſprung des Erbachiſchen Grafenhauſes ab; ihn halten ſelbſt manche für einen gebornen Odenwälder; alſo Beziehungen genug, um ſeinem Andenken gerade an dieſer Stelle ein würdiges Denkmal zu errichten. Und gern wird jeder ihm die Huldigung darbringen, welche ſeine ſeltenen Talente und Kenntniſſe, ſein vortrefflicher Charakter als Menſch, Gatte und Staatsmann, ſo wie das Vertrauen und die Gunſt ſeines großen Erziehers und Kaiſers, in Anſpruch nehmen.

Eine Treppe höher finden wir in demſelben Schloſſe ganz andere Gegenſtände. Die Wohnzimmer des Herrn Grafen Franz zu Erbach enthalten nämlich

---

*) Dieſer Sarkophag ſtand früher in dem Kloſter Seeligenſtadt, woſelbſt Eginhardts Gebeine darin verwahrt waren, bis ſie in einen neuen und prächtigeren gelegt wurden.

**) Der Schenkungsbrief iſt am 11. Januar 815 zu Aachen ausgefertigt.

zugleich ſeine Sammlung Römiſcher und Griechiſcher Kunſtwerke, Waffen, Vaſen und ſonſtiger Alterthümer. Ein reiner, durch tiefes Studium und fruchtbares Betrachten der Meiſterwerke des Alterthums geläuterter Geſchmack, ſpricht ſich in der ſinnvollen Zuſammenſtellung und Anordnung des Ganzen aus. Nichts iſt in dieſen Zimmern, was nicht mit Rom und Großgriechenland in innigſter Berührung ſtünde, und weil bey dem Betrachten ſolcher Gegenſtände ohne allen Leitfaden, ſo manches Merkwürdige unbeachtet bleibt: ſo dürfte hier eine kurze Berührung des Einzelnen nicht an der unrechten Stelle ſeyn *). Wir fangen mit dem

erſten Zimmer

an.

In Anſehung der Bekleidung der Wände diente ein Souterrain in der Villa Hadrians zu Tivoli zum Vorbilde; nur iſt, ſtatt einem blauen, hier ein grüner Grund genommen, die Arabesken ſind etwas verändert, und in den Mandeln derſelben ſind Tänzerinnen nach Gemählden von Herculanum angebracht.

Unter den Stühlen iſt einer mit einer Rücklehne (Hemicyclium), demjenigen getreu nachgebildet, worauf die bekannte Bildſäule des Poſidippus ſitzend vorgeſtellt iſt. Vier dergleichen ohne Rücklehne ſind

*) Bey dem nachfolgenden iſt man lediglich den Angaben und Anſichten gefolgt, welche der edle Beſitzer in einer ausführlichen, aber nicht durch den Druck bekannt gemachten Beſchreibung ſeiner Sammlungen, für die Nachwelt niedergelegt hat.

Nachbildungen der Puleinarien von weiſſem Marmor in dem Palaſte Mattei zu Rom, und der am Schreibtiſch befindliche, iſt dem ſonderbaren Stuhle nachgeformt, welcher auf Coeli mons gefunden worden iſt und im Palaſte Corſini zu Rom aufbewahrt wird.

Die Blätter zweyer Tiſche ſind ächte antike Moſaik. Eine hetruriſche Vaſe, auf einen Teller von Nolaner Erde geſtellt, dient als Dintenfaß.

Zur Beleuchtung werden zwölf Candelabers, nach Antiken im königlichen Muſeum zu Portici und in der Sammlung von Bronzen zu Florenz, geformt, mit Lampen, welche ächt antik ſind, gebraucht.

Die Vorhänge der Fenſter werden durch antike Schnallen (Fibulae) zuſammengehalten.

In den mittelſten Feldern der Thüren ſind artige Basreliefs angebracht, deren Entſtehung eine nähere Bemerkung verdient. Ein Bach im Toskaniſchen hat nämlich die Eigenſchaft, alle in denſelben gelegt werdende Gegenſtände ſehr bald mit einem feinen weißen Stoffe zu incruſtiren. Unter Pabſt Pius VI. benutzte ein Doctor dieſen Umſtand zu getreuer Nachbildung antiker Basreliefs, indem er die von ſolchen abgezogenen Formen in dem erwähnten Bache incruſtiren ließ, und wie gut dieſer Verſuch gerathen iſt, zeigen die Proben, welche man hier ſieht.

Die gröſeren Basreliefs über den Spiegeln, Tiſchen und Niſchen, ſind Gyps-Abdrücke von Andromeda und Perſeus in der Capitoliniſchen Antiken-Sammlung, von dem ſchlafenden Endimion, auf dem Aventinus gefunden, von einem Fragment des An-

tinous in der Villa Albani zu Rom, und von zwey coloſſalen Muſen aus dem Clementiniſchen Muſeum. Sodann ſind aufgeſtellt:

a) Statüen:

Kaiſer Hadrian, im Kriegskleide und in einer Stellung, als rede er die Soldaten an. Beine und Arme ſind von Trippel reſtaurirt. Auf der Vorderſeite des Fußgeſtelles iſt ein Stück antiker Moſaik angebracht.

Dieſe Statüe wurde zu Tivoli gefunden.

Merkur als Kind; vortrefflich iſt in Geſicht und Stellung die Verſchlagenheit des kleinen Gottes ausgedrückt. Das Gewand ſtellt Leder vor.

b) Büſten.

Alexander der Große, in den Trümmern von Tivoli gefunden. Ein idealer Kopf; vielleicht ein Werk Griechiſcher Kunſt.

Perſeus, der letzte König von Macedonien. Die Augenäpfel ſind angedeutet; die Büſte iſt folglich nicht Griechiſchen Urſprungs. In dem übrigens gut gearbeiteten Kopfe liegt ein tiefer Ausdruck von Schmerz.

Epicur.

P. C. Scipio Africanus. Ein idealer Kopf.

Sylla, von ausnehmend feinem Marmor.

Sertorius, eine ſeltene, in den Ruinen der Villa des Pompejus zu Albano gefundene Büſte. Die Erblindung des einen Auges iſt ſehr gut ausgedrückt.

Julius Cäsar. Die tiefen Ecken an der Stirne sollen charakteristisch seyn; übrigens sehr restaurirt.

Augustus. Der Backenbart läßt schließen, daß der ohnehin jugendliche Kopf den August noch als Octavius vorstellen soll.

Tiberius, ebenfalls in jüngeren Jahren abgebildet und vortrefflich gearbeitet.

Drusus, Sohn des Tiberius. Dieser schöne Kopf stand früher in der Sammlung, welche Pabst Sixtus V. als Cardinal anlegte.

Antonia, Gemahlin des Drusus. Einer der schönsten Ueberreste des Alterthums.

Germanicus. Dieser Kopf ist von einer Statüe, weil die Haare auf dem Scheitel nicht ausgearbeitet sind.

Agrippina, des Germanicus Gemahlin, und Sabina, des Kaisers Hadrian Gemahlin.

c) Hermen.

Herodotus, mit angedeuteten Augenäpfeln, eben so Miltiades, der Sieger von Maraton.

Ferner zwey Köpfe, welche Abbe Visconti für Metrodorus und Lycon hält.

Sodann ein Stoiker und ein Athlete, letzterer in altem Hetruriſchen Styl.

Ausserdem ist eine Sammlung von allerley Römischen Gefäßen, Geräthschaften, Penaten ꝛc. in einem Glasschranke vereiniget.

Das

zweyte Zimmer

ſtellt einen Porticus vor. An der Wand iſt grauer Marmor, an den Pilaſtern Porphyr, an den Capitellen, dem Fußgeſimſe und an dem ganzen Hauptgeſimſe weißer Marmor, in Gyps nachgebildet. Die Ordnung der Säulen iſt die Joniſche, und zwar dieſelbe, welche man im zweyten Stock des Theaters des Marcellus zu Rom findet.

Eine ihrer Form und Größe wegen ſeltene, wahrſcheinlich in der Gegend von Neapel gefundene, antike Lampe dient zur Beleuchtung. Sie hat ſieben Oeffnungen für die Dochte, iſt zwiſchen dieſen mit Iſisköpfen und oben mit einem Kranz von Rebenblättern verziert.

Zwey von Erz gegoſſene und vergoldet geweſene Curial-Stühle, welche in einem Nebenzimmer des Theaters von Herculanum gefunden wurden, ſind das Vorbild der hier befindlichen Stühle.

Die Vorhänge werden durch Armſpangen von Bronze, in Römiſchen Gräbern bey Eſchau gefunden, zuſammengehalten.

Eine ſitzende Statüe Trajans im Pallio, findet ſich dem Eingang gegenüber. In der linken Hand hat Trajan eine Rolle, die rechte iſt gegen den Kopf aufgehoben, und verräth, ſo wie die ganze Haltung, ruhiges Nachdenken. Der Saum des Gewandes bezeichnet Tuch, die Naht an dem Stuhlkiſſen Leder.

Zwiſchen den Pilaſtern und in den Niſchen über den Thüren ſind folgende

Büſten

aufgeſtellt:

N. Cl. Drusus Germanicus.

Nach dem Urtheil der Kenner ſoll dieß der beſte bis jetzt bekannt gewordene Kopf jenes Helden ſeyn, an welchem ein Helm von Haaren als beſonders merkwürdig erſcheint. *)

Claudius. Die Pelzverbrämung des Gewandes iſt etwas ſeltenes. Der Rumpf und das Geſicht ſind 1790 zu Oſtia gefunden worden; das übrige iſt reſtaurirt.

Titus. Weit über Lebensgröße und gut erhalten.

Hadrianus. Der Kopf iſt ebenfalls gut erhalten; der Rumpf ſcheint nach der zurückgebogenen Stellung der Arme zu urtheilen, ein Theil einer Heroen-Statüe geweſen zu ſeyn.

Antoninus Pius. Dieſe Büſte von Pariſchem Marmor der härteſten Art, ſtand ſonſt in dem Museo Clementino.

Fauſtina, die Gemahlin Antonio's, iſt ganz vortrefflich gearbeitet.

Marcus Aurelius. Abbe Visconti hat über das Schickſal dieſer Büſte, welche früher Statüe war, dann zum Bruſtbild umgearbeitet, die ſpäter wieder

*) Abbe Visconti im Museo pio Clementino T. V. p. 57.

hinweggemeiſelte Inſchrift: P. Magnio Victor Magiſter, erhalten hatte, eine beſondere kleine Abhandlung drucken laſſen.

Fauſtina, die Gemahlin des Marcus Aurelius.

Commodus.

Caracalla. Dieſer ſehr gut gearbeitete Kopf wurde von dem Maler Hamilton in demſelben Sumpfe bey Tivoli gefunden, aus welchem früher durch Veranſtaltung des Cardinals Polignac die vielen, jetzt zu Berlin befindlichen Antiken hervorgezogen worden ſind.

Außer dieſen Kunſtwerken iſt eine reiche und ſehr merkwürdige Sammlung

Römiſcher und Griechiſcher Waffen

in einer Trophäe vereiniget, an einer in Korkholz nachgebildeten alten Mauer aufgehängt; nur die vorzüglichſten Stücke davon aber können hier eine Erwähnung finden.

Von den Helmen haben zwey die Geſtalt einer Phrygiſchen Kappe; der eine davon, deſſen Metall dem Golde an Farbe und Reinheit gleich ſteht, wurde bey Iſernia in der Provinz Abruzzo, dem Lande der Samniter — der andere 1792 in den Pontiniſchen Sümpfen gefunden. Vier andere ſind wie Kappen geſtaltet, welche ſich ganz an den Kopf anſchließen; nur endigen ſich die Wölbungen in eine allmählich zugehende Spitze, worauf ein Knopf ſitzt.

Derjenige von dieſen Helmen, welcher ſich durch ſchlechte Erhaltung kenntlich macht (er iſt durchlöchert, zuſammengedruckt, kreuzweiſe geborſten, und deshalb

inwendig mit Zinn ausgeflickt), hat dennoch das gröſste hiſtoriſche Intereſſe von allen, weil er auf dem berühmten Schlachtfelde bey Cannae gefunden worden iſt. Pabſt Ganganelli hatte ihn als ein ſeltenes Geſchenk von einem Kloſter in Apulien erhalten; in dem Clementiniſchen Muſeum war er auf der Hand einer Statue, welche mit der Benennung Minerva pacifera bezeichnet wird, befeſtiget, und von da kam er — auf dieſelbe Art, wie einſt Eginhardt die Gebeine des h. Petrus und Marcellinus erhielt — nach Erbach.

Man kann dieſen Zeugen jenes fürchterlichen Tages, an welchem Rom vor mehr als zweytauſend Jahren, fünfzig Tauſend ſeiner edelſten Männer verlor, nicht ohne beſondere Empfindung betrachten.

Einige Umbones zu mehrerer Verſinnlichung auf nachgebildeten groſsen Schilden (Scutis) angebracht, und ein runder Schild ganz von Erz (clypeus), mit der Inſchrift: P. SERGIVS LEG VIII AVG. M. 1794. bey Locri in Apulien gefunden, ſind bemerkenswerth. Eben ſo eine Fuſsangel, mehrere Schwerdter von Bronze und Eiſen, verſchiedene Dolche, ein Cingulus in der Fechter-Caſerne zu Pompeji gefunden; Streitärte, metallene Spitzen von Streitkolben, Wurfſpieſse, Pfeilſpitzen, Pferdsgebiſſe, Sporn, mehrere Lanzen, darunter eine mit Löchern, woran wahrſcheinlich ein Velillum befeſtiget war, und eine auſserſt ſeltene, ſauber in dem Schöpflinianiſchen Muſeo aufbewahrte Doppellanze.*)

*) Montfaucon hat dieſe beſondere Art von Lanzen zuerſt angezeiget.

Vorzüglich intereſſant aber ſind die hier vorhandenen Signa. Nämlich

a) ein kleiner Adler, wie in den Signis der Centurien angebracht waren; *)

b) ein anderer mit einer Vorrichtung, um ein Vexillum daran befeſtigen zu können; **)

c) eine Victoria von Bronze, mit der ſchönſten Patina überzogen, an deren Rucken eine Röhre befeſtiget iſt, woraus man ſchlieſt, daß ſie auf einem Stock getragen wurde und als Signum diente.

Dieſe kleine Figur, welche in einem vortrefflichen Styl gearbeitet iſt, war ſchon mehrmals der Gegenſtand antiquariſcher Forſchungen geweſen. La Chausse hat ſie in dem Museo Romano Theil 2. Abſchnitt 6. zuerſt bekannt gemacht; nach ihm ſchrieb über ſie Montfaucon, Antiq. expl. T. II. p. 209, und dann Abt Guattani zu Rom in der Monatsſchrift Monumenti inediti per l'anno 1787. Mese di Marzo.

Ein Wolfs- oder Hundskopf von Bronze, mit einer abgebrochenen hohlen Spitze im Rachen, im Jahr 1792 bey Terracina im Meer gefunden, verdient endlich darum einige Aufmerkſamkeit, weil er ein zerbrochenes Roſtrum ſeyn ſoll.

---

*) Er iſt an einem nachgemachten Stamo der Art befeſtigt.

**) Auch dieſer iſt mit einem nachgeahmten Vexillo versehen.

In dem

dritten Zimmer

ist eine Sammlung sogenannter Hetrurischer Vasen aufgestellt, welche zwar nicht sehr zahlreich ist, jedoch fast alle bis jetzt bekannte Formen dieser Gattung von Gefäßen in sich begreift.

Eine nähere Beschreibung der einzelnen Vasen würde zu weit führen; von einigen besonders merkwürdigen hat Herr Hofrath Creuzer in der Symbolik und Mythologie der alten Völker *) Abbildungen und Erklärungen gegeben.

Wenn übrigens Winkelmann von den Hetrurischen Vasen überhaupt sagt: „Diese Gefäße sind, „wie die kleinsten gerinasten Insecten die Wunder in „der Natur, das Wunderbare in der Kunst und Art „der Alten: und so wie in Raphaels ersten Entwürfen „seiner Gedanken, der Umriß eines Kopfes, ja ganze „Figuren mit einem einzigen unabgesetzten Federstrich „gezogen, dem Kenner hier den Meister nicht weniger „als in dessen ausgeführten Zeichnungen zeigen; eben „so erscheint in den Gefäßen mehr die große Fertigkeit „und Zuversicht der alten Künstler als in andern Wer„ken. Eine Sammlung derselben ist ein wahrer Schatz „von Zeichnungen.“ — so bedarf es wohl nur der Anführung dieser Worte, um den Kunstfreund auch für diese kleine Sammlung zu interessiren.

Wir betrachten endlich noch die, in dem Wohnzimmer der Frau Gräfin von Erbach aufgehängten

---

*) III Band S. 543 Note 7.

vortrefflichen Handzeichnungen von Philipp Hackert, und verlassen dann dieses Schloß, jedoch gewiß nicht, ohne dem edlen Besitzer lebhafte Empfindungen des Dankes und der Achtung zu widmen, dessen einsichtsvolles, rastloses Streben und große Aufopferungen uns so manchen erfreulichen Genuß verschafft haben.

Von Erbach macht man gewöhnlich einen Ausflug nach

Eulbach *)

einem gräflichen Jagdhause.

Die hohe Lage desselben bietet eine angenehme Aussicht gegen den Spessart, Vogelsberg und Taunus dar.

Der Jagdliebhaber findet nicht nur hier eine sehr reichhaltige, in ihrer Art wohl einzige Sammlung von mißgestalteten Hirsch- und Rehbocks-Geweihen; sondern es müßte auch ein besonderer Unglücksstern über ihm walten, wenn er nicht vom Haus oder vom Garten aus das Wild in großen Rudeln auf den Freyungen des Waldes umherstreifend, sehen sollte.

Der Alterthumsforscher betritt hier classischen Boden. **) Die befestigte Linie der Römer zieht ganz nahe an dem Jagdhaus vorüber; ein Castell und mehrere Römische Gräber sind kaum einige hundert Schritte entfernt. Um diese ehrwürdigen Denkmale der Vor-

*) Es ist 1157 Fuß höher als die Meeresfläche.

**) S. meine Romische Denkmale des Odenwaldes S. 69 folg.

zeit gegen völlige Zerstörung zu sichern und um dem Wißbegierigen eine deutliche Vorstellung ihrer ursprünglichen Beschaffenheit zu geben, wurde ein Thor des Castells von Eulbach, ein Thor des Castells von Würzberg, und ein Römisches Grab, ganz so, wie man sie fand, ohne alle Veränderung der Steine, in den Garten versetzt, auch ein Brandhügel nachgebildet. Dadurch, durch mehrere hier aufgestellte Römische Inschriften, einem Obelisk aus Steinen von einem Römischen Castell erbaut, umgeben von Säulen und Pfeilern, in Römischen Gräbern gefunden, hat der Garten ein Interesse erhalten, welches wenige andere Anlagen der Art mit ihm theilen, und ihn darum allein schon eines Besuches werth machen würden, wenn auch seine abwechselnden Partieen und Schattengänge einen minder angenehmen Aufenthalt gewährten. Allein auch in dieser Beziehung ist geschehen, was die Verhältnisse des Ortes erlauben, und dazu ruhet wohl vorzüglich das Gedeihen des Marktes, welcher seit 14 Jahren hier jährlich einmal gehalten wird.*) Nie ist der Garten schöner als gerade an diesem Tage, wo ihn unzählige Gruppen fröhlicher Menschen beleben. Es ist ein unbeschreiblich schöner Anblick, bey diesem Odenwäldischen Nationalfeste (denn dies ist der Markt eigentlich geworden) das fröhliche Drängen, Treiben und Wogen einiger

*) Dieser Markt wird immer auf den Montag vor Jakobi, oder wenn Jakobi auf einen Montag fällt, an diesem Tage selbst gehalten.

tausend mehr genuß: als kaufsuchtiger Menschen aus allen Ständen zu sehen. Schon nehmen viele Bewohner der benachbarten Städte, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, Aschaffenburg und Miltenberg an diesem ländlichen Feste Antheil, und mit jedem Jahre vermehrt sich die Zahl der Besuchenden aus den gebildeten Ständen.

Von Eulbach aus sind es zwey Stunden bis

Amorbach.

Der Weg dahin geht gröſtentheils durch Wald und ist nicht eher unterhaltend, als bis man den Berg hinab steigt und mit dem Austritt ins Freye das liebliche Thal, die Stadt mit ihren zwey Kirchen, einige Dörfer und die Ruinen auf dem St. Gotthardsberge erblickt. Auf diesem Berge (früher der Frankenberg genannt) soll in alten Zeiten ein Graf, Namens Ruthard, gewohnt haben, welcher sich die Beförderung des Christenthums sehr angelegen seyn ließ. Denn nachdem er selbst am Hofe der Fränkischen Könige diese Lehre angenommen hatte, lud er den heiligen Pirminius — einen wandernden Apostel der damaligen Zeit — ein, die Bewohner des Odenwaldes zum christlichen Glauben zu bekehren. Pirminius gab dem Wunsche des Grafen Gehör, und baute um das Jahr 714 für sich und seine Gefährten einige kleine Wohnungen bey Amorbach, welche etwas später, gegen das Jahr 730, durch die Freygebigkeit des gedachten Grafen Ruthards und des Fränkischen Majordomus Carl Martell, in ein ordentliches Kloster umgestaltet wurden. Von

hier aus wirkten nun Pirminius und Amor, der erſte Abt des neu geſtifteten Kloſters, unmittelbar auf die Bewohner des Odenwaldes und erleichterten dadurch dem berühmten Bonifacius das groſse Werk der völligen Bekehrung.

Dieſes reiche geweſene Benediktiner-Kloſter hat im Laufe der Zeit manchen harten Sturm überſtanden, endlich fand es doch ſein Ziel.

Wir wollen kurzlich einiges von ſeinen merkwürdigſten Schickſalen berühren. Als der Hunnenkönig Attila in Deutſchland wüthete, wurde auch Amorbach verbrannt, und die Geiſtlichen des Kloſters theils getödtet, theils verjagt. Ein gleiches Schickſal traf Stadt und Kloſter, als Kaiſer Heinrich IV. den Gegenkönig Rudolph geſchlagen hatte, und, um ſeinen Sieg zu verfolgen, in einem verwüſtenden Zug nach Schwaben ruckte.

In dem Bauernkriege erging es dem Kloſter ſehr übel. Der Zug der empörten Bauern, der helle Haufen genannt, ging 1525, zu Ende Aprils, von Heilbronn über Buchen nach Amorbach. Vor dem Hauptſtrupp kamen Georg Metzler von Ballenberg, Götz von Berlichingen und einige Andere, und gingen in die Stadt-Kellerey. Abt Jacob mußte ſogleich ſeine Geiſtlichen verſammeln, weil man ſich wegen der Reformation mit ihnen beſprechen wolle; die ganze Unterredung beſtand aber darin, daß dem Abt und Convent alles Geld, alle ſilbernen Gefäße ꝛc. unter den heftigſten Drohungen abgefordert wurden. Der Abt gab vor, das Geld zur Ausbeſſerung der Gebäude

verwendet und die vorhandenen ſilbernen Becher unter die Brüder ausgetheilt zu haben. Unterdeſſen war der ganze Bauernhaufen in das Kloſter gedrungen; alles wurde durchwühlt und geplündert. Der Abt hatte ſich dem Gedränge entzogen, man entdeckte ihn aber, beraubte ihn ſeiner Kleider und führte ihn in die Stadt-Kellerey. Hier wurde er wieder nach Geld gefragt, und als er die früher gegebene Antwort wiederholte, nahm man ihm ſeinen ſilbernen Becher. Bald erfuhr Götz, der Abt habe noch einen ſolchen Becher zurückbehalten, und forderte ihn mit Ungeſtüm; als der Abt bat, dieſen zu ſeinem Gebrauch behalten zu dürfen, ſchlug ihm Götz mit der Hand auf die Bruſt und ſagte: „Lieber Abt, ihr habt lange genug aus ſilbernen Bechern getrunken; trinket wohl einmal aus den Krauſen.“ Dennoch ließen Götz und die andern Anführer den Abt mit ſich eſſen, wobey ſie aus ſechszehn geheiligten, aus der Kirche genommenen Kelchen zechten. Inzwiſchen ging die Plünderung fort und man fand noch drey Kelche. Der Abt ſeufzte darüber, Götz aber ſagte zu ihm: „Lieber Abt, ſeyd wohlgemuth! Bekümmert euch nit; ich bin dreymal verdorben geweſen, aber dennoch hier. Ihr ſeyd's aber ohngewohnt.“

Als die Bauern abzogen, ließen ſie Brandmeiſter zurück, um das Kloſter anzuzünden. Die Bürger machten Vorſtellung dagegen, und erhielten die Erlaubniß, es auf andere Art zerſtören zu dürfen. Dieß geſchah denn auch treulich, und die Zinsbücher des Kloſters wurden dem Feuer übergeben. Damals wurde auch das Kloſter auf dem Gotthardtsberge

geplündert und verbrannt. — Als der Aufruhr gedämpft war, büßten drey der Amorbacher Rebellen ihre Theilnahme an dieſem Frevel mit dem Leben.

Im dreyßigjährigen Krieg leerten die Schweden das Kloſter ganz aus, und ſchenkten es mit allem An- und Zugehör den Grafen von Erbach, welche es ſogleich in Beſitz nahmen und die Kloſterkirche den Lutheranern übergaben. Nach der Schlacht bey Nördlingen aber verjagten die kaiſerlichen Truppen die Erbachiſchen Beamten wieder aus Amorbach; die Mönche kehrten wieder in ihr Eigenthum zurück und das Kloſter blieb nun ruhig, bis es im Jahr 1802 dem Fürſten von Leiningen zugetheilt und aufgehoben wurde. Die ſchöne Kloſterkirche mit ihrer vortrefflichen Orgel und der Bibliothek-Saal ſind ſehenswerth.

Eine Römiſche, hier gefundene und wahrſcheinlich den Nymphen des Amor-Brunnens geweihte Inſchrift *), zeugt von dem Aufenthalt der Römer in dieſem angenehmen Thale.

Wir kehren nach Eulbach zurück und ſteigen von da den Berg herab nach

Michelſtadt.

Dieſes uralte Städtchen, mitten im ehemaligen Pleonzgau, an der ſchönſten und belebteſten Stelle des Mimlingthals gelegen, war vor tauſend Jahren eine Zeitlang der Aufenthaltsort des berühmten, ſchon bey Eulbach erwähnten Eginhardts, welchem es Kaiſer Lud-

*) ſ. meine Römiſche Denkmale des Odenwaldes §. 11.

wig der Fromme mit einem Umkreis von zwey Stunden geſchenkt hatte. Er baute daſelbſt ſtatt einer vorgefundenen hölzernen Kirche eine von Stein, und ließ die Reliquien des heiligen Marcellinus und Petrus, welche ſein Secretär Radleicus nächtlicher Weile aus der Kirche des heiligen Tiburtius zu Rom entwendet hatte, in derſelben niederſetzen. Wahrſcheinlich würde Eginhardt zur Ehre dieſer Heiligthümer ein Kloſter in Michelſtadt geſtiftet haben; allein allerley Wunderzeichen, verbunden mit weiſſagenden Träumen und Eingebungen, gaben ihm zu erkennen, daß die heiligen Knochen (d. h. die ſie bewahrenden Geiſtlichen) nicht an dieſem Ort bleiben wollten. Obgleich Eginhardts ganzes Vorhaben dadurch verändert wurde, ſo unterwarf er ſich doch dem höhern Wink. Im Februar des Jahrs 828 ließ er, während ein ungewöhnlich ſtarker Regen alle Bäche aus ihren Ufern getrieben hatte, die Reliquien aus der Kirche holen, um ſie in feyerlicher Begleitung weiter zu bringen. Kaum hatte ſich der Zug in Bewegung geſetzt, ſo verſchwand, zum augenſcheinlichen Wunder, Regen und Ueberſchwemmung. Man langte noch denſelben Tag zu Groſsoſtheim und den folgenden zu Mülenheim, dem nachherigen Seeligenſtadt, an, wo Eginhardt ein Jahr ſpäter ein großes Kloſter ſtiftete *).

Von dieſer Zeit an ſcheint er ſeiner Odenwäldiſchen Beſitzung wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt zu

*) Eginhardt erzählt dieß ausführlicher in ſeiner Historia translationis Sanctor. Martyr. Marcellini et Petri.

haben. Die wahrſcheinlich ſchon früher von ihm geſtiftete Probſtey (Cella) *) zu Michelſtadt, wurde von den Mönchen verlaſſen, welche vielleicht alle mit nach Seeligenſtadt wanderten; wenigſtens erzählen die Jahrbücher des Kloſters Lorſch, daß eben dieſe Probſtey, nachdem ſie dritthalb hundert Jahre leer und verlaſſen geweſen, im Jahr 1073 unter dem Lorſcher Abt Udalricus erſt wieder beſetzt worden ſey. Als in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts die Benedictinermönche aus dem Kloſter Lorſch vertrieben wurden, erloſch auch dieſe Probſtey. Die dermalige Kirche zu Michelſtadt iſt ein alter Gothiſcher Bau und enthält neben einigen nicht übel gearbeiteten Epithaphien von Alabaſter, die aber leider! übertüncht ſind, eine neue ſehr gute Orgel und eine Bibliothek, in welcher man mehrere Werke aus der erſten Zeit der Buchdruckerkunſt findet **).

---

*) Nach Du Fresne, Gloss. ad vocem Cella, bezeichnete man im Mittelalter damit einen Aufenthalt für wenige, von einem andern Kloſter abhangige Mönche; und daß dieſe Cella von Einhardt geſtiftet worden ſey, wird darum wahrſcheinlich, weil in der Schenkungsurkunde von Ludwig dem Frommen Michelſtadt ein locus, in dem Vermächtniß Einhardts an das Kloſter Lorſch vom 11. September 819 aber eine Cella genannt wird.

**) Z. B. Concilii Moguntini Statuta provincialia. Am dem erſten Blatt ſteht: Et ne Clerici singuli indulgencias de ipsis consequendis priventur pro facilliore communicatione et omnium utilitate ipsa in unum volumen redacta praesentibus et claret impressoriae artis literalis sunt effigiata. Am Schluſſe lieſt man nur: Datum anno 1451.

Iacobi Carthusiensis Sermones notabiles et formales d. a. 1455.

Unter den Einwohnern herrſcht viel Gewerbfleiß; ein Eiſenhammer und eine Bleyzucker-Fabrik liegen

---

Ciceronis Officiorum libri III. Am Ende ſteht: per Johannem Faust manu pueri sui Petri de Gernsheim an. 1466. finitum.

Thomae de Aquino, Summa. Pars I. Am Schluße des 2ten Theils finden ſich folgende meiſtens abgekürzte Worte: Hoc opus praeclarum secunda secundae beati Thomae de Aquino alma in urbe Moguntina inclitae nationis germanicae quam Dei clementia tam alti ingenii lumine denique gratuito ceteris terrarum nationibus praeferre illustrareque dignatus est, artificiosa quadam adinventione imprimendi seu caracterizandi absque ulla calami exaratione effigiatum et ad eusebiam Dei industrie est consummatum per Petrum Schoiffher de Gernsheim. Anno domini 1467. die sexta mens. martii.

Valerius Maximus. Am Ende ließt man: Praesens Valerii maximi opus praeclarissimum in nobili urbe Moguntina Rheni terminatum anno 1471. 18. Kalendis Iuliis per egregium Petrum Schoyffer de Gernsheim artis impressoriae magistrum feliciter consummatum.

Alberus de Eyb, Margarita Poetica.
Anno - 1472. - - per industriosum impressoriae artis Magistrum Johannem Sensenschmid civem Norimbergensem cujus diligentia imprimendi corrigendique opus ipsum optime manifestat.

Johannis de Janua, Catholicon. Norimbergae an. 1486. impensis Antonii Koburger.

Horatii Flacci opera cum Annotat. Venetiis 1492.
— — — — — — — Argentor. 1493.

Platonis Opera. Venet. 1491.

Francisci Petrarchae Opera. Basil. 1496. per Magistrum Joannem de Amerbach.

Außer vielen findet man noch gegen fünfzig Werke, welche in dem 15ten Jahrhundert gedruckt ſind, und andere ſeltene Bücher hier.

außerhalb der Stadt. Von einem in der Nähe befindlichen Eisenbergwerke, werden die gewonnenen Erze auf die Eisenschmelze nach Steinbach gebracht, woselbst sich auch die Ueberreste eines ehemaligen Nonnenklosters befinden. In dem alten, unmittelbar an Steinbach liegenden Schloß Fürstenau, ist ein großer, kühn gesprengter Bogen bemerkenswerth, durch welchen zwey Flügel des Schlosses verbunden werden.

Gleich unterhalb Fürstenau trifft man einen zweyten, größeren Eisenhammer an. Das Mumlingthal wird dort enge, erweitert sich aber bey Zell und König *) wieder, und bleibt auch in der Herrschaft Breuberg, welche hier angränzt, in ziemlich gleicher Breite **). Das alte Schloß

Breuberg,

hat dieser Herrschaft den Namen gegeben. Auf dem Gipfel des Berges, wo nun das Schloß steht, hat man in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, bey Anlegung neuer Gebäude, ein Römisches Bad gefunden, und wahrscheinlich war auch ein Römisches Castell daselbst ***). Während des dreyßigjährigen Kriegs gab diese kleine Bergfestung zu vielen Streitigkeiten zwischen Erbach und Löwenstein, welche verschiedenen

---

*) An dem Kirchenthurm zu König ist ein Stein mit einer Römischen Inschrift eingemauert.

**) Diese Herrschaft wird, seit dem Aussterben des Mannsstamms der alten Grafen von Breuberg, von dem fürstlichen Haus Löwenstein und dem gräflichen Haus Erbach in unabtheilter Gemeinschaft besessen.

***) S. meine Römischen Denkmale des Odenwaldes S. 46 u. 47.

Partheyen ergeben waren, Veranlaſſung. In dem nachher erfolgten Franzöſiſchen Kriege, zerſtörte Turenne im Jahr 1675 eine ſchöne und koſtbare Waſſerleitung, welche inzwiſchen nicht wieder hergeſtellt wurde.

In dem innern Raum des Schloſſes ſteht ein ſehr feſter Thurm, in der Bauart jenem bey dem Schloſſe zu Erbach nicht unähnlich. Die Ausſicht von oben iſt durch die benachbarten Berge beſchränkt, jedoch angenehm. Die Umgebungen des an dem mit Reben bepflanzten Fuß des Berges gelegenen Städtchens, Neuſtadt, werden in alten Urkunden nicht ohne Bedeutung die Roſenaue genannt.

Weit mehr Genuß bietet in dieſer Beziehung eine andere Odenwäldiſche Bergfeſtung, nämlich der ungleich höhere

Otzberg*)

dar, welcher nicht nur eine weite Ebene gegen Frankfurt hin beherrſcht, ſondern auch in das Gebirge hinein, beſonders gegen das Schloß Reichenberg hin, dem Auge einen weiten Spielraum eröffnet.

Ein bombenfeſt zugewölbter Thurm, die Weiſſerübe genannt, und ein tiefer Ziehbrunnen, werden Fremden als Merkwürdigkeiten des Schloſſes gezeigt.

Von da ſteige man in das Thal der Gerſpreng hinab.

Wer das Geiſterreich nicht fürchtet, ſuche den Schnellert auf, und verfolge den lärmenden Zug des hirr hauſenden, weiland berühmten Heergeiſtes**),

---

*) Der Otzberg iſt 1220 Fuß höher als die Meeresfläche.

**) Der Sage nach zieht bey einem bevorſtehenden Krieg der un-

durch Oberkrimsbach bis in die Ruinen des zerfallenen Schlosses Rodenstein. Der Freund schöner Garten-Anlagen nehme seinen Weg über Fränkisch-Crumbach; und wen die mit Strick und Dolch richtende Vehme interessirt, besuche des Schloß Lichtenberg, woselbst noch zu Ende des 16ten Jahrhunderts ein Freystuhl seinen Sitz gehabt hat *). Vielleicht war es in dem alten runden, vor dem Schlosse stehenden Thurme, wo die Schöffen in Nacht und Grauß ihre furchtbaren Versammlungen hielten. Von Lichtenberg aus sieht man

die Höhe von Neukirchen

vor sich liegen. Man scheue ja die Mühe nicht, diesen, nach dem Katzenbuckel, höchsten Berg **) des Odenwaldes zu ersteigen. Eine herrliche Aussicht belohnt reichlich. Bis zu den Vogesen, dem Donnersberg, dem Taunus und bis in die Wetterau dringt der Blick, vor allem aber verfolgt das Auge mit Wohlgefallen den gepriesenen Rhein in seinem stolzen Lauf von Speyer herab bis gegen Mainz. Städte und Dörfer an seinen

---

sichtbare Heergeist mit vielem Lärmen von dem Schnellert, einem ganz zerfallenen Bergschlößchen, in das Schloß Rodenstein und kehrt erst, wenn es Friede geben soll, auf gleiche Art von da zurück. Seit vielen Jahren aber hat er nichts mehr von sich hören lassen.

*) In einer Urkunde vom Jahr 1482, welche unter Num. 148 in Schneiders Erbachischer Historie abgedruckt ist, wird gesagt: wegen eines, mit dem Gericht zu Gammelsbach entstandenen, Streites, hätte ein gewisser Lenhart die Partheyen „mit westphälischen Gerichten an dem freyen Stuhl zu Lichtenberg fürgenommen." S. Wenk Hessische Landesgeschichte Thl. 1. S. 92.

**) Er ist 1621 Fuß höher als die Meeresfläche.

geſegneten Ufern ſind kenntlich, und nicht ohne Hochgefühl betrachtet man das dem übermüthigen Gallier wieder entriſſene Deutſche Land. Mehr rechts gewendet, erblickt man in der Nähe die Bergſchlöſſer Frankenſtein, Lichtenberg und Otzberg, hinter dieſen die weite Ebene gegen Frankfurt hin; überall Dörfer, Wälder und Fruchtfelder; ſüdlich zeigen ſich die Odenwäldiſchen Gebürge und unter dieſen der hervorragende Katzenbuckel. Gern wird man eine Zeitlang auf den Granitblöcken dieſer Höhe verweilen, und ſich ganz dem Genuß hingeben, welchen dieſes unnachahmliche Panorama gewährt. Ein angenehmer Fußſteig führt von dem Berg herab nach Gadernheim, von wo aus ein rauſchender Bach in einem abwechſelnden Thale bis

Reichenbach

geleitet. In der Nähe dieſes Ortes gewahrt man auf dem Berge linker Hand des Thales, einen hoch emporragenden Felſen, der Hohenſtein genannt. Steigt man hinauf zu demſelben, ſo erblickt man auf der anderen Seite des Thales, gerade über Reichenbach, einen zweyten ähnlichen, nämlich den Porſtein *). Dieſe beyden, ihrer Größe wegen ſchon bemerkenswerthe Felſen, ſtreichen augenſcheinlich auf einander zu, und ſind nichts anders, als ein mächtiger Gang, welcher durch das Gebirge ſtreicht. Schwerlich wird man irgendwo einen Gang, ſchöner als hier, zu Tage ausſtreichen ſehen, und die quarz- und horn-

*) Soll wohl Emporſtein heißen.

steinartige Gangmaſſe an ſich verdient alle Aufmerkſamkeit. In dem Thale zwiſchen beyden Felſen hat man in früheren Zeiten Kupfererz gegraben.

Daß man ſich zu Reichenbach auch nahe bey der bekannten Rieſenſäule befindet, bedarf wohl kaum einer Erinnerung, da der Gedanke, ſie auf dem Schlachtfelde von Leipzig aufzuſtellen, ihr in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder zugewendet hat. Der Weg zu ihr führt über das, nicht ohne Bedeutung ſogenannte Felſenmeer. Es iſt ſchwer von dieſer merkwürdigen Naturerſcheinung ein treues Bild zu geben. Ihr Anblick iſt überraſchend und nicht ohne Schauder denkt man an die furchtbare Gewalt der Elemente, welche ſolche Wirkungen hervorbringen konnten. In derſelben Richtung, wie eine von den Bergen herabgegoſſene Waſſerfluth ſtrömen würde, ſieht man hier die ſchwerſten Granitblöcke in unzählbarer Menge, von dem Gipfel des ſehr hohen Felsberges bis in die Tiefe des Thals hinab, gleich auf einander getriebenen Eisſchollen, in wilder Unordnung über einander hingeſtürzt. Daß dieſe Steinmaſſe da nicht entſtanden iſt, wo ſie jetzt liegt, zeigt der bloſſe Anblick. Ein furchtbarer Stoß muß ſie aus ihrem Lager gehoben und über den Abhang des Berges hinabgeſchleudert haben, daß ſie ſcholl und ſplitterte. Und aus einem ſolchen Splitter des zertrümmerten Granitberges ward die Rieſenſäule gehauen, welche wir ihrer Größe wegen anſtaunen. Sie hat 31 Schuh 8 Zoll Länge, unten 4 Schuh 6 Zoll, und oben 3 Schuh 10 Zoll im Durchmeſſer. An dem oberen Ende iſt, in Geſtalt eines

Halbzirkels, deſſen Radius 1 Schuh 8 Zoll mißt, eine 5½ Zoll betragende Vertiefung eingehauen; vielleicht in der Abſicht, bey dem Wenden und Transport der Säule, Maſchinen daran befeſtigen zu können.

Zwey Sägenſchnitte von weniger Bedeutung an dem untern Theile der Säule, rühren wohl von einem mißlungenen Verſuche her, dieſen ſchönen Stein zu zerſtücken. Der graue, mit weiſſen und grünen Körnern vermiſchte Granit, woraus ſie beſteht, ſoll demjenigen ganz ähnlich ſeyn, aus welchem die Römiſchen und Aegyptiſchen Obelisken gehauen ſind. Mehrere halten ſie für ein Werk des Mittelalters, Andere ſchreiben ſie mit gröſſerer Wahrſcheinlichkeit den Römern zu *).

Nahe dabey findet man den ſogenannten Rieſenaltar, einen Granitblock von 40 Fuß im Umfange, welcher, wie man vermuthet, das Fußgeſtell der Säule werden ſollte, und einige andere, dem Anſcheine nach mehr oder weniger bearbeitete Steine derſelben Art.

Auf einem angenehmen Wege gelangt man, an dem Schloſſe Schönberg und ſeinem artigen Garten vorüber, auf den durch die herrlichſte Ausſicht berühmten Altanberg, und dann durch das friedliche Auerbacher Bad und ſeine lieblichen Anlagen in die geſegnete Ebene der Bergſtraße.

Die Beſchwerden der Gebirgsreiſe ſind überſtanden, leicht rollt der Wagen auf den gebahnten Wegen der Ebene dahin; doch wenn es Zeit und Umſtände erlauben, eile man nicht ſo ſchnell durch die paradieſiſche

*) Ausführlichere Nachrichten über die Rieſenſäule findet man in meinen Denkmalen des Odenwaldes §. 97 — 101.

Gegend der Bergstraße *). Namentlich verlohnt es sich der Mühe, das romantische

Weschnitzthal

zu besuchen, welches sich bey Weinheim in die Ebene verliert. Aus einer engen Bergschlucht trit dieser wilde Bach **) bey Fürth in ein weites, fruchtbares und heiteres Thal, in welches das alte Schloß Lindenfels herabblickt. So wie man sich aber dem Dorfe Birkenau und dem dortigen schönen Landhause der Herren von Wambold nähert, verändert sich schnell die Gegend. Steile Gebirge und senkrechte Felsenwände treten hervor; mühevoller windet und drängt sich der Bach durch das immer enger werdende Thal, und bald stürzt er rauschend von Felsen zu Felsen, von Mühle zu Mühle. Man glaubt, das zusammengedrängte Thal werde sich endlich ganz zuschließen, bis man durch die Pforte von Weinheim, gleichsam mit Einem Schritt, aus der Gebirgsschlucht hervortritt, und nun den schnell beruhigten Bach in die geöffnete Ebene sanft dahin fließen sieht.

---

*) Zum Begleiter auf der Reise auf der Bergstraße ist zu empfehlen: Schreiber, A. Hofrath und Historiograph in Carlsruhe, Handb. für Reisende am Rhein ꝛc. Heidelb. bey J. Engelmann.

**) Die Quelle der Weschnitz ist auf einem der höchsten Punkte des Odenwaldes, und ihre Umgebungen sind für die Urgeschichte der Gegend merkwürdig. Wahrscheinlich gehörte der aus dem Odenwalde in die Antiquitätenhalle in Mannheim gekommene Stein, dessen Inschrift von einer Gottheit Visuclus (Wisgaz, Weschnitz) redet, ursprünglich an diese Stelle; und daß der Ort einer Deutschen Gottheit geweiht war, bestätigt die Benennung zweyer nah liegenden Dörfer, Ober- und Unter-Ostern.

Von J. F. Knapp,
Gräfl. Erbach-Erbachischem Regierungsrath.

Das Neckarthal.

Es gibt Gegenden, die gefällig und lieblich erſcheinen, aber doch wenig Stoff zu Bemerkungen darbieten, weil ihnen, wie regelmäßigen Menſchenphyſiognomien, ohne irgend eine beſondere Auszeichnung, alles eigne Gepräge fehlt. Man kann eigentlich nichts an ihnen ausſetzen; aber auch nichts als hervorſtechend, trefflich und vollendet in ſeiner Art erheben, und der Mahler, wie der Dichter, findet ſich weder begeiſtert, noch reicher an lebendigen Ideen. Zu ſolchen Gegenden gehört diejenige nicht, in welche wir unſere Leſer, gleichſam wie auf heimiſchen Boden, einzuführen gedenken. Das Neckarthal, mit ſeinen nächſten Angränzungen, iſt von dem Punkte an, wo dieſe kurze Beſchreibung endet, bis dahin, wo es in die friedliche, aber einförmige und den Geiſt mit ſich hinabziehende, Ebne zerfließet, voll eignen Charakters und Lebens. Es beſtehet vielleicht mit den geprieſenſten breiteren Thalwegen, wo nicht in Hinſicht gigantiſcher Größe und Erhabenheit, doch kräftiger Gebilde und kühner Abwechſelungen, einen nicht unrühmlichen Kampf. Die Geſchichte der Vorwelt hat hier große Denkmale ihres Treibens und Strebens zurückgelaſſen; und der Himmel goß allerley Freuden in Fülle über dieſes raſch fortlaufende

Gewinde lieblicher und wilder Berge sammt seinem Quellenflusse aus.

Wir folgen dem rüstigen Laufe des Neckars aufwärts und bezeichnen nicht sowohl in ängstlicher Berechnung seine geographischen Wendungen, als vielmehr das Schöne und Herrliche an seinen Ufern, das dort beurkundete Vermögen der Natur und der Menschheit, gleichsam seine Einfassungen und Trophäen, zwischen denen er siegreich aus seinem tiefen Bette hervordringt um in Ruhe und Verschwinden zu enden sein Tagewerk.

Nichts von Heidelberg, dieser, wie Hölderlein sie in seinen Gedichten nennt, ländlich-schönsten der Städte Deutschlands, die schon durch ihre Lage berufen ist, der Sitz des regen Fleißes, der Wissenschaft, der Kunst, und einer höheren kräftigen Bildung zu seyn; die eben darum, weil sie in der Mündung des schönen, an reiche Fluren und unerschöpfliche Wälder gränzenden Thales liegt, sich für einen mehr als gemeinen Wechsel des Gewerbes und der Ideen eignet; nichts von ihren, durch die Thaten der Vorwelt und den Gang des Verhängnisses, wie ihre eigne Größe so merkwürdigen Schloßruinen; nichts von ihren nächsten Umgebungen, Gebürgen, Anlagen und Ortschaften: dieses alles werde höchstens beym Rückzuge, wenn wir dem Fahrzeuge entstiegen sind, als köstlicher Nachgenuß betrachtet. Unser erster Fingerzeig gehe vielmehr da, wo sich die auf der linken Seite des Flusses hinwindende Landstraße eine Stunde von Heidelberg rechts herumgebogen, und eine Strecke von einigen Büchsenschüssen neben dem jähen Ufer sanft erhoben hat — auf den rührenden

Kampf, den der Menſch für Bedürfniß und Unterhalt ſeit Jahrhunderten mit der harten Natur begonnen und rühmlich beſtanden hat.

Jeder Leſer, der nicht ganz Fremdling auf dieſer Wanderung iſt, verſteht, was ich meine. Die Steinbrüche unterhalb Neckargemünd bieten, in mehr als einer Hinſicht, einen groſſen, erhebenden Anblick dar. Vom rechten Ufer des Neckars urſprünglich beginnend, haben ſie ſich, immer fortſchreitend, weit den Berg hinangezogen, und ſich verbreitet vor- und rückwärts, blieben ſie einſt ferner unbearbeitet Jahrhunderte liegen, ſo daß der vertriebene Wald mit ſeinen Geſträuchen und Bergkräutern wieder zurückkehren und, mehr oder weniger, die Spuren menſchlicher Anſtrengung verdecken könnte; man würde dieſe furchtbaren Einbrüche und Narben in einem ſonſt regelmäßigen und gleichherabhängenden Berg für eine Wirkung gewaltſamer Erd-Revolutionen halten, und es unglaublich finden, daß die Reuthacke, der Steinſchlegel und das Hebeiſen dieſe Veränderung bewirkt haben ſoll. Und doch arbeitet hier eine beträchtliche Anzahl erfahrner Meiſter, und liefert eine unglaubliche Menge von behauenen und unbearbeiteten Steinen, die weit den Neckar und Rheinſtrom hinab verführt werden, ohne daß man von der Straße herüber eine bedeutende Veränderung wahrnähme. Denn in engverbundenen Maſſen iſt der Berg zuſammengeſchichtet. Seine zum Theil ungeheuern Klötze ſind dort leicht zu bearbeiten und ſelten liegt eine unbrauchbare Ader dazwiſchen. — Lieblich tönt der Schlag der Hämmer und Schlegel aus den bretternen

Hütten herüber, und mit gewaltigen Sprüngen rollt der schwere Stein, wenn ihn der Arbeiter seinem Laufe überläßt, die steile Höhe herab, stürzt sich nicht selten in den Neckar und verliert sich, bey hohem Wasser, in seiner Fluth, bis ihn eine andere Zeit wieder zum Vorschein bringt, und die der Höhe zuerst abgewonnene Beute nun auch der Tiefe entrissen wird.

Etwas weiter, wo der Neckar von Osten herabfließt, erhebt sich der Dilsberg, in dem Mittelalter eine bedeutende, den Strom und die Gegend umher beherrschende Veste; zwar niedriger als die herabwärts und zur Linken stehenden Berge, aber doch ausgezeichnet und charakteristisch genug, um das Auge des Wanderers auf sich zu ziehen. Darum sey hier nur seine Ansicht von dieser Seite angedeutet. Man erblickt in ihm einen großen, rund aufgeschichteten, mächtigen Berghügel, der besonders gegen die Seite des Neckars hin ganz abgesondert von den übrigen Höhen erscheint. Selbst von der mittägigen Gegend des Landes her, etwa drey bis vier Stunden hinüber, wo sich die Neckargebürge so herrlich in ihrer Mannichfaltigkeit und ihrem gewundenen Laufe ausnehmen, erscheint er nur schwach, wie unter den mittelmäßigen Waldgipfeln, und wird kaum an einigen Punkten deutlich unterschieden. Hier aber bietet er sich sehr mahlerisch dar, selbst die mäßige Ferne schließend, unten den Fleiß der Landleute in Obstanlagen, Gärten und Feldern verkundend, und oben sein Haupt mit ihren Wohnungen bedeckt. Eine solche Wohnstätte einer nicht unbeträchtlichen Gemeine, gehört immer zu den seltneren Erschei-

nungen; da ſich die Menſchen, um mancher Bedürfniſſe willen, gewöhnlich höchſtens auf der Seite gegen die Thäler hinabwärts anſiedeln.

Hat nun auch der Wanderer hier im tiefen Vorgrunde den Fluß mit ſeinem jenſeitigen, gleich einem ausgebreiteten Fächer herabſinkenden, Uferlande genug betrachtet, und am hohen Hintergrunde ſein Auge geſättigt, ſo tritt ihm bald das gewerbvolle Städtchen Neckargemünd entgegen. Mehrere Anlagen und Wohnungen, die man ſchon eine gute Strecke vor der Stadt wahrnimmt, deuten ihren Wohlſtand und ihre Gewerbſamkeit an. Sie hat wenig Feld, aber ſchöne Gärten und einen trefflichen Obſtbau. Bedeutende Alterthümer und andere Merkwürdigkeiten ſucht man hier vergebens; denn ſelbſt die vor alter Zeit an Neckargemünds mittägigem Ende geſtandene Burg Reichenſtein hat kaum noch einige dunkle Spuren ihres einſtigen Daſeyns zurückgelaſſen. Aber für dieſen Verluſt entſchädigt uns das freudige Wirken der Gegenwart und das Gewimmel geſchäftiger Menſchen auf engem Raume. Beträchtliche Gerbereyen, mit andern Gewerben; Handelſchaft mancherley Art; Schiffarth und Schiffbau; die Nähe der Stadt Heidelberg; eine der erſten Landſtraßen Deutſchlands, die ſich eine kleine halbe Stunde davon in zwey Hauptzweige nach Schwaben und Franken theilt, hier aber den Landverkehr beyder Völker durchführt, und noch mehrere andere Umſtände vermehren die Quellen der Nahrung und des Erwerbs. So begünſtigt lehnt ſich dieſer Ort an einen ſanft erhabenen Hügel zwiſchen dem Neckar und dem

Elsenzbach, der sich hier in jenen ergiesst, in dem er am Ausgange einen kleinen Hafen bildet; und das kurze Ufer am Städtchen hin ist selten ohne erfreuliche Spuren eines regen und betriebsamen Geistes. Dort hat man von mehreren Wohnungen, insonderheit von dem Gasthof zur Pfalz, eine, wennaleich etwas beschränkte, doch ergnickende Aussicht über den Fluß, auf das jenseits liegende Dörfchen Kleingemünd, und aufwärts gegen den Dilsberg zu. Oft lustwandeln Heidelbergs Bewohner in zahlreicher Gesellschaft hierher, oder nach dem noch eine halbe Stunde weiter, dem Dilsberge gegenüber gelegenen Neckarsteinach.

Wir betreten nun das rechte Ufer, wenden uns bald mit ihm nordwärts, dann wieder ein wenig gegen Morgen, und stehen vor Neckarsteinach mit seinen vier Burgen. Dem majestätisch gebogenen Neckar nahe angebaut, kann sich dieses Landstädtchen zwar nicht der glücklichen Lage Neckargemünds rühmen, bleibt aber doch in geographischer und geschichtlicher Hinsicht merkwürdig genug, um nicht unbeachtet und unbesucht zu bleiben. Romantisch ist seine Lage an der Seite des von Schönau sich herauswindenden mahlerischen und fruchtbaren Thales, und ganz hiedurch geeignet ein Stützpunkt ritterlicher Kraft und Unternehmungen zu seyn. Hier hatten vor Zeiten die Landschaden von Steinach ihren Sitz, ein weitberühmtes Geschlecht unter den Edeln am Rheine. Ob der Ort ihm, oder es dem Orte, seinen Namen gab, ist unentschieden. Mehrere treffliche Männer, die ihrem Zeitalter galten, was sie sollten, gingen aus diesem, vom 12ten Jahrhunderte an

aus Meiſſen in die Rheingegenden verpflanzten Stamme hervor. Er erloſch im Jahre 1653 mit Friedrich Landſchad von Steinach, der nur eine Tochter hinterließ. Noch beweiſen mehrere Denkmäler in Neckarſteinachs Kirche ſein ehemaliges blühendes Daſeyn, und die lange Dauer ſeiner Dynaſtie. Aber mächtiger ſprechen den Beobachter noch die vier Burgen an, deren Erbauung in verſchiedener Zeit, durch die augenſcheinliche Verſchiedenheit ihrer Reſte und ihres Zuſtandes, mehr als wahrſcheinlich gemacht wird. Sie befinden ſich in näherer oder weiterer Entfernung vom Neckar, auf dem ſchroffen Abhange eines waldigen Berges. Die vorderſte, treffend von den Einwohnern das Schwalbenneſt genannt, gewährt einen ſchreckenvollen Anblick. Unter ihr ein Steinbruch, über dieſem ihre Ueberbleibſel, im Arme der nie raſtenden Zerſtörung, droht ſie mit jedem Augenblicke herabzuſtürzen. Ein ſchauderhaftes Bild der Vergänglichkeit, der Kühnheit und Gefahr. Ihr eigentlicher Name iſt Schadeck, vielleicht weil ſie wegen ihrer drohenden, von unten unzugänglichen Lage, die ſicherſte, und, wenn ſie zum Raube mißbraucht wurde, auch die gefährlichſte war. Von der zweyten Burg führt ein Weg zu ihr, der ſehr von Gebüſch umwachſen, ſteinig und beſchwerlich iſt. Aber die Mühe, ſich durchzuarbeiten, wird reichlich belohnt, da die Ruine viel Anziehendes hat. Sie faßt noch zwey runde Thürme mit Bruſtmauern und vieles andere Gemäuer in ſich, das überall mit Gebüſchen und Pflanzen wild durchwachſen iſt. Unmittelbar hinter ihr erhebt ſich eine ſteile Felſenwand, vor ſich ſieht man

über den Steinbruch hinab in den Fluß — und alles, die einsame, fürchterliche Lage, die hohes Alterthum verrathende Bauart, die zerstreuten Felsenstücke, die, wie alle Mauern, von Epheu umschlungen und von dichten Gebüschen überschattet sind, vereinigt sich, dem Ganzen einen schauerlich erhabenen Charakter zu geben.

Auf den schönen Ruinen der andern Burg weilet das Auge mit Wohlgefallen; denn sie stellen noch aus mehreren Gesichtspunkten ein harmonisches Ganzes dar. Sie bestehen aus einem festen viereckigen Thurme, den statt des Daches Gesträuch bedeckt, und aus dem weitläufigen ihn umgebenden Gemäuer, von Gebüschen und Epheu umrankt. Von ihnen herab eröffnet sich ein zweyfacher Gesichtskreis, hier gegen das Schönauer Thal und die zwey hinteren Burgen, dort auf das über dem Steinbruch hängende Schwalbennest, unten auf das Städtchen, mit dem tiefen lieblichen Thalbette des Neckars, und gegenüber auf den höhern Dilsberg. Aber bald schließt sich die Aussicht, und bietet weniger Leben und Mannichfaltigkeit dar, als jene von Neckargemünd.

Die dritte Burg, die neueste von allen, wird noch bewohnt. Sie ist dem Umfange nach mit ihren Nebengebäuden die größte, fast noch ganz wohl erhalten. Ihren großen viereckigen Thurm deckt noch ein gutes Schieferdach, und keines der dazu gehörenden Gebäude ist ganz Ruine. Aus dem Städtchen leitet ein guter, mit schattenden Nußbäumen bepflanzter Weg zu ihr herauf. Hier führt bald eine Zugbrücke in einen wohlangebauten Garten, der fast den ganzen Raum zwischen

dieſer und der vierten Burg einnimmt. Hinter der Burg verbreitet eine Linde ihre Schatten, und macht die Stätte zum angenehmen Aufenthalte. Denn wenn man gleich hier nicht der herrlichen Ausſicht des Nekkarthals genießt, ſo iſt man doch ſo ruhig abgeſchloſſen im Schatten der Linde und der Nußbäume, und hat vor ſich das friedliche, mit Bauernhütten und Mühlen belebte Thal, welches durch höhere, mit Eichen und Buchen bewachſene, ſtellenweiſe aber kahle, Berge beſchränkt iſt. — Uebrigens beweißt es die Bauart dieſer Burg, daß ſie in verſchiedenen Zeiten entſtanden, und nach und nach ſo zuſammengeſetzt worden ſeyn muß, wie ſie itzt noch beſteht; denn mehrere ihrer Theile tragen einen ganz verſchiedenen Charakter und erſcheinen nur als Anſätze an das, was vorhanden war, wie und wo ſichs am beſten thun ließ: unſtreitig die gewöhnlichſte Art der Vergrößerung aller ſolcher Gebäude aus der Ritterzeit, die durchgängig Anfangs höchſt einfach angelegt waren, nachher aber durch neue Anbaue erweitert wurden, je nachdem es der Zufall, das Bedürfniß, oder die Laune des Nachfolgers gebot.

Von dem vierten und äußerſten Bergſchloſſe iſt nichts mehr übrig geblieben, als ein einſam emporragender viereckiger Thurm von ziemlicher Höhe und Dicke, nebſt einigen mit Geſträuch und Epheu überdeckten niedrigen Mauerreſten und Gewölben. Alles übrige hat die Zeit zerſtört *).

*) Die drey zuletzt genannten Burgen liegen eigentlich auf einem langen Hügelrucken und ſind von den hinter ihnen liegenden höhern Bergen durch das ſchöne, von einem friſchen Bache durchrauſchte Thal getrennt.

Wir haben den auf der linken Seite des Flusses liegenden Dilsberg schon in der Ferne gesehen. Hier steht er nun dicht vor unsern Augen, und erregt, auch bey minderm Reize der Mannichfaltigkeit, doch einiges Verlangen, ihn zu besteigen. Beym Uebersetzen dahin genießt man der herrlichen Aussicht auf Neckarsteinach und alle vier Burgen, die mit den hohen Bergen und dem schönen Bogen des Neckars ein großes Amphitheater vor dem Zuschauer bilden. Der Weg vom Ufer den Dilsberg hinauf ist steil und beschwerlich, gewährt aber doch durch manche mit Moos bedeckte Felsstücke dem Wanderer Ruheplätze. Da der Berg von dieser Seite nur mit Gebüsch bewachsen ist, so hat man manchen erquickenden Blick nach Neckarsteinach, den Burgen und in das Thal von Neckargemünd. Aber erreicht man bald den Gipfel des Bergs, so verschwindet nach und nach was wir jenseits gesehen haben, und zuletzt sogar das Schwalbennest. — So hätten wir nun den Dilsberg erstiegen! Diese Veste, deren Ansehen von der Nord- und Ost-Seite her ernster und kriegerischer ist, war einst sehr bedeutend und furchtbar, und hatte vor den meisten Burgen des Neckars das voraus, daß sie mit dem offenen Lande gegen das Kraichgau zu in freyer Verbindung stand. Auch sie ward einst von ihren eignen Dynasten, den Grafen von Dilsberg, besessen; ein Geschlecht, das zwar in der Geschichte minder bekannt, doch aber auch nicht ganz ein Raub der Vergessenheit geworden ist; denn schon 1262 ward Graf Popen von Dilsberg von dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz als Burgmann in Heidelberg angestellt. Nach

Erlöſchung des Dilsbergiſchen Grafenſtammes fiel das Lehen an die Pfalz zurück, und wurde nun als ein unmittelbarer Sitz behandelt.

Der Dilsberg hat in den Zeiten der allgemeinen Fehden und wohl auch im dreyßigjährigen Kriege mehrere ſtarke Anfälle und Belagerungen ausgehalten. Eine noch vor vier bis fünf Dezennien in der Gegend gangbare Sage wollte, daß er einſt durch Bienen, die man in ihren Körben auf die Stürmenden warf, glücklich entſetzt worden ſey. — Außer dem über 400 Schuh tiefen Brunnen *), der bis zum Neckar hinabreichen ſoll, bietet übrigens das Schloß ſelbſt wenig Merkwürdigkeiten dar. Sogar als Feſtung hat es für unſere Zeit Geſtalt, Einrichtung und Anſehen verloren, und dienet noch blos zum Staatsgefängniſſe. Aber deſto anziehender iſt der Geſichtskreis, der ſich an der Mittagsſeite des Berges nach dem Kraichgau und nach Schwaben hin unerwartet aufthut. Ein liebliches Gemiſch von Feldern, Wäldern und weit mit einander fortlaufenden Hügeln, zur Rechten der Neckar in der Tiefe, deſſen Lauf das Auge bis in die Gegend von Neckargemünd verfolgt; und am mittägigen Fuße Dilsbergs kleine Fluren, mit dem Hofe, der hier, wie durch einen Zauberſchlag, in dem Schooße der waldigen Anhöhen hervorgerufen zu ſeyn ſcheint; alles das lohnet den mühſamen Gang auf gewundenem Pfade reichlich. Beſteigt man aber den Dilsberg von der Mittagſeite,

*) Da dieß der einzige Brunnen auf dem Dilsberg iſt, ſo leiden ſeine Bewohner oft Mangel an Waſſer, beſonders wenn die Ciſterne, bey großer Dürre, geleert iſt.

ſo führt eine gute, allmählig ſich erhebende Straße zu dem einzigen Haupteingang des Oertchens, wo ſich gerade der beſte Standpunkt unter einer gepflanzten Linde zum Ueberſchauen der Gegend darbietet.

Nun verlaſſen wir das linke Ufer wieder, um druben unſre Reiſe fortzuſetzen, die uns jetzt, nachdem wir die Krümmung bey Neckarſteinach zurückgelegt haben, mittagswärts hinan führt. Hier ſchwindet allmählich alles Land immer mehr auf beyden Seiten zuſammen. An manchen Orten gehet in dem verengten Thale der Weg kaum noch neben dem Berge und dem Strande hin. Nur einzelne ſchmale Wieſen und Aecker liegen da und dort zwiſchen und dem jähaufſteigenden Wald- oder Hackberge *).

So erreicht man erſt das kleine Dorf Mückenloch, dann Daisberg im Rücken, von der wilden Gegend eingeengt, nach einer ſtarken halben Stunde den Neckarhäuſer Hof, deſſen kleines Feld theils am Neckargeſtade hin, theils gegen das waldige Gebürge hinauf liegt. Von hier ziehet ſich ein romantiſcher Fußſteig durch die Wildniß nach dem Flecken Schönau, und auf dem entgegengeſetzten Ufer erblickt man den Wißwäſſer, oder Wißwaſſerhof, wenige einſame Gebäude, nahe an dem dort den Wald hinanführenden Weg. Dieſer Weg dient hauptſächlich zur Beyſchaffung des Holzes, das auch hier auf Kähne geladen und den Neckar hinab

*) Hackberge. So nennen die Einwohner jene Bergſeiten, die zu beſtimmter Zeit, wenn der Boden hinlänglich ausgeruht und das Geſtrauch eine gewiſſe Größe erreicht hat, ausgereutet, erſt mit Heidekorn oder Buchwaizen, dann mit Korn und zuletzt mit Haber beſäet werden, worauf ſie wieder ungebaut liegen bleiben.

gebracht wird. Will man ſich die kleine Abſchweifung nicht verdrießen laſſen, ſo gelanget man auf dieſem ſteinigen, aber mehrentheils ſich allmählich erhebenden, Wege in eine bey den Landesbewohnern ſehr bekannte angenehme und erquickende Waldgegend, bey der Kreuz-Eiche oder dem ſteinernen Tiſch, auch Panzertiſch, genannt. Große ſtattliche Eichen verbreiten auf der ſanft mit Gras und Moos bedeckten Ebne ihre Schatten. Eine große mit Bänken verſehene ſteinere Tafel, auf der manche Namen eingegraben, manche aber auch ſchon willkührlich vertilgt ſind, ſtehet in dieſem heiligen Dunkel. Hier feyerten ehemals die Söhne Dianens, indem ſie ſich an dieſer Ruheſtätte ſammelten, manches jovialiſche Feſt; und ſollte ich einer Geſellſchaft froher Reiſenden, die eben nicht eilt, ſondern überall gern ein wenig zu Hauſe ſeyn möchte, einen Vorſchlag thun, ſo wäre es der: an einem ſchönen Tage gegen die Mittagſtunde das ſüdliche Neckarufer zu verlaſſen, nachdem ſie ſich zuvor im nahen Wimmersbach ein einfaches Mahl dorthin beſtellt hat, an der kühlen Nordſeite hinan zu wallen, oben beym ſteinernen Tiſche einzutreffen, dort bis gegen den Abend im hohen Haine zu verweilen, dann, von einem tüchtigen Wegweiſer auf den ſicherſten und gangbarſten Pfad geführt, wieder ſeitwärts hinab zu wandern, um noch vor Untergang der Sonne, Hirſchhorns ehrwürdige Kapelle vorbey, ihm ſelbſt gegenüber zu ſtehn.

Das Städtchen Hirſchhorn, ebenfalls auf der rechten Seite des Neckarfluſſes, nah an ſeinem Ufer erbaut, lehnt hart an dem ſteilen Berge und über ihm ſchaut die

vielgeſtaltete Burg ſtromauf- und abwärts. Mit kühnem Trotz gegen Menſchen und Natur zuſammengethürmt, ſcheint ſie die Zeit überdauern zu wollen; und noch bewohnt, gewährt ſie die in dieſen Gegenden ſeltne Verbindung des Veralteten mit dem noch Brauchbaren. Aber das Auge flieht gleichſam dieſes noch ſchwach fortblühende Greiſenalter; es möchte lieber die Vorzeit in ſchauerlichen Ruinen, als in ihrem verſpäteten hinſiechenden Leben erſchauen. Am Wege zur Burg hinauf, ehe man ſie ſelbſt erreicht, ſtehen mehrere einzelne Gebäude. Tritt man ihr näher, ſo erinnert ihr Umfang, ihre drohende Stellung, ihre Fülle, möcht' ich ſagen, und alles an den ehemaligen Wohlſtand der Beſitzer des Ortes und der Gegend, die Edeln von Hirſchhorn. Sie ſpielten unter den alten Rittergeſchlechten des Mittelrheines eine der erſten Rollen, ſtanden in allgemeiner Achtung, und beſaßen ſehr bedeutende Reichthümer für ihre Zeit. — Vorzüglich berühmt machte ſich Hans von Hirſchhorn, einer der achtungswürdigſten Gelehrten ſeiner Tage, der ſich durch ſeine gründliche und umfaſſende Rechtswiſſenſchaft auszeichnete, und 1430 als Churpfälziſcher Hofrichter ſtarb. Mit Friedrich von Hirſchhorn erloſch im Jahr 1632 dieſes Geſchlecht, deſſen Begräbniß allem Anſchein nach, wenigſtens eine beträchtliche Zeit hindurch, in vorerwähnter Kapelle angelegt war. Sie iſt am linken Neckarufer ohnweit deſſelben aufgeführt, merkwürdig ſchon durch ihren Gothiſchen Bau, noch merkwürdiger durch ihr hohes Alter; denn ſie beurkundet ihr Daſeyn wenigſtens bis zum Jahr 1335. Jetzt iſt ihre nächſte Umgebung ein

Kirchhof, ihre Nachbarſchaft eine Ziegelhütte nebſt einigen andern Gebäuden. Einſt war ſie mit manchem bedeutſamen Glasgemälde in den Fenſterſcheiben ausgeſtattet, an die Dynaſten von Hirſchhorn erinnernd. Jetzt aber ſieht man kaum noch eine Spur jener Bildungen in den eiſernen Geſtellen; doch findet man im Innern der Kapelle noch einige andere Denkmale.

Wählt man dieſe Kapelle, oder noch etwas rückwärts die Anhöhe zum Standpunkte, ſo ſtellt ſich das gegenüberliegende Städtchen mit ſeinem Kloſter und der noch ziemlich wohlerhaltenen Burg in einem maleriſchen Geſichtspunkt dar. — Noch will die Sage der Einwohner, das Städtlein ſey vor Zeiten in jener Gegend gelegen, wo man die Kapelle ſieht, aber durch die Gewalt des Fluſſes zerſtört oder verdrängt, herüber verpflanzt worden, wo es den öftern Ueberſchwemmungen entrann. Dieſes iſt auch nicht ganz unwahrſcheinlich, da eben in dieſem Bezirke das linke Neckarufer eine kleine Ebene bildet mit ſchönem fruchtbarem Lande, und nur die Noth die Menſchen bewegen konnte, den fruchtbareren Wohnſitz mit dem unwirthlichern zu vertauſchen.

Von hieran führt der Weg, nur ſelten durch irgend einen bemerkenswerthen Gegenſtand unterbrochen, dem lebhaften und gewerbreichen Städtchen Eberbach entgegen, das für die Zahl ſeiner Einwohner wohl noch einmal ſo groß ſeyn könnte, aber durch die örtliche Lage ſo ſehr zuſammengedrängt iſt, daß die meiſten ſeiner Häuſer doppelt, drey- auch wohl vierfach bewohnt ſind. Doch ein großer Umweg oberhalb Hirſchhorn führt uns

ſüdlich zurück, ehe wir durch die neue Wendung unſers launiſchen Neckars wieder die nordöſtliche Richtung gewinnen, an deren mittägiger Ausbeugung das jetzige Ziel unſrer Wanderung liegt. Lange — die Reiſe erfordert wohl zwey Stunden — genießt man keiner andern Ausſicht, als auf den Fluß und die gegenüberliegenden Berge, mit den ſchmalen Wieſen und Feldrändern zu ihren Füßen, die doch auch an manchen Orten ganz verſchwinden; und ginge es ſo fort, ſo würde bald der Langweile mächtiges Gebot zur Rückkehr nöthigen. Aber mit dem Hinblick in Eberbachs Gegend, noch ehe es dem Auge erſcheint, lebt die Hoffnung der Entſchädigung wieder auf, und beflügelt unſre Schritte.

Jetzt nahen wir endlich wieder menſchlichen Wohnungen, nämlich einem Hofe, wobey ſich eine Mühle befindet, die ihr eigner, aus dem nahgelegenen Krötenberg entſpringender Brunnen treibt, und befinden uns bald in der Linie, worin der Weiler Jagelsbach (in alten Urkunden Jagilesbuch und Jagelspuch) liegt. Dieſer kleine Ort, der ſich in zerſtreuter Lage und einer ziemlichen Entfernung vom rechten Neckarufer auf die Höhe hinzieht, kann von dem tiefen Wege aus nicht geſehen werden; aber jenſeits winkt uns freundlich ein anderer Weiler, Pleutersbach, entgegen; dicht am Neckar hin ruhen ſeine friedlichen Hütten mit ihren Bäumen.

Weiter hinaufwärts endet der ſchmale Fuhrweg mit ſeinen Gleiſen, und wir ſtoßen auf die ſchöne Landſtraße nach der Grafſchaft Erbach. Sie wendet ſich, wenn man von Eberbach herabkommt, rechts in

ein liebliches Thal, und ſteigt weiterhin ſanft aufwärts. Durch dieſes Thal lauft der im Erbachiſchen entſpringende forellenreiche Gammelsbach.

Dort wo der Neckar allmählig wieder ſeine nordöſtliche Richtung verliert und von Süden herabeilet, erſchauen wir das Städtchen an dem oberſten Ende eines von Bergen eingefaſten Halbzirkels, der zwey Hauptradien, den einen rechts, den andern links, an den Wurzeln des Katzenbuckels vorbey, in die wildſchöne Odenwäldiſche Gegend ſendet. Denn hier breitet ſich wieder das Thal, wie in einem raſchen Schwunge, aus, um ſchnell aufs neue einzulenken, und dem Neckar auf der rechten Seite kaum mehr, als ſein Bette übrig zu laſſen. Aus den Thälern, die ſich in die kleine Ebene verlieren, ergieſſen ſich, dem Neckar zueilend, auſſer dem vorhingenannten, noch zwey andere Bäche. Der unterſte derſelben, der Itterbach, aus einem ſchattigen Waldthale hervordringend, und gleicher Abkunft aus Erbachs quellenreichem Gebiete, iſt noch reicher an köſtlichen Forellen, und zugleich wegen dem ſehr beträchtlichen Holzhandel von vorzüglicher Wichtigkeit. Man ſieht das auf ihm herabgeflößte Holz oft mehrere Stunden den engen Grund hinauf in hohen Stößen an ſeinem Ufer ſitzen. Von dieſem Verkehr nährt ſich eine groſſe Zahl der Bewohner und das mit jedem Jahre erneuerte Gewerb zeugt von der unerſchöpflichen Ergiebigkeit des Odenwaldes.

In einem ſchmalen abſchüſſigen Grunde gegen Morgen, der eine Viertelſtunde von Eberbach auf der rechten Seite des Katzenbuckels hinauf beugt, weiter

unten aber ein tieferes Thal bildet, wirft ſich mit Ungeſtümm ein dritter klarer Bach herunter, deſſen Quelle in dem kaum eine Stunde entfernten Weiler Unterdickbach iſt. Ihn nennen die Einwohner mit Recht den Mühlbach, denn er treibt eine Lohmühle, neun Mahlmühlen, und, wo er ſich den Berggrund herniedertreibt, verſchiedene Schleifmühlen, auf denen man mit vorzüglicher Kunſt die Werkzeuge ſchärft, welche zu Eberbach in groſſer Menge verfertigt werden, und weiterhin im Lande bekannt und geſchätzt ſind.

Auf der ſogenannten Burgheiden, einem nördlich von Eberbach gelegenen Berge, war in den früheſten Zeiten eine Burg aufgeführt. Ein andrer Berg, der ſich nahe an der kleinen Eberbacher Ebne erhebt, Ortsberg genannt, zeichnet ſich durch ſeine kegelförmige, von den nächſten völlig abgeſonderte, Geſtalt und durch eine zweyfache, rund um ſeinen Gipfel laufende Vertiefung oder Schanzung aus. Manche wollen darin die Aehnlichkeit eines Laufgrabens oder eines Walles finden, hinter dem man ſich ſicherte; und die alte Sage verkündet, daß einſt von dieſem Berge das Schloß auf der Burgheiden beſchoſſen oder belagert worden ſey.

Noch iſt uns eine kräftige friſche Waldquelle an dem ſanften Abhang eines Bergs übrig, wohin Eberbachs gebildete Einwohner oft wallfahrten, um ihre Erholungsſtunden da zuzubringen. Bänke und Sitze umher laden ein, hier zu raſten, und der nahe Wald öffnet ſeine kunſtloſen Gänge dem Freunde der Natur.

Am beſten überſchaut man das Städtchen auf dem Orts- und Schönberge; aber in einer ganz andern Ge-

ſtalt wird es ſich doch jenſeits des Neckars mit ſeinem regen Ufer darſtellen, wenn man die kurze Ueberfahrt ſich gefallen laſſen will. Etwas aufwärts, und in einiger Entfernung vom Neckar, hat ſich der dritte zu Eberbach gehörige Weiler, Neckarwimmersbach, angebaut; und eine Viertelſtunde weiter oben, auf der nämlichen Seite, liegt, dem Fluſſe näher im Thal, lieblich, ein rührendes Bild der Einfalt und des genügſamen häuslichen Glückes, Rockenau, der vierte Weiler. Hat man Eberbach verlaſſen, und auch dieſes Dörflein ſeitwärts hinter ſich, ſo ſiehet man bald, nach ½ Stunden, der alten zerfallenen Burg Stolzeneck gegenüber, deren letzte Trümmer ſich wie ein hohes Amphitheater im buſchigen Walde ausbreiten. Dieſe Ruine hängt an einem nördlichen ſteilen Vorſprunge des Berges in beträchtlicher Höhe. Unter ihr im ſchmalen Thalgrunde ſind ſelbſt die letzten ſichtbaren Ueberreſte des zerſtörten Weilers Kröſelbach verſchwunden, deſſen Bewohner, als die Veſte geſchleift war, auch keinen Schutz mehr hatten, und ſich deswegen höchſtwahrſcheinlich in dem nahen Rockenau, oder bey Zwingenberg angebaut haben mögen. Aber ſelbſt die Volksſage beſtätigt das ehemalige Daſeyn dieſer kleinen Ortſchaft, und in der Erde findet man noch Mauerfundamente, Gewölbe und andere Spuren geweſener Wohnungen.

Stolzenecks Trümmer in der Nähe zu betrachten, lohnt ſich wenig der Mühe; denn weder der Kunſtfreund noch der Geſchichtforſcher findet hier etwas, das ſeiner Aufmerkſamkeit in vorzüglichem Grade würdig wäre.

Unter mancherley Abwechselungen kam diese Burg von den Zeiten Pfalzgrafs Ludwig II. an in die Hände mehrerer Besitzer, bis sie zuletzt als Pfalzisches Lehen an die von Frauenberg überging, und nach Erlöschung ihres Stammes geschleift wurde, weil die Unterthanen dem Walde und der Wildfuhr schädlich schienen. Diese gewaltsame Zerstörung zeigt sich denn auch noch in den wenigen Ueberresten.

Jetzt nähern wir uns wieder auf der rechten Seite einigen zerstreut liegenden Wohnungen; es ist der für seine Einwohnerzahl wohlbegüterte, eine Stunde von Ebersach entfernte, Weiler Lindach, der schon zur Gerracher Gemeinde gehört. Schmal und jäh erhebt sich das Neckargestade Lindach gegenüber, und nimmt wieder einen rauheren Charakter an. Auch da, da wir wandern, treten die Berge weiter herab; Feld und Thal drängen sich immer näher zusammen; der von Osten herabkommende Fluß scheint einer Wildniß zu entteilen. Bald löst sich die dunkle Vermuthung auf, und es erscheinet die ehrwürdige, auf einem abschüssigen Felsenhange, 3 Stunden unter Mosbach und 1½ Stunden oberhalb Eberbach erbaute, Burg Zwingenberg, deren jetzige Besitzer, wie des dazu gehörigen beträchtlichen Gebietes, die Herren Grafen von Hochberg sind. Das stattliche Bergschloß befindet sich größtentheils noch in recht gutem Stande, und wird von dem dortigen Beamten bewohnt. Seine ältesten Bewohner, vielleicht seine eigentlichen Gründer, waren die Edeln von Twingenberg; aber späterhin hatten es mit dem Amte die von Hirschhorn in Besitz. Von Reichswegen einst

niedergeriſſen, war Zwingenberg ſchon aus der Reihe der Bergveſten verſchwunden, als Karl IV. im Jahre 1367 in die Wiedererbauung der Burg willigte, wo ſie Hans und Engelhard von Hirſchhorn zu Lehen empfingen; und ihre Nachkommen behielten ſie, bis der ganze Stamm im 17ten Jahrhundert erloſch.

So ſtehet nun Zwingenberg, ſich ſeiner jetzigen Pflege freuend, der Zeit noch und der Zerſtörung trotzend, in ſeiner alten Kraft da, und Ehrfurcht erregend, wenn man faſt ſenkrecht von der ſchmalen Straſe hinaufſieht. An dem Fuße des ſchroffen Abſchuſſes befindet ſich längs der drohend herunter hängenden Felſen, der Ort Zwingenberg, in einer nicht gefahrloſen Lage zu beyden Seiten des Wegs. Im Neckarthale ſchweben nirgend ſo wie hier, ungeheure Steinmaſſen über einer beträchtlichen Reihe kleiner Häuſer und Scheuern.

Um die Burg Zwingenberg mit ihrem gewaltigen Mauerwerk näher kennen zu lernen, muß man ſelbſt durch ihre noch wohlerhaltne Pforte dem kühnen Bau näher treten. Aber hinter ihr, gegen Eberbach zu, ruft uns eine ſchöne friedliche Anlage zu ſich, ein Werk der neueſten Zeit, die mit den drohenden Werken der Alten im reitzendſten Contraſt ſtehet. Dies iſt eine mit vieler Mühe oben auf einem beträchtlichen Raume angelegte Baumſchule, die, obwohl in ihrem tiefern Grunde auf Felſen ruhend, den Gärtner mit glücklichem Gedeihen lohnt, und einen anſchaulichen Begriff gibt, wie viel der menſchliche Unternehmungsgeiſt ſelbſt dem undankbarſten Boden abgewinnen kann, wenn er will. Auch mit Reben iſt ein Verſuch gemacht, und

der liebliche Neckarwein hat nun mit diesem neuangelegten Weinberge weiter hinab sein Gebiet erweitert.

Am besten nimmt sich diese Burg mit dem unter ihr hinlaufenden Dorfe jenseits des Neckars aus. Wir machen hier noch auf das sogenannte Zwingenberger Loch aufmerksam, einen mächtigen Strudel, unstreitig den einzigen in seiner Art durch den ganzen Lauf des Neckars. Dicht am Lande dreht sich sein Kreis unaufhaltsam und schäumend herum, und zieht alles, was er ergreift, in seinen raschen Strudel. Doch hat er, so viel wir in Erfahrung bringen konnten, noch kein Fahrzeug verschlungen oder zertrümmert, und wem kein Schwindel die Besinnung nimmt, der mag es unbedenklich wagen, sich im Fischerkahn von ihm herumwirbeln zu lassen, bis es dem Schiffer gelingt, seinem Zuge zu entrinnen.

Wir ziehen weiter, und nähern uns Neckargerach, indem sich das Thal weiter ausdehnt, um den Einwohnern für Gärten, Wiesen und Felder, obwohl noch immer spärlichen, Raum zu geben. Noch unterhalb des Orts fällt der in der Gemarkung entspringende Koppenbach in den Neckar; aber ein anderer größerer Bach, dessen Quelle bey dem Dorfe Robern ist, durchströmt den Flecken. Er treibt zwey Mühlen, ist reich an Forellen und tritt mit wildem Ungestüm das Thal herein, wenn er anschwillt und aus seinen Ufern tritt.

Neckargerach gegenüber sieht man den steilen, aufwärts am Flusse hin abgerundeten Minneberg, mit seinen noch beträchtlichen Schloßruinen; eine vorzüglich ausgezeichnete Berghöhe in dieser Gegend, die man

von der Mittagſeite her ohne viele Anſtrengung beſteigen kann und beſteigen muß, wenn man die ſchöne Ausſicht, hier vom Neckarthale dargeboten, ab- und aufwärts, wie über das tief unten liegende Gerach hin, genießen will. Unter den Ueberreſten der Burg zeichnet ſich noch manches feſte Gemäuer, beſonders ein weſtlich ſtehender Thurm und ein oder das andre Gewölbe aus, worin ein dort einſam lebender Mann gegenwärtig ſeine Einſiedeley aufgeſchlagen hat. *)

---

*) Wir geben hier unſern Leſern die Sage vom Minneberg, aus einem alten Manuſcripte („Die wahre Geſchichte und der Urſprung des Minneberger Schloſſes" — Chronik, angeblich von Georg Witzani in Heidelberg, 1723) — deſſen Mittheilung wir einem Freunde verdanken:

„Im Jahr 1100 wohnte bey dem Dorf Zimmern und Waghauſen, auf dem Bergſchloß Horndera, der Graf von Horneck, der eine einzige Tochter, mit Namen Minna, hatte, die einen gewiſſen Grafen von Schwarzenberg heurathen ſollte. Der aber war ihr nicht anſtändig, ſondern zuwider; denn ſie hatte ſich von langem an einen Grafen und Ritter von Edelmuth verſprochen, der ein Feldoberſter war, und damahl im heiligen Kriege nach dem gelobten Lande ziehen mußte — Da nun der gedachten Minna Eltern nicht geſtatten wollten, daß ſie ſich mit dem Edelmuth verbinde, ſondern darauf beſtanden, daß ſie den Schwarzenberg heurathen ſolle, wozu denn auch ſchon alles zubereitet, und der Tag der Hochzeit beſtimmt war: ſo machte ſich Minna in der vorhergehenden Nacht auf, packte ihre beſten Kleidungsſtücke zuſammen, nahm ihre getreue Kammerjungfer mit ſich, ging an den Fluß Neckar, ſetzte ſich in einen Kahn und entfloh auf dem Strom, wo ſie das Waſſer hinführte, bis an den Fuß des Berges, der itzt noch Minneberg heißt; da landeten ſie, gingen den Berg hinauf und ſuchten in den Steinklippen einen Aufenthalt, den ſie auch, nach vieler Bemühung, in einer großen Steinkluft fanden, zu der von außen eine Oeffnung ging. In ihr aber war ein bequemer Platz zum Wohnen. Als ſie nun dieſe Höhle ſo gut ſie vermochten gereinigt hatten, machten ſie ihr Nachtlager von Moos und dürrem Graſe zuſammen, und blieben daſelbſt. Aber ihre

Habt ihr nun die bedeutsamen Ueberreste dieser heiligen Stätte hin und her durchwandert, dann wendet euch auf der Südseite der Burg herab, nach dem Oertlein Gruenbach, und laßt euch im Vorbeygange die durch ihr Alterthum merkwürdige katholische Kirche zeigen. Ihr findet unter andern in ihr noch zur linken Hand das Denkmal des Erweiterers, Ludwigs von Habern, in Lebensgröße und damaliger Rüstung, mit einer über dem Bilde befindlichen Inschrift, die von seinem den 10. Jul. 1555 erfolgten Tode Meldung thut.

Hier nun, wo sich wieder eine reizende Ebne neben

Lebensmittel waren sehr schlecht; denn die Ortschaften lagen in ziemlicher Entfernung und nur etliche Fischerhutten fanden am Neckar hinunter, wo sie sich, verkleidet, je und dann Speise holten. In diesem Zustand brachten beyde sieben Jahre und etliche Wochen zu, da die edle Minna vor großer Bekümmerniß und lange verzeblicher Hoffnung erkrankte und auch endlich selig in dem Herrn allda verschied. Ihre getreue Kammermaad begrub sie an einem heimlichen Orte, und wohnte noch daselbst ganz allein etliche Monate. Endlich kam Graf Edelmuth wieder glücklich aus dem Feldzuge zurucke; doch als er bey seiner Heimkunft sogleich vernahm, daß seine vielgeliebte Minna aus dem väterlichen Hause entflohen seye und sich in die wilde Einsamkeit begeben haben muße, weil man bisher keine Spur ihres Wegs fand, so verieth er in die größte Verzweiflung, und entschloß sich, sogleich alle Waldungen und Gebürge zu durchsuchen. Er nahm einige seiner Jäger sammt vielen Jagdhunden mit sich, und durchstreifte alle Waldungen und Gebürge, bis er endlich an den Ort kam, wo sich die verstorbene Minna, als sie noch lebte, öfters zu ergehen pflegte. Da fand er eben in einiger Entfernung ihren Namen in die Rinde der Bäume eingeschnitten und an vielen Stellen angezeichnet. Darum suchte er in dieser Gegend mit großem Eifer alle Hohlen und Gebüsche durch, bis endlich einer von seinen Hunden auf die Spur der dort wohnenden Kammermagd kam, und als er so auf die Höhle traf, dieselbe durch Bellen anzeigte. Voll Freude

dem Neckar bildet, in deren Mitte das Dörflein ruhet, windet ſich ein fruchtbares anlockendes Thälchen nach dem Orte Katzenbach hinan, von dem wieder ein dort entſpringender Bach dem Neckar zufließt, und unterwegs zwey Mühlen in Bewegung ſetzt. Die freundliche Umgebung verkündet Fruchtbarkeit und Lebensfülle der ſtark vegetirenden Natur, und wo das Neckarthal mit dem waldbewachſenen Berge oben zuſammenſtößt, bleibt eine Strecke hinauf ein ſchmaler Wieſenſaum der Vermittler zwiſchen jenem und dem hier ſich friedlich hinab wiegenden Fluſſe. — Eine ſanfte Erhöhung iſt das Ufer von beyden Seiten und ladet an

---

ſprang der edle Graf dem Gebell ſeines Hundes nach; aber da er zur Höhle kam, die armſelige Kammerjungfer alleine antraf, und von ihr vernahm, daß ſeine geliebte Minna vor einigen Monaten geſtorben ſeye und hier begraben liege, fiel er, wie von einem Donner getroffen, zur Erde, daß er eine Zeitlang ganz von ſich war, bis die Kammermaad ihn wieder durch Waſſerſpritzung ins Leben brachte. — Als er nun wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, und die ganze Begebenheit vernommen hatte, beſchloß er in ſeinem Herzen, auch ſein Leben hier zu enden. Darum vertauſchte er ſeinen Wohnſitz mit dem Ritter von Sterneck, welcher dieſe Gegend damal im Beſitz hatte, und baute auf der Stelle eine kleine Burg mit einer Ringmauer, und an dem Orte, wo die Höhle ſeiner getreuen Minna war, ließ er eine Oeffnung von einem langen Quadrat in der Mauer, und über dieſelbe Oeffnung einen in Stein gehauenen Hund zum Gedächtniß einmauern; den Wohnplatz aber, ſammt dem dazu gehörigen Berg, nannte er den Berg der getreuen Minna."

„So verblieb der Graf Edelmuth ſeiner, wegen ihm geſtorbenen, Minna auch bis in den Tod getreu; die Kammermaad aber nahm er, als ſeine Haushalterin, auf immer zu ſich, und da er keinen ehelichen Erben hinterlaſſen konnte, vermachte er ſein ganzes Vermögen an die Hofwarte von Kirchheim, weil ſie ſeine nächſten Blutsverwandte waren, und ſtarb allda auch, nach vielen Jahren ſeines Lebens, ſelig in dem Herrn."

Gutenbach zur Ueberfahrt ein, um jenseits den gangbarern und sicherern Weg nach Binau zu nehmen. Auch dort streckt sich der schöne Wiesengrund noch eine beträchtliche Weite bald schmaler bald breiter hinauf, bis dahin, wo sich das Ufer dem zwar minder hohen, aber doch steilen Berge andränget und hart an den Wurzeln seiner Gesträuche und Bäume herunter streift. Bey schwächerem Wasser magst du dann unten den Weg auf steinigtem Pfade, von größern oder kleinern Klippen unterbrochen, fortsetzen; aber sind des Neckars Fluthen angeschwollen, so mußt du dich dort mühsam, wiewohl gefahrlos, am Abhange hinarbeiten, wo einzelne Fußtritte dir deinen Gang bezeichnen, wenn du nicht lieber vorn am Walde, sobald sich eine Tiefe in den Berg hinein ziehet, den dort in mäßiger Höhe hinführenden Fußsteig einschlagen willst, sicher leitet er dich bald die enge Flur herunter, und mit dem Eintritt in sie überschauest du auch zugleich Binau's reizende Lage. Denn mit dem Ende des Waldes eröffnet sich hier wieder das Land in einer schnellen Einbeugung. Der Neckar fließet Rechts in einem weiten Bogen herab neben kräftigen Wiesen; die Natur verliert von hieran ihr wilderhabenes Ansehen; alles gehet in sanftre Schönheit über; die Berge werden niedriger und die Wälder fangen an weiter zurück zu weichen. Binau selbst enthält zwar, außer einem stattlichen, dem Herrn Grafen von Waldkirch zustehenden Gebäude, nichts Sehenswerthes; aber seine an dem westlichen Hügel angelehnte Lage, mit Obstgärten, Wiesen und kleinen Feldungen umfangen, und hinaufwärts, wie jenseits

des Neckars, von Weinbergen begrenzt (die letztern ziehen unter dem Dorfe bis dicht an den Fluß herab), ſpricht die Seele des Naturfreundes mächtig an.

Noch eine reizendere Scene erwartet hingegen des Reiſenden, der jetzt wieder das rechte Ufer verläßt und im Fiſcherkahne ſich auf das jenſeitige begiebt. Hier gehet bald das Gebirge weithin in Ackerfeld über. Eine der fruchtbarſten Ebenen von größerem Umfange, als alle, die wir bisher zwiſchen beyden Gebirgsketten durchwandert haben, breitet ſich wie ein Garten längs dem Fluſſe aus und ſteigt allmählig wieder in ſanften Hügeln hinan. Kaum hat man eine Viertelſtunde zurückgelegt, ſo ſiehet man den noch übrigen einſamen Thurm einer gröſtentheils zerfallenen Veſte mit noch einigen andern niedrigen Ruinen aus Binau's Weinbergen zwiſchen Bäumen und Geſträuch hervorragen. Von ihr iſt kein ſicheres Denkmahl in der Geſchichte übrig geblieben, wozu es dem Verfaſſer dieſer kleinen Schilderungen zu gelangen möglich geweſen wäre. Wenn man ſie in der Nähe betrachtet, findet man eine ungeheure Felſenwand, die in der Ferne als Gemäuer erſcheint, aber nichts anderes iſt, als eine ganze, regelmäſſig abgearbeitete, Steinmaſſe im Berge ſelbſt. Einige wollen hier die Veſte Kuchſtein finden; allein vielleicht iſt es eben diejenige, die in grauer Vorzeit die von Mosbach-Lindenfels in der Nähe dieſer Stadt erbaut und nach ſich genannt haben.

Wenn man durch dieſes paradieſiſche Feld, mit ſeinem breiten Wieſenſaume unten am Neckar hin, wandelt, ſchaut drüben der Schreckhof freundlich überm

Rande der Weinhügel hernieder, das Gegentheil deſſen, was ſein Name erwarten läßt. Von ihm hat man über Obrigheim mit ſeinen Anhöhen, dann über Diedesheim, Neckarelz und Hochhauſen hin eine Ausſicht, die an Lieblichkeit, Harmonie und Menge der Gegenſtände mit den geprieſenſten des ganzen Neckarthals wetteifert. Einſam und tröſtend begrüßt ihn zur Rechten die kleine Mörtelſteiner Georgskirche, in ihrer freyen, herrlichen Lage. Am Fuſe des Schreckbergs ſind ergiebige Steinbrüche angelegt; faſt an ſeinem Ende, gegen Binau zu, brechen ſchöne Tauchſteine. Die häufigen Quellen, die dort hervordringen, haben faſt alle eine verhärtende Kraft, und überziehen ſelbſt die Wurzeln und Halme des Graſes, das von ihnen eine Zeitlang benetzt wird, mit einer Kalk-Rinde. Eigentliche Verſteinerungen findet man jedoch hier nicht, wenn ſich gleich Blätter, Holz und andere Vegetabilien oft ſehr deutlich in dem Steine abdrücken.

Doch wir verfolgen unſern Weg. Wenn man dem Dorfe Obrigheim von der Nordſeite nahet, betritt man klaſſiſchen Boden. Ein Stein, den man in dieſem Bezirke fand, beweiſ't es durch ſeine Inſchrift, daß man ſchon gegen das Ende des 3ten Jahrhunderts dem Merkur einen Tempel in Obrigheim erbauet hatte, und allem Anſehen nach war ſelbſt die nachherige Burg, deren wir hier noch eine kurze Erwähnung thun müſſen, urſprünglich ein Römiſches Kaſtell zur Deckung des Neckars. Denn daß ſie jenen Tempel, der ohnedieß auf eine bedeutendere Niederlaſſung deutet, ohne eine fortdauernde Beſatzung ſich ſelbſt überlaſſen haben ſollten, in der Nähe des Odenwaldes, eines ihnen ſo furchtbaren Land-

ſtrichs, von woher ſie beſtändige Angriffe zu befürchten hatten, iſt höchſt unwahrſcheinlich.

Die alte Burg Obrigheim ſtand auf einer Anhöhe in der Mitte des Dorfes, vielleicht auf den Trümmern des Römiſchen Kaſtells, vielleicht mit einigen Veränderungen und Zuſätzen aus demſelben zu andern Zwecken umgebildet, eben da, wo man jetzt die Hauptkirche erblickt. Die Stelle, worauf ſich dieſe Kirche mit dem ſie umgebenden Hofe befindet, mag der Vorplatz, ein Garten, oder eine andere zur Veſte gehörige Anlage geweſen ſeyn; denn noch iſt die Ringmauer gegen die Straße herab von beträchtlicher Höhe und Stärke, und zeugt von einem hohen Alter; die eigentliche Burg aber lag hinter der Kirche, nordweſtwärts; der Platz iſt gegenwärtig in einen Garten umgeſchaffen. Die von Moder und Zerſtörung ergriffenen Mauerruinen und die unten umher laufende Vertiefung, einſt Graben und Wall, verkünden ſichtbar ihr ehemaliges Daſeyn.

Nun wird auf allmählig hinanleitendem Wege Neuburg erſtiegen, das keine Viertelſtunde hinaufwärts von Obrigheim erbauet war, und in der alten Sprache Nuwenburg oder Hohinrot hieß. Auch dieſer Veſte Entſtehung verliert ſich in die früheſten Ritterzeiten. Nach König Ruprechts Tode, der ſie im Jahr 1400 vom Berchtold Vezer von Obrigheim durch Kauf an ſich gebracht hatte, ging ſie auf den Pfalzgraf Otto zu Mosbach über, wurde hernach an die von Naſſau verliehen, und da endlich ihr letzter Beſitzer, der General Otto von Cloßen, ohne Nachkommen ſtarb, zur Kammer geſchlagen und in Erbbeſtand vergeben. Von dieſer Veſte iſt außer

einem Theile der Ringmauern, nur noch ein vier Stock hohes Haus übrig, das von Taglöhnern bewohnt wird. — Die Aussicht über den Neckar und seine bewohnten Ufer hinauf, wo eine mahlerische Gruppe die andere zu besiegen und zu verdrängen scheint, ist vortrefflich.

Eine halbe Stunde oberhalb Neuburg blickt aus einem Obsthaine, in einer kleinen Entfernung vom Neckar, wo sich rechts ein engeres Thal in die flachern Berge senkt, der Ort Hochhausen hervor: das Schloß des Herrn Grafen von Helmstädt, an seiner Spitze mit schönen Gartenanlagen, und das Alterthum verbreitet durch seine dunkle Kunde eine geheime Würde über dieses Dörflein. Die Kirche ziert ein treffliches Gemälde, das mit zu den Meisterstücken der früheren Oelmalerey gerechnet werden kann; nur Schade, daß es nicht gut erhalten und an einigen Stellen schadhaft geworden ist. Aber nicht dieses Gemälde an sich, sondern vielmehr seinen Gegenstand hat die alte Volkssage *) verewigt und

---

*) Wir setzen hier diese interessante Legende, erlauben uns aber vorher noch folgende Bemerkung: Eine alte Urkunde, welche sich in dem von Gemmingen-Guttenberg'schen Archiv befindet, und im 4. Stück der Badischen Wochenschrift von 1807 abgedruckt ist, geht weit von dieser Sage ab. Nach ihr war Notburga eine Tochter des fränkischen Königs Dagobert, eines Urenkels des Königs Clodovaus, welcher 638 zu regieren begann. Sie ging nicht wegen Verfolgung um des Glaubens willen, sondern aus einem unüberwindlichen Hange zum Einsiedlerleben in die Höhle. Ihr Vater hielt in Moosbach Hof — was doch schwerlich aus der Geschichte erweislich seyn wird — dorther brachte ihr ein zahmer Hirsch Speise von der königlichen Tafel. Dagobert, als er sie ausgekundschaftet hatte, rief ihr, indem er sie aus dem Loch ziehen wollte, den Namen aus, oder sie lief ihn vielmehr durch ein sonderliches Zeichen sehen, blieb in der Höhle bis an ihren Tod, und wurde

von Geſchlecht zu Geſchlecht bey den Neckarbewohnern im Andenken erhalten. Ihr müßt hinſchauen, wo ſich das Grabmal der frommen Königstochter, in feyerlicher

---

dann in der Kirche zu Hochhausen königlich begraben. — Hier iſt keine Schlange, die den ausgeriſſenen Arm wieder anheilt; keine Bekehrung des heidnischen Vaters; kein letzter Wille der Heiligen; und die Kirche, in der ſie begraben wird, ſtehet ſchon. — Aber auch ſelbſt die Volkssage von dieſer Geſchichte iſt nicht ohne bedeutende Varianten. Wir haben die meiſten derſelben zuſammen zu ſtellen und ein Ganzes daraus zu machen geſucht. — Nun zu unſerer Erzählung:

„In den Tagen, da ſich das heilige Evangelium in Allemannia auszubreiten begann, lebte ein mächtiger König, der nahe am Neckar Hof hielt; der wollte nicht dem Heidenthum entsagen, weil es ihm erlaubte zu leben nach ſeiner Luſt. Aber er hatte eine einzige Tochter, mit Namen Notburga. Die hatte ſich bekehrt und war eine Chriſtin. Darum, als ſie ſah, wie ihr Vater in ſeinem Irrthum fortlebte und in ſeinen Sünden, betrübte ſich ſehr ihr reines Herz. Doch ſie verbarg ihren Gram, weinte ihre Thränen in ſtiller Einſamkeit, war auch dem Ungläubigen unterthänig und diente ihm und that ihm wohl, wenn er zürnte; denn das lehrte ſie ihr Glaube. Aber jemehr Notburga in ihrer Tugend leuchtete, deſto mehr entflammte ſich in dem unbeugſamen Vater die Luſt, ſie wieder zur Heidin zu machen. Deßwegen wollte ſie auch einen wendriſchen Prinzen heirathen, der nichts wußte vom Worte Gottes, auch ſeine Sünden nicht erkannt hatte, an keinen einigen Gott und Heiland glaubte, und nichts liebte, als Jagd und Krieg. Da nun Notburga, die fromme Magd des Herrn, ſahe, daß ſie entweder wieder von dem Evangelium abfallen, oder ins Elend gehen muße, erwählte ſie das letztere; ja, wenn es ſo ſeyn ſollte, den Tod ſelbſt, und entfloh dem ſündlichen Hofgange ihres Vaters mit Thränen. Bald kam ſie in die Gegend, wo itzt Hochhausen mit ſeiner Kirche erbauet iſt, an den Neckar; wollte gern hinüber, doch ſeine gewaltigen Fluthen hielten ſie auf. Da ſank ſie hin am Geſtad auf ihre Knie und flehte um Rettung zu ihrem Gott und Heilande, und um Gnade für ihre Verfolger, denn alle Heiden an ihres Vaters Hof waren ihr feind. Hinter ihr hörte ſie ſchon ein Getöse, wie ein Gethöne der Kommenden, und kein Nachen trug ſie hinüber, und kein Kahn nahm ſie auf, und keine Brücke wölbte ſich vor der Betenden. Siehe, da kam, ſchnellen

Helldunkel, demüthig, und doch Ehrfurcht gebietend, auf ebnem Boden ausstreckt. — Dort sehet ihr die gläubige Jungfrau mit der Krone abgebildet; das Bild ist

---

Laufs, das Hirschlein, das Notburga, als es noch ein zartes buntes Kalb war, mit eignen Händen pflegte an Mutter Statt mit Milch und jungem Waldklee; und bog sich dankbar vor ihr nieder und wandte sein Haupt um nach ihr, als wenn es sagte: „Besteige mich, ich trage dich hinüber ins friedliche Kraichgau, wo du der Gläubigen mehr findest." Und Notburga verstand das Hirschlein und schwang sich auf seinen Rücken; und es schwamm, wo seine Füße den Grund nicht mehr erreichten, mit ihr kühn und leicht hinüber, wo es aber in dem seichteren Wasser waden konnte, da siehet man noch bey hellem Strom auf den heutigen Tag seine Fußstapfen, die nicht verloschen; denn da ist der Kiesel weißer, wie ein heller Pfad. Und als es nun glücklich mit seiner Pflegerin angekommen war auf dem linken Ufer, siehe! da stand es vor einer festen Felsenwand still, in die war eine schöne geräumige Höhle ausgehauen, und der frommen Magd des Herrn schoß zum Herzen: „Trete herein in mich!" Kaum aber war sie in die Höhle gegangen, so schloß sie sich fast zu, daß eben eines Menschen Hand hineinreichen konnte, oder heraus, mit etwas Speise und Trank. So war Notburga verschlossen; doch sie zagte nicht in ihrem Kerker, sondern sah in ihm Erlösung und Freyheit, denn sie glaubte ja an Gott und seine mächtige Hülfe. Und sie hatte Recht, denn das Hirschlein kam Morgens und Abends und brachte ihr allerley Speise aus ihres Vaters Burg. Da merkten sie endlich, daß es nicht richtig seye mit dem zahmen Thierlein, weil es so oft fortginge, und lauerten auf seinen Weg genau, und sahen von ferne, wie es über den Fluß Neckar schwamm mit Brod, Fleisch und Anderm. Auch sagte einer, er glaube, es seye dort eine Hand aus einer Höhle hervorgekommen, und habe das Gebrachte empfangen. Sobald es nun dem König zu Ohren kam, rüstete er einen Haufen streitbarer Männer aus, brach über den Fluß, und kam an die Höhle. Kaum fand er darin seine Tochter Notburga, so ergriff er mit hartherziger Wuth ihren linken Arm, und zog und zerrte an ihm aus aller seiner Kraft. Da ließ ihn Notburga plötzlich losgehen, wie durch ein Wunder, und er lag getrennt vom Leibe dicht vor der Höhle. Als nun der Vater gewahrte, daß er ihr den zarten Lilienarm aus der Schulter gezogen hatte, da jammerte ihn doch seines Kindes, denn er dachte, sie

nicht von Meiſterhand, aber ſeine Bedeutung iſt groß. An der Seite windet ſich die Schlange herauf; ſie trägt das heilende Kraut im Munde. —

Hier lenken wir etwas rückwärts über den Fluß zu

---

muſſe nun ſterben, und zog betrübt wieder über den Neckar zurück, denn Liebe und Unglaube zerwühlten ſeine Seele. Aber Notburga ſtarb nicht an der harten Verwundung, ſondern eine Schlange kam oben von der Klippe herabgekrochen und hielt ihr ein köſtliches Kräutlein an den Arm, davon ward er wieder heil, daß ſie ihn bewegen mochte wie den andern. Der König hingegen konnte vor Jammer und Unruhe nicht ſchlafen, und als es Tag ward, ließ er ſich wieder zur Höhle bringen, damit er ſähe, ob ſein armes Kind noch lebe, oder ſchon geſtorben ſey. Siehe! da lebte Notburga noch, friſch und geſund, und er erſtaunte, glaubte an Gott und ward ein Chriſt. Aber die Tochter hatte ſich auf ewig der Einſamkeit verheißen, wollte auch keine Schätze und keinen Scepter berühren, noch ſich verbinden mit einem Manne. Darum blieb ſie in der Höhle noch lange bis an ihren Tod, und ordnete vor demſelben, wenn ſie geſtorben ſeyn wurde, ſolle man ihren Sarg auf einen neuen Wagen ſtellen, und an denſelben ſpannen zwey junge Rinder, die noch niemal ein Joch getragen hätten. Wo dieſe mit dem Sarge hinaufgen und ſtille ſtünden, da wäre die Stätte, ihres Namens Gedächtniß zu ſtiften zur Ehre Gottes; an dieſer Stelle ſolle man ſie begraben und von ihrem Erbe ein Gotteshaus erbauen, in dem Glaube, Liebe und Hoffnung gelehrt wurden auf ewige Zeiten. Und als ſie nun ſelig verſchieden war, da thaten ſie ihr, in ſtiller Trauer, den letzten Willen, und der neue Wagen bewegte ſich ſanft, von den ungewohnten Rindern gezogen, vorwärts den grünen Hügel herauf, bis er dahin kam, wo itzt noch die Hochhäuſer Kirche ſteht. Dort hielt er ſtill und ſie machten ein Grab und beſtatteten ſie in demſelben königlich. Deß iſt der lange Grabſtein Zeuge, und am Ufer des Neckars ſiehſt du noch die Höhle in der ſteilen Felſenwand bis auf den heutigen Tag. Gern, fährſt du den Fluß herab, zeigt dir ſie der Schiffer, der auch davon zu erzählen weiß, und lenket ſeinen Kahn herüber, daß du daraus ſteigeſt und hineinſchauen und bewundern mogeſt den hingelehnten Sitz hinten an ihrem Ende. Aber ihr Eingang iſt jetzt weit, und jedermann, der dahin kommt, ſie zu ſchauen, gehet hinein und heraus, denn es gibt keine Notburga mehr."

dem ſchönen Marktflecken Neckarelz mit dem ihm angehörigen Dorfe Diedesheim. Um dieſe Ortſchaften verbreitet ſich wieder eine fruchtbare Ebne, von welcher das Mosbacher Thal eine Fortſetzung iſt. Dort herab windet ſich die kräftige Elz im Schatten ihrer Erlen, bis ſie ſich nahe an dem erſtern Orte in den Neckar ergießt, und im Kleinen die Lage bildet, die jener von Mannheim zwiſchen dem Neckar und Rheine ſehr ähnlich iſt. Unmittelbar an dieſem beträchtlichen Bache ſtreift eine kleine Strecke die Mauer hin, welche den Bezirk der Kelſerey in Neckarelz einſchließt; und von ihr genießt man abermal einer lachenden, in ihrer Art einzigen Ausſicht über den Neckar nach dem Schloſſe Neuburg, das grüne Ufer unter ihm und hinunterwärts gegen Obrigheim. Das beträchtliche Kellereygebäude, einſt ein Wohnſitz der Tempelherren, die auch in dieſer Gegend eine Niederlaſſung ihres mächtigen Ordens gegründet und ſich beträchtliche Einkünfte erworben hatten, öffnet an ſeiner Hinterſeite den Eingang in einen geſchmackvoll angelegten Garten, und man weilt in dieſer lieblich-romantiſchen Umgebung unter ſchattenden Bäumen und Geſträuchen mit abwechſelnden Gefühlen der Vergangenheit und Gegenwart. — Eben dort, wo man in der Nähe der Elz den Neckar überſchaut, befindet man ſich an der alten Templerkirche, deren Erbauer Konrad de Golia noch auf ſeinem dort aufgerichteten Grabſtein *) genannt iſt — einem zwar hohen, aber

*) Die Inſchrift dieſes Grabſteins iſt: Anno Domini 1302 XI. maii obiit Frater Conradus Sacerdos de Golia, fundator domus istius et cantor Buxbergensis.

höchſt einfachen, unverhältnißmäßigen Gebäude, ohne alle Verzierungen von Außen, und, ich möchte faſt ſagen, ohne Symetrie und Geſchmack. Die unmäßige Höhe läßt ſich indeſſen gewiſſermaßen daraus erklären und rechtfertigen, daß über der eigentlichen Kirche der Convent, oder der Ort, wo ſich die Templer zuſammen fanden, angelegt war. Auch eine merkwürdige Reliquie des Alterthums, welche ſich noch in dieſer Kirche, wahrſcheinlich ganz unabhängig von ihrer Erbauung, erhalten hat, darf nicht übergangen werden. Es iſt dieß ein aufrecht ſtehender Stein, in der Höhe eines Tiſches, der gegenwärtig zum Taufſtein dient und rund herum mit Tuch behangen iſt. Hebt man dieſes Tuch auf, ſo erblickt man ſeine ſiebenſeitige Geſtalt, und auf jeder Seite eine Figur in halberhabner Arbeit ausgehauen. Dieſe Gebilde ſind gröſtentheils abgeſtoßen und dadurch unkenntlich geworden. Aber dennoch läßt ſich ihr mythologiſcher Charakter nicht verkennen, und höchſt wahrſcheinlich ſollen ſie die ſieben Planeten, oder, welches im Grunde eins iſt, die ſieben Wochentage, bezeichnen.

Wir verlaſſen hier den Neckar auf eine kurze Zeit, um das nordöſtlich herabziehende Thal, durch welches die Elz ihren Lauf nimmt, mit ſeinen Bergen und Hügeln zu betrachten. Die beyden Bergreihen, in deren geöffnetem Schooße Diedesheim und Neckarelz ruhen, treten etwa eine halbe Viertelſtunde von dem letzten Orte näher zuſammen, und geben nun der ganzen niedrigen Gegend die Geſtalt eines abgeſonderten Thales, auf der ſüdlichen Seite ſteiler und weit hinauf mit

Reben bepflanzt, auf der nördlichen allmählich empor-steigend, unten treffliches Ackerfeld, oben mit kräftigen Eichen und Buchen bewachsen, bilden sie einen durch seinen Contrast höchst interessanten und angenehmen Eingang in den herrlichen Wiesengrund. Die schöne Landstraße von Neckarelz herauf ist zu beyden Seiten mit Obstbäumen besetzt, die in der Blüte- und Herbst-zeit einen entzückenden Anblick gewähren, und jedes Auge fesseln. Weilet man zuweilen auf dieser Straße, so stellet sich rückwärts von allen Seiten ein bezaubern-des Gemälde in stets neuen Abwechslungen dar, und läßt man es sich gefallen, an der Zügelhütte rechts auf dem Fußsteige, der nach Neckarzimmern zuführt, eine kleine Viertelstunde auszulenken, so zerfließen die östlich hin liegenden Ortschaften in eine wunderschöne Landschaft. Allein von Neckarelz bis hinter das eine starke halbe Stunde davon ab gelegene Mosbach treibt die Elz sechs Mahlmühlen, ein Hammerwerk, eine Papiermühle, und außerdem noch die hohen und schweren Kunsträder der Saline mit ihren Pumpen. Unter den Mühlen verdient vorzüglich jene, die unweit Mosbach, nahe an der Landstraße, erbaut ist, wegen ihrer sinnreichen Einrichtung, die eigne Erfindung ihres Besitzers, alle Aufmerksamkeit. Etwas weiter oben erhebt sich der durch seine vorzügliche Höhe, wie durch die Güte seines Weines, in dieser Gegend sich auszeichnende Häuschel-berg, mit seinen Reben gerade der Mittagssonne gegen-über, sein Haupt mit einem lieblichen Walde gekrönt.

So nahet man, von den fernen Schlägen des Ham-mers und dem nähern Getöse der Mühlen begleitet,

dem Städtchen Mosbach, oben wo ſich das Thal ſchon mehr verenget hat, und die Elz, bald in verſchiedene Bäche getheilt, bald wieder vereinigt, ſich herabſchlängelt.

Mosbach gehörte in den älteſten Zeiten unmittelbar dem Reiche an. Schon im Jahr 976 beſtand die daſige Abtey, die Kaiſer Otto II. dem Stift Worms verlieh, und wahrſcheinlich zu ihrem Schutz wurde der Ort anfänglich mit Mauern umgeben. Von Kaiſer Rudolph I. zur Stadt erhoben, hatte ſie das Glück, in der unſeligen Bayerſchen Fehde und ſelbſt im Bauernkriege, deſſen Schauplatz ihr doch ſo nahe war, verſchont zu bleiben. Im Jahr 1330 ward Mosbach den Pfalzgrafen Rudolph und Ruprecht, mit andern Städten und Burgen, um 6000 Mark löthigen Silbers verpfändet; aber nach König Ruprechts Tode mit den dazu gehörigen Umgebungen ſeinem jüngſten Sohne Otto zugetheilt, der daſelbſt eine beſondere Linie ſtiftete, die aber ſchon in ſeinen Kindern wieder erloſch. Noch ſtehet ein Denkmal der verſtorbenen Pfalzgräfin von Bronze im Chor der dortigen Stiftskirche; und das alte Schloß liegt an dem ſüdweſtlichen Ende der Stadt. An der entgegengeſetzten Seite ſehet ihr die vormalige Kaſerne in eine Fayence-Fabrik umgeſchaffen, welche während des Kriegs in Verfall kam, aber mit der Zernichtung des Franzöſiſchen Continentalſyſtems und dem rückkehrenden Troſte aller Kaffeetrinker wieder neu auflebt. Weiterhin hatten ſich nächſt der Straße die Söhne des heil. Franziskus niedergelaſſen; aus dem aufgehobenen Kloſter bildete ſich das vormalige Kreisdirektorialgebäude,

worin ſich nun das Stadt- und erſte Landamt mit der großherzoglichen Gefällverwaltung und dem Poſtamte befindet. Die ſeit einigen Jahren aus ihrem gänzlichen Verfalle nach und nach großentheils wieder erhobene Saline, deren Quellen einſt durch Hirſche entdeckt wurden, iſt durch zwey Anſätze an den beyden Enden des einzigen noch übrig gebliebenen Gradiergebäudes vermehrt, und nun aufs neue ein nicht unbeträchtlicher Erwerbzweig geworden. Das hier gewonnene Salz iſt von vorzüglicher Güte. Andere ehemals blühende Gewerbe des Städtchens haben im Wechſel der Tage die Flucht genommen. Seine vor Zeiten ſo berühmten Meſſer- und Säbelklingen ſucht man itzt vergeblich, und ſeine Tuchmanufakturen ließen auch nicht Eine Spur zurück. Dagegen iſt der Hanfbau [illegible] in eine größere Aufnahme gekommen, und ein nicht unbeträchtlicher Fruchtmarkt giebt den Landleuten der Gegend Gelegenheit, ihr Getreide ſtets verkaufen zu können.

Mosbachs Lage am nördlichen Abhange des Berges bis zum Elzthale hernieder, zeigt ſich von den Anhöhen umher auf eine weit vortheilhaftere und empfehlendere Weiſe, als in dem Städtchen ſelbſt, deſſen Bauart in den meiſten Gaſſen noch zu ſehr die Spuren eines hohen Alterthums an ſich trägt, als daß ſie ſich auch eben ſo im Innern empfehlen könnte.

Auch hier müſſen die Berge erſtiegen werden, wenn man ſich den ganzen Genuß der Gegend verſchaffen will. Die beſten Geſichtspunkte ſind gegen den Hardthof hin, mit dem ſogenannten Haberge, oberhalb der Papiermühle an dem ſüdlich ſich erhebenden Hügel, wenn

man dort über die Elz gegangen iſt; an der Steige, auf welcher man in die große Waldung Michelhardt gelangt, und auf dem ſogenannten Mittelwege, in der Mitte des Häuſchelbergs. Beſonders hier überblickt man das Städtchen von einem Ende bis zum andern mit ſeinen Vor- und Nebengebäuden, das Thal mit ſeinen blühenden Gärten, Baumgruppen und Mühlen und die oft mit Fuhren und Reiſenden bedeckte Landſtraße. Aber intereſſanter noch iſt die Ausſicht unten am Hardhofe, wo die Ebne beginnt, weil ſie ſchon in der Ferne einen Theil des Odenwaldes mit dem Könige ſeiner Berge, dem Katzenbuckel, darbietet.

Wer ſich indeſſen einen Begriff von dem ganzen ſüdlichen Abhange des Odenwaldes, von ſeiner höchſten Spitze und ſeinen übrigen äußerſten Höhen herabwärts gegen Schwaben, machen will, der beſteige einen der nördlichen Berge Mosbachs, oder gehe auch nur auf der nach Schwaben führenden Landſtraße ſo weit, bis ihm die ferne ſcheinbare Gränze des alten heiligen Hainnes völlig in die Augen fällt. In immer abwechſelndem unendlichem Gemiſche wird er hier, der Sonne zugekehrt, Felder, Wieſen, Wälder, Dörfer und Weiler verflochten ſehen — Hügel an Hügel, Thal an Thal gereihet, und oben, faſt in der Mitte des mächtigen Halbzirkels, den regelmäßig gebildeten Beherrſcher aller Anhöhen dieſes Landes, unſern ausgebrannten Vulkan. Weiter vor ſich hin zerſchwimmt der Blick ins nachbarliche Frankenland, rechts in Schwaben, und ſchweift, wenn man ſich rückwärts wendet, ſelbſt gegen die blauen Gipfel der Vogeſen hin.

Dem Freunde der Natur ſey es hier überlaſſen, noch weiter das Elzthal hinauf zu wandern, wo er ſich in manche liebliche Umgebung verſetzt ſehen und mit unter der Vorzeit erinnern wird. Denn auch dieſe Gegend blieb nicht von Roms Legionen unbeſucht; auch hier hatten ſie in grasreicher Aue die Denkmale ihrer unerſättlichen Herrſchſucht zurückgelaſſen, und nahe an dem eine halbe Stunde von Mosbach entfernten Orte Burken — einſt Burka genannt — ſahe man noch vor kurzem einzelne Mauerruinen von ungemeiner Feſtigkeit, wahrſcheinlich die Ueberbleibſel eines ehemaligen Römiſchen Kaſtells *).

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir zum Neckarthale zurück, wo ſich die wechſelnde Landſchaft in immer neuer Geſtaltung und Schönheit zeigt. Auf einem ſchönen Fußpfade ſteigen wir durch Saaten den ſanften Hügel vor Neckarelz hinauf, wo dieſer Ort rückwärts mit Diedesheim und Obrigheim in Eine Gruppe verſchmilzt, durchwandeln die ſonnige Höhe Neckarzimmerns, das in der Mitte ſeiner Weinhügel an der Mündung eines engen Nebenthales liegt, den noch unſichtbaren Fluß und jenſeits Hochhauſen mit den angränzenden waldigen Bergen zur Rechten. —

---

*) Auch wurde in der Nähe von Burken vor einigen Jahren ein Stein mit folgender Inſchrift gefunden:

MINERVAE
PRO SALUTE
IMP. N.
LIBRARI.

Dieſer Stein, eine Platte mit einem Zierrande, 4 Schuhe breit und 4 Schuhe lang, befindet ſich gegenwärtig in dem Kellerey-Garten zu Neckarelz.

Bald tritt der Neckar ſichtbar aus ſeinem tiefen Bette hervor. Eine jähe Felſenwand von Kalkgeſtein bildet ſein linkes Ufer. Eine kurze Strecke ſiehet man dieſe Felſenwand unterbrochen, und wenn man ſich eben dieſem Punkte gegenüber befindet, zum erſtenmale die höchſten Theile der mächtigen Burg Hornberg aus dem Weinbe ge hervorragen. Weiter hinauf begrüßt uns ſchon der höhere Michelsberg mit ſeiner Kapelle; in dem Hintergrund ſchließen die gegen Heilbronn hinauf laufenden Berge. So ſteigt man, nachdem das Dorf Neckarzimmern zurück gelegt iſt, unter feſtlicher Vorbereitung auf noch volleren Genuß, einen gemächlichen Weg zu der Veſte hinan, wo einſt der tapfer Rittersmann Lutz Schott hauſ'te *), wo nachher Götz von Berlichingen, mehr noch durch ſich, als fremde Apotheoſe, verewigt, oft der Troſt und Schrecken ſeiner Zeit war, und, müde ſeiner ritterlichen Thaten, in ruhigem Alter ſtarb. Aber mit Wehmuth erfüllt den Reiſenden der Gedanke, daß hier kein bedeutſameres Denkmal mehr an den durch ſeinen Sinn und Muth ſo ausgezeichneten Mann unmittelbar erinnert. Noch umgibt den ganzen Umkreis des Hornbergs eine hohe, an den meiſten Orten unbeſchädigte Mauer, die ſich aber an der eigentlichen Burg herum wendet, und mit dem innern, in gleicher Entfernung hinlaufenden, Gemäuer einen ſchneckenförmigen Weg zu der ehemaligen ritterlichen Wohnung bildet. Ungeheure Epheuſtämme haben ſich dort links am Anfange dieſes Wegs in die aufge-

*) Bekannt durch die Fehde des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen mit denen von Roſenberg.

thürmte Felsenmasse eingewurzelt, decken sie weit hinauf mit ihrem dichten Gewebe, und verhüllen die Spur der unter ihren Ranken schleichenden Zerstörung. So stehet die zusammen gedrängte Veste, mit ihrer kleinen Hauskapelle, und dem runden Wartthurme, dessen wir schon erwähnten, vor sich süd- und westwärts den Neckar, zur nordöstlichen Seite hingegen ein tief hinabsinkendes enges Thal, das mehr einer Schlucht gleicht, und zum unvertilgbaren natürlichen Walle dient, auf einer abgesonderten vorragenden Bergspitze, gegen Mittag und Abend schauend, und da, wo sie nördlich mit dem sich herab senkenden Bergrücken zusammen hängt, durch eine ausgegrabene beträchtliche Vertiefung getrennt. Noch vor etlichen dreyßig Jahren stand diese merkwürdige Burg in wirthlicher Gestalt mit ihren nun abgetragenen Dächern da. Die Aussicht von ihren Ruinen ist eine der schönsten und belohnendsten, besonders von dem alten Thurme, den man aber nicht ohne Gefahr besteigen kann. In einem neuen Nebengebäude an der südlichen Seite der Burg befindet sich noch eine alte Bücherssammlung, die verschiedne merkwürdige Schriften enthalten haben soll; und in einem dem Neckar zugekehrten Saale dieses Hauses sieht man nebst einigen auf den Berlichingischen Stamm sich beziehenden Glasgemälden, eine Rüstung aus der Ritterzeit, ein Schwerdt, eine Lanze und ein Schießgewehr von ungeheurer Länge.

Oberhalb dem Hornberge und dem Weiler Steinbach enget sich zur rechten Seite des Neckars das Thal wieder, daß der Weg unmittelbar an den Weinbergen hin-

länft und eine ziemliche Strecke, Haßmersheim gegenüber, von einer Mauer geſtützt werden muß. — Haßmersheim*), ein großer, volkreicher, größtentheils von der Schiffarth lebender Ort, iſt faſt regelmäßig wie eine Stadt gebaut, und gewährt in dieſer Hinſicht einen freundlichen Anblick. Ehemals war hier ein bedeutender Wohlſtand, der ſich aber mit dem geſunkenen Handel ſehr vermindert hat.

Eine Viertelſtunde oberhalb dieſes Ortes erhebt ſich in ſeiner Gemarkung ein mäßiger Hügel, der Hühnerberg genannt, und auf ſeiner Südſeite von dem dort weſtlich herabfließenden Neckar beſpült. Wenige Klaftern über der Waſſerhöhe ward dort von den Einwohnern ſchon vor 8 Jahren am Fuße dieſer Anhöhe Gips entdeckt. Der gänzliche Verfall des Handels machte dieſe Entdeckung um ſo wichtiger. — Landeinwärts bemerkt man auf der Oſt- und Nordſeite des Hügels unverkennbar zwey übereinander aufgeworfene Schanzen, die wohl zur Zeit der Schlacht bey Wimpfen ihre Entſtehung erhalten haben mögen.

Eine kleine Viertelſtunde von Haßmersheim betritt man das Königreich Würtemberg an dem Orte Bödingen, auf der rechten Seite des Neckars, eben da, wo er eine ziemlich raſche Wendung von Weſten her nimmt. Hier iſt es, wo uns ein merkwürdiges Alterthum auf den angränzenden Michelsberg ruft, auf deſſen öder Fläche ſich durch ein ſonderbares Schickſal die Römiſche

*) Schon in einer Urkunde von 774 kommt Haßmersheim vor, wo es Haßmersheim in pago Neckergowe und Asmarsheim genannt wird.

und Chriſtliche Aera mit einander gatten. Eben dort nämlich ragt auf nackrem Kalkboden jenes dem Erzengel Michael geweihte Kirchlein empor, einſt von zahlreichen Wallfahrtern beſucht; und an ſeiner mittägigen Außenſeite hat man den heidniſchen Römeraltar aufgeſtellt. Auf dem Steine, der viereckig und drey Schuhe hoch iſt, ſieht man eine Kanne, einen Schöpflöffel, ein Beil, ein Meſſer und einen Hahn abgebildet *); wenn man ſich aber ſeitwärts in das am Ende des Kirchhofs erbaute hölzerne Bethaus begibt, den Cherub mit dem flammenden Schwerdte und unter ſeinen Füßen den Satan faſt in der Geſtalt einer Fledermaus. In dem Kirchlein ſelbſt ſind noch mehrere Gemählde aus dem Mittelalter zu ſehen, bey denen der Kenner gern verweilt **).

---

*) Außerdem hat dieſer Römiſche Altar folgende Inſchrift:

I. O. M.
ET. IVNO-
NI. REGI-
NAE. C. FA-
BIVS. GERMA-
NVS. E. COS.
PRO SET. SVS.
V. S. LL. M.

**) Fromm und lieblich iſt die alte Sage von der Entſtehung der Michaelis-Kapelle, und der Wallfahrten an dieſen kleinen einſamen Tempel. „Als die Ehne", ſo erzählt ſie, „über dem Berge Himmelreich noch mit ſchauerlicher Oede bedeckt, und noch keines Bußenden Thräne dort gefloſſen, kein Lobgeſang dem einigen Gott erſchollen war, begab ſich dahin ein Jungfrau, durch Liebe unglücklich, in ewige Einſamkeit. Hartnäckig hatte er lange im Heidenthum beharret, aber ſeine Braut, die an das Evangelium des Herrn glaubte, bekehrte ihn noch nach ihrem Tode. Denn als ſie vernahm, wie feſt er an ſeinen Abgöttern hing, floh ſie weg von Vater und Mutter in die Einöde aus Gram, und lebte da unter den grimmen Thieren des Waldes, die ſie freundlich nährten und ihrer ſchonten. Und als ſie nun nach einigen Jahren da-

Mehr noch öffnet ſich hier die Gegend, beſonders gegen Schwaben hin, als auf allen Anhöhen des Nek-

---

hinaeweikt und geſtorben war, und manche Schrift an Bäumen und Steinen das Schickſal ihrer letzten Tage verkundigte: da las der Jüngling ihre rührende Kunde, wie eben die Sonne ihre letzten Strahlen durch das Geäſt der Bäume warf; denn er hatte ſich auf der Jaad hieher verirrt. Wie ein Engel Gottes ſchwebte ihm das Bild ſeiner treuen Braut vor der Seele. Er warf ſeine Götzen von ſich, mit allem ihrem Blendwerk, ging zum nächſten Biſchof, ließ ſich taufen, und lebte lange auf dieſem Berge in einer kleinen Hütte, die er ſich ſelbſt zubereitet hatte aus Steinen und Holz, wie einen Tempel; davon heißt der Berg daneben noch Himmelreich, und der Ort, da er baute, Gotteshöhe; denn er überließ ſich hier, wenn er ſich ſeine Wurzeln und Kräuter geſucht hatte, allerley heiligen Betrachtungen über Gott, den Himmel und die Ewigkeit, und wo er einen verirrten Wanderer erſahe, den führte er herein, ihn mit etwas Speiſe zu laben, und leitete ihn dann wieder auf den rechten Weg."

„Bald lief die Kunde von dem frommen Einſiedler nah und fern im Lande umher. Zahlreiche Wallfahrten zogen hin, wo er wohnte, und jeder fühlte ſich in ſeiner Gegenwart frey und ſelig. Auf dem hohen Berge vergaß man die Erde unter ſich, der Sturm niedriger Leidenſchaften ſchwieg, Feinde verziehen einander, und göttlicher Friede ſenkte ſich, wenn der Heilige ſprach, in die Bruſt, ob ſeinem Gebet und Segen."

„Endlich da er alt und ſchwach ward und ſich kaum mehr ſtützen konnte mit dem Knotenſtabe, pochte es in einer ſtürmiſchen Regennacht an der engen Pforte ſeiner Zelle; ein Pilger trat herein, hoch und ſchön geſtaltet. Seine Kleider troffen vom herabſtrömenden Regen, ſeine Glieder ſchienen erſtarrt. Aber der Greis zündete eilig ein Feuer an, die Kleider des Fremdlings zu trocknen und ſeine Glieder zu wärmen, ſetzte ihm Speiſe vor, kniete dann nieder und verrichtete mit zitternder Stimme, aber freudig und glaubenvoll, ſein Nachtgebet. Da trat der Pilger, das Haupt umgeben von einem Strahlenkranze, zu dem Betenden, der ihn mit ſprachloſem Erſtaunen anblickte: „Dein Flehen iſt erhört," flüſterte er ihm mit himmliſcher Milde zu: „Gehe ein zur Ruhe!" und küßte den Sprachloſen auf die Stirne."

„Entflohen war die erlöſte Seele. Am Morgen fanden ihn die Brüder ſanft entſchlafen, neben dem kleinen Altar, begruben ihn weinend und bauten eine Kirche an der Stelle, dem Erzengel Michael geweiht; die ſteht bis auf dieſe Stunde."

karthales, die wir bisher beſtiegen haben. Selbſt der Hornberg ruht unter uns, wenn wir vor der einſamen Wohnung einer kleinen Familie ſtehen, der die Aufſicht über das Heiligthum und ſeinen Bezirk anvertraut ward. Es iſt ſchon eine gröſsere Welt, von der wir umgeben ſind; wir athmen noch freyer, als ſelbſt auf Götzens Warte, und würden gern noch hier verweilen, läge nicht der unfruchtbare Boden ſo ſchauerlich um uns her, während dem uns Fruchtbarkeit in der Ferne winkt. Enteilen wir der Einöde, ſo führt uns bald, wenn wir uns ſüdlich hin wenden, ein Fuſsſteig, durch Gundelsheims Weinberge, der Burg Horneck zu. Doch lieber wollen wir gerade zum ſegenvollen Thale hinabſteigen und über Bödingen hinauf unſerm fröhlichen Neckar entgegen gehn! Freundlich lagert ſich das Dörflein Mühlbach rund um den nördlichen Hügel, auf deſſen Spitze die anſehnliche Burg Guttenberg ihre Schweſtern Horneck und Hornberg begrüſst. Jäh iſt zwar auch die Anhöhe, auf der man Guttenberg erſteigen muſs, aber weniger wild und felſig, an den meiſten Orten mit Obſtbäumen bepflanzt, und mit Raſen bedeckt. Das Schloſs hat noch ein gaſtliches Anſehen, iſt keineswegs Ruine, und ſtellt ſich auch in der Ferne als ein noch bewohnbares Gebäude dar. Seine zum Theil groſse und mahleriſche Maſſen ſcheinen mit edelmüthiger Herablaſſung auf die Kapelle, die lang und niedrig zu ſeinen Füſsen, zwiſchen Bäumen hervordämmert, niederzublicken. Ein ſchöner, ebner Gang führt, wenn man den Berg erſtiegen hat, zu dieſem Kirchlein, zu dem man hier oben keinen Schlüſſel und keinen Pförtner findet.

Das Städtchen Gundelsheim, wohin wir nun auf einem ſchönen Feldwege gelangen, nachdem wir über den Neckar gegangen ſind, darf ſchon um der vorhin genannten Burg Horneck willen nicht unbeachtet bleiben. Von Gundelsheim her iſt ſie leicht zu erſteigen, aber neben der Landſtraße ruht ſie auf faſt ſenkrecht emporſteigenden Kalkfelſen, und auf der Nordſeite zieht ſich eine tiefe Schlucht den Berg hinan, die ihr ein noch drohenderes Anſehn gibt. Ihr Erbauer war 1250 der Edle Konrad von Horneck, welcher nebſt ſeinem Sohne in der Burgkirche begraben liegt. Die neue Burg bildet einen länglichen Zirkel. Ueber dem Eingang lieſ't man eine merkwürdige Inſchrift, die ihr und mehrerer anderer Orte ehemaliges Schickſal in dem Deutſchen Bauernkriege verkündet. Horneck war, bis zur Aufhebung des Deutſchen Ordens in dieſen Gegenden, eine beträchtliche Comthurey, und vor Zeiten der Sitz mehrerer Deutſchmeiſter, deren Grabſteine noch vorhanden ſind *). — Das Schloß dient jetzt manchmal zu einer Kaſerne.

Ein Wieſenpfad führt von hier, in einiger Entfernung vom Neckar, nach Offenau, wo eine beträchtliche Saline angelegt iſt. Nach einer halben St. erreicht man Ehrenberg, die freundlichſte aller Neckarburgen. Sie gehört jetzt den Herren von Racknitz zu, und iſt noch in gutem Stande, bewohnt und durch verſchiedne neue An-

*) Z. B. Eberhard v. Seinsheim 1420 † 1443. Eberhard v. Stetten 1441. Joſt v. Venningen 1451. Andreas v. Grumbach 1490 † 1499. Hartmann v. Stockheim 1500 † 1516. Joh. Adelmann v. Adelmannsfelden 1510 † 1515.

lagen verſchönert. Hier verſchwindet faſt ganz der Charakter jener Wildheit, der ſo manchen ausgezeichneten Stellen des Neckarthals aufgedrückt iſt. Kaum einige Büchſenſchüſſe von Ehrenberg lehnt ſich das Dorf Heinsheim an den Rebenberg. Oben auf der Spitze des Bergs ſchaut höchſt romantiſch die Heinsheimer Kirche mit dem dicht daran gebauten Pfarrhauſe in das friedliche Thal.

Bald, wenn man Offenau nach einer halben Stunde hinter ſich hat, nahet man der ehemaligen alten Reichsſtadt Wimpfen am Berge, die uns ſchon von weitem her mit ihrem hohen ausgezeichneten Thurme ins Geſicht fiel. Wimpfens alter Name, Cornelia, erinnert an irgend einen Römiſchen Urſprung. Gewagt iſt die Meinung Einiger, daß dieſe Benennung von Julius Cäſars Gemahlin herrühre; wahrſcheinlicher hingegen die andre Behauptung, daß da, wo itzt Wimpfen ſteht, ein Kaſtell von Kaiſer Probus erbaut geweſen ſey. Die Grauſamkeit Attila's, des Hunnenkönigs, der nach Eroberung der Stadt alle Mannsperſonen tödten, die Weiber ſchänden und ihnen die Brüſte abſchneiden ließ, dann die Stadt in einen Schutthaufen verwandelte, iſt auf einer Tafel in der Rathsſtube verewigt. Aber als der menſchenfreundliche Biſchof Krothold von Worms im Jahr 503 Wimpfens Trümmer erblickte, und das Graun der Verwüſtung auf der freundlichen Natur umher, ward er tief gerührt, und erbaute auf den Ruinen eine Kirche mit einem Kloſter. Da gewannen die Menſchen Muth ſich um die heiligen Mauern her anzubauen; die Stadt blühte wieder auf, und eine zweyte, gleiches Namens, bildete ſich bald im Thale unter ihr.

Wimpfen hat auf der Höhe ſchönes Feld, und einen bedeutenden Forſt. Seine unbeträchtliche Saline iſt von der Höhe, wohin man ihre Gradiergebäude, als Spiel der Winde, geſetzt hatte, in das friedliche Thal, und wohl mit Recht, hinabgewandert, wo es nun nicht mehr des ungeheuer hohen Kunſtgeſtänges bedarf, und vor der Verheerung der Stürme ſicher iſt.

Auf dem Rande des Bergs öffnet ſich das Land weiter nach den Gegenden hin, woraus die Jart und der Kocher herabſtrömen, und rechts hinauf die Lage von Heilbronn ſehr deutlich an ſeinen Umgebungen bemerkbar wird. Doch der reichſten und herrlichſten Ausſicht im ganzen Neckarthal genieſ't man unſtreitig von dem ſogenannten blauen Thurme in Wimpfen. Am Fuße des Hügels liegt Wimpfen im Thale, mit ſeiner ehrwürdigen alten Stiftskirche, voll Gothiſcher Verzierungen an ihrer vielgeſtalteten Pforte und ihrem Portal, wo auf den Gedächtnißtag ihrer beyden Schutzheiligen, St. Peters und Pauls, eine unglaubliche Menge Menſchen aus allen Ständen zuſammenſtrömt, um den großen Jahrmarkt, unter dem Schatten der Linden, zu beſuchen. — Von dort an verliert die Gegend dieß- und jenſeits das Anſehn eines Thals. Es bildet ſich eine Ebne am linken Neckarufer hinein, auf deren Abdachung das Gebürg in einem weiten Bogen ſitzt, und erſt oberhalb Heilbronn wieder zu ſeinem verlaſſenen Gefährten zurückkehrt.

Unter den beträchtlichen Gründen, die ſich hier am rechten Neckargeſtade in das Land hineinziehen, bietet ſich jenes Thal am erſten dar, das durch den Lauf der Jart gebildet wird. Weit hinauf verfolgt das Auge ſein ſchö-

nes Gewinde. Bey Jartfeld ergießt ſich dieſes Flüßchen in den Neckar. Fünf Stunden davon trifft man auf das andere Denkmal des wackern Deutſchen Manns — Jarthauſen, mit ſeinen drey Burgen, unter denen die ſogenannte alte Burg gerade diejenige iſt, von welcher Götzens kleiner Sohn den Spruch auswendig lernte:

„Jart iſt ein Schloß, gehört dem Götz von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.“

Dort, in einer kleinen Entfernung von der Mündung der Jart, dringt der unruhige Kocher zwiſchen ſanften Hügeln heraus. Dieſe beyden Geſchwiſterflüßchen ſehnen ſich mit ihren Thälern unaufhörlich zuſammen; ſie ſcheinen oft ſich nah zu kommen, und erſt hier, an ihrem Ziele, endet auch ihr Streben in dem Hauptfluſſe des alten Alemanniens.

Dort, weit neben Heilbronns Weinbergen hin, erſcheint zwiſchen gerundeten Höhen, das Weinsberger Thal, deſſen Namen Frauentreue ſo berühmt gemacht hat. Aber die Nähe zieht uns von den Wundern weiblicher Tugend zurück auf das Schlachtfeld von Wimpfen, das ſich hinter Obereisesheim auf der Bergfläche ausdehnt. Hier hatte ſich im J. 1622 der Sieg ſchon für den Markgrafen Georg Friedrich von Durlach gegen Tilly entſchieden, als die Pulverwagen des erſtern plötzlich in die Luft ſprangen, und der Kampf eine ihm höchſt nachtheilige Wendung nahm. Hier auch erkauften die 400 Pforzheimer ihres Fürſten Leben mit dem ihrigen, und ſtarben den freywilligen Heldentod. Sie bildeten

die Leibwache ihres Anführers, und deckten seinen Rückzug mit dem Schwerdte fallend *).

Nun werfen wir unsre letzten Blicke hinüber, wo sich die freundlichen Anhöhen wieder näher herzuwenden, als wollten sie zum zweytenmal die Bildung eines engern Thals versuchen. Diesen Punkt bemerkt man oberhalb Kochendorf, das eine Viertelstunde vom Neckar entfernt ist, von wo an sie in einer scheinbar ununterbrochenen Kette, Neckarsaum vorbey, bis an Heilbronn fortlaufen und mit dem Wartberge die höchste Spitze erreichen. Dieser Wartberg ist die nördliche Spitze einer heiter ansprechenden amphitheatralischen, am Scheitel mit Eichen bekränzten und am Abhang mit Rebengeländen prangenden Bergkette, die das freundliche, in einem lachenden Garten versteckte Heilbronn, in ihren Mittelpunkt aufnimmt. Oder denken wir uns unter der Bergkette einen Bogen, dessen Sehne der von Süden nach Norden strömende Neckar bildet und aus deren Mittelpunkt sich die mit den herrlichsten Obstgärten, Wohn- und Lusthäusern reich umgürtete Stadt erhebt.

Das äußerst fruchtbare, fast überall angebaute Thal, die 2000 Morgen fast nirgends mit ähnlichem Aufwande angelegten Weinberge, die vielen Lustgärten mit ihren niedlichen Häuschen und Häusern, die wohlgebaute Stadt, die musterhaften Landstraßen, die gesellige Be-

*) Noch wird in einer Kirche zu Wimpfen eine auf diese Schlacht sich beziehende merkwürdige Schilderey vorgezeigt. Sie stellt Tilly vor, wie er sich während dem blut'gen Treffen, als schon alles für ihn verloren schien, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau auf die Knie niederwirft, und in seiner Noth ein feyerliches Gelübde thut, wenn ihm der Sieg zu Theil werden würde.

heglichkeit und der Frohſinn der Einwohner an ihren vielen reizenden Beluſtigungs-Plätzen, die lebendige Regſamkeit durch alle Straßen, die raſtloſe Emſigkeit des beträchtlichen Handels und der Gewerbe, die vielen mit nicht geringem Aufwande und zum Theil mit erfinderiſch-ſinnreichem Fleiße aufgeführten Mühl- und Waſſerwerke: alles verkündigt einen durch Anſtrengung und verſtändigen Haushalt auch den drückendſten Verhältniſſen abgetrotzten Wohlſtand, deſſen Quelle wir frevlich nur in der günſtigen Lage der Stadt und vorzüglich in der frühern glücklichern Verfaſſung dieſes vormaligen, als wahrhaft freye Reichsſtadt vor ſo vielen andern ausgezeichneten kleinen Staates zu ſuchen haben.

Wie die Gegend überhaupt ſo manche ehrwürdige Reſte einer durch Urkunden und Sagen erhaltenen und vielbeſungenen Vorwelt verwebet, ſo knüpft ſich auch hier wieder an den Anblick des an der ſüdweſtlichen Ecke der Stadt ſich erhebenden Thurmes die Erinnerung an Götz von Berlichingen. Dieß eben iſt der Diebsthurm, worin man ihn gegen alles Verſprechen gefangen gehalten, und worüber er ſich in ſeinem (noch eigenhändig vorhandenen) kernhaften Briefe an Burgermeiſter und Rath zu Heilbronn ſo bitterlich beklagt. Nicht minder anziehend ſpielt die Sage um die in dem Wiegenalter der Stadt ſich verlierende Geſchichte des bey der Kiliani-Kirche aus ſieben Röhren ſtrömenden heiligen Brunnens. Vor tauſend Jahren, ſo flüſtert uns die Sage zu, als an dieß lachende ſegenreiche Gefilde umher, an Gärten und Stadt noch niemand dachte, und dieſer ganze Plan noch von hochſtämmigen Fichten und tauſendjährigen Eichen be-

ſchattet war, in deren Dunkel der krauſe Ur weidete und der glühäugige Luchs lauerte, durchzog Carl der Große jagend dieſen Forſt. Da wo noch jetzt der Kirchbronnen aus ſieben weiten Röhren in unverſiegbarer Fülle ſich ergießt, ergötzte ſich Carl an dem Cryſtalle des friſchen Borns und letzte ſeinen Durſt, raſtend von der Mühe der Jagd und lagernd im Schatten der ſich über den Born hinwölbenden Eichen. Mit frommem Gemüthe verehrend den Geber der ſüßen Labe und den Schöpfer der hehren Umgebung, baute Carl bey dem Brunnen ein Gotteshaus, und begründete damit den Urſprung einer Stadt, die ſchon in Urkunden des 9. Jahrhunderts, zwar noch nicht als Stadt, aber unter dem Namen Heiligbronn, als villa regia erſcheint.

Alſo auch hier, wie in andern Gegenden des Neckars, beurkundet ſich Carl in dem Dunkel der Sage als Städte-Begründer. Auch hier knüpft die Geſchichte ihren Faden an die Frömmigkeit des heldenmüthigen Erziehers der Deutſchen an.

Ob früher ſchon im 7. Jahrhundert der heil. Kilianns von Würzburg aus das Panier des Chriſtenthums hier aufgepflanzt, und daher das Patronat der Hauptkirche, (der heutigen Stadtkirche zu St. Kilian) bekommen, oder ob ſpäter im 8. Jahrhunderte Bonifacius von Mainz aus dieſe Gauen bekehrend durchzogen, mögen andere entſcheiden.

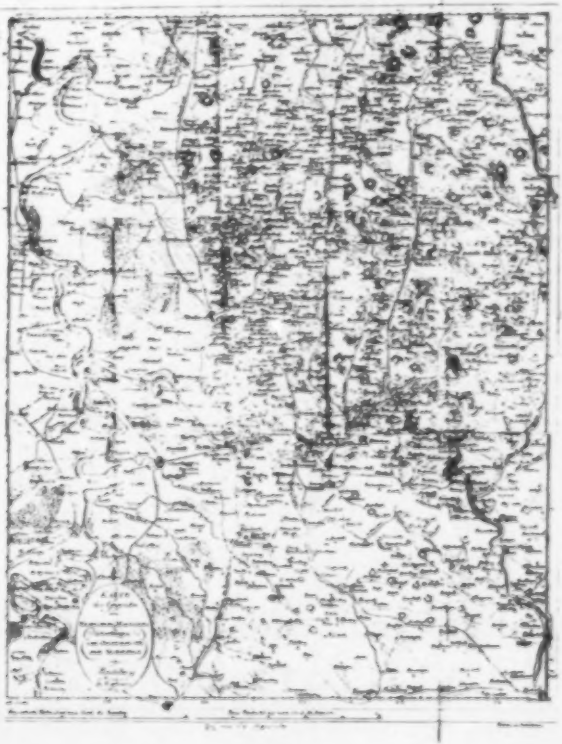
Gewöhnlich wird eine in Fragmenten von Zierrathen und Säulen das Gepräge des Mittelalters tragende Seitenhalle der Kirche des ehemaligen Deutſchen Hauſes für die von Carl in der Nähe des heiligen Brunnens erbaute

Kapelle ausgegeben. Aber viel näher dem heil. Bronnen liegt die genannte Kilianikirche und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß an der Stelle des im 11. Jahrhundert zu erbauen begonnenen noch ſtehenden herrlichen Münſters zu St. Kilian einſt eine kleinere Kilianikirche, vielleicht die von Karl erbaute, geſtanden. —.

Noch jetzt behorcht ſtaunend der Knabe im Chore der Kilianikirche, in der Höhlung des Hochaltars, das Ohr zur Erde haltend, das myſteriöſe Murmeln einer in tiefer Hohle unter ſeinen Füßen ſprudelnden Quelle, vielleicht des heiligen Bronnens, der in neuerer Faſſung in der Nähe der Kirche aus ſieben Röhren ſich ergießt und deſſen Urſprung in der Volksſage noch heute für ein Myſterium gilt, das nur wenige Eingeweihte zählte.

Sinniger findet daher der Forſcher einen Sagen das von Carl erbaute Gotteshaus in dieſem ſchon ſeit uralten Zeiten durch den geheiligten Ueberbau zum Geheimniß gewordenen Urſprunge des heiligen Bronnens, an welchem vielleicht der früher ſchon dahin gekommene heilige Kilianus den heidniſchen Bewohnern dieſes Gaues die heilige Taufe ertheilte. — —

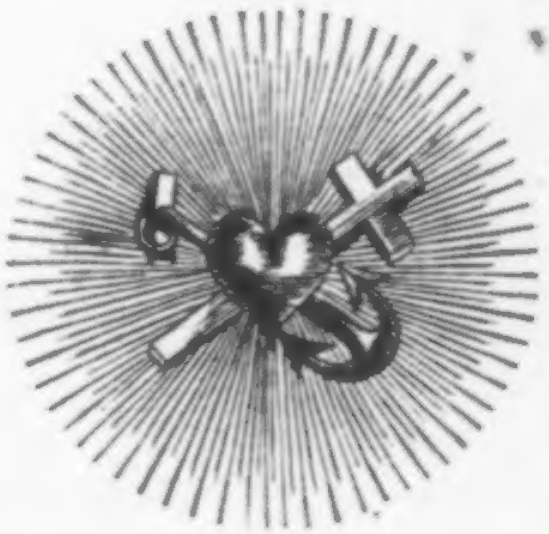
So haben wir denn unſre Reiſe durch eine der intereſſanteſten Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands vollendet, und müde der Fußwanderung, beſteigen wir in Heilbronn ein Fahrzeug, um aus den Fluthen des Neckars mit ſchnellem Blicke noch einmal den reichen Genuß ſeiner lieblichen Geſtade mit ihren reizenden Bergen zu haben — und bald ſind wir wieder am Ausgangspunkte unſrer Reiſe.



Herzenstöne auf Pilgerwegen,

von

Helmina von Chezy,
geborne Freiin Klencke.



Salzbach,
in der J. C. von Seiderschen Buchhandlung.
1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herzenstöne auf Pilgerwegen.

Ein Trostbild des Seelenlebens

in

Glaube, Hoffnung, Liebe

Ihrer Majestät,

der Allerdurchlauchtigsten Kaiserin = Königin

Carolina Augusta

zugeeignet

von

Helmina von Chezy,
geborne Freiin Klencke.

Ehrfurchtvolle Weihe

der

Herzenstöne auf Pilgerwegen

an

Ihre Majeſtät,

die Allerdurchlauchtigſte Kaiſerin-Königin

Carolina Auguſta

von

der Dichterin.

Zu Deines Thrones goldnen Stufen
Trug mich des Mitleids heil'ge Macht,
Der Unſchuld Fleh'n, des Elends Rufen
Erklang zu Dir durch Sturm und Nacht.

Du neigteſt Dich mit Engelmilde
Dem Klageruf, Erbarmerin!
Ich ſeh' zu Deinem Strahlenbilde
Mit namenloſer Wonne hin.
Dein ſüßes Herz kann ich durchſchauen, —
— Ein Paradies, im Unſchuldglanz, —
Du leuchtend Vorbild teutſcher Frauen,
Du, Veilchen in der Demuth Kranz!
Dieß Mutterherz, das Millionen
Mit banger Sorge fromm umfaßt,
Schenkt' Gott dem Thron, daß es Nationen,
Treu mild're unſrer Tage Laſt.

O, Du, die ſchnöden Prunk verachtet,
Womit den Sinn die Höll' umſtrickt,
Die Gott nur zu gefallen trachtet,
Und Seel' und Herz dem Himmel ſchmückt,
Wie ſchön biſt Du auf Thronshöhen,
„Des Kaiſers Weib nur!“ ſüß und rein,
Die, Engeln gleich ſtillt Erdenwehen,
Und fleißig will, wie Bienen ſeyn!

Die zarte Hand, die Liljenblume,
Azurdurchſchimmert, Roſenlicht,
Hebt flehend ſich im Heiligthume,
Und ruht im Werk der Liebe nicht;

Und dieſes Opfer frommer Weihe,
Berührt von Ihr, flammt hoch empor
Zum Gott der Wahrheit und der Treue,
Der zum Altar Dein Herz erkor!

Helmina von Chezy,
geborne Freiin Klencke.

Inhalt.

	Seite
Zueignung an Ihre Majestät die allerdurchlauchtigste Kaiserin-Königin Carolina Augusta.	V
Wohl und Weh, an Seraphina.	3
Lied des Trostes an Ihre Majestät die Königin Therese von Bayern.	5
Abendlieder.	7
An Isidorus.	9
An Theorosa.	12
An meinen Mar.	13
Weihnachtlied an die Lieben.	13
Am Schluß des Jahres.	16
An eine scheidende Freundin.	18
An eine Rosenknospe.	19
An Freund Atterbom.	20
An meinen seligen Freund Carl Dalberg, Großherzog von Frankfurt.	21
Am stillen Freitag.	22
Am Himmelfahrttage.	24
An Otto Heinrich Graf von Loeben.	25
Weihnachtlied in der Einsamkeit.	26
An die Freunde in Dresden.	27
An Wilhelm, Baron von Oertzen.	29
An Ludwig Herrman.	30
Nach dem Gewitter.	32
An Ernst, Freiherrn von der Malsburg.	33
An Isidorus.	35
Sehnenswonne.	36
Beharre!	37
An * Gute Nacht!	38
Seelenklänge der Freundschaft.	39
An Viktoria, Herzogin von Kent Königl. Hoheit.	40
An *	41
Neujahrsabend 1818.	42
Des Bergmanns Lied vom Erzgebirg.	43
Blume auf der Gruft Eugens, Herzogs von Leuchtenberg.	45
Am Ufer der Reuß.	50
Auf dem Bersberg bei Pillnitz.	51
Das Liebetbal.	52
Die Rast im Ottowalde.	53

	Seite
Auf der Baſtei.	55
Carlsruhe bei Schandau.	56
Prebiſchthor.	57
Die Buchenkrone des Winterbergs.	58
Der Liljenſtein.	59
Die Heimfahrt nach Dresden.	60
Frage und Antwort.	60
Gedenkblatt an Gräfin Julie von Egloffſtein.	61
An die Umgegend von Teplitz.	62
Abſchiedsklänge, als Ihre Majeſtät die Königin Carolina nach Wien reiſete.	64
Elegie an Ebendieſelbe.	66
Eliſabeth Alexiewna.	69
Meine Blumen. In der Gamsjägerhütte am Hochſchwab.	70
Die Nachtwanderung.	71
Eiſen-Erzhöhe.	72
Das Gnadenbild auf Eiſenerzhöhe.	73
Der Erzberg.	74
Eiſenerz.	74
Am Schmelzofen.	76
Eiſenblüthe.	76
Das Bergfeſt.	78
Gmunden.	80
Abendfeier.	82
Wehmuth und Troſt.	83
Friederika von Schweden, geborne Prinzeſſin zu Baden.	84
Anruf an die Hallſtadt.	86
In das Berggedenkbuch der Hallſtadt.	90
Mayenregen.	92
Abendlied.	93
Mayenblüthe.	94
Fahr wohl, an Admont.	96
In der Klamm.	97
Schloß Strechau.	98
An Roſa Gräfin von Kollowrat Liebſteinsky.	100
Blumen von der Rettenbach-Mühle an ***	102
In Seeauer's Fremdenbuch.	103
An die Hallſtadt.	104
Der Feſt-Abend — an Maximilian, Erzherzog von Oeſterreich-Eſte.	105
Bewillkommung an Carolina Auguſta, Kaiſerin-Königin Majeſtät.	107
Abendempfindungen.	108
Auf der Salzburger Brücke.	109
An Kaiſer Franz I. Vor ſeinem Angeſicht.	110
Im Würzthal.	111
Braunkohlengrube, Schloß und Heilbad Wolfsegg.	113

	Seite
Der Hallſtädter Kirchhof. Erinnerungsbild an Graf Arthur Potozky.	114
An das Eremsthal.	116
Auf der Heimreiſe von B.	119
An Graf Conſtantin von Wickenburg.	120
An Frau Oberamtsräthin Mittermair.	122
An Carolina v. Schnorr-Carolsfeld, geb. von Jankowitz.	124
An Carolina Auguſta Kaiſerin-Königin Majeſtät.	126
An Seraphina.	127
An Seraphina. Wiederſehn!	128
An Dieſelbe.	129
An Dieſelbe.	132
Gedenkblatt für Fräulein Henriette E.	134
An Fr. Fonck, geb. Foveaux.	135
An Jenny*	135
An Graf Conſtantin v. Wickenburg.	136
Aus dem Todtenopfer von Lady Spencers Smith.	136
An*	137
An*	137
An*	137
An Charlotte, Freifrau von Oelſen.	138
An Ludwig Freiherrn von Rançonnet.	138
An* Beim Guitarre-Spiel.	139
An*	140
An Frau von Timony.	141
An Graf Conſtantin von Wickenburg.	141
An meinen Sohn zum Namenstag.	141
An*	142
An*	143
An*	143
An Graf Conſtantin Matthias v. Wickenburg.	144
Nachruf an Ludwig Duport. † 1825.	145
Gedenkblatt an Friederika von Dornfeld.	145
An*	147
Der Gang am Staruberger See.	148
An*	149
An Seraphina.	150
An Dieſelbe.	150
An eine trauernde Mutter.	152
Troſt.	154
An* Zwölf Milchlöffel aus der Viecht-Au.	155
An*	157
An Thereſe Elsdi.	158
An einen glücklichen Vater.	159
Neujahrabends Mitternacht.	161
An Erneſtine Landesmann.	162
An die Freifrau von Eskeles.	163
An die Freifrau Johanna von Peſchier.	164

	Seite
An Johanna's Schreibtisch.	166
An die Frau Erzherzogin Sophie von Oeſtreich K. K. Hoh.	168
Nachtigallengeſchicke.	170
An der Gruft der Freifrau von Arnſtein.	174
An * Mit den Stundenblumen.	176
An der Gruft eines ſüßen Kindes.	177
An Carl Antonienwiel.	178
An denſelben.	179
Der Knabe und die Ameiſe.	180
An Maria, Königliche Prinzeſſin von Bayern.	181
An Carolina Königin von Bayern Majeſtät.	182
An Thereſe, Königin von Bayern Majeſtät.	184
An Mathilde, Königl. Prinzeſſin von Bayern. K. H.	186
An Carolina, Königin von Bayern Majeſtät.	187
Todtenopfer der verklärten Amalia, Margaräfin v. Baden.	189
Eine Blume zum Feſte des verehrt. Frh. Sylv. von Sacy ꝛc.	192

Zweite Abtheilung.

Sagen und Legenden.

Vorwort.	195
Die Moosroſe.	201
Die Feldwicke. (Blutströpflein Chriſti.) Südt. Sage.	203
Der Schleedorn. (Provenzaliſche Sage.	205
Marienroſe. (Südteutſche Sage)	208
Der Tod Maria.	210
Der Ring.	212

Die heilige Cäcilia.

Zuſendung an Ernſt Otto, Freiherr v. d. Malsburg.	226
Die heilige Cäcilia.	227

Die drei weißen Roſen.

Vorwort.	249
Die drei weißen Roſen.	251
Erſter Geſang.	254
Zweiter Geſang.	281
Dritter Geſang.	306
Emma und Eginhart.	333

Herzenstöne auf Pilgerwegen.

Erſte Abtheilung.

Andachtslieder und Lebensklänge.

Sinnſpruch:
Wer ſeine Harfe unentweiht an ſeinen Grabhügel niederlegen kann, dem reicht ein Engel an den Ufern des Kryſtallmeeres eine Andere, die ewig tönt.
(Schubart's Brief an die Karſchin Hohen Aſperg 1788.)

Wohl und Weh.

Erinnerung des 28. Julimorgens 1829.

An Seraphina.

Nur ein Herz, das Leid erfahren,
Kennt des Daſeyns höchſte Luſt,
Erdenweh nur kann die Bruſt
Vor dem ew'gen Weh bewahren,
Schatten, Licht erſt offenbaren,
Sonne blüht aus tiefer Nacht,
Daß Du wiſſeſt, Liebe wacht!
Die von lichten Sternenräumen
Schmerzlich lächelt unſern Träumen,
Lächelt ſüß, wann wir erwacht.

Laß des Glückes Unbeſtand
Nie den frommen Muth Dir zwingen,
Unſer Trachten, Streben, Ringen,
Iſt's in Gott nicht, iſt nur Tand.
Knüpfe durch des Glaubens Band

Hoffnung, die vom Himmel nieder
Schwebt', an ihre Heimath wieder,
Dann ſchauſt Du der Liebe Licht,
Und die Hoffnung täuſcht Dich nicht,
Trägt Dich auf dem Gluthgefieder.

Nur die Nacht macht offenbar
Gottes lichte Sonnenbahnen,
Was im Wohl wir dunkel ahnen
Wird im tiefſten Weh nur klar.
Zeigt der Tag der Blumen Schaar,
Die vom Thau der Wieſe funkeln,
Einer Stunde Luſt, bald dunkeln,
So läßt Nacht dir Blüthen ſeh'n,
Die im Licht des Glaubens ſteh'n,
Die im Thau der Liebe funkeln.

Wie der Luſt die Erde blüht,
Will dem Schmerz der Himmel ſtrahlen,
Sterne leuchten in den Thalen,
Wo die Roſen ausgeglüht,
Leide gern dann, bang' Gemüth,
Sieh' im Weh den Liebeengel,
Der der Wonnen Blüthenſtengel
Mit den Wurzeln himmelan

Trägt, daß Frucht dort reifen kann,
Die nicht reift die Welt voll Mängel.

Was Dein inures Herz verheißt,
Wird des Vaters Huld gewähren,
All' Dein Leid in Luſt verklären,
So Du recht von Liebe weißt.
Muth gefaßt, bewegter Geiſt,
Blick zur Heimath, auserkoren
Iſt, wer leidet, unverloren
Jede Thräne, unſchuldrein,
Jenſeits winkt im Sternenſchein
Ewig Wohl, aus Weh geboren.

Lied des Troſtes

an

die Königin Thereſe von Bayern

1815.

Des Vaters Liebe ſendet
Des Schmerzes herbſten Pfeil
Des Vaters Liebe ſpendet
Auch ſüßer Labung Heil.

Getroſt! durch Thränen ſchaue
Zum heitern Himmelslicht,
Nur hoffe, nur vertraue,
Die Sterne wanken nicht!

Siehſt Du ihr ſüß Gebilde,
Ihr Leuchten, zart und klar,
Wie einſt Charlotte milde,
Wie Sie einſt lieblich war!

Die Selige, die ferne,
Die heiß beweint Dein Schmerz,
Sie blickt aus jedem Sterne
Still liebend in Dein Herz.

Ihr reines Lieben, Streben,
Ihr Hoffen lebt in Dir,
In Deinem Ruhm muß leben
Das ſchönſte Denkmal Ihr.

In zarter Himmelsbläue
Schwebt ſie, Dein Genius,
Und reicht in Muttertreue
Dir noch den Liebekuß.

Viel bleiche Lippen klagen,
Weil eine Mutter ſchied —

Kann all die Trauer ſagen,
Und all den Ruhm mein Lied?

O nein! drum laß es ſchweigen —
Es gibt ein Herzensfleh'n,
Das ſtill zu Gott muß ſteigen,
Doch kann's der Schmerz verſteh'n.

Abendlieder.

1.

Da ruhſt Du, friedlich Abendgold,
Auf Berg und Thal ſo ſtill und hold,
Und lächelſt in die wunde Bruſt
Der Gottesliebe Himmelsluſt,
Und dämmernd, duftig, zart und fern,
Erblüht dem Buſen Dein ein Stern.

Was ſagſt Du mir, Du Abendſchein,
So wonniglich, ſo klar und rein?
Du ſagſt: Schon iſt die Sonne fern,
Doch grüßt von ihrem Licht ein Stern,
Der Stern der Liebe, ſtill erblüht,
Von Einer Sonne ſtets durchglüht.

Die Eine Sonne, hell und warm,
Iſt doch ein Bild nur, kalt und arm,
Der Sonne, die, der Sonnen Quell,
Sie alle macht warm, ſüß und hell,
Des Lichts, das jede Nacht beſiegt,
Der Liebe, der der Tod erliegt.

O wäre doch mein Herz ein Stern,
Stets nur erfüllt vom Licht des Herrn,
Bei Sonnenpracht, bei Winternacht,
Des ſüßen Glanzes nur bedacht,
Still wandelnd reinen Segens Pfad,
Und ſtreuend reinen Lichtes Saat!

2.

O Einſamkeit, Du ſüßer Hort,
Wer Dich erſt liebt, der iſt im Port,
In Deiner Ruh' das Herz vernimmt,
Was dumpf im Weltgewirr verſchwimmt,
Der Farbe Lied, des Lichts Geſang,
Des Sternenreigens zarten Klang.

Eh' ich noch all Dein Glück gekannt,
O Einſamkeit, Du Inſelland,
Das rings umwogt der Liebe Meer,
Wie war die Welt mir wüſt und leer;

Nun iſt mir all ihr Treiben fern,
Und heller leuchtet mir mein Stern!

O Friede, den die Welt nicht gibt,
Dich gibt der Vater, der uns liebt,
Durchdringe, fülle ganz mein Herz,
Zur Wehmuth läutre jeden Schmerz.
Wie Perlen in der Muſchel Bruſt
Sey meine Seel' in Deiner Luſt.

An Iſidorus.

Es war tiefdunkler Abend,
Kein Leuchten drang hervor,
Nur Lüfte wehten labend
Aus ſchwarzer Wolken Flor,
Mein Herz war ſchwer von Bangen
So öd' war mir die Welt,
Die einſt mich ſüß umfangen,
Und nicht mehr werth mich hält.

Da flammt ein mildes Leuchten
Ein ſanfter Troſtesſtern,
Der blickt' in meine feuchten
Verweinten Augen gern,

Sein Blick, den ich verſtanden,
Sprach: Was bekümmert Dich,
Du armes Herz — und fanden
Nicht Deine Thränen mich?

Was willſt Du von der Erde,
Wo Du nur Pilgrin biſt,
Die über viel Beſchwerde
Und Irrſal Dich vergißt?
Laß immer Lieder ſchallen,
Die bald nach Dir vergeh'n,
Wie ſelten Nachtigallen
Den zweiten Frühling ſeh'n.

Denn ſieh, es klingt durch Fernen
Der zartſte Herzenston,
Hinüber zu den Sternen,
Wie er der Bruſt entfloh'n,
Wie Roſenduft enteilet
Zu reinen Himmelshöh'n
Auf Erden ſelten weilet
Was gut iſt, und was ſchön.

Was ſüß die Bruſt erfüllet,
Verheißt ein beſſres Seyn,
Wird nur durch Nacht enthüllet
Und flieht des Tages Schein;

Die ſanften Sterne ſchauen
Nur durch die dunkle Nacht,
Daß Hoffnung und Vertrauen
Bei ihrem Licht erwacht.

So labe Dich an Strahlen,
Die tief Dein Herz erkannt,
Die nicht in Harm und Qualen
Von Dir ſich abgewandt;
Ein Stern, verklärt in Thränen,
Gibt Friedensbogenlicht,
Daß Ahnung, Hoffen, Sehnen
Sich ſüß in Farben bricht.

Gegrüßt dann, holdes Prangen!
Gegrüßt, Du milder Schein,
Stets licht ſeyn Deine Wangen,
Dein Spiegel klar und rein.
Du ſchwebſt in heitrer Bläue,
Rufſt Aug' und Sinn empor,
Zum Quell der Gottestreue,
Die ſich Dein Herz erkor.

An Theorosa.

Wie blühst du frisch im Gottesgarten
In heitern Farben, zartem Klang,
Bist Nachtigall, und willst auch warten
Der Wunderblumen Füll' und Drang!
Nicht Liljen nur auf schlanken Stengeln,
Läßt Du erblüh'n, nicht Rosen bloß,
O nein, ein Chor von süßen Engeln,
Und Jesukind im Mutterschoos!

Und nicht nur Freudigkeit und Milde
Und süße Himmelsluft allein,
Passionsblum' auch geht auf im Bilde,
Und blickt in's tiefste Herz hinein.
O Gärtnerin im Gottesgarten,
O Nachtigall von zartem Ton,
Mögst Du viel tausend Blüthen warten,
Zu schirmen Deiner Lieder Thron!

Wie reine Liebe ist Dein Streben,
Und reine Wonne Deine Luft,
Sey immer Dein gesegnet Leben
Zum Himmel hin ein Rosenduft,

Du Gottesroſe, ſanfte, treue,
Sey ſtets von Engelhauch erquickt,
Daß ſtets ſich Deines Lichtes freue,
Was je Du liebend angeblickt!

An meinen Max.

1818.

Wenig kann ich Deinem Leben,
Du mein ſüßes, liebes Kind,
Bunter Freude Blumen geben,
Doch, die welken ja geſchwind!
Laß dann Gott im Heiligthume
Deines Herzens fromm und rein
Sprießen ächter Tugend Blume,
Deinen Engel Gärtner ſeyn.

Weihnachtlied an die Lieben.

Stillen Herzens Blumengabe,
Stiller Blumen Liebeſinn,
Was ich denke, was ich habe,
Nehmt es mild und gern dahin.

Was von Gold und Steinen glänzet
Läßt auch kalt und todt wie Stein,
Doch mit friſchen Roſen kränzet
Sich des Frühlings Luſt im Hain.

Friſche Roſen, friſche Lieder,
Friſches Grün, und friſches Herz,
Heut blüht Eins, und Morgen wieder,
Alle ſteigen himmelwärts,
Könnt ihr's ahnen, könnt ihr's nennen,
Wie ſie knospen, tönen, blüh'n?
Wer mag ſolch ein Wunder kennen,
Wonne, ſonder' Reu' und Müh'n?

Und bei dieſes Abends Kerzen,
Bei der Himmelsfreude Schein,
Muß ja hier in allen Herzen
Alles Klang und Blume ſeyn!
Süße Liebe, uns geboren,
Uns geſtorben, ſüße Lieb',
O, welch Herz wär' ſo verloren,
Daß es heute fühllos blieb'?

Kindlein haſt in Arm genommen,
Süß'tes Kindlein, Jeſukind!
Alle Reu' iſt Dir willkommen,
Allerbarmer, mild und lind!

Labung bringſt Du jedem Harme,
Süßer, reicher Liebehort,
Selig iſt in Dir der Arme,
Frieden in Dir fort und fort!

Wer den Himmel ſucht auf Erden,
Such' ihn nur in dir allein;
Wollt ihr, wie die Kindlein werden,
Wird der Himmel Euer ſeyn!
Dieſe Lehr', in's Herz geſchrieben,
Iſt der Liebe tiefſter Sinn,
Kindlich glauben, hoffen, lieben,
Kindlich ſchau'n zum Kinde hin!

Und nach ſchweren Kummerſtunden,
Und von Orten fremd und fern,
Haben wir uns froh gefunden,
Lieben uns im Kinde gern,
So, mit ſtiller Blumengabe,
Und mit Blumen hellem Sinn
Bringen wir uns Dir zur Habe,
Kind, nimm unſre Herzen hin!

Am Schluß des Jahres.

Kämſt Du mit Roſenkränzen,
Du liebes, neues Jahr,
Kämſt Du im Hauch des Lenzen,
Mit Thau in Blicken klar,
Bei Flötenſchall und Kerzen,
Bei heitrer Feſte Schein,
Nicht ſüßer meinem Herzen
Sollt'ſt Du willkommen ſeyn!

Du bringſt in reichem Hoffen
Viel grüne Knospen dar,
Den Himmel ſeh' ich offen,
Statt Blumen Sterne klar,
Mein Stern heißt: Lieb' und Wahrheit,
In Treu' und Freudigkeit,
Mein Hoffen: Gottesklarheit
In dieſer bangen Zeit.

Mein Blümlein tief im Herzen
Ergebung iſt's genannt,
Das blühet ſüß in Schmerzen,
Legt ſie in Gottes Hand,

Der hilft wohl Alles tragen,
Nur feſt auf Ihn vertraut!
Was nie die Lippen klagen
Hat ſtets Sein Blick durchſchaut.

So gib uns Deinen Frieden,
Du reicher Gott der Huld!
Gib, daß wir geh'n hienieden
Zum Grabe ohne Schuld,
Gib Liebe ſonder Wanken
In Deinem Sonnenlicht,
Gib Demuth den Gedanken
Gib Luſt an jeder Pflicht!

Gib allem Leid Erquickung
Das hier die Unſchuld weint,
Gib Hülfe in Bedrückung
Vertilg' des Guten Feind,
Gib Muth und Kraft zum Leben,
Bis uns der Tod befreit,
Dann laß uns ſelig ſchweben
Zur ew'gen Heiterkeit!

An eine ſcheidende Freundin.

Geh' hin, und denk' ſo mancher ſchönen Stunden
In ſanfter Freude und in heil'gem Schmerz.
Wenn Roſen Bande um die Seele wunden,
So ſchliefen auch die Dornen Herz an Herz.

Geh' hin! es wehe Dir der Heimath Odem
Betrübte Mutter, ſanfte Tröſtung zu:
Die Blüthe, die verſank in fremden Boden,
Blüht ſchöner auf in Gott nach kurzer Ruh'.

Des Vaters Hand riß ſie von Deinem Herzen,
O fühle, daß nur Sie die Wunden ſchlägt,
So fühlſt Du auch, wie mild in heißen Schmerzen
Des Vaters Hand die müde Seele trägt.

Zur Heimath geh'! — wir Alle ſind hienieden
Verirrte Pilger, lechzend nach der Ruh',
Wo Liebe blüht, iſt hier ſchon Heimathfrieden,
Wo Treue winkt, wallſt Du der Heimath zu.

An eine Roſenknoſpe.

Du zarte Knoſpe, ſey nicht blaß,
Ich tränke Dich mit hellem Naß,
Ich ſonne Dich mit Liebeblick,
Du Pfand von ſtillem Herzensglück.

O Knoſpe, ſeltſam iſt Dein Loos,
Die reiche Welt in Deinem Schoos
Ging ungekannt mit Dir zur Gruft,
Verſchloſſen blieb Dein ſanfter Duft.

Da nahm ich Dich, und hegte Dich,
Erſchließe nun Dich gern für mich,
Dein zartes Roth, Dein lichtes Grün,
Wie reine Lieb' und Hoffnung blüh'n.

Es tönt zu mir Dein ſanfter Hauch:
Einſames Herz, erſchließ Dich auch,
Du naſſes Auge, blick empor,
Dort blüht, was je das Herz verlor.

An Freund Atterborn.

Abſchiedlied iſt Dir geklungen
Süß und herzlich wohl zugleich,
Nachtigall hat Dir geſungen,
Von der Roſe vollem Zweig —
Soll auch ich von Abſchied ſagen,
Wo ſo hold Ernſt's Lied erklang?
Ja, denn alle Herzensklagen,
Sind ja Nachtigallgeſang!

Grüße dann Aufoniens Auen,
Bringe hin die friſche Bruſt,
Schöners, reichers kannſt Du ſchauen,
Doch vergiß nicht deutſcher Luft.
Deutſcher Boden, Gottesboden,
Komm zurück, und bleibe treu,
Heimathluft hat ſüßen Odem,
Und die Lieb' iſt immer neu.

An meinen ſeligen Freund Carl Dalberg,
Großherzog von Frankfurt.

Umſchwebſt Du mich, Du ſel'ger Geiſt
Von Deinen Sternenthronen?
Biſt Du's, der mich ſo licht umkreiſt,
Wo Schmerz und Dunkel wohnen?
Ja, denn Du haſt mich treu geliebt,
Mit reiner, frommer Milde,
Von dort, wo es nur Liebe gibt.
Deckſt mich mit Engelsſchilde.

Du träufelſt Wonne in mein Herz
Aus ſel'ger Töne Regen,
Du ſtillſt es mild, wenn wilder Schmerz
Zu heiß es will bewegen,
Mein Carl, mein Freund, Du biſt mir nah',
Ich ſchaue Deine Augen,
Stets durſt' ich Troſt und Lind'rung ja
Aus ihren Strahlen ſaugen!

O Liebe, reine Freundestreu',
Wer hat Dein Heil ergründet,
Das immer ſelig, immer neu
Des Himmels Liebe kündet,

Du Anker unſers Hoffens, Du
Des Glaubens Palme blühend,
Deck'ſt ſchwarze Gruft mit Blüthen zu,
Stets hold und treu Dich mühend.

Umweh' mich mit dem Blumenhauch
Von Deinen Himmelslüften,
Und laß mein Herz zum Himmel auch,
Wie eine Blume düften;
Einſt — nun iſt es wohl nicht mehr fern,
Werd ich Dich wiederfinden,
Da, wo kein ſüßer Lebensſtern
In Wolken mag verſchwinden!

Lied am ſtillen Freitag.

Ihr Vöglein in der Sonnen,
Was ſingt ihr nur für Wonnen
Am ſtillen Tag des Herrn?
Ihr ſingt in's Herz ſo innig
Ganz Luſt und Leben bin ich,
Und alle Sorg' iſt fern!

Die ſüßen Melodieen,
Die goldnen Töne fliehen
Hinauf zum Himmelszelt,

Sie ſchwingen auf mein Herze,
Und tragen's, frei vom Schmerze,
In eine beſſ're Welt.

O Chor, der, Gott zu loben,
So ſelig ſchwebet oben,
Unſchuld'ge Sängerbruſt,
Möcht' ich dem Herrn gefallen,
Wie Lerch' und Nachtigallen,
Ach! keiner Schuld bewußt!

Getroſt, mein Herz, und ſchwinge
Dich auch empor, und ſinge
Froh, wie die Vöglein thun,
Die Liebe, die gegeben
Für Dich am Kreuz das Leben,
Läßt Dich von Sorgen ruh'n!

Mein Jeſus iſt geſtorben,
Mein Jeſus lebt, erworben
Hat er das Heil für mich.
Vom Sündennetz umwoben
Wie Vöglein, nur erhoben
Schwing' auf, o Seele, Dich!

Schweb' über Frühlingsauen,
Um Wonne nur zu ſchauen
Am Feſt, das Frühling gibt.

Mit ew'gen Blüthen kröne
Dein Haupt, daß heil'ge Schöne,
Du Ew'ge, Dich umgibt.

In ſüßen Melodieen
Laß hin zum Himmel ziehen
Des Lebens zart'ſten Duft,
All Erdenbangen zwinge,
Und heb' dich, ſchwebe, ſinge,
Wie Vöglein in der Luft.

Am Himmelfahrttage.

Du Nacht der grünen Bäume
Du Nacht der ſüßen Träume,
Nimm mich in deinen Schooß,
Du heißes Sehnen, Bangen,
Erinn'rung, Schmerz, Verlangen,
Nur einmal laß mich los!

Ihr Blüthen in den Bergen,
Wollt hegen und verbergen
Vor mir mein eigen Herz.
Was tief im Innern brennet,
Was nie ein Name nennet,
Tragt's duftend himmelwärts.

Unſchuld'ge Blumenaugen
Laßt Labung, Labung ſaugen
Aus eurem Perlenthau'n;
Könnt' ich, wie Ihr, doch blühen,
Im Strahl des Lichtes glühen,
Und ſtets zum Himmel ſchau'n!

An Otto Heinrich Graf von Loeben.

18. Auguſt 1818.

Ich denke Dein an dieſem ſtillen Abend,
Im grünen Thal', am hellen, kühlen Bach,
Die milden Lüfte wehen kühl und labend,
Süß haucht Natur ein leiſes Wonne-Ach;
Ich nahe, nur mit Liebe Dich begabend,
O, wär' ich Nachtigall im Blüthen-Dach,
Und könnte Dir ein Lied der Weihe ſingen,
Süß, wie die Stunden, die uns einſt umfingen!

Was mir dein treues, ſanftes Herz gegeben,
An Luſt und Schmerz, an Seelenheil und Glück,
Das iſt zu reich für dieſes arme Leben;
Es iſt ein ew'ger, klarer Himmelsblick,

Die ſel'gen Bilder treulich mich umſchweben,
Und Alles ruft Erinn'rung mir zurück,
In jeder Blume blüht dieß Licht mir wieder,
Es ſtrahlt's die Fluth, es ſingen's ſanfte Lieder.

So nimm den Gruß der reinen Schweſtertreue,
Den Segen nimm des Dank's, der Liebe hin,
Am ſchönen Tage fühl' ich ſüß auf's Neue,
Was Du in Gott mir biſt, was ich Dir bin.
Dein Himmel ſtrahl' in heit'rer Lichtesbläue,
Dieß Jahr ſey Lenz, und Nachtigall dein Sinn,
Es wende ſich mit heiterm Angeſichte,
Was Du nur liebſt, mit Dir zum ew'gen Lichte!

Weihnachtlied in der Einſamkeit.

Er iſt erwacht, der Stern der Sterne,
Blickt mir in's tiefſte Herz hinein,
O, Vater, laß mich nimmer ferne
Vom Lichte deiner Liebe ſeyn!
Laß mich mit Dank die Huld erkennen,
Die Du mir ſchenkſt, der ich nicht werth,
Für Dich in ſolcher Lieb' entbrennen,
Die Menſchenhuld nicht mehr begehrt.

Erhalte mir die ſüßen Gaben,
Die Abendſonnen meiner Bahn,
Die liebevollen, guten Knaben,
Laß ſie, o Herr! dein Licht empfah'n.
Laß ſie vor Dir in Unſchuld wandeln,
Gib ihnen Wahrheit, Kraft und Treu',
Gib reinen Willen, reines Handeln,
Vor allem Böſen Haß und Scheu!

Ach! Manches hätt' ich noch zu flehen,
Ich leg' es in die Vaterhand,
Erhört muß jedes Fleh'n ſich ſehen,
Wenn es ſich, Gott, zu Dir gewandt!
Stärk' mich in Hoffnung und im Glauben,
Mach' all mein Lieben ſchön und klar,
So wird kein Mißgeſchick mir rauben
Ein Glück, das ewig mein ſchon war.

An die Freunde in Dresden.

7. Oktober 1818.

Die Kerzen flammen, ſtille Düfte lodern,
Die Stunde naht, der Seele reines Feſt,
Da will der Düfte Lenz ſich Töne fodern,
Kein Frühling ohne Lied ſich denken läßt.

Und Lieder auch ſind Flammen, deren Lodern
Das Dichterherz, den leuchtenden Asbeſt
Nur läutern will von ird'ſcher Gluthen Brennen
Mit Erdenworten ſüß den Himmel nennen.

Ein Jahr iſt hin, ſeit ich in dieſem Kreiſe
Zum Erſtenmal mich ach! ſo glücklich fand,
Und ſeit auf mannichfache, holde Weiſe
Uns All umſchlang der Lieder Blüthenband,
O ſelig Ziel der langen Pilgerreiſe,
O Balſam, zart gewährt von ſüßer Hand!
Den Wunden, die in ſturmbewegten Tagen
Des Schickſals Hand — nein, Gottes Hand geſchlagen!

Ja, denk' ich Allem nach in dieſer Stunde,
Was ich erlitt, was noch mein Herz bedrückt,
So iſt's nur Dank! Ein Heil iſt jede Wunde,
Weil ſüßer nur des Vaters Hand erquickt.
Gib, Herr, daß ich von jedem Fehl' geſunde,
Die Schmerzen ſegnend, die Dein Wille ſchickt,
Und ſollten meines Lebens Sterne ſchwinden,
Gib, daß in Dir ich ſie mag wieder finden!

Und du, geliebter Kreis, der fromm und ſinnig
Gern am Altar die heil'ge Flamme hegt,
Dank, tauſend Dank, für Liebe, zart und innig,
Könnt' ich ihn nennen, wie mein Herz ihn ſchlägt!

An Liebe reich, und arm an Worten bin ich,
Doch reiche Blüth' ein kleines Saatkorn trägt,
Ich heg es treu, und will's der Himmel ſegnen,
Soll's dir den Thau der Herzensdüfte regnen.

An Wilhelm, Baron von Oertzen.

Den friſchen Gruß zum neuen Leben
Säh' ich Dir gern im Hochgeſang,
Mein junger Freund, doch Nebel weben
Sich um die Seele trüb' und bang.
Wir leben in bedrängten Tagen,
Wohl iſt in dieſer bangen Zeit,
Das Herz im Buſen kaum zu tragen,
Die Hoffnung ſchwach, die Rettung weit.

Doch leuchten Dir noch ſüße Sterne
In Glaube, Hoffnung, Treue, Muth,
Der reinen Jugend nimmer ferne,
Beſiegend finſt'rer Mächte Wuth.
In Deiner innern Welt entfaltet
Sich Keim an Keim der Gottesſaat,
O, heg' ſie treu, daß, ernſtgeſtaltet
Dem Verſatz ſtets entſpricht die That!

Laß nie den ſchönen Glauben wanken
An eine beſſ're, kräft'ge Zeit,
Und, wenn die äußern Stützen ſchwanken,
Die inn're bleibt in Ewigkeit.
Was Du gewollt im treuen Muthe,
Erfüllt ſich, wär's auch noch ſo ſpät,
Wenn lang der Keim im Boden ruhte,
Einſt freudig hoch der Wipfel weht.

Drum, Muth gefaßt in allen Schmerzen,
Treu jedem reinen Hochgefühl,
Vor Augen Gott, und Gott im Herzen,
Und ſelbſt gebahnt den Weg zum Ziel!
Fahr wohl, und denk' im fernen Lande,
Wann ernſter Prüfung Stunde ſchlägt,
Daß Dich am ſchönen Elbeſtrande
Mein Herz in Lieb' und Segen trägt!

An Ludwig Hermann.

Den jungen Freund, der mich an meinem Tage
Mit Liedesklang und Blumen hold begrüßt,
Erfreut' ich gern, jetzt, da die Wonneklage
Der Nachtigall den Frühling ſelbſt verſüßt,

Zum erſten Mai, zum lieblichſten der Tage,
Wo Alles grünt, und Blum' an Blume ſprießt,
Doch ſchweigt in mir der innern Stimme Wonne,
Und meiner Bruſt glänzt keine Maienſonne.

Einſt quoll mit Luſt die Fülle ſanfter Lieder
Aus Lieb und Leid, mit Anmuth hold geſchmückt,
In jeder Bruſt klang mir ein Echo wieder,
Und ſelbſt in Thränen war ich ſüß beglückt,
Leid ward zum Lied, aus Thränen quollen Lieder,
Und wie der Iris Pracht aus Wolken blickt,
So glänzte mir aus wilder Stürme Dunkel
Der Lieder Luſt im hellen Thaugefunkel.

Sie iſt dahin, die Seligkeit in Thränen
Des Herzens inn'rer Wohllaut iſt verhallt,
Aus ſüßer Träume wonniglichem Wähnen
Riß mich empor der Wirklichkeit Gewalt,
Und nur im Sehnen noch nach jenem Sehnen
Fühl' ich mein Herz von ſeiner Luſt umwallt;
Ein Abglanz iſt's von jenem Himmelsglanze,
Ein welkes Blatt aus jenem Frühlingskranze.

Doch nimm es hin, es iſt für Dich entſproſſen,
Wohl ſenkt ſich einſt auf dieſes Blatt Dein Blick,
Und dieſe Zeit, in Luſt und Weh entfloſſen,
Gibt es im Spiegelbilde Dir zurück.

Von der Erinn'rung mildem Glanz umfloſſen,
Die reines Leid erhebt zu reinem Glück,
Dann ſag' es Dir auf Deinen Lebenswegen
Von Deiner fernen Freundin Treu' und Segen.

Nach dem Gewitter.

Sieh, der Blitze Schlangen ſterben,
Horch, fernab der Donner rollt,
Blumen wieder ſüß ſich färben,
Hell beperlt im Sonnengold.

Zarte Stimmen klingen wieder,
Säuſeln, rauſchen, flüſtern traut,
Lerche wirbelt friſche Lieder,
Taube girrt der Sehnſucht Laut.

Wach' auch du aus bangem Schlummer,
Meiner Seele ſüße Luſt,
Laß die Nacht, den düſtern Kummer,
Suche Frieden, wunde Bruſt!

Sieh, die grauen Wolken kränzet
Aller Farben zartes Band,
Sieh, der Friedensbogen glänzet
Von des Friedens Heimathland.

Ring' auch du nach ſtillem Frieden,
Einſam Herz in banger Nacht,
Hält dich liebend doch hienieden,
Der dort oben ewig wacht!

An Ernſt Freiherrn von der Malsburg.

1.

Des Südens goldne Blumen, friſch gewunden,
Reichſt du den Deutſchen in kryſtallnen Schalen
Ich möchte gern für ſolche Spenden zahlen
In Freud' und Dank, ſüß, wie ich ſie empfunden.
Doch nun die Blumen von der Erd' entſchwunden,
Da können nur die innern Blüthen ſtrahlen,
Nicht Gärtner zieh'n ſie, Künſtler ſie nicht malen,
Und ihre Dauer zählt nicht kurze Stunden.
Laß ſolche Blüthen über Diſteln flattern,
Die gern als Unkraut auf den Blumenpfaden
Des Dichters wuchern, beim Gezisch der Nattern,
Die Nattern laß im eignen Gift ſich baden,
Denn Nachtigallen, die um Roſen flattern,
Sticht Diſtel nicht, bringt Gifthauch keinen Schaden.

2.

Heut, wo ſich uns der Liebe Liebe ſchenkte,
Kann jedes Leid die Seele nur erheben,
Kann ſich in Gott nur läutern jedes Streben,
Der Alles ſtets zu unſerm Heile lenkte.
Es war der Menſch, der Himmelsliebe kränkte,
Es war der Menſch, dem Liebe ſchon vergeben.
Noch eh' er ſie am Kreuz im Todesbeben,
Die Lechzende, mit Gall und Eſſig tränkte.
Die Welt vergilt ja nie der Liebe Gaben,
Und Liebe wird, wo ſie auf Erden weilet,
Wohl nimmer eine rechte Heimath haben.
O, wenn der Pfeil der Schmerzen dich ereilet,
Wird ſelig dich der Liebe Liebe laben,
Blickſt du dahin, wo jede Wunde heilet.

3.

Wer ſchenkt nicht gern am wonniglichen Abend,
Wo dargereicht uns ward der Gaben Beſte,
Wer freute ſich nicht mit als Kind beim Feſte,
Das blüht in Winternächten hell und labend?
O reine Luſt, empfangend und begabend,
Wir ſind ja heut der Himmelsliebe Gäſte,
Was wir auch bringen, Liebe iſt das Beſte,
Die gebend immer ſel'ger iſt, als habend.

Des Weihnachtbaumes lichte Gluthen bringen
In jede Bruſt, der noch die Unſchuld theuer,
Sein Hoffnungsgrün erſtrahlt im Glaubensfeuer,
Laß Gottesliebe uns Kindesliebe bringen;
Zum Dank der Gabe, die wir heut empfingen,
Wie treu der Menſch auch liebt, Gott liebt getreuer!

An Iſidorus.

Wer ew'ge Blumen giebt,
Auch die der Erde liebt,
So will ich zum Gedenken
Der ſüßen Weihnacht Dir
Der Blumen ſtille Zier,
Als frommes Sinnbild ſchenken.
Als Blum' in heil'ger Nacht
Iſt uns das Licht erwacht,
O Stern, der ſo verbündet,
O Stern, der ſo entzündet,
Weckſt uns aus träger Ruh',
Blume des Himmels Du!
Erſcheine treu und labend
Uns ſtets am dunkeln Abend,
Im innern Herzensſchrein,
Walte Dein Bild allein.

Laß uns dieß Erdenleben
In Deinem Segenslicht
Als heil'gen Abend leben,
Nach dem der Tag anbricht!

Sehnenswonne.

O, wer noch nie gewußt,
Wie ſüß iſt einſam Sehnen
Der ſuche Sehnens Luſt
In ewig ſchönen Thränen.

Die grüne Einſamkeit,
Wo Nachtigallen hauchen,
Muß jedes Herzeleid
In ihre Wonnen tauchen.

Komm in die grüne Nacht,
Komm, Engel ſanfter Schmerzen,
Und ſteig' in Deiner Pracht
Hinab in wunde Herzen.

Biſt Sehnſucht Du genannt
In Deiner Duftumhüllung,
So biſt Du mir bekannt,
Du Engel, als Erfüllung.

Treu', Sehnen, Einſamkeit,
Drei Himmel ſind's auf Erden,
Liebſt, einſam Herz, Dein Leid,
Wird Leid Dir Wonne werden!

Beharre!

Scheide, ach ſcheide,
Doch nur von Liebe nicht,
Blüht Liebe gleich im Leide,
Iſt ſie doch Lebens-Licht!

Scheide, ach ſcheide,
Doch nur von Hoffnung nicht,
Sie iſt ein Stern im Leide,
Ein Gottvergißmeinnicht!

Scheide, ach ſcheide,
Doch nur vom Glauben nicht,
Der ſagt Dir: Liebe, leide,
Und hoff' in meinem Licht!

Scheide, ach ſcheide,
Doch nur vom Leide nicht,
Wer nicht kennt Lieb' im Leide,
Der kennt nicht Lieb' im Licht!

An *.

Gute Nacht!
Sanftes Herz, das mein gedacht,
Denke, daß nach trübem Tage
Ich nun ſanft erheitert ſage,
Nun des Sanges Luſt erwacht,
Gute Nacht!

Gute Nacht!
Frühlingsmorgens Roſenpracht
Wecke Dich aus holden Träumen,
Wo in Herzensheimathräumen
Engelblick der Seele lacht,
Gute Nacht!

Gute Nacht!
Süß nach Nächten, bang durchwacht,
Glänzten mir zwei milde Sterne,
Nimmer einſt ſind ſie mir ferne,
Wann die Erdennacht durchwacht,
Gute Nacht!

Seelenklänge der Freundſchaft.

1.

Ich bin ſo reich in Deinem Augedenken,
Daß ich mich nimmermehr kann einſam nennen,
Nur wenn ich mich kann ganz hinein verſenken,
Dann gibt's für mich kein banges Herzenstrennen;
Will mir die Welt die eitlen Freuden ſchenken,
Ich fliehe ſie, und mag ſie nimmer kennen,
Welt, Seele, Herz und Himmel ſind vereint,
Wo mir Dein Bild, ein ſüßer Stern erſcheint.

2.

Ich ſinge gern der Seele ſtille Klagen
Im ſanften Lied, das Leid in Luſt verklärt,
Ich härme gern mich in den trüben Tagen,
Wo nicht ein Strahl der Seele Troſt gewährt,
Ich weine gern, weil Thränenwellen tragen
Lind hin das Weh, das tief am Herzen zehrt,
Kann ich um Dich mich härmen, weinen, ſingen,
Sind Schmerzen Flügel, die zu Dir mich ſchwingen.

An Viktoria,

Herzogin von Kent. Königl. Hoheit.

Als Dir, an zarter Wange Licht erglühte
Prachtvoller Edelſteine, deren Strahlen,
Rein, wie Dein Herz, den Himmel von ſich ſtrahlen
Da ſagt ich: „Schöner Thau! — Und ſchön're Blüthe!“
Du lächelteſt dem Wort in holder Güte,
Durch Demuth noch verſchönt zu tauſend Malen,
Kennt auch die Maienroſe ihre Strahlen,
Wenn ſie, ein Stern der Flur, im Frühthau glühte?

O, Fürſtin, wenn Dich Diamanten ſchmücken,
Kann wohl der Blick an ihrem Glanz ſich weiden,
Doch ihrer brauchſt nicht Du, um ſüß zu prangen.
Denn eine Thräne ſchon in Deinen Blicken,
Geweiht im Mitgefühl der Armuth Leiden,
Strahlt Himmelsglanz auf Deine Roſenwangen.

An *.

Warum ſo ſtumm, mein Herz, warum ſo bange?
Fühlſt Du Dich heut nicht rein und ſüß beglückt?
Warum der Thräne Fluth auf bleicher Wange,
Da Perl' und Thau nur friſche Roſen ſchmückt?
Blüht nicht die Flur? Erſchloßen nicht die Roſen
Sich dieſer Sonne, die durch Wolken dringt?
Warum dann bangſt Du, da der Seele Koſen
Mit zartem Laut durch Deine Trauer klingt?

O, laß der Seele nur ihr dämmernd Schweigen,
Berühre nicht die Tiefen wunder Bruſt,
Laß, ſtatt der Töne, Perlen nur entſteigen,
Welch Lied erreicht der Thräne ſtille Luſt?
Gib dieſem Feſttag nur ein leiſes Grüßen,
Denn wortlos grüßen Blume, Duft und Licht,
Und welch ein Herz vernimmt darin den ſüßen
Herzinn'gen Einklang reiner Liebe nicht?

Neujahrsabend.

1818.

Biſt Du denn bald dahingeſchwunden,
Verhängnißvolles Lebensjahr:
Das reich an Luſt und Schmerzesſtunden,
Bis auf den letzten Abend war!
Du biſt dahin, und wie ſo bange
In meine Zukunft würd' ich ſchau'n,
Kühlt' nicht in Sorgen mir die Wange
Zu Gott das kindliche Vertrau'n.

O, laß von allen neuen Gaben
Die höchſte, Ruh' und Klarheit ſeyn,
Laß Himmelsſtrahl die Seele laben,
Und ſchwinden alles Irrthums Pein!
Verwickelt in des Lebens Netzen
Bleibt oft der blöde Menſchenſinn,
In Gott will ich mein Hoffen ſetzen,
Weil ich Sein Kind, Sein armes bin!

Was ich verſchuldet, was ich litte,
Die Engel haben's angeſeh'n,
Nun hören Engel meine Bitte,
Der abgehärmten Seele Fleh'n:

Schaff' in mir, Gott, ein reines Herze,
Gib neuen und gewiſſen Geiſt,
Dann bin ich reich an Glück im Schmerze
Weil auch mein Leid den Vater preist!

Des Bergmanns Lied vom Erzgebirg.

An König Friedrich Auguſt von Sachſen Majeſtät.

1818.

Der Du durch heil'ger Treue Bande
Ein halb Jahrhundert Deinem Lande
Gehörſt, o König, fromm und mild,
O möchteſt Du von blüh'nden Gauen
In unſre dunkeln Thale ſchauen,
Unwirthbar, öde, rauh und wild.

Dort lebt ein Völkchen, fromm und bieder,
Es ſteigt in dunkle Schachten nieder,
Und bringt den Fund mit treuer Hand,
Wie arm und freudlos unſer Leben
Doch ſchlägt das Herz mit Wonnebeben
Für König, Gott und Vaterland.

Nicht Roſen blüh'n auf unſern Haiden,
Es grünen uns nicht blum'ge Weiden,

Der Aehren Gold reift nicht im Thal;
„Gib unſer täglich Brod uns heute,“
So fleh'n wir nicht, wir armen Leute,
Denn Brod wär' uns ein Königsmahl!

Doch Gottes Segensquellen fließen
Der Armuth auch, und froh genießen
Wir, was der Höchſte uns beſchert,
Wir klagen ob des Tages Kürze,
Die Arbeit iſt der Mahlzeit Würze,
Und eigner Heerd iſt Goldes Werth.

O, König, Hort und Schirm der Deinen,
An Deines Thrones Fuße weinen
Wir hoffnungsvoll in Demuth hier,
Hilf, treuer Vater Deinen Kindern,
Und — kannſt Du unſre Noth nicht lindern
Doch ſcheiden ſegnend wir von Dir!

Gott ſegne Dich, und Gott erhalte
Dich, daß Dein Geiſt in Liebe walte,
Denn, Liebe iſt der Wahrheit Licht!
Glück auf! heißt braven Bergmanns Segen,
Glück auf! ſo ruft mit Liebeſchlägen
Dir unſer Herz voll Zuverſicht!

Blume auf der Gruft Eugen's,
Herzogs von Leuchtenberg.

Und, weilt' ich ſchon ſo lange im ſchönen Sachſenland,
Sah Pillnitz noch nicht prangen am heitern Elbeſtrand,
Mit fruchtreich ſanften Hügeln, mit ſtolzen Waldeshöh'n,
Wo Lenz auf Blumenflügeln weckt helles Luftgetön!

Die Pilgrin eilte freudig den Wieſenpfad entlang,
Die Söhne ihr zur Seite, ward ihr das Herz nicht bang,
Der Pfad war glatt und ſonnig, die Welle Duft und Glanz,
Fern leuchtend winkte wonnig der Rebenhügel Kranz.

Wer wankt dort müd' am Stabe, die Blicke voller Harm?
Ach! iſt ſo mild der Himmel, und doch der Menſch ſo arm!
Die Pilgrin fragt ihn traulich: Woher, du Wandersmann?
Du ſchau'ſt ſo bleich und trübe, ſprich, ob ich helfen kann?

Ach Frau! wer kann mir helfen, wer ſonſt als Gott allein?
Ich bin ein armer Weber, und muß im Elend ſeyn;
Ich gehe weit nach Böhmen, ob ich wohl Tag für Tag,
Mit Arbeit bei den Bauern mein Leben friſten mag!

So nimm die kleine Gabe, und gib mir recht Beſcheid,
Woher des Wegs Du eileſt in ſolchem Herzeleid?
Ach, Gute, wollt ich's ſagen, betrübt's nur Euer Herz,
Laßt meines Wegs mich wallen, laßt ſchweigen meinen Schmerz!

Und weiter eilt der Wandrer mit wehmuthvollem Sinn,
Doch ſeinen Schritt beflügelt der Sohn der Sängerin,
Komm, Mann, Du mußt uns ſagen, was Deine Seele drückt,
Schon mancher Hoffnungsloſe ward unverſeh'ns beglückt.

Ich danke, Kind! Gott ſegne Dein Herz, ſo weich und rein,
Ich bin ein armer Weber, und muß im Elend ſeyn,
Wohl blühte mein Gewerbe, bis der Maſchinen Zahl
Uns lähmt' die fleiß'gen Hände, das Brod vom Mund uns ſtahl.

Doch jung war ich, und kräftig, und ledig noch dabei,
Vom Webſtuhl ſprang ich luſtig, der ſchwülen Stickluft frei,
Krieg gab's, da iſt geborgen, wer Herz und Arme hat,
So wandert' ich von dannen zur ſtolzen Königsſtadt.

Getroſt griff ich zur Lanze, es ſchwebt Eugen's Panier,
Des edeln Frankenhelden, ſiegprangend über mir,
Wir ſchlugen jene Horden im fernen Aarenland,
Die rings die Gegend ſchreckten mit Rauben, Mord und Brand.

Da gab es heiße Tage, die Bosheit iſt gar ſchlau,
Allein der Fuchs verirrt ſich wohl auch im eignen Bau,
Es kommt ein heimlich Grauſen die Böſewichter an,
Wann ſie in's Aug' nur faſſet ein rechter Ehrenmann.

Sie machten uns zu ſchaffen, doch wir bezwangen ſie.
Nun wurde Ruh' im Lande, des Säemanns Fleiß gedieh.
Doch ach! Ich war kein Franke — entlaſſen ward vom Heer
Der heimathloſe Fremdling, ſo irr' ich nun umher.

Und wann die Trommel ſchallet, die Krieger ruft zur Pflicht,
Wann hoch ein Banner wallet, und Reih'n ſich ſchlieſſen dicht,

Wie heut, vor Dresden's Thoren, ſpringt bald mein Herz entzwei,
Wer ſieht's in meinen Lumpen ich war einſt auch dabei!

So ſchließt die traur'ge Rede der müde Wandersmann,
Er trocknet ſich die Augen, blickt ſeufzend Himmelan.
Und ſieh! Staubwolken wühlet empor der Roſſe Huf,
Die leichten Räder raſſeln, hell klingt des Poſthorns Ruf.

„Das iſt Eugen!“ So ruft nun entzückt die Sängerin,
„O Freund! Heil Deinem Stern, zu Ihm nun eile hin,
„Der Dich geführt zum Streite, denkt auch im Frieden Dein,
„Die Gluth der Heldenſeele ſchließt auch die Milde ein!“

„O ſagt, wie bring' ich Armer zum hohen Feldherrn nur?
„Getroſt zum Schloſſe wandle, und folge ſeiner Spur,
„Die ländlich heitern Zinnen, des guten Königs Sitz!
„Nicht Schrecken winkt der Armuth, nur Segen ſtrahlt ihr Blitz!“

„Doch wie, wann mich der Herzog nicht ganz vergeſſen hat,
„So bahnet ſchnellern Zugang Dir wohl ein leichtes Blatt!“

Die

Die Säng'rin läßt ſich nieder, wo junge Roſen blüh'n,
Es weht der Geiſt der Lieder durch hoher Wipfel Grün.

Sie ſingt: „Eugen, o Name, zweimal verherrlicht ſchon,
„Im Helden von Savoyen in Frankreich's tapfern Sohn,
„Eugen, geliebter Name, im reinſten Siegesglanz,
„Dir flechten alle Zeiten, den ewig friſchen Kranz.“

„Eugen, Du Held der Ehren, Du Herz der Ritterzeit,
„Nicht Lob kann Dich verklären, das eine Frau Dir weiht,
„Doch bebt die heil'ge Treue mit ihrem Gluthenhauch,
„Wie durch der Säng'rin Seele, durch ihre Lyra auch.“

„Hier dieſer bleiche Wandrer, deß Anblick ſchon Dich rührt,
„Er kämpft' in jenen Reihen, die Du zum Sieg geführt —
„Bedarf es noch der Worte, wo die Erinnrung ſpricht!
„Vom grünen Strand der Elbe nimm dieß Vergißmeinnicht!“

Sie reicht das Blatt dem Wandrer, und ſieht ihm hoffend nach —
Er kehrt frohlächelnd wieder — und, was ſein Auge ſprach,

Das nennen keine Worte — ein Engel, der's verſtand,
Schrieb's in das Buch des Lebens, wo es der Ew'ge fand.

Am Ufer der Neuß.

1819.

Jeder freundlich grüßt den Wandrer,
Wie ſein Schritt ſich fortbewegt,
Einer hier, und dort ein Andrer,
Weiß doch keiner, was er trägt —

Ach, er trägt ein Herz voll Schmerzen,
In der bangen, wunden Bruſt.
Und er trug in dieſem Herzen
Aller Himmel reinſte Luſt!

Rauſche, ſtröme durch die Auen,
Fremde Fluth im fremden Land,
Will hier keine Hütte bauen,
Blüht mir nichts an Deinem Strand.

Veilchen, Primeln, ſprießt nur heiter,
Euer Duft gibt mir nicht Luſt,

Weiter zieht, und immer weiter
Sehnſucht Herz aus meiner Bruſt!

Auf dem Borsberg bei Pillnitz.

1819.

Iſt tiefer Harm Dein irdiſch Loos,
Du banges Menſchenherz,
So birg' in grüner Berge Schooß
Dein Hoffen, Deinen Schmerz.

Hat Dich betrübt die kalte Welt,
Die nicht von Liebe weiß,
So pfleg' hier unterm Sternenzelt
Des Herzens blühend Reiß.

Sieh um Dich her, wie liegt ſo klein,
Was unten Herzen drückt!
Und wie muß hier ſo ärmlich ſeyn,
Was dort den Blick entzückt!

Schau rings die blühende Natur,
Am Fels, in Flur und Wald,
Sie iſt ſo reich, wie iſt doch nur
Der Menſch ſo arm und kalt!

Der Himmel iſt auf Bergeshöh'n
Viel näher Deiner Bruſt,
O fühl' ihn in der Düfte Weh'n,
In reiner Lüfte Luſt!

Und athme friſchen Lebenshauch
Mit frohem Herzen ein,
Und fleh' zu Gott: Er ſchaffe auch
In Dir ein Herz, ſo rein!

Das Liebethal.

1819.

Im Liebethal, im Liebethal,
Wo helle Fluthen rauſchen,
Wo friſche Blicke lauſchen,
Iſt friſch das Herz zumal;
Nicht Vöglein ſingt, doch Welle klingt
Ein fröhlich Lied der Bruſt,
Willſt wiſſen, was die Fluth Dir ſingt,
So horche nur mit Luſt.

Die Worte allzuſchnell verweh'n
Doch bleibt das leichte Lied,
Im Herzen quillt ein ſüß Verſteh'n,
Wie Well' an Welle flieht,

Es heißt wohl: Wandrer, wandre fort,
Weil Luſt und Jugend blüht,
Friſch iſt das Leben, todt das Wort,
Lebt Dir's nicht im Gemüth.

Tiefblau und ſüß Vergißmeinnicht
Im grünen Grunde blicken,
Die Felſen freundlich nicken,
Rauſcht Mühle, rauſcht in Wipfeln dicht,
O, wand're, reiche Herrlichkeit,
Wer preist Dich aus dem Grund?
Durch Dich wird auch in trüber Zeit
Das bange Herz geſund!

Die Raſt im Ottowalde.

Man kommt zur niedern Hütte
Und nicht zum feſten Schloß,
So pflegt auch Hüttners Sitte,
Seyd fröhlich ſein Genoß.

Im Ottowalder Grunde,
Da weht die Luft ſo rein,
Die würzt die Koſt dem Munde,
Macht Waſſer auch zu Wein.

Man kommt von weiten Wegen,
Und hat noch frischen Muth,
Man möchte Flügel regen
In süßer Lüfte Fluth.

Doch winkt die dunkle Stunde
Zur süßen Ruh zumal,
So träumt vom kühlen Grunde
Im schönen Liebethal.

Im Grunde Abends.

Im Ottowalder Grunde,
Im Schooß der Felsenhöh'n
Zur kühlen Abendstunde,
Wie ist es da so schön!

Der Frühling ist gekommen,
Neugrünend alles lacht,
Johanniswürm' erglommen,
Wie in der Sommernacht.

Will Herbst so maylich grüßen,
Ist's Allen wohl zu Lieb',
Die frommer Drang zu süßen
Tiefkühlen Gründen trieb.

So wandert in die Ferne,
Und denkt in mancher Stund
Der heitern Frühlingsſterne
Im Ottowalder Grund!

Auf der Baſtei.

Auf der hohen Felſenveſte
Schau ich frei in's weite Land,
Wie der Aar vom luft'gen Neſte
Hin zum grünen Elbeſtrand,
Wie die leichten Schifflein ſchießen
Pfeilſchnell hin, ſtromab zum Ziel,
Wie ſo ſtill die Wellen fließen,
Alles ſcheint ein Bild zum Spiel!

Gottesſtadt von Felſenthürmen,
Sprich, wer hat Dich aufgebaut?
Wer hieß ſich die Wunder thürmen,
Die mein trunknes Auge ſchaut?
Aus dem ſtummen Felſenmunde
Tönt der ew'gen Liebe Wort,
Süß Entzücken bringt die Kunde
Zu der Seele tiefſtem Hort.

Berge, Thale, Fluthen, Felder,
Hüttlein hold am Elbeſtrand,
Ferne, dunkle Buchenwälder,
Wunderſelig liebes Land,
Könnt' ich doch in neuen Weiſen
Deine gottgeliebte Pracht,
Deine ſüßen Lüfte preiſen,
Daß im Lied Dein Reiz erwacht!

Himmelswolken ſeh ich weilen,
Wie mein Herz auf dieſen Höh'n,
Sie auch müſſen weiter eilen,
Ach! und hier war es ſo ſchön!
Doch ich ſcheide — wonnig Sehnen
Im bewegten Buſen quillt,
Und auf reiner Herzensthränen
Fluthen wogt Dein holdes Bild!

Carlsruhe bei Schandau.

Ein milder Glanz ſank auf die grünen Auen,
Die Ströme rauſchten freudiglich im Grunde,
Und alles gab von Luſt und Liebe Kunde,
Die Erde war, wie eine Braut zu ſchauen.

Der goldne Mond, die Sterne hoch im Blauen,
Johanniswürmlein funkelnd süß im Grunde
Des neuen Frühlings lichte Wunderkunde,
Der wiederum will auf die Fluren thauen.
Und tief im Thale Licht an Licht erwachte
Im Städtlein, daß es ward zur Feuerblüthe,
Die hold entknospt auf grünen Wiesen lachte.
Thal, Höhe, Stadt, Flur, Himmel, alles glühte
In Luft, die reine Bergluft Düfte brachte,
Die Herzen priesen Gottes Macht und Güte.

Prebischthor.

Das Gnadenbild von grüner Warte schauet
Im Gottesgarten unter Säulenbogen,
Die freudig rauschend durch die Lüfte wogen,
Wer hat die Felsenhalle auferbauet?
O sel'ger Glanz, der auf die Fluren thauet.
O Blumenband, von Felsen hold gezogen,
Du fern Gebirge, lichten Elbstroms Wogen,
Und alles, alles, was der Blick hier schauet!
Holdsel'ge Pracht, die Gottes Liebe kündet,
Ich sehe Dich, mein Herz kann Dich nicht tragen,

Die Thräne ſteigt empor, die Erde ſchwindet.
Wer kann die Wunder ſchauen und verzagen,
Im Tempel ſteh'n von Gottes Hand gegründet,
Und nicht in Dank umwandeln alle Klagen?

Die Buchenkrone des Winterbergs.

Auf duft'gem, wunderreichem Throne
Weht ſäuſelnd eine grüne Krone
Hoch über tauſend Felſen hin,
Smaragd und Gold iſt dran zu ſchauen,
Demanten auf ſie niederthauen,
Ein Türkis wölbt den Baldachin.

Süß iſt's in ihrem Hort zu ſtehen,
Die ſchönen Lande überſehen,
Der Erde fern, dem Himmel nah',
Frägſt Du, wer in der Wunderkrone
Auf hohem Throne leuchtend wohne?
Wiſſ': Gottes Liebe wohnet da!

Der Liljenſtein.

Liljenſtein, Du Felſenblume,
Aufgeſproßt zu Gottes Ruhme,
Ew'ge Lilje dieſer Flur
Sey gegrüßt in Deiner Milde,
In der Elbe Spiegelbilde
Purpur ſtrahlend und Azur.

Wer Dein thronend Haupt erſtiegen,
Sieht die Welt zu Füßen liegen,
Hold und mild und wonniglich.
Berge, Thale, Ströme, Bronnen,
Alles glänzt in ſtillen Wonnen;
Alles reiht zum Bilde ſich.

Liljenſtein, Du ſollſt uns zeigen
Geiſt'ge Höhen zu erſteigen,
Wo als Bild erſcheint die Welt; —
Wem es endlich iſt gelungen,
Daß er ſich dahin geſchwungen,
O, um den iſt's gut beſtellt!

Die Heimfahrt nach Dresden.

Ein Nachen zog fröhlich die Fluthen,
Die ſpiegelnden Fluthen hinan,
Die Felſen, hochlodernd in Gluthen
Kryſtallhell die bläuliche Bahn,
Und Frühling des Lebens, der Luſt
Hob ſelig der Schiffenden Bruſt.

Da klangen viel fröhliche Lieder
Von Treue und heiligem Muth,
Im Herzen, da klangen ſie wieder,
Die Lieder, ſo herzig und gut,
Und floh auch durch Lüfte der Ton,
Kein Laut iſt der Seele entfloh'n!

Frage und Antwort.

An der Elbe 1821.

Die Elbe ſchwillt im raſchen Lauf
Von den Sudeten her,
Sie eilt, und rauſcht, und bringt zu Hauf
Wohl Waſſer hin zum Meer,

Nun ſagt mir doch, wozu der Guß,
Der Ueberfluß zum Ueberfluß?

„Nicht ſo umſonſt iſt, wie Du meinſt,
Daß Waſſer kommt zum Meer,
Und ſelbſt die Thräne, die Du weinſt,
Rinnt nicht von Ungefähr,
Auch ſie iſt von dem Meer ein Theil,
Darauf die Seele ſchifft zum Heil!“

Gedenkblatt an Gräfin Julie v. E.

Teplitz, 1821.

Ein fliegend Blatt will bis zu Dir ſich ſchwingen,
Duft und Geſang will immer Himmelwärts,
Des Herzens Erdenhimmel iſt das Herz,
Und Dichter dichten, wie die Vöglein ſingen.

Des Leitſterns Strahl, der Deiner Jugend leuchtet,
Lockt dieſen Ton für Dich aus meiner Bruſt,
Als Lied und Blume Dir zugleich bewußt.
Nimm hin das Lied, als Blume, Thaubefeuchtet.

Nicht ohne Thau wär' Blume Himmelsſpiegel,
Und Liebe ohne Thränen Liebe nicht,
So ſey dann Deinem Lenz des Thaues Licht,
Der Himmelsblüthe ewig ſchönes Siegel.

Thauperle ſey Dein Herz im Liljenbuſen,
Klar, wie der Thau ſey Liebe, Luſt und Leid,
Dein ſanfter Blick, dem Schönen nur geweiht,
Sey Thau im reinen Blüthenkelch der Muſen.

An die Umgegend von Teplitz.

1821.

Du ſchönes Land, geſegnet grüner Boden,
An Quellen, Heil und ſüßer Labung reich,
Wo Roſen hauchen würz'gen Balſamodem,
Und Früchte purpurn glüh'n, den Roſen gleich,
Gruß Dir, und Heil! Auf meinen Pilgerwegen
Betrat ich nimmer holdern Ruheport,
Und fern' noch wird Dein Bild mich ſanft bewegen,
Zieht mich zu Dir ein tiefes Sehnen fort.

Mariaſchein, von Roſen rings umfangen,
Gegrüßt im Grün, Du mildes Glorienlicht,
Wem nicht das Heil im Herzen aufgegangen,
Dem leuchtet es gewiß im Geiſte nicht.
Auf Wunder darf ein gläubig Herz vertrauen,
Da Lieb' und Hoffnung Wunder ſind des Herrn,
Wer gläubig kann ſein Heil auf Liebe bauen,
Dem leuchtet wohl durch jede Nacht ſein Stern.

Gegrüßt, Du Blüthenſtrauß, voll Thaujuwelen,
Am Buſen des Gebirges prangend, hold,
Du frommer Bau, Erbauung frommer Seelen,
Offegg, gegrüßt im klaren Abendgold!
Dein Paradies, von Wonnen rings umfangen,
Blüht im Erinnrungglanze lieblich fort,
Wann mich bedrängt des Weltſturms wirres Bangen
Beut mir Dein Bild den ſtillen Friedensport.

Ihr Felſen, die ihr kühn zur Höhe dringet,
Gegrüßt als Hallen um des Tempels Rund,
Wann ihr mich mild dem Himmel näher bringet,
Thut ihr dem Blick der Erde Schönheit kund.
Von euren Höhen, pilgertreu erklommen,
Zu jeder theuren Stelle blick' ich gern,
Manch fernes Land, das hold mich aufgenommen,
Winkt aus dem Thale, als Erinnrungſtern.

Du Roſenburg, wo dämmernd durch die Roſen
Sich Fels an Fels in ernſter Schönheit reiht,
Du, die des Himmels reinſte Lüfte koſen,
Gegrüßt auch Du in Deiner Lieblichkeit!
Noch ſpät umblüht mich Deiner Roſen Fülle,
Die nicht des Herbſtes Annah'n ſchüchtern weicht,
Und muthig bricht die Knosp' aus grüner Hülle,
Da müde ſich die gold'ne Aehre neigt.

O, wär' dieß ſpäte Blüh'n von meinem Leben
Ein ahnungreich, ein glückverheißend Bild,
Mir hat mein Sommer Dornen nur gegeben,
Viel ſüße Knospen brachen Stürme wild.
Drei Roſen, mir auf Deiner Höhe blühend
O, Roſenburg, im ſanften Abendlicht
Sie ſagen mir, in Thau und Purpur glühend:
„Was blüht in Gott, bedarf des Frühlings nicht!"

Abſchiedklänge,

als

Ihre Majeſt. die Königin Carolina nach Wien reiſete.

Dresden 1823.

Scheiden, Scheiden iſt ein Wort,
Das die Seele tief durchſchneidet,
Alles flüchtet, Alles ſcheidet,
Feſt nur bleibt der Treue Hort.

Von der ſüßen Mutter Bruſt
Reißt Amalia ſich mit Thränen,
Aber einſam blüht im Sehnen
Treuer Liebe Himmelsluſt.

O, die Liebe iſt ſo reich,
Wer kann ihren Hort ergründen?
Fels in Schachten, Meer in Schlünden
Hegen nichts, der Liebe gleich!

Was iſt Perl' und Edelſtein
Gegen frommer Liebe Zähren?
Schmerz muß Liebe erſt verklären,
Wann ſie recht bewährt ſoll ſeyn!

Wie der Morgenthau verſiegt
Wird der Zähre Glanz verwehen,
Wann beim frohen Wiederſehen
Sich an Dich Charlotte ſchmiegt!

Abſchiedſtunde, wie ſo bang,
Doch aus Wolken, welche Sterne!
Nein, die Treu' trennt keine Ferne,
Und kein Scheiden dauert lang'!

Elegie

an

Carolina, Königin von Bayern Majeſtät.

Wien 1826.

Jüngſt hieß Dich hohe Wonne ſüß willkommen,
Nun grüßen Lieb' und Treu' in banger Trauer,
Auf vollen Wogen kam die Luſt geſchwommen,
Nun, um der Kaiſerburg umflorte Mauer
Schleicht ächzend Weh, die Seelen ſind beklommen —
So iſt denn nie ein Erdenglück von Dauer?
O, Königin! An kalten Leichenſteinen
In Nord und Süden glüht der Schmerz der Deinen!

Wer wagt's, ſo friſche Wunden zu berühren?
Die Muſe, ſanfte Echo ew'ger Klagen,
Sie darf vor Deinem Blick im Bilde führen
So Luſt, als Leid, die ſtark Dein Herz getragen,
Doch kränzt mit Roſen ſie der Grüfte Thüren,
Will unter Thränen noch von Wonne ſagen,
Wohin Du blickſt, nach Oben, wie hienieden,
Blüht Dir ein Troſt in ſüßer Liebe Frieden.

Wohl trüben jetzt all Deine Himmel Zähren,
Was Du nur liebeſt, weint! Doch Engel heben

Der Thränen Schatz, ihn ſelig zu verklären,
Er wird als Thau auf Edens Blüthen leben!
Ein reiner Wohlklang im Geſang der Sphären
Wird ſanfter Schmerzlaut durch Aeonen ſchweben,
Gott hört den Seufzer auch, der ſchwerbezwungen
In wunde Bruſt ſich ſtumm zurückgerungen.

Maximilian, Du ſtrahlend Bild der Liebe,
Du Vaterherz, das all dein Volk umfaßt,
Wo iſt die deutſche Bruſt, die fühllos bliebe,
Daß Du ſo früh die Welt verlaſſen haſt?
Der Schmerzen Zoll aus freiem, reinem Triebe
Weiht Dir die Welt — O, wenn des Kummers Laſt
So tief ſchon beuget, die Dir fremd geblieben,
Wie muß es ſeyn den Herzen Deiner Lieben?

Heiß blutet noch die kaum geſchlag'ne Wunde,
Kaum angelangt zum Port vom heil'gen Herzen
Charlottens — Von Sophiens Roſenmunde
Kaum eingeſogen frommen Troſt der Schmerzen,
So ſchallt von Norden herbe Trauerkunde,
Der Liebe friſchen Sonnenblick umſchwärzen
Die Todeswolken, dumpfe Klagen ſchallen
Durch der Palläſte goldgeſchmückte Hallen.

Auf Schwanenfittig, Muſe, komm geflogen,
Und ſeufze ew'ges Leid mit bleicher Lippe.

Durch Steppen heulen Stürme, ſchwarze Wogen
Durchraſen ſchäumend die zerſchellte Klippe
Am unwirthbaren Strand — durch Fenſterbogen
Der Hütte dort — was ſchimmert im Geſtrippe?
Die Lampe iſt's, die einer halben Welt
Gewalt'gen Herrſcher letzten Blick erhellt.

In niedrer Hütte muß der Czar erbleichen,
Von Allem fern, was Erdenmacht Ihm bot,
Nur fromme Liebe will von Ihm nicht weichen,
Eliſabeth, getreu bis in den Tod.
Was iſt das Gold aus aller Welten Reichen?
Die Liebe nur weiß Troſt in Todesnoth.
Eliſabeth! Du Herrliche, Du Reine,
Welch' eine Treu ward je erprüft, wie Deine!

Umſäuſelt mich, der Sphären Harmonieen,
Durchdringt in Schmerz und Wonne, Himmelsſtrahle
Die ird'ſche Bruſt, gebt neue Melodieen,
Schafft in mir Kraft im hohen Lied zu malen,
Was in der Seele glüht — umſonſt, es fliehen
Zurück zur Bruſt die Klänge — Thränen zahlen
Für Worte, was der heil'ge Schmerz gefodert,
Und ſtumm verſinkt, was kühn emporgelodert.

Eliſabeth Alexiewna.

1826.

Schlummre ſüß, in lichten Höhen throne,
Himmelslilje, rein und hehr,
Schlummre ſüß, Dich drückt die Laſt der Krone,
Dich das Weh der Welt nicht mehr.

Schlummre ſüß, Dir war der Tod willkommen,
Pförtner an des Himmels Thür,
Schlummre ſüß, Dein Glück war Dir genommen,
Und Dein Herz war nicht mehr hier.

Dulderin! Du weilteſt nur hienieden,
Um zu zeigen, wie ein Engel liebt,
Schlummre ſüß, und athme Gottes Frieden,
Frieden, den die Welt nicht giebt.

Meine Blumen.

In der Gamsjägerhütte am Hochschwab.

29. August 1826.

Auf die Blumen fliegt die Biene,
Sammelt süßen Honig ein,
Und Natur, der treu ich diene,
Heißt mich Liederbiene seyn.

Meine Blumen sind die Felder,
Felsenhöh'n in Abendgluth;
Meine Blumen sind die Wälder,
Sind die Stern' in klarer Fluth;

Meine Blumen sind die Lichter,
Heller Augen, Lust durchglüht
Sind die fröhlichen Gesichter,
Wo die Unschuld maylich blüht

Solcher Blumen Immerschöne
Weckt in wunder, müder Brust
Noch im Herbst des Frühlings Töne,
Nachtigallen — Weh und Lust!

Die Nachtwanderung.

Nebel deckt die Thale milde,
Deckt der Blumen Augen zu,
Stille wohnt auf dem Gefilde,
In den Hütten weilt die Ruh'.
Nur des Wandrers Schritte hallen
Einſam noch auf öder Bahn,
Und des Bergſtroms Duftkryſtallen
Wehen mich begeiſternd an.

Strom, der auch ſo raſch muß eilen
Durch des Felsthals Blumenplan,
Pilger auch, der nicht darf weilen,
Sprich, wo endet unſre Bahn?
O, dem Herzen wohl verſtändlich
Rauſcht mir zu der Fluthen Wort:
„Walle nur zum Meer, unendlich
Nimmt das Meer der Liebe fort!“

Eiſen-Erzhöhe.

Schöner Pfad, wo unerſchrocken
Felſen durch die Wolken dringen,
Wo der Eiche grüne Locken
Wehen auf des Sturmes Schwingen,
Wo die hellen Alpenglocken
Sanfte, Friedensweiſen klingen,
Wo die leuchtende Kapelle
Stillen Port zum Raſten beut;
Du, des Erzbergs Rieſenſchwelle,
Voller Ernſt und Lieblichkeit.
Sieh mich hier in ſtiller Rührung
Und mit kindlichem Vertrau'n
Froh auf Gottes treue Führung,
Feſt auf Sein Erbarmen bau'n.

Das Gnadenbild auf Eiſenerzhöhe.

Wie tönen Worte hold und mild
Dem Wandrer zu vom Gnadenbild:
„Herzliebes Kind, wo willt du hin?“
Wie rührend iſt der Worte Sinn!
O, wenn der Menſch ſein Ziel bedenkt,
Zum Guten er die Schritte lenkt!
„Gedenk', daß ich dein' Mutter bin!“
Welch' hohe Liebe iſt darin!
Die ew'ge Huld und Gnade ſpricht:
Weh' dem, der frech ihr Band zerbricht!
„Weil ich dich lieb herzinniglich,
„So komm herbei, und grüße mich!“
O holder Ruf vom Liebe-Thron,
Du trifft mein Herz, ich komme ſchon,
Weilen bei dir iſt Zeitgewinn!

Der Erzberg.

Ein Ziel ſchon winkt im Morgenglanz
In grüner Eichen weh'nden Kranz
Mit heil'gen Kreuzes Zeichen;
Zum Gipfel wankt der müde Fuß,
Doch ſtärkt des Liebezeichens Gruß,
Froh werd' ich ihn erreichen!

Weit hinter mir erſchallt der Klang
Der frommen Pilgerweiſen,
Manch armes Herz folgt müd' und bang,
Wie dem Magnet das Eiſen;
Wo Hoffnung ſtärkt den müden Lauf,
Geflügelt wallt das Herz bergauf.

Eiſenerz.

In Thales Buſen ſüße Düfte wehen,
Hell ſchauen Hütten aus dem Wieſengrund',
Des Kirchleins Bau, wie lieblich auf den Höhen,
Wie mild umfängt das Thal der Felſen Rund!

Du ſtilles Thal, das Anmuth ſich erkoren,
Du weck'ſt mein Weſen ſanft zur Harmonie,
Wohl ſtand ich oft in Staunen ganz verloren,
So traulich doch umfing ein Reiz mich nie!

Hier wär' es ſüß, von aller Welt vergeſſen
Die ſtarren Höhen ſeh'n in Winterpracht,
Im ernſten Schmuck der wehenden Cypreſſen,
Gekränzt mit Roſen, wenn der Tag erwacht,
Hier wär' es ſüß, die erſten Veilchen ſuchen,
Wenn Frühlings Koſen ſtillt der Stürme Wuth,
Und erſtes Grün der ſäuſelnd hohen Buchen,
Ein lächelnd Kind, in blauer Wiege ruht.

O Friede, du, geahnt, doch nie empfunden,
Was mußt du ſeyn, da ſchon dein Bild entzücket,
Dich ſucht mein Herz in ſtiller Andacht Stunden,
Wann müd' mein weinend Aug' zu Sternen blicket,
O lächle mir dereinſt in ſtiller Hütte,
An klarer Fluth, die treu den Himmel malt,
Und, wo, nicht fern, aus grüner Hügel Mitte
Die rechte Heimath mir verheißend ſtrahlt!

Am Schmelzofen.

Gluthſtröme wallen durch den Grund,
Es lebt, das ſtarre Eiſen,
Hervor aus tiefem Bergesſchlund
Mußt' Bergmanns Fleiß es reißen.
Es glüht und ſprüht voll Kraft und Muth,
Bald ſtumm und ernſt und kalt es ruht,
Von Schlacken rein geſchieden —
Nun erſt iſt es zum Werke gut,
So ringe Herz, mit Gluth und Muth
Nach Feſtigkeit und Frieden!

Eiſenblüthe.

Dem Bergmann blüht der Frühling nicht,
Ihm lächelt nicht der Sonne Licht,
Ihm weh'n nicht Frühlings Lüfte,
Der Eiſenblüthe weißer Flor
Rankt in den Schachten ſich empor,
Und kränzet hold die Schlüfte.

Du ſtaun'ſt entzückt der zarten Pracht
Die blüthenweis im feuchten Schacht,

Mit Schimmer dich umfangen,
Ein ſtiller Garten ſchließt dich ein,
Dort grünt kein Laub, kein Sonnenſchein
Durchſtrahlt der Blüthen Wangen.

Doch, was in ſtiller Tiefe blüht,
Erfreut wohl auch ein fromm Gemüth,
Und wird zur Frucht ihm reifen;
D'rum, Menſch, willſt du in Kraft gedeih'n,
Muſt du dein eigner Bergmann ſeyn
In deines Herzens Täufen.

Du kennſt den ewigen Magnet,
Um den das All im Schwung ſich dreht,
An den ſich Sonnen zünden,
O laß ihn aus den Augen nicht,
Die Blüthen fördert er zum Licht
In deines Herzens Gründen!

Was auf der Fläche leuchtend prangt,
Verglüht, veraltet und erbangt,
Vergebens wirſt du's pflegen,
D'rum brich in deines Herzens Schacht,
Und ringe muthig ab der Nacht
Der innern Blüthen Segen.

Das Bergfeſt.

An Se. k. k. Hoheit Johann, Erzherzog von Oeſtreich.

4. September 1826.

Die Morgenlüfte wehen,
Belebt ſind Thal und Höhen,
Belebt iſt Flur und Strand.
Ein freudiges Gedränge
Der buntgeſchmückten Menge
Erklimmt die Felſenwand.

Hinauf, hinan zum Gipfel,
Wo über grüne Wipfel
Der Gnade Zeichen weht;
Wir ſind des Himmels Gäſte,
Er rufet uns zum Feſte,
Zum frohen Dankgebet!

Heut' wallt empor zum Lichte
Mit heiter'm Angeſichte
Der Bergmann aus dem Schacht,
Knie't dankend auf der Brüſtung,
Die hoch, in erzner Rüſtung
Seine Werkſtatt überdacht.

Nun ſtrahlt zur Andachtwonne
Ihm hell die Morgenſonne,
Stärkt glühend ihm die Bruſt.
Er muß ſie lange miſſen,
Doch glänzt in Finſterniſſen
Ein Stern ihm Friedensluſt.

Die Morgenroſen zündet
Der Engel Hand und windet
Den Kranz der Andachtgluth
Dicht um das Kreuz von Eiſen,
Und alle Herzen preiſen
Den Herrn mit friſchem Muth.

„Nichts ohne Gott!“ ſo kündet
Der Spruch deß, der begründet
Dieß Kreuz auf Felſengrund,
„Nichts ohne Gott“ wird tönen
Der fernſten Tage Söhnen
Des Kreuzes Eiſenmund.

Glück auf zum heil'gen Tage
Mit vollem Herzensſchlage,
Glück auf mit lautem Wort,
Ihm, der das Kreuz erhoben
In Morgengluthen droben
Der Andacht Hort und Port!

Sein Werk muß ſtets gedeihen,
Und That an That ſich reihen,
Wo Gluth und Kraft ſich paart.
Reich blühe Ihm entgegen
Der fernſten Zukunft Segen,
Im Heil der Gegenwart!

Gmunden.

4. November 1826.

Die müden Flügel ſind zertrümmert,
Matt iſt zum Tod das wunde Herz,
Doch, wo Natur in Anmuth ſchimmert,
Strebt noch der Fittig himmelwärts.
Hoch wogt die Fluth, die Felſen glühen,
In Gold und Purpur prangt der Schnee.
Und noch im Thal die Roſen blühen,
Und friſches Grün umkränzt den See.

Bei Gluth und Klang erwacht das Streben,
Dem oft ein ſüßes Lied gelang,
Und ahnungsvolle Töne beben
In Herzenstiefen ſüß und bang.

Dich ſing' ich, freundliches Gmunden,
Mein Lied und Sehnen bleibt bei Dir,
Hier konnte nicht mein Herz geſunden,
Doch ſanfte Lind'rung fand es hier.

Oft, wann in mitternächt'ger Stunde
Mein Blick durchirrt' die rege Fluth,
Und lauſchend an des Aethers Runde
Erſpäht' die erſte Morgengluth,
Die Felſen ſich mit Purpur ſchmückten,
Und Leben glüht' im ſtarren Stein,
Drang in die Seele der Entzückten
Ein Strahl von Troſt und Hoffnung ein.

Von tief geheimnißvoller Waltung
Spricht, ſtummberedt, das Felsgeſtein,
Und prägt in herrlicher Geſtaltung
Bedeutſam ſich der Seele ein.
In ewig mannigfalt'gen Weiſen
Tönt hier der Einklang der Natur,
Und jedes Bild, um Sie zu preiſen,
Erliſcht, und bleibt ein Schatten nur.

O Du! ſo ſüß im Morgenſchimmer
In ſtiller Sternenpracht ſo ſchön,
Leb wohl! ich ſcheide nicht auf immer,
Ich hoffe noch auf Wiederſeh'n!

Wann fern von Dir in bangem Sehnen
Mein müdes Auge einſam wacht
Strahlt noch Dein Bild in meine Thränen,
Wie Morgenlicht im Thau der Nacht!

Abendfeier.

Wann die Flamme ſauſt und ſprüht,
Wann der heitre Abend dunkelt,
Stern der Lieb' in Weſten funkelt,
Stern der innern Welt erblüht.

Wo die holde Einſamkeit
Ihre milden Schleier webet,
Stilles Sehnen blühend lebet,
Mild erſtrahlt Vergangenheit.

Einſam Weh, Dich nenn ich mein,
Wintergrün umeiſter Räume,
Sanftes Mondlicht goldner Träume
Kleinod in des Herzens Schrei'n.

Dulde, hoffe, armes Herz,
Herb ſind edeln Heiles Bronnen,

Nichts iſt Welt mit ihren Wonnen,
Gegen einen reinen Schmerz!

Wehmuth und Troſt.

Ich rufe bang hervor die alten Lieder,
Erſtorben iſt in wunder Bruſt ihr Klang,
Nur leiſe tönen ſie im Echo wieder,
Sie iſt dahin, die Seele vom Geſang.

Sie iſt dahin, die wonnereiche Fülle,
Die tief im Schmerz nun himmliſcher geblüht;
Ich blicke troſtlos auf die bleiche Hülle,
Der Blume gleich, der Farb und Duft entflieht.

Von ſanften Seelen nah' und fern verſtanden
Erklang mein Lied, die Liebe hört' es gern,
Es feſſelt' Herz an Herz mit Roſenbanden,
War Liebenachtigall und Liebeſtern.

Wie Duft, vom Weſt in ferne Flur getragen,
Erquickt' es fremde Bruſt, von Leid durchglüht,
Mir aber will es ſeinen Troſt verſagen,
Mir blieb der Dorn, die Roſe Andern blüht.

Doch wie? die Seufzer weh'n in ſanftem Laute,
Melodiſch ſinkt der Thräne heißer Fall,
Du, meines Herzens himmliſche Vertraute,
So biſt Du noch verſtummt nicht, Nachtigall!

O töne wieder, feire ſüß im Klange
Dieß ſtille Blüh'n, das in der Bruſt erwacht,
Und welkt es hin, und traur' ich einſam bange,
Gib holden Klang der öden Leidensnacht.

Friederika von Schweden,

geborne Prinzeſſin zu Baden.

Gmunden, 6. November 1826.

Schweigt, ihr Stürme, Weſtwind, koſe
Um die Gruft mit ſanftem Flug,
Denn hier ſchlummert eine Roſe,
Die den Dorn im Herzen trug.

Eine Roſe, wohl vor allen
Wonneſüß und engelrein,
Tauſend Liebethränen fallen
Auf den kalten Marmorſtein.

Königrose, Dich zu singen
Fehlet mir der Himmelslaut,
Der auf zarten Geniusschwingen
Milden Trost und Labung thaut.

Welche Herzen sind verwundet,
Welche Augen um Dich naß,
Und von Weh, das nie gesundet,
Welche süße Wangen blaß!

Mußtest Du so früh dann scheiden
Aus der reinsten Liebe Kranz,
Trugst so groß all Deine Leiden,
Hehr umstrahlt von Tugendglanz!

Nicht der Krone Schimmer brauchte
Deine Stirne, Liljenrein,
Denn die Hand der Engel tauchte
Hell in Liebelicht dein Seyn.

Jenseits waren Deiner Lieben
Viele, heiß von Dir beweint,
Und die noch zurückgeblieben,
Leben, Dir im Geist vereint.

Und von frommer Treu umgeben,
Die auf Deine Winke lauscht,

Haſt Du Leben nur um Leben,
Lieb' um Liebe umgetauſcht.

Er, der Scepter bricht, wie Halme,
Er, der hört der Unſchuld Ach,
Winkte mit der Siegespalme,
Und die Erdenfeſſel brach.

Zuruf an die Hallſtadt.

2. Februar 1827.

In des tiefſten Elends Nacht,
In verſchneiten Hütten
Abgehärmt der Arme wacht,
Stürmt in Gott mit Bitten,
O, die Noth iſt allzuſchwer,
Wo wird Hülfe kommen?
Ihr Bedrängte, weint nicht mehr,
Gott hat Euch vernommen!

Salz der bittern Zähren quillt,
Gott wird ſie verſüßen,
Und das Herz, das Harm erfüllt
Wird in Luſt zerfließen,

Ja, Euch wird ein Himmelsſtrahl
Hoch vom Thron erquicken,
Segnen werdet Ihr die Qual
Um des Troſts Entzücken!

Mutterherz und Mutterhand,
Gottes reinſter Segen,
Walten ſüß ob dieſem Land,
Jedes Leid zu hegen,
Bleibt Euch gleich der Sonne Licht
Winterszeit verhüllet,
Gottes Blick verhüllt ſich nicht,
Licht der Gnade quillet.

Hier von Höhen ſtarr und kahl,
Dort von Fluth umrungen,
Raum für Hütten, eng und ſchmal,
Felſen abgezwungen,
Sprießt Euch nicht auf hartem Grund,
Süße Frucht der Mühen,
Will dem Fieberdürren Mund
Keine Labung blühen.

Todt ſcheint Erde eurem Fleh'n,
Dräuende Lawinen
Donnern bei der Stürme Weh'n
Ueber Felsruinen,

Rings umlau'rt Euch Noth und Weh,
Vor Gefahr ſtets bebend,
Hoch umbaut die Hütten Schnee,
Feſten Wall erhebend.

Doch iſt hart die Erde gleich,
Menſchenbruſt iſt milde,
Und die Ernte reift für Euch
Auch im Steingefilde,
Die Lawin' im Donnerfall
Hält ein Wink von Oben,
Linder Hauch berührt den Wall
Und er iſt zerſtoben.

Hülfe beut Euch Engelhand,
Was Sie fromm Euch ſpendet
Sey für Euch ein Himmelspfand,
Daß die Noth ſich wendet!
Hoffet, duldet, blickt empor,
Segen ſtrahlt von Oben,
Eint Euch all' im Dankeschor,
Gott und Sie zu loben.

Sagt es Euern Kindern, die
Kaum noch ſtammeln können,
Lehrt mit ſüßer Inbrunſt ſie
Carolinen nennen;

Dieſer Name ſey hinfort
Eurer Winter Sonne,
Aller Hoffnung Hort und Port,
Aller Herzen Wonne!

Wann ob Eurer langen Nacht
Frühling wieder ſieget,
Grün umkränzter Felſen Pracht
Hell in See ſich wieget,
Wann die Schauer der Natur
Sich mit Luſt verſöhnen,
Almen, Fluthen, Hain und Flur
Sich mit Blumen krönen.

Dann, noch eh' der letzte Schnee
Von den Gipfeln rinnet,
Iſt verſchmerzt des Winters Weh,
Leben neu beginnet,
Felſenhang und Fluthenfall
Frommer Feier dienen,
Rufen laut im Wiederhall:
Segen Carolinen!

In das Berg-Gedenkbuch der Hallſtadt.

7. April 1827.

Was in Tiefen, ſcheu und ſtill
Jedem Angeſichte
Bebend ſich verbergen will,
Alles muß zum Lichte,
Denn des Lichtes ſtiller Macht
Kann nichts widerſtreben,
Alles ruft es aus der Nacht,
Alles in das Leben!

Heil'ge Sonne, goldner Strahl,
Spiegelnd auf Kryſtallen,
Die, gewunden durch das Thal,
Hin zum Meere wallen,
Dringſt Du gleich nicht in die Nacht
Dieſer Felſentiefen,
Dennoch rufſt Du aus dem Schacht
Wunder, die dort ſchliefen.

Doch, was ſag' ich? ja, Du dringſt
Klar in dieſe Stollen,
Wo Du ſtark die Nacht bezwingſt,
Ehrfurcht Dir zu zollen,

Vaterauge, Mutterblick,
Die ſich liebend feuchten,
Scheuchen jede Nacht zurück,
Wo ſie ſegnend leuchten.

Dringt in dieſer Bergnacht Schooß,
Heil'ge Augenſterne,
Daß der Bergmann bald ſein Loos
Freudig ſegnen lerne,
Daß beim kräft'gen Hammerſchlag,
Der durch Tiefen dröhnet
Bald nicht ſchmerzlich mehr ſein Ach
Durch die Stickluft tönet.

O er trägt es mit Geduld,
Was ihm Gott beſchieden,
Bauend auf des Himmels Huld
Geht er heim in Frieden,
In die ungeſchmückte Gruft
Folgt ihm Herzensſegen,
Und der erſten Veilchen Duft,
Weht von ihr entgegen!

Heil dem Mann, der treu und feſt
Hoffet, duldet, ſtrebet,
Gott die Seinen nicht verläßt,
Und der Vater lebet;

Heil Ihm, der zum Ziele klimmt,
Nicht mit Schuld beladen,
Nicht „die Welt gewinnt, und nimmt
An der Seele Schaden!

Mayenregen.

Admont, 1. May 1827.

Mayenregen, Gottesſegen,
Jedes Tröpfchen Heil und Glück!
Laß Dich grüßen, kehr mit ſüßen
Segnungen zum Licht zurück!

Angezogen, eingeſogen
Von der Erde warmen Mund,
Kuß von Oben, Nachtumwoben
Wirſt als Blüthe wieder kund.

Schätze ſchliefen in den Tiefen,
Mächtig rufſt Du ſie empor,
Süße Gaben reifen, laben
Gold, Smaragd und Purpurflor.

Schmilz die blaſſen, ſtarren Maſſen
Rieſenſcheitels Kronenzier,

Schneekryſtallen linde wallen
Rieſeln ſanft herab mit Dir.

Lichtdurchbebet, Gluthbelebet
Ströme, rauſche, Himmelsfluth,
Mayenregen, Gottesſegen!
O wie biſt Du mild und gut!

Abendlied.

Admont, 2. May 1827.

Wann mit Roſenſchimmer
Lieblich Sonne ſinkt,
Wann ihr letzter Flimmer
Von den Bergen winkt,
Dann fliegt Seelenbangen
Ihren Bahnen zu,
Und vereint umfangen
Sehnſucht ſich und Ruh'.

Wann die Fluthen tönen,
Wipfel ſäuſelnd weh'n,
Winkt der Bruſt Verſöhnen,
Und ein ſüß Verſteh'n;

Alle Schleier fallen
Von des Seyns Geſtalt,
Ew'ge Worte ſchallen
Sühnender Gewalt.

Liebe, Hoffnung, Glauben
Blick' in jene Welt,
Nichts kann ſie Dir rauben,
Ob der Weltbau fällt,
Drückt Dich Weh auf Erden,
Blick' zu Sternenhöh'n,
Und das ew'ge Werden
Wird das Seyn verſteh'n.

Mayenblüthe.

Admont, 6. May 1827.

Wann der May ſo fröhlich blüht,
Hell die muntern Bächlein gleiten,
Denk' ich der vergangnen Zeiten,
Und umwölkt iſt mein Gemüth.

O wie oft hab' ich geſeh'n
Junges Leben ſich erſchließen,

Und, was fröhlich wollte ſprießen,
Mußte ſchnell zu Grabe geh'n!

Welche Lieben deckt die Gruft! —
Mein Erinnern iſt ein Sehnen,
Meines Frühlings Thau ſind Thränen,
Klagen Meines Herzens Duft.

Kann ich mich der Blüthen freu'n,
Wo ſo ſchnell die Blüthen fallen?
Süßer Ton der Nachtigallen
Kann nur ſchöne Klage ſeyn!

Muth gefaßt, in Gottes Hand,
Kindlich ſuche nur den Frieden,
Auch das flücht'ge Blüh'n hienieden
Iſt des ew'gen Blühens Pfand!

Fahr wohl, an Admont.

10. May 1827.

Admont, fahr wohl im hellen Blüthenſchein,
Um jeden Baum ein Kranz Vergißnichtmein,
Die Blicken mich mit naſſen Augen an —
Was wollt ihr mir, da ich nicht bleiben kann,
Ade!

Admont, fahr wohl, im Felſenkranz voll Schnee,
Den letzten Gruß von Winters Wohl und Weh,
Wohl eilt mein Fuß den mildern Landen zu,
Doch lieblich hier war unter Stürmen Ruh',
Fahr wohl!

Admont, fahr wohl, Du warſt ein holdes Ziel,
Im Sturme lang ein freundliches Aſyl,
Bald jede Spur vom Pilgrimſchritt verweht
Im Heileszeichen, das hoch prangend ſteht
In Dir!

Admont, fahr wohl, Gott ſegne, tröſte Dich
In Lieb' und Frieden reich und mildiglich,
Dein Blüh'n gedeihe reich zur Segensfrucht,
Vorüber zieh' der Wolken dräu'nde Wucht
Fern, Fern!

Admont,

Admont, fahr wohl, mein Schickſal auch ruft fern,
Doch über uns ſtrahlt Einer Liebe Stern,
Nicht ſpurlos zieh' ich fort — im Thränenglanz
Wind ich um Dich der Lieder Blüthenkranz,
Nimm hin!

Admont, fahr wohl! Dich werd' ich wiederſeh'n,
In ſüßen Träumen wirſt Du vor mir ſteh'n,
Vom Himmel ſelbſt iſt Traum die Erdenbahn,
Wohl denen, die in Nacht und Traum ſchon ſah'n
Das Licht!

In der Klamm.

10. May.

Wer möchte in der Nähe weilen,
Und ſenden nicht des Dankes Gruß?
Die Seele blieb, muß gleich der Fuß
Auf Pfad der Pflicht zur Ferne eilen.
Drum, noch Einmal, fahr wohl, Du Port
Des Friedens, der mich aufgenommen,
Du Quell vom echten Troſteswort,
Aſyl und Wohnſitz Du der Frommen!

In Nebel hülltest Du Dich ein,
Als fern mit mir der Wagen rollte,

Doch in der Bruſt blieb Sonnenſchein,
Der ſüß Dein Bild verklären wollte,
Der Milde Strahlen glänzten mir
Aus Herz und Blick an heil'ger Stätte,
Vereinungspunkte bleiben hier
Auf Erden Thränen und Gebete.

Einſt winkt ein ſeliger Verein
Am Ziel der Pilgerbahn hienieden,
Dort droht nicht mehr der Trennung Pein,
Dort, an der Liebe Hand winkt Frieden,
Die Pilgrim blickt, des Troſts bewußt,
Zum Leitſtern, der Vereinung winket,
Bis ſie vom Todeskelch mit Luſt
Das Heil der ew'gen Labung trinket.

Schloß Strechau.

Grünumwogte Wieſenthale,
Waldumwehte Felſenpracht,
Leuchtend Schloß im Abendſtrahle,
Blüthenau, die lieblich lacht,
Frühlingsodem, Blüthenrauſchen,
Wolkenzug in weiter Fern,

Hain, wo Vöglein Lieder tauſchen,
Durch die Wipfel Stern an Stern.

Mußt ich hier ſo lieblich wohnen,
Muß ich nun ſo ferne zieh'n,
Ewig in der Seele thronen
Wird dieß wonnereiche Grün;
Alles war ſo lieb und milde,
War ein flücht'ger Himmelstraum,
Eden jedes Lenzgefilde,
Blüthenhimmel jeder Baum.

Eine Heimath trägt die Seele
In ſich ſelbſt mit fort in Dir,
Flöte, Liederphilomele,
Deine ſüß'ſten Weiſen hier!
Nur das Ird'ſche iſt geſchieden,
Nicht dieß Frühlingblüh'nde Glück,
Hoffnung grünend ſüßer Frieden
Leuchtet im Erinnrungblick!

An Roſa Gräfin von Kollowrat Liebſteinsky.

18. Mai 1827.

Dich, Hallſtadt, grüß ich wieder
Im heitern Morgenſtrahl,
Nun tönen Frühlingslieder
Aus friſchem Grün zumal;
Die muntern Weſte gaukeln
In Deinen Blüthenkranz,
Die hellen Fluthen ſchaukeln
Dein Bild im Frühlingsglanz!

Nun athmet Alles Wonne;
Durch armer Hütten Nacht,
O Gott, dringt Deine Sonne,
Auf's Neu' in Gluth und Pracht!
Nun will ſich Alles laben
In ihrem ſüßen Licht,
Und hofft auf Gottes Gaben
Mit friſcher Zuverſicht.

Ich ſchiff' auf ſtillen Wogen,
Vorbei im leichten Kahn,
Bald iſt Dein Bild entflogen,
Und heller glänzt die Bahn —

Die Thale ſchon erweitert,
Die Felsnacht weicht zurück,
Und Grün und Blüh'n erheitert
Rings um den trunknen Blick.

Fahr wohl! — mir wird ſo bange,
Wie klopft mein Herz ſo ſchwer!
Aus bitterm Leidensdrange,
Aus banger Sorgen Meer,
Wer, wer wird Dich entreißen?
Wer wird, im Gnadenlicht,
Den Jammerwellen heißen:
Hieher, und weiter nicht?

Muth, Hoffnung, Liebe, Glaube,
Laßt nicht die Seele nun
Der bangen Qual zum Raube,
Gott wird das Rechte thun!
Und ſieh, mit Pfeilesſchnelle
Durchwogt' ein Schiff die Fluth — —
Geſegnet ſey die Stelle,
Wie war die Botſchaft gut!

O ſeliges Empfinden,
Aus eines Engels Bruſt,
Quillt dieſem Leid des linden,
Und mächt'gen Troſtes Luſt!

Jetzt auch mit Thränen ſchaue
Auf Hallſtadt ich zurück,
Doch ſtrahlt im Freudenhaue
Der erſt ſo trübe Blick.

Heil ſey der edlen, reinen
Liebreichen Segenshand,
Die banger Sorge Weinen
In hohe Luſt gewandt!
Heil ſey der Bruſt, wo Blüthen
Der Huld ſich Kraft geſellt,
Leuchtthurm in Sturmes Wüthen,
Und Stern der beſſern Welt!

Blumen von der Rettenbach-Mühle an***

27. Juli 1827.

Wir blühten friſch am kühlen Ort,
Wo hoch die Wogen ſchäumen,
Wo ſtill die Felſen träumen,
Wir ſehnen uns zu mildem Port,
Und rufen dich mit Blumenſinn
Zu unſrer lieben Heimath hin.

Es iſt ſo traut und ſchaurig dort,
Es wird dein Herz umfangen,
Wie tief geheimnißvolles Wort
Mit wonnevollem Bangen,
Ein Räthſel, hold für das Gemüth,
Die Löſung über Sternen blüht.

Komm, athme friſchen Alpenduft
Senk' in die grünen Wogen
Den ſüßen Blick, trink friſche Luft
Von Frühlingsduft durchflogen,
So wird dein Herz wie Blumenlicht,
Der Ort für dich Vergißmeinnicht!

In Seeauer's Fremdenbuch.

Fülle dich, du freundlich Buch,
Auf den weißen Blättern müſſen
Hohe Namen uns begrüßen,
Reich und ſchön ſey der Beſuch.

Fülle dich, du zierlich Haus
Stets mit Gäſten ſchnell und ſchneller,
Und es rollen durch den Keller
Volle Tonnen ein und aus.

Fülle dich, du klarer See,
Nachen kreuze ſich mit Nachen
Unter Scherzen, unter Lachen,
Aus der Ferne, aus der Näh'!

Edle Gäſte, kommt herbei,
Goſathal und Waldbach winken,
Kommt, die Alpenluft zu trinken,
Hier ſchlägt's Herz noch Eins ſo frei!

Kommt und ſtaunt, und freuet Euch
Wie Natur ſo hold im Wilden,
Gott ſo groß im Ernſt und Milden
Und das Menſchenherz ſo reich!

An die Hallſtadt,

bei Empfangnahme des erſten Geſpinnſts von der Gnadengabe Ihrer Majeſtät der Kaiſerin an die Armen.

Wellumſpülte, Luftumkühlte,
Waldumfangne, Felsumhangne
Liebe Hallſtadt ſey gegrüßt!
Dich ſeh' ich zum zweitenmale
In der Hoffnung Sonnenſtrahle,
Der vom Thron' herab Dich küßt.

Friedensbogen glänzt in Wogen,
Herzdurchbebend, muthbelebend,
Wonnedank in Thränen quillt;
Heil der Hohen, Heil der Guten,
Die des Jammers salz'ge Fluthen
Süß umwandelnd hemmt und stillt!

Der Fest-Abend.

n Maximilian, Erzherzog von Oestreich-Este.

den 6. Sept. 1827. in Ischl.

Auf den Bergen Flammenleben,
In den Herzen Wonnebeben,
Alles Anmuth, Lust und Pracht!
Auch der Aermste ist geladen,
Folgt getrost auf Wonnepfaden
Heut der Freude sanfter Macht.

Mild der Sterne Blicke schauen
Nieder von den Himmelsauen
Spiegeln sich im Augenstern,
Daß, den froh die Armen segnen,
Dem die Herzen all begegnen,
Heil Ihm rufend nah und fern!

Welche theure Namen ſtrahlen
Von der Felſen Stirn den Thalen,
Jeder lieſ't ſie, tiefbewegt,
Alle Blicke froh ſich feuchten,
Wo bei Sternen Namen leuchten,
Die den Herzen eingeprägt.

Dieſes Abends ſüß Erinnern
Leuchtet immer ſchön im Innern,
Ein Polar-Stern ſtäter Luſt;
Dieſer Felſen, dieſer Thale
Wonnebild im Feierſtrahle,
Wohnt fortan in meiner Bruſt.

Mit der Nachtigallen Lieder
Mit den Blüthen kehre wieder
Allgeliebter, hoher Gaſt!
Hier, wo Dank und Segen blühen,
Hier, wo treu die Herzen glühen,
Die Du Dir gewonnen haſt!

Bewillkommung
an
Carolina Auguſta, Kaiſerin = Königin Majeſtät.

Salzburg, den 27. Sept. 1827.

Landes = Mutter, die verſüßet
Liebevoll der Erde Pein,
Hier, wo Dank und Treu' Dich grüßet,
Darf mein Herz nicht ſchweigend ſeyn;
Himmliſch reiner Born der Gnaden
Wogt durch Deine Liljenbruſt,
Und auf allen Lebenspfaden
Spendeſt Du des Troſtes Luſt.

Wonne leuchtet Dir entgegen,
Wonne, die Du ſelber giebſt,
Weil Du ſtiller Herzen Segen,
Und des Dankes Zähre liebſt;
Wonne muß Dich ſtets umfangen,
Wo nur weilt Dein ſüßer Blick,
Und von Luſt benetzten Wangen
Strahlt der Himmel Dir zurück.

Möchten meiner Laut' entſchweben
Lieder, ſüß, wie mein Gebet,
Wenn mein Herz mit Ahnungbeben
Gottes Segen Dir erfleht!
Doch es faſſen Erdenſchranken
Würdig nie das Höchſte ein,
Nimm dann Seele, Herz, Gedanken
Huldreich hin, da Alles Dein!

Abendempfindungen.

Salzburg, 29. Sept. 1827.

Nieder ſinkt des Tages Sonne,
Die mir heut' ſo hold gelacht,
Und Dir ſey in Dankeswonne
Gott, mein Opfer dargebracht!

Friedlich glänzt in heitrer Schöne
Fels und Hochwald, Fluth und Flur,
Und des Abends Feiertöne
Sagen Lieb' und Andacht nur.

Dieſer Sonne Huld entfaltet,
Was noch geſtern Knospe war,
Und, was Keim noch war, geſtaltet
Sich zum Blühen wunderbar.

Ewig waltend Wort: Es werde,
Immerreich quillt Deine Kraft,
Du haſt auch die dunkle Erde
Aus der Nacht emporgerafft.

Staubgeſchaffner, dulde, leide,
Zweifle nie, verzage nicht,
Denn das Weh erzeugt die Freude,
Und der Nacht entblüht das Licht!

Auf der Salzburger Brücke.

Wie grün die Wogen ſpielen
In goldner Abendgluth,
Wie leicht die Schifflein fliegen,
Wie bang und ſchwer mein Muth!

Ach, Alle treibt ein Bangen
Nach unbekanntem Loos,
Selbſt Wolken heim verlangen
Zu kühler Erde Schooß.

Ein Port nur winkt dem Sehnen,
Ein Leuchtſtern nur dem Blick,
Der Hoffnung Licht durch Thränen,
Der Treue Schmerzensglück!

An Kaiſer Franz I.
Vor ſeinem Angeſicht.

19. Dezember 1827.

Treu und Ehrfurcht grüßen
Froh mit Blick und Wort
Dieſen heil'gen Ort,
Zu des Thrones Füßen
Iſt der Hoffnung Port.

O wie blickſt Du milde
Auf die Pilgerin,
Die mit treuem Sinn
Neigt ſich vor dem Bilde
Höchſter Milde hin!

Alles darf ich ſagen;
Freudiglich empor
Sprießt des Herzens Flor,
Deiner Kinder Klagen
Neigſt Du gern Dein Ohr!

Nicht auf dunkeln Wegen
Scheu die Wahrheit ſchleicht,

Dir tritt ſie entgegen,
Froh, beherzt und leicht,
Klage ſelbſt wird Segen,
Wann ſie Dich erreicht!

Im Mürzthal.

Junius 1828.

Kühle Bäche rieſeln wieder,
Wieder labt mich Waldesluft,
Wieder ſteigen friſche Lieder
Aus der Bruſt, wie Blüthenduft,
Und je näher nun dem Ziele,
Um ſo freud'ger wogt die Bruſt,
O der ſeligen Gefühle!
O der ſüßen Wanderluſt!

Braunkohlengrube, Schloß und Heilbad Wolfsegg.

4. Junius 1830.

Kennſt Du den Wald, den nie der Sturm durchpfeift,
Kein Wild betritt, noch Jägers Fuß durchſchweift,
Kein Amſelſchlag, kein Finkenchor belebt,
Wo nicht ein Gräslein ſprießt, kein Blättlein bebt?
Kennſt Du den Wald? dahin, dahin,
Wo Licht in Nacht thront, ſollſt Du, Wandrer, zieh'n!

Kennſt Du das Thal, wo reine Wonnen blüh'n?
Ein gaſtlich Haus winkt hold aus Buchengrün,
Weit, weit durch ſanfte Flächen ſchweift Dein Blick,
All überall bluht ſtiller Eintracht Glück,
Kennſt Du das Thal? dahin, dahin,
Einſames Weh und banges Sehnen flieh'n!

Kennſt Du den Quell? Aus reicher Erde Bruſt
Quillt ſeine Fluth Geſundheit, Kraft und Luſt,
Den Labequell, den mild Natur gemiſcht,
Mit Lieb' und Weisheit, der das Herz erfriſcht.
Kennſt Du den Quell? dahin, dahin,
Du Leidender, mußt Du zur Heilung zieh'n.

Kennſt Du das Schloß? Vor Alters leuchtend hehr —
Nun thront auf ihm kein edler Ritter mehr —
Von Satz und Recht, Urkunden, Brief und Pfand
Zum Raub der Gluth gab frecher Willkühr Hand!
Kennſt Du das Schloß? Sein Glanz ſank hin,
Nicht waltet dort mehr hoher Ahnen Sinn.

Noch thront es hehr von grünen Waldeshöh'n,
In einſam ernſter Trauer ſtolz und ſchön,
Blick' in die Ferne, wie ein Bild zur Zier
Siehſt Du des Kaiſerreiches Pfeiler hier;
Wie Wolkenduft auf hellem Purpurgrund
Thut Felſenpracht ſich Deinen Augen kund.

Wie leuchten all die Höh'n im Purpurlicht,
Hier einſam thronend, dort verſchlungen dicht,
Wie blitzt die goldne Kette, Ring an Ring!
Kennſt Du die Hand, die ſo das Land umfing?
Der Allmacht Hand! Zu Ihr, zu Ihr
Blick' freudig hin, nur Wunder zeigt ſie Dir!

Sie ſchuf den Wald, einſt grün in Sonnenpracht,
Sie ſenkt' aus Lichtes Wonnen ihn in Nacht,
Sie wölbte druber hin die junge Welt,
Mit Duft und Klang, wo dir es wohlgefällt,
Sie hüllt die Urzeit in die Urnacht dicht,
Doch ſtrahlen ließ ſie Dir des Glaubens Licht.

Dieß ſey Dein Stern auf Deinem Pilgerlauf,
Getroſt und ſtark, mit Aug' und Herz blick' auf,
Wo Wunderkraft des Welt-Alls Dich umfängt,
Und wo der Thau am Halme zitternd hängt
Erkenn Dein Nichts, und der All-Liebe Macht,
Im Thaue groß, wie in der Sonnenpracht.

Der Hallſtädter Kirchhof.

Erinnerungsbild an Graf Arthur Potozky.

Im Hüttchen klein, das Sturm und See umtoſen,
Seufzt bang ein Greis: des Lichts bin ich beraubt,
O guter Gott! doch duften mir die Roſen,
Und Sonnenſtrahlen wärmen ſanft mein Haupt,
Hart iſt mein Bett, und ſchmal des Bergmanns Biſſen,
Doch Lieb' und Treu ſtillt mir der Sorge Pein;
Ein rein Gewiſſen iſt ein ſanftes Kiſſen,
Des Armen Gut: Gebet und Sonnenſchein!

„Tobias!" Hört der Greis ein Stimmlein flöten,
Wie Duft zum Himmel ſteigt der Seele Fleh'n,
Getroſt! Du ſollſt den Fels ſich wieder röthen,
Den See im Morgenſtrahl noch glänzen ſeh'n —

Das ſtille Thal, wo Deine Jugend blühte,
Die Friedensſtätte, die dem Frommen winkt,
Des Menſchenauges Licht voll Treu' und Güte,
Erfreut Dein Herz, wann Deine Nacht nun ſinkt.

Ach! ruft der Greis, wie ſollte das geſchehen?
Schon neigt ſich Haupt und Herz zur Todesruh',
Und nimmer werd' ich meine Lieben ſehen,
Erſt jenſeits wieder ſtrahlt das Licht mir zu!
Kleingläub'ger, flüſtert's troſtreich, hold und leiſe,
Denk' an Tobias! Ueber Land und Meer
Bracht' ihm ein Engel Heil von weiter Reiſe,
Für Dich auch ſendet Gott den Engel her!

Und, ſieh! nicht täuſcht der Hoffnung Troſt den Frommen,
Ein Engel kam, weit vom Sarmatenland,
Da ward von Ihm der Blindheit Nacht genommen,
Der Sorge Weh ſtillt auch des Engels Hand!
Manch heitern Lenz noch ſah Tobias blühen,
Verheißung blickten ihm die Sterne zu,
Er ſah den See im Morgendämmer glühen,
Und grünend ob dem See den Port der Ruh' —

Kennſt Du den Greis und ſeine Wonnezähren,
O Menſchenfreund, der Du ſein Loos verſüßt?

Und kann es Dir Erinnrungsluſt gewähren,
Wann ſeiner Gruft dieß Veilchen Dir entſprießt?
Sanft muß dieß Bild Dein groſses Herz bewegen!
Du ſchufſt dem Armen all ſein letztes Glück,
Sein letzter Seufzer war für Dich noch Segen,
Und Dich erſehnte noch ſein letzter Blick!

Verzage nicht, wenn ſchwer Gewölk Dir trübe
Die Zukunft birgt, kein Stern der Hoffnung lacht,
Denn, über Wolken thronen Licht und Liebe,
Der Morgen krönt die düſtre Stirn der Nacht.
Gewalt und Glück, wie leere Spreu zerſtieben,
Die Allmacht winkt, und Erdenmacht zerfällt —
O faſſe Muth! In Glaube, Hoffen, Lieben
Erſtrahlt aus Trümmern neu die junge Welt.

An das Eremsthal.

1829.

Deine Ferne, Deine Nähe,
Liebes Thal, wie reich und hold,
Wann ich grün Dich leuchten ſehe
In des Abends Purpurgold.

Auf den Fluren Gottesſegen,
Edler Mühe ſüßer Lohn,
Und zum Stift, auf allen Wegen
Hoffnungsvoll des Unglücks Sohn.

O er wird ſo mild empfangen,
Wie in guter, alter Zeit,
Die mit brünſtigem Verlangen
Kraft der Milde fromm geweiht.
Zu der immer offnen Pforte
Winkt Erbarmen liebreich hin,
Denn es herrſcht am heil'gen Orte
Liebend Herz und hoher Sinn.

Ueberall, wohin ich ſchaue,
Seh' ich walten dieſe Macht,
Die vom hehren Gottesbaue
Ueber die Gefilde wacht.
Hier hebt ſich der Blick zu Sternen,
Dort lenkt Ernſt der Jugend Lauf,
Wiſſenskraft durchfliegt die Fernen,
Merkt das Nahe ſorglich auf.

Von der Weltluſt abgeſchieden,
Nur der ſtrengen Pflicht geweiht,
In der Gottesliebe Frieden,
In der Milde Duldſamkeit.

Wandeln die vom Herrn erkoren,
Zu des Lichtes Segensthat,
Wo kein Augenblick verloren,
Jeder reift des Heiles Saat.

Schöner Garten, duft'ge Auen,
Ernſte Waldung, heitre Fluth;
Stolzer Felskranz, hold zu ſchauen,
Schneebekrönt, in Roſengluth;
Schlanke Thürme, hoch in Lüften,
Helle Saaten, friſches Grün,
Weiße Heerden auf den Triften,
Wo durch Blumen Quellen flieh'n —

Fahret wohl! und Herzensſegen
Leucht' auf euch, wie Thau im Lied,
Nun auf des Berufes Wegen
Süßerquickt, die Pilgrin zieht.
Fahret wohl, itzt fortgezogen
Hoff' ich wieder euch zu nah'n,
Denn, wie goldner Sterne Bogen
Lenkt der Herr der Menſchen Bahn.

Auf der Heimreiſe von B.

1830.

Die blauen Berge breiten
Sich näher ſchon vor den umflorten Blicken,
Es dehnen ſich die Weiten,
Und weiter muß das Ziel des Sehnens rücken,
Das Thal, von Wald umgeben,
Das fruchtbar ſich durch ſanfte Hügel windet,
Muß ſchon in Duft verſchweben,
Fern iſt das Haus, wo Treue Freiſtatt findet,
Wo ich, ſo hold empfangen,
Sah dieſes Sommers erſte Roſen prangen.

Wie trübt den Blick zur Ferne
Der ſanfte Thau, der Herz zum Auge ſendet!
Doch, Thränen haben Sterne,
Wenn ſich der Wehmuth Blick gen Himmel wendet,
Was gäb' es noch auf Erden?
Wo wäre noch der Seele Troſt geblieben?
Wann nicht im Seyn und Werden,
Das ewig Luſt und Schmerz ſchafft reinem Lieben?

Nicht jene Luſt, die nur den Sinn erheitert,
Sie kann das Herz nicht füllen,
Nur frommem Schmerz, der alle Wonne läutert,
Kann echtes Heil entquillen.
Ein Glaube, Hoffen, Flehen,
Ein Muth, Ein Streben in dem Drang der Zeiten
Vereint, aus öden Weiten
Die Seelen, die ſich finden und verſtehen,
In Glauben und Vertrauen.
Was ewig Eins war, wird ſich ewig ſchauen.

An Graf Conſtantin v. Wickenburg.

Crems, April 1829.

Ich bin noch da! Mein Schiff war mir entflogen,
Als ich von Deinem Glücke noch geträumt.
Es furchte ſchon der ſchwere Kiel die Wogen,
Noch eh' das Morgenlicht die Berge ſäumt!
Ich bin noch da, in Deiner lieben Nähe,
Ein reiches Glück, nach langer Leidenszeit,
Wann ich Dein Herz in Deinen Blicken ſehe,
Iſt Glück noch da, und alle Sorge weit.

Ich

Ich bin noch da! O wann Du Wonn' an Wonne
Unendlich ſchöpfſt aus treuer Liebe Quell,
Und wenn des nächſten Herbſtes goldne Sonne
Dir Frühling bringt, auf ewig ſüß und hell,
Dann bin ich da, im Geiſt! Im Herzen blühet
Auch mir Dein Glück im ſüßen Mitgefühl,
Und, was ſo rein in tiefſter Seele glühet,
Beſchwingt harmoniſch ſich im Saitenſpiel.

Ich bin noch da! Ruft Muſe mir entgegen,
Die längſt ſchon floh des dunkeln Schmerzes Raum,
Und all mein Daſeyn flammt in Lieb' und Segen,
In Deiner Wonnen goldnen Morgentraum.
Ich bin noch da! So lächelt mir die Freude,
Die kaum ich mehr noch hoffte, wieder zu,
Die ganze Schöpfung prangt im Feſtgeſchmeide,
Und Glück iſt da, weil denn ſo glücklich Du!

An Frau Oberamträthin Mittermair.

Gmunden, 1829.

Was klagſt Du mit gerührter Seele,
Daß ich nicht reich im Glanze bin,
Wie manche Säng'rin mit der Kehle?
Ich neide keine um Gewinn!

Denn ich bin reich! Sieh Haus und Garten,
Und Bergwerk gab der Himmel mir;
Dort leuchtet von beſondern Arten
Wohl manche freudenhelle Zier.

Auch ward zum Antheil mir gegeben,
Die Muſchel, die durch Fluthen ſchweift,
In deren Schoos ein holdes Leben
Geheimnißvoll zum Lichte reift.

Und, biedre Freundin, von den Gaben,
Die mir die Liebe Gottes ſchenkt,
Sollſt Du zum Feſt den Antheil haben,
Mit welchem Dich mein Herz bedenkt!

Das Haus — zwar mein ich es im Bilde,
Das gründet ſich auf Gottvertrau'n,
Treu', Wahrheit, Glaube, Lieb' und Milde,
Die halfen's fleißig auferbau'n.

Der Schacht — er hegt, mir ſelbſt verborgen
Noch manche Ader; Tag für Tag
Muß ich, als frommer Bergmann ſorgen,
Daß ich die Rechte muthen mag.

Der Garten trägt nicht ird'ſche Blüthen,
Dort ſproſſen Lieb' und Lieder nur,
Die will ich Dir zum Feſte bieten,
Sie blüh'n in Wahrheit und Natur.

Soll ich die Perlenmuſchel nennen?
Es iſt das Herz, das einſam weint,
Und gern mag in den Gluthen brennen,
Des Leides, das mit Gott vereint.

Und, weil vom Himmel Dir gegeben
Die Herzensheimath, freudenreich,
Verſtehſt auch Du mein Thun und Leben,
Denn lieben kann nur gleich und gleich.

Ob wandelnd auf verſchiednen Wegen
Begegnen wir uns oft und viel;
Auf jedem reinen Weg blüht Segen,
Die Guten finden ſich am Ziel.

An Carolina v. Schnorr ſ Carolsfeld,

geb. von Jankowitz.

Wien, 5. Auguſt 1829.

Ein ſüßes Lied möcht' ich Dir gerne ſingen,
Doch ach, mir iſt ſo weh, mir iſt ſo wund,
Die Trübgeſinnte kann nicht Freude bringen,
Wo lächelt ſüß mit wunder Bruſt der Mund?
Bewegte Fluth kann nicht den Himmel ſpiegeln,
Zernagte Knosp' erſchließt kein Sonnenſtrahl,
Und ſehnſuchtsvoll ſchifft mit geknickten Flügeln
Der Schwan, der nimmer auf ſich ſchwingt, im Thal.

Wohl fügen noch in Maaß und Form ſich Worte,
Doch ach, die Weihe heitrer Muſe fehlt,
Verſchloſſen iſt des Blüthenedens Pforte,
Darin ich wallte, ſtolz und auserwählt;
Verſchloſſen iſt das Labyrinth der Klagen,
Das unter Felſen holde Blumen hegt,
Ein dumpfer Schmerz ſchwebt über meinen Tagen,
Ein grau Gewölk, das keine Iris trägt.

Doch weil' ich gern bei Dir, Geliebte, Holde,
Mit Engelherzen und dem Engelblick,
Im Unſchuldglorienſchein vom reinſten Golde
Strahlt fünffach Dir der Erde ſchönſtes Glück.

Fünf ſüße Kinder, wie aus Engelſchaaren
Erleſen, friſch, wie junge Roſen blüh'n,
Und jeder Kreis von neudurchlebten Jahren
Lohnt reicher ſtiller Treu geduld'ge Müh'n.

Du lauſcheſt froh dem herrlichen Entfalten,
Das Du gehegt mit unermeſſ'ner Treu',
In Frömmigkeit und ſtrenger Tugend Walten,
In Fleiß und Sorgfalt geht der Tag vorbei.
Der Abend kommt — zehn blaue Aeuglein ſchließen
Sich lieblich zu, umweht vom goldnen Schein,
Du blickſt auf ſie, und alle Engel grüßen
Stillſegnend in die Mutterluſt hinein.

O ſüßes Bild! Nur Einer könnt' es malen,
Du kennſt Ihn wohl, er liebt Dich inniglich,
Es winden Ihm all Deiner Engel Strahlen
Der Muttertreue Glorienkranz für Dich.
Dir ſchlägt Sein Herz in ihren Herzensſchlägen,
In ihrem Augenſtern grüßt Ihn Dein Blick,
Und ſeiner Kunſt, und ſeines Lebens Segen
Blüht nur in Dir und Deiner Liebe Glück!

An Carolina Auguſta,
Kaiſerin-Königin Majeſtät.

8. Februar 1827.

Fromme Wünſche, ſanfte Lieder,
Schwebt auf leichten Fittig hin,
Bringt der Treue Herzſchlag wieder
Zu der guten Kaiſerin!

Blicke, dieſes Tages Sonne
Milder auf die Erde hin,
Strahl durch Thränen heil'ger Wonne
Unſrer frommen Kaiſerin!

Frühlingsſegen haucht, ihr Lüfte,
Der verjüngten Erde hin,
Bringt der Herzen Opferdüfte
Der geliebten Kaiſerin!

Engel der Erinn'rung, ſchwebe,
Sanft vor ihren Blicken hin,
That an That im Bilde lebe
Süß vor der Erbarmerin!

Heut rief Gott ein neues „Werde“
Liebend durch die Schöpfung hin,
Und ein Engel ward der Erde
In der ſüßen Kaiſerin!

An Seraphina.

Wien, 7. Mai 1828.

Ich weiß auf weiter Erde
Ein Weſen nur, wie Dich,
Vor Gott, und vor der Einen
Beug' ich in Andacht mich.

Wie ſüß iſt's, Dich zu denken!
In Deiner Lieblichkeit
Die Seele zu verſenken
Gibt Troſt in herbem Leid.

O leucht' im Glorienſcheine
Stets ſelig, klar und rein,
Du Heilige, Du Meine,
Vor Gott gedenke mein!

An Seraphina.

Wiederſehn!

Völklabruck, 11. September 1828.

Der Morgen kommt, ſchon röthen ſich die Höhen,
Sie winden ſich aus Nebeln voller Pracht,
Der Morgen kommt, mit duft'gen Schwingen wehen
Die heitern Weſte vor ſich hin die Nacht.
Längſt wacht mein Herz im brünſtigen Gebete,
Dein eingedenk vor Gottes Sonnenthron,
Und was es heiß in bangen Stunden flehte,
Erhört war es vor Zeiten Anfang ſchon.

Denn, aller Zeiten Wonne wirſt Du ſtrahlen,
Du reine Perl' in Gottes Segenshand,
Du, deren Milde bittern Jammers Schalen
In Süßigkeit, und Weh in Luſt gewandt;
Du, treu und wahr in jedem Herzensſchlage,
Zu Dir empor blickt fromme Zuverſicht,
Und ſüße Morgenröthe beſſrer Tage
Verherrlicht Dein gerettet Land, Dein Licht!

O, wären Thränen Worte, welche Lieder
Säng' ich dann Dir! Stilllauſchend horcht' die Welt,
Und ſüß im Liede ſtrahlt der Abglanz wieder
Des ſegenvollen Seyns, das Gott gefällt.

Doch nein, es ſteigt aus treuen Herzens Schranke
Nur Duft und Thau, wie aus der Blume Schooß,
Und Segen, Ahnen, Hoffen, Traum, Gedanke,
Ringt nur vor Gott ſich im Gebete los.

Nimm Alles hin, was meine Bruſt erhoben
Dir glühend weiht! An heil'ger Stätte flammt
Der Opferduft, er wallt entzückt nach Oben,
Und fühlt ſich freudiger von dort entſtammt.
Geweiht durch Deine Huld iſt nun mein Leben
Ein wohlgefällig Opfer Gott dem Herrn,
Und wird einſt ſanft der letzte Hauch entſchweben,
Dann iſt das ſchönſte Wiederſehn nicht fern!

An Seraphina.

Wien, 10. Mai 1829.

Alles, was von mir iſt Dein,
Laß es auch dieß Büchlein ſeyn,
Ernſt aus Scherzen, Scherz aus Schmerzen,
Roſe lacht, den Dorn im Herzen,
Wie ſie glühend, duftend ſteht,
Schon ein Hauch die Pracht verweht.

Doch einſt ſtrahlt' ihr ſüßes Glüh'n,
Doch einſt labt' ihr duftend Blüh'n,
Die Beraubte, Freudenloſe.
Wandrer, ſieh, einſt war ſie Roſe,
Purpur, Duft, auf Flügeln wiegt
Noch der Sturm, der ſie beſiegt.

So auch weht, aus Blüthezeit
Noch von mir manch Blatt verſtreut;
Sagt von Liebe, Lenz und Wonne,
Feucht vom Thau noch, warm von Sonne,
Nimm ſie All' an Deine Bruſt,
Friedenspfort der heil'gen Luſt!

Die Du Liebe biſt allein,
Mild empfängſt, was liebend Dein,
Die Du mit den Liljenhänden
Liebe willſt, und Segen ſpenden,
Die Du fromm und treu und klar,
Wie noch nichts auf Erden war —

Nennt auch Dich nicht mein Gedicht,
O, wer kennt, wer fühlt Dich nicht?
Iris gibt auf dunklem Grunde
Sanft in Farben Sonnenkunde,
Thau, vom Strahlenblick durchbebt
Sonnenbild am Halme ſchwebt.

Der die Mode harmlos malt,
Den Dein Lächeln angeſtrahlt,
Dieſer Scherz, als Welle, wandre
Heitrer durch die Zeit, als andre,
Und an ſeinen Ufern blüh'n
Süße Früchte ſtiller Müh'n.

Wo die Armuth ſchüchtern klagt,
Kaum noch mehr zu hoffen wagt,
Dort im öden Felſenlande,
An der Seeen Blumenrande,
In die Hütten, ſtill und klein,
Kehre wieder Freude ein.

Freude, die bei Mühen wohnt,
Freude, die nach Schmerzen lohnt,
Fern vom Drang der Eitelkeiten,
Unberührt vom Sturm der Zeiten,
In des Hochland's grünem Schooß,
Blühe unterm Dach von Moos.

Einſt verrauſcht der Prunkgier Drang,
Zeitentaumel währt nicht lang.
Einfachheit wird wiederkehren,
Fleiß die deutſchen Frauen ehren,
Hoch, wie Dich! zurück kehrt dann
Froh die Zeit, wo Bertha ſpann!

An Seraphina.

Baden bei Wien, 28. Julius 1829.

Ich möchte gern nur Dich, nur Dich erfreuen,
Nur denken Dein, in Deinem ſüßen Licht,
Da muß die Erde mich von Dir zerſtreuen,
Mit ihrem Harm, mit ihrem Qualgewicht.
Ich trübe Dich, und muß es herb bereuen,
Und wieder Dich zu trüben heiſcht die Pflicht —
O, hohe Frau, mit ſüßem Engelwalten
Kannſt Du verzeih'n, und mich nicht ſchuldig halten?

Der Himmel, den, in reiner Aetherbläue
Dein Auge ſtrahlt, wird er mir lächeln nun?
Erkennſt Du wohl die warme Herzenstreue,
Die nimmer kann von bangen Sorgen ruhn?
Und wie ich Dir ein duftend Blümchen ſtreue,
Gleich ſproßt der Dorn, Dir wieder weh zu thun,
Und in den Labekelch vom höchſten Glücke
Miſcht Wermuth mir des finſtern Schickſals Tücke.

Wie ſelig wär's, nur Freude Dir zu bringen,
Des Wohlthuns, des Gelingens volle Luſt,
Dein frommes Herz mit Wonnen zu durchdringen,
Die Engeln reiner nicht, als Dir bewußt.

O kann denn nichts die düſtre Macht bezwingen?
Erhebt kein Fittig über Erdenwuſt,
Und muß im Kampf, dem ſchmerzlichſten von Allen
Mein himmliſch Glück, bekränztes Opfer fallen?

O wohl! Es muß! denn nimmer weilt hienieden
Ein Glück, das rein und ganz die Seele füllt,
Aus Sehnſucht nur und Hoffnung blüht der Frieden,
Der Ahnung künft'ger Wonnen uns enthüllt,
Der Erdenfeſſel Druck wird nie vermieden,
Ob manchen Ring die Blume weich umquillt,
Und wann in Luſt verſinken trunkne Herzen,
So ſind des Himmels Mahnung bittre Schmerzen.

So will ich denn nicht zweifeln, nicht verzagen,
Und muthig wandeln auf der Dornenbahn;
Ich kränze Dir den Kelch der bittern Klagen,
Dem Deine Lippen mit Ergebung nah'n,
Und Engel ſchau'n auf Dich, und Engel ſagen,
Sie wird am Urquell Labung ſüß empfah'n,
Sie gab für ew'ges Heil die Luſt der Erden,
Wie Sie gethan, wird Ihr vergolten werden!

Gedenkblatt für Fräulein Henriette E.

Baden bei Wien, 29. Juli 1829.

Wer in der Kunſt ſucht die Natur,
Das Jenſeits ſucht im Leben;
Wer lauſchend horcht dem Geiſt der Flur,
Wem Fluthen Lieder beben;
Wer rein der Schöpfung Vollklang fühlt,
Wenn Sturm das Felſenthal durchwühlt,
Und ferne Donner rollen,
Wer im Atom den Geiſt erkennt,
Der waltend, jedes Element
Fügt ewigklarem Wollen;
Der fühlt den ſüßen Liebehauch,
Den ewigreinen Einklang auch,
Der das Geſchöpf zum Werden,
Zum ew'gen Seyn aus Staub erſchuf,
Und kennt den ſeligen Beruf
Zum Engel ſchon auf Erden!

An Fr. Fonck, geb. Foveaux.

O, klage nicht, brennt deine Wunde heiß,
Schmerz führt dich hin, wo Glück den Weg nicht weiß!

An Jenny*

Dein kindlich Herz, o, meine Jenny, hat
Noch, wie dieß Buch, manch unbeſchriebnes Blatt,
Doch Knospen wohl für dich bereits im Stillen
Die Blüthen, welche dieſe Blätter füllen,
So hüte dann dein Engel mildiglich,
Du, Liebliche, dein ſchönes Herz, und dich!

An Graf Conſtantin v. Wickenburg.

Wer für Wahrheit treu geſtritten
In den Zeiten nah und fern
Iſt Apoſtel unſers Herrn.
Wer für Recht und Treu gelitten,
In den Zeiten fern und nah,
Den umfängt die Gloria.

Jedes Ziel verlangt ein Streben,
Jeder Sieg ein Martyrthum,
Eine Palme jeder Ruhm,
Eine Roſe jedes Leben.
Hoher Sinn kennt ſeinen Stern,
Tugend iſt des Lebens Kern.

Aus dem Todtenopfer von Lady Spencers Smith.

Ach! hienieden birgt des Herzens Habe
Leckes Schiff auf trügriſch glattem Meer,
Jenſeits winkt der Hafen, über'm Grabe
Und der Leuchtthurm blickt durch Wolken her.

An *

Stets hell der Stern im Buſen,
Stets treu die Gunſt der Muſen,
Stets feſt der reine Wille,
Stets fromm das Herz und ſtille,
Stets Muth bei Sturmeswüthen,
Stets treu zum Licht die Blüthen,
So bringt der Lauf der Zeit
Stets neue Freudigkeit!

An *

Nicht immer durch verwandtes Streben
Iſt Herz dem Herzen nah verwandt,
Nur gleiches inn'res Herzensleben
Schließt ewig feſt der Treue Band!

An *

Im Elbethal, an ſanfter Ilme Strande,
All überall gibt Frühling holden Gruß,
Wohl ſprießen Blüthen auch aus dürrem Sande,
Manch edles Reis umgrünt der Sprea Fluß,
Des Himmes Gaben ſchmücken alle Lande,
Auf bleiche Lippen küßt der Genius.

An Charlotte, Freifrau von Oelſen, geb. Fr. Sydow.

Kennſt du die ſüßeſte der Roſen,
Die jeden Tag auf's Neue blüht?
Es iſt des Kindes zärtlich Koſen,
Die Liebe, die rein himmliſch glüht.

Viel Dornen wachſen um den Stengel,
Das iſt der Mutterſorge Schmerz,
Doch Gottes reiner Liebe-Engel
Bewacht ein treues Mutterherz.

An Ludwig Freiherrn Rançonnet.

Ein Finden iſt kein Finden,
Es iſt ein Wiederſehn,
Was Seelen kann verbinden,
War ewig ſchon geſchehn,
O, hege treu den Funken,
Der deine Bruſt durchglüht,
Der deine Seele trunken
Zum Flammenurquell zieht!

In Liebe nur iſt Wahrheit,
In Treue nur iſt Klarheit,
Ein Herz, treu, fromm und wahr
Iſt Gottes Hochaltar.

An *
Beim Guitarre-Spiel.

Wie die Klänge ſanft verſchwommen,
Wiegt' die Seele Sehnens Luſt,
Auch die Töne, unvernommen,
Gab ein Gott in deine Bruſt;
Jene ſanften Melodieen,
Die der Farbe Geiſt erblüh'n,
Nimmer wandeln, nimmer fliehen,
Himmelbau und Erdengrün,
Präge ſie, als Geniuszeichen
Kühn der kalten Maſſe ein,
Kränze wird die Kunſt dir reichen,
Schön're dir die Treue weih'n.

An *

Auch in trüber Winterzeit
Wollen heut die Roſen blühen,
Daß ihr Glanz dein Herz erfreut,
Will ſich jede Schweſter mühen.

Laß ſie dir willkommen ſeyn,
An den Lenz dich zu erinnern,
Blühen dir doch im Verein
Roſen, immer ſchön im Innern.

Obgleich Alle lieblich glüh'n,
Pflege treulich du vor Allen
Stillen Herzens Unſchuldblüh'n,
Gott und Menſchen zu gefallen.

Was von reicher Knospen Gluth
Unterm Laube ſich verhehlet,
Blühe unter Gottes Hut,
Jede hat ſein Blick gezählet.

Alle ſproſſen friſch empor,
Keine treffe Sturmes Wüthen,
Und dereinſt im Engelchor
Leuchten ſie, bei ew'gen Blüthen.

An Frau von Timony.

Roſenknoſpe, die der Sturm entriß,
Iſt in Staub und Aſche nicht zerſtoben,
Was die Erde birgt in Finſterniß
Blüht dir friſch im ew'gen Lichte droben,
Ach! auf Erden iſt uns nur gewiß,
Was der Himmel ſorglich aufgehoben.

An Graf Conſtantin von Wickenburg.

Im Bild auch liebt die Roſ' ein ſinniges Gemüth,
Und immer ſchön iſt nur, was treu im Lichte blüht.

An meinen Sohn zum Namenstag.

Alle Wilhelm ſollen leben,
Blüh'n im höchſten Lebensflor,
Und vor Allen Theodor
Wilhelm, mir von Gott gegeben!
Gut biſt du, und treu und ſinnig,
Herz und Kopf und Seele frei,
Immer klar, ernſt, feſt und innig,
Freund und Feind von Herzen ſey!

Reich aus vollem Füllhorn ſtreue,
Was der gute Genius gibt,
Liebe, dichte, leb' in Treue,
Weil nur Treue lebt und liebt.
Laß auf allen Lebenswegen
Dauernd lichten Streif zurück,
Gründ' in dir der Zukunft Segen,
Und dein Herz ſey dein Geſchick!

An *

Süßes Hoffen, frohes Ahnen
Gaukelt auf der Jugend Bahnen,
Weben Iris Farben mild
Auf der Sorgen Wolkenbild,
Beide, die nur Thoren lügen,
Nimmer frommen Glauben trügen
Mögen dich umſchweben treu,
Muth gefaßt! Den Blick erhoben,
Dann bleibt hell der Himmel droben,
Und die Erde ſchön und neu!

An *

Der Frühling iſt ein ſüßes Bangen,
Der Sommer iſt ein heitres Glüh'n,
Bald will der goldne Herbſt dir prangen,
Mit Segen krönend edle Müh'n;
Spät wird der ernſte Winter kommen,
Mild, wie dein Herz, in weißer Pracht,
Bringt doch ſein Nahen nur den Frommen
Verheißung, daß der Lenz erwacht.

An *

Wirf dein Leiden, wirf dein Klagen
In der Liebe Wunderfluth,
Liebe, Liebe wird es tragen,
Läutern in der Himmelsgluth.

In der Liebe Spiegel milde,
Sieh die Welt, in Licht verklärt,
Erſt im Widerglanz und Bilde
Haben Welt und Leben Werth.

Wer kann ihre Macht ermeſſen?
Ihrer Schmerzen Seligkeit?
Lieb' iſt Erdenleid's Vergeſſen,
Und Erblüh'n von Himmelsleid!

An Graf Conſtantin Matthias v. Wickenburg.

Wie dieſes Tages Helle,
Wie dieſe milde Luft
Das Herz zur Freude ruft,
So fließ' des Lebens Welle
Dir hin, bei Klang und Duft.

Dein Herz, ſo reich und milde,
Dein Geiſt, ſo hold geſchmückt,
Sey heiter, ſey beglückt,
Dir blüh' im liebſten Bilde,
Was ſüß in Dir entzückt!

Hell ſey dem klaren Innern
Die Zukunft aufgerollt,
Dir zeig' im Morgengold
Ein ſeliges Erinnern
Nur Tage, ſüß und hold.

Auf Ruhmesbahnen dringe
Beharrlich, kühn hinauf,
Nichts hemme Deinen Lauf,
Für Gott und Tugend ringe,
Mit Gott, voran, friſchauf!

Nachruf an Ludwig Duport. † 1825.

Fahr wohl und ſanft zur ew'gen Ruh',
Im Lenz gepflückte Knospe Du,
Dein Bett iſt weich, die Ruhſtätt' grün,
Wo Wipfel weh'n, und Blumen blüh'n;
Und ſanfte Thränen beben drauf,
Die ſprießen hell in Blumen auf!
Fahr wohl und ſüß — Du litteſt ſchwer,
Nun, Engel, leideſt Du nicht mehr!
Sanft iſt der Schlaf der Todesnacht,
Davon es ſich ſo ſüß erwacht;
Nur Schlummer iſt der Unſchuld Tod,
Und wolkenlos ihr Morgenroth,
Fahr wohl und ſüß zur letzten Ruh',
Du früh verklärter Engel, Du!

Gedenkblatt an Friederika von Dornfeld.

Kannſt Du ahnen, was in Fernen
Jenſeits dieſes Lebens thront;
Kannſt Du hoffen über Sternen,
Wie ſo ſüß ſich Tugend lohnt;

Kannſt Du ſtille Wonnen faſſen,
Wie ſie einſam Sehnen gibt?
O, ſo biſt du nicht verlaſſen
Von der Treu, die ewig liebt!

Kannſt Du glauben, was im Herzen
Inn're Stimme Dir verheißt;
Kannſt Du ſchau'n das Licht der Schmerzen,
Das den Weg zum Himmel weiſ't;
Kannſt Du für die Wahrheit leiden,
Treu, wie Er, der Dich erkor?
O, ſo wird von Dir nicht ſcheiden,
Was Dich ewig hält empor!

Kannſt Du lieben die Bedrängten,
Welche kalt Engherz'ge flieh'n?
O, ſo wird dem Dir verhängten
Looſe ew'ges Heil erblüh'n!
Strebe, ringe mit Vertrauen,
Denn Dein Engel ſchwebt um dich,
Glauben, hoffen. ahnen, ſchauen,
Alles faßt die Lieb' in ſich!

An *

Für Wonn' und Licht, nichts hab ich Dir zu geben,
So Tag für Tag, als einen Blumenſtrauß,
In ſanften Tönen nennt er Dir Dein Leben,
In Düften hauchen Blumen Kunde aus,
Ihr Geiſt wird, Dir verſtändlich, Dich umſchweben,
So lies Du ſelbſt Verheißung Dir heraus;
Dein eigner Sinn kann nicht die Seele trügen,
Und Herz und Blume können nimmer lügen.

Sie zog nicht Kunſt, der Lenz hat ſie erſchloſſen,
Des Himmels Thau ihr zartes Seyn erquickt,
Verborgen, einſamlich im Feld entſproſſen
Hat Sonne nur ſie liebend angeblickt,
Still wären ſie verblüht mit den Genoſſen,
Hätt' ich ſie nicht, erwählend, Dir gepflückt,
Und wie ſie ſchimmernd, duftend Dich umweben,
O, freundlich Loos — verſchwebt ihr Blumenleben!

So laß mein Herz, wie eine Blume blühen
In Deinem Lichte, engelrein und klar;
So meine Seele Dir im Blick vergluhen,
Beſeligt, daß ſie Dein hienieden war.
Laß Dir mich weihen fromme Geiſtesmühen,
In Wahrheit, Treu und Segen immerdar,

Und denk, ob hier die Blume wortlos bliebe;
Einſt, über Sternen ſprechen Blum' und Liebe!

Der Gang am Starnberger See.

Der Regen rauſchte, Sonnenblicke woben
Um die erfriſchten Fluren ſüßes Glänzen,
Die Wogen rieſelten zu Wonnetänzen
Mildheitern Lichts, das ſie beflügelt hoben,
Und Jubellieder in den Wipfeln droben
Der heil'gen Eichen, ſo die Fluth umkränzen,
Und Hoffnunggrün im friſchen Hauch des Lenzen
Das Friedenthal, von Anmuth rings umwoben.
Und ſchmeichelnd aus der Blüthen Wunderfülle
Klang es mir zu: Als Pfand und Angedenken
Nimm Blumen hin, der Himmel will ſie ſchenken,
Der Duft verſchwebt, es bleicht die zarte Hülle,
Doch hauchen ſie auch welk ein blühend Denken,
Kein Blühen lebt, dem nicht ein Lenz entquille.

An *

Es wich die Nacht, die milden Jubeltöne
Erwachter Schöpfung feierten das Licht,
Der Morgen rief in roſenmilder Schöne
Der Weſen Herz, der Blumen Angeſicht
Empor, empor, auf heitrer Andacht Schwingen,
Wo Lieb' und Licht in voller Blüthe ſteh'n,
Wo Harmonien des Welt-Alls Schwung durchklingen,
Wo klar die Weſen ihren Urquell ſeh'n.

Da riefen mich die wonnereichen Stimmen,
Und vor mir prangt' ein Hochaltar der Luft,
Ich ſah den Mond im blauen Aether ſchwimmen,
Und Lieb'erglüht beſchneiter Alpen Bruſt,
Die grüne Flur, von Purpurlicht durchdrungen,
Bethauter Wipfel Prangen, ſanft bewegt,
Die Schöpfung fühlt' ich von der Lieb' umſchlungen,
Die durch ihr Herz in vollen Pulſen ſchlägt.

Da ging, wie eine Roſe auf die Sonne
Des ſüßen Morgens und der innern Welt,
Durch meinen Buſen zog des Urklangs Wonne,
Der ſanft das All in ew'ger Schwingung hält,

Und, wogend auf den Strömen ſeiner Milde,
Indeß der Erde nicht'ges Weh verſchwand,
Gedacht' ich dein, in deren Engelbilde
Natur in Huld ihr Lieblichſtes verband.

An deinem Glanz erſtrahlt' das Licht des Innern,
Das trüb und dumpf ſonſt drang durch Dunkelheit,
Du haſt mein Herz dem ſeligſten Erinnern,
Des reinſten Sehnens ſtillem Dienſt geweiht.
Die Wolke ſank, die mir das Licht umſchleiert,
Und Wahrheit ſtrahlt aus reinem Quell mir zu,
Dieß neue Daſeyn, das die Seele feiert,
Dieß friſche, heil'ge Leben ſelbſt biſt du!

An Seraphina.

München, 8. Auguſt 1832.

Die Stunden flieh'n, die Hoffnung iſt zerronnen,
Und ſternenlos bleibt die durchſtürmte Nacht,
Ja, Himmel, nimm ſie wieder, deine Wonnen,
Die arme Welt iſt nicht für ſie gemacht!

Und wird kein Stern mehr ſüßen Stunden ſcheinen,
So reich, ſo ſelig, heil'ger Andacht voll,
So laß mich ſanft um das Verſchwund'ne weinen,
Ein ſüßes Glück will ſüßer Thränen Zoll.

Ich bin erhört! Es wird im Buſen helle,
Ein Himmelsſtrahl durchdringt die Wolken mild,
Sie quillt, ſie perlt, die wunderreiche Welle,
Aus ihren Tiefen ſteigt ein ſelig Bild.

Gegrüßt, o Heil! Du biſt mir nicht entriſſen,
Der Thau ſchmückt jedes Blüh'n mit Lichtes Zier,
Wie fern Du ſeyſt, wie herb ich Dich muß miſſen,
Die Thränenfluth trägt mich zu Füßen Dir!

An Seraphina.

München, 22. Auguſt 1832.

Nur in der ſtillen Wehmuth ſanfter Feier
Strahlt hell mein Auge, wird die Seele freier.
O, wunderſames Licht von Sternenhöhen,
Dich denken, iſt ſo hold faſt, als Dich ſehen.
Nicht faßt mein Herz ſo reicher Wonnen Fülle,
Die Seele ſehnt ſich aus der Erdenhülle

Empor, empor zum wahren Heimathlande —
So ſprengt die Roſe dunkler Knospen Bande.
Nie hab' ich ſo mein geiſtig Seyn empfunden,
Als Aug' in Aug mit Dir in Weiheſtunden.
Nie tönten mir ſo ſüß des Wohllauts Wogen,
Wie Worte, die von Deinen Lippen flogen.

Du zauberſt durch die Huld der Liebegüte
Den ganzen Lenz in Eine Erdenblüthe.
Du einigſt durch die Macht der Liebewahrheit
In Einen Lichtblick aller Sterne Klarheit.
Wann Frühling, Wohllaut, Sterne Dir ſich neigen,
Wie ſoll ein Herz von ſeiner Liebe ſchweigen?

An eine trauernde Mutter.

O, weine nicht, daß du verloren
Ein Kind, ſo hold, ſo geiſtreich ſchon,
Zu früher Seligkeit erkoren
Strahlt es nun rein an Gottes Thron;
In Unſchuld iſt es heimgegangen,
Sein höchſtes Glück der Mutter Kuß —
O, weine nicht, hör auf zu bangen,
Und ehre Gottes milden Schluß.

Du kennſt ſie nicht, die bittern Thränen,
Die eine arme Mutter weint,
Wenn ihrem Bangen, ihrem Sehnen
Kein Troſt mehr blüht, kein Stern mehr ſcheint,

Wenn keine Warnung, keine Bitte
Zurückruft ein verirrtes Herz,
Das ſich von Tugend, Frommheit, Sitte
Hartnäckig wendet abgrundwärts.

Der Tod kann nicht die Liebe trennen,
Der Tod ſchließt Seel' an Seele feſt,
O, lerne nie die Schmerzen kennen,
Wann Herz von Herz im Leben läßt!
Du kannſt ſo herben Troſt nicht faſſen,
Du glaubſt, er ſey ein leerer Wahn,
Blickſt unter Thränen noch die blaſſen
Sanftlächelnd ſtummen Lippen an. —

Sie lächeln, denn, nur ſanfte Worte,
Wie Thau des Himmels ſich ergoß,
Entſchlüpften aus der Roſenpforte,
Die eines Engels Herz erſchloß —
Und jetzt, im klaren Morgenſchimmer,
Daheim, ſo bald, ſo froh, ſo ſchön
Winkt Dir dieß Lächeln: Weine nimmer,
Gewiß! Du wirſt mich wiederſehn!

Troſt.

Und können Worte nicht faſſen
Das Leid, das die Seele durchbohrt,
Und irrt dein Fahrzeug verlaſſen,
Den Stürmen ein Spiel, hier und dort,
Und trauern in Wolken die Lichter,
Die Augen der himmliſchen Huld,
Und ballen Wolken ſich dichter,
Geduld, bange Seele, Geduld!

Die Thräne, die Liebe geweinet,
Sie irrt nicht verloren umher,
Sie ſucht ſich Bahn, und vereinet
Sich einſt dem unendlichen Meer.
Und hin zum Meere geronnen,
Als Perle drin wogt ſie, und flicht
Sich hell in die Kränze der Wonnen
Der Liebe, die wandelt im Licht.

An *
Zwölf Milchlöffel aus der Vicht-Au.

(Auf Seraphina's Gebot in die Sammlung aufgenommen.)

Wir kommen her, zwölf durſtige Clienten,
Erſehnend ſüße Milchkoſt, die wir lieben;
Wir ſind zwar keine Leute von Talenten,
Und wären gern in unſerm Wald geblieben,
Am grünen Rain, ein Spiel den Elementen,
Doch hieb die Axt uns weg mit ſtarken Hieben,
Aus war es mit der Luſt des freien Lebens,
Und alles Aechzen und Gemurr vergebens.

O, wüßteſt Du, Holdſel'ge, wie ſo blühend
In Wunderpracht uns ſtrahlt das Heimathland,
Säh'ſt unſre Felſen Du, in Purpur glühend,
Hiengſt Du an unſrer Fluthen Blumenrand,
Dich immer froh zu holdem Ziele mühend,
Du ſehnteſt Dich nach keinem andern Land,
Und rief'ſt entzückt: Hier laßt uns Hütten bauen,
Mein Grab ſey hier auf dieſen Hochlandsauen!

In dieſem Wonnereich ſind wir entſproſſen,
Im Hochthal, ſüß umweht von reiner Luft,
Sah'n ſtolz auf Fluthen, die den Fels umfloſſen,
Vermiſchten Waldesduft mit Blumenduft.

Wir haben fröhlich unſern Lenz genoſſen,
Bis uns gefällt die ſcharfe Eiſenkluft,
Bang dorrten wir, und konnten es nicht ahnen,
Daß Bildung uns berief zu neuen Bahnen.

Denn eine Hand, geübt und flink im Drechſeln,
Formt' alle uns zu Löffeln nach der Schnur,
Dann mußten wir die fahle Farbe wechſeln,
Auf ſchwarzem Grund prangt Roth, Grün, Gold, Azur,
Wir glichen nun einander zum Verwechſeln,
Denn Eigenheit vertilgt die Politur,
Dann wurden wir gequält im Prüfungsfeuer,
Ja, wir bezahlten unſre Bildung theuer.

Doch, ſegnen wollen wir die Prüfungsſtunde,
Und jedes Leid, erlebt der Kunſt zum Preis,
Wenn Du uns lächelnd führſt zum Roſenmunde,
Und ſanft berührſt mit Zähnchen Perlenweiß!
O, wären wir in Deiner Hallen Runde,
Und, die uns ſenden, mit im Theuern Kreis,
Dann ſollte aus den Löffeln wohl von Gmunden,
Wie Nektar Badens Milch den Gäſten munden!

An *

Es iſt zu ſpät!
Seufzt an des Lebens Abend
Ein Greis, der bang' in Reu' vergeht,
Da tröſtet ihn ein Engel, mild und labend:
„O, nicht zu ſpät!"

Es iſt zu ſpät!
Erſeufzt die zarte Blüthe,
Wenn ſchon der Nord verheerend weht,
Da winkt ein Strahl, der liebend ſie durchglühte,
„Nein, nicht zu ſpät!"

Es iſt zu ſpät
Die Blumen noch zu reichen,
Süßduftend, wie Dein Odem weht,
Doch, Dich der ſchönſten Blume zu vergleichen,
Iſt's nicht zu ſpät.

So nimm dieß Lied,
Das ich dem Tage weihe,
Wo Lieb' und Treu' Dir Heil erfleht,
Der Freundſchaft Gruß, aus reiner Herzenstreue
Kommt nie zu ſpät!

An Thereſe Clodi.

Lächelt heut ein Feſt Dir wieder,
Weil ein Jahr von dannen ſchied,
So nimm Blumen gern und Lieder,
Weil Du Blume biſt, und Lied!

Die Natur weiß hold zu dichten,
Und kein Sänger ſingt ihr nach,
Ihrer Werke Werth zu richten,
Iſt der Menſchen Geiſt zu ſchwach.

Einer Blume gibt ſie Düfte,
Einer andern Seel' und Herz,
Vöglein ſchweben durch die Lüfte,
Herz und Seele himmelwärts.

Perlen ſenkt ſie in Cryſtallen,
Wo ſich Roſ' und Schmelz vereint,
Doch die ſchönſten Perlen fallen,
Wo die ſüße Unſchuld weint.

Aller ihrer Gaben Fülle,
Die verſtreut die Schöpfung ſchmückt,
Eint im Menſchen Gottes Wille,
Dem ſein Siegel aufgedrückt.

Deines ſchönen Daſeyns freue,
Holde, Dich, und jedes Jahr
Bringe frommer Kindestreue
Stillen, ſüßen Lohn Dir dar!

Mag der Winter Dich umtoſen,
Dir im Buſen bleibt es licht,
Immerſchön erblühen Roſen
Auf dem Dornenpfad der Pflicht.

An einen glücklichen Vater.

Ward ein ſüßes Mägdlein Dein,
Laß mich Dichterſegen geben,
Liebe ſelbſt gab ihr das Leben,
Mög' ihr Leben Liebe ſeyn!

O, wie war die Stunde ſüß,
Wo Dir ward ſo frohe Kunde,
Wohl ſo ſüß, wie jene Stunde,
Wo Dein Mädchen Treu verhieß.

Alſo mild iſt die Natur,
Alſo reich iſt Lieb' an neuen
Wonnen, die das Herz erfreuen,
Und doch ſtets die Einz'ge nur!

Alles Blüh'n iſt wunderhold,
Frühling iſt das Schönſt' auf Erden,
Dennoch ſiehſt Du gern auch werden
Blüthenſchmelz zum Früchtegold.

So auch bringt der Liebe Mai,
In der heil'gen Treue Segen,
Immerdar, trotz Sturm und Regen,
Süße Früchte mild herbei.

Zartes Holdchen, blühe nur
Schlummernd in der Mutter Schooße,
Knösplein an der Bruſt der Roſe
Lacht dir Himmel und Natur!

Roſe einſt, führt Gott dir zu
Einen Mann, in Kraft und Blüthe,
Vater'n gleich in Geiſt und Güte,
Und ein Knösplein, hold, wie du!

Neujahrabends Mitternacht.

Wien.

Horch, es ſchlägt die Scheideſtunde,
Schließet neuen Ring der Zeit,
Und vom dumpfen Glockenmunde,
Vielverheißend klingt das Heut',
Und es findet froh beiſammen
Holden Kreis der Morgenſtern,
Und ihm lodern Freudenflammen
Hochwillkommen, nah und fern!

Hoffnungsvoll laß dich empfangen,
Junges Jahr im Sternenſchein,
Trete hell mit friſchen Wangen
Lächelnd in den Zeitlauf ein,
Unſer Kreis, ſo ſtreng gezogen,
Schließt nur aus den böſen Geiſt,
Und den ſtillen Friedensbogen
Nur die ſanfte Luſt umkreiſ't.

Glückverheißend blicke nieder,
Morgenſtern der Neujahrsnacht,
Siehſt uns wohl vereint nicht wieder,
Wann du wiederkehrſt in Pracht,

Ach! nach Süden, Westen, Norden
Das Geschick die Pilger ruft,
Was noch kaum sich werth geworden
Weint um Trennung oder Gruft.

Nicht mit Schmerzerinn'rung trübe
Blick auf uns, o, Morgenstern,
Laß uns geben Hoffnung, Liebe,
Schmerz und Lust der Hand des Herrn;
Ja, der Vater blickt hernieder,
Und die ew'ge Liebe wacht,
Und beisammen find't uns wieder
Morgenstern, nach kurzer Nacht!

An Ernestine Landesmann.

Du hast mein stilles Fest verklärt
Mit Lied und Liebeleuchten,
Und bist der Rührungthränen werth,
Die mir die Augen feuchten.

Die Nachtigall singt Weh und Lust
Nur Nachts in Schattenthalen,
Und nur in schmerzdurchbohrter Brust
Des Liedes Perlen strahlen.

Bewahre treu der Gottheit Pfand,
Du fromme, tiefe Seele,
Und flüchte oft zum Blüthenland,
Liebholde Philomele!

Wohin Dich auch Dein Fittig ſchwingt
In Lebensirrgewinden,
Wirſt Du, die ſelbſt den Frühling bringt,
Den Frühling wieder finden!

An die Freifrau von Eskeles.

Du biſt geneſen, biſt erſtanden,
Geliebte, aus der Krankheit Banden,
Zurückgeſchenkt der Treue Fleh'n,
Und nach des Herzens bangem Zagen,
Und nach den trüben Wintertagen
Harrt mein ein fröhlich Wiederſeh'n!

O, mußt denn Du geprüft noch werden,
Du, die ein Engel ſchon auf Erden
Vom tiefſten Mitgefühl durchbebt,
Der Freunde herbe Leiden lindert,
Das Gute wirkt, das Böſe hindert,
Und nur in Andrer Glücke lebt!

Ihr roſ'ge Englein, mild umwoben
Von Lockennacht, erhebt nach Oben
Die zarten Händlein, rein von Schuld.
O, betet, ſendet lieblich's Lallen
Wie Opferduft zu Himmelshallen,
Erfleht für Sie der Gottheit Huld!

Der heitre Tag ſoll Sie entzücken,
Die ſtille Nacht ſoll Sie erquicken,
Ihr Traum ſanft, wie die Liebe ſeyn,
Sie ſoll Euch ſehen lieblich blühen,
Und nach des ſchwülen Mittags Mühen
Des milden Abends ſich erfreu'n!

An die Freifrau Johanna von Peſchier.

Die Woge rauſcht, die Stürme weh'n,
Durch Wolken trüb die Sterne ſeh'n,
Die Berge deckt ein Schneegewand,
Streng hält die Fluth des Eiſes Band,
Und trauernd ſteh'n die Fluren leer,
Als gäb es gar kein Blühen mehr.

Doch horch, was regt ſich ahnungsvoll,
Melodiſch durch der Stürme Groll,
Was weht der bangen Seele Ruh,
Dem Herzen wieder Hoffnung zu,
Was tröſtet in des Schmerzes Drang
Dem innern Sinn ein Himmelsklang?

Es iſt des Frühlings Zuverſicht!
Die ew'ge Liebe wanket nicht;
Es iſt das frohe Auferſteh'n,
Davon wir hier ein Sinnbild ſeh'n,
Der Frühling blüht und glänzt allein,
Des ew'gen Frühlings Bild zu ſeyn.

Drum zage nicht im heißen Weh,
Deckt, was Du liebſt, des Leilach's Schnee,
Drum weine nicht, wann ſich im Sarg
Erſtarrt ein blühend Leben barg,
Es welkte nur der ird'ſche Flor,
Der Duft ſtieg frei zu Gott empor.

Und, wie nach Stürmen Düfte weh'n,
Aus Wolken Sterne ſiegreich geh'n,
Und, wie im Lenz die Welt blüht neu,
So blüht nach Leiden friſch die Treu,
Drum glaube, liebe, hoffe feſt,
Weil Gott die Seinen nicht verläßt!

An Johanna's Schreibtiſch.

Könnt' ich dichten, könnt' ich ſingen,
Wie ich einſt beſeligt ſang,
Dir wollt' ich Geſänge bringen,
Rein und ſüß, wie Du von Klang.
Doch des Lebens Frühling ſchwindet
In der Bruſt, wie überall,
Und die ſchönſte Roſe findet
Mich nicht mehr als Nachtigall.

Aber ſelbſt wann Eis die Fluren
Deckt, und Quellen ſteh'n erſtarrt,
Und nur der Zerſtörung Spuren
Trägt die düſt're Gegenwart.
Wann die Aeſte Reif umzogen,
Hohn der frühern Blüthenpracht,
Zeigt ein Blick zum Himmelsbogen
Frühlingsfeld geſtirnter Nacht.

Dieſſeits, wo die Flammen ſprühen,
Bleibt ein Aſchenhaufen nur,
Jenſeits nur iſt ewig's Glühen,
Ewig's Blüh'n der Himmelsflur.

Dieſſeits iſt Verheißung, Ahnen,
Oft von Zweifelswolk' umhüllt,
Jenſeits über Sternenbahnen
Wird das ſchönſte Wort erfüllt.

Liebe, die wir hier nicht kennen,
Lächelt uns herab von dort,
Freundſchaft, die ſich hier muß trennen,
Landet dort vereint im Port,
Wehmuth, die uns hier bemeiſtert,
Wandelt ſich in Freudigkeit,
Hohes, das uns hier begeiſtert,
Dort erſt ſtrahlt es gottgeweiht.

Laß Dir denn den Ton gefallen,
Der zu Dir von Herzen dringt,
Reine Güte liebt vor Allen,
Was die ſtille Treue bringt.
Wann mein Lied auch einſt verklungen,
Und mein Nam' entſchwunden iſt,
Tönt es noch von Engelzungen,
Wie Du gut und lieblich biſt!

An die Frau Erzherzogin Sophie von Oeſtreich, K. K. Hoheit.

Wien, St. Sophientag 1829.

Warum denn blickt der Tag ſo hold,
Wie dieſen Mai noch nie?
Sophie ſtrahlt im Morgengold,
In Blumen glänzt Sophie,
Der Wellenklang, der Waldgeſang
In ſüßer Harmonie,
Und Philomele wonnebang,
Sie rufen All': Sophie!

Die Roſe aus der Knospe dringt,
In Düften Melodie,
Im weichen Kelch ein Stimmchen ſingt
Unendlich ſüß: Sophie!
Begehen Alle minniglich
Der Anmuth Feier ſie,
Wie ſänge nicht mein Lied auch Dich,
Süßſtrahlende Sophie?

Dieß Herz, wie nie ein Herz ſo wund,
Fühlt Deiner Feier Luſt,
Dein Augenſtern, Dein Roſenmund
Erheitert jede Bruſt,

Du

Du Frühlingsſpiegel, rein und klar,
In Blick und Lächeln May,
So fromm und gut, ſo treu und wahr,
Stets wonneleuchtend ſey!

Wohl ſchloß die Liebe reichen Kranz
Um Dich, Du Anmuthſtern,
Wie öde wäre Thronesglanz,
Blieb' ihm die Liebe fern!
Wohin Du denk'ſt, wohin Du blick'ſt,
Iſt Lieb' und Treue Dein,
Und jedes Herz, das du entzück'ſt,
Wie Deines, fromm und rein!

Es bleibe ſo, glückſelig ſey,
Was liebend Dich beglückt,
Dann bringt Dir Roſen jeder May,
Die Dir ein Engel pflückt —
Und jeder Tag ſtrahlt Frühlingsluſt,
Dein Herz, gewandt zum Licht
An muttertreuer Schweſterbruſt
Vermißt den Himmel nicht!

Nachtigallengeſchicke.

1.

Zwei Nachtigallen ſind nun mein,
Mit Aeuglein ſüß und helle,
Die ſollen mir geborgen ſeyn,
Hier, an umgrünter Stelle,
Den zarten Flor, den häng' ich vor,
Ein Spiel der Frühlingslüfte,
Und Roſen blüh'n im vollen Chor,
Und rings umweh'n ſie Düfte.

Doch wie, du arme Nachtigall,
Was iſt dir wiederfahren?
Willſt von den Wonnetönen all
Nicht Einen offenbaren?
Warum ſo ſtumm? So bang, warum?
Was ſenk'ſt die zarten Schwingen?
Die Augen ſchließeſt — ſinkeſt um —
Ade! wirſt nicht mehr ſingen!

Nimm Kuß und Lied, du Arme du —
Auch die ſind Frühlingsſegen,
Nun will ich dich zu ſtiller Ruh
Hier unter Roſen legen —

So kleiner Ort birgt nun den Hort
Der Bruſt voll Gluth und Lieder —
Doch, o! was hör' ich: „Sáng'rin! dort"
„Dort lieb' und ſing ich wieder!

2.

Schauſt mich an mit klugem Blick,
Zweite meiner Nachtigallen,
Du allein bliebſt mir zurück,
Laß es dir bei mir gefallen!
Aber ſtumm, und ſonder Ruh
Flatterſt du, verſchmähſt die Speiſe,
Arme hier im Kerker, du
Sehn'ſt dich einzig nach der Reiſe!

Bleib doch gern, ich will dein Loos
Dir ſo mild und gut geſtalten,
Will im Käfig hoch und groß,
Wie ein Kleinod werth dich halten.
Rings um dich erblüht der May,
Holder Vöglein Lieder klingen,
Aber ach, du biſt nicht frei,
Und kein Glück läßt ſich erzwingen!

Sieh doch außen ſtürmt es kalt,
Und in Strömen ſinkt der Regen!
Bleibe, vor des Sturms Gewalt
Will ich hier dich ſicher hegen;
Arme, ſüße Nachtigall,
Wann ich nun dich ließe fliegen,
Wirſt du die Gefahren all',
Die dir außen droh'n, beſiegen?

Feindlich iſt die böſe Welt,
Weißt du nicht? den Nachtigallen,
Rings ſind Schlingen aufgeſtellt,
In der Waldung grünen Hallen,
Unter Roſen lauſcht Gefahr,
Und beim ſchönſten Muſiziren,
Wird dich, holde Sång'rin, gar
Manch ein Schuhu kritiſiren!

Wie? das iſt dir einerlei?
So iſt's Recht, das iſt das Beſte!
Singen willſt du, friſch und frei,
Dein Orcheſter Frühlingsweſte,
Willſt im grünen Opernſaal
Solo ſingen, trotz den Finken,
Wo die Quelle rauſcht im Thal,
Wo die goldnen Sterne blinken!

Vöglein frei auf luft'ger Bahn
Siehſt durch deines Kerkers Spalten,
Grauſam war es, dich zu fah'n,
Grauſam wär's, dich feſtzuhalten,
Nein, ich will dein einzig's Glück,
Arme du, nicht mehr verſchieben,
Gebe dich dem Lenz zurück,
Eh dieß Lied noch aufgeſchrieben!

Wie ſie flattert, wohlgemuth,
Wiegt ſich hoch auf grünem Aſte!
Fahr denn wohl, in Gottes Hut,
Bei der Ameis geh zu Gaſte;
Find' ein Liebchen, bau ein Neſt,
Grüne Wiege ſüßer Lieder,
Und, wenn uns der Lenz verläßt,
Flieg' ihm nach, und bring ihn wieder!

An der Gruft der Freifrau von Arnſtein.

1829.

Sanfte, fromme Wehmuth, ſenke
Deinen Fittig hier, und tränke
Dich mit Thau der Todesau;
Um die Traueraſche ſchwebe
Leiſen Flug's, und Kränze webe
Um die Gruft der edlen Frau!

Thränen ſind der Menſchheit Zeichen,
Die der Schmerzen Fels erweichen,
Der die ſtarre Bruſt zerdrückt;
Thränen floßen Deinem Scheiden,
Bis der Liebe bittres Leiden
Süßer Troſt in Gott erquickt.

Selige, die ſchon hienieden
Wandelt' im Verklärungsfrieden,
Deren Herz ein Gottjuweel,
Das der Hauch der Welt nicht trübte,
Die mit Freunden litt und liebte,
Treu und kräftig, ſonder Hehl.

Blick' auf Tochter, Schweſtern nieder,
Roſen bringt der Frühling wieder,
Engel geben Dich zurück;
Ja, in allen Deinen Lieben
Iſt Dein Herz uns hier geblieben,
Troſt des Leid's, der Treue Glück.

So, der Erde nicht entriſſen,
Ob Dich Lieb und Sehnſucht miſſen,
Bliebſt Du frommer Treue nah;
Pfand der Gotteshuld auf Erden,
Hier, wo alles Seyn ein Werden,
Iſt das Gute immer da!

Heitrer töne denn, o Leier,
Bei des Denkmals Wehmuthfeier;
Himmelsſtrahl in Thränenthau
Funkle durch Cypreſſenkränze,
Und des Dankes Wonne glänze
Auf der Gruft der edeln Frau!

An *
Mit den Stundenblumen.

Weihnacht 1828.

Nimm an des Gebens frohem Tage
Des Lebens Winterblüthen gern;
D'rin tönt der Nachtigallen Klage,
Und durch die Blüthen strahlt ein Stern.

Nicht stets bedarf's zum Blüh'n des Lenzen,
Und mehr als Gluth beseelt das Licht,
Des Dichters heiße Stirn zu kränzen
Bedarf es mehr, als Liebe nicht.

Des Lebens Licht ist Wintersonne,
Bis sich zum Sarg die Wiege dreht;
In Sehnsucht nur ist Ahnungwonne,
Die leuchtend unsre Nacht durchweht.

O, laß uns nie ein Glück beweinen,
Das, kaum empfunden, schon entschlüpft;
In Trennung erst blüht das Vereinen,
Das unauflöslich Seelen knüpft!

An der Gruft eines ſüßen Kindes.

Knospe, in die Gruft geſunken,
Engel nun im Wonnechor,
Ach, es blicket ſchmerzestrunken
Aug und Herz zu dir empor!

Holdes Kind! Mit Himmelslauten
Wehe ſanften Troſt herab:
„Weinet nicht um mich, ihr Trauten,
„Pflanzet Roſen um mein Grab!“

„Ohne Kampf ward mein die Palme,
„Ohne Wallfahrt das Aſyl,
„Hoch ob Erdendrang und Qualme
„Trugen Flügel mich zum Ziel.“

„Weinet nicht, wir ſeh'n uns wieder,
„Wo uns ew'ges Band umſchlingt,
„Und zur Gottesharfe Lieder
„Reiner Luſt die Pilg'rin ſingt!“

An Carl Antonienvicz.

Kennſt Du den Engel ſanfter Klagen,
Der mehr, als Erdenwonnen giebt,
Es iſt die Sehnſucht, das Entſagen,
Ihn kennt die Seele, welche liebt.

Kennſt Du den Stern der Herzenstreue,
Der jenſeits winkt zu reinem Glück?
Nie trübt ihn das Gewölk der Reue,
Und jeden Kummer heilt ſein Blick.

Kennſt Du den Dorn der Herzenswunden,
An dem die ſchönſte Blume hing?
Du weinteſt heiß, als ſie verſchwunden,
Nicht Roſe war's, ein Schmetterling.

Doch, weine nicht! — die zarten Flügel,
Sie trugen wonnig ſie hinauf,
Hoch über dunkler Grüfte Hügel
Blüht friſch der Liebe Roſe auf!

An denſelben.

Schilt nicht die Briefe todte Worte,
Ein holder Brief lebt, tönt und blüht,
Iſt Leuchtthurm an der Sehnſucht Porte,
Stern, der die Trennungnacht durchglüht.
Er blüht als heitre Immerſchöne,
Die Sturm und Schnee zum Lenz verklärt,
Das Herz vernimmt die Wundertöne,
Ob ſie der äußre Sinn entbehrt.

Haſt Du denn nie in trüben Stunden,
Wo ſtumm vor Dir das Leben ſtand,
Mit namenloſer Luſt empfunden,
Wie ſüß ein Brief von theurer Hand?
Klang er Dir nicht, wie Frühlingslieder
Von Herzensglück und heil'ger Treu?
Nahmſt Du ihn nicht, und immer wieder,
Und blieb er Dir nicht ſchön und neu?

Und, ob er immer gleich ſich bliebe,
Doch bleibt er Troſt der Trennungzeit,
Denn, wie die Biene ſaugt die Liebe
Aus jedem Blättchen Süßigkeit;

Um Wonn' und Wehmuth zu verſöhnen,
Uebt ſie der Muſik Wunderkraft,
Die aus unwandelbaren Tönen
Der Melodieen Fülle ſchafft.

Der Knabe und die Ameiſe.

Die treue Mutter kränke nicht
Im Grünen, holder Knabe!
Sie trägt das theure Pfand zum Licht,
Sorgt, daß es Sonne habe,
Und wenn der Himmel ſich umzieht,
So iſt ſie emſiglich bemüht,
Es ſicher heimzutragen.

Die Emſigkeit, das ſchöne Wort,
Von ihr iſt's hergekommen,
Der Frauentugend Schirm und Hort,
Die Zierde aller Frommen,
Die Ameis zeigt den Fleiß, dabei
Die holde, ſüße Muttertreu,
Der ſonſt nichts gleicht auf Erden.

O ſieh! wie mußte Gottes Huld
Dieß kleine Thier bedenken,
Und in die zarte Bruſt Geduld,
Und reine Treue ſenken; —
Denn ach! das treugehegte Pfand
Entflieht, wie ſich's der Hüll' entwand,
Und denkt der Mutter nimmer.

Doch ihre Mühe war ihr Lohn,
Ihr Sorgen, Bangen, Streben,
Des Mutterglückes Dornenkron,
Des Mutterherzens Leben —
Sie liebte — litt — dann ſtirbt ſie hin,
O Kind, verſteh des Bildes Sinn,
Nie kränke Muttertreue!

An Maria, Königliche Prinzeſſin von Bayern.

Wels, 23. Juni 1830.

Auf Thronen ſtrahlen Bayerns ſüße Roſen,
Nur Eine, Knospe noch an Mutterbruſt,
Die aller Anmuth Hauche mild umkoſen,
Erblüht, des Himmels und der Erde Luſt.

O, ſag' es mir, du ahnungvoll Entzücken,
Das mich durchſtrömt, ſo wie ich ſie geſeh'n,
Welch einen Thron wird Dieſe Roſe ſchmücken?
Welch hohes Herz wird ſanft ihr Duft umweh'n?

Die Muſe ſpricht: (und Wahrheit wohnt in Muſen)
„Noch ſchaut die holde Knospe himmelwärts,
„Und haucht, gelehnt an Carolina's Buſen:
„Der Liebe Thron iſt meiner Mutter Herz!"

An Carolina, Königin von Bayern Majeſtät.

Die Stürme toben, rege Flocken fallen,
Die Sonne trauert tief im Nebelflor,
Kein ſüßer Laut durchwogt der Waldung Hallen,
Kein Gräslein dringt aus ſtarrer Erd' empor,
Doch in der Seele knosp't ein Frühling wieder,
In ſeinem Walten blüht der Schöpfung All,
Ein Liebeſtrahl dringt durch Gewölk hernieder,
Und weckt zur Luſt des Herzens Nachtigall.

Denn nicht vergebens weihet Liebe Stunden
Zu andachtvoller Feier wonniglich,
Dort ſtrahlt der Kranz der Treue, friſch gewunden,
Das Veilchen auch geſellt der Roſe ſich.

Ein ſchlichtes Blatt auch, duftlos, darf ſich zeigen,
Sein ſtilles Grün erhebt der Blüthen Licht,
Und wie vereint die Düfte aufwärts ſteigen,
Vergißt der Herr der kleinſten Blume nicht.

Wem blüht der Kranz, den heut die Herzen winden?
Für wen ſteigt Opferduft zum Himmel heut?
Wem quillen ſie, die labenden, die linden
Herzfluthen, d'rin ſich Treue himmliſch freut?
Dir, Carolina, die Du zum Entzücken
Der Seelen throneſt, Geiſt- und Anmuthreich,
Beglückt nur, wo Du himmliſch kannſt beglücken,
Im Schmerze groß, in Liebe Engeln gleich.

Dich kann nur eine ſtille Zähre loben,
Dein tiefſtes Herz, ſo leidgeprüft und rein,
Durchſchaut nur Gott, wann zum Gebet erhoben
In Seinem Licht erblüht Dein ganzes Seyn.
Kein menſchlich Wiſſen faßt der Sonne Weſen,
Doch Licht und Wärme macht es offenbar,
So läßt Dein ſüßer Blick im Innern leſen,
Das Göttliche wird nur in Liebe klar.

O, mög' in jeder neuen Jahresſonne
Des innern Lebens Lenz Dir ſüßer blüh'n;
Der Seele Jugend, reine Herzenswonne
Im Lichte jedes Morgens ſchöner glüh'n,

Wie Mayenthau, wie ſanfter Sonnenregen
Schafft Deine Huld um Dich die Blüthenwelt,
Dein ew'ger Frühling iſt der Herzen Segen,
Und Deine höchſte Luſt, was Gott gefällt!

An Thereſe, Königin von Bayern Majeſtät.

8. Junius 1831.

Der Abend kommt mit heitern Roſenwangen,
Und bringt herbei die klare Richt'rin, Nacht,
Die Sternenaugen ſchon durch Wipfel prangen,
Zu ſtillem Denken hell der Geiſt erwacht.
Gewirr des Tag's, und Feierjubel ſchweigen,
Doch freier ſteigt der Blumen Duft empor,
Und, wie die Wipfel ſich in Andacht neigen,
Tönt ſüßer ihrer Sänger Abendchor.

Und ſelig lauſcht ein liebend Herz der Feier
Der milden Nacht, der zarten Melodien,
Durch ſanftbewegte Saiten läßt nun freier
Die Sängerin der Seele Wogen flieh'n.
Dir, Holde, Süße, thronend auf den Höhen
Der Menſchheit, will dieß Lied ſich ſegnend weih'n,
Erquickend iſt's, hinauf zu Engeln ſehen,
Und ehrenvoll der Tugend Blumen ſtreu'n.

Stilltreues Mutterherz, zum Glück der Deinen,
Zum Schmuck der Frauen ſchuf Dich die Natur,
Mit Duldung, Kraft und hohen Muth vereinen,
Das kann die fromme, treue Liebe nur!
Du ahn'ſt ihn kaum, der Herzen Liebeſegen,
Weist nicht um Dich, Du thuſt nur, wie Du mußt,
Folgſt wahr und treu des frommen Buſens Regen,
Wie ſchön Dein Innres wird nicht Dir bewußt!

Und wäg' ich denn, den Schleier Dir zu heben,
Der Dir, wohlthuend, eignen Glanz verhüllt?
Und kann mein Lied ein Glück Dir wiedergeben,
Das, himmelrein, der Demuth nur entquillt?
O, Königin! Nicht wag' ich's, zu entſcheiden,
Ich folgte nur der Seele glüh'ndem Trieb,
Du glaubſt mir doch nicht, Du wirſt ewig meiden,
Was ewig fern der holden Demuth blieb!

So nimm mein Lied, es ſteigt zum Heiligthume,
Das Dich umblüht in reiner Liebe Glück,
Stillſegnend, wie der Abendhauch der Blume,
Und lockt wohl feuchten Glanz in Deinen Blick.
Verein' es gern den Blumen dieſes Tages,
Ein thaubenetzt und ſtill Vergißmeinnicht,
Von frommer Treu, und heißen Wünſchen ſag es,
Die Gott erhört, ob auch kein Mund ſie ſpricht!

An Mathilde, königliche Prinzeſſin von Bayern, Königliche Hoheit.

Sollt' ich nicht den Namen ſingen,
Der, in Zeichen, hold vereint,
Macht und Huld ſo ſinnig meint?
Darf nicht Muſe Kränze bringen,
Da der Lenz noch nicht erſcheint?

Kränze dieſer holden Feier,
Die ein Mutterherz beglückt,
Dieſen Tag mit Wonne ſchmückt,
Einem edeln Volke theuer,
Das der Herrſcher Glück beglückt!

Welche Blume wohl vor Allen
Darf mein Lied Mathilden weih'n?
Gibt es Eine, die allein
Weiß durch Unſchuld zu gefallen,
Und ſo hold, wie ſie zu ſeyn?

Nein, vereinter Blumen Schöne
Zeigt noch nicht das ſüße Bild,
Das den Thron umblüht ſo mild,
Sanft nur feiern Herzenstöne,
Die mit Luſt die Seelen füllt.

Frühlingsodem, wehe milde
Um die Blum' am Königsthron,
Reine Perl' an Bayerns Kron'.
Ewig leuchte ſüß, Mathilde,
Mutterherzens Wonn' und Lohn!

An Carolina, Königin von Bayern Majeſtät.

27. Januar 1832.

Ein Feſttag winkt, verhüllt im Schneegewande,
Vom Himmel blickt kein goldner Sonnenſtrahl,
Doch Blumen duften rings durch weite Lande,
Und ſüßes Licht durchleuchtet Höh' und Thal.
Und ſoll mein Lied Dir Licht und Blumen nennen?
In ſtetem Lenz und ungetrübtem Schein?
O, Königin! Du ſelber mußt ſie kennen,
Denn Lieb' und Treu' kann Dir nicht ferne ſeyn.

Wohin ich ſeh, blüh'n Bayerns ſüße Sproſſen,
Auf Thronenhöh'n, der Völker Luſt und Glück,
Und aller Glanz der Huld, der ſie umfloſſen,
Und all ihr Segen ſtrömt auf Dich zurück.
Es wallt Dein Blut in ihrer Herzen Schlage,
Du hobſt ihr Seyn und Streben himmelwärts,
Und ſegnend fühlen noch die fernſten Tage
In Bayerns Enkeln Carolina's Herz!

Denn, ob die Zeiten wandeln die Geſchicke,
Vom ſtolz'ſten Bau oft jede Spur verweht.
Und ob das Weltrad ſich vor unſerm Blicke
In nie erhörtem Schwung zermalmend dreht,
Das Eine bleibt, kein Wandel kann's bewegen,
Kein Sturm es beugen, trüben keine Macht.
Du kennſt es wohl, es iſt der reine Segen,
Des weiblich ſtillen Waltens heil'ge Macht.

Wann aus der Ferne Dich die Liebetreue
Mit ſinnig holdem Pfande heut begrüßt,
Wann Lieb' und Wonne heute Dir auf's Neue
Den ſchönen Tag im nächſten Kreis verſüßt;
Wie ſelig fühlſt Du fromme Müh' ſich lohnen,
Die raſtlos Du der Tugend Werk geweiht,
Wann durch die Welt mit vollen Blüthenkronen
Die Saaten prangen, welche Du geſtreut!

O, möge ſtets, bei ſanften Mayenlüften
Dies heit're Blüh'n in vollem Glanze ſteh'n,
Von Nah und Fern, in ſüßen Herzensdüften
Erquickung Dir und heil'ge Wonne weh'n!
O, mög' es, bis die letzte Spur verflogen
Der ſchweren Wolken, die der Erde dräu'n,
Von Höhen ſtrahlend, milder Friedensbogen,
Troſt unſrer Tage, Pfand der Zukunft ſeyn!

Todtenopfer
der
verklärten Amalia, Marggräfin von Baden.

München, 2. Sept. 1832.

Süßes Ahnen, holdes Wähnen,
Sanftes Hoffen! ſchwellt mein Herz!
Sterne, blickt durch meine Thränen,
Seufzer, ſchwingt in Harm und Sehnen
Meine Seele himmelwärts! —
Denn die Glorie will ich ſingen,
Die nun mild im Friedenslicht,
Ach! nach ſchwerer Prüfung Ringen,
Hohem Streben und Vollbringen,
Einer Sieg'rin Stirn umflicht.

O, Amalia, heitre Sonnen
Strahlten Deiner Jugend Blüh'n:
Milde, ſtille Friedenswonnen,
Reicher Geiſtesfülle Bronnen,
Geniusaufſchwung, Forſchensmüh'n;
Was da ſproßte, was da glänzte
In der Thronhuld Sonnenſchein,
Was Dein Land mit Ruhm bekränzte,
Was der Zukunft wonnig lenzte,
Fand in Dir Schutz und Gedeih'n.

Stürme hoben ſich — ſie beugten
Nicht das Haupt, ſo ſtolz und ſchön,
Nicht das Herz, an das ſich neigten
Roſen, die ſich hold verzweigten
Adlershorſt auf Sonnenhöh'n.
Und — vom Sturme ſank getroffen
Roſ' an Roſe vor Dir hin —
Doch in Liebe, Glaube, Hoffen
Stand der Port des Heiles offen
Der geprüften Dulderin.

Kindestreue ſtillt' die Zähren,
Die an Grüften weint' Dein Herz,
Groß im Glück, wie im Entbehren,
Mußte Schmerz Dir Luſt verklären,
Wonne heiligen den Schmerz.
Denn, von ſußem Glanz umfloſſen
Sah'ſt Du friſch auf Throneshöh'n
Deines Stammes zarte Sproſſen,
Die, an Mutterbruſt erſchloſſen,
Jüngſt als Knospen Du geſeh'n.

Malmend kreiſt' vor Deinem Blicke,
Unerhört in Schwung und Flug,
Raſch das Rad der Weltgeſchicke,
Räthſelvoll in Gunſt und Tücke,
Wo es hob, und wo es ſchlug!

Jetzt, verklärt von Friedensſchimmer,
Später Ruh zu früh geweiht,
Birgt Dein Sarg der Erdhüll' Trümmer,
Da nach langem Kampf noch immer
In der Wiege liegt die Zeit!

Reine Perle goldner Tage,
Milder Strahl in Sturmesnoth,
Schwergeprüfte Sel'ge, ſage,
Iſt die Hochgluth unſrer Tage
Sturmgluth, oder Morgenroth? —
Lächelnd von den Friedenshöhen,
In der Sterne zarter Pracht,
Strahlſt Du Antwort meinem Flehen,
Und des Troſtes ſäuſelnd Wehen
Scheucht der Zweifel Wolkennacht!

Eine Blume zum Feſte
des
verehrten Freiherrn Sylveſter von Sacy, Pairs von Frankreich

der Freund, Vater und Meiſter war deſſen,
an deſſen Grabe wir weinen.

Im Orient ſiehſt Du die Blumen prangen,
Die hell zum Kranze Dir ſich winden heut,
Sie ſind es nicht, die meine Hand Dir beut,
Und Thau nur netzt ſie von der Witwe Wangen.

Im Orient ſind Strahlen aufgegangen,
Darin Du wandelſt zur Unſterblichkeit,
O, glänzte Einer meinem Liede heut!
Doch all mein Leuchten hält die Gruft umfangen!

Doch fremd nicht weht Dir dieſer Gruß entgegen
Zum Feſte, dem ſonſt nie die Blüthe fehlte,
Die Dir ein Sohn bot, den Dein Herz erwählte.

Du warſt's, der all Sein Streben mild beſeelte,
Und jeder Kranz des Ruhms auf Seinen Wegen
Haucht immerſchön Dir Seiner Liebe Segen!

Herzenstöne auf Pilgerwegen.

Zweite Abtheilung.

Sagen und Legenden.

Vorwort.

Von Kämpfen will ich ſingen, die zu der Väter Zeit
Die heil'gen Streiter kämpften, die ſich dem Tod ge-
geweiht;
Dem Tode nicht, dem Leben, das erſt dem Tod ent-
quillt,
Entflammt vom brünſt'gen Dürſten, das nur die Wahr-
heit ſtillt.

Von Kämpfen will ich ſingen, um Jeſu Tauf' und
Lehr',
Denn ach, in unſern Tagen gibt's wenig Chriſten mehr,
Sie tragen wohl den Namen, doch fehlt der Glaubens-
muth,
Umſonſt für ſie vergoſſen iſt theures Heldenblut.

Sie ſchämen ſich des Glaubens, ſie treiben Hohn und Scherz,
Die Welt mit ihren Lüſten befängt ihr ſchwaches Herz,
Wohin, ihr künſtlich Blinden, da Gott Euch gab das Licht?
Von Augen reißt die Binden, am Abgrund ſteht ihr dicht!

Es gibt nur Einen Führer, das iſt der Glaub' allein,
Es gibt nur Eine Liebe, die kann in Gott nur ſeyn,
Es gibt nur Eine Hoffnung, in Gott die Zuverſicht
Der himmliſchen Erbarmung, die täuſcht die Seele nicht!

Ein Weh nur gibt's, nur Eines, das iſt das ew'ge Weh,
All anders Leid iſt nichtig, zerrinnt, wie Mayenſchnee,
Ein Schmuck nur iſt, der ſchmücket, das iſt der Tugend Zucht,
Wogegen Spreu und Aſche, Juweel und Goldeswucht.

Es gibt nur Eine Ehre, die heißt: Ich bin ein Chriſt,
Die Welt will ſie verachten durch Satans Höllenliſt,
D'rum trotz' des Weltlings Hohne, in flücht'ger Lebenszeit,
Chriſt, blicke ſtets zum Ziele, zur furchtbar'n Ewigkeit!

Deß mahnen Dich die Heil'gen, die Dir mit Qual und Blut
Den Weg zum Heil gelichtet in freud'gem Glaubensmuth,
Sie winken mit der Palme — wird ſolch ein Kampf dir ſchwer?
Nicht Holzſtoß dräut, noch Folter, nicht Leu und Tiger mehr.

Nicht flüchtig mehr in Höhlen birgt ſich der Gläub'gen Schaar,
Frei preist den Herrn die Andacht an goldnem Hochaltar,
Capell' und Hort der Gnaden winkt zum Gebete Dir
Auf allen Lebenswegen in friſcher Blumenzier!

Doch ach, ſtatt Leu und Tiger bedräut Dich Leidenſchaft,
Der Seele inn're Feindin, mit mordbegier'ger Kraft,
Statt Folterqualen peinigt der Welt Geluſt und Gier,
Von Gott und Heil zu laſſen, dünkt noch das Leicht'ſte Dir!

Die Prunkſucht höhnt: Was ſchleichſt Du im dürftigen Gewand?
Wie ärmlich ſteht Dein Hausrath an weißgetünchter Wand,

Die heitre Pracht des Lebens iſt Dein, ſey nur geſcheit!
Den Schwärmern laß die Tugend, der Einfalt Redlichkeit!

Was nennſt Du heil'ge Pflichten? Genuß allein iſt Pflicht!
Für ſich laß Jeden ſorgen, vergiß Dich ſelber nicht!
Bedenk, wie ſchnell enteilet Genuſſesfähigkeit!
Ein Thor nur kann's verſchmähen, wenn ſich das Glück ihm beut!

Die Ueppigkeit winkt lächelnd vom Thron der Sinnenluſt,
Birgt Nattern unter Roſen, und unter Purpur Wuſt;
Es flüſtert das Verbrechen: „Komm, ſchwing Dich kühn hinauf,
„Dir thürm' ich Ehr' und Freuden aus Staub und Leichen auf!"

„Was kümmern Dich die Thränen, die wehrlos Armuth weint?
„Kein Gott vernimmt ihr Aechzen, wie fromme Einfalt meint!
„Der Glaube iſt erfunden von kluger Heuchler Sinn,
„Genieß' das flücht'ge Leben froh bis zur Bahre hin!"

„Die Klugheit ſey Dein Glaube, Dein Gott, Dein Schirm, Dein Licht,
„Sie leitet Dich zum Ziele — auf Dornenbahnen nicht!

„Nein, durch beblümte Pfade, wo jede Freude winkt,
„Bis in das Nichts zerſtiebend, Dein flücht'ges Seyn verſinkt."

Wie reizend lockt die Sünde auf friſcher Jugend Bahn,
Du nimmſt nicht wahr der Strafen, die im Gefolge nah'n;
Biſt taub für die Erfahrung, vernimmſt kein warnend Wort,
Erſt in des Abgrunds Tiefe glänzt Dir der Wahrheit Hort.

Doch, ach! denn nicht mehr haben kannſt Du den heil'gen Fund,
Ein Blitzſtrahl macht Dir Armen dann all Dein Elend kund,
Vergebens iſt die Reue, vergeudet iſt die Zeit,
Die Prüfungszeit hienieden, Vorſchul' der Ewigkeit!

O Leben, Himmelsgabe, die ſelbſt den Wurm beglückt,
O Leben, das der Ew'ge mit jedem Reiz geſchmückt,
O ſüßes, ſchönes Leben, wie wird Dein Werth verkannt,
Der Seligkeit Du, Knospe, entkeimt am Grabesrand!

Du Armer, der ſchon taumelnd am Abgrund ſinnlos ſteht,
Horch auf den Ruf der Gnade, es iſt noch nicht zu ſpät!
Und wär' das Erdenleben nur noch Sekunden Dein,
Wird Gott ſich Dein erbarmen, kannſt Du nur recht bereu'n!

Doch, Heil ihm, ſo der Gnade gehört in rüſt'ger Kraft,
Auf dorn'gem Pilgerpfade in Gott das Gute ſchafft,
In Liebe, Glaube, Hoffen, ein mild und ſtrenger Chriſt,
Nur ſeiner Seele wahret, ſein irdiſch Ich vergißt!

Nun, Muth gefaßt zu kämpfen für Gott und Chriſtenheit,
Durch Blut und Opferdämpfe der heidniſch wilden Zeit,
Erwähl' den Kelch der Leiden, führ ihn beherzt zu Mund,
Iſt Rand und Schaum gleich bitter, das Süße liegt im Grund!

Die Moosrose.

In tiefer Schlucht, in Waldesschoos
Stand zartentsproßt das falbe Moos,
Ein Teppich, sammetweich;
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Abbild ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosengluth und Buchengrün
Schaut' es empor, und seufzt: Solch Blüh'n
War mir nicht zugedacht,
Des Wandrers Tritte rauschen hier,
Doch nicht ein Aug verweilt bei mir,
Denn alle lockt die Pracht!

Und sieh, da wallt im Abendschein
Der Heiland einsam durch den Hain,
Mit bleichem Angesicht;
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er weiches Moos mit Lust,
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erſt durch die Wüſte her,
Da brannten Sand und Sonne ſehr,
Nun kühlt ihn ſanft das Moos.
Da ſprach der Heiland: Gottes Hand
Hat ſolche Lieb' auf Dich gewandt,
In Zartheit ernſt und groß!

Welch Auge mag ſo blöde ſeyn,
Erkennt nicht in der Kleinheit Dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, ſo unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Loos trag mit Geduld!

Dieß Wort bracht' Jeſu kaum hervor,
Da ſprießt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein, wundermild.
Moosroſe wurd' es bald genannt,
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demuth ſüßes Bild.

Des Heilands Erdenleid verſüßt
Hat es die Füß' ihm ſanft geküßt,
Deß wurd' ihm ſolcher Lohn.
O Herz, ſey immer treu und weich,
Biſt Du bedrückt, dem Mooſe gleich,
Dann knospt die Roſe ſchon!

Die Feldnelke. (Blutströpflein Christi.)

(Südteutſche Sage.)

Als Chriſtus in der Leidensnacht
Am Bache Kidron weint' und wacht',
Erſeufzend ob der Menſchheit Leid,
Sich Gott zum Sühnungsopfer weiht;
Da drang bis in der Erde Herz
Des Heilands bitt'rer Liebeſchmerz,
Der alſo hat die Welt geliebt,
Daß er für ſie dem Tod ſich gibt.
Und, wie zu Gott der Gottmenſch fleht,
Ein Rauſchen durch die Wipfel geht,
Das ſäuſelt mild in Lüften nach
Die Worte, die der Heiland ſprach;
Der dunkeln Ceder ward vertraut
Ein liebelinder Seufzerlaut,
Den flüſtert ſtets ſie, ſanftbewegt,
Wenn auch kein Hauch im Wald ſich regt.
Der Bach hallt nach dem zarten Klang
Im ſehnſuchtvollen Liebedrang,
Will immer rieſeln jenes Ach,
Als Jeſu Herz in Liebe brach;

Und Nachtigall, ſonſt fröhlich nur,
Wie andre Vöglein auf der Flur,
Sie klagt' zuerſt in dieſer Nacht,
Seitdem ſie immer klagend wacht.
Und, wie nun auf den Raſen ſank
Der Heiland, und die Hände rang,
Im Todeskampf, da ſtrömte hell
Der Herzensthränen Purpurquell,
Die ſog kaum ein der dunkle Moor,
So ſproßten blühend ſie empor,
Denn Luft und Licht nur ſind der Ort
Für Jeſu theuern Leideshort,
Und, wo die Purpurnelken weh'n,
Da feiern ſie ein Auferſteh'n,
Denn nichts, was Liebe dargebracht,
Verbleibt dem Tode und der Nacht.

* * *

O Herz, erkenn' in der Natur
Nur ſtets der Gottesliebe Spur,
Beim Fluthenklang, beim Waldgeſang
Beim Rauſchen durch den Cedergang,
Laß jeder ſüßen Stimme Laut
Dir einen Ruf ſeyn, ernſt und traut,
Der ſage Dir der Liebe Leid,
Die Dich geliebt von Ewigkeit,

Der halte Dich im Leide feſt,
Wenn andre Liebe Dich verläßt,
Der ziehe Dich zur Heimath hin,
Wenn nach der Erde ſteht Dein Sinn,
Und wenn Du ſiehſt im Raſen grün,
Im Perlenſchmuck die Nelken blüh'n,
Denk Jeſu Thränen, liebewarm,
Was iſt dagegen all Dein Harm?
D'rum, liebe treu, und leide gern,
So biſt Du nicht dem Heiland fern!

Der Schlehdorn.

(provenzaliſche Sage)

Als die Engel niederwallten,
Klagend bei des Heilands Schmerz,
Als die heißen Seufzer ſchallten,
Als da weint' der Liebe Herz,
Als Natur durchbebt ein Zagen
Mußt an Kidrons klarem Bach
Selbſt der wilde Dornbuſch klagen,
Haucht' im Sturm ein leiſes Ach!

„Weh' mir, was hab' ich begangen?
Schuldlos ſtand ich hier und ſchlicht,
Jeſu Stirn ſoll ich umfangen,
Trüben ihr holdſelig Licht!
Morgen ſchon, zum Kranz gewunden,
Gottmenſch, um Dein müdes Haupt,
Reiß ich Dir viel tiefe Wunden,
Dicht von Stacheln nur umlaubt."

„Könnt ich blühend weich Dich kränzen
Dürft' ich nie Dir bringen Leid,
Könnt' ich Deine Stirn umglänzen,
Mit des Thaues Mildigkeit!
Alles blüht in dieſen Tagen,
Wo der junge Lenz erwacht,
Ich allein muß ſchmucklos klagen,
Nie von mir weicht Winters Nacht!"

Jeſus ſeine Blicke wendet
Hin zum Dornbuſch mildiglich,
Spricht: die Nacht iſt nun geendet,
Dämmernd hebt der Morgen ſich,
Klagſt Du, Dorn, ſo fromm Dein Leiden,
Weil Du mir bringſt herbes Weh,
O, ſo ſoll Dich Lenz umkleiden
Allzuerſt mit Blüthenſchnee!

Blüh'n ſollſt in den Leidenstagen,
Klagen in der Leidensnacht,
Daß die Blüth' aus ſüßen Klagen,
Klag' aus ſüßer Blüth' erwacht!
Kaum hatt' er das Wort begonnen,
Ausgeſtreckt die Segenshand,
Als in weißen Blüthenwonnen
Hell der düſtre Dornbuſch ſtand.

Wann des Lenzes erſtes Grüßen
Stillt der Winterſtürme Zorn,
Dann erwachen all die ſüßen
Blüthen lieblich um den Dorn;
Und ſein Klagen wird vernommen
In der bangen Leidensnacht,
Wann das ſtille Herz der Frommen,
Eingedenk des Heilands, wacht!

Marienrose,

(Südteutſche Sage)

gewidmet

Ihrer K. H. der Prinzeſſin Marie von Bayern.

Sinnſpruch:

„Manch dunkles Loos wird süß verklärt.“

Alle Blumen waren ſelig
Als Marie durch Fluren ging,
Und ihr ſanfter Blick allmählig
Um ſie ſchwebt' als Schmetterling;
Nur der Dornbuſch, ſonder Prangen
Stand, bewehrt, zu ſtrenger Hut:
„Keinen Blick kann ich erlangen,
„Und bin doch ein treues Blut!“

Und Maria läßt ſich nieder,
Wo durch Blumen irrt der Quell,
Nimmt den Schleier ſich vom Mieder,
Wäſcht ihn ämſig, klar und hell;
Breitet ihn auf grüner Wieſen,
Sorglich an der Sonne aus,
Eilt dann froh, ſich zu erkieſen
Blumen, hold und bunt, zum Strauß.

Ei, wie friſch dem ſüßen Kinde
Jede Blum entgegenlacht,
Duftend beim Gekos der Winde,
Noch im Thau der Mayennacht!
Ob ſie vielfach ſich muß bücken
Gern die kleine Müh' ſie litt,
Immer ſchön're ſteh'n zum pflücken,
Aufgeſproßt bei ihrem Schritt.

Bald, zum vollen Kranz gewoben,
Blumenſchmuck ihr Haar umwand;
Doch ein Sturm hat ſich erhoben,
Pfeile ſchießt der Sonne Brand,
Flatternd weh'n die goldnen Locken
Um das blüh'nde Angeſicht:
„Wäre nur mein Schleier trocken,
„Scheut' ich Wind und Sonne nicht!“

Und ſie eilt zum Quell zurücke,
Findet nicht den Schleier mehr,
Denn ihn jagt des Windes Tücke
Auf der Wieſe hin und her,
Und ſie ſieht ihn glänzend ſteigen
Wie den Aar, zu blauen Höh'n,
Sieht ihn dann ſich flatternd neigen,
Und zum Dornbuſch niederweh'n.

Und vom Dorne festgehalten
Bleibt er ruh'n, Marie eilt hin,
„Seht mir doch der Treue Walten!"
Denkt sie nun mit frohem Sinn;
Und, den Flor mit zarten Fingern
Lösend, sagt sie: „Holde Zier
„Schmückt mit Unrecht die Geringern,
„Denn die schönste ziemte Dir!"

Kaum hat sie mit sanftem Kosen
Hold berührt den Dornenstrauch,
So erspriessen junge Rosen
Seinem Grün mit süßem Hauch.
Also mußte hoch sich lohnen
Stiller Treue sichre Hut —
Nicht um Schätze, nicht um Kronen
Wiegt sich auf ein treues Blut!

Der Tod Mariä.

(Vor einem Bild von Johannes Schoreel der H. S. und M. Boisseren und J. Bertram.)

Maria, seufze länger nicht,
Der Freiheit Stunde hat geschlagen,
Von Engeln himmelan getragen
Schaust Du des Sohnes Angesicht!

O Mutterluſt, des Lebens Leben,
Was kann der Himmel ſüßers geben?

Da liegt die Lilje hingeſenkt,
Vom Todesengel ſanft berühret,
Der Geiſt, von Himmelslicht getränkt,
Iſt ſchon dem holden Leib entführet,
Doch ließ ſein letzter Abſchiedsblick
Noch zarten Wiederſchein zurück!

Wie lieblich lächelt noch ihr Mund!
Welch' Roſenlicht auf zarten Wangen!
Hier iſt der Tod vorbei gegangen,
That ſeine grauſe Macht nicht kund,
Er hat ihr nur geſtillt die Thränen,
Das Herz erquickt, erfüllt das Sehnen.

O, weinet nicht, die ſie verließ,
Sie hat das ſchöne Ziel gewonnen,
Maria labt im Paradies
Sich ſelig nun am Liebebronnen,
Der ſchwertdurchbohrten Seele Wunden
Nun bei der Liebe Hauch geſunden!

Der Ring.

(Familienſage der Freiherren Oelſen.)

Dort, wo durch friſcher Wieſen Düften
Die Weſer ſtrömt in Silberpracht,
Wo über ſchwarzen Felsgeklüften
Hoch thront des Reinhartwaldes Nacht,
Da lebt' im dunkeln Heidenthume
Ein Kind, im hohen Cattenſchloß,
So lieblich, wie der Blumen Blume,
Auf die der Thau des Himmels floß.

Ihr Vater, Wilfrid, war ein Krieger,
Der edle Catten führt' zum Streit,
Zur Zeit, wo Sigebert der Sieger
Vom Hunnen teutſches Land befreit;
Zerſtreut nun irrten wilde Horden,
Die manche feſte Burg verheert,
Und inne war der Feind geworden,
Wie Teutſche ſchützen ihren Heerd!

Es war im letzten Kampf geweſen,
Als eine tapfre Frankenſchaar
Von Rittern, kühn und auserleſen,
Mit Wilfrid ausgezogen war.
Der edle Schweter, der im Streite
Stets vorwärts drang mit Löwenmuth,
Fiel todeswund an Wilfrids Seite,
Der gab ihn in des Dieners Hut.

Vom Kampfplatz fern hieß er ihn tragen,
Wo ſeines Lagers Zeichen weh'n,
Und als die blut'ge Schlacht geſchlagen,
Ging Wilfrid bald, nach ihm zu ſehn';
Des jungen Franken ſchwere Wunden,
Sie drangen nicht in's Leben ein,
Auf Wilfrid's Burg ſollt' er geſunden,
Die ſchlanke Hilda pflegte ſein.

Heim kehrte nun mit Eichenkränzen
Der Ritter Schaar, der Knappen Troß,
Beim milden Hauch des jungen Lenzen,
Zu Hütt' und Wehr, zu Burg und Schloß:
Fürſt Wilfrid kam ſein Kind entgegen,
Zur ſchönen Jungfrau nun erblüht,
Daß auf des Vaters Lebenswegen
Ihr Bild als ſüße Roſe glüht.

Früh war ſein Ehgemahl erblichen,
Und alle friſche Lebensluſt
War von dem Helden nun gewichen,
Nur düſtrer Gram füllt' ſeine Bruſt,
Die Welt ward ihm zur öden Wilde,
Verſchwunden war ſein Stern und Licht,
Doch wieder blüht' ihm Frühling milde
In Hilda's Frühlingsangeſicht.

O kämſt du, Tod, zu dieſen Stunden,
Wo mein war höchſtes Lebensglück,
Was ich in dieſer Nacht empfunden,
Gibt nur der Himmel noch zurück!
So ſprach der Jüngling, und mit Zähren
Netzt er der Liebe Blumenpfand,
Bis er den Morgen ſah verklären
Im Roſenſchein der Felſen Rand.

Da klang des Thurmwarts freudig Rufen,
Verkündend Wilfrid's Wiederkehr,
Und Schweter eilt' hinab die Stufen,
Zum Gruß dem Helden, ſtolz und hehr;
Doch düſter war der Blick des Catten,
Und ſtreng gebietend tönt' ſein Wort:
„Führt dieſen Chriſten in die Schatten
Des Reinhartwalds zum Opfer fort!

Der meines Kindes Sinn verblendet,
Mit falſchem Liebewahn bethört,
Von unſern Göttern abgewendet,
Den Frieden meiner Burg geſtört,
Er blute vor dem Wodansbilde,
Durchbohrt ſein Herz voll arger Liſt;
Ihr, Franken nennt uns Heiden, Wilde,
Doch ſchlau und treulos iſt der Chriſt!"

Da ſenkte Schweter ſich ergeben,
In freud'gem Muth hin auf die Knie,
Und ſprach: Nimm, Gott, mein junges Leben,
Es iſt für dich, doch tröſte ſie!
Unſchuldig wird mein Blut vergoſſen,
Dafür laß preiſen deine Huld,
Das höchſte Glück hab' ich genoſſen,
Der höchſte Jammer iſt die Schuld!

Und Schweter folgt des Catten Winken,
Zum Weſerſtrand, zum Opferheerd,
Die Flamme ſteigt, die Dolche blinken,
Der Opferprieſter zuckt das Schwert,
Da drang ein Angſtſchrei durch die Lüfte,
Als wär's ein Pfeil, in jede Bruſt,
Ein Glanz erhellt die Felſenklüfte,
Die Prieſter beben ſchuldbewußt.

Die zarte Hilda war gedrungen
Aus ſtrenger Haft durch Gottes Macht,
Zur rechten Stunde war's gelungen,
Ihr Schweter lebt, der Himmel wacht!
Ihr Mörder, rief ſie, ſoll der Segen
Des Himmels Fluch der Unſchuld ſeyn,
Kann euch Erbarmen nicht bewegen,
Und ſeyd ihr, wie dieß Bild, von Stein?

Mein Vater, ſieh mich ohne Beben
Vor dieſem grauſen Götzenbild,
Mir laß den blut'gen Mordſtreich geben,
Eh' dieſes Jünglings Blut entquillt;
Sieh! Palmen reicht in Himmelsbläue
Ein Engel uns in ew'gem Licht,
Denn Glauben, Hoffnung, Liebe, Treue
Verſchlingt der Schooß der Erde nicht.

Wir leben, wo die Sterne funkeln,
Die glorreich ſcheuchen jede Nacht,
Bleibt, Arme, nur zurück im Dunkeln,
Verſöhnt mit Blut die finſtre Macht,
Dieß todte Bild heiſcht Blut und Leben,
Der Prieſter höhnt der Opfer Schmerz,
Gott iſt das Leben, gab das Leben,
Und will zum Opfer nur das Herz!

Und Wilfrid hört mit bleicher Wange
Des zarten Mägdleins kühnes Wort,
Er ſinnt und ſtaunt, und ſchwankt noch lange,
Dann wandelt er vom Altar fort,
Dem Volke winkt er, ernſt und ſchweigend,
Die Prieſter folgen ihm zum Strand,
Da ruft er, ſeine Rechte zeigend:
Seht dieſen Ring an meiner Hand!

Als ich in zarten Jünglingsjahren,
Am Arm des Eiſenringes Nacht,
Die Stirn umlockt von langen Haaren,
Noch keine kühne That vollbracht,
Da ſchmachtet' ich nach Kämpfen lüſtern,
Daß mir der Vater hochbeglückt
Die Stirn befreit' vom Haar, dem düſtern,
Und mit dem goldnen Ring mich ſchmückt.

Und frühe konnt' ich es beweiſen,
Ich ſey des Ruhms der Väter werth,
Denn von der Schmach des Rings von Eiſen
Half mir gar bald mein eiſern Schwert,
Mir gab nach meinem erſten Siege
Mein Vater dieſen Ring zum Lohn,
Der ſeit des großen Hermanns Kriege
Vom Ahnherrn ging zum Heldenſohn.

Ihn acht' ich höher als mein Leben,
Rein, wie die Sonne, iſt ſein Licht,
Drum ſoll er heut ein Pfand mir geben,
Ob Schweter ſchuldig oder nicht!
Will ſich ſein Gott als Gott bewähren,
So rettet ihn die ſtarke Hand,
Sein Leben will ich ihm gewähren,
Kehrt er mit dieſem Ring zum Strand!

Und wie der Prieſter Schaar voll Tücke
Des Ausgangs harrt mit ſtillem Hohn,
Wirft Wilfrid, eine Thrän' im Blicke,
Das Kleinod in die Weſer ſchon;
Da ſpringet Schweter ohne Zagen
In blanken Waffen in den Fluß,
Hoch über ihn die Wellen ſchlagen,
O, wie der Jüngling kämpfen muß!

Und Hilda betet: „Unermeſſen
„Iſt deine Treu, mein Hort und Licht,
„Haſt nie des kleinſten Wurms vergeſſen,
„Vergiß auch meines Herzens nicht!
„Gold kann nicht auf dem Waſſer ſchweben,
„Doch auf dem Waſſer ſchwebt dein Geiſt,
„Der Geiſt des Lichtes wird erheben,
„Was wild der Abgrund nach ſich reißt!"

Und plötzlich, ſieh, aus Silberfluthen
Dringt leuchtend Schweter's Arm empor,
Er hebt den Ring in Morgengluthen
Zu ihr, die ſeine Treu erkor,
Und aus dem Strom emporgedrungen,
Zum Volk, das noch in Zweifeln ſchwebt,
Ruft er: Der Liebe iſt's gelungen,
Weil Liebe vor dem Tod nicht bebt!

Des Stromes Bett, das unergründet,
Riß nicht mich in des Todes Schlund,
Die Tiefe Gottes Wunder kündet;
O, preiſet Gott mit Herz und Mund,
Denn, wie ich rang mit den Gewalten
Der wilden Fluth, die mich umfing,
Da ſchwebt, von zartem Schilf gehalten,
Zu mir empor der goldne Ring!

Da ſchon mein Auge Nacht umdunkelt,
Hat Muth und Leben in die Bruſt
Des Kleinods reines Gold gefunkelt,
Das nun mein eigen werden mußt'!
Mit Gott bin ich dem Tod entkommen;
Sieh, Wilfrid, trug den Ring die Fluth?
Hat ihn die finſtre Macht genommen,
Und war getreu des Himmels Hut?

Nimm hin den Ring, ſprach Wilfrid milde,
Nie ſchmückt' er eine beßre Hand!
Wie hat doch Gott mein Herz, das wilde
In meiner Bruſt, mir umgewandt,
Sey Du mein Sohn, Dir laß vertrauen
Der Väter Ruhm, mein höchſtes Gut,
Auf Schild und Helm laß ſtrahlend ſchauen
Den Ring, den Arm, die Silberfluth!

Und reiche mir der Taufe Segen
Aus dieſer klaren Wellen Schooß,
Ich hab' erkannt auf dunkeln Wegen:
Der Herr iſt Gott, der Herr iſt groß!
Da ſank auf's Knie der Catten Haufen,
Wie Wilfrid neben ſeinem Kind,
Und mit ihm ließ ſein Volk ſich taufen,
Die rohe Schaar war treu geſinnt.

Nun war ja Alles Freud' und Frieden,
Und alles Volk pries Gott den Herrn,
Der reiner Treu den Sieg beſchieden,
Und hört das Flehn der Unſchuld gern.
Und Hilda gab dem kühnen Schwimmer
Die Liljenhand, den Ring von Gold,
Und Glück und Liebe blieben immer
Dem treuen Bund der Seelen hold.

* * *

Zu König Sigbert's Hochzeitfeſte
Zog bald der edle Wilfrid hin,
Nach Metz, wo die willkommnen Gäſte
Mit Huld empfing die Königin,
Wo goldne Harfen fröhlich klangen
Von Siegesglück und Minneluſt,
Und was geweihte Lippen ſangen,
Hochfreudig hob der Helden Bruſt.

Indeß pflegt' Hilda Schweter's Wunden
So engelzart, ſo liebebang,
Der Jüngling mußte bald geſunden
Bei ſanftem Blick und holdem Sang;
Und blühende Vergißmeinnichte
Der Augen drangen in ſein Herz,
Und weihten mit dem Himmelslichte
Sein Leben ſüßer Sehnſucht Schmerz.

Einſt fand ihn Hilda vor dem Bilde
Des Heilands, das ihn nie verließ,
Das reiner Liebe Himmelsmilde
Im kleinen Umriß rührend wies.
In edeln Stein von Meiſters Handen
War es geſchnitten, wunderbar.
Wer nie der Liebe Leid verſtanden,
Der ſah's in dieſem Bilde klar.

Da ſagte Hilda: Sprich, wie funkelt
Aus dieſem Bild' ein Himmelsſchein,
Als müßt' es, wo in mir es dunkelt,
Von jeder Qual mich bald befrei'n,
Mir iſt's, als müßt' ich es umfaſſen,
Als winkt' es mir, und ſagte leis:
Komm mit, von Dir will ich nicht laſſen,
Weil Deine Bruſt von Liebe weiß!

O Holde, folge dieſem Winke,
Sprach nun der Jüngling lieb'erfüllt
O Herz, an dieſer Quelle trinke,
Wo Lindrung jedem Sehnen quillt!
Umfaß dieß Kreuz, und laß Kryſtallen
Der reinen Fluth, aus meiner Hand
Auf goldne Fluth der Locken fallen,
So eint Dich Ihm ein himmliſch Band!

Und Hilda blickt in Schweter's Augen,
So liebemild, voll Treu und Gluth,
Die kindlich frohen Blicke ſaugen
Dort neuen Lebens frommen Muth.
Sie knieet hin, und hebt die Hände
Voll Andacht zu dem Kreuzesbild,
Empfängt dann gern die klare Spende,
Den Thau der Taufe, himmelsmild.

Und lieblich drang zu Hilda's Herzen
Des Ritters ernſter Lehre Sinn,
Wie gab ſie gerne ſüßen Schmerzen
Und frommer Inbrunſt Macht ſich hin,
Wie ſchwand die Nacht vom Heidenthume,
Die troſtlos ſonſt ihr Herz umfing,
Das nun, wie Thau an einer Blume,
Von Licht verklärt, an Liebe hing.

Zwei Liljen, die zum Himmel blühen,
Glich beider Herz in treuer Bruſt,
Für Gott und Tugend rein zu glühen,
War ihrer Liebe höchſte Luſt.
Der Frühling kam, die Welt zu ſchmücken,
Hell prangt' die Au im Blüthenkleid,
Und all ſein liebliches Entzücken
War Feier ihrer Seligkeit.

Als Hilda einſt der Blumen Fülle
Dem Ritter gab als Liebepfand,
Blieb er allein in ſüßer Stille,
Wo er ſein ganzes Glück empfand;
Leuchtkäfer zogen in die Ferne
Durch Waldesgrün im Vollmondſchein,
Und Himmel, Erde, Blumen, Sterne
Schien nur der Liebſten Blick zu ſeyn.

Und Schweter ſagte: Duftend Leben
Der Blumen, könnte Dir mein Flehn
Nur ew'ge Dauer liebend geben,
Und möchteſt Du mein Grab umwehn,
O, möchtet immer ſchön ihr leuchten,
Ihr Blumen, meiner Einſamkeit,
Und Thau des Himmels euch befeuchten,
Rein, wie das Herz, das euch mir weiht!

Vergebens, eure Lebensdauer
Entflieht, ein kurzer, ſüßer Traum,
Die Blüthe weicht der Blüthentrauer,
Was Roſe war, das ſieht man kaum. —
So blüht dann unter ſüßen Schmerzen,
Ihr zarten Blumen, immerdar
Mit Himmelsduft in meinem Herzen,
Und ſchmückt es lieblich zum Altar!

Ihr findet keine öde Wildniß,
Nein, einen milden Zufluchtort,
Der hegt und birgt ein theures Bildniß,
Das leuchtet ſeinen Frieden dort:
Umkränzt das Wonnebild der Holden,
Das ſüßer blüht, als eure Pracht,
Und ſtrahlt auf ihren Locken golden
Durch meines bangen Lebens Nacht!

Die heilige Cäcilia.

Zuſendung

an

Ernſt Otto, Freiherr v. d. Malsburg,

23. Junius 1820.

Was ſchon Dein eigen, wieder nimm's zu eigen,
Wie es auch ſey, will es als Dein ſich zeigen,
Als Blüthe ſich zu Deinem Herzen neigen.

Cäcilia ſang ich in den Mayentagen,
Wo Alles ſelig iſt, ſelbſt Herz in Klagen,
Auch jetzt wirſt Du nicht Liebe Ihr verſagen.

Wann ſie die Welt verſcheucht mit eiſ'gem Hauche,
Wie Nachtigall ſich birgt im Roſenſtrauche
Kehrt ſie zu Dir, nach traulich holdem Brauche.

Die ſüße Zuflucht, die ſie ſich erkoren
Iſt Ihr in Sturm und Bangen unverloren,
Ob auch die Nacht ſich gegen ſie verſchworen.

Stern in der Nacht, des Freundes Treue, ſcheide
Nie meinem Blick, daß ich im tiefſten Leide
An Deinem Licht die bange Seele weide!

Die heilige Cäcilia.

Beim erſten Grüßen roſ'ger Morgenfrühen,
Verläßt Cäcilia ihr Bett von Moos,
Heut ſoll die Myrth' ihr goldnes Haar umblühen,
Und ſchwer entſcheidend fällt ein ernſtes Loos;
O ahnungvollen, bangen Herzens Glühen,
O Luſt und Pein ſo ſelig, tief und groß,
Dem Liebſten gibt ſie ſich mit theuren Eiden,
Und Liebe ſelbſt ſoll ſie von Liebe ſcheiden!

Noch glüht in ihrer Bruſt die Wonneſtunde,
Wo Valerianus ſie als Braut umfing,
Wo ſie der Liebe Schwur von ſeinem Munde,
Von ſeiner Hand empfing der Treue Ring,
Ein Jubelchor ſang Heil dem ſchönen Bunde,
Und Blick an Blick in trunkner Wonne hing,
Und Herz in Herz verſchmolz in ſüßem Sehnen,
Und ach! nun fließen heißer Reue Thränen!

Denn, zartes Kind noch, hatte ſie geſchworen
Dem Himmel ſich, als reine Magd zu weih'n,
Und Valerian, den ſich ihr Herz erkoren
Darf ſie nicht Weib, nur treue Schweſter ſeyn;
Du Einz'ger rief ſie, biſt mir nicht verloren,
Du zürnſt mir nicht, da meine Seele Dein,
Nicht lieb ich Dich mit durſt'gen Herzenstrieben,
Rein, wie die Engel ſich im Himmel lieben.

Der Sehnſucht iſt ihr ſüßes Ziel gewonnen,
Wo Du mir ſtrahlſt in deiner Heldenpracht,
Wo Du nur biſt, da leuchten Frühlingsſonnen,
Wo Du nicht biſt, da waltet öde Nacht;
Dein Liebeblick iſt Inbegriff der Wonnen,
Nichts hat Natur ſo hold, als Dich erdacht,
Und, daß dem Werk nicht ſeine Krone fehle,
Iſt, wie der Wohnſitz, edel, Deine Seele!

Kann aller Erde Glück und Freude wanken,
So wankt doch nicht ein treu und feſt Gemüth,
Durch alle Räume ſchweifen die Gedanken
Zum Paradies, wo ihre Wonne blüht,
Die Seele ſchwingt ſich über Erdenſchranken
Zum fernen Port, von Sehnſuchtfeu'r durchglüht,
Aus dufterfüllten, reinen Opfergluthen
Wogt Lieb' als Phönix durch des Aethers Fluthen.

Cäcilia ſprichts, und neigt ſich betend nieder,
Daß ſie des Höchſten Beiſtand ſich erfleht,
Und Ruhe kehrt in ihre Seele wieder.
Und, wie nach Stürmen lindes Säuſeln weht
Rauſcht's um ſie her, wie wallendes Gefieder,
Sie blickt empor, und lächelnd vor ihr ſteht
Ein Engelbild, aus Duft und Licht gewoben,
Das deutet, winkend mit der Hand, nach Oben.

O, welch ein Glanz will ihren Blick begrüßen,
Sie ſieht ſich Hand in Hand mit Valerian,
Die Erde liegt, wie Staub zu ihren Füßen
Mit Palmen ſtreuen Engel ihre Bahn,
Und Töne wogen, die in Duft zerfließen
Und Lilien ſprießend tönend himmelan,
Und wie ſie hinſtarrt, noch vom Glanze trunken,
Iſt alles wieder in die Nacht verſunken.

Doch eine Lilie blühet ihr zur Seite
Die hauchte mild umher den Himmelsduft,
Und noch ertönt in ungemeſſ'ner Weite
Der Engelgrüße Nachklang durch die Luft.
Sie fühlt den Buſen heil von innerm Streite,
Hört nur die Stimme, die zum Himmel ruft,
Und hohen Muths, mit freudigem Entzücken
Eilt ſie, zur Hochzeitfeier ſich zu ſchmücken.

Wen je in glüh'nder Andacht Sehnſuchtträumen
Ein Bild begrüßte, aller Anmuth reich,
Sanft niederſchwebend aus des Aethers Räumen,
Muſik und Farbe, Licht und Klang zugleich,
Nicht lockend, wie aus dunkler Wogen Schäumen
Idalia begrüßt ihr ſelaviſch Reich,
Nein, keuſch und ſüß, wie eines Engels Denken
Mit Himmelsluſt das bange Herz zu tränken!

Wer je Dich ſah, Cäcilia, im Bilde,
Die Saiten rührend mit der zarten Hand,
Die Lilje neben Dir, vom Lichtgefilde,
In Duft und Unſchuld Deinem Seyn verwandt,
Dein Glanz, wie Frühlinghauch der Liebe milde,
Wie Thaugewölk um Mondlicht Dein Gewand,
Den Blick geſenkt, den Roſenmund geſchloſſen,
Und aller Engel Huld auf Dich ergoſſen —

Wer je Dich ſah, der ſah kein irdiſch Weſen,
Du lebeſt in ihm fort als Melodie,
Ein Sphärenklang iſt ihm Dein Reiz geweſen,
Du holdes Bild der höchſten Harmonie.
Wer Dich erblickt, der muß vom Schmerz geneſen,
Wer Dich nicht ſah, der ſah die Anmuth nie,
Wer Dich erblickt, dem hat ein Blitz erhellt
Die dunkle Ahnung ſeiner Liebewelt!

Selig der Künſtler, welchem Du erſchienen,
Der trunknen Blickes Dein verklärtes Haupt,
Mit kühner Hand die ſüßen Engelmienen
Den Himmelsfunken Deines Seyns geraubt,
Stets müſſen ſeines Ruhmes Lorbeer'n grünen,
Wenn manchen Kranz die Zeit im Flieh'n entlaubt,
Denn nicht das Aug', ein Werkzeug ird'ſcher Sinne,
Der Seele Blick wird Deine Schönheit inne!

Wie wir von Meiſters Handen ſie erblicken,
Hat Valerianus ſeine holde Braut
Am Hochzeittag, mit Bangen und Entzücken
In ihrer Zelle ſtillem Raum erſchaut;
Geſenkt die Augen, die ſein Herz beſtricken,
Die weiße Hand entlockt den reinſten Laut
Der Saiten Gold, die ſchüchtern wiederbeben
Den reichen Klang vom innern, ſüßen Leben.

Es war der Mond mit ſeinen lichten Wangen,
Ein Engel, der die ſtille Nacht erhellt,
Im waldbekränzten Oſten aufgegangen,
Und trunken ruht in ſeinem Licht die Welt,
Die Sternenaugen ſchau'n ſich mit Verlangen
In klarer Fluth, im thaubeperlten Feld,
Und, wie ein liebend Herz empfängt die Erde
Des Himmels Blick, daß ſie ſein Spiegel werde.

Und Valerian, von glüh'nder Sehnſucht trunken,
Zieht an ſein Herz die ſeligſte der Frauen,
Die, wehmuthvoll in ſeinen Blick verſunken,
Mit zarter Huld und innigem Vertrauen
Ertödten will der Erdenliebe Funken,
In Gluth der Sinne ſüße Labung thauen,
Und mildiglich, erröthend und mit Zagen,
Geliebter, ſpricht, viel hab' ich Dir zu ſagen!

So ſprich, mein Weib, mein einzigs, ſüßes Leben!
Ruft Valerian, und ſeine Lippen brennen
Auf ihrer Hand, in jedem Herzensbeben
Fühlt er ſich Ihr, von Ihr nicht mehr zu trennen.
Sie aber ſagt: laß Schweigen ſtets umweben,
O, mein Gemahl, was ich Dir will bekennen,
Wie Knospen ſich bei Licht und Thau entfalten,
So will mein Herz Dir nichts verborgen halten.

So will ich Dir von meiner Kindheit Jahren,
Von Wunderdingen, ſo an mir geſcheh'n,
All mein geheimſtes Denken offenbaren,
Wie Mond die Fluth ſollſt Du mein Innres ſeh'n!
Mein trautes Weib! Was könnt' ich noch erfahren,
Ruft Valerian, mit bangem Liebefleh'n,
Was kann Dein Mund mir jemals Süßres ſagen,
Als wenn ich fühl' Dein Herz am Herzen ſchlagen?

Nicht Worte, Küſſe gib vom Roſenmunde,
Sie ſind der Liebe reinſte Melodie!
Hingebend Dich, gib mir die treue Kunde,
Mein ſeyſt Du, mein, und von mir wankſt Du nie!
Wer ließ verfliegen die erſehnte Stunde,
Sank vom Olymp auf Eros Schwingen ſie?
O, du Geliebte! Hymens Fackel lodert,
Erzürn' den Gott nicht, der ſein Opfer fodert!

Geſenkten Blicke, mit magdlich holdem Zagen
Spricht ſie: mein Held! ein Seraph iſt bei mir,
Der hütet mein, und würde Dich erſchlagen
Nahſt Du Dich mir mit irdiſcher Begier.
Doch wirſt Du gern und freudig mir entſagen,
So liebt er Dich, wie mich, und zeigt ſich Dir!
O, könnteſt Du die ſel'gen Blicke ſehen,
Du würdeſt jedes andre Glück verſchmähen!

Erſtarrend, bebend, bleich, in Grimm entbrennend
Ruft Valerian: O ſchnödeſte der Lügen!
Dieß ſagſt Du mir? und Hymens Bande trennend,
Wähnſt Du mit einem Mährchen mich zu trügen?
Laß mich den Seraph ſchau'n, daß ich, ihn nennend
Mit blut'ger Schrift, in Racheſchwertes Zügen
Den Namen ſchreib' in deine falſche Bruſt,
Auf daß Du nie mir wieder lügen mußt!

Und, milder lächelnd, ſüßer ſtrahlend, richtet
Cäcilia ſich auf, ſagt mildiglich:
Mein liebes Lieb! ich hab' es nicht erdichtet,
Den Engel wirſt Du ſchau'n, ſo gut, als ich,
Und alle deine Sorge wird vernichtet,
Glaubſt Du an meinen Gott nur freudiglich!
Dem Gott, dem ich vertrau in dieſer Stunde,
Vertraue Du, damit dein Herz geſunde!

Er nur iſt Gott des Himmels und der Erden,
In ihm allein iſt Liebe, Wahrheit, Treu!
Er iſt das Thor, durch das wir eingeh'n werden,
Wenn nach dem Tod das Leben blühet neu.
Denn dieſer Stand voll Irrthum und Beſchwerden,
Macht erſt die Bahn des wahren Lebens frei,
Im Vorhof ſind wir nur der Tempelhallen,
Darin wir einſt im ew'gen Lichte wallen!

So höre mich, Du mein geliebtes Leben,
Mein ſüßes Hoffen, meines Denkens Traum!
Die Nebel müſſen flieh'n, die Dich umweben
Die Wahrheit ſey befreit von Schlack und Schaum,
Mein beſ'res Selbſt will ich zu eigen geben,
Mein Bruder, Dir! und ſonſt nichts habe Raum
In meiner Bruſt, als Gott und meine Treue
Womit ich mich nun Dir zu eigen weihe!

O lerne ganz die ſchöne Lieb' ergründen,
Die Himmelstochter, deren reines Seyn
Und reines Thun will ihre Heimath künden
Die von ſich wirft der Erde Luſt und Pein,
Nicht flücht'ger Reiz kann ihre Gluth entzünden,
Nur Seel' um Seele tauſcht die Liebe ein,
Sie wächst in Kämpfen, ſtärkt ſich im Entſagen,
Und ſucht den Tod vor dem die Sinne zagen! —

Sie ſchweigt, und Valerian horcht, wie man lauſchet
Der Symphonie der Fluth, die mit Gewalt
Vom ſteilen Fels hinab durch Klüfte rauſchet,
Dann, lieblich rieſelnd über Blumen wallt,
Verſenkt in wonnigliches Schweigen lauſchet
Bethaute Flur und ſangbewohnter Wald,
Und, wird des Baches Sprache nicht verſtanden,
Doch bleibt die Seel' in zarten Wohllauts Banden!

Und aus der ſtillen Kammer dunklen Räumen
Führt nun das jungfräuliche Weib den Gatten
Auf den Altan, der von Orangenbäumen
Und Myrthenzweigen Duft empfängt und Schatten.
Im Mondlicht Flur und Quellen ſüßer träumen,
Kein Hauch durchweht die Stille grüner Matten,
Gebirg und Hütten blüh'n im gold'nen Schein,
Durch Schatten ſelbſt bricht noch das Licht herein.

Der Himmel iſt, ein Garten anzuſchauen,
Wo Stern an Stern, als Blüthe aufgegangen,
Die ſtille Fluth auch gleicht den Himmelsauen
Läßt ſüßer noch ihr Abbild wiederprangen,
Und tiefer ſpiegelt ſich das Blau im Blauen,
Wie Herz von Herzen wonniglich umfangen,
In Luft und Wellen ſagt der Sterne Schimmer:
Bald flieht der May, wir aber blühen immer!

Und Valerianus ſpricht: o, ſieh das Glühen
Des Firmaments, der ſanftbewegten Fluth;
Sieh um Dich her des Frühlings wonnig Blühen,
Wo Blum' in Lüften, Stern in Wellen ruht;
All überall tauſcht Lohn um ſüße Mühen
Der Liebe Sehnen, holder Wagniß Muth,
Und ich allein, zum Ziele ſchon getragen,
Auf Glückes Flügeln, ſoll dem Preis entſagen?

Cäcilia! laß ab vom trüben Glauben,
Der deines Lebens ſchönen May verdüſtert,
Mein biſt Du, mein! kein Seraph ſoll mir rauben
Die höchſte Huld, mit Liebe treu verſchwiſtert.
O komm! uns winken Hymens Roſenlauben,
Wo Zweig an Zweig in ſüßen Küſſen fliſtert.
Uns beut die Liebe Wonnen, unermeſſen
Komm, trink in Zügen blöden Wahns vergeſſen!

Er ſpricht's, — doch wie er ſchaut in ihren Mienen
Den hohen Ernſt, die Milde rein und klar,
Da iſt ſie ſelbſt, ein Seraph ihm erſchienen,
In Lieb' und Unſchuld ſtrahlend, wunderbar;
So wie um Veilchen ſchweben fromme Bienen
Sein Blick verſenkt in ihrem Blicke war,
Und es durchſchaudert ihn bei ihren Thränen
Ein, über alle Wonnen ſüßes Sehnen.

Sie fühlt es nun, bewältigt iſt der wilde
Sturm in des Jünglings Bruſt, und ſpricht voll Muth:
Ja, trauter Freund, im Frühlingslichte milde
Erblüht die Welt, erglänzt die klare Fluth,
Doch ſchöner ſind der Heimath Lichtgefilde,
Nicht ſchauet ſie, wer auf der Wand'rung ruht.
Mein Valerianus, laß Dir offenbaren
Wie wunderſam mein Herz vom Heil erfahren!

In Wüſten lebt, in frommer Jünger Kreiſe,
Der Biſchof Roms, der hohe Greis Urban,
Voll Muth und Demuth, und in Einfalt weiſe.
Vom höchſten Gott mit Stärke angethan;
Er ließ mich einſt auf einer Pilgerreiſe
In meiner Mutter Arm die Tauf empfah'n,
Denn Chriſtin war ſie, doch des Vaters Willen
Erheiſcht, daß ſie's nur durfte ſeyn im Stillen.

Sie büßt' es ſchwer, daß ſie, vom Wahn der Liebe
Bethört, dem ſtolzen Römer ſich verbunden,
Der Heide war, nur irdiſch gluh'nde Triebe
Doch zarte Gluth der Seele nicht empfunden.
Wo blieb des armen Herzens Wonn' und Liebe,
Als neuer Reize Feſſeln ihn umwunden,
Und als nun einſam floßen ihre Thränen
In bittrer Reu' und bangem, ödem Sehnen?

Nicht weine mehr, ſo ſprach Urban, als bebend
Sie heiße Thränen miſcht der Taufe Regen,
Der auf mich ſank, erquickend und belebend,
Nicht weine mehr! Sieh, deines Lebens Segen!
Dir gibt der Liebe Liebe Troſt, vergebend,
Was Du geirrt auf deinen Pilgerwegen,
Dieß zarte Kind, zu ſeltnem Loos erkoren,
Schleußt auf das Paradies, ſo Du verloren!

So milde war das Klingen dieſer Worte,
So leuchtend, hehr, der Seher vor mir ſtand,
Daß ich in meiner Bruſt gleich einem Horte
Sie hegte, ob ich gleich den Sinn nicht fand.
Und bald darauf ging durch des Todes Pforte
Die ſüße Mutter ein zum Heimathland,
Mit ihr zur Gruft ging meiner Kindheit Glück,
Und einſam blieb ich in der Welt zurück.

Und in des Vaters Haus, von Ueppigkeiten
Umgeben, in den goldnen Säulenhallen,
Fühlt' ich den Buſen wund von innerm Streiten,
Und nirgend wollt' es mir ſo wohl gefallen
Als in der Stille grüner Einſamkeiten,
Wo Waldeswipfel, Quell und Nachtigallen
Vereinend ſich in tiefer Sehnſucht Lauten
Geheimes meiner Seele anvertrauten.

Und weilend in den kühlſten Felſengründen,
Von Lenzes Hand mit Kränzen rings geſchmückt,
War es mir oft, als müßt ihr Reiz verkünden
Viel Schöneres, als was mein Aug' erblickt.
Ich fühlte ſich mein ganzes Herz entzünden
Von Sehnſucht, wie von Blitzen ſüß durchzückt.
Und Töne, Düfte, Strahl und Blüthenweben,
Schien Abglanz nur von einem höhern Leben.

Nur im Geſang, den ich in ſtiller Feier
Der Seele hauchte, bei des Frühroths Schein
Fühlt' ich den bang beklemmten Buſen freier,
Rings gaben holde Antwort Fels und Hain;
Unkundig noch, ergriff ich ſchon die Leyer,
Wob goldner Saiten Klang dem Liede ein,
Das, wie auf Flügeln ſchwebt' in zarter Schöne
Zum reinen Urquell ſüßer Düft' und Töne.

So wurde von der Muſik mir die Kunde
Durch Lehre nicht, aus eignem, innern Drang,
So daß ich oft, zu nächtlich ſtiller Stunde
Zur Harfe bald, und bald zur Lyra ſang;
Doch, ob das Lied der Fluren in der Runde
Sich hold vermählte meiner Stimme Klang,
Doch wollte mir kein einz'ger Laut genügen,
Sie alle ſchienen nur des Wohlklangs Lügen.

Und, wie ich einſt, da erſt der Morgen graute,
Mit heißen Thränen, inn'ger Sehnſucht Bangen
Nach Tönen rang, ſüß, wie die fernen Laute,
Die kaum vernehmbar durch die Lüfte drangen,
Als wenn die Morgenwolke Perlen thaute,
Und Düfte tönend ihren Fittig ſchwangen,
Als ſey das Morgenroth in Klang erglommen,
Vom Ohre nicht, im Herzen nur vernommen, —

Da ſank ein Glanz auf mich herab von Oben,
Wie noch mein Aug' erblickte nimmermehr,
Und wie geblendet ich den Blick erhoben,
Da ſchwebten Engel mit Geſang einher,
Um deren Haupt ſich goldne Flügel woben,
Und näher wogt und rauſcht des Wohlklangs Meer,
Und ſeine Fluthen ſchlugen, wie die Flammen,
Hoch über mein hinſinkend Haupt zuſammen.

Die Lyra glitt aus meinen Händen nieder,
Die Bande löſten ſich, die Saiten ſprangen,
Nachbebend Wiederhall der ſüßen Lieder,
Die von der Engel reinen Lippen klangen,
In Trümmern rauſcht' die gold'ne Harfe nieder,
Ihr tönend Herz durchſchnitt ein ſehnend Bangen,
Doch mich umfing's, wie Säuſeln, ſelig, mild,
Der Seele tiefſtes Sehnen war geſtillt.

Wie wenn in öder Ferne der Verbannte
Durch Thränen dämmern ſieht ein bläulich Land,
Das Heimath ſeine Seele ahnend nannte
Da er ja doch die Heimath nie gekannt,
Und es erſcheint der lichte Abgeſandte,
Der mild verheißt: dort iſt Dein Vaterland!
Blick immer hin, ſind Aug' und Seele dort,
So trägt Dein Sehnen Dich zum Heimathport!

So war es nun, als ich den Klang vernommen
Der Engelchöre, und den Glanz erblickt,
Von welchem alle Himmel ſind durchglommen,
Der mich zur Heimath alles Lichts entrückt;
Wohin nun mit dem Herzen ſüß beklommen,
Wohin nun mit der Seele, hoch entzückt?
Wohin, als in den Staub, mich und mein Leben
Als reines Opfer meinem Gott zu geben!

O, könnteſt Du ſie ganz, die Wonne faſſen,
Die mich durchdrang, als ich mich Gott geweiht,
Und ſchwur, von jeder Erdenluſt zu laſſen,
Damit ich ſchon hienieden ſey befreit
Von ſchnöden Banden, die ein Herz muß haſſen,
Das ſich erquickt an Gottes Herrlichkeit,
Um, alſo hoch durch ſeine Huld erleſen,
Im Leben ſchon vom Leben zu geneſen!

Der Sinne Tod, das iſt der Seele Leben,
Aus Tod der Sinne blüht das Morgenroth,
So lang uns ihre Bande noch umweben
Iſt in der Bruſt das wahre Leben todt,
Was uns die Welt an Wonn' und Luſt kann geben,
Iſt bunter Schaum, der gleich zu ſinken droht,
Kein Herzensglück blüht ſicher uns hinieden,
Und keines gibt der bangen Seele Frieden.

Mein Valerian! ſo laß uns ohne Zagen
Der Himmelslieb' ein freies Opfer bringen,
Auf daß wir uns, nach flücht'gen Erdentagen
Zum Engelchor, ein reiner Zweiklang ſchwingen;
Der Liebe höchſtes Glück blüht im Entſagen,
Und ſel'ger Preis winkt einem edeln Ringen,
Wer möchte nicht auf Erden treulich ſtreben
Der Stunde Luſt um ew'ges Heil zu geben?

Weih'n doch die Heiden ſelbſt nur Opfergluthen
Den falſchen Göttern an geweihter Stätte,
Und laſſen makelloſe Opfer bluten,
Wie ſollten wir nicht weihen im Gebete
Ein Herz, gereinigt durch der Thränen Fluthen,
Dem wahren Gott, der dieſe Sterne ſä'te,
Der keinen Altar will als unſre Bruſt,
Kein Opfer, als der Sinne ſchnöde Luſt!

O, wie ſo anders hat um uns geſtritten
Er, deſſen Lieb und Leid ſind unermeſſen,
Der ſüße Heiland, der am Kreuz gelitten
Uns zu entzieh'n dem Leiden unermeſſen,
Am Kidron weinend, in der Engel Mitten,
Er, deſſen Macht und Kraft ſind unermeſſen
Rief auf zu Gott mit heißem Seelenfleh'n:
„Laß dieſen Kelch an mir vorübergeh'n!“

Wer mag den Schmerz, und wer die Liebe faſſen,
Die bis zum Grund den Kelch des Zornes trank?
Für Sünder wollt' er leiden und erblaſſen,
Sie zu entzieh'n dem ew'gen Untergang.
Die ganze Welt muß dieſes Heil umfaſſen,
Der ſüßes Leben ſich aus Tod entrang,
Da ſolches Wunder, unergründlich tief,
Zum Leben rief, was ſchon in Grüften ſchlief.

Verloren hatt' die Sonne ihren Schein,
Der Tempel ſchwankt in ſeinen tiefſten Gründen,
Sein heil'ger Vorhang fällt in Stücken ein,
In Blitzen droht die Welt ſich zu entzünden,
Das Volk vernimmt in Lüften banges Schrei'n,
Die Klüfte gähnen, aus der Grüfte Schlünden
Entſtiegen und beſprachen ſich die Todten
Durch Jeſu Tod zum Leben neu entboten —

Und als er nun, drei Tage und drei Nächte
In Grüften lag, dem Tode unterthan,
Da hob des Grabes Stein die ſtarke Rechte,
In's Leben ging der Heiland neu hinan,
Auf daß er neu der Welt das Leben brächte,
Dem ew'gen Morgen macht der Sieger Bahn,
Die Wipfel neigten ſich der Sonn' entgegen,
Und ſtreuten, ihr zum Opfer Blüthenregen.

Die Welt hat fröhlich ſich der Nacht entrungen,
Die Flur erſtrahlt in ſüßer Morgenpracht,
Die ganze Schöpfung iſt, Ein Lied erklungen,
Ein Herz iſt ſie, zum Preis des Lichts erwacht.
Hellpurpurn rauſcht die Fluth, durch's Thal geſchwungen,
Und alles Leben fühlt des Lebens Macht,
Das nun durch Chriſtus durch das Dunkel bricht,
In Wort und That, in Liebe, Geiſt und Licht!

Und kaum noch hat Cäcilia dieß geſprochen,
Von Valerian mit Inbrunſt ſtill vernommen,
So war der junge Morgen angebrochen,
Der Himmel glüht, wie eine Roſ' erglommen,
Und Valerian mit freud'gen Herzens Pochen
Spricht, hold geneigt zur Lieblichen, zur Frommen:
„Ich glaub' an Gott den Herrn, es weicht die Nacht,
„Mein Leben war ein Traum, ich bin erwacht!“

„Komm an mein Herz, Du Süßeſte der Süßen,
Dort ruhe ſanft, wie Thau in Blüthen ruht,
Als Schweſter will Dich meine Liebe grüßen,
O, wie ſo friſch iſt reiner Liebe Muth!
Wie kann ſie lieblich jedes Weh verſüßen
Wie ſänftigt ſie der Leidenſchaften Fluth,
Wie fühl' ich ungetrübte Seligkeiten
Durch meine Bruſt, ein Quell durch Blumen gleiten!"

Und, wie die Roſe neigt zur Schweſterroſe
Den zarten Kelch, von Duft und Thau erfüllt,
So neigt ſich nun die zarte Lieberoſe
Cäcilia zu dem Geliebten mild,
In ihrem Blick erblüht die Himmelsroſe,
In deren Licht ſich jedes Sehnen ſtillt,
Und was nur Lieb' und Frieden Süßes hegen,
Senkt ſich herab auf ſie, als Blüthenregen.

Und wie die Morgenſtrahlen goldner glänzen
Da trifft ein ſanft, melodiſch Weh'n ihr Ohr,
Und ſieh, es ſchwebt, mit friſchen Blumenkränzen,
Ein hoher Seraph aus der Wolken Flor.
Nicht bringt die Flur beim Hauch des jungen Lenzen
So ſüßes Blüh'n, ſo zarten Duft hervor,
Nicht reiner Schnee, noch Alabaſter prangen
So weiß und zart, wie dieſer Roſen Wangen!

Die Pracht der Gärten und im Thau die Wieſe
Sind, gegen dieſe Kränze, welk und bleich,
Wo blühten jemals Liljen, ſchlank, wie dieſe?
Und welch ein Schmelz kommt dieſem Laube gleich?
Sie knospten in der Unſchuld Paradieſe,
Und blühen nun in keuſcher Liebe Reich,
Der Engel brachte ſie von Edens Auen,
Sie kann allein, wer reines Herzens, ſchauen!

„Die Kränze trag um deine Stirn gewunden,
Erkornes Paar, im reinſten Liebeglanz,
So lang' Du bleibſt in keuſcher Treu verbunden,
Blüht, wie auf Edens Fluren, jeder Kranz!"
Der Seraph ſpricht es, und er iſt verſchwunden,
Die Liebenden umblüht der Glorienglanz,
Und tief im Herzen quillt das ſüße Leben
Der Himmelsdüfte, die ſie mild umſchweben.

* * *

Der Seraph iſt der Erde nicht entwichen,
Der ſanften Unſchuld war er nimmer fern,
Auch ſind die Himmelsroſen nicht verblichen,
Sie ſtrahlen Frieden Dir aus jedem Stern,
Willſt Du ſie ſchau'n, die reinen wonniglichen,
So liebe treu, o Herz, und leide gern!
Dieß ſang im Lenz, die reiner Liebe weiht
Dieß Frühlingslied, erblüht aus Lieb und Leid!

Die drei weißen Rosen.

Ein Rittergedicht.

Familiensage der Freiherren v. d. Malsburg

aus

Carl's des Großen Zeit.

Vorwort.

Dieſer Dichtung liegt zum Theil Gottfried Letzner's bekannte Sage in den Heſſiſchen Denkwürdigkeiten, von der Erbauung der Mahlesburgk 777 und der Beſitznahme des Dieſenbergs vom uralten Geſchlecht der Spiegel vom Dieſenberg zum Grunde, der Dichterin theuer und ehrwürdig durch die Freundſchaft des frühverklärten Freiherrn v. Spiegel, Domdechant zu Halberſtadt, für Anna Luiſa Karſchin, wie durch großartige Beziehungen, die ihr perſönlich ſind, und zur Erhebung ihres innern Lebens gehören.

Im Frühling 1818 in Dresden begonnen, wurde die Dichtung in ihrer früheren Geſtalt zum 23. Junius 1818, dem Geburtstag meines ſeligen Freundes Ernſt Otto, Freiherr v. d. Malsburg vollendet. 1820, als ſie zum Druck gegeben wurde, ſah ich ſie mit Ludwig Tieck durch, der ihre, damals ſo zahlreichen, Mängel mit aller Kraft und Liebe der Meiſterſchaft und des Genius rügte. Kein Wort ging verloren, keine Sylbe habe ich vergeſſen; doch damals ſah ich die Richtigkeit dieſes Tadels

noch nicht ein, und ich verſtand mich nur zu wenigen Aenderungen. Die Dichtung erſchien (nicht, als zur Preisbewerbung eingeſandt, ſondern als eigens vom Herausgeber, der ſie kannte, erbeten) in der Urania 1821, und fand in edeln öffentlichen Beurtheilungen von gültigen Richtern Anerkennung, Nachſicht und Liebe. Erſt 1832 in einer ſchönen, ſtillen Waldeinſamkeit am Ufer des reizenden Starnberger See's fand ich Muße, Stimmung und Kraft, ſie durchaus umzuſchmelzen, von den meiſten ihrer Mängel zu läutern, und Ludwig Tieck's unvergeſſene Rathſchläge in Anwendung zu bringen. Ich gebe nun mein Werk in ſeiner neuen Geſtalt, und bitte um Nachſicht für Mängel, die ich nicht auszutilgen wußte. Wer aus Erfahrung, durch eignes rühmliches Schaffen und Streben die Klippen der erzählenden Dichtung in deutſchen Stanzen kennt, wird gern Nachſicht üben, und ſtimmt vielleicht, der Dichterin zum Troſt, in das ein, was Friedrich Schlegel ſagte, als ich dieß Werk in einem ſchönen Kreiſe bei meiner Freundin Caroline Pichler las:

„Es hat die Farbe, und die Liebe der alten Zeit!“

Die drei weißen Roſen.

Die Sonne will durch duft'ge Nebel dringen,
Die Wälder ſtreifen ſchon den Flor herunter,
Der Schnee zerſchmilzt, der Gräſer Spitzen ringen
Zum Licht empor, und Vöglein werden munter;
Da möcht' auch ich viel holde Lieder ſingen,
Steig' goldner Morgen, trübe Nacht, geh unter,
Komm wieder, ſel'ger Jugend Schöpfungwonne,
Nur einmal noch die wunde Bruſt durchſonne.

Bring mir das Bild verſunkner Heldentage,
Wo reine Minne blüht' im Chriſtenthume,
In Schwertes Schutz, in ſanfter Liedesklage,
So recht als keuſche, zarte Himmelsblume;
Wo Treue lebt', das Recht mit goldner Wage
Am Throne ſtand, zu ewig heil'gem Ruhme;
Wo Demuth war der Unſchuld ſüß Geſchmeide,
Und holde Zucht der Jugend Augenweide.

Noch ſchwebt aus tauſendjähr'ger Nacht ſo milde
Der Sage Wunderklang auf Blumenflügeln,
Manch ſtarker Thurm noch prangt in Waldeswilde,
Von Helden aufgebaut, auf Fels und Hügeln,
Trägt, auch zerſtört, der großen Zeit Gebilde,
Süß flattern Träum' umher mit goldnen Flügeln,
Was hier in Sehnſucht muß die Bruſt durchglühen,
Iſt alte Herrlichkeit, die friſch will blühen.

So will mich neu die heil'ge Gluth umfangen?
So will die Vorzeit mich im Bild' umſchweben,
Und ſchönre Weiſen, zartern Klang verlangen,
Als ſie wohl ſonſt durch meine Lyra beben?
Mit Blumen ſeh ich dunkle Grüfte prangen,
Die ſich mit ſüßer Blicke Thau beleben,
Vor mir erſteh'n die Herrlichen, die Klaren,
Der Jungfrau'n Zier, der Ritter fromme Schaaren.

Wohl ſpielen noch die Silberbächlein munter,
Die Sinnblüth' rankt ſich blau durch grüne Thale,
Die Sommervöglein flattern hold, und bunter,
Belebte Blumen, hin zum Sonnenſtrahle;
Waldroſen ſchau'n, wie ſonſt, die Klipp' hinunter,
Als ſehnten ſie zu Schweſtern ſich im Thale,
Noch ſingt die Nachtigall im Waldesdunkeln
Ihr ewig Lied, bei ſüßer Sterne Funkeln.

Und dieſer Lenz, der ſtets muß wiederkommen,
Der ew'gen Liebe Gruß der Erde bringen,
Mit ſeiner Vöglein Schaar, den heitern, frommen,
Die neuer Zeit die alten Weiſen ſingen,
Mit friſchen Blüthen, die den Fels erklommen,
Er will nicht nur den Fluren Wonne bringen
Er weckt zum Blüh'n auch meine Seele wieder,
Strahlt, Roſen, dann! erklinget, friſche Lieder!

Erſter Geſang.

Johannisfeſt, das Schöne, war gekommen,
Die Roſenwelt erblüht bei Duft und Klang;
Statt Blüthenſchnee, den Lenz im Flieh'n entnommen,
Strahlt' auf der Flur der Früchte Purpurdrang,
Die, ſüß und zart, vom milden Strahl durchglommen,
Sich funkelnd rankten um den Felſenhang,
In Flur und Hain, auf Bergen, Fluth und Auen,
Wohin man ſah, war Lieb' und Luſt zu ſchauen.

Es war der König Carl nach ſchwerem Kriege
Nach Ingelheim geeilt, zu kurzer Raſt,
Daß friſche Kraft er ſchöpft' zu neuem Siege,
In ſeiner Pfalz, von Fluth und Wald umfaßt,
Die ſich der Lenz erkieſt zur Blumenwiege,
Wann er die Erde grüßt als holder Gaſt,
Ihr ſüße Blicke bringt, und ſüße Lieder,
Und ſcheidend ſpricht: mein Lieb! ich komme wieder!

Dem König folgten Viele ſeiner Treuen
Auf ſeine Pfalz, die Liebſten Ihm zumal,
Die ſich mit Ihm des Frühlings ſollten freuen,
Bei Sang und Klang, im hellen Königsſaal:
Otto aus Bern war dort, genannt vom Leuen,
Heinrich von Spiegel auch, das Herz von Stahl,
Vor Allen wolite Carl die zwei erkieſen,
Die ſich in Noth und Tod getreu bewieſen.

Allzweie waren edler Väter Söhne,
Die Jüngſten noch in tapfrer Ritterſchaar;
Hoch ſtrahlten Beide, friſch in Jugendſchöne,
Die helle Stirn umwallt vom goldnen Haar;
Freudig im Kampfe, kundig ſüßer Töne,
Mild, wie die Taube, muthig, wie der Aar;
Der Augen Luſt, der Seelen Lieb' allzweie,
Und hoch gefeiert in der Lieder Weihe.

Des Königs Mutter, Bertha, die vor Allen
Als edle teutſche Frau die Sage preist,
Erzog die Beiden in den Königshallen,
Die an den Hof gekommen, frühverwaist;
Die Väter waren in der Schlacht gefallen,
Doch auf den Söhnen ruht' ihr Heldengeiſt,
Und waren Beid', im Frieden, wie im Streite,
Wie Engel ſtets dem hohen Carl zur Seite.

Und nun, da Carl gelöſet ſah die Bande,
Die ihn vereinten Hermingart, der Schlauen,
Entſandt' er beide Freund' in ferne Lande,
Nach einer edlen Braut ſich umzuſchauen;
Vor Allen lieblich blüht' am Neckarſtrande
Ein Fürſtenkind, die Roſe teutſcher Gauen,
Mit hohem Sinn, und edler Tugend Gaben,
Wie Carl ſie gern zur Hausfrau wollte haben.

Denn die Lombardin hatte fremde Sitte
An ſeinen Hof gebracht und üpp'gen Tand,
So daß man ſie, in ihrer Fräulein Mitte
Am Werkeltag im vollen Schmucke fand,
Die müßig ſaß, und es von keiner litte,
Daß ſie die Arbeit ſittig nahm zur Hand;
Da doch vor Allen ſollen Königinnen
In Tugend leuchten vor den Dienerinnen!

Es hatte Carl den klugen Rath gepflogen,
Im Stillen erſt zu prüfen ſeine Wahl;
Und, wohl verkappt, die beiden Freunde zogen
Als Sänger, mit der Laute durch das Thal;
Wer beide ſah am Blumenrand der Wogen,
Dem ahnte nicht, daß jüngſt noch Erz und Stahl
Die Bruſt umgab, die ſüßer Weiſen Milde,
Wie Düfte, hauchte durch die Lenzgefilde.

Der Morgen glüht' auf blauer Berge Spitzen,
Als beide Freunde, wandelnd Hand in Hand,
Nicht fern mehr sah'n die goldnen Zinnen blitzen
Von Gottfried's Burg, am heitern Neckarstrand,
Dem Herrlichsten von allen Fürstensitzen,
Ein Garten prangt' umher das Schwabenland,
Bis auf die Gipfel wald'ger Felsenhöhen
Ließ siegreich Lenz sein Blüthenbanner wehen.

Den Sänger ließ in jenen goldnen Tagen
Der heitern Kunst ein König nicht vorbei,
Stillwonnig lauschend süßen Liedessagen,
Willkommen waren sie, wie Sonn' und Mai,
Wie Blüthenstaub, fernhin vom West getragen,
In Liebe eint getrennter Palmen zwei,
So flog, von Land zu Lande Sangeskunde,
Schloß Herz an Herz in frommer Weihe Bunde.

Der Herzog rief: „Ihr Sänger seyd willkommen,
Weil ihr gewiß vom Helden Carl mir singt;
Kein ander Lied wird noch so gern vernommen,
Kein andrer Name so das Herz durchklingt.
Die Vorzeit ist in bleichen Duft verschwommen,
Die fernste Zeit nicht seines Gleichen bringt,
Was wir erlebt, das wird den spätsten Söhnen
Der Wunderzeit, wie holde Mährchen tönen!"

So ſprechend führt der Fürſt zur Morgenſtunde
In ſeine Burg das junge Ritterpaar,
Sie folgten freudig ihm zum Säulenrunde,
Wo Rudigart, die hohe Fürſtin war,
Die ſchlanke Bayrin, mit dem Roſenmunde,
Dem lichten Strahlenaug', und braunem Haar;
Und, neben ihr die Knospe, kaum erſchloſſen,
Schön Hildegart, von Zucht und Huld umfloſſen.

Das Fräulein ſtickt' auf himmelblauem Grunde
Ein ſinnig Werk mit kunſtgeübter Hand,
Das gab von Carl, dem Streiter Gottes, Kunde,
Wie er die Sachſen ſchlug am Weſerſtrand.
Sie hatt' ihn nie geſeh'n, von Mund zu Munde
Flog doch des Helden Bild von Land zu Land,
Und ſie entwarf's bei ſtiller Sehnſucht Träumen,
Schön, wie es lebt' in ihres Buſens Räumen.

Und da die Ritter ſah'n das Kunſtgebilde,
Da winkten ſie ſich zu: Sie müſſ' es ſeyn,
Die Carl erwähle, Hildegart die Milde,
Die demuthvoll, wie Veilchen blüh'n im Hain,
Sich einſam weidet an des Helden Bilde,
Ihr Herz erſchließt an ſeiner Glorie Schein;
Und als ſie freudig ſangen ſeine Thaten,
Da mußt' ihr feuchtes Aug' ihr Herz verrathen.

Nun wollten ſie nicht länger forſchend weilen
Am grünen Neckarſtrand im Sängerkleid,
Und nur dem König ſchnell die Kund' ertheilen,
Daß Ihn im Herzen trägt die ſchönſte Maid.
Wer weiß es nicht, wie frohe Boten eilen,
Wann ihrer harrt ein Freund in Sehnſuchtleid?
Wie war ihr Wort dem hohen Carl willkommen!
Wie bangt' ſein Herz, von Sehnſucht hingenommen!

Und, wie nun Carl nach Schwaben raſch gegangen,
Um heimzuführen ſeine holde Braut,
Da fand er ſie mit hocherglühten Wangen,
Die eben auf ihr Werk, vollendend, ſchaut,
Das junge Herz von ſtillem Weh befangen,
Das ſie den Blumen ihres Bild's vertraut,
Ihr ahnet nicht, daß ſelig ſich erfüllte
Der Wunſch, den Unſchuld noch ſich ſelbſt verhüllte.

Doch höher noch der Jungfrau Wange brannte,
Als in den Beiden Rittern ſie mit Leben
Das ſchöne, ſitt'ge Sängerpaar erkannte,
Das ihre Blicke ſah in Thränen ſchweben,
Als ihr Geſang den Preis des Helden nannte;
Carl ſah ſie glüh'n, und rief: Verzeih', mein Leben!
Straf' nicht die Ritter um der Sänger Scherz,
Denn: Spiegel iſt mein Aug' und Ott' mein Herz!

Wohl that ich, Herz und Auge auszusenden,
Um solche süße Beute auszuspähen,
Drum wolle Du die Scheu in Liebe wenden,
Und stets mit Huld auf diese Beiden sehen.
Viel wollte Gott durch ihre Hand vollenden,
Stets sah ich sie mir treu zur Seite stehen,
Und, wie ich Dich durch Gunst des Himmels habe
Nenn ich auch dankbar Dich der Freundschaft Gabe!

Hochfreudig wurde nun der Bund geschlossen,
Schön Hildegart dem großen Carl vertraut,
Beim Scheiden heiß der Mutter Thränen flossen,
Doch Gottfried rief: „Glück zu der jungen Braut!
Gott segne sie mit freudiglichen Sprossen,
Ein Mutterblick den Himmel offen schaut,
Gewiß! von Ihr wird bald ganz Teutschland sagen:
Daß hohe Stämme süße Früchte tragen!“

„Nun ziehe freudig hin! Reich mir die Wange
Zum Abschiedkuß, mein Kind, mein Herz und Hort!
Fahr wohl, mein Augenlicht, fahr wohl auf lange!
Und: Gott mit Dir, das sey mein Segenswort!
Jetzt scheide schnell, sonst wird mir allzu bange,
Sey deines Mannes Heil, der Armen Port!“
So rief der Fürst, und riß sich los mit Harme
Aus süß umstrickend, zartem Lilienarme.

Von Ingelheim glänzt bald die hohe Veſte
Dem minniglichen Paar im Abendſchein,
Und, wie die Nachtigall zum Blüthenneſte,
Zog wonniglich die zarte Huldin ein;
Sie ſah mit Luſt der Völker Freudenfeſte,
Geſchmückte Reigen, ſchlanke Mägdelein,
Und all' das friſche Leben jener Tage,
Hellblühend noch im bunten Kranz der Sage.

Nach ſinn'ger Wahl nahm Hildegart zum Preiſe
Der holden Zucht manch ſchönes Kind zu ſich,
Die leitet' ſie zur Arbeit ernſt und weiſe,
Der Mägdlein Keines von der Herrin wich;
Den edlen Würzwein, ſtärkend ſüße Speiſe
Bereiten All', wetteifernd, tugendlich,
Denn nicht entwürdigt teutſcher Frauen Adel
Der goldne Herd, die kunſtreich feine Nadel.

Der König ſah mit Luſt das rege Treiben
Der emſ'gen Hildegart im weiten Schloß,
„So iſt es recht, rief er, ſo muß es bleiben!
Das nenn ich mir ein teutſches Ehgenoß!
Solch teutſches Weib wollt' Tacitus beſchreiben,
Als ſich ſein Herz zu ihrem Lob ergoß;
Der Weiſe ſpricht: Noch Eins ſo lang muß leben,
Wem Gott ein tugendſames Weib gegeben!“

„Ihr Mägdlein! golden iſt der Spindel Faden,
In zarter Hand, vom ſüßen Blick beſchienen,
Manch leiſer Seufzer darf das Herz entladen,
Indeß die Zucht behütet Aug' und Mienen,
Leitfaden auch iſt oft der leichte Faden,
Im Labyrinth der Liebe ſchlau zu dienen,
Indeß man ſcheint, ihn ſorglich zu entwirren,
Läßt man den Blick verſtohlen weiter irren."

„Wie minniglich iſt ſolch ein Blick, im Fliehen
Schnell aufgehaſcht, als Kleinod in der Bruſt
Getreu bewahrt; wie wonnig das Bemühen
Nach neuen Anſchau'ns hold verſteckter Luſt!
Ey, ſeht, wie meines Otto Wangen glühen!
Mein junger Freund! Biſt Du deß auch bewußt?
In meiner Burg der ſchmuckſte Fant', ich wette,
Trägt, ſchlauverhehlt, die ſchönſte Roſenkette!"

Doch Otto ſprach: „Mein König, ich vermeine,
Daß nie ein ſüßer Reiz mein Herz beſtrickt,
Ich fände dann die Liebliche, die Eine,
Die wunderſam ich jüngſt im Traum erblickt;
Sie leuchtet, wie die Roſ' im Morgenſcheine,
Ihr Aug' iſt Lenz, der, was nur lebt, entzückt,
Und — wunderbar! — ſie wies mir Hoffnungloſen,
Entſchwebend in die Luft drei weiße Roſen."

„Die weißen Roſen kann ich nicht vergeſſen,
Ein Zeichen ſind ſie mir, ein Himmelspfand,
Ich hoffe, ja! ich will mich deß vermeſſen,
Sie werden mir dereinſt von ſchöner Hand.“
„Glück auf, rief Carl, doch günſtig blick' indeſſen
Mein Otto, aus der Träume luft'gem Land
Zur Erde hin, und harre froh der Zeiten,
Wo Träume flieh'n vor ſchönen Wirklichkeiten!“

So ſcherzte Carl vergnügt mit ſeinen Treuen,
Ging — dann zu ſchwerem Werk mit friſchem Muth,
Wie ſelig iſt's, in Liebe ſich zu freuen,
Wann edler Sinn von kühnem Streben ruht!
Das Neue ſchaffen, Altes ſchön erneuen,
War Carl's Gewinn, ſein höchſtes Glück und Gut,
Er trug der Vorzeit Lehre, wie die Biene
Von Land zu Land, daß ſie der Mitwelt diene.

Wohl hatte Carl von Wälſchlands Lenzgefilde
Viel immerſchöne Blüthen heimgebracht,
Von alter Kunſt manch wunderſam Gebilde,
Der Vorwelt Schmuck, in nie beſiegter Pracht;
Der Weiſen Freund, jed' edlem Streben milde,
War ſtets der Held mit Fleiß dahin bedacht,
Daß überall gedeih, zu Gottes Ruhme,
Des Wiſſens Licht, der Künſte Himmelsblume. —

Was früh geblüht, was ſchöne Zeiten kränzte,
Er fand es auf, und ließ es wieder blüh'n,
Und wo ein junger Strahl des Wiſſens lenzte,
Da hieß ihn Carl in ſeinem Reiche glüh'n.
Freiſtatt war ſeine Pfalz, wo Alles glänzte,
Was leuchtend ſtand, in Geiſt und Wahrheit kühn:
Wie ſtrahlet nicht, zu jener Tage Preiſe,
Paulus Diakonus, Alkuin, der Weiſe!

St. Auguſtin, Chryſoſtomus, und Alle
Die heil'gen Weiſen, die vom reinſten Quell
Geſchöpft der Lehre Jeſu Gluthkryſtalle,
Daß ſie des Irrthums Nacht durchblitzten hell,
Ließ Carl durch Paul von fremdem Rednerſchwalle
Befreien, und zum Buche ordnen ſchnell,
Das, vielfach abkopeit von fleiß'gen Händen,
Im ganzen Reich umher Carl ließ entſenden. —

Kein Makel ſollte mehr das Licht entſtellen
Der heil'gen Züge gottgeweihter Hand,
Es ſollten Kunſt und Wiſſenſchaft erhellen
In Herrlichkeit ſein hochbeglücktes Land,
Und Jedem ſollten fließen ihre Quellen,
Und knüpfen Volk an Volk des Glaubens Band,
Daß vor des Kreuzes ſegenvollem Zeichen
Des Götzendienſtes Trug und Irrſal weichen. —

Und nun, bei Frühlings holderwachtem Blühen
Sah Carl ringsum belebt des Rheines Strand
Von fleiß'ger Völker ſegenreichen Mühen,
Hier fiel ein Wald, und dort ein Sumpf verſchwand;
Das Mühlrad trieb der Wogen reges Sprühen,
Daß wilde Kraft auch Zweck und Regel band,
Und, rings umher, ein heitres Bild zu ſchauen,
Erhoben Hütten ſich auf Blumenauen.

Gebahnte Wege führten durch die Fluren,
Wo, fruchtbeladen, ſchatt'ge Bäume ſtehen;
Von ihrer Milde Pilger Troſt erfuhren
In freud'ger Raſt bei hoher Wipfel Wehen,
Doch ſollten ſie auch Himmelslabungsſpuren,
Und Troſt der Seele nicht umſonſt erflehen,
Drum ſtanden unter hochgewölbten Eichen
Der Gnadenbilder viel, zu gutem Zeichen.

Da waren Nachts die Ampeln aufgehangen,
Die unterhielt der frommen Hirten Fleiß,
Es ſah von Fern das Licht der Wandrer prangen,
Gab Dank dem Herrn, und gab dem König Preis,
Daß er den Weg nun antritt ohne Bangen,
Und fromme Chriſten in der Nähe weiß —
Manch böſer Vorſatz wich, beim milden Blick
Des Gnadenbild's in finſtre Bruſt zurück.

So weit der Rhein, durch Hügel ſanft gewunden
Ein Paradies entzückten Augen heut,
War jede Spur der Wildheit bald verſchwunden,
Und gaſtlich winkten Stätten, gottgeweiht;
Da konnte Leib und Seele friſch geſunden,
Denn heiter war, und liebreich jene Zeit,
Wie Stift und Burg empfing die kleinſte Hütte
Den Wandrer gaſtlich, und mit zarter Sitte.

Nicht Roma's Söldner ſind's, die freudetrunken
Am Rhein gepflanzt die herzerfreu'enden Reben,
Sonſt müßten wir, ob ihre Macht verſunken,
Zu ihrem Preis noch heut die Becher heben.
Carl ſenkt' in das Geſtein den Himmelsfunken,
Der flüßig reift zum kühlen Flammenleben,
Auf Rüdesheim's beſonnte Felſenhöhen,
Die er von Ingelheim ſtets leuchten ſehen.

Erkoren hatt' er ſie, die Lenzes Grüße
Zuerſt empfängt, die, wach kaum, küßt der Morgen
Mit friſchem Purpurmund, die, nur vom ſüßen
Oſthauch umſpielt, bleibt vor dem Nord geborgen;
Noch heut die goldnen Labungfluthen fließen,
Ob tauſend Jahre floh'n, ſeit jenem Morgen,
Und nie verſiegt die flüß'ge Gluthenquelle,
Die Carl entſpringen ließ an dieſer Stelle.

Vor Allem liebte Carl beim rüſt'gen Jagen
Das Land zu ſichern vor des Wildes Wuth,
Das kam, die goldnen Saaten zu zernagen,
Und lechzte nach der jungen Lämmer Blut.
Das Jagen iſt, ſo pflegte Carl zu ſagen,
Gar luſtig Ding, das ſcheucht den trüben Muth,
Befreit von Müßiggang und eitlen Sorgen,
Und hält vor Unluſt Leib und Seel' geborgen!

Und Boten kamen hin vom Niederrheine,
Von Aquis Granis, Aachen jetzt genannt,
Wo Quell an Quell aus moſigem Geſteine
Hellfreudig tränkt, das ſchöne Wieſenland.
Unweit des Dorfs, im dichten Buchenhaine
Der Granushalle letzte Säule ſtand,
Die trauernd wies den freien teutſchen Fluren
Verſunkner Römerherrſchaft letzte Spuren.

Und ſo wie Carl die Botſchaft nun vernommen
Daß rings das Wild Gefild und Trift vrrheert,
Entbrannt' ſein Herz, dem König war, dem Frommen,
Des Landmanns Wohl, wie ſeine Krone werth;
Und ſchleunig hieß er ſeine Ritter kommen
Nach Frankenberg, dem Schloß, das mildverklärt
Vom ſpiegelhellen See, auf duft'gen Matten,
Wie eine Blume ſtand in Waldes Schatten.

Nunmehr begann ein rüſtig Jägerleben,
Davon noch manche heitre Kunde ſpricht,
Carl drang zum tiefſten Wald ein ohne Beben,
Scheut' Ebers Zahn, und Wolfes Rachen nicht,
Er ſprach: Wie ſollt' ich Raum dem Bangen geben,
Wann doch mein Arm nur kämpft für Recht und Licht?
Durft' ich den blut'gen Höllengeiſt bekriegen,
Den Heidenwahn, wie ſollt' ich hier nicht ſiegen?

Denn grimmer kann nicht Ebers Zahn verwunden,
Als wilder Wahn zerfleiſcht des Sünders Bruſt,
Und gieriger ward nie ein Wolf erfunden,
Als, die der Hölle Tochter, böſe Luſt!
Die Menſchheit muß in Jeſu Blut geſunden,
Das ward durch mich viel wackern Volks bewußt,
Das fraß das Heidenthum des Höchſten Saaten,
Wie hier im Feld die wilden Thiere thaten.

So ſpricht der König, und verfolgt im Fluge
Den wilden Ur tief in der Waldung Nacht,
Fern weggelockt von ſeinem Jägerzuge
Auf eine Au, wo hell ein Bächlein lacht,
Das rauſcht und rieſelt wohl mit holdem Truge,
Wie Sänger, ſtets auf ſüßen Klang bedacht;
Hier mußt' das Wild, vom Pfeil getroffen, ſinken,
Das müde Roß wollt' aus dem Bache trinken.

Trink jetzt noch nicht, ſpricht Carl, und ſtreicht dem treuen
Verſtänd'gen Roß den Hals, das, wie zum Gruß
Gewendet, ſich des Königs Blick will freuen,
Und vorwärts in den Bach ſetzt es den Fuß;
Doch zuckend prallt's zurück — mit heſt'gem Schreien
Sinkt's in die Knie, daß Carl herunter muß,
Und ſtreckt die Hand zum Bache, um zu ſehen,
Was ſeinem Roſſe von der Fluth geſchehen?

Da dampft die goldne Quelle ihm entgegen,
Ihr kräft'ger Dufthauch fullt die weite Flur,
Ey! rief der König, ſieh den Gottesſegen,
Zu gutem Heil kocht' dieſe Fluth Natur!
Welch edler Fund! vielleicht auf dieſen Wegen
Find ich, bachaufwärts, ſeines Urſprungs Spur!
Sieh doch, wie am Geſtein, wo Tropfen fließen,
Kryſtallne Blumen, weiß und gelb, entſprießen.

Das ſind mir goldne Blumen, nicht zu zahlen,
Und weiße Sterne, mehr als Silber werth,
Wie zierlich wußt' Natur ſie auszumalen,
Doch mein' ich, habe ſie kein Lob begehrt,
Da ſie ihr Werk verbarg in öden Thalen,
Wo mir ein Zufall hohes Glück beſcheert —
Doch nein! was Zufall heißt, dient Gottes Zwecken,
Zu rechter Zeit muß Alles ſich entdecken!

So redend führt das Roß der König weiter,
Den Bach entlang, bergauf ging ſtets der Pfad,
Und mehr und mehr erſchien die Waldau heiter,
Bis Carl ſich einer niedern Klippe naht,
Aus deren Schlucht der Quell, durch Strauch und Kräuter
Mit Sprudeln ſtürzet, wie ein wogend Rad,
Und dicht daneben rinnt mit goldner Welle,
Wie Eis ſo kühl, noch Eine Schwefelquelle.

Der friſche Quell, geſellt den Wundergluthen
Des feur'gen Bruders, gleich, und doch verſchieden,
Welch eine Herrlichkeit! Wie heilſam Fluthen
Zwieträcht'ge Kräfte hier zum Bund im Frieden!
Solch eine Miſchung, wie die Fluth den Gluthen,
Erfand der Weiſen Grübeln nie hienieden,
Nur die Natur ruft, in geheimer Waltung,
Zu Heil und Einheit feindlich wilde Spaltung.

Und knieend ſank der König hin am Quelle,
Und hob ſein Herz zu Gott bei Sternenſchein,
Und ſchwur, er wollte dieſe Wunderſtelle
Zum liebſten Wohnſitz, und zur Gruft ſich weih'n,
Ein Münſter ſollte ſteh'n am Rand der Quelle,
Die Königsburg beim Gotteshauſe ſeyn;
Er ſah im Geiſt die Waldau licht und eben,
Capell' und Pfalz, und Haus an Haus ſich heben.

O, ſchöne Zeit des Strebens und des Ringens,
O, Himmelsgluth in ſtaubgeſchaffner Bruſt!
O, Seligkeit des Schaffens, des Gelingens,
Wem wurdeſt Du ſo ſüß, als Ihm bewußt,
Dem großen Carl, und welche Lieder ſingen's,
Was Er vollbracht, zu Gottes Ruhm und Luſt!
Noch blüht Sein Werk, und alle Zeiten ſagen
Von Seinem Ruhm, von jenen Wundertagen!

Bald brachte Carl zu Stand, was er begonnen,
Die Quellen perlten hell in Marmorſtein,
Zu labungreichen Bades Heil und Wonnen,
Darin Carl's Edle ſich mit ihm erfreu'n;
Von oben drang der Strahl der heitern Sonnen
Durch Säulenhallen wohl mit Luſt hinein,
Die waren von Gebüſchen rings umfangen,
In deren Schatten muntre Vöglein ſangen.

Das Münſter gründet' Carl mit Pracht daneben,
Auch ſo die Pfalz nach wohlbedachtem Plan,
Denn, was auf Hof und Gängen ſich begeben,
Von ſeinem Fenſter ſeine Augen ſah'n;
Des Hausherrn Auge iſt des Hauſes Leben,
Zum Würmlein ſelbſt blickt Sonn' auf goldner Bahn,
Wo Sonn' und Liebe hin mit Blicken dringen,
Muß Nacht entflieh'n, und Alles wohl gelingen.

Wo Carl noch je verweilt' auf ſeinen Zügen,
Bracht' er die alte Treu nach Aachen heim;
Hier war ſein Herz, ſein Leben ſein Vergnügen,
Hier pflegt' er einſam ſeiner Thaten Keim,
Am Quellenrande, wo mit vollen Zügen
Die Biene ſog aus Blumen Honigſeim,
Ein neuer Gaſt auf dieſen grünen Matten,
Den ſie dem König nur zu danken hatten.

Wann Carl die Biene ſah an Blumen hangen,
Die ſüßen Raub begeht, und nicht entſtellt
Des Kelches zarten Prunk, die Roſenwangen,
Dann ſagt' er wohl: die Blume iſt die Welt,
Die Biene iſt des regen Geiſts Verlangen,
Dem nicht Genuß, nur Emſigkeit gefällt,
Der, wie die Biene, mit beſcheidnem Fleiß,
Den rohen Stoff ſüß zu veredeln weiß.

Darum ſey ſtets der Künſtler mir geprieſen,
Der Sänger auch, vor Allen doch der Mann,
Der neues Licht den Sterblichen gewieſen,
Das mühſam er auf eigner Bahn gewann;
In edlen Wiſſens Drang der Welt bewieſen,
Daß frommes Streben klimmt zum Ziel hinan,
Doch, wie zum Kranz ſich Erd' und Sterne neigen,
Mag jedes Licht des Herrn ſich würdig zeigen!

So träumte Carl in grünen Einſamkeiten
Von einem Reich in Glaube, Licht und Liebe,
Das er für Chriſtus tapfer wollt' erſtreiten,
Bis auch kein Irrwahn mehr auf Erden bliebe.
Er maß der fernen Lande öde Weiten
Im Geiſtesblick, mit immerregem Triebe,
Des Heiles Siegeszeichen ſollte thronen,
Wo nur die Sonne ſtrahlt, und Menſchen wohnen.

Schon war das tapfre Sachſenvolk bezwungen,
Zwölf Geißeln gab es Carl'n zum Friedenspfand,
Doch waren noch die Herzen nicht errungen,
Und bittrer Zwang nur knüpft' der Treue Band;
In Dichter Eichenhaine Dämmerungen
Die bunte Schaar der Fabelgötter ſtand,
Und, heimiſch ſchon in Sachſen, brachten Wenden
Den Götzen Opfer dar, mit blut'gen Händen.

Und, wie es Carl im Herzen mochte kränken,
Daß Sturm ihm noch des Friedens Palm' entreißt,
Doch wollt' er nicht in düſtre Schwermuth ſenken,
Das ſchaffende Gemüth, den regen Geiſt,
Vielmehr in kurzer Raſt ſein Werk bedenken,
Daß rings nur Segen blüht, ſein Volk ihn preist,
Und Thaten, die ſein hoher Geiſt erſonnen,
Trotz allen Stürmen ſey ihr Ziel gewonnen.

Zum Herbſt ſtand Aachen ſtattlich ſchon vollendet,
Viel tauſend Hände waren flink dabei,
Wie Carl das Gold, und milde Worte ſpendet,
Daß jeder ſtets am Tagwerk freudig ſey.
Carl ſelbſt war überall, wie Sonne ſpendet
Zum kleinſten Halm die Segenſtrahlen frei,
Im tiefſten Schacht den Diamant erſchließet,
Und hold mit Licht die zarte Knospe grüßet.

So ſtand die Burg, das Münſter ſchön erhaben,
Die blanke Stadt, von Mauern rings umzogen,
Nach Ingelheim ging Carl nun, ſich zu laben,
Dem heitern Wohnſitz war ſein Herz gewogen,
Und reich mit Zierde wollt' er ihn begaben,
Bald war der eis'ge Winter fortgeflogen,
Den Fels umrankten friſche Blüthen wieder,
Den Wald durchtönten junger Vöglein Lieder.

Und als nun Carl Ravenna's Säulenhallen,
Womit er Ingelheim geſchmückt, verließ,
Und Aachen naht', vor ſeinen Städten allen
Sein theures Kleinod, und ſein Paradies,
Da ſprach er: Nun? wie hat's dem Nord gefallen,
Als er am erſten Wintertage blies,
Und mit einmal, auf jüngſt noch freien Wegen
Thurm und Pallaſt dem Wüthrich ſtand entgegen?

Als nun der May ſich wand die Blüthenkrone,
Da weihte Carl den Dom zu Aachen ein,
Der Chor, erfüllt von Glanz und Jubeltone,
Glich einem Blüthenwald im Sonnenſchein;
Duft, Schimmer, Klang wogt' hin zu Gottes Throne,
In Volk und König ſchlug Ein Herz allein,
Ein Herz der Andacht, das zum Himmel ſtrebte,
Ein Herz der Treu, darin der Höchſte lebte.

Und froh ſah Carl in ſeinen Lieben allen
Der eignen Wonne reinen Wiederſtrahl,
Denn heut umfingen die geweihten Hallen,
Die ſeine Seele liebte, allzumal:
Sein ſüßes Weib, der Herzen Wohlgefallen,
Heinrich und Otto, ſeiner Liebe Wahl,
Und all' die Tapfern, all' die edlen Weiſen,
Die Sagen künden, und Geſänge preiſen.

Vorüber war das Feſt, als, noch in Schauen
Verſunken, Otto am Altare ſtand,
Hold thronte dort die ſeligſte der Frauen,
Ein herrlich Meiſterbild aus Griechenland,
Dem alle Wonnen zarter Huld entthauen;
Das Kindlein, ſegnend, hob die kleine Hand,
Und, wer da ſah die Jungfrau mit dem Knaben,
Dem mußt' Ihr Licht die ganze Seele laben.

Denn eine Blüthe war ſie, vom Gefilde
Der Seligen, zur Erde hingeweht,
In reinem Schmerz, und frommer Liebe Milde;
Umher verſunken Engel im Gebet;
Süßinnig blickt Maria aus dem Bilde,
Als wüßte ſie, was heiß die Seele fleht,
Und wollte mit dem Blick, dem Wehmuth feuchten,
Ein ſtiller Mond, der Herzen Nacht durchleuchten.

Und am Altar ſtillbetend hingegoſſen
Sah Otto eine zarte Huldgeſtalt,
Die hielt das Kreuz mit Inbrunſt dicht umſchloſſen,
Von ihrer Lippe leiſ' ein Seufzer hallt,
Die Thränen hell auf ihre Wangen floſſen,
Wie Thau des Himmels über Roſen wallt;
Und mußte ſelbſt in ihren ſanften Mienen
Der Schmerz, als neue Huld der Schönheit dienen.

Reich wogten des Gewandes dunkle Fluthen,
Und wiegten ſtolz der Locken Sonnenpracht,
So ſtrahlet Hesperus aus Morgengluthen,
Wann, wonnebebend, die Natur erwacht,
Geſellt dem Schnee des keuſchen Buſens ruhten
Drei Roſen, weiß, in grüner Blätter Nacht,
So wundermild ihr leuchtend Blüh'n entzückt,
Als ſey's ein Sternbild Ihr zum Schmuck gepflückt.

Leer war das Münſter, Kerzenſchein verglommen,
Nur am Altar noch weilt das Engelbild,
Und Otto ſtand am Pfeiler, ſüßbeklommen,
Kaum athmend, hingeneigt auf ſeinen Schild,
Sein ganzes Seyn vom Blicke hingenommen,
Den ſie zum Himmel richtet flehend mild,
Sie iſt es ſelbſt! Holdſeliges Erinnern!
Wie ſie im Traum erſchien, und lebt im Innern!

Und, wie ſie aufſtand, ihm vorüberſchwebte,
Durchſchaudert's ihn mit wunderſüßem Ahnen,
Als ob ſie, ſein gewahrend, zögernd bebte,
Im Strahlenblick ein ſanft und ſchmerzlich Mahnen,
Wie Fleh'n, und, wie Gebot; und ſanft verſchwebte
Ein Seufzer, wie das Flügelweh'n von Schwanen,
Und, wie ſein Herz die Wonne kaum empfunden,
War alles ſtill, der ſuße Glanz verſchwunden.

Der weißen Roſen Düften nur durchwehte
Den Säulengang, wie Frühlingsodem ſüß,
War ſie ein Lichtgebild an heil'ger Stätte,
Das ferner Zukunft Segen ihm verhieß?
Und wie ſo ſchmerzerfüllt ihr Auge flehte,
War ſelbſt ihr Leid in Engelunſchuld ſüß,
Wohl war ſie nur erſchienen und verſchwunden,
Der Sehnſucht ſich, als himmliſch zu bekunden!

Und aus dem Dome zögernd, ſinnend, wankte
Der Jüngling, wunderſam von Schmerz befangen,
Bis hin zum grünen Hain, wo Efeu rankte,
Und mildre Strahlen durch die Aeſte drangen,
Gewiegt auf munterm Quell, ſüßſchimmernd ſchwankte
Das Abendgold, und alle Wipfel klangen
Ein Fahrewohl dem wonnigſten der Tage,
In Wehmuthfeier ſanfter Liebeklage.

Da war's, wo unter Tönen, Düften, Blüthen
Heißbanger Sehnſucht Pfeil ſein Herz durchdrang,
Daß Thränen hell auf ſeiner Wange glühten,
Und Sturm durchwogt' die Seele trüb und bang,
Gleich weißen Roßen auf Azur erblühten
Die Sterne nun, bei Nachtigallenklang,
Und ſiegend durch das Nachtgewölk der Sinne
Erſtrahlt' das Licht der zarten Seelenminne!

Und Otto ſang: Wie ſüß der Fluren Stille,
Die' Abendſchatten, und der Blüthen Licht!
Wie wunderreich des Bodens Blumenfülle,
Wie zart die Nacht den Kranz der Sterne flicht,
O, klopfe, bange, Herz, nur! Thräne, quille,
Noch kannt ich Luſt, wie dieſe Thränen nicht,
Du wonnig Sehnen, ahnungvoll Verlangen,
Du gibſt den Himmel unter Harm und Bangen!

Wo iſt ſie hin, die ich noch kaum gefunden?
In welchen Räumen irrt mein Sehnen nur?
Ihr Licht durchſtrahlte mich, und war verſchwunden,
Zieht trunken fort mein Herz auf ſeine Spur;
O, wer die Allmacht dieſes Blicks empfunden,
Der lebt der Weihe ſüßer Schmerzen nur,
Und Seel' und Herz zur höchſten Thatkraft fodert
Die Himmelsgluth, die ſeine Bruſt durchlodert.

O, Du! der ich nun ganz und ewig eigen,
Und bliebſt Du mir verſchwunden, immer fern,
Und müßt' ich ſtets Dir meine Gluth verſchweigen,
Doch bliebſt nur Du mein Leben, und mein Stern!
Wortlos haucht Duft die Roſ', und Thaten zeigen
Verſchwiegner Treue ſtilles Walten gern,
So wirſt auch Du an meinem Ruhm einſt kennen,
Daß würdig war mein Herz für Dich zu brennen!

Fahrwohl dann, Quell, wo ich die erſten Zähren
Der Minne weinte, anmuthvoller Ort,
Den mir Erinnrung ewig wird verklären,
Holdſelig leuchte, rieſle, fort und fort,
Mögſt jeder Bruſt die reine Luſt gewähren,
Die mir entquoll aus deinem Blumenhort;
Ich ſah des ſüßen Frühlings Licht und Leben,
Der Liebe Bild, auf deinen Fluthen ſchweben!

O, wie ſo lieblich noch die letzte Roſe
Des Abendſcheins in blauer Ferne glüht,
Der Leuchtwurm hier, ſtillſehnend, flammt im Mooſe,
Dort, wie ein Irrſtern durch die Waldnacht zieht;
Du ſüßer Friede, milder Luft Gekoſe,
Du ſtilles Reich, wo Alles liebt und blüht,
Fahrwohl! mich rufen meines Lebens Sterne,
Süßlockend winkt des Ruhmes Kranz von Ferne!

In meiner Bruſt dieß wonnige Empfinden
Verbannt den Harm und ſtillt der Sehnſucht Klagen,
Mein Herz verheißt's, ich muß ſie wiederfinden,
Und hohe That um ihre Liebe wagen,
Nicht ſpurlos kann ſolch Himmelslicht verſchwinden,
Des Adlers Schwung muß eine Sonne tagen,
Und kann ich nie den höchſten Preis erwerben,
Süß iſt's, um ſie zu leiden, ſüß, zu ſterben!

Und freudig eilt der Jüngling nun von dannen,
Zur Königsburg, die feſtlich ſtrahlt von Weiten;
Der volle Mond blickt durch die hohen Tannen,
Die tönend rührt die Nacht, als Harfenſaiten;
Sanft rieſelnd über Kies die Quellen rannen.
Die Melodie der Wipfel zu begleiten,
Und, ahnungvoll, mit glüh'nden Buſens Wallen
Stürzt Otto ſchwankend durch die Königshallen.

Zweiter Gesang.

Im kühlen Saal von Stein saß Carl, umgeben
Von Weib und Kind, bei luſt'ger Flamme Schein,
Frau Hildegart begann ein künſtlich Weben,
Und emſig ſpannen rings die Jungfräulein,
Den Blumen gleich in Demuth, ſchien ihr Leben,
Den Bienen gleich in holdem Fleiß, zu ſeyn;
Die Ritter lauſchten ihres Blicks von Ferne,
Wie hin zu Blumen äugeln hohe Sterne.

Mein feiner Ott'! wo biſt dann Du geweſen,
Rief König Carl, hatt' Dich die Elf' entführt?
Hör an, hier war ein allzulieblich Weſen,
Die jedes Herz durch ſtillen Harm gerührt,
Noch hat ſie keinen Ritter ſich erleſen,
Vielleicht biſt Du zu ihrem Schutz erkührt?
Denn, wunderbar! drei weiße Roſen wehen
An ihrer Bruſt, wie Du im Traum geſehen.

„Die Rosen nannte sie ein himmlisch Zeichen,
Ein Pfand des Heils, zu ihrem Trost erblüht,
Und schön ist sie, und herrlich sonder Gleichen,
Frisch, wie der Maytag, der auf Alpen glüht,
Wann seinem Licht die duft'gen Wolken weichen,
Und scheu das Heer der nächt'gen Schrecken flieht;
Kein Traumbild kann mit solcher Anmuth prangen,
Wie ihr im Auge lacht, auf Stirn und Wangen!"

„Beglückter Otto, wann zu Schutz und Horte
Erkoren Dich der Schönsten Herzenswahl!"
So spricht der König, bebend lauscht dem Worte
Der Liebeglüh'nde in Erwartungqual;
Und horch! es öffnet sich der Halle Pforte,
Ein Wunderglanz erfüllt den Königssaal,
Sie ist es selbst! — der Jüngling wonnetrunken
Ist schon zu ihren Füßen hingesunken.

Und bebend wendet sie, mit glühn'den Wangen
Den feuchten Wonneblick zu Otto hin,
Dann reicht sie ihm die Hand, und hold umfangen
Mit zartem Arm hält sie die Königin,
Und spricht, Du holde Palma, sonder Bangen
Vertraue fest auf Otto's hohen Sinn,
Wen Du auch wählst, von diesen Rittern allen,
Es kann die Wahl auf keinen Bessern fallen!

Und Palma hob die Blicke voll Vertrauen
Zum Himmel auf, und ſagte: Gottes Hand
Hat mich geleitet durch entfernte Gauen,
Durch wilde Wälder, aus der Heiden Land,
Bis her zu Dir, wo Gnadenblicke thauen,
Wo jeder Schmerz vor deiner Huld verſchwand.
Ein neues, niegeahntes, ſel'ges Leben
Fühl' ich, an Deinem Throne mich durchbeben.

Von ſüßem Frieden iſt mein Sinn umfangen,
Und alles Leid in Hoffnungluß verklärt,
So war es Noah's Täubchen wohl, dem Bangen,
Als ihm des Oelbaums Wipfel Schutz gewährt,
Den es auf wilder Fluth ſah grünend prangen,
Und froh zurück mit friſchem Zweige kehrt,
O, meine Heimath, Wahn und Trug zum Raube,
Kehrt' ich zu Dir, heilkündend, wie die Taube!

„Du holdes Kind," ſprach Carl mit milden Tönen,
„Meinſt Du, daß Solches nicht geſchehen mag?
Meinſt Du, die Hölle werde Gott verhöhnen,
Und Ihm ſein Werk verhindern, Tag für Tag?
O, nein! gut Streben wird am Ziel ſich krönen!
Hoch ſproßt der Keim, der tief im Boden lag!
Drum ſey getroſt, und ſag uns all dein Leiden,
Und, wie Du Chriſtin wurdeſt unter Heiden?"

Und Palma ſprach: Wo durch des Urwalds Scha
Die raſche Werrha gaukelnd weiter flieht,
Und hoch die Kefernburg das Land der Catten,
Auf Blumenmatten thronend, überſieht,
Erwuchs ich, Pfand der Liebe zweier Gatten,
Umringt von Heiden lag ihr weit Gebiet,
Und gaſtlich bot es Zuflucht vor den Horden,
Die rings im Wald wehrloſe Pilger morden.

Dort hauſen Sorben, die von ſchroffen Küſten
Entfernter Meere, neblicht, trüb und kalt,
Wo Kies und Moor nur deckt die ſand'gen Wüſten,
Fortwandernd, ſuchten mildern Aufenthalt.
Sie ließen ſich des ſchönen Lands gelüſten,
Wo raſch die Neuß durch heitre Thale wallt,
Und weiter wälzten ſich die wilden Schaaren,
Die nun bedrängter Gauen Meiſter waren.

Wo ſich die Elbe tief durch Felſenthale
Ihr Bett gewühlt im kühnen Bogenlauf,
Dort herrſchten ſie, und bald auch nahm die Saale
Den Slavenſtamm am grünen Ufer auf;
Der Weſerſtrand ſieht ihre Opfermahle,
Ihr Götzenheerd thront an der Hunta Lauf,
Johannisnacht, den frommen Chriſten theuer,
Sieht ſtumm die Gräuel ihrer Opferfeuer.

Welch herbe Schmach hat Thüringen erfahren,
Das unterworfen muß den Slaven ſeyn,
Thüringen, das, noch vor vierhundert Jahren
Vereint mit Franken, herrſchend ob dem Rhein,
Rom überzog mit freud'gen Heldenſchaaren
Und jubelnd drang in ſeine Mauern ein,
Doch nun, zerſtückt, der wilden Sorben Beute
Verſunkner Pracht ſich nur im Liede freute.

Zu Teutſchlands Wäldern rief inbrünſtigs Sehnen
Winfried, der ſtolzen Britten Königsſohn,
Der nahm für Erdenluſt den Kelch der Thränen,
Und floh die Heimath und der Väter Thron,
Das lichte Reich des Glaubens auszudehnen,
Heiß ringend nach der Martyrkrone Lohn.
Thüringer wohl Teutſchlands Apoſtel kennen,
Und ſelbſt die Heiden ihn mit Ehrfurcht nennen.

Zum Werrhaſtrand geflüchtet, und verborgen,
Mußt' er allein, in düſtrer Waldkluft weilen,
Dort kam ein zartes Kind, mit jedem Morgen
Die eigne Frühkoſt treu mit ihm zu theilen,
Und liebreich für den theuern Freund zu ſorgen;
Wohl eilte Winfried, ſie vom Wahn zu heilen,
Denn, Heidin war ſie, und des Heil'gen Worte
Erſchloſſen ihr des Glaubens Sonnenpforte.

Ihr Vetter Hugo, der aus dem Geblüte
Der Kefernburger war der letzte Sproß,
Schön, liebevoll, wie ſie, voll Huld und Güte,
Begleitet' oft ſein holdes Spielgenoß,
Für die er ſchon in treuer Minne glühte,
Obgleich erſt zarter Flaum ſein Kinn umfloß;
Doch ſehnt' er ſich nach heitern Scherz und Spielen
Weil Winfrieds ſtrenge Wort' ihm nicht gefielen.

Als dieß der Heil'ge ſchmerzlich wahrgenommen,
Sprach er: mein Hugo, ſieh doch, hülfbereit
Die kleinſten Vöglein ſchnell zum Neſte kommen,
Wo jammernd fremde Brut nach Atzung ſchreit!
So haſt auch Du den Felſen oft erklommen,
Zu Troſt und Hülfe meiner Einſamkeit,
Doch, ſoll dein Mitleid meinen Kummer ſtillen,
So muß es rein aus frommer Liebe quillen.

Die Milde, die Natur uns hat gegeben,
Mit heil'ger Macht die Weſenheit durchdringt;
Erbarmen muß im Raubthier ſelber leben,
Der edle Leu mit einem Kind' nicht ringt,
Doch folgt das Thier nur, willig und ergeben
Dem blinden Trieb, der all' ſein Handeln zwingt;
Der Menſch, der Wahl und Willen hat empfangen,
Kann durch die Liebe nur zum Licht gelangen.

Es werden oft die edelſten der Triebe
Der Hölle dienſtbar, durch der Sinne Trug;
Der böſe Geiſt iſt Haß, Gott iſt die Liebe,
Die Lieb' iſt weiſe, und die Hölle klug!
Nicht Einer lebt, der reines Herzens bliebe,
Es löſe dann die Gnade ihn vom Fluch,
Nichts thut der Menſch, was ſeiner Seele ſchade,
Legt er ſich kindlich an das Herz der Gnade.

Noch Manches ſprach der Heilige zum Knaben,
Und fiel ſein Wort auf gut und fruchtbar Land,
Und täglich kam er nun, mit Liebegaben,
Mit Früchten, Blumen in der zarten Hand,
Sich an des Freundes Wort und Blick zu laben,
Darin er bald all' ſeine Wonne fand;
Doch eines Tages harrte bang, vergebens
Winfried der Pfleger ſeines theuern Lebens.

Als dämmernd nun der friſche Morgen tagte,
Und Wald und Felskluft nirgend Nahrung bot,
Erwartet ſchon der Fromme, Unverzagte,
In Gott ergeben, qualenvollen Tod,
Und Hymnen ſang er laut, die Seele nagte
Ein Sehnen nach dem ew'gen Morgenroth,
Und horch! in Wipfeln rauſcht's, und mild und mächtig
Schwebt über ihm ein Adler, ſtolz und prächtig.

Der hielt die Beute zappelnd in den Krallen,
Ein Thunfiſch war es, erſt der Fluth entwandt,
Urplötzlich ließ der Aar ihn niederfallen,
Schwang auf ſich zu den Wolken, und entſchwand.
Du reicher Gott, wie mild meinſt Du es Allen,
Die ſich vertrau'n in deine Vaterhand,
So rief der Heil'ge, nahm die Himmelsgabe
Mit heißen Thränen, zu erwünſchter Labe.

Die Kinder hatt' an jenem Tage ferne
Ein ſeltſam Wild gelockt, tief in den Hain,
Das ſchien ſo kirr, als ließ ſich's fahen gerne,
Doch nahten ſie, ſo drang es ſchnell waldein,
Und immer lockt' ſie's wieder, bis die Sterne
Erglommen, und erblich der Dämmrung Schein;
Da reut es Beide, daß ſie ſo vermeſſen,
Um Jagens Luſt des theuern Freunds vergeſſen!

Wie dankten Gott ſie, daß er nicht verſchmachtet,
Wie ſtaunten ſie, ob ſolchen Wunders Huld,
Der Heil'ge aber ſagte: Wohl beachtet,
Ihr Lieben! Jenes Wild, das iſt die Schuld,
Die Sünde, die uns zu verlocken trachtet,
Stets Glück verheißt der Wünſche Ungeduld,
Und gaukelnd auf der Irrbahn uns verblendet,
Bis fern die Heimath, und der Tag ſich endet!

Als nun Sankt Bonifaz auf Gottes Wegen
Zum drittenmale in Thüringen war,
Gab er Marie'n und Hugo'n noch den Segen
Zum ew'gen Treuebund — auf immerdar
Schied nun der Fromme, ging dem Ziel entgegen,
Das glorreich ſeiner Bahn bereitet war,
In Friesland trank des Martyrs Blut der Boden,
Und Jeſu pries ſein letzter Lebensodem.

An Winfried knüpften treuer Liebe Bande
Den frommen Wilhad, aller Gläub'gen Hort,
Er blieb zum Troſte dem verwaisten Lande,
In Ihm lebt' der verklärte Winfried fort,
Er pflegt' des Himmels Saat, daß nicht, zur Schande
Der Chriſtenheit ihr friſches Grün verdorrt,
Denn, das beſtürmte Kreuz nach blut'gen Siegen
Erhoben, ſollte nicht auf's Neu erliegen.

Schon nach des Heilands Tode wallten ſeine
Geliebten Jünger hin zum teutſchen Land,
Das Kreuz zu pflanzen in die dunkeln Haine,
Wo ſonſt der Aſengötter Abbild ſtand;
Bei Bardwigk ſäuſeln Eichen ob dem Steine,
Wo St. Aegiſth und Marian Palmen fand,
Den Dienſt der Götter hatten ſie vernichtet,
Den Chriſt verkündet, und das Kreuz errichtet.

Lebuin, Goar, Marcellus, Anglus kamen,
Germanien zu verkünden Jesu Lehre,
Wer nennt dem Enkel all' die theuern Namen,
Daß sie die spätste Nachwelt noch verehre?
Mit Herzblut netzten sie des Glaubens Samen,
Und hoch in Lüften schwankt die goldne Aehre,
Und siegreich strahlt das Kreuz in Morgengluthen,
Rings, wo durch teutsche Gauen Ströme fluthen.

Denn, wurden gleich bei Thüringern und Catten
Von Heiden fromme Christen hart bedrängt,
Und mußten sie sich flüchten in die Schatten
Des wüsten Walds, in Höhlen eingezwängt,
Doch wollte nicht ihr starkes Herz ermatten,
Wie schwer auch Prüfung über sie verhängt,
Und ob sie schmachten in des Zwanges Banden,
Gibt es der Frommen viel in teutschen Landen.

Wie könnt's auch seyn, daß weg der Mensch sich wende,
Vom Heil, erkauft durch so viel theures Blut,
Und von sich stößt der Irrsal Ziel und Ende,
Den Mittler, unsrer Armuth einzig Gut?
Wär's möglich, daß ein Wahn so schwer verblende,
Und Höllengluth besiegt' der Liebe Muth?
O, nein, bald bricht der Tag aus Dämmerungen,
Wo Jesu Namen preisen alle Zungen!

O! teutſche Heimath, wann, in Friedensſtille,
Wirſt Du des ſel'gen Glaubens Dich erfreu'n?
Von Gott begabt aus ſeiner Liebe Fülle,
Sind alle Segnungen des Himmels Dein!
Kein Feld, dem wogend nicht die Saat entquille,
Süß reift die Frucht, und golden perlt der Wein;
Gold, Silber, Edelſtein', Kryſtalle künden
Des Lichtes Walten in der Tiefe Schlünden.

Und roſig bluh'n der freud'gen Jugend Wangen,
Und golden weht um hohe Stirn das Haar,
Auf friſchen Lippen alle Wonnen prangen,
Und trägſt dein Herz im Auge blau und klar,
Doch Wahn und Irrſal halten Dich umfangen,
Unglücklich Volk, das niemals einig war!
Wirſt Du Dich einſt aus ſtumpfer Halbheit heben,
Dann wird vor deiner Kraft der Erdkreis beben!

Doch Jugend, Schönheit, Kraft ſind in den Banden
Des Wahns, das Edle iſt der Liſt erlegen,
Der wilden Slaven ſchlaue Fürſten wanden
Um Teutſchlands Nacken, grauſam und verwegen,
Ein ſchmählich Netz, und blut'ge Prieſter fanden
Die Herzen willig, düſtern Wahn zu hegen;
Sie ahnen nicht der Truggewalt Beſtrickung,
Und wähnen frei ſich in der Unterdrückung.

Thüringen, unter Roma's ſtrengem Walten
Sah prachtvoll thronen ihrer Götter Kreis,
In Tempeln, die von freud'gen Hymnen hallten,
Aus Marmor, ſchön verziert mit Kunſt und Fleiß;
Der heil'ge Winfried ſah die Truggeſtalten,
Und rief voll Schmerz: Wie ſchlau die Hölle weiß
Die Himmelsblüthe Schönheit zu entwenden,
Daß ſie, als Waffe dient der Sünde Händen!

O, Afroditä's Huld iſt nur erlogen,
Und ſchmeichelnd will ihr Blick die Seelen fah'n,
Nicht aus dem Schaum und Abgrund wilder Wogen,
Vom Himmel kam die Lieb', auf Lichtes Bahn!
Der Heil'ge rief's, des Bildes Trümmer flogen,
Und deckten, wild verſtreut, den grünen Plan;
Und Winfried ließ am Quelle, wo nur eben
Abgötterei thront', weiß ein Kreuz ſich heben.

Und da, wo jüngſt mit ſüßen Lächelns Koſen
Der Charitinnen holdes Abbild ſtand,
Entſproßten wunderſam drei weiße Roſen,
Süßduftend an der Quelle Blumenrand;
Ihr ſtrahlend Weiß, umgrünt von zarten Mooſen,
Blieb unverſehrt von glüh'nder Sonne Brand,
Und, wie im Lenz, ſo bei Dezemberlüften
Blieb friſch ihr Glanz, und wonniglich ihr Düften.

Die Roſen füllten dieſe grünen Räume
Mit wunderbarem Licht, ſie woben ſich
Durch meiner Kindheit ahnungvolle Träume,
Ihr Bild nicht mehr aus meiner Seele wich;
Ob Sonne glühe, Schnee die Gipfel ſäume,
Zu den drei Roſen trieb ein Sehnen mich,
Und Leid und Luſt vom kindlich ſtillen Wähnen
Fand Friede dort in wunderſüßen Thränen.

Und eines Abends, wo mein Geiſtblick ſchiffte
Auf einem Meer von dunkler Luſt und Pein,
Und ſanft der Wipfel Weh'n im Hauch der Lüfte
Die Seele ſenkt' in tiefe Wehmuth ein,
Da ſtrömte dicht am Quell, vom Felsgeklüfte
Ein Wunderglanz, daß leuchtend ſtand der Hain,
Die Fluthen rauſchten, und die Wipfel klangen,
Als ſey ein neuer Morgen aufgegangen.

Und aus dem Glanz erblühten drei Geſtalten,
Die blickten ernſt und lieblich auf mich hin,
Und jede ſah ich eine Roſe halten,
Die Erſte ſprach: Vernimm mit gläub'gem Sinn,
Ich bin die Liebe, ſelig iſt mein Walten,
Nimm! ſanfte Palma! meine Roſe hin,
Bewahr ſie treu, in zarter Unſchuld Händen
Wird ſie die Blicke nur zum Himmel wenden.

Die Zweite ſprach: Mich darfſt Du Glaube nennen,
Die Roſe bring ich von der Himmelsflur,
Die nimmer ſich wird von der Liebe trennen,
Weil ich durch ſie vom Himmel erſt erfuhr;
Umfange ſie, bald wird dein Herz ſie kennen,
Lieb' iſt im Glauben, Glaub' in Liebe nur,
Die Hoffnung wollt' uns Beiden Gott geſellen,
Sie wirft den Anker in des Lebens Wellen.

Die Dritte ſprach mit ſüßen Lächelns Koſen:
Du zartes Kind, mit ſtiller Demuth Sinn,
Nimm zu der Liebe, zu des Glaubens Roſen
Der frommen Hoffnung ew'ge Blume hin;
Dir glänzt dein Stern, trotz aller Stürme Toſen,
So lang ich Dir im Herzen leuchtend bin,
Gedenk nur ſtets, in Wonnen, wie in Mühen,
Daß wir am Kreuz, drei weiße Roſen blühen!

Siehſt Du zu unſrer Hut den ſtarken Leuen?
Das iſt die Kraft, der Liebe beigeſellt,
Die ſchützt die Himmelsblüthen wohl mit Treuen,
Und macht der Liebe unterthan die Welt.
Was zitterſt Du? den Leu'n ſollſt Du nicht ſcheuen,
Weil nur durch Ihn der Hölle Bau zerfällt,
Vertraue feſt des edlen Muthes Triebe,
Mild iſt die Kraft, und kräftig iſt die Liebe!

So hege treulich dann in herben Leiden
Die weißen Roſen, die am Kreuze blühen,
Und laß ſie nichts von deinem Herzen ſcheiden,
Ach! bald wird Dich der Schmerzen Pfeil durchglühen,
Dann ſoll ihr Licht Dein weinend Auge weiden,
Als Hort und Labung in des Lebens Mühen:
Selig die Bangen, ſelig, die da weinen,
Sie tröſtet Gott, und heißet ſie die Seinen.

So ſprach ſie, und verſchwand; ein wonnig Bangen
Durchzuckt' mein Herz, ich ſah in meiner Hand
Die weißen Roſen hell im Thaue prangen,
Die eben noch geblüht am Quellenrand.
Ich hatte durch ein Wunder ſie empfangen,
In Schmerz und Luſt ein heilverheißend Pfand,
Ich eilte heim, mit glüh'nden Herzens Schlagen,
Der ſüßen Mutter all' mein Glück zu ſagen.

O, Gott, nur Einen Segensblick noch ſchenkte
Das Mutterauge mir, das ſelig ſchon
Am Liebequell des Lichtes Fülle tränkte,
Zur Heimath war ihr reiner Geiſt entfloh'n,
Doch in den Kelch des tiefſten Jammers ſenkte
Der Himmel Troſt, und ſchwerer Prüfung Lohn,
Ein blühend Kind, in quillend friſchem Leben,
Dem hatte ſterbend ſie das Licht gegeben.

Der ſtrahlend blauen Augen Frühlingsmilde
Rief der verklärten Mutter Blick zurück,
Als grüßte ſie vom ew'gen Lenzgefilde,
Ein Stern der Liebe, in des Kindes Blick;
Und jeder Zug glich ihrem Engelbilde,
Mahnt' ſüß und herb an das verſchwundne Glück,
Hold aufgeblüht in Liebe, Leid und Wonne,
Sah ſchon mein Ernſt die zwölfte Frühlingsſonne.

Da kamen bärt'ge Sorben, mit Geſchmeide,
Bernſtein und Spangen vor des Schloſſes Thor,
Ernſt eilt' herbei, mit kindiſch reger Freude,
Das Schönſte liebend er für mich erkor;
O trügeriſche Luſt, zu ew'gem Leide
Sproßt' deiner Blüthe flücht'ges Seyn empor!
Des Knaben Anmuth rührt' nicht die Barbaren,
Die, ihn zu rauben nur gekommen waren.

O, konnten wir die ſchlimme Art nicht kennen?
Rauh, mißgeſtaltet, ſcheuslich, frech und wild,
Wer ſolche Sorben ſieht, der kann nicht nennen
Den Menſchen Gottes Werk und Ebenbild.
In ihrer grauen Funkelaugen Brennen,
Der Hölle Gluth und arge Schlauheit quillt,
Gewandt und kühn, in jeder Sprach' erfahren
Zieh'n ſie von Land zu Land mit ihren Waaren.

Mit Freudigkeit, und reichlich ſie begabend
Koſt' Ernſt die Nattern, die ſein Herz umwanden,
O, Gott, es war ja an demſelben Abend,
Als ſinnend wir auf hohem Söller ſtanden,
Die Lüfte wehten Düfte kühl und labend,
Wie Geiſtergruß aus unbekannten Landen,
So milde war der Waldnacht ſüß Gefunkel,
Daß es uns zog aus unſrer Hallen Dunkel.

Vom Söller führt die Brücke hoch zum Garten,
Der ſich zum Thale ſenket, Blumenreich,
Hier pflegt' mein Ernſt der Vöglein hold zu warten,
Die jeden Frühling bauten im Gezweig.
Die Räuber wußten es, und lauſchend harrten
Vertheilt, ſie all' im bergenden Geſträuch,
Mit Jubelruf zu Prodo ihrem Gotte,
Ergriff umzingelnd Ernſt die finſtre Rotte.

Mein Vater fiel ſie an mit ſtarkem Arme,
Da ſchwirrt' ein Pfeil, und traf ihn in das Herz.
Ernſt rief nur noch: Daß Gott ſich mein erbarme!
Da riſſen ihn die Räuber waldeswärts.
Der Himmel blieb ſo hell bei meinem Harme,
Die Erde blieb ſo ſchön bei meinem Schmerz,
In Blumen lag mein Vater, bleich und ächzend,
Ich tränkte ſeine Lippen, blau und lechzend.

Ich tränkte ſie mit friſcher Fluth der Quelle,
Wand meinen Schleier um die blut'ge Bruſt,
Noch einmal grüßt' ſein Blick des Mondes Helle,
Er ſeufzt', fahr wohl, Du meiner Seele Luſt,
Der Tod ereilt mich, ach, mit Blitzesſchnelle,
Der Sorben Giftpfeil brennt in meiner Bruſt,
O, bittres Weh, mein Ernſt in Mörderkrallen,
Muß ihrer Wuth, ein ſchuldlos Opfer, fallen!

O! flieh dieß Land, vergiftet ſchon, umflochten
Von ſchnöder Heidenprieſter blut'ger Gier,
Flieh', eh' die Sorben noch es unterjochten,
Der Unſchuld weht ein himmliſch Schutzpanier.
Zu Franken geh, die treu für Chriſtum fochten,
Zu Carl geh, alle Engel geh'n mit Dir,
Verzage nicht, in öder Waldung Weiten,
Aus jedem Stern wird Dich mein Auge leiten!

Welch ſüßer Glanz! Maria lächelt nieder,
Ich komme nun — die Welt war freudenleer,
Seit Du, mein Leben, mit dem Lichtgefieder
Als Sel'ge wogteſt durch das Sonnenmeer.
Horch! alle Sterne ſingen Jubellieder,
Fühl'! Himmelsroſen wehen Düfte her,
Entzücken, Wonne, ſüßes Herzensbrennen,
Biſt Du, was Tod die bleichen Lippen nennen?

Ja Heil und Preis! der Schmerz iſt überwunden,
Das Herz erquickt, das Sehnen iſt geſtillt,
In Lebensfluthen werd' ich nun geſunden
Von allem Weh, wo ſüße Liebe quillt.
Wo iſt dein Stachel, Tod, ſo herb erfunden?
Wo iſt dein Sieg, du Hölle, wutherfüllt?
O, meine Palma, ſtille Deine Thränen,
Mein Leben war nur noch ein Todesſehnen!

Nein, weine nicht, was ſind ſo Luſt, als Leiden
Des Erdenlebens, das ein Hauch zerſtiebt?
Was iſt der Tod? Er iſt ein kurzes Scheiden,
Das wahres Heil für flücht'ge Träume gibt,
Der Vater iſt mit Allen, welche leiden,
Und ſelig iſt die Seele, welche liebt.
Er ſprach's, und lächelt mild, in ſüßem Frieden
Zum Himmel blickend, war er hingeſchieden.

Schon wich die Nacht, des Morgens Purpurhelle
Durchflammte freudiglich das grüne Land,
Da kam der fromme Wilhad hin zur Quelle,
Goß heiße Thränen auf des Todten Hand.
Verhieß dann, gern zu laſſen ſeine Zelle,
Und mich zu führen nach der Franken Land,
Um dort, wo ſiegreich Chriſti Banner wehen
Für meinen Bruder Rettung zu erflehen.

So zogen wir dahin; bei Sturmestoſen
Bot oft ein Steingeklüft uns Zuflucht dar,
Mein Heiligthum, die immerblüh'nden Roſen,
Empfing ein Felsſtück dann als Hochaltar,
Lind wiegt' in Schlaf mich ihrer Düfte Koſen,
Durch meine Träume ſchien ihr Leuchten klar,
Milddämmernd mir in ahnungvoller Ferne,
Als Roſen bald, und bald als ſüße Sterne.

Wir zogen, durch das Felſenland der Catten
Dem Rheine zu, mit freud'ger Zuverſicht,
Bald lechzend auf Gebirg'shöh'n, bald in Schatten
Feuchtdunkler Waldung, ſeufzend nach dem Licht.
Ach! meinen Hort und Freund ſah ich ermatten,
Ihm ſtrahlt' das Ziel der ſchweren Wandrung nicht,
Sanft ſcheidend gab der Fromme ſeinen Segen,
Der Einſamen, auf ihren Leidenswegen.

Und, ob ich ſchutzlos mußte weiter wallen,
Hab' ich mit Gott die ſchwere Fahrt vollbracht,
Vor Deinen Thron, Du Streiter Gottes, ſchallen
Der Unſchuld Klagen nun mit heil'ger Macht,
Und Keiner lebt in dieſen Königshallen,
Der nicht als Schutz und Hort des Glaubens wacht,
Im Angerlande ſchmachtet Ernſt in Ketten,
Er athmet noch! O, eilet ihn zu retten!

Vernehmet noch, dem ew'gen Gott zum Hohne
Steht, tief im Wald, am öden Huntaſtrand,
Des Prodo Bild, auf ſchlanker Säule Throne,
Ein leuchtend Banner ſchwingt die ſchwarze Hand;
Der Kopf iſt eines Hund's, mit goldner Krone,
Juweelen ſchmücken Schild und Gürtelband,
Noch ſtrahlt der Rettung Hoffnung, denn, vollbracht
Wird erſt das Opfer zur Johannisnacht!

Und Palma ſchwieg — in Staunen ganz verloren
Lauſcht' Alles, da verhallt der Worte Weh'n,
Nur Roland rief: Iſt Otto auserkoren
Zu Deinem Schutz, wohlan, ſo mag er geh'n!
Für Dich, Du Lieblichſte, die je geboren,
Würd' ich den Tod, als eine Huld erfleh'n,
Du wunderſüßes Bild aus Wonn' und Leiden,
Wer kann Dich ſehn, und Otto nicht beneiden?

Viel ſagten andre Ritter noch zum Preiſe
Der Schönen, Otto nur, erröthend, ſchwieg;
Da nahte ſich ſein Heinrich, hold und leiſe,
Sprach er zum Freund: Laß mich in dieſen Krieg
Mit Dir nun ziehn, nach treuer Brüder Weiſe,
Mir ſagt's mein Herz, Gott ſchenkt uns Heil und Sieg,
Und leſ' ich doch in Deinen feuchten Blicken,
Du treuſtes Herz, Dein Hoffen, Dein Entzücken!

Und Otto ſank an Heinrich's Bruſt, und ſchweigend
Verweilt' er dort, bekämpft' der Thränen Fluth,
Dann demuthvoll ſich vor dem König beugend,
Sprach er zu ihm, die Wangen voller Gluth:
Mein König, wenn Du, Gnade mild erzeigend
Vergönnſt, in dieſem Zug mein Gut und Blut
Zur Rettung holder Unſchuld darzubringen,
Hoff' ich mit Gott, es ſoll mir wohl gelingen!

Und lang' ſchwieg König Carl, in ſich verſunken,
Erwartungvoll lauſcht Alles um ihn her,
Die Wangen glüh'n, von innern Flammen trunken,
Es wogt die Bruſt, ein toſend Gluthenmeer;
Sein Auge ſprühet heil'gen Ingrimms Funken,
Die ſtarke Hand ſchwingt den gewalt'gen Speer,
Der Engel, der den Urfeind will zerſchmettern,
Flammt mächt'ger nicht in der Zerſtörung Wettern.

Er rief: Helft aller Engel lichte Schaaren,
Noch thronen Götzen, noch raſ't Prieſterwuth,
Da der Erlöſer ſeit achthundert Jahren
Für die verlorne Menſchheit gab ſein Blut!
So werden nie bezwungen die Barbaren?
Beſiegt des Himmels Treu der Hölle Wuth?
Und dicht bei gottgeweihten Stätten morden
Wehrloſe Unſchuld ſchnöde Slavenhorden?

O, dieſen Kelch willſt, Herr, von mir du wenden,
Ja, frohe Zuverſicht durchflammt die Bruſt,
Der Hölle Trug, Abgötterei wird enden,
Nicht fürder mehr fließt, zu des Erbfeinds Luſt,
Unſchuldig Blut von grauſer Prieſter Händen,
Der ganzen Welt wird Deine Treu' bewußt,
Im Gotteegarten deutſcher Sachſenlande
Tödt' ich den Molch, der ſich durch Blumen wande.

Nimm hin, mein Otto, meinen Herzensſegen,
Erleſe ſelbſt Dir der Genoſſen Schaar,
Zeuch hin, und Gott mit Dir auf Deinen Wegen,
So wie er ſtets in Deinem Herzen war!
Dich, holde Palma, wird als Tochter hegen
Die Königin, ſey muthig immerdar,
Und hege treu der weißen Roſe Milde,
Es wacht der Leu auf Otto's goldnem Schilde!

Ihr aber, edle Franken, tapfre Schwaben,
Batavier, kräft'ge Bayern; Wälſchlands Blum'
Und Zierde, Florentiner! Ihr, erhaben
Und felſentreu, Helvetier voller Ruhm,
Laßt neu Beginnen friſch die Bruſt uns laben,
Im blut'gen Kampf mit Höll und Heidenthum,
Und Witekind, dem ſtarren Held von Eiſen,
Mann gegen Mann, wie treu der Chriſt, beweiſen!

So ſprach der König, und durch Säulenbogen
Zum Himmel drang der Ritter Freudenſchrei.
Von allen Lippen heil'ge Schwüre flogen,
Und zur Capelle ſtrömt' die Schaar herbei,
Den Segen zu empfangen, daß, auf Wogen
Des Kampf's, der Leitſtern heil'ge Weihe ſey.
So eilen All' nach ihren Gau'n von dannen,
Daß jeder Held berufe ſeine Mannen.

Doch Otto, hingewinkt vom milden Blicke
Der Königin, harrt ſtumm der Abſchiedweihe,
Da ſprach ſie liebreich: Meine Palma ſchmücke
Den Tapfern hier zum Werke frommer Treue,
Daß er von Dir ein minnig Pfand erblicke,
Daran in Kampf und Weh ſein Herz ſich freue,
Der Frauen Huld iſt reich an ſinn'gen Zeichen —
Willſt Du die Roſen Deinem Ritter reichen?

Die Roſen mir zu wünſchen, das ſey ferne,
Sprach Otto, mir im Herzen blühen die,
Sie leuchten dort, wie ſüße Augenſterne,
Ihr treues Licht verläßt mein Leben nie;
Doch labt' ich mich an einem Kleinod gerne,
Das mir verheiße, mein gedenket Sie!
Und freudig blieb' ich ſelbſt in Todesqualen,
Säh ich mir eine ihrer Locken ſtrahlen!

Und von den Locken, die, wie Goldkryſtallen
Um tauſend holder Blumen Lieblichkeit,
Stillfluthend, bis zum Teppich niederwallen,
Wird Eine ſchnell zum ſüßen Pfand geweiht;
Die Perlenſchnur mit ſtrahlenden Corallen,
Die zierdevoll um Palma's Stirn ſich reiht,
Wird, mit der Locke ſinnreich ſchnell durchwunden,
Von ihrer Hand um Otto's Bruſt gebunden.

Und knieend nimmt er hin die ſüße Spende,
Wie hob mit Stolz die theure Laſt die Bruſt!
Nicht bangt er noch, daß ſich zum Leide wende
So engelreine, ſanfte Friedensluſt.
Und ſegnend ſenkt auf ihn die Liljenhände
Die Königin — des reinſten Glück's bewußt,
Entreißt er ſich der wonn'erfüllten Stelle,
Den Segen zu empfah'n in der Kapelle.

Schon harrten ſein die edlen Kampfgenoſſen,
Sie ſchlugen ein den Weg zum Angerland,
Am Aſenberg, vom Huntaſtrom umfloſſen,
In Wagriens Gebiet, am Meeresſtrand,
Dort war es, wo aus dunkelm Erz gegoſſen,
Der goldgekrönte Abgott Prodo ſtand,
Im Waldesgrund, wo keine Vöglein ſungen,
Kein Veilchen blüht', und nie die Axt erklungen!

Dritter Geſang.

O, reines Herzens heil'ge Liebeſtrahlen,
O, Kraft der Treu, der keine andre gleicht,
Wie preiſ' ich Eure Wonnen, Eure Qualen?
Wer iſt's, der mir zum Bilde Farben reicht?
Biſt du es, Mond, dem Roſenſonnen ſtrahlen,
Auf Fluren hingeſtreut? Sinkſt du vielleicht
So ſelig lächelnd in die Thale nieder,
Daß, Roſen gleich, erblühen meine Lieder?

Wie, oder ſeyd es ihr, verſchwieg'ne Sterne,
Die, Blüthen gleich, in ſtäter Frühlingspracht,
Und wonnig leuchtend aus azurner Ferne,
Mir Himmelsträume webt durch Sturm und Nacht?
Ihr ſüßen Blicke, treu folg' ich, und gerne
Der Roſen Walten, und der Sterne Macht,
Ob jene Duft, ob dieſe Strahlen trinken,
Sie alle doch allein zum Himmel winken.

Ja, Roſenmond, der Schöne! weilt in Thalen,
Am grünen Elbeſtrand, in voller Luſt,
Des Mayen Flucht mit Wonne reich zu zahlen,
Im Lichtgewand, mit Roſen an der Bruſt;
Schmückt alle Wipfel mit Demantenſtrahlen,
Kein Hälmchen iſt ſo klein, es bebt für Luſt,
Nacht iſt beſiegt von roſ'ger Strahlen Helle,
Klang iſt die Waldung, und Muſik die Welle.

Die Blumen ſehnen ſich, im Licht zu funkeln,
Und gern erbleichen ſie am ſüßen Strahl,
Im tiefſten Hain, im feuchten Moor, dem Dunkeln,
Ringt auch mit Nacht das Licht, und ſiegt zumal;
Denn leuchtend ſchweben flatternde Karfunkeln,
Glühkäfer, hin, zum trüben Schattenthal,
Und bringen Blumen, ſchmachtend tief im Grunde
Vom goldnen Licht die frohe Liebekunde.

Du heil'ge Schönheit, reine Liebefülle,
Wer möchte nicht vergeh'n an Deiner Bruſt,
Du prangeſt nun in ſüßer Roſen Hülle,
Du leuchteſt nun in goldner Sterne Luſt!
Nichts lebet, das nicht Deine Gluth erfülle,
Nichts athmet, dem nicht Deine Treu bewußt,
Urquell der Weſen, alles Lichtes Klarheit,
Du ew'ge Harmonie, und ew'ge Wahrheit!

Gabſt Blumen Duft, Geſang den Nachtigallen,
Den Wipfeln Säuſeln, zarten Laut der Fluth,
Geſumm den Bienen, Liebe gabſt Du Allen,
Und Alle ruh'n in Deiner Treue Hut:
Laß auch mein Lied mit ſüßer Macht erſchallen,
In meine Seele hauchteſt Du den Muth,
Nun Alles ausſtrömt Duft und Lebenfülle,
Gib, daß mein Lied, als Duft des Geiſt's entquille!

* * *

Es war in ſchönen, hellen Sommertagen,
Wo Roſen friſch in voller Blüthe ſtanden,
Als Otto ging, die kühne That zu wagen
Mit kleiner Schaar, nach wilder Heiden Landen;
Nicht Roſen ſproßten dort an luſt'gen Hagen,
Wo ſich durch Steppen rauhe Pfade wanden,
Und ohne Zierde trauerten die Fluren,
Die noch von holder Pflege nicht erfuhren.

Denn, wo die Erde prangt in heiterm Glanze
Daß Blum' an Blum' erſprießt, und purpurn, hold,
Die Frucht erglüht im grünen Blätterkranze,
Auf Feldern wogt der Aehren lautres Gold,
Des Bergquells Strahl, lichtgaukelnd, wie im Tanze,
In Bogen ſteigt, in Perlen niederrollt,
Da offenbart in edeln Waltens Triebe
Das Werk von Menſchenhand der Allmacht Liebe.

Es war noch nichts im wüſten Angerlande
Von holdem Fleiß, von Triebſamkeit zu ſchauen,
In Schaaren weideten am Meeresſtrande
Die wilden Roſſe auf beſchilften Auen;
Der Wagrier mied des Gehorſams Bande,
Vereinzelt ſtand in waldbedeckten Gauen
Die mächt'ge Wehr, umthürmt von Kieſelſteinen,
Wo ſtolz der Sachſe hauſ't', ein Fürſt der Seinen.

Ein niedres Dach nur ſchützt' vor Sturmes Wüthen
Dieß edle Volk, vor allem Zwange ſcheu,
Das Roſſe tummeln mochte, Heerden hüten,
Und fühlt', in Armuth froh, ſich ſtolz und frei;
Blauäugig, goldgelockt, hoch, friſch, wie Blüthen,
Prangt' Sachſens Jugend, lachend, wie der May,
Die Stirn, wie Schnee, der Roſe gleich die Wange,
Schnell, wie das Reh, und vor dem Tod nicht bange.

Noch hoffte Witekind in freud'gen Siegen
Von Frankens Herrſchaft Sachſen zu befrei'n,
Schwur, bis zum letzten Hauch des Volkes Kriegen
Für ſeine Freiheit Gut und Blut zu weih'n;
„Ich, oder Carl," ſprach er, muß unterliegen,
Denn für uns Beide iſt die Welt zu klein,
Ganz Sachſenland, in ungemeſſnen Weiten,
Wird, Mann für Mann, für Herd und Glauben ſtreiten.

„Dieß große Volk, das von der Nordſee Wogen
Bis an den Rhein ſieht blüh'n ſein mächtig Reich,
Oeſtlich umthürmt von hohen Felſenbogen,
Südlich umkränzt von Fluren, Gärten gleich,
Stolz, einig, wird nicht um ſein Heil betrogen,
Und in ſein Herz dringt keines Feindes Streich,
So lang' nicht mir der Muth im Buſen ſchwindet,
So lang' mir Sieg des Herzens Stimme kündet!"

So rief der Held, und freudig, ſonder Zagen
Zog Greis und Jüngling, Mann und Knab' in's Feld;
Das Angerland blieb öd in jenen Tagen,
Von Frauenhänden ward das Land beſtellt:
Die Okker ſah das Heer, bereit zum Schlagen,
Der Weſer Strand bedeckte Zelt bei Zelt,
Der Bruno'sberg, das Thor der Sachſenlande
War ſtark beſetzt, zum tapfern Widerſtande.

Am Aſenberg, den dichte Waldung deckte,
Stand eine Burg, zur Römerzeit erbaut,
Der ſtolze Thurm hoch ob den Wipfeln ſtreckte
Sein moſig Dach, das fern der Wandrer ſchaut;
Unfern des Thurms der Hain des Prodo ſchreckte
Ein harmlos Volk, das Hütten ſich gebaut
Am Huntaſtrand, frei, wie die Vögel niſten,
Mit Fiſchfang kümmerlich ihr Seyn zu friſten.

Bis dicht an Prodo's Hain war hingedrungen
Der tapfre Otto mit der Frankenſchaar,
Sie führte durch Gebüſch und Niederungen
Ein Frieſe, der des Landes kundig war,
So trefflich war's, mit Gottes Schutz gelungen,
Daß auch kein Feind der Franken ward gewahr,
Obwohl dort hauſ't die wilde Slavenrotte,
Die Ernſt geraubt, zum Opfer ihrem Gotte.

Hier, unter tauſendjähr'gen Buchenhallen
Im tiefſten Schooß der öden Waldnacht, war
Die grauſe Stätte, wo die Opfer fallen,
Johannisnachts, auf blut'gem Fels-Altar.
Alljährlich ſah man Prodo's Diener wallen
Zum Opferfeſt, mit grünbekränztem Haar,
Und jauchzend ſtrömten hin die grimmen Heiden,
Sich an der Unſchuld Todesqual zu weiden.

In dieſen Hain nun ſollten Ernſt's Befreier,
(So lautete des treuen Frieſen Rath,)
Kampffertig harren, bis zur Opferfeier
Mit Fackeln und Geheul der Zug ſich naht,
Auf ſie dann! Wie durch düſtre Wolkenſchleier
Der Wirbelwind mit ſchwerer Schloſſenſaat,
Mit Gott und Chriſt, und gutem Frankeneiſen
Der Heidenbrut das theure Kind entreißen!

Zur frommen That in Noth und Tod verſchworen,
Ertrugen freudig Mühen ſonder Zahl,
Die Treuen, welche Otto ſich erkoren,
Nicht ſchreckte ſie das öde Schattenthal,
Das Schlangen, gift'ge Molche nur geboren,
In deſſen Tiefe drang kein Tagesſtrahl,
Den ſchnöden Götzen ſchwuren ſie zu finden,
Und berg' er gleich ſich in des Todes Schlünden.

Ach! ſchon Johannisabend war vergangen
Mit ziellos bangem Suchen durch den Hain,
Von heißem Schmerz, und trüber Sorg' umfangen,
Irrt' Otto durch das Dickicht, ſpät, allein.
O Hoffnung, rief er, die beſiegt' mein Bangen,
Wie konnte Trug dein himmliſch Lächeln ſeyn?
Ihr Wunderroſen ſtrahltet mir vergebens,
Verſchwundne Sterne meines Liebelebens!

Die düſtre Nacht verhüllt in dieſen Gründen
Als Siegerin der ew'gen Sterne Licht,
Die, Blicke Gottes, Seine Liebe künden,
Die prangend jede Dunkelheit durchbricht.
Sein Antlitz kehrt der Tag von dieſen Schlünden,
Und ſchauen will er ihre Gräuel nicht!
O Gott! vielleicht empfängt der zarte Kleine
Den Todesſtreich, indeß ich einſam weine!

O, Vater

O, Vater du im Himmel, ſieh die Qualen,
Die nagend jetzt durchwühlen mein Gebein!
Die dunkle Nacht in dieſen öden Thalen
Iſt nicht ſo düſter, als die Seele mein.
Nur Einen ſende Deiner Himmelsſtrahlen,
Nur einen Tropfen meines Schmachtens Pein,
Befrei mich mild von herben Zweifels Wehen,
Nur Du vernimmſt der Seele heißes Flehen!

Und horch! Es ſäuſelt in dem Waldgeklüfte,
Dem feuchten, ſchwülen, wo kein Blatt ſonſt bebt,
Weil auch kein Odem reger Sommerlüfte
Der dichtverzweigten Wipfel Nacht durchſchwebt;
Ein Glanz durchzuckt den Hain, es wogen Düfte —
Erinnrung aller Wonnen blüht und lebt! —
Wie Ahnungſchauer tief im Herzen brennen,
Muß Otto's Lippe die drei Roſen nennen!

Dem ſüßen Dufte träumend nachgezogen,
Wie nach dem Meer eilt unbewußt der Quell,
Klimmt Otto durch die rieſ'gen Säulenbogen
Der Waldung, immer höher dringt er ſchnell;
Stets vor ihm her die ſüßen Düfte wogen,
Oft dünkt' es ihm, als ob drei Roſen hell
Fernher ihm winkten, und, ſo wie, mit Beben
Dem Wink er folgt, ſieht er ſie weiter ſchweben.

Und plötzlich hebt ſich dumpfverworrnes Flüſtern,
Der Waldnacht Graus durchflammt ein blut'ger Schein,
Und Otto ſieht im Kreiſe hoher Rüſtern
Der Slaven Schaar, der Prieſter weiße Reih'n,
Ganz deutlich ſieht er Prodo auch, den Düſtern,
Im Kronenſchmuck von Gold und Edelſtein,
Und langſam naht, im weißen Roſenkranze,
Gefeſſelt, Ernſt, in ſüßer Unſchuld Glanze.

Er iſt es ſelbſt! Es ſind die Augen, wonnig,
Die veilchenblau, wie Palma's Augen glüh'n,
Die langen, goldnen Locken, weich und ſonnig,
Die Wangen, friſch, wie junge Roſen blüh'n;
O, ſelige Erinn'rung, wie ſo wonnig
Willſt du die Schrecken dieſer Nacht durchzieh'n?
Denn ach! ſchon lauert wüthende Begierde
Wild zu zertrümmern all die holde Zierde!

Und Otto, unaufhaltſam klimmt zum Thale,
Hinab von jäher, ſchroffer Felſenwand,
Als brüllend ſchon die goldne Opferſchale
Der Heidenprieſter hebt mit ſtarker Hand,
Und mit der Rechten greift zum ſcharfen Stahle,
Den grimmen Blick dem Knaben zugewandt,
Der muthig rief, die zarten Arme hebend:
Dein bin ich, Jeſus! ſterbend, ſo wie lebend!

Mein Heiland und mein Hort, in Deine Hände,
Rief Otto, und die Luft durchflammt ſein Speer,
Getroffen ſank zu Boden hin der Wende,
Flucht ſeinem Götzen noch, und war nicht mehr —
Betäubt, als ob ein Himmelsſtrahl ſie blende,
Stand regunglos der Slaven Schaar umher,
Indeß die Feſſeln Otto löst dem Kleinen,
Und drückt ihn an die Bruſt mit lautem Weinen.

Und wie der Knabe ſieht an Otto's Seite
Mit goldnem Kreuzesgriff das mächt'ge Schwert,
Da riß er's fort, und zückt' es hoch zum Streite,
Dann rief er laut, den Slaven zugekehrt:
Triumph! ein Frank, ein Chriſt iſt mir zur Seite,
Mein Arm hat Kraft — jetzt kommt, wann ihr begehrt,
Und opfert mich dem ſchnöden Ungeheuer,
Mein Blut iſt edel — O, ihr kauft es theuer!

Dich, Frevler, hat der Abgrund nicht verſchlungen?
Rief nun ein Greis; wie konnteſt Du es wagen?
In dieſen heil'gen Hain biſt Du gedrungen?
Des Gottes Prieſter durfteſt Du erſchlagen?
Bald halten Marterbande Dich umſchlungen,
Und gift'ge Schlangen Dir das Herz zernagen;
Lebendig ſah'n wir Dich, Du ſollſt mit Qualen
Langſamen Todes dein Verbrechen zahlen!

Thut, wie ihr könnt, sprach Ott' mit hohem Muthe,
Hier steh ich fest in einem heil'gen Streit,
Und ob ich siege, ob mein Herzblut fluthe,
Mir wird geschehn, wie Gott der Herr gebeut!
Hoch sproßt die Saat, genetzt mit treuem Blute,
Und alles Große reift im Sturm die Zeit;
Vergebens steht Gewalt dem Recht entgegen,
Hoch über alle Kraft ist Gottes Segen!

Da brüllte laut die Schaar der grimmen Heiden,
Und stürzt' sich, wüthend, wie ein tosend Meer
Zum Todeskampf, umzingelnd, auf die Beiden,
Die standen, wie zwei Engel licht und hehr,
Und priesen freudig Gott in ihren Leiden;
Der Todessichel gleich flammt' Otto's Speer,
Und um ihn her thürmt sich ein Wall von Leichen,
Erbebend schon die feigen Horden weichen. —

Doch, hergerufen durch die Schreckenskunde,
Drang eine frische Schaar in Prodo's Hain,
Furchtbarer dräuten Feinde in der Runde,
Und schloßen dicht die Rettungslosen ein;
Und Otto sank dahin mit tiefer Wunde,
Des Todes Schauer rinnt durch sein Gebein,
Im Fallen hielt er Ernst noch fest umfangen,
Und barg an seiner Brust die bleichen Wangen.

Zum Himmel hob ſich ringend ſeine Seele:
„Dein Will' auf Erden, wie dort Oben," ſpricht
Der bleiche Mund: „In Deine Hand befehle
Ich meinen Geiſt! Herr, geh nicht in's Gericht
Mit dieſem Volk! Auch ſie zum Heil erwähle,
O, Vater, was ſie thun, ſie wiſſen's nicht!
Erbarmend blicke von den Sternen nieder,
Und Lieb' und Frieden gib den Menſchen wieder!"

Und wie nun Ohnmacht Otto's Blick umfangen,
Die Wenden ſchrei'n: Gott Prodo hat geſiegt!
Frohlockend dann herbei zu Otto drangen,
Ernſt zu erwürgen, der an ihn ſich ſchmiegt,
Dem Vöglein gleich, das vor dem Aar mit Bangen
Zur Mutter ſtrebt, die ſchon im Blute liegt —
Da ſtürmten durch die Schaar mit Siegesrufen
Die Franken zu der Heidenklippe Stufen.

Und Heinrich drang mit hochgeſchwungnem Schwerte
Wie Gottes Donner auf die Wenden ein,
Daß ſich ihr Jauchzen in Geheul verkehrte,
In Hülferuf ihr wildes Siegesſchrei'n;
Ein hoher Cherub mit dem Flammenſchwerte
Stürzt jeder Franke durch der Feinde Reih'n,
Und Alles weicht vor den gewalt'gen Streichen,
Der Götze thront auf ſeiner Diener Leichen.

Und ſinken muß das Rieſenbild von Oben,
Gewalt'gen Eichen gleich, vom Sturm zerſchellt,
Die Franken knieten nieder, Gott zu loben,
Der wunderbar der Feinde Macht gefällt;
Des Abgotts Schmuck, aus Gluth und Glanz gewoben,
Ward nun der reichen Beute zugeſellt,
Der diamantne Reif, die goldnen Wagen,
Das prächt'ge Banner, ſo das Bild getragen.

Wie raubt der Tand euch Sinne und Gedanken,
Rief Heinrich nun, entbrannt von frommen Muth,
O, weilt beim Heidenprunk nicht, edle Franken,
Des Chriſten Gut iſt des Erlöſers Blut!
Seht nach den Tapfern, die im Kampfe ſanken,
Stillt liebevoll der Wunden Fiebergluth,
Und ſelbſt den Feind ſollt ihr als Bruder pflegen,
Denn nur Erbarmen bringt dem Sieger Segen!

Zu Hülfe, jammerte mit bleichem Munde
Ernſt, der aus Leichenhaufen klomm hervor,
Ein Frank, mein Retter, liegt, mit tiefer Wunde,
Verblutend, ſterbend hier im feuchten Moor!
O, herbes Wort! O, jammervolle Kunde!
Sie dringen hin, ſie richten ihn empor,
Den todtengleichen Otto, dicht umklammern
Die Treuen ſeine Knie mit lautem Jammern.

Und ob der Ohnmacht Schatten ihn umgeben,
Hört Otto noch der Liebe Schmerzeslaut,
Der mächtig ruft zurück das flieh'nde Leben.
Vom Freund umfaßt, von Zähren mild bethau't,
Kann er zum Licht die Augen wieder heben,
Die bleichen Todes Grauſen ſchon geſchaut,
Und in der glüh'nden Treue ſtarken Armen
Muß wiederum ſein ſtarres Herz erwarmen.

Sanft hingehoben auf ein Bett von Zweigen,
Ruht Otto nun, und jeden Hauch bewacht
Der Liebe Blick, die Opferfackeln zeigen
Den engen Pfad durch dieſe Waldesnacht;
Nichts hemmt der Sieger Zug — frohlockend ſteigen
Die Morgenſtrahlen nun in goldner Pracht,
Und Kraft und Wärme ſtrömen durch die Glieder
Des Leidenden aus ihrem Licht hernieder.

Bald konnte nun der theure Held geſunden,
Dann eilt' er mit der tapfern Schaar zum Heer,
Denn Carls Triumphe trugen Flügelkunden,
Vom Sigafluß, weit über Land und Meer,
Und jedes Wort gab Balſam Otto's Wunden,
Er wünſcht', daß er zum Kampf beflügelt wär',
Um jede Schlacht, die ohne ihn geſchlagen,
Muß er, wie um verlornes Kleinod klagen.

Wie leuchtend Wetterſtrahlen niederfallen
Aus heitrer Luft, in ſchwüler Sommernacht,
War Carl am Sigafluß, wo er mit Allen
Heerführern ſchnell des Feldzugs Ordnung macht'
Der Waffenzüge ſtolze Banner wallen,
Ein ſturmbewegtes Meer in Sonnenpracht,
Der Franken Leu, in Carls azurnem Schilde
Neigt huldigend ſich vor der Liljen Bilde.

Der tapfern Schwaben freud'ge Jugend führet
Fürſt Gottfried, Allen ging dieß Heer voraus,
Da Carl dieß edle Volk zumal erkühret,
Daß es das Erſte ſey bei jedem Strauß,
Weil denen wohl vor Allen Ruhm gebühret,
Die, noch zur Römerzeit ein Gotteshaus
Mit Pracht erbaut am heitern Neckarſtrande,
Das Erſte, deß ſich rühmten deutſche Lande.

Die rüſt'gen Bayern führt Raymon, der blüh'
Sohn Taſſilo's, es war ſein erſter Zug,
Und freudig, wie zum Tanze, eilt der glüh'nde
Dem Kampf entgegen, mit des Adlers Flug,
Roland folgt dann, der Muth und Gluthen Spri
Dem Ganelon, der Schlaukopf, fein und klug
War zugeſellt, Der Licht, und Jener Flammen,
Die Franken führten dieſe Zwei beiſammen.

Nun kamen noch Italia's heitre Söhne,
Hell ausgeſchmückt, mit kunſtreich leichtem Speere,
Mit buntem Helmbuſch, blanker Waffen Schöne,
Gleich einer Blumenflur im Frankenheere;
Batavier, mit der Cymbeln Luſtgetöne,
Kräft'ge Helvetier, und, vom Südermeere
Gaskogner, auch Maſſilier, Provenzalen,
Des Ganges Roſ' in Heldenlorbeers Strahlen.

All' Chriſtenvölker, freud'ge Kampfgenoſſen,
Und ob verſchieden, ſo durch Sprach, als Brauch
Das ganze Heer, wie Einem Stamm entſproſſen,
Durchweht von Einer heilgen Flamme Hauch.
Wie Jeſu Blut für Alle treu gefloſſen,
Vergoßen gern für Ihn ihr Blut ſie auch,
Freiwillig waren ſie mit Carl gezogen,
Und ſtanden, wie der Fels in Meereswogen.

Und, wie auf Flügeln kam vom Oſtſeeſtrande
Der Obotritenwenden muth'ge Schaar,
Den Eichen gleich in ihrem ſchönen Lande,
Treu, feſt und kräftig, ruhig, ernſt und klar;
Tief ſchmerzt' es ſie, daß durch der Abkunft Bande
Der wilde Sorbe ihnen nahe war,
Und wollt' ihr Fürſt im offnen Kampfe zeigen,
Die ſchnöde Abart ſey dem Stamm nicht eigen.

Dem Heereszuge folgt' mit edlen Frauen
Die Königin aus frommen Herzenstriebe,
Sie ſchreckte nicht zurück des Schlachtfelds Grauen,
Denn jene Zeit war die werkthät'ger Liebe;
Und, wie nach Stürmen Himmelstropfen thauen,
So kamen ſie, nach Kämpfen, ſchwer und trübe,
Mit zarter Sorge, wie ſie Mütter hegen,
Die wunde Schaar zu laben und zu pflegen.

Held Carl war raſch zum Bruno'sberg gedrungen,
Und hatt' die Burg erſtürmt mit Heeresmacht,
Der edle Sachſe Heſſo war bezwungen,
Gefangen in des Königs Zelt gebracht;
Viel Geißeln wählte, als Verſicherungen
Der oftgebrochnen Treue mit Bedacht
Der Ueberwinder aus den Fürſtenſöhnen
Der trotz'gen Völker, die ſein Scepter höhnen.

Gebrochen war der Muth der Sachſenkrieger,
Das Land lag unterjocht — nun bauten froh
Dem wahren Gott Haus und Altar die Sieger,
Die Gläub'gen jauchzten, daß nicht fürder droh'
Der ſcheuen Heerde der gewalt'ge Tiger,
Held Witekind, der, unheilbrütend floh
Nach Jütland hin, mit ſtarrem Felſenſinne,
Auf daß er König Siwart's Schutz gewinne.

Und, wie den edeln Sachſen, die gefangen
Im Lager lechzten, mit entflammten Wunden,
Die hohen Frauen nah'n, voll Sorg' und Bangen,
Treuwartend Feind und Freund zu allen Stunden,
Da meinten ſie, von ſolcher Huld umfangen,
Von jedem Weh bald freudig zu geſunden;
Und alle fühlten's, göttlich ſey der Glaube
Der Löwenmuth gießt in das Herz der Taube.

Einſtmals war Carl, in tapfrer Krieger Mitten
Beim goldnen Morgenſchein am Dymolſtrand
Durch hohen Klee mit Luſt fürbaß geritten,
Sich zu beſchau'n das ſchöne Cattenland,
Erkunden wollt' er der Bewohner Sitten,
Und wiſſen, ob ſie eint des Glaubens Band,
Auch wollt' er rings die hohen Bergesſpitzen
Im Land erſeh'n, zu freien Ritterſitzen.

Denn, ſeht doch, ſprach er, wackre Kampfgenoſſen,
Dieß ſchöne Land, wo Fels an Fels ſich hebt,
Auf deren Abhang grüne Saaten ſproſſen,
Indeß die Stirn der Adler ſtolz umſchwebt,
Die Auen ſeht, von Quellen hold durchfloſſen,
Die Triften ſeht, von Heerden reich belebt,
Und, ſcheint es nicht, als wünſchten all die ſchönen
Steinklippen ſich mit Burgen zu bekrönen?

Ey, wie ſo lieblich in der Morgenhelle,
Bei Geismar dort, aus grüner Wipfel Pracht
Des Buchenwalds, das Kreuz und die Kapelle
Sich heben, wo am Fuß die Iſſa lacht,
Und freudig ſpiegelt in der blauen Welle
Das goldne Kreuz, die grüne Waldesnacht?
Wer kann mir ſagen, wie, zum Heil der Frommen,
Des Kirchleins Zier in jenen Wald gekommen?

Da ſprach Hanns Oelſen, der in Cattenlanden
Geboren war: Mein Herr und König, wiſſ't,
Vor Alters hat ein Eichbaum hier geſtanden,
Deß noch der ſpät'ſte Enkel nicht vergißt;
Leichtgläub'ge Heiden dort Orakel fanden,
Getäuſcht durch ihrer Prieſter arge Liſt,
Hochheilig ward das ſchnöde Holz gehalten,
Mit ſcheuer Ehrfurcht nahten ihm die Alten.

Als nun der Wahrheit Licht, das wunderreiche
Des Irrthums Nacht verſcheucht auf freud'ger Bahn,
Da fällte Bonifaz die mächt'ge Eiche,
Die unverletzbar hielt der Heiden Wahn,
Nun eilt herbei das Volk, das Schreckensbleiche
Der Taufe Segen gläubig zu empfah'n,
Und Winfried ließ vom Holz der Eiche bauen
Die ſchöne Kirche dort auf Waldesauen.

So geht's, ſprach Carl, den ſtolzen Rieſen allen,
Die nach der Weltmacht, nicht nach Gott geſtrebt,
Sie müſſen kläglich von der Höhe fallen,
Weil Gott die Demuth nur zu ſich erhebt;
Nicht Pfeiler reichen zu den Sternenhallen,
Ein frommes Herz zu Gott, geflügelt, ſchwebt! —
Doch Ritter, ſeht, wie dort im Thal, zu Paaren,
Hochfreudig ziehen rüſt'ge Frankenſchaaren!

Und ſeht, es kommt, in zweier Edlen Mitten
Gar minniglich, in Schönheit wunderbar,
Ein zarter Knab' in fremder Tracht geritten,
Wie eine Sonne glänzt ſein goldnes Haar!
Was ſeh ich dort? Glück auf! da blitzt, inmitten
Des gold'nen Schild's ein Spiegel, ſilberklar,
Und jenen Helm ſchmückt Bern's gekrönter Leue!
Ja, Otto iſt's, und Heinrich, der Getreue!

Gewiß! ſie bringen von der Heidenklippe
Dieß zarte Lamm, dem Opfertod geweiht,
Ernſt iſt's, der edlen Kefernburger Sippe,
Den hoher Muth durch Gott und Chriſt befreit;
O, dieſe That ſchallt von der Sänger Lippe
Nach tauſend Jahren noch der Chriſtenheit,
Wann ſiegreich ſtrahlt in aller Welten Reichen
Des Glaubens Sonne, und des Heiles Zeichen.

O ſprecht, rief Carl, mit freud'gen Herzens Schlägen,
Wer von euch Beiden Ernſt's Befreier war?
Mein Otto, jauchzte Heinrich ihm entgegen,
Entriß dieß Täublein zart den blut'gen Aar!
Und Otto rief: O nein! Der Rettung Segen
Gehört nur meines Heinrichs Muth, fürwahr!
Ich ſeh es wohl, ſprach lächelnd Carl, vom Ruhme
Liebt Jeder nur in Freundes Hand die Blume.

So habt Ihr Beide dann, von Gott erleſen,
Preiswürd'ge That, zu hohem Heil vollbracht;
Doch auch mit mir iſt Gottes Huld geweſen,
Der Sachſen Stolz erlag in blut'ger Schlacht.
Von allem Weh ſoll nun dieß Volk geneſen,
Nur ihm zum Heile üb' ich Siegesmacht;
Der Sachſe walte frei im Heimathlande,
Der Slave trage ew'ger Knechtſchaft Bande.

Doch allzugern bricht Sachſenhand die neue
Gelöbnißkette, die ſie Franken eint,
Nicht Schwur, nicht Geißeln feſſeln Sachſens Treue,
Die Lippe ſpricht, was nicht die Seele meint:
Vergebens netzt der Taufffluth reine Weihe
Ein frevelnd Haupt, das allem Guten feind;
Und fruchtlos winkt der Mittler Freya's Söhnen,
Die heiterm Dienſt der üpp'gen Göttin fröhnen!

Drum will ich hier die hochgewalt'gen Rieſen,
Die weit umher die Lande überſchauen,
Für meine treuſten Edlen mir erkieſen,
Daß ſie dort oben ſtarke Veſten bauen;
Schon zwanzig Jahr lang hat der Feind bewieſen,
Daß keine Stunde ſeinem Wort zu trauen;
Doch, wo auf Felſen Falk und Adler niſten,
Wird ſchwer im Thal dem Wolf nach Raub gelüſten!

Nicht ſpend' ich euch zur Kurzweil reiche Gaben,
Und nicht zur Ruh' winkt euch das feſte Schloß,
Ein hoher Sinn kann wirkend nur ſich laben,
Den müden Greis labt Ruh, als Luſtgenoß;
Nicht, euch für Treue dankbar zu begaben,
Empfangt Ihr Burg, Feld, Waldung, Mann und Roß,
Denn wahre Treue kauft ſich nicht um Kronen,
Und nur durch ſich kann ſie ſich ſelber lohnen!

Seht die zwei Berge, die aus Blumenwieſen
Hochfreudig heben wald'gen Hauptes Pracht,
Davon ſoll Jeder Einen ſich erkieſen,
Und halten dort getreue Landeswacht.
So wählt dann! — Spiegel rief: Ich wähle dieſen
Berg, der im Spiegel heitrer Fluthen lacht!
So recht, ſprach Carl, und dieſen Berg beſitze,
Und nenn Dich ſo, von Deinem Ritterſitze!

Und Du, mein Otto, ſieh, wie ſtolz hernieder
Das Waldgeklüft dort blickt im Abendſchein —
Dieß ſchau Dir an, geh hin, und kehr bald wieder,
Denn ſchöne, fromme Blicke harren Dein!
Was glüheſt Du? Was ſenk'ſt die Augenlieder?
Was meinſt Du wohl, was ich im Herzen mein'?
Ich meine, da Dir hohe That gelungen,
Haſt Du die ſchönſte Palme Dir errungen!

Und ſchweigend ſtieg der Jüngling hocherglühend
Des Waldbergs ſanften Abhang nun hinauf,
Mit Grün bedeckt, und reiche Quellen ſprühend,
Die ſchlängeln durch die Thal' im regen Lauf,
Und immer ſchöner that das Land ſich, blühend
Und anmuthreich vor Otto's Blicken auf;
Und immer ſüßer wogt' der Luftſtrom droben,
Ein ſäuſelnd Weh'n, aus Licht und Duft gewoben.

Je höher Otto auf zum Gipfel klimmet,
Je nackter ward und ſchroffer das Geſtein,
Indeß das Thal in Klang und Dufte ſchwimmet,
Die blaue Ferne wogt im Purpurſchein,
Die raſche Fluth in Abendgluthen glimmet,
Das reinſte Gold durchflammt Gebüſch und Hain,
Und Städt und Kirchlein in des Abends Strahlen
Wie Roſen leuchten aus den grünen Thalen.

Es drang kein Schmerzeslaut, kein wirres Dröhnen
Zu dieſer Höh, wo reiner Frieden thront,
Nur Lerche grüßt mit vollen Jubeltönen,
Die neuen Tag erglommen wähnt, den Mond,
Der eilt, die Gipfel all mit Licht zu krönen,
Indeß im Thale noch die Dämmrung wohnt,
Bis alle Fluthen flammen, und von Neuen
Des ſüßen Lichts ſich alle Weſen freuen.

Und Otto weilt, durchglüht von Ahnungbeben,
Wo toſend quillt der Bergquell aus der Kluft,
Daß Funkennetze jeden Halm umweben,
Und jeden Stein umzittern Licht und Duft.
Welch ſel'ger Glanz, und welche Düfte ſchweben
Entzückend, bis zum Schmerze durch die Luft?
Sieh! hold erſproßt aus dunkeln Klippenmooſen
Erheben leuchtend ſich drei weiße Roſen!

Da regen ſich mit Macht die ſüßen Schmerzen
In Otto's Bruſt, und ſeine Thräne quillt;
Ich kenn' euch wohl! ruft er mit glüh'ndem Herzen,
Vom reinſten Glück ein rein und rührend Bild.
O blüht, mit euren Wonnen, euren Schmerzen,
Und noch im Tod ſey euer Licht mir mild!
Hier, wo ihr blüht, ſoll meine Burg erſtehen,
Und noch mein Grab ſoll euer Duft umwehen!

Nicht pflückt euch meine Hand! Zum Mahl und Zeichen
Blüht ungestört in weißer, stiller Pracht,
Im frischen Thau müßt ihr den Sternen gleichen,
Die mild durchstrahlen meiner Sehnsucht Nacht.
Seyd mir ein duftend Pfand, ein strahlend Zeichen
Von Gottes Huld, die treu und herrlich wacht,
Was ich ersehnt, wornach mein Herz gerungen,
Durch Glaube, Hoffnung, Liebe ist's gelungen!

Als Otto nun den Fels herabgekommen,
Bot lächelnd ihm sein hoher Freund die Hand,
Und sprach: Wohlan! was hast Du wahrgenommen?
Und, wie behagt es Dir auf hohem Land?
Mein König, hört, sprach Otto, als erklommen
Der Gipfel war der schroffen Felsenwand,
Sah ich drei weiße Rosen, hoch entsprossen,
Die ringsumher die süßen Düfte goßen.

Die weißen Rosen nahm ich mir zum Mahle
Unfern davon mir meine Burg zu bauen,
Ein weißes Kreuz soll dort die Waldesthale,
Dem Pilger gastlich Zeichen, überschauen;
Drei Rosen grüßen nun zum Drittenmale
Mein banges Herz mit Hoffnung und Vertrauen,
So will ich nie von diesem Sinnbild lassen,
In Schild und Helm, in Sarg und Gruft es fassen.

Wohlan, ſprach Carl, mein Jüngling, ſo beginne
In Eile dann, zum Sitz und Aufenthalt,
Den Bau der Burg, hoch kröne ihre Zinne
Dein blühend Eigenthum, Gefild' und Wald.
Und zum Gedächtniß Deiner zarten Minne,
Davon noch einſt manch holdes Lied erſchallt,
Sollſt Du im Schild drei weiße Roſen tragen,
Die ſternenklar aus blauem Felde ragen.

Dein uralt Wappen auch, der Berner Leue
Auf goldnem Feld, im kühnen Gluthenlicht,
Soll Deinen Schild noch ſchmücken, und das Neue
Verdränge würd'gen Glanz der Vorzeit nicht,
Denn, über alles Leuchten iſt die Treue:
Heil Dem, für den die Treu der Väter ſpricht!
Das iſt der Adel! — Soll das Volk ihn ehren,
So muß er rein des Urſprungs Glanz bewähren!

O ſieh, mein Otto! nicht auf Klippenmooſen,
Und nicht in ſel'gen Traumes Wahn allein,
Erblühen Dir verheißend, Deine Roſen,
Du weißt's, es faßt Ein ſüßer Blick ſie ein,
Zu hohem Glück, und wann ſo hold ſie koſen
Weiß Niemand, ob es Stern', ob Roſen ſey'n?
Du, theurer Otto! Kennſt Du die Geſtalten,
Die hier am Strand, auf weißen Zeltern halten?

O, reinſtes Glück, holdſeligſtes Entzücken!
Als nun der Jüngling ſeiner kaum bewußt,
Die ſchlanke Palma ſieht mit ſüßen Blicken
Die weißen Roſen blüh'n an ihrer Bruſt,
Als jubelnd Ernſt eilt, ihn an's Herz zu drücken,
In Heinrichs Augen glänzt die höchſte Luſt,
Und Hildegart und Carl mit ſanftem Neigen
Hold lächeln zu der Treu bered'tem Schweigen.

Mein holdes Kind, ſprach Carl, da er erblaſſen
Und glühen ſieht die Zwei beim Mondenſchein,
Soll nicht der Leu vom Schutz der Roſen laſſen,
So dürfen ſie nie mehr ihm ferne ſeyn!
Vernimm! dort auf den öden Klippenmaſſen
Fand Otto heut drei Roſen, weiß und rein,
Er wünſcht, daß über ſeiner Gruft ſie blühten —
Sprich, Palma, willſt Du ſie mit ihm behüten?

Hier ſchweigt mein Lied — die Wonne ſolcher Stunden
Erfüllten Sehnens himmelvolle Luſt,
Die nennt kein Lied — wer jemals ſie empfunden,
Dem blüht ihr Bild nur in der eignen Bruſt.
Und weſſen Herz nur hegt der Dornen Wunden,
Und wem der Roſen Glanz nicht ward bewußt,
Der ſuche ſie nicht hier in Erdenthalen,
Die, rein und ſüß, aus ew'gen Sternen ſtrahlen!

Emma und Eginhart.

Eine Sage aus Carl des Großen Tagen.

Dem edeln Stamme Erbach-Erbach

und

deſſen blühenden Zweigen allen

liebevoll gewidmet

von

Helmine n.

Eine Mühle vom Main getrieben; Waldhügel umkränzen das Ufer. Man ſieht eine kleine Kapelle, durch deren Fenſter die ewige Lampe ſchimmert, und Hütten verſtreut in der Ferne. Vollmondlicht erhellt die Gegend.

Emma.

Sey mir gegrüßt, du, mit den lichten Blicken,
O, ſanfter Mond! der mich in Thränen fand;
Oft ſtrahlteſt du mir ſeliges Entzücken,
Verklärteſt zum Pallaſt die Hüttenwand!
O, gieß' auch heut' in meine bange Seele
Die Himmelsruh, die deinen Blick umfängt,
Daß ich dem Gatten ſtandhaft noch verhehle,
Die bange Sorge, die mein Herz bedrängt'!

Das Bild der heitern Jugend kommt geſchwommen
Auf Silberwolken, die den Mond umblüh'n,
Da fühl' ich mich von Sehnſucht hingenommen,
Und Ahnungwonn' in tiefſter Seele glüh'n.
Wo biſt du, Zeit, wo ſel'ger Unſchuld Frieden,
Süß, wie die Sonne Blüthen lockt hervor.
Mir täglich neue, holde Luſt beſchieden?
Wo ich einherging in der Jungfrau'n Chor,

Die Edelſte, die Glücklichſte vor Allen,
Die Herrlichſte von einem ganzen Reich,
Des hohen Vaters Stolz und Wohlgefallen,
Des großen Stammes ſüßerblühter Zweig!

Jetzt ſchaut der Vater einſam wohl in's Weite,
Der große Carl, allein, und fern von Luſt,
Sehnt ſich zu ruh'n von manchem innern Streite
An einer einzigtreuen, ſanften Bruſt —
Umſonſt — ſein liebſtes Kind iſt ihm verloren,
Verſtoßen mußt' er ſie von ſeinem Herzen,
Sie, die er einſt zu ſeinem Troſt erkoren,
Iſt nun die bittre Quelle ſeiner Schmerzen,
Hat keine ſeiner Hoffnungen gekrönt,
Hat ſeine Liebe, ſein Vertrau'n verhöhnt!

Wer eilt nun dem Sieger mit Kränzen
Aus goldnen Hallen entgegen?
Wer ſingt nun, bei fröhlichen Tänzen
Der Helden Weihegeſang?
Wer ſchmückt ſeinen Tapfern zum Lohne,
Die Locken mit ſtrahlender Krone,
Und hauchet von blühender Lippe
Den ſüßen beſeelenden Dank?

Ach! Emma nicht! ein Traum von Herzensglück
Umſchwebte ſie das ernſte Heldenleben,

Nur

Nur Einen kurzen, ſüßen Augenblick!
O, Seele, ew'gem Harm dahingegeben,
Nie kehrt für dich der Ruhe Heil zurück!
Vergebens ringſt du nach Vergeſſenheit,
Der Reue gift'gen Stachel ſchärft die Zeit.

Eginhart.

(tritt aus der Hütte).

Geliebtes Weib! ſo einſam, ſo bewegt?
Dein ſanftes Auge ſchwimmt in bangen Thränen!

Emma.

Wo Du biſt, flieht der Gram, mein Eginhart!
Denn Troſt für alle Schmerzen weiß die Liebe.

Eginhart.

Nein, Deine zarte Sorgfalt nur verhehlt ſich
Der Liebe Deines Gatten, ſage mir,
Was Dich bedrängt! Der Zweifel Folterqual
Iſt peinlicher, als ein gewiſſes Weh.

Emma.

Warum noch, Dich betrüben?

Eginhart.

Meine Emma!
Was wäre Treue, wenn nicht Alles? Treue
Kennt keine Halbheit, weiß nichts von Verhehlen.
Die rechte Treu' iſt volles Schau'n der Seelen.

Emma.

Vernimm denn! Als ich heut' zum Kloſter wallte,
Ward trübe Kunde mir zu Theil — Mein Vater
Sey jüngſt mit auserleſ'ner Helden Schaar
Nach Spanien gezogen, um das Land
Von Sarazenen zu befrei'n. Ich hörte
Den tapfern Roland nennen, Balduin
Den treuen, Eitel Heiſo, Otto Malsburg,
Heinrich vom Spiegel, Clenkoo, den Hunnen,
Der nun ſein Kammrad auf dem Silberſchild
Dem Feind entgegen hält, und Heereswogen
Statt eines Mühlbachs vor ſich hinrollt —

Eginhart.

Wohl
Hört' ich die Kunde vom beherzten Müller,
Der aus der Hunnen Schaar, die Carl umzingelt,
Heraus ihn hieb, und mit dem Kaiſer zog,
Als Frankenritter edel nun, und frei.

Emma.

Dietrich von Bern, das deutſche Herz, Agyer
Der Däne, Ganelon, der Vielgewandte,
Des Frankenheers Ulyſſes nur genannt —
Ach! wohlbekannte Namen, ferne Sonnen,

Die meine Bahn fortan nicht mehr erleuchten,
Verſunken wohl ſchon ſind in Todesnacht —
Wenn das bedrängte Frankenheer in Spanien
Den Untergang gefunden — wenn mein Vater —
O, Gott! —

Eginhart.

Sey ruhig, meine ſüße Liebe!
So nah iſt nicht des Hohen Ziel geſteckt.
Er iſt gerüſtet, Großes zu vollenden,
Was Er begann, das wird Er herrlich enden.

Emma.

Wär' ich beruhigt ob des Vaters Loos,
Und wüßt' ich, daß er mein gedenkt im Herzen,
Gern trüg' ich dann in ſtiller Freiſtatt Schooß
Noch meine heiße Sehnſucht, meine Schmerzen;
Beſchränkt iſt ja des Weibes Wirken nur,
Auf goldnem Thron, wie auf der Roſenflur,
Wir können doch allein durch Liebe walten!
Nicht mein Geſchick will ich für niedrig halten,
Nicht mir ein glänzend Loos zurück erflehn.
Doch weinend muß ich Dich im Staube ſehn!
Du, ſonſt am Thron, in edler Männer Mitte,
Iſt dieß Dein Sitz, hier in der niedern Hütte?
Des großen Herrſchers Freund, Licht ſeiner Seele,
Biſt Du geſchaffen, daß Dich Nacht verhehle,

Entriſſen Du der ruhmvoll hohen Bahn?
O, Liebe! Liebe! was haſt Du gethan!

Eginhart.

Doch Du, mein ſüßes Weib, mein Glück, mein Hei
Du biſt errungen, Du auf ewig mein!
Dein Blick hat mich geſchaffen, Deine Liebe
Gab Kraft zum Aufſchwung meines Geiſtes Flügeln,
Du ſtrahlteſt, wie ein hoher Stern mir zu,
So fern, und doch ſo nah in Liebehuld —
Für Dich zu leben hofft' ich nicht —
Für Dich zu ſterben, war mein heißes Sehnen —
Du neigteſt Dich mit Liebe zu mir hin! —
Vom Himmel hab' ich Dich herabgezogen;
Verblendeter! der frevelnd einſt geträumt
Zu Dir hinaufgeſchwungen, Sonnen-Bahnen
Mit Dir in Luſt und Glorie zu durchſchweben!
O, wär' ich doch an Deiner Bruſt geſtorben,
Als mich Dein Arm zum Erſtenmal umfing!

Emma.

Wenn Er die Thränen wüßte, die allnächtlich
Mit ſalzem Naß die müden Augen brennen;
Wenn Er die Laſten fühlte, wie der Stein
Des Siſyphus, die auf das wunde Herz

Sich wieder rollen, wenn es Odem ſchöpft —
Er müßte ſeinem armen Kind vergeben!

Eginhart.

O, Gott! geuß Balſam in dieß wunde Leben!

(Beide gehn in die Hütte.)

Rudolf.

(mit einem aus Holz geſchnitzten Becher, an welchem eine Kette von Holz; er ſetzt ſich nieder und ſpricht:)

Der Vollmond iſt der nächt'gen Mühe hold —
Ein Ring noch, und die Kette iſt vollendet.
Ein Ring der Kette, und Ein Lebenstag,
Wie ähnlich doch einander! Beide ſchließen
Ein Ganzes, dem ſich muß ein Neues anreih'n,
Und wie der Kette Ringe hier, vor Gott
Und Ewigkeit, gleichförmig unſre Tage,
Ob ſtürmiſch, ob erfreulich, Alle nur
Eingreifend Glied des Ganzen, das die Kette
Der Dinge ſchließt — wie Becher hier und Ringe
Aus Einem Stück, ſo auch das Schöpfung-All
An unſichtbaren Ringen, Sonn' an Sonne,
Und Welt an Welt geknüpft — Gar wunderſam
Doch tröſtlich iſt's; denn jeden Kettenring
Des Alls, hält Gott in treuer Vaterhand,
Und ewig quillt der Becher ſeiner Liebe
Für alles Seyn und Weſen!

Giſella mit einigen Geſpielinnen.

Giſella.

Guten Abend,
Altvater Rudolf! Wie ſo fleißig noch?

Rudolf.

Die Arbeit heut noch zu vollenden —

Giſella.

Kannſt Du
Nicht morgen ſie beim friſchen Purpurlicht
Noch freudiger vollbringen?

Rudolf.

Horch! das Heute
Hat ſchnelle Flügel, kommt nicht wieder. Heut
Iſt ſichrer Freund der Arbeit, und ihr Feind
Kann Morgen ſeyn, daher der alte Spruch,
Im Alter doppelt wichtig. Morgen kann
Ich neu beginnen, wenn ich heut' vollbringe.
Luſtig iſt der Beginn, das iſt das Blüh'n;
Herb iſt unreife Frucht, das ſind die Müh'n;
Und ſüße Frucht iſt Reifen aller Dinge.

Giſella.

Erfreut es Dich, wenn ich ein Liedchen ſinge?

Rudolf.

Sing'! Herrlich tönt ein Lied durch Waldesgrün.

Giſella.

Beim hellen, kühlen Mondenſchein
Geht raſch das Tanzen durch den Hain,
Wenn Tagesarbeit iſt vollbracht
Dann winkt zum Tanz die laue Nacht,
Zum Tanz, zum raſchen Tanz,
Im friſchen Blumenkranz.

(Runde der Mädchen.)

Giſella.

Wir ſichelten beim Sonnenbrand,
Das ging uns hurtig von der Hand;
Die Sichel klang, die Sichel ſchnitt,
Den Tod manch liebes Blümchen litt;
Drum tanzt, weil ihr noch blüht,
Weil noch die Freude glüht.

(Runde.)

Giſella.

Wir ſind ſo glücklich, ſind ſo froh,
Und immer iſt's uns, immer ſo;
Süß iſt das Leben, hold der May,
Drum immer fröhlich, friſch und frei,

Zum Tanz, zum raſchen Tanz
Im friſchen Blumenkranz.

(Runde.)

(Ein Ritter kommt durch den Wald.)

Ritter.

Das iſt ein muntres Volk, ein freundlich Land!
Der Main umwindet es mit vollem Arm,
Und üppig quillt die Waldung ringsumher.
— Gott grüß Euch, liebe Freunde, allzumal!

Alle.

Gott dank Euch, hoher Herr, willkommen hier!

Ritter.

Ich bin verirrt, den Jagdgenoſſen fern —

Rudolf.

Ein löblich Werk iſt's, dieſe Wälder hier
Vom Wild zu ſäubern, das die Saat verwüſtet,
Und ſchwelgend in des Landmanns bittern Schweiß
In Einer Nacht zerſtört der Mühe Preis.

Ritter.

So thut es nur, weil es nicht beſſer weiß.
Und ſtatt des armen Reh's im Korn, mein Alter!
Träf' ich oft lieber räub'riſche Verwalter!

Rudolf.

Die kennen wir nicht hier.

Ritter.

Preis't Euer Glück!
Wie nennt Ihr diesen Ort hier?

Rudolf.

Obermühlheim;
Denn Mühlen trieb des Waldstroms rasche Fluth
Seit aller Zeit an diesen Ufern hier;
Des heil'gen Benediktus Jünger drangen
In diese unwegsame Wildniß ein.
Die bauten Hütten, dort den Strom entlang,
Dem Wandrer gastlich, dem Bedrängten hilfreich.
Dem Kranken Trost und Labung reichend, weckten
Die Seelen sie zum Glauben und zur Liebe.
Ein Kloster bauten sie an reger Fluth,
Vom Abt Amorus Amorbach geheißen.
Ich war ein Kind noch, meine Eltern heidnisch,
Ich sah die Hütten dort am Strom erstehn,
Das holde Gnadenbild dort auferbau'n,
Und brachte dort des Herzens erste Gaben
Dem Gott, der reine Liebe gab der Welt.
Lang' blieb dieß Land nur wenig angebaut,
Lang' blühte keine Triebsamkeit der Kunst;
In Einfalt, doch in Liebe lebten wir,
Vergleichen möcht' ich's einer sanften Dämmerung,

Als eines Tags — Herr! wie vom Himmel her,
Ein junges Paar erſchien — wohl achtzehn Jahre ſind's,
O, Ritter! Wie die Engel, lieb und ſchön,
Und ſanft und weiſe, kunſtvoll, arbeitſam,
Die brachten uns die heitre Himmelsgabe
Der ſchönen Kunſt, mit Saitenſpiel und Liedern,
Die jedes Herz im tiefſten Leid erfreu'n,
Daß nicht die Vöglein nur in Wipfeln droben,
Die Menſchen ſingend auch den Schöpfer loben.

Ritter.

Wo kamen her die Zwei? Wo ſind ſie?

Rudolf.

Herr!
Bei uns! Wir ließen nimmer ſie von dannen!
Sie kamen fern — aus Welſchland, mein' ich, her,
Doch ſind ſie teutſcher Abkunft — die Kapelle
Erbauten ſie der heil'gen Jungfrau hier,
So wurden ſie ein Segen für das Land.

Ritter.

Wer iſt des Landes Schirm und Voigt?

Rudolf.

Die Eintracht
Und des Erlöſers Spruch: Wie du nicht willt,
Daß dir geſchehe, thu den Andern nicht.

Ritter.

Der Schutzherr iſt zu loben; denn er kann
Nicht hintergangen werden — Bleib es ſo!

Rudolf.

Wie ſollt' es nicht? Der dichte Urwald hier
Iſt abgeſchieden von der Welt zu heißen.
In Jahren kommt kein Wandersmann des Wegs,
Ja, ſelt'ner, als durch finſtrer Höhlen Kluft
Ein Sonnenſtrahl durch karge Spalten dringt,
Gelangt zu uns des Weltlaufs raſche Kunde.

Ritter.

Noch ſah ich nie ſolch eine Waldeswüſte,
Unwegſam, Alles Einſamkeit und Nacht.
Nur Wolf und Eule hört' ich; ſchauerlich
Mir ſelbſt erklang's, faſt wär' mir bang geworden.

Rudolf.

Geheuer ſoll es nicht im Walde ſeyn,
Der Vorwelt Geiſter wandeln auf der Haide.
Sprecht, Ritter! Saht Ihr nichts?

Ritter.

Nichts, guter Greis!
Durch Moor und Schilf nur hupften blaue Flammen,
Doch plötzlich ſchwanden ſie, tiefdunkle Nacht
Umfing mich rings. Ein Bollwerk ſchien der Wald,

Da ſchwang ich mich hinan zu einer Eiche,
Und höher, immer höher klimmt' ich auf,
Bis frei mir ward die Ausſicht in die Ferne. —
Da ſah ich jene weißen Hütten dort,
Und rauſchend funkelten im Wellenſpiel
Der Mühlen raſche Räder, und die Ampel
Von der Kapelle glänzte, wie ein Stern
Aus Waldesgrün, und überm Dach im Mondlicht
Das goldne Kreuz! Wie ſchnell war ich herunter!
Durch Dorn und Dickicht bahnte mir mein Schwert
Den rauhen Weg. Die Richtung gab das Lied
Der holden Mägdlein. Froh bin ich am Ziel,
Und reicher Lohn ſoll meinen Wirth erfreu'n.

Rudolf.

Was, Lohn! Ihr findet keine Habſucht hier;
Ein werther Gaſt iſt reine Himmelsgabe.
Mein edler Rittersmann! geht ein mit mir,
Wie ich den Kettenring vollendet habe.

Ritter.

(beſieht Becher und Kette.)

Ein kunſtvoll Werk! Aus Einem Stück! Fürwahr!

Rudolf.

Mein edler Gaſt! Iſt Euch der Geber werth,
So ſey's zum Angedenken Euch verehrt.

Emma

(geht aus der Hütte zum Gnadenbild, ohne die Anweſenden zu bemerken.)

Ritter.

Was iſt das für ein hohes, ſchönes Weib?
Pocht mir das Herz, ſo wie ich ſie erblickt.
Gemahnt mich, zwar an was? das weiß ich nicht,
An etwas Liebes doch — Schon lange ſchlief's
In meiner Bruſt, ein ſüßgeheimes Bangen,
Das regt ſich, wie ich ſinnend ſie betrachte —

Rudolf.

Das iſt Maria, Herr! Die edle Fremde,
Von der ich vorhin ſprach — ich rufe ſie,
Denn ſtets vom Frankenland verlangt ſie Kunde —
Maria! hier ein hoher Frankenheld,
Der bei der Jagd im Walde ſich verirrt',
Den fragt nach Frankenland! —

Emma

(den Ritter anſtaunend.)

Welch göttlich Bild!
An ſolchen Felſen, der ſein dunkles Haupt
Kühn zu den Sternen hebt, gekrönt mit Wettern,
Lehnt' einſt die Blume meiner Jugend ſich.

Ritter.

Nun, edle Frau! Was ſtaunt Ihr ſo in Zweifeln?
Bin ich Euch unwillkommen?

Emma.

(Welche Stimme!)
Mein hoher Fremdling, mög' Euch Gott erfreu'n!

Ritter.

(Ihr Wort durchdringt die Seele.)

Emma.

Ruhet hier
Ihn zu bewirthen, Rudolf, gönnet mir!
(Emma ab.)

Rudolf.

Das hätt' ich wissen sollen; einen Gast
Läßt sie nicht entgehen, nun, Ihr seyd
Am besten bei Maria wohl versorgt,
Und einzeln Mannes Wirthschaft ist ein Ding,
Das nur Ein Bein hat. Ich muß mich bescheiden.

Ritter,

(läßt sich auf einen Rasensitz nieder.)

Schön ist die Stelle, lau und hell die Nacht;
Hier ist es lieblich rasten, Düfte wehen
Aus Wald und Garten fast betäubend her.

Rudolf.

Das deutet Sturm; seht, Herr! der Mond umwölkt sich,
Die Luft drückt schwül. —

Ritter.

Ein rechtes Sturmgewitter

Und eine tücht'ge Schlacht, die ſind Geſchwiſter
Und ſäubern Luft und Erde —

Rudolf.

Wenn ſie's nur
Fein ſäuberlich begönnen, und den Waitzen
Nicht mit dem Unkraut gar vertilgten —

Ritter.

Alter!
Gott hat die Worfel und die Tenne, Beiden
Geht nichts verloren!

Rudolf.

Wohl, das mein' ich ſelbſt!

Ritter.

Horch! Was iſt das?

Rudolf.

War's nicht ein Lautenton?

Geſang.

Durch ſchwarzer Waldung Dunkelheit,
Durch Klüfte dringt mein Lied.
Mein Weg iſt lang, mein Ziel iſt weit,
Das Aug' es nicht erſieht;
Die Bahn iſt rauh, der Dornen viel,
Doch winkt die Liebe —
Die Liebe noch am Ziel!

(der Sänger tritt hervor.)

Die ſchöne, bunte, weite Welt
Durchſtreif ich ſonder Raſt,
Und wem das holde Lied gefällt,
Der liebt den muntern Gaſt;
Wohin ich geh, kommt Freude mit,
Sie folgt mir nach auf jeden Schritt.
Wer Minne liebt, der liebt Geſang,
Wer liebt, iſt ſanft und gut;
Drum geht mir's wohl mein Lebenlang,
Und friſch iſt ſtets mein Muth.
Und iſt kein Lager mir beſtellt,
So wird ein Baum mein luftig Zelt.
Da ſingt die Nachtigall mich ein,
Die Lerche ſingt mich wach;
Dann ſprudelt hell im Morgenſchein
Der Labetrunk im Bach.
War ich zu Nacht der Waldung Gaſt,
Winkt mir am Morgen der Palaſt.

Ritter.

Ein muntres Lied! Es iſt Dir friſch um's Herz,
Du feiner Sänger!

Sänger!

Ey, das ſollt' ich meinen!
Des Sängers buntgeflügelt Herz iſt leicht;
Denn keine Laſt der Erde drückt es nieder.

Nicht Schuld, nicht Gold, noch Sorge, die des hellen
Hochmüth'gen Reichthums dunkle, kranke Tochter,
Und ſchleichende Genoſſin der Gewalt.

Ritter.

Wer biſt Du?

Sänger.

Ich? Ein freier, teutſcher Jüngling,
Geboren unter Hirten —

Ritter.

Und des Sanges
So kunſtreich kundig?

Sänger.

Herr! Ich hatte
Die beſten Meiſter, lauſchte Waldesſäuſeln
Und Wellenrauſchen ihr Geheimniß ab.
Den Taktſchlag und den Vollklang — Hörtet Ihr
Den großen Hymnus nie am Frühlingsmorgen,
Und in der Sommernacht? Fürwahr, mein Ritter!
Das Orgelwerk, das Carl, der Frankenheld,
Harun al Raſchid ſandte, klang nicht prächt'ger
Als ſolch ein Vollchor, wann der ganze Wald
Aus Millionen Kehlen mit Geſchmetter
Gott jubelt, und der Felshall Antwort gibt,
Und ſanfte Weiſen wonnig zwiſchen tönen.

Ritter.

Doch Worte fehlen jenem Hymnus —

Sänger.

Worte
Sind Zeichen nur, doch Töne sind Gefühle,
Und Gott nur ist Gedanke, Wort und That.

(Es wird dunkler.)

Emma.

Ein Fremdling noch? Ich heiß' ihn froh willkommen.

Ritter.

Ein Sänger, schöne Hausfrau! Lieblich klingt
Sein Saitenspiel, und sinnig ist sein Wort.
Erquicke Dich, mein Jüngling! Goldner Wein,
Wie dieser duftend, ist des Sängers Gold.
Nun kling mit mir, die Lieder sollen leben,
Und nie dem Sänger fehle Saft der Reben!

Rudolf.

Das freut mich, Herr! daß Ihr, ein Kriegesheld,
Und munt'rer Jagdkumpan auch den Gesang liebt.

Ritter.

Ein Lied, das ist so meine beste Lust —
Kennst Du der Nibelungen Lied, mein Sänger?

Sänger.

Wie sollt' ich nicht? Der Frankenkönig Carl
Hat es gesammelt, und die Handschrift vielfach
Umhergeschickt von Land zu Land —

Rudolf.

O, sagt
Uns mehr vom Carl!

Sänger.

Da könnt' ich Jahre lang
Hier rasten unter Euch, und Tag und Nacht
Erzählen. Schneller als das Wort, ist Carln
Die That.

Rudolf.

Ja! die Welt hat seines Gleichen
Noch nie geseh'n.

Ritter.

Der Ruf vergrößert Alles,
So Tugenden als Fehler, so wird Carl
Ein Mensch seyn, wie ein Andrer, groß vor Menschen,
Und klein vor Gott —

Sänger.

Fürwahr, das erste Mal,
Daß ich solch Urtheil höre von dem Helden!
Ich duld' es nicht!

Ritter.

Nun, Freund, beruh'ge Dich!

Sänger.

Ihr seyd ein alter Mann und wunderlich,
Man sieht Euch schon was nach —

Ritter.

Sing' uns ein Lied,
Und aller Groll verweht in frischen Tönen.

Sänger.

Ihn sing' ich, Euch zum Trotz!

Ritter.

Nun, heb' nur an!

Sänger.

Und säng' ich tausend Jahre lang
Mit frischen Liedeskehlen,
Nur immer würde mein Gesang
Vom großen Carl erzählen.
Und lebt' ich über tausend Jahr'
Ihm gleich, säh' keinen ich, fürwahr!

Sein Feuergeist, im Großen groß,
Streng waltend, hoch und prächtig,
Und wie Natur, nie achtungslos,
Beim Kleinsten wohl bedächtig.
In Scherz und Ernst, rasch, scharf und hell,
Ein ewig reger Thatenquell!

Sein Schloß ist Sitz der Häuslichkeit,
Die zarten Prinzessinnen
In Küch' und Keller alle Zeit,
Flink kochen, weben, spinnen.

Mein, kenn' ich Handelsfrauen doch,
Die drehten keinen Faden noch.

Sein Prunk iſt Tugend, Frömmigkeit
Die ſtrahlt durch alle Lande,
Ein hoher Sinn, ein ſchlichtes Kleid,
Und Schimpf und Hohn dem Tande.
Hört an, wie Carl der Höflingspracht,
Den Strich einſt durch die Rechnung macht'.

Er lud zur Jagd, da kamen all'
Die feinen Herr'n geſchlendert,
In Sammt und Seide allzumal,
Beflittert und bebändert.
In Reigerbüſchen ſpielt' die Luft,
Sie ſchwammen All' in Biſamduft.

Der Kaiſer blickt gar ſeltſam ſcharf
Die Herr'n an, hochgebrüſtet,
Den Schafpelz auf die Schultern warf
Zum Jagdwerk wohl gerüſtet.
Und flink, halloh, in's Feld hinein,
Durch Dorn und Sumpf, durch Haag und Stein.

So ſprengt' der Kaiſer, wohlgemuth,
Ihm keuchten nach die Schranzen.
Wie mußten Bänder, Federhut,
Sammt, Gold und Schärpen tanzen!

Geplündert bald die bunte Schaar,
Von Büſchen, Dorn und Aeſten war.

Nun kam ein ſcharfer Regenguß
Mit heft'gen Sturmeswehen.
Gern hätt' ich ſelbſt der Herr'n Verdruß,
Des Kaiſers Luſt geſehen.
Er rieb den Schafpelz wohlgemuth,
Lind, rein, und trocken an der Gluth.

Doch ſchlimm erging's den Herr'n ſo fein,
Gewand von Sammt und Flitter,
Das ward beim Feuer eng und klein,
Halbnackt ſtand jeder Ritter.
Der Kaiſer rief: Seht meine Tracht,
Und ſchämt Euch weib'ſcher Flitterpracht!

Rudolf.

Ein luſtig Stücklein!

Sänger.

Viele hundert ſo
Könnt' ich Euch ſingen. Doch ein ernſtes Lied
Weckt auch die Freude —

Rudolf.

Und viel reiner noch;
Denn ernſter als der Ernſt iſt Spiel des Geiſtes,
Der ſcharf in Scherz den bittern Heiltrunk gießt

Auf die Gebrechen ſeiner Tage. — Prunk,
Und müßig Schwelgen iſt der Mannheit Gift.
Der Römer-Herrſcher Ueppigkeit und Taumel
Ging Roma's Fall als Herold nur voraus.
Wann die Barbaren, die das weib'ſche Rom
Leicht unterjochten, üppig werden, wann
Rom's Völlerei und Sinnenreize je,
Wie damals, wieder auf dem Gipfel ſteh'n,
Dann geht die Welt in ihren Lüſten unter;
Denn glatt und glänzend iſt der Sünde Pfuhl,
Doch bodenlos ſein Abgrund —

Ritter.

Nun, fürwahr!
Des Abendlandes Boden iſt kein Pfuhl,
Und nie befleckt ihn Roma's Ueppigkeit!

Eginhart
(tritt aus der Hütte.)

Willkommen, hoher Herr! Mein kleines Haus
Erheitert ſich beim Zuſpruch edler Gäſte.

Ritter.

Gern ſieht der Gaſt ſo herzig ſich begrüßt.
Mein bied'rer Wirth! Mit Euch ſey Freud' und Friede.

Eginhart.

Gott dank' Euch für den frommen Wunſch, und ſchenke

Erfüllung. — Sänger! ſeyd mir auch willkommen,
Und gönnt auch mir ein herzerfreuend Lied!

Sänger.

Nur eben wollt' ich ſingen, als ihr kamt:

Der Frühlingstag war mild und hell,
Das Veilchen blüht', es rauſcht' der Quell.
Die Nacht ſank mild bei Sternenſchein,
Wiegt' mütterlich die Müden ein.
Bald ſchließt auch ſie zu ſanfter Ruh
All ihre Strahlenaugen zu.

„Kalt geht der Wind, thu' auf geſchwind,
Laß weh'n der Liebe Odem lind!"
„Zum letzten Mal in Wonn' und Harm
Umfängt mich heut dein Schwanenarm!"
„Zum letzten Mal dein Purpurmund
Thut mir der Liebe Wonne kund!"

Sie öffnet leis die Gitterthür,
Bleich, wie ein Geiſt, tritt ſie herfür.
Schon graut der Morgen ſilberklar,
O, wie die Nacht geflügelt war!
O, Scheiden, bitt'rer Todesklang,
O, Abſchiedsſtunde, Todes bang!

Fahr' hin, du ſüßes Himmelslicht,
Vergiß der treuen Liebe nicht!

Hilf, Gott! Das iſt kein Blüthenſchnee,
Weh Deinem Ruhm und Frieden, weh!
Der Schnee wird unſers Glückes Sarg,
Verräth, was May in Blüthen barg! —
Und Emma ſpricht —

Ritter.

Schweig, Sänger! Bring' der Hoheit Mißgeſchicke
Und ſünd'ger Minnegluthen kühn Vergeh'n.
Nicht vor der Unſchuld, vor des Friedens Blicke,
Die Zucht und keuſche Treue nur geſeh'n;
Der Thronen Irrſal laß in Finſterniſſen!
Das ſtille Thal darf nicht vom Gipfel wiſſen.
(der Ritter entfernt ſich.)

Rudolf.

Mir ſagt die Kunde! Ich nehm' ſie in's Grab.

Sänger.

Weltkundig iſt's, geſchah zu Ingelheim,
Am ſchönen Rhein, in König Carls Palaſt.
Der Kanzler Eginhart liebt' Emma heimlich,
Sie trug ihn durch den Schnee, daß keines Mannes
Aufſtapfen ſichtbar würden — doch vom Erker
Sah ſie der Vater — gab am andern Morgen
Dem Kanzler ſie zum Ehgemahl, ſodann
Verbannt' er ſie von ſeinem Angeſicht. —
Sie gingen weinend, wie das erſte Menſchenpaar
Aus Gottes Paradieſe —

Rudolf.

Warum folgten
Sie auch der Schlange? Sprich, wo ſind ſie nun?

Sänger.

Wohl an den Grenzen der bewohnten Welt,
An irgend einer Meeresküſte, jammernd —
Schon zwei Jahrzehnde ſind ſeitdem verfloſſen —
Wohl glücklich ſind ſie nicht, denn nur der Unſchuld
Blüht Liebeſeligkeit in Herzensfrieden —

Rudolf.

Wohl
Hüllt ſie der Tod in ſeinen Frieden ein;
Denn ſolch ein Paar kann nicht verborgen bleiben,
Die Kaiſerstochter, Carl des Großen Kind!
Zwar birgt ſich oft das Hohe demuthvoll,
Geht ſonder Glanz dem Niedrigen vorüber —
Kannte doch Abraham die Engel nicht,
Die er bewirthet vor der Hüttenthür —

Eginhart
(nahet ſich den Beiden.)

Mein wack'rer Sänger! ſagt, woher des Weg's?

Sänger.

Den Rhein herauf, von Aachen komm' ich her,
Und ſah des großen Königs ſchönen Bau,

Den Dom, das Schloß, die luft'gen Badehallen,
Thronſitz der Blüthen und der Nachtigallen.

Emma.

Und wo iſt Carl?

Sänger.

Was fragſt Du mich nach Ihm?
Kennſt Du den Kaiſer?

Emma.

Ich? Ihn kennt die Welt!
Wo nur die Sonne ſtrahlt, lebt auch ſein Name!
Sagt mir, iſt er aus Spanien heimgekehrt,
Im friſchen Siegeskranz mit ſeinen Rittern?

Sänger.

Biſt Du auf Erden heimiſch, und Du fragſt?
Vernahmſt Du nicht die ſchreckenvolle Kunde?

Emma.

O, Gott!

Sänger.

Du weißt es nicht, daß Ganelon
Erkauft mit Sarazenengold, das Heer
Bei Romesvall verrathen?

Emma.

Sag' mir Alles!
Mein Herz iſt auf das Schrecklichſte gefaßt.

Sänger.

Roland iſt hin, die Helden ſind gefallen —
So ſteht ein Baum beraubt der reichen Aeſte,
Der Rieſenwipfel doch den Sternen nah,
Denn, alle Kunden müßten täuſchend ſeyn,
Und über Carl kann's keine Täuſchung geben.
Er lebt! Er hat geſiegt, und leuchtend wehen
Der Franken Banner ob den Pyrenäen.

Emma.

Gerechter Gott! Und Ganelon?

Sänger.

Es glich
Die Strafe dem Verrath. Erlaßt es mir,
Die unerhörte Marter zu beſchreiben!

Eginhart.

Fluch jeglichem Verrath!

Ritter.

(der ſich indeß wieder genaht.)

O, Ganelon!
Du lockteſt in das Todesnetz die Edlen;
O, Eginhart! die Unſchuld lockteſt du
In Netze ew'gen Todes, Eginhart,
Der Schuldigſte biſt du! Ein Kindesherz
Der Sünde, und ein Vaterherz dem Leid,
Das ewig brennt, hat deine That geweiht!

Emma.

Gefellt der Liebe unwillkührlich Fehlen
Nicht jener Frevelthat, mein hoher Herr!
Emma war ſchuld'ger wohl, als Eginhart,
Und Liebe heißt die Schuld!

Ritter.

Was nennſt Du, Liebe?
Kann Liebe Schuld und Jammer auf das Haupt
Des Liebſten laden, wenn ſie Liebe iſt?
Darf ſie das heilige Vertrau'n entweih'n?

Emma.

O, harter Spruch!

Eginhart.

O, Stachel ew'ger Pein!

Rudolf.

Wo muß der edle Frankenkönig ſeyn?

Sänger.

Ich irre mehre Tage ſchon im Walde,
Doch als ich noch in Aachen weilte, hieß es,
Er ſey weit jenſeits noch der Pyrenden.

Ritter.

Ha, der Gerüchte, und des Leichtſinns, der
Sie frevelnd nachlallt! —

Sänger.

Nun, fürwahr! Ich ernte
Hier ſchlechten Lohn — und beſſer weit von hier —
Als wo mein Lied Mißfallen weckt, und auch
Mein ehrlich Wort nicht gilt.

(Der Sänger geht.)

Emma.

Mein edler Ritter!
Seyd Ihr vom Heere?

Ritter.

Ja!

Emma.

O, ſaget mir!
Wo iſt der Kaiſer jetzt? Wer tröſtet ihn?
Wer pfleget ſein in liebevoller Treue?

Ritter.

Du ſprichſt von Treu'? Die gibt es nirgend mehr.
Nicht unter Menſchen ſuche fürder ſie,
Da doch das Thier ſie nicht verläugnet! Ja!
Der wilde Bär kehrt treulich zu den Seinen,
Und gibt den Theil von ſchwer erkämpfter Beute;
Nicht achtend des zerriſſ'nen Lämmleins Aechzen,
Vom Blut noch heiß, das ſeine Wuth vergoß,
Eilt doch der grimme Wolf zu ſeinen Brüdern
Und übet Treu'!

Dem Menſchen nur iſt nichts auf Erden heilig,
Und doch wär' Treu' der Menſchheit höchſtes Gut.
Wer Glauben täuſcht, und Liebe, der begeht
Den ärgſten Raub und Mord. Der ganze Himmel
Hat nicht Erſatz für ein verarmtes Herz!

Eginhart.

O, Wiederhall aus unvergeſſ'ner Zeit,
Das iſt Carls Stimme! In der Milde lind,
Wie Mayenhauch, im Zorne Gottes Donner!
Weh mir, wenn er's iſt!

(Eginhart entfernt ſich.)

Emma.

Furchtbare Angſt
Schnürt meine Seel' in Bande, und die Reue,
Die heimlich waltend mir die Bruſt zerriß,
Steht zürnend nun vor mir — in welchem Bilde!
Den Vater ſelbſt glaub' ich zu ſehn; mein Herz
Erbebt in Wonn' und Schrecken bei der Stimme,
In Sanftmuth Melodie, Orkan im Grimme!

Giſella (mit Blumen.)

Die Blumen bring' ich, um das Mahl zu ſchmücken.
So dunkel iſt's, der Duft doch gab mir Licht,
Daß ich die Schönſten finden konnt' und pflücken.

Rudolf.

So birgt ſich Gott der Menſchheit Angeſicht,
Nur Seiner Liebe Duft iſt unſer Licht.

Ritter.

Ein holdes Kind, Maria, wie die Blume
Zur Mayenzeit im dunkeln Wald erblüht;
Zur guten Stunde jetzt erſchien ſie mir,
Ihr Auge leuchtet durch die Nacht, ein Stern.
Komm zu mir, Holde, mit dem Himmelsfrieden
Vergnügter Unſchuld in der ſtillen Bruſt!
Komm, lächle in die bange Seele Luſt!
Dein Blick verheißt's, noch Engel gibt's hienieden.

Emma.

O Herr! wie liebevoll und milde wallt
In Eurer Heldenbruſt das große Herz!
Sagt mir, Ihr kennt den Kaiſer?

Ritter.

Wohl! doch Du,
Was fragſt denn Du nach Königen der Erde?
Dein Wohl und Weh ſteht in der Liebe Hand!

Emma.

Sagt mir, wo iſt er jetzt?

Ritter,
(erfaßt Emma's Hand und drückt ſie.)
Es iſt ihm wohl!
(Er entfernt ſich raſch.)

Emma.

O, wunderbar! Doch nein, es iſt nicht möglich!
Er kann's nicht ſeyn! Jenſeits der Pyrenäen
Steht noch der Franken Heer! Wär' Carl daheim,
Durch alle Lande würd' es ſchallen! Leuchtend
Iſt ſtets der Streif auf eines Helden Bahnen,
Und jeder Schritt durchtönt die weite Welt.
(Emma geht in die Hütte.)

Ritter
(im Geſpräch mit Rudolf.)

Die theure Frau ſcheint tief vom Schmerz bewegt.

Rudolf.

Die Jugend iſt der leichten Welle gleich,
Bald hell, bald trübe —

Ritter.

Gern erführ' ich mehr
Von dem Geſchick der Beiden, möchte gern
Sie glücklich wiſſen.

Rudolf.

Glück, mein edler Ritter!
Iſt Herzensunſchuld, Lieb' und Frömmigkeit.
Die walten hier, bei Fleiß und ſtiller Demuth.

Ritter.

Solch lieblich Paar hab' ich noch nie geseh'n.
Auch iſt der Wohnſitz recht behaglich hier;
Die weiße Hütte mit den grünen Ranken,
Jed' Fenſterlein, ein helles Aug', nach Oſten
Gerichtet, — und die Blumen ringsumher —
Wohl dem, der ſo in Lieb' und Eintracht wohnt!

Rudolf.

Ja, Ritter! friedlich iſt des Landmanns Loos,
Friedlich und dunkel, und in Gott doch licht.
Ich bin nun reif, nicht müd' des ſchönen Lebens,
Doch ruhig auf die Heimfahrt ſchon geſtellt.
Seht, Ritter! Gott nahm meine Kinder weg,
Und als ich um mein einſam Leben weinte,
Sandt' Er dieß Paar her, mir zum Herzenstroſt.
Sie ſollen mir die müden Augen ſchließen,
Und ihnen fällt mein ganzes Erbe zu,
Mein kleines Haus, mein Acker, und das Gut,
Das ich in Einſamkeit zurückgelegt;
Denn wenig nur bedarf der Menſch auf Erden,
Wenn er allein iſt. — Ach! ich hatte Kinder
Voll Lieb' und Lieblichkeit, zwei Engelbilder!

Ritter.

Den Himmel preiſ't, der Euch die Kinder nahm,
Eh' Euch ihr Undank ſtieß den Dolch in's Herz.

Rudolf.

Warum das Schlimmſte fürchten?

Ritter.

Stets ſind Kinder
Ein Gegenſtand der Sorg' und Trübſal nur!

Rudolf.

Wo Sorge brennt, quillt Liebe. Jeglichem
Hat Gott ein lindernd Gleichgewicht geſellt;
Drum, wer viel liebt und leidet, kennt allein
Des Lebens Luſt, das glaubt mir, hoher Herr!

(Emma, Giſella, tragen das Mahl auf.)

Ritter.

Welch ein gewürz'ger Duft!

Emma.

Möcht' Euch die Speiſe
Behagen, hoher Ritter! Sorglich hab' ich
Des Rehes Rückenblatt mit würz'gen Kräutern
Für Euch bereitet.

Ritter.

Das iſt brav von Dir!
Dem müden Jäger wird es herrlich munden.

Emma.

Der Kaiſer iſt es gern, grad' ſo bereitet.

Ritter.

Wahr iſt's. Wie weißt du das nur, junges Weib?

Emma.

Von großen Männern wird das Kleinſte kund.

Ritter.

Wo iſt Dein Adelbert?

Emma.

Verzeiht ihm, Ritter!
Er ſtrich nachſinnend durch die dunklen Tannen,
Ich folgt' ihm, doch er hieß zurück mich geh'n,
Und meinen Gaſt verſorgen. Ich gehorchte.
Gehorſam iſt der Liebe reinſte Pflicht.

Ritter.

Du biſt ein frommes, ächtes deutſches Weib!
Du ſollſt noch fröhlich werden, ich verheiß' Dir's.

Emma.

Das gebe Gott!

Ritter.

Zum Mahle dann! Es wird
Schon kühl und dunkle Nacht.

Emma.

Verlangt Ihr Fackeln?

Ritter.

Nicht doch! Die Dämm'rung labt und ſtärkt die Augen,
Auch dringt der Mond aus düſtern Wolken wieder.

(Der Ritter löst den Helm vom Haupt, ſeine weißen Locken fallen auf die Schultern.)

Emma.

Ehrwürdige Geſtalt! Ach! ſo mag jetzt
Des Vaters Haupt, erbleicht in Kummer, ſeyn,
Vom Silberhaar umwallt — ſäh' ich ihn Einmal nur,
Und wär' es unerkannt, wär's aus der Ferne!

Ritter.

Der Hausherr ſoll des Mahles Segen ſprechen;
Du, frommer Greis, nimm ſeine Stelle ein!

Rudolf.

Im Namen des dreiein'gen Gottes!
Geſegnet ſey uns dieſes Mahl;
Bis an das Ende unſ'rer Tage ſchenke
Uns Gott ein redlich Brod ein kindlich Herz!

Ritter.

Amen! Und allen Königen der Erde
Wünſch' ich ſolch Tiſchgebet und ſolchen Sinn!

Rudolf.

Wie mancherlei erlebt der Menſch hienieden,
Bis er ſein kurzes Ziel zur Gruft erreicht!
Wie hätt' ich mich in dieſer Wildniß hier
Des Glücks verſeh'n, mit einem edlen Ritter
Des Frankenkönigs froh beim Mahl zu ſeyn.
Deß freu' ich mich, ſo lang' ich lebe, Herr!
Denn ſeht, Ihr war't dem Hohen nah; Ihr habt
Wohl manches große Wort von ihm vernommen;

War't Zeuge wohl von mancher wicht'gen Stunde;
Drum weht auch was von ihm in Eurer Nähe,
Das hebt mich und erquickt mich inniglich.
Auf! wer es gut meint, klingt mit mir den Becher:
Hoch lebe Carl! (Sie klingen und trinken.)
Herr Ritter! Wenn er glücklich einſt daheim,
Vom Zug nach Spanien, und Ihr ſeht ihn wieder,
So ſagt ihm, hier im dunklen Wald am Main
Schlagen für ihn die Herzen und ſind ſein!
O, ſagt es ihm, verſprecht mir's!

Ritter.

Freund, ſey ruhig!
Es iſt, als wüßt' er's ſchon.

Rudolf.

Das dank Euch Gott!
O, wenn der Held hier ſo vorüberginge,
Und ſähe, wie ſein Name uns befeuert,
Es müßt' ihm wunderbar zu Muthe ſeyn!
Es iſt doch traurig um ein dunkles Leben!

Emma.

Auch in der Stille glänzt des Guten Loos,
Der Redliche lebt fort in ſeinen Werken.
Nicht Jeder darf den ſteilen Pfad hinan;
Im Thale iſt es ſüß und friedlich wohnen,
Wann auf der Höh' gewalt'ge Stürme weh'n.

Rudolf.

Ja wohl! der Menſch muß doch zu Gott zurück,
Auf welchem Weg er wandle —

Ritter.

Laßt die Freude
Beim Mahle walten! Bringen doch die Stunden
Vielleicht uns nimmer wieder ſo zuſammen.
Gern hört' ich jetzt ein friſches Lied erſchallen —
Des Mahles höchſte Würze iſt Geſang!
Ihr Freunde! Meines Weges Richtung gab mir,
Als durch den Wald hieher ich drang, ein Lied,
Gar eine holde Stimme — zartes Kind!
Warſt Du es nicht, die ſang?

Emma.

Gewiß, ſie war es.
Siſella, ſing, erfreu' den edlen Gaſt!

Rudolf.

Wo mag der Sänger ſeyn?

Emma.

Er eilte fort,
Und war nicht aufzuhalten.

Rudolf.

Sänger ſind
Von Alters her bekannt als leicht verletzbar,

Und wiſſen ſelbſt oft nicht, was ſie bewegt;
Denn eine fremde Macht wohnt in der Bruſt,
Und waltet über Sängers Schmerz und Luſt.

Giſella
(nimmt die Laute und ſingt.)

In Hütten und auf Thronen
Iſt's gut mit Liebe ſeyn,
Will Lieb' im Hüttchen wohnen,
Iſt's Hüttchen nicht zu klein.

Ritter.

Wohl wahr, wüßt' nicht, wo Liebe gut nicht wär';
Doch weißt auch Du von Liebe, junge Seele?

Giſella.

Wer Seele ſagt, ſagt Liebe, und wer Jugend
Sagt, der ſagt Liebe mit; denn Seel' und Jugend
Sind ohne Liebe Seel' und Jugend nicht.

Ritter.

Wie fein das Weib ſchon aus dem Kinde ſpricht!
(Eine Schaar von Rittern mit Fackeln erſcheint, vom Sänger geleitet.)

Sänger.

Da iſt der Kaiſer!

Clenkov.

Gott ſey ewig Dank!
Wie angſtvoll irrten wir umher!

Emma
(ſinkt zu Carl des Großen Füßen, und verbirgt ſchluchzend ihr Geſicht, ſeine Kniee umklammernd.)

Carl der Große.

Maria! Wie, was iſt Dir, theure Frau?
Iſt Carl Dir ſchrecklich? O, ſey ruhig, Gute!
Die Redlichen erzittern nicht vor mir.
Mir war ja wohl in Deiner lieben Nähe.
Wohlauf! daß ich Dein holdes Antlitz ſehe.

Emma.

O Gott! zu bitter iſt des Jammers Kelch!
Laß mich zu Deinen Füßen hier vergeh'n!

Eginhart
(ſtürzt hervor.)

Mich tödte, mich, mit Deiner Augen Strahl!
Du, der mein Todesurtheil ſchon gefällt.
Iſt ärger mein Verrath als Ganelon's,
So büß' ihn jetzt mein glühend Herzblut;
Denn keine Marter reicht an meine Qual.

Carl der Große.

O, höchſter Gott! Sie ſind's! Hinweg von mir,
Ihr habt mein Herz zerriſſen, Treuvergeſſ'ne!

Giſella.

Im Staube meine Mutter, und mein Vater,
O hoher, dunkler, vielgewalt'ger Mann!

Laß nicht die Redlichen zu Deinen Füßen,
Sie haben nimmer, als vor Gott gekniet!
Doch Deine Blicke gleichen Gottes Blitzen,
Du Herrlicher! O, sieh auch mich im Staub!
Mich beugt unwiderstehliche Gewalt.
Mein Herz erbebt vor Dir in Furcht und Liebe;
Ich flehe Dich, aus Todesangst und Jammer:
Erhebe die Gebeugten, tröste sie,
Du warst so lieb und mild!

Carl der Große (zu Emma.)

Komm an mein Herz!
Selig die Stätte, wo ich meine Tochter fand!
(Emma liegt bleich wie entseelt an Carls Herzen.)
Hat Dich der Schmerz getödtet, süßes Kind!
Laß Dich beleben von des Vaters Kuß!
Erwache, meine Emma! Die Natur
Erliegt im Kampf, doch Liebe-Allgewalt
Ruft die entfloh'nen Geister bald zurück.
Für mich ja sollst Du leben! O, erwache!

Emma.

Wo bin ich? In des Vaters Arm? Er schaut
So mild mir in das Herz! So träumte mir's
In mancher stillen Nacht — o süßer Traum,
Verweile noch! Nimm erst mein Leben mit,
Dann scheide —

Carl der Große.

Nein, nicht ſcheiden, Emma! Fühle!
In vollen Pulſen ſchlägt mein Herz für Dich.
Wie hab' ich Tag und Nacht geſeufzt nach Dir,
Hielt Lieb' und Sehnſucht oft für Zorn und Grimm.
Wie ſchmerzlich auch vermißt' ich ſtets mein Aug'
Und Herz, den Eginhart! Euch find' ich wieder.
Und Alles iſt nun gut! Zu mir, mein Sohn!
Wir fehlten All' und büßten hart — nun wollen
Wir klüger ſeyn, nicht von einander laſſen!
O, wie war mir's ſo öde jüngſt im Herzen!
Jetzt bin ich reich und froh! Giſella, Du
Warſt dieſer Stunde Engel, der die Schale
Des Zorns hold koſend meiner Hand entnahm —
Wie ſüß iſt Liebe!

Rudolf.

Welche heil'ge Stunde
Sinkt auf mein armes Leben, großer Gott,
Wie wunderbar Dein Walten!

Carl der Große.

Dieſe Stätte,
Die meine Seligkeit verbarg und hegte.
Wie falbes Laub des nächſten Frühlings Pracht,
Soll heilig der Erinn'rung blühn; ich heiße
Sie Sel'genſtatt. Hier ſoll ein Gottesbau

Hoch über grüne Wipfel ſich erheben,
Mit gold'nem Kreuz, dem Wandrer Troſt und Leitſtern,
Weisheit und Zucht und ſtillen Fleiß befördernd
Der regen Jugend; denn des Geiſtes Aufblüh'n
Gedeiht allein in Abgeſchiedenheit,
Beim Himmelsſtrahl der Andacht und des Glaubens.
Und dieſes Kloſters Schirmvoigt ſey mein Sohn!
Mein Eginhart! Dein ſey der Odinwald,
So weit er zwiſchen Main und Neckar grünt.
Licht' ihn, belebe ihn mit Glücklichen!
Rauh weh'n die Lüfte hier, doch fügen ſich
Die Elemente der Beharrlichkeit
Des Menſchen! Menſchen rufe her, ſo werden
Bald Lüfte mild um ſchwanke Aehren ſpielen,
Und Licht wird dringen durch der Wipfel Nacht!
Bei der Kapelle hebe ſich Dein Schloß;
Zum Herrn und Grafen dieſer Gauen nennt
Mein königliches Wort Dich. Erbach ſey
Dein Name, den einſt ſpäte Zeiten ehren.

Eginhart.

Nimm meinen Dank in ſtillen Segenszähren!

Rudolf.

Gedenkt in Hulden meiner, hohe Frau!
Nun muß ich einſam ſterben —

Emma.

Nein, Du ſollſt
In unſrer Liebe Dich erquicken, Freund!
Und Erbach's Enkel dermaleinſt noch ſegnen.
Hier hab' ich meines Lebens herbſte Thränen
Vergoſſen; hier erquicke Gott mein Herz;
Hier ſey mein Grab —

Carl der Große.

Dank' Gott für blühend Leben!
Zum Grabe hat's noch lange, lange Zeit!
Der Becher aber, Freund! den Du gegeben,
Sey bleibender Erinnerung geweiht.
Ich faſſ' ihn ein mit Gold und Demantnetzen;
Gefüllt mit Wein, ſoll er den Wandrer letzen,
Und, wer ihn leert, der rufe freudig aus:
„Hoch lebe Erbach und ſein leuchtend Haus!“

Anmerkung.

Die Sage vom Urſprung des Geſchlechts der Grafen von Erbach, wurde mir in Aſchaffenburg durch meinen verklärten Freund Carl von Dalberg, dem Großherzog von Frankfurt, mitgetheilt, nachdem ich ſchon die, von Sel'genſtadt's Entſtehung dramatiſch bearbeitet, und der, den Muſen zu früh entriſſ'ne Baron Hettersdorf die Lieder in Muſik geſetzt. Der geiſtreiche Fürſt, Carl Emich von Leiningen, erſter Gemahl der Frau Herzogin von Kent K. H., führte dieß Drama auf Seinem Schloßtheater auf, und machte den 13. Dezember 1812 in Amorbach zu einem großen Familienfeſte, deſſen Sinnigkeit und Herzigkeit der Dichterin unvergeßlich bleiben. Es war ein heitrer Himmelsſtrahl durch die Wolken, die ſchon die Welt zu verdüſtern begannen. — Fürſt Leiningen war der Einzige, der die Zukunft richtig auffaßte, und in ahnungſchweren Worten ausſprach. Er hat ihre heftigſten Stürme nicht mehr mit erlitten; ihn deckt die Gruft, wie den edlen Grafen Franz von Erbach-Erbach, von Solms-Laubach, die liebenswürdige Fürſtin Erneſtine von Löwenſtein-Werthheim, und manchen andern der holden und glänzenden Gäſte und Familienmitglieder jenes ſchönen Vereins. Mögen die

Lebenden ſich der Erinnerung jenes Abends, wie der neuen Bearbeitung der Dichtung erfreu'n, und liebreich dabei der Liebe und Treue der Dichterin gedenken!

Die Sage, wie ich ſie bearbeitet, lebt in Sel'genſtadt. Im Stift werden die Bücher, von mehreren Jahrhunderten her aufbewahrt, in welche ſich der Wandrer, nach Darbringung des Willkomms aus dem geſchnitzten großen Becher mit der Kette, einſchreiben mußte, die im Gaſthof zur Krone als die nämlichen noch gezeigt werden, die Carl der Große an jenem Abend ſchnitzen ſah, und mit Golddrathnetzen einfaſſen ließ. — Im Schloſſe Erbach im Odenwalde, in dem Gruftgewölbe voll alterthümlicher Denkmale, ſteht der ſchöne, weiße Marmorſarg, eingefaßt mit einer kunſtreichen Arabeske von dreierlei Laub: Akanthus, Weinlaub, Epheu und den Namen: Emma, Eginhart, Giſella. S. k. H. der verſtorbene Großherzog Ludwig von Heſſen, ſchenkte dieſen Sarg dem Grafen Franz von Erbach-Erbach. Die Gebeine wurden herausgenommen, und in den großen Sarkophag, der in der Kloſterkirche ſteht, niedergelegt. In Sel'genſtadt beſchloß Eginhart im Jahre 855 als Abt des Kloſters ſeine irdiſche Laufbahn. 829 hatte er ſelbſt Kirche und Kloſter erbaut. Die Denkmale im Gruftgewölbe zu Erbach-Erbach ſind aus einem, leider

zerstörten alten Kloster im Odenwalde, sie weisen bis in das zehnte Jahrhundert zurück.

Das in neuen Zeiten aufgehobene Stift Amorbach war 760 durch Amorus und Pirminius, Jünger des heil. Benedikt, gegründet worden, und zugleich hatten diese heiligen Männer mehrere Schulen im Odenwald, auch ein mildthätiges Hospital bei Amorbach errichtet. Abt Amorus starb 767.

Pirminius durchreiste als Bischof Schwaben, Franken, Bayern, überall machte er verwilderte Plätze nutzbar und urbar, und bekehrte die Völker zum Christenthume.

Weg durch die Wildalpen

Norika.

Neues

ausführliches Handbuch

für

Alpenwanderer und Reisende

durch das

Hochland in Oesterreich ob der Enns, Salzburg, die Gastein, die Kammergüter, Lilienfeld, Mariazell, St. Florian und die obere Steyermark,

von

Helmina Wittwe von Chezy,
geborne Freiin Klencke.

Chezy
Norika

Mit einer Charte und Ansichten.

München,
bei Ernst August Fleischmann.
1833.

46/68/250
28 BSdir

Ihrer Majeſtät

der

Allerdurchlauchtigſten Kaiſerin Königin

Carolina Augusta

von Oeſterreich,

der

liebevollen Wohlthäterin des armen Gebirglandes

in tiefſter Ehrfurcht zugeeignet.

Allerdurchlauchtigſte Kaiſerin Königin!
Allergnädigſte Allerhöchſte Frau!

Vom Thron und Centrum des großen Reichs, das Eure Majeſtät mit Entzücken: „Mutter“ nennt, wenden Sie Blicke der Liebe und treuen Sorge nach allen Richtungen hin. In der Almenhütte, im hohen Schneegebirg erhebt ſich Gebet für Sie, ſo wie der Morgenglanz die Gipfel röthet; im tiefſten Thal, das kaum die Sonne kennt, ſtrahlt Ihre Milde. Die Klippenlande und Felsſchluchten, denen

die Natur Fruchtbarkeit verſagt, und wo, vom Bedürfniß geſtachelt und von Hoffnung belebt, der Menſch ſich Hütten gebaut, ſind nicht ganz verwaist, denn der Himmelsthau der Mutterliebe befruchtet ſie, Troſt und Labung ſpendend. Die Nacht der Bergwerke hat Ihrer Sterne Huld empfunden, himmliſche Frau! Sie haben Seufzer des Elends in Dank zu Gott umgewandelt, Sie haben durch Fürbitte bei Vater Franz verödete Schachte wieder belebt, Verſchmachtenden, unſchuldig Ausgeſtoſſenen zu Tauſenden wieder Arbeit und Brod gegeben. Am dürftigen Heerd im Hochland ſegnet der Arme ſeine Kaiſerin frühmorgens, wenn er ſein Lager verläßt; denn vielen Hunderten ſpendeten Eure Majeſtät die

warme Hülle, die ihre müden Glieder deckt. Mit dem Jubelgesang der Lerche zugleich erschallen die Segenstöne der Kinder, der Frauen, der Altmütter, die vor der Hüttenthüre die Spindel drehn, denn Eure Majestät sandten Flachs und Wolle, kauften dann die eingelieferte Arbeit wieder, sie zu andern wohlthätigen Zwecken an andere Dürftige auszutheilen, und erneuerten den Stoff und den Arbeitslohn. Doch wie? Kenn' ich denn Alles, was Sie gethan? Und darf ich denn Alles sagen? „Immer das Gute thun, und immer im Stillen!" Diese Worte sagten Eure Majestät, es war am 29. Sept. 1827, als ich zum Erstenmal so beseligt war, vor Ihrem Angesichte zu erscheinen. Unvergeßliche Stunden! Scho-

nes Salzburg, von dieser Erinnerung mit Paradieses-glanz für mich verklärt, habe ich dich denn auch würdig gepriesen? Und du, armes, getreues, wunderreiches Hochland an den Seen, konnt' ich denn all deine tausend und tausend Reize, deine süßen, belebenden Lüfte, deinen tiefblauen Himmel und dein ewiges Frühlingsgrün in meinen Worten leuchten lassen? Konnt' ich's denn aussprechen, wie so unendlich schön du bist, und wie groß und warm in deinen ärmsten Hütten die treuen Herzen für Gott und den Kaiser schlagen? Und sind denn diese schwachen Umrisse, mit bebender Hand gezogen, würdig, Ihr gewidmet zu seyn? Ja, denn die Erhabene versagt nicht diese Huld der liebevoll-

ſten Treue, Sie ſieht auf den reinen Willen, nicht auf den Werth der Gabe.

Empfangen denn Eure Majeſtät dieſe Ausdrücke meiner Ehrfurcht und Treue vom Strand der Seine, wohin der Sturm meiner Mißgeſchicke mich zurückverſchlagen, um an einer theuern Gruft die bitterſten Thränen meines bedrängten Lebens zu weinen, nachdem ich ſo beſeligt geweſen, die ſinnreichen Wohlthaten Eurer Majeſtät im Gebirgland Oeſterreich ob der Enns Jahre hindurch in immer vollerem Maaß verwalten zu dürfen. O, es war eine große Zeit der Hoffnung, der Herzerhebung, des Mitgefühls, ſchön, wie das Felſenland mit dem Wunderlicht auf

Seen, Waldung und Blumenmatten, wenn der Sonnenſtrahl durch Gewitterwolken bricht, und die erquickten Wipfel im friſchen Hauch der Lüfte mit ihren beperlten Aeſten beben, und alles Leben ſich aufrichtet aus dem Harm der Bedrückung in Hoffnung und Luſt! Sind gleich manche der ſchönſten und gerechteſten dieſer Hoffnungen getäuſcht worden, hat gleich der reinſte Wille edler Fürſprecher des bedrängten Landes der Gewalt einer teufeliſchen Gegenwirkung weichen müſſen, und konnte nur Einiges vollbracht werden von Allem, was ſo groß und ſegenverheißend begann — dennoch ſollen die Herzen nicht murren, nicht verzagen, jenſeits winkt Vergeltung, jenſeits erblüht und reift zur Frucht die Knoſpe,

welche der Eishauch des Sturms hienieden getödtet, und unergründlich sind die Rathschläge Gottes. Ergebung in Seinen Willen, da, wo das reinste, heiligste Streben für Menschenglück gescheitert, schwerster Kampf, glorreichster Sieg, ich weiß ein Herz, das Deine kühlende Palme errungen! Ich weiß ein Herz, deß unerschöpfliche Quelle der Milde oft von Thränen der Wehmuth schwillt, weil sein Wille himmlisch, seine Mittel durch die Erde bedingt sind. Daß der Alliebende zum Segen und Heil der Bedrängten dies süße Herz erquicke und aufrecht halte, ist mein Gebet. Wie dank ich Gott, daß er mich gewürdigt, dies Herz zu durchschauen, im Sinn seiner frommen Milde mitwirken zu dürfen, und die

Segnungen einzusammeln, die von bleichen Lippen flogen, oder stummberedt in Feuerthränen auf abgehärmte Wangen niederbebten!

Segen für den guten Kaiser und Carolina Augusta, den Schutzengel der Leidenden wird ewig dies Herz durchglühen.

Helmina von Chezy,
geborne Freiin Klencke.

Vorwort.

Es ist eine, dem Deutschen besonders eigene Neigung, das Fremde, Entfernte zu ersehnen, zu überschätzen und das Heimathlich Schöne minder hoch anzuschlagen, und dennoch gibt's nichts Herrlicheres, als unsern deutschen Boden mit seinen vollen Strömen und weiten, leuchtenden Seen, unsere Felsen und Eichen, und es weht kein reinerer Lebenshauch, als deutsche Luft. Warum zur Fremde hin, ehe die geliebte Heimath nach allen Richtungen durchpilgert worden?

Reichhaltigeres und Belohnenderes winkt nichts, als die verzweigte Gebirgskette, die Hochwarten der ob der Ennsischen und Bayerischen Lande, deren Tiefen Wunder und Räthsel verhehlen, deren Höhen, Thale und Fluthen mit unnennbar mannigfaltigem, ergreifendem Reize prangen, deren herzige Bewohner treu und frisch sind, wie Gebirgluft, Wald und See. Viele wurden von uns durchwandert, Lieder und Tagebuch entstanden und wollen weiter, von Land zu Land, von Herz zu Herz. Oesterreichs geliebte Kaiserin, Bayerns holdselige Königstochter, nahm allerhuldreichst die Zueignung an. Sie, die liebevolle Wohlthäterin des armen Gebirglandes, die gesegnete Beförderin des Fleißes, der Sittlichkeit, die großherzige Fürsprecherin der Leidenden beim Kaiser, muß beim Durchwandeln der Höhen und Thale, wo der Strahl Ihrer Huld und Milde die kleinste Hütte durchdrang, des Naturfreundes erster Gedanke seyn; denn, was in der Gewalt einer reinen, hohen und starken Seele stand, in diesen drangvollen Zeiten Elend zu mildern und Glück zu verbreiten, das hat Carolina Augusta gethan!

In dieſen Blättern wird der Fußreiſende einen Leitfaden durch die Labyrinthe der Felſenwelt zu ſchönen Zielen finden. Im Frühling und Herbſt iſt das Wandern am freundlichſten, der Hochſommer, die Mittagſtunde des Jahres, hat ſeine eigenthümlichen Annehmlichkeiten; doch über alles ergreifend iſt in dieſen Hochlanden der wundervolle Glanz des erſten Grüns und der Farbenreichthum der herbſtlichen Fluren, auch pflegt im Gebirg der September ſchöner wie der Frühling zu ſeyn. Gleichwohl muß ich hinzuſetzen, daß, wer nicht im April und Oktober das Hochland geſehen, und nicht in der Pracht eines hellen Winter-Morgens oder Abends die Felſen und Thale und die funkelnden Seen geſchaut, der ahnet nicht, wie groß und herrlich die Natur.

In vier Jahren durchlebten wir auch die Winterzeit im ob der Ennſiſchen Gebirgland — dieſen Sommer im ſchönen Bayerlande, das wiederum von ganz verſchiedenem Charakter, von eigenthümlicher Schönheit iſt. Der Wanderer ſollte den ganzen Gebirgs-Umfang

und Tirol durchstreichen, am Garda-See Rast halten, und dann zurück in das liebe, deutsche Land, noch immer das Glücklichste, das Freundlichste und Friedlichste von Allen; möge es so bleiben!

Helmina v. Chezy,
geborne Freiin Klencke.

Inhalt.

Salzburg.

Seite

Erſter Brief: Ankunft. Ueberblick. Der Imberg oder Kapuziner Berg, Hohen-Salzburg, Rückblick auf die frühern Jahrhunderte 1

Zweiter Brief: Der Mönchberg, der Nonnenberg, Hellbrunn 16

Dritter Brief: Schloß Aigen 28

Vierter Brief: Der Untersberg 33

Fünfter Brief: Die Abtei St. Peter, die St. Maximus-Höhle, Kirchhöfe. Steingußarbeit von St. Thiemo. Geſchichte deſſelben 35

Sechster Brief: Der Gaisberg 41

Siebenter Brief: Der Bürgelſtein, Roſeneggers Sammlung, Margian, Maria Plain, Mooſe 43

Wegweiſer von Salzburg durch die Gaſtein 47

Mondſee. Das ehemalige Benediktinerſtift und deſſen Wohlthaten, Triebſamkeit. Fürſt Wrede's Wirkſamkeit durch Straßenbau, Urbarmachung der Mooſe u. m. Gaſthöfe. Schärfling, Buchberg, die Zinkenbacher Klauſe, Marmorbrüche. Eiſen, das in den Kammergütern unbenutzt in den Bergen bleibt. St. Lorenzen. Wege nach allen

Seite

Richtungen ſchöner Punkte der Umgegend. Der Thalgau. Weg nach der Höllkahr-Alpe, dem Zwölferhorn, dem Dörfchen Zell, dem Klausgraben. Schloß Wartenfels. Der Schober 71

Straßen und Höhen bei Mondſee. Steinbrüche, dem Kelheimer ähnlich 86

Der Schafberg, vom Hrn. B. W. 87

St. Wolfgang am Aberſee. Die Falkenſteinwand 92

Der Attergau. Aelterer Verhältniſſe Ueberblick. Entziehung des Holzes und der Hutweiden der Gemeinden durch Graf Heinrich Khevenhüller und den Pächter Pauſinger. Verfall der Roßzucht. Elementarverwüſtungen. Der Puchberg, Steinbach, Atterſee, St. Georgen, Wege nach allen Richtungen des Hochlandes 94

Kohlgrube und Heilbad Wolfsegg zwiſchen Linz und Vöklabruck. Ueberblick des verſchiedenartigen Charakters der Gegenden, Elementarverwüſtungen, da, wo der fruchtbarſte Boden den Feldbau begünſtigt, zwiſchen Gmunden und Wolfsegg. Vortreffliche Badanſtalt in der Kohlgrube Wolfsegg. Bittere Armuth des Marktes. Beſtandtheile der Badquelle. Foſſilien. Betrieb der Kohlgrube unter dem Menſchenfreund und verehrungswürdigen Staatsdiener, Hofrath Lenoble von Edlersberg, † 1823 101

Ausführlicher und kurzer Wegweiſer für Fußreiſende und Alpenerſteiger von Linz über Gmunden, in das Kammergut, den Attergau, durch die Vichtau und Oberſteyermark, mit Berückſichtigung und Nachweis über alle auf dieſem Landſtrich ſich darbietenden Naturſchönheiten und Denkwürdigkeiten 110

Reiſe von Wien über St. Pölten nach den Stiftern Lilienfeld, St. Florian, Kremsmünſter. Verſchönerungen von St. Pölten. Die Kaiſerin in St. Pölten. Gaſthof zum Löwen, vorzüglich. Stift Lilienfeld, deſſen Kloſter, Umgebung, Gaſthöfe. Ladislaus Pyrker. Amſtetten, Stift St. Florian und deſſen Merkwürdigkeiten. Glasmalerei. Altdeutſche Malerei. Gemäldegallerie. Prunkzim-

Seite

mer Carls VI. Held Eugen. Kremsmünſter. Die Sternwarte 124

Fußreiſe von Baden bei Wien über Mariazell, Eiſenerz, Admont, Liezen, Außee nach Gmunden. Mariazells ehemalige Geſtaltung. Sr. k. H. Erzherzog Johanns Gemsjäger im Höllboden. Wildalpen. Raupenverwüſtung. Eiſenerzhöhe. Das Bergfeſt Sr. k. Hoheit. Der Kaiſertiſch, die Tropfſteinhöhlen, das Geſäuſe, Admont, deſſen Vergangenheit ſeit Anſiedlung der Benediktiner. St. Maria Rehkogel im Mürzthal. Ruhmvolle Waltung des Erzbiſchofs Graf Andreas Jakob von Dietrichſtein über Stift Admont, † 1779. Frauenberg bei Admont. Reiſe nach Außee. Guter Gaſthof in Mitterndorf beim Poſtmeiſter, zwiſchen Liezen und Außee. Der Grimming. Goiſern. Die proteſtantiſche Kirche heißt dort Bethaus, mißliche Lage der dortigen Proteſtanten. Hallſtadt, ohne dort wohnenden Pfarrer. Elende Lage des Schulmeiſters. Wohlthaten der Frau Erzherzogin Carl und der Frau Fürſtin von Hohenzollern für die dortige proteſtantiſche Schule. Die Kreß, der Lindwurm. Foſſilien in den Salzbergen, ſehr merkwürdige im Salzoberamt zu Gmunden. Lauffen. Die Grafen von Seeau. Iſchl . 135

Gmunden am Traunſee. Weinberg, Schloß und Beſitzthum des k. k. Obriſtlieutenants Freiherrn Potier des Echelles, Ritter des Maria-Thereſien ꝛc. Ordens. Die Stadt, die Gaſthöfe, das Hochhaus. Der Sitz des H. Hörner von Roithberg. Unter Traunſtein, die Gebirgleute, die Umgegend. Entwurf der Straſſe über Traunkirchen durch Lenoble, nach Ebenſee. Ausflüge, Wohnungen, Bäder, Geſelligkeit. Der Laudachſee. Die Gmundnerhöhe, die Himmelreichwieſe, Calvarienberg. Tuſchenſchanze. Weyher. Preiswürdige Urbanität des Menſchenfreundes Lenoble. Sein Grab. Schulen. Sammlungen. Holzaufzug, Klauſe. Obſtzucht H. Hörners Edlen von Roithberg, Bibliothek deſſelben. Waiſenhaus für 12 Kinder armer Salinenarbeiter 164

Altmünſter. Gmundnerberg. Armuth, Elementarverwüſtungen, ſchlechter Boden. Schloß Ebenzweier. Wohlthaten Sr.

Seite

k. H. Maximilian von Este. Moos. Paſtor Blank. Zuſtand der Proteſtanten 175

Traunkirchen. Urſachen der Verarmung. Herrliche Umgebungen 176

Der Korbachfall bei Traunkirchen 181

Die Leinaſtiege, von Wilhelm von Chezy 182

Ausflug über die Grünau nach Stift Kremsmünſter und Steyer 183

Die Röthelbachhöhle, von Wilhelm v. Chezy 184

Die Halt bei Traunkirchen 187

Der Calvarienberg, der Johannisberg, der Siegesbach, der Sonnenſtein bei Traunkirchen 188

Andere Wanderungsziele von Traunkirchen aus, die Reindlmühle u. a. 189

Feldbau und Alpenwirthſchaft in der Viechtau. Elementarverwüſtungen, Sirokko, Lottoſpiel der Ausſaat, alljährlich, bisweilen 24 Stunden vor der Aerndte, mit gänzlichem Verluſte bedroht. Mißlichkeit der Alpenwirthſchaft, wenn im Julius Schnee fällt. Mühſeligkeiten der Sennerinnen 192

Ebenſee. Rinnbachſtrubb 195

Offenſee, von Wilhelm von Chezy 196

Der Erlakogel, von demſelben 197

Umgebungen von Ebenſee. Langbathſeen, Kranabitſattel. Ein Urwald hinter dem zweiten Langbathſee, im Königsbachthal, hinter der Zinkenbacher Klauſe 200

Die Niederweißenbacher Alme auf einem Fußweg zwiſchen Traunkirchen und Ebenſee 201

Iſchl. Urkunden, Ausflüge. Treffliche Schule bei Iſchl. Der wilde Lauffen. Laufen. Die Kupfererzeugung. Der Kunſtſchloſſer Graf, Wohnungen in Iſchl. Strobel. Ghorinskyklauſe. Hallſtadt. Stadlmanns trefflicher Gaſthof am Steg. Goſauzwang, Goſaumühle, Goſauthal. Der Dachſtein, der Schafberg, Wolfgang, die Kapitel-Alme, der hohe Schrott, der Leonsberg oder die Zimitzſchneid,

Seite

die Hollergſchwand, die Hallerswieſe. Die Rettenbach-Alme. Der Hammer. Strobelweißenbach. Die Apersbach-Alpe. Die Kaltenbach- und Kammerbach-Alpe. Das Haberfeld. Das Weiſſenbachthal 202

Von Iſchl nach Salzburg über Strobel, St. Wolfgang, St. Gilgen, längs des Fuſcherſees 225

Die Hallſtadt. Ihre Merkwürdigkeit für Wiſſenſchafts-Freunde und Freunde der Natur, ihre noch unbenutzten Erwerbsquellen, ihr Elend und die Herzigkeit und Vortrefflichkeit ihrer armen Bewohner. Ihre Schulen. Salinen. Lokal. Ungünſtigkeiten ihrer Lage. Der See. Der Frühling in der Hallſtadt. Umgebungen. Salzberg-Arbeiten. Mühſeligkeiten des armen Salinenarbeiters 227

Das Goſathal und die beiden Goſaſeen. Der Goſabach, ſein verheerendes Uebertreten. Kirchen, Schulen, Umgebungen. Gebirg 235

Ausflüge vom Goſathal aus. Die Steinhauer und der Plankenſtein, von V. W. 239

Die Traunwand 243

Kahlenberg 245

Die obere Traun 246

Alterthümer bei Hallſtadt 249

Der Landfried, von Wilhelm von Chezy 250

Augſtalme, Loſer, Hohe Gſchirr, Gſchwand, Schönberg, von demſelben 251

Außee. Frühere Verhältniſſe. Brand. Armuth, theure Gaſthöfe 254

Alten-Außee. Schule, Spinnſchule für arme Kinder, von Frau Adalbert Fürböck. Gebirg. Bergmeiſterhaus. Bergmeiſter. Der Grundelſee. Der Leiſtling 257

Umgebungen von Altenaußee 260

Der Lahngang, von Wilhelm von Chezy 261

Seite

Wildenſee, von demſelben 263

Der Hochkogen, von demſelben 265

Der Weg von Mitterndorf nach dem Grundelſee 267

Der Traunfall 273

Schlußwort an Se. Excellenz des k. k. Regierungspräſidenten, Gouverneurs von Oberöſterreich, Hrn. Grafen A. von und zu Ugarte 273

Sinnentſtellende Druckfehler.

Die zu flüchtige Durchſicht der Abſchriften meines Original-Manuſkripts hat mehrere Irrthümer veranlaßt, deren Schuld nicht dem Herrn Setzer beizumeſſen iſt.

Seite	8	Zeile	4 v.u.	lies	zerflattern	ſtatt zerfallen.
—	9	—	13 „	-	Altarförmige	- alterförmige.
—	21	—	14 v.o.	-	Stauffen	- Staffen.
—	25	—	1 v.u.	-	lindern	- hindern.
—	33	—	5 „	-	fürſtliche	- fürſtiche.
—	33	—	4 „	-	Stelle	- Stille.
—	39	—	14 „	-	in Ketten	- im Bett.
—	55	—	15 „	-	Erhebung	- Erholung.
—	65	—	15 „	-	ſeltne	- ſelten.
—	68	—	11 „	-	prachtvollem	- proſpekten.
—	69	—	1 „	-	Stubbachthal	- Stuwartthal.
—	84	—	9 „	-	Steinbruch	- Steinbach.
—	119	—	11 „	-	zehn Jahren	- vier Jahren.
—	128	—	15 „	-	Ribera	- Vibera.
—	129	—	2 „	-	beſeligt	- beſeligend.
—	158	—	17 v.o.	-	Innen	- Immer.
—	158	—	19 „	-	Thurm	- Thüre.
—	161	—	4 v.u.	-	Raſumoffsky	- Raſumoffsky.
—	166	—	13 „	-	leichterklommenen	- nichterklommenen.
—	170	—	18 „	-	bebend	- lebend.
—	225	—	5 v.o.	-	Sperber	- Scharber.

Ebendaſelbſt hat der Abſchreiber durch das Wort Alpéterrain einen Irrthum verurſacht, den ich hier, in Paris, aus dem Gedächtniß nicht zu berichtigen weiß.

Erſter Brief.

Salzburg.

Ich führe Dich, werther Freund, in die älteſte Stadt, in die herrliche Ivavo ein, „deren Herrſcher einſt Paläſte, deren Götter Tempel hatten,“ deren Zinnen die blühenden Gauen ringsum von der Höhe beherrſchten, als noch die Römer hier Geſetze gaben. Ihre Geſchicke ſind verhüllt, Niemand weiß Dir zu ſagen, wie dieſe Pracht und Hoheit untergieng; und nur die Denkſteine und Meilenzeiger, die der Verwüſtung noch entgangen, nur die Moſaikböden, die erſt vor 14 Jahren entdeckt wurden, bei welchem Anlaß Koch v. Sternfeld das kleine gehaltvolle Heft, Salzburg unter den Römern ſchrieb, das jeder Gebildete, der Salzburg kennen will, leſen ſollte, dann die vielen Geräthſchaften und Götzenbilder, darunter Aegyptiſche, Statüen von Marmor, auch Köpfe, nicht ohne ächten Kunſtwerth, Thränenkrüge und ſteinerne Gefäße, um die Aſchenkrüge aus grünem Glaſe, in welchen die Aſche und die Mitgaben für den Todten an die Gruft lagen, vor Schaden zu hüten, — dies Alles, ſo wie die Kleinodien von ſinnreicher Form, die von Zeit zu Zeit noch immer ausgegraben werden, ſind Hieroglyphen der vergangenen Jahrhunderte, welche die Anweſenheit ſelbſt einer Menge Aegypter hier vorausſetzen laſſen.

Der Glanz — und vielleicht auch der Jammer der Römerherrſchaft offenbart ſich hier noch in den ſtummen, doch bedeutſamen Uiberbleibſeln der Vorzeit — die bis jetzt gefundenen Münzen gehen noch bis Septimius Severus. — Eine andere Erinnerung aber verherrlicht dieſen klaſſiſchen Boden. Das Blut frommer Chriſten leuchtet von dieſen uralten Höhen. Hier erlitt St. Maximus mit 50 ſeiner Mitbrüder den Martertod — hier lehrte St. Severinus — hier zog St. Rupertus das bedrängte Chriſtenthum aus Trümmern — hier weilte St. Edeltrud, ſeine mildthätige Schweſter — hier erſtand ein fromm und väterlich verwaltetes Bisthum, im ächten, chriſtlichen Sinn, unter St. Rupertus ſegenvoller Bemühung und Obhut. Hier ſendete Carl der Große ſeinen Buſenfreund Arno her, und ſetzte ihn zum Biſchof ein. Hier war er ſelbſt, der größte und wunderbarſte aller Monarchen der chriſtlichen Ära. Wo jetzt die Winterreſidenz ſteht, war Carl des Großen Pallaſt. — Wenn Du die Felſenwege durchwandelſt, und immer im Fortſchreiten ein neues, großartig-romantiſches Bild Dich überraſcht und feſſelt; wenn Du die Reſte alterthümlicher Gebäude überblickſt, die der modernisirenden, blinden Zerſtörungsſucht des unruhigen Wolf Dietrich entgangen, der Alles umſchaffen wollte, und dem Aftergeſchmack ſeiner Mitgenoſſen auf den Trümmern des kunſtmäßig würdig Schönen huldigte, — wenn Du die Felſenmaſſen, in die das Bedürfniß ſich keck und frevelnd hineingedrängt, und die jeden Augenblick mit neuer Strafe der alten und wiederholten Wagniſſe dräuen, ſchaudernd betrachteſt — wenn Dir am Horizont die Wundergeſtalten des Hochgebirgs hehr und entzückend entgegenleuchten — dann ſage Dir, daß hier, unter vielhundertjährigem Walten des Krummſtabs, aller Segen väterlicher Liebehuld — doch ach! auch mehr als Einmal der Fluch unumſchränkter Willkühr ſich über dies ſchöne Land ergoſſen — erwäge hier mit frommer Ehrfurcht vor den dunkeln Rathſchlüſſen der göttlichen Vorſehung, unter welchen Mißgeſchicken der allgemeine Wohlſtand in dieſen Gauen ſo zu Grunde gieng, daß Du in

der großen Maſſe häufig Armuth, in manchem der Thäler drüben die drückendſte findeſt. — Der Zorn der Elemente, die Wuth verheerender Seuchen hat allzuoft dieſe Gegend getroffen, und ein Theil des Gebirgs leidet immer unter Hagelſchauern und Stürmen; ſo, daß die darbenden Bewohner nie eigentlich aufkommen können, beſonders die armen Gegenden bei St. Johannes. — Lies die Geſchichte, ehe Du dieſen Boden betrittſt, jeder Schritt weckt Erinnerungen, jeder Bau iſt ein redendes Denkmal, jedes Thal hat Seufzer, und jeder Fels eine Zunge. Verfloſſne Jahrhunderte haben mit Blut und Thränen den Boden gedüngt, der Dich ſo friedlich umgrünt. Empörung wüthete hier mit all ihren Schrecken, im Kampf gegen Tyrannei, mit Argliſt gepaart. Die wolkenumkränzte Scheitel der, mit ewigem Schnee bedeckten Hochfelſen blickte herrlich, wie jetzt hinab, indeß von ihren Wänden das Echo der Wehklagen hingewürgter Opfer des eiſenherzigen Matthäus Lang erklang, welche die fromme Milde des edeln Berthold Pirſtinger nicht zum zweitenmal zu ſchützen vermochte. — An die höchſten Spitzen dieſer gewaltigen Koloſſe, ſo weit ſie nur in die Ferne ſchauen, heften ſich naſſe Blicke wundgeweinter Augen der Mütter, der Väter, die, arm und verwieſen, ihre Kinder zurücklaſſen, und einſam in das Elend wandern mußten, weil ſie Evangeliſch geworden, und ihrer Uiberzeugung alles Zeitliche zum Opfer brachten. — Auch die neuere Zeit brachte Jammer und Mord in dieſe Gegend — mit allem Uibermuth römiſcher Gewaltſamkeit frevelten hier die Neufranken, und ſogen das Land aus. Drüben im Gebirg kämpfte deutſche Treue für Vaterland und Kaiſer gegen die Verwüſter. Moreau hat hier ſeines Heldennamens Glanz durch Milde und Fürſorge für das bedrängte Land erhoben. — Doch auch die Strahlen des Genius verklären mit Erinnerungglanz dieſe himmliſchen Gegenden. Hier blühten Haydn, Mozart, hier ſtrömte Carl Maria von Weber jugendliche Schöpfungkunſtfülle in entzückenden Liedern aus.

Erſt auf der Brücke blicke recht um Dich her, wenn Du

angelangt bist; und glaube mir, hättest Du auch schon auf allen Brücken gestanden, die der Ruf verherrlicht, trügst Du noch frisch im Herzen das Andenken an die stolzen Brücken der Elbe und des Neckars — diese wird Dich mit einem noch ungekannten Reiz entzücken. Wie pfeilschnell die muntre Igonta, jetzt Salzach geheißen, die meergrüne, schöne Tochter des Hochgebirgs dahin eilt, und, wie zum Spiel, die schwer beladenen Fahrzeuge schaukelt, und im Fluge mit sich fortreißt! Wie herrlich auch Hohen-Salzburg, die prangende Veste, sie überthrone, wie lieblich auch Waldhügel und waldbedeckte Felshöhen, heitre Auen und schönbestellte Fluren ihr Bett einfassen, wie stolz und malerisch die zierliche Stadt sie im Halbkreis umgibt — wie reizend Schlösser und Landsitze um sie her prangen, sie verschmähe es, ihr Spiegel zu seyn — unaufhaltsam eilt sie weiter, ohne einem einzigen dieser Zauberbilder Raum zu geben, und nur die Himmelslichter beben auf ihrer wellenlosen, reißenden Strömung fort.

Wenn Du am frühen, heiteren Morgen, oder beim Abendglanz anlangend auf dieser Brücke verweilst, so wird es Dir schwer auf das Herz fallen, daß Du, nach Art der Reisenden, bald weiter eilst, und, wie der schnelle Strom zu Deinen Füssen, an der Fülle und Herrlichkeit der Reise-Anschauungen vorüber mußt, ohne sie wahrhaft in Dich aufnehmen zu können. All diese Waldhöhen winken Dir hinauf, das ferne Hochgebirg lockt Dich, und die bedeutsamen Gestaltungen der Gebäude winken Dir verheißungvoll entgegen. Aus den Thalen blicken Dir die hellen Fenster der Lustsitze zu, die schöne Parks umgrünen, und herrliche Gärten umduften. Der Name Hellbrunn, selbst in seiner modernen Verunstaltung, erquickt Dich schon durch den Gedanken an seine tiefgrünen, kühlen Schatten, seine Blumenpracht, überwölbt von schirmenden Krystallglocken der künstlich geregelten Fluthenströmung, seine harmlos neckenden Undinen-Spiele. — Schloß Aigen leuchtet Dir aus herzigen Liedern in das Herz hinein — Schloß Mirabell glänzt Dir aus uralten Wipfeln und frischen Blüthen entgegen. — Vom Gaisberg duften Dir die Almen zu, die

Dir auf Flügeln ſanfter Weſte Gruß und Willkommen ſenden. Im marmorreichen Schooß des Untersberges wandeln die Geiſter der alten Sagen. Wohin Du nur blickſt, winkt ein herrliches Wanderungziel. Lange, lange möchteſt Du bleiben, und keinem Punkt vorübergehen. Wohl Dir, wenn Du es kannſt!

Wohin ſoll ich Dich zuerſt führen? Langſt Du nicht zu der günſtigen Tageszeit an, die ſchon in ſanfterer Sonnenglut waltet, und iſt es nicht Hochſommer? Blick auf zu jenem bewaldeten, nahen Felſen, von deſſen ſchroffem Abhang ein Kloſter friedlich durch grüne Wipfel leuchtet, dahin laß uns gehen! Wir müſſen über die Brücke, in die Steingaſſe hinein, eine der älteſten Salzburgs; Du ſiehſt ihre Häuſer von der rechten Seite den Fluß entlang ſich reihen, links ſind ſie in den Felſen hineingebaut, das Bedürfniß der Menſchen hat dem alten Geſtein Raum abgezwungen, Keller und Wölbungen hinein gehauen, und nicht gefahrlos iſt es, hier wohnen. Das Innere der Gaſſe iſt verdumpft und finſter, die Südſeite der alterthümlichen Gebäude am Ufer hat die entzückende Ausſicht nach dem Hochgebirg und der Citadelle. Wir müſſen nun ſteil hinauf viel hundert Stufen, dunkel, dumpfig, ſchwül, aber warum willſt Du es beſſer haben, als ich? Auch ich wurde ſo hinaufgeführt, um den ſchönern Weg herunter zu gehen; denn wir erſteigen den ehemaligen Imberg, nun Kapuzinerberg geheißen. Hier iſt die Hälfte des Wegs zurückgelegt, denn hier ſteht die Kirche der beiden heil. Johannes am Berge. Wäre die alte Tafel mit Innſchrift und Gemälde noch da, die Lorenz Hübner, (der Ehrenmann, deſſen Werk über das Erzſtift Salzburg Du billig leſen muſt) noch ſelbſt geſehen hat, ſo könnteſt Du die Sage der Stiftung des Kirchleins drauf leſen, mir hat ſie gefallen, und in unſerer hoffärthigen Zeit, die nur auf die Kleidung ſchaut, ſollte die Tafel wieder hergeſtellt werden. Zwei arme Wanderer, in zerriſſenen Kleidern, trafen 1287 vor das Stadtthor von Salzburg, beim Thorwächter um Einlaß bittend, vergebend ſie kämen, einen milden Wohlthäter und Zufluchtsort zu

ſuchen, und wollten dafür der Stadt von Gott Heil erbitten. Der Bürgermeiſter kam auf die Meldung der zwei Wanderer ſelbſt an das Thor, und fragte nach ihrem Gewerb und Geburtsort. Der Eine, Halbnackte, ſprach, daß er ein Steinhauer und Wegmacher aus Nazareth ſey, der Andre nannte ſich einen Zeugmacher aus Galiläa. Der Bürgermeiſter meinte, arme Leute gäbe es in Salzburg überflüſſig, und wollte die Wanderer nicht in das Stadtthor laſſen. Dieſem Allem horchte der alte, graue Diener eines gar wackern, wohlhabenden Bürgers, Ludwig Dänkbel geheißen, zu; es jammerten ihn die abgemüdeten, armen Reiſenden, und er lief zu ſeinem Herrn, der ſchwer erkrankt lag; des Dieners Worte bewegten ſein Herz zum Mitleid, und er ſandte zum Bürgermeiſter, ihn um Einlaß für die zwei Männer zu bitten, indem er auf alle Weiſe für ſie in Leben und Tod zu ſorgen verſprach.

Die zwei Wanderer kamen, dem kranken Dänkbel zu danken, und da er ihnen ſagte, er habe auf dem Berge droben einen Grund, dort wolle er ihnen eine Hütte bauen, meinte der Eine, er wolle nur einen Platz, die Stätte wolle er ſchon ſelbſt zurichten. Darauf thaten ſich beide Wanderer, urplötzlich von Glanz umgeben, kund; der Eine, als der dem Heiland die Wege bereitet, St. Johannes der Täufer; der Zweite als den der Erlöſer gerufen, ihm zu folgen, da er ſeine Netze ausflickte, St. Johannes der Evangeliſt. Als ſie dem Kranken dies offenbart, verſchwanden ſie, und er genas augenblicklich. Er ließ nun da, wo die Hütte hätte ſtehen ſollen, eine Kirche bauen, welcher nach großer Sturms-Verwüſtung im ſiebzehnten Jahrhundert der Einſturz drohte. Erzbiſchof Max Gandolf erbaute ſie 1688 auf das Neue. 1593 hatte Erzbiſchof Wolf Dietrich drei, von ihm nach Salzburg berufenen Kapuzinern, bis das ihnen auf dieſem Berg beſtimmte Kloſter erbaut ſeyn würde, dieſe Kirche, und das Beneſiziathaus daneben zur Wohnung übergeben.

Nein, Du gehörſt nicht zu den gleichgültigen Wanderern, die an Allem, was ſie nicht beſonders durch Pracht anzieht, vorüber eilen, und Dir gefallen auch die ſchlichten Sagen,

wovon die alten Steine zu Dir ſprechen! Wir ſteigen nach dieſem Ausruhen vollends hinauf, wenden uns rechts, und ziehen das Glöcklein am Thor. Der alte Pförtner hört die Glocke gern klingen, aber gieb ihm nichts, bis Du wieder herabkommſt, denn dann giebſt Du ihm doppelt ſo viel, weil Du das Herz voll Luſt haſt, und Alles erfreuen möchteſt, was Dir in Weg kommt. Du folgſt mir, erwartungsvoll, raſch durch den Hofraum; die grünen, vollbelaubten Wipfel der Efeu umrankten Bäume leuchten Dir im Abendſchein aus dem üppigen Blumenteppich des Abhangs entgegen; Du meinſt, weil der Berg ſo blumenvoll, habe er vor Alters Imberg (Bienenberg) geheißen? — Komm! wende Dich rechts hinauf, dem Gemäuer des Kloſtergartens vorüber, nach einem eingeſchloſſenen Raum, deſſen angelehnte Pforte Du öffneſt. Wir treffen es herrlich, wo könnten wir nah bei der Stadt die Pracht des Sonnenuntergangs ſchöner ſehen, als hier? Hatteſt Du nicht von der Brücke dieſe kleine Terraſſe mit dem Pavillon auf dem Vorſprung bemerkt? Hätteſt Du gedacht, daß es hier, auf der mäßigen Höhe, ſo wunderſchön ſey? Du mußt hier lebhaft an Heidelberg denken, das Du mindeſtens ſchon aus Bildern kennſt. Du freuſt dich der Erinnerungsanklänge, die der ähnliche Geiſt beider Gegenden Dir erweckt. Großartiger, kühner und bedeutſamer leuchtet Dir dieſer Anblick entgegen. Waltet gleich hier nicht der eigne wunderſame Zauber, den Heidelbergs Schloßtrümmer, von Efeu umrankt, ſeine Lindenwaldungen, und ſeine überreich ſtrebende Umgrünung auf den, mit Kaſtanien-Wäldern, Weingeländern und Obſtgärten bedeckten Bergesrücken in ſich ſchließt, ſo thront doch tiefgrünes, hell blühendes Leben auch in dieſer ſtarren Felshöhen Schooß, und ſchon dieſer Berg hier iſt ein quillendes Blumenreich. Sollteſt Du dieſe Gegenden kennen, und, wie ich, zu jeder Jahreszeit geſehen haben, ſo würdeſt Du mit mir darin übereinſtimmen, daß jene Neckarufer wohl für den erſten Blick ein in ſeiner Art eben ſo reichhaltiges, und in der Verſchmelzung der Eindrücke jener Ruine zum blühenden Leben ringsum, noch vielleicht wunderſamer rührendes

Bild als selbst dies hier, in sich tragen, daß aber diese Gegenden hier unendlich gehaltvoller, mannichfaltiger und genußreicher sind, und daß die Tageszeiten in der verschiedenartigen Beleuchtung sowohl als die Jahreszeiten in ihren Einwirkungen, hier einen weit reicheren Spielraum, die kühnsten und wunderherrlichsten Schauspiele zu bewirken, als dort — ja, als irgend an einem, durch Naturschönheit berühmten Ort in ganz Deutschland haben; und vielleicht selbst von der Schweiz kaum überboten werden. Alpen, Gletscher, Seen, Urwaldungen, ungeheure Wasserfälle, Thale, im keckſten Schmuck des reichsten Farbenschmelzes, alle frischen, in süßer Fülle prangenden Reize einer blühend lieblichen, anmuthvollen Natur, mit der wunderreichsten Pracht der Hoheit und Größe, und mit allem romantischen Schauder der Wildheit verschmolzen, winken Dir aus dem Schooß jener Felsgestalten entgegen, die aus dem grünen Gefild so bedeutsam emporsteigen. Schon von den Almen des Untersbergs, hier bei Salzburg, schon von den sanft thronenden Höhen des Gaisbergs, dessen Pforte das wunderliebliche Aigen ist, kannst Du eine Herrlichkeit sehen, wie Du sie kaum zuvor geahnt, so sehr Dich auch die ganze Reise entzückt; mindestens ist alles wieder anders, als überall, wo Du gewesen, und nicht minder schön, als wo es Dir am schönsten dünkte. Glaube doch nicht alle Reize der Naturschönheiten zu kennen, wer keine Alpenhöhen erstiegen, und nicht die Stellen durchwandert, wo die Natur, aus der Verhehrung zur Schönheit gediehen, mit den gigantischen Trümmern der besiegten Schrecken den Triumph ihrer Anmuth verherrlicht!

Doch laß uns jetzt auf diesem entzückenden Standpunkt verweilen. Schon neigt sich die Sonne; nur in der Ferne sieht man noch, wie sich im Gebirg die Dünste gesammelt haben; die letzten Wolken der schwülen Atmosphäre zergehen in sich selbst, und zerfallen im kühlen Hauch der Abendlüfte. Betrachte den Uibergang von den wärmern Tönen des untern Horizonts durch die gelben und grüngoldnen Tinten in das schönere, tiefere und klarere Blau, wo die zerhauchenden

Wolken ſchwimmen! Sieh die tiefen, ſchö-, röthlich violetten Töne des Hochgebirgs in der Abendglut, welche gleichwohl die eigenthümliche Farbe der Felſen, die röthlich grauen Marmorwände, und ſelbſt das Grün der Waldungen, Matten und Wieſen durchſchimmern laſſen. Im Hochſommer geht die Sonne hier in der Ebene unter, ſo erſcheint das Gebirg glühend im Reflex des weiten, großen, untern Horizonts, dies giebt der Gegend Salzburgs, dies giebt der Beleuchtung den ſüdlichen Charakter, den Farbenzauber, der jeden Reiſenden, ſelbſt wenn er aus Gebirggegenden kommt, ſo ſehr ergreift. Uiberhaupt wirkt in dieſen Gegenden der Einklang ſo tief auf den Beſchauer. Die ruhige, ſchöne, weite Fläche wirkt großartig auf das Gebirg, dieſes wiederum großartig auf die Fläche zurück. In anderen Thälern ſtören die hineingeworfenen kleineren Gebirge, hier wird der Blick durch ſanfte Hügel zu der höheren Anſicht hingeleitet. Dich erfreut die Harmonie, die hier ſelbſt aus der Abwechſelung der Gebirgformen hervorgeht. Der großartige, breite Rücken des waldbedeckten Unterſberges, das ruhige ſanfte Emporſteigen des idylliſchen Gaisberges mit ſeinen ſchönen Matten und Feldern, Waldungen und ländlichen Gebäuden, mit ſeiner Kuppe, die ſich, wie ein hoher Tempel der Andacht, ſanft gerundet wölbt. Der pyramidaliſche Watzmann, der alterförmige Hohenſtauffen, die breiten Mauern des hohen Göhl, der ſcharfe Abſchnitt des Tännengebirgs und des Hagengebirgs, die den abentheuerlichen Umriß vom Paß Lueg durch ihr Zuſammentreffen bilden, erblickſt Du als majeſtätiſchen Hintergrund des entzückenden Rundbildes von hier. Die Salzach, in der klaren, grünſchimmernden Durchſichtigkeit ihres ungetrübten Dahinfluthens in heitern Sommertagen, umkreiſt die Stadt, und windet ſich durch die ſchön angebauten Gefilde in der Ferne. Die Schlöſſer Hellbrunn, Urſtein, Goldegg, Aigen leuchten aus dem Thale hervor. Sieh dort im Schatten der Veſtung den Nonnenberg mit ſeinem Kloſter, wo in Römerzeiten Merkur einen Tempel hatte, und zu chriſtlicher Zeit die königliche Jungfrau Erntrudis, des heiligen Rupertus Nichte, gewohnt. Das hohe

Gebäude dort in der Mitte der Stadt iſt der Dom, des Baumeiſter Santinus Solari ehrenwerthes Werk, das ſich unter drei Erzbiſchöfen in dieſer Geſtalt zum Drittenmal aus der Aſche erhoben. Dieſer Bau, begonnen 1614, wurde erſt 1668 vollendet.

Hörſt Du des prachtvollen Gleckenſpiels andachtvolle Melodien durch die Lüfte klingen? O, wenn doch die herrlichen Stimmen, die das Herz zur Andacht wecken, nicht nach und nach aus den Städten verſchwinden wollten! Auch dies Glockenſpiel war einſt reichhaltiger, und wer weiß ob es nicht bald verſtummen wird? Wie freundlich nimmt ſich die Stadt im Abendſchein von dieſem Geſichtspunkt aus! Dort auf dem Domplatz ſpielt der Springbrunnen im goldnen Licht, und alle Fenſter der Südweſtſeite funkeln im Abendſchein. Dieſen Standpunkt, dieſe Beleuchtung, wo die Licht- und Schattenmaſſen dem Heraustreten der Gegenſtände am Beförderlichſten ſind, und alle Maſſen ſich abgerundet von einander ſcheiden, und dennoch durch den allgemeinen Sonnenton harmoniſch verſchmelzen, hat mein genialer Landsmann, Rudolph Agrikola's, des edeln und gemüthvollen Dichters trefflicher Sohn, Eduard Agrikola, zu einem Gemälde gewählt, das ich Dir zeigen mdchte. Der menſchenfreundliche Künſtler ſtellte es voriges Jahr zum Beſten der hieſigen Armen aus, alle hieſigen Einwohner, wie die zahlreichen Durchreiſenden haben es geſehen, bewundert und liebgewonnen *). Alles, was ich Dir jetzt bezeichnet und gewieſen, ſiehſt Du mit Luſt und Bewunderung über die Reichhaltigkeit des Stoffes und die beſonnene Kühnheit und gediegene Tüchtigkeit der Behandlung auf dem Gemälde, das ſechs Fuß Länge, vier Fuß Breite hat. Der Künſtler mußte, um eine volle Anſchauung zu bewirken, einige benachbarte Standpunkte zu einem Geſichtspunkt zuſammenziehen; er ſcheint die in den Fels gehauenen Stiegen des Ca-

*) Dies Gemälde iſt jetzt im Beſitz der königlichen Prinzeſſin Mariane Wilhelm von Preußen.

puzinerbergs mit Absicht gewählt zu haben, um die Eigenthümlichkeit einer Gegend und Stadt, deren romantische Pracht der Anlage immer mit Hülfe der Natur, durch das Anlehnen an die Lokalität, und Benutzung derselben entstand, würdig und künstlerisch schön zu bezeichnen. Der Standpunkt ist südwestlich aus dem Klostergarten genommen. Die Stadt, von der Citadelle überthront, liegt im Mittelgrunde, hinter ihr ragt der Untersberg hervor. Das Kloster Nonnenberg liegt im Schatten der Vestung, das Gebirg im Hintergrund im Zauber der Sommerabendbeleuchtung, der Künstler hat alle Grellheit durch den allgemeinen Sonnenton vermieden, den er hervorgebracht, ohne dabei staubig oder duftig zu werden, was der Deutlichkeit der Architektur geschadet haben würde. Dagegen ist bei Stiege und Mauerwerk im Vorgrund, durch Auftragung durchsichtiger, und Vermeidung aller pastosen Farben, der klare Schattenton erreicht, der Ruhe in das Gemälde bringt. Wäre der Vorgrund nicht so naturgemäß im lautern Helldunkel gehalten, so würde das Bild zwar in der Nähe noch kräftiger, doch in der Ferne schwarz erscheinen, und zugleich unwahr seyn, denn es giebt in einer Landschaft keine Massen ohne Reflexe. Der Effekt ist ohne Aengstlichkeit hervorgebracht, so daß das Bild von Fern und Nah wahr erscheint; in der Nähe erfreut sich der Beschauer der Sauberkeit und Reinheit des Pinsels, bei der gewandten, leichten Darstellung, und aus der Ferne erscheint es im Einklang der Massen, wodurch der Totaleindruck seine Kraft empfängt. Rechts blickt ein Theil des Klosters durch Nußbäume in ihrer Sommerpracht, und durch herrliche Tannen hervor. Beim Gemäuer bezeichnet eine blühende Holderstaude die schöne Jahreszeit. Von der Stadtseite ist das Kloster durch den Abhang steiler Felsen gesichert, die Seite des Aufganges hingegen durch die Mauer mit Schießscharten. Dieser pittoreske Standpunkt ist vortrefflich aufgefaßt, durch die hinabgehenden Stiegen die schroffe Höhe kühn und gut bezeichnet. Auf den Stufen ist die Staffage vertheilt; ein blondgelockter Knabe, dem Zuschauer mit dem Rücken zugewendet, bläst auf einem klei-

nen Clarinett; unter seinem weißen Hut wallen die langen, schönen Locken hervor, er trägt eine blaue Jacke, und gelblichte Beinkleider. Die Stellung ist freymüthig lieblich, das Antlitz beseelt, ein Jugendbild Mozarts diente dem Künstler zum Vorbild, er wollte in dem lieblichen Knaben eine Andeutung auf Mozarts Jugend, so wie in dem unweit davon auf den Stufen liegend angelehnten, größeren Knaben, auf die seines Zeitgenossen Michael Haydns, darstellen. Dieser spielt die Cyther, sein braunes Haar wallt freundlich um das ausdruckvolle Gesicht und auf den weißen Hemdkragen umher; er ist grün gekleidet. Ein alter Mann in der Landestracht, auf seinen Stab gestützt, schaut auf die Knaben, und horcht mit zufriedenem Lächeln, ein andrer Landmann, ein Pinzgauer, eine ächte Tyroler-Physiognomie, und in die malerische Gebirgstracht gekleidet, lehnt sich, den Tönen sinnig lauschend, an die Stiege. Noch einige ländliche Gestalten zeigen sich im tiefern Vorgrunde. Ganz vorn sprießt wehendes Gras aus den Felsritzen, Mooslagen überdecken die Steine, aus den dunkeln Vertiefungen quillen Gras und Blumen, ein mit wildem Hopfen umrankter und umhangener Strauch, junge Eichen und Buchengesträuch, und das heitre Blumengewebe, das den Ernst der Felsmassen mildert, blicken mit deutscher Innigkeit aus dem Vorgrund hervor, ohne jene steife Kleinlichkeit, welche die Ruhe der Anschauung durch ausgepinselte Sorgfalt stört; das grau gehaltne Mauerwerk im Gegensatz zu der Klarheit, die über die Stadt gebreitet liegt, bringt einen wohlthuenden Einklang in das Bild. Erfreulich ist die charakteristische Ausführung der Vegetation. Schwer war die Aufgabe der Beleuchtung, die der Künstler so glücklich gelöst. Eine wärmere Glut, fast italische Tiefe, besonders früh und abends im Hochsommer, auch im September, leuchtet in dieser Gegend, indem der weite und große Horizont auf die Fläche, und diese wieder mit ihrem prangenden Grün auf die Atmosphäre zurückwirkt, die zwar oft grauen, oft aber auch gelblichen, und mit glutrothen Marmoradern durchzogenen Felsmassen einen warmen Farbenton geben, und

ſelbſt die Waldungen und Matten, die doch in ſich ſelbſt gleich gefärbt ſind, in wärmeren Tönen erſcheinen.

Uiberhaupt iſt hier der eigentliche Wohnſitz für Künſtler. Die Natur offenbart in dieſen Gegenden ihre rührendſte und anmuthvollſte, wie ihre großartigſte und ernſteſte Pracht. Die Zuſammenſtellung des Hochgebirgs mit der reichen Vegetation, indem hier alle Gattungen von Laubhölzern wachſen, dient vorzüglich zum Studium, zum eigentlichen Heimathſitz des Landſchaftsmalers, und vereint mit dieſer reichhaltigen Naturſchönheit durch pittoreske Bauart ſo viel vom Traulich-, wie vom Düſter-Romantiſchen. Bei kleineren Ausflügen ſchon findet der Künſtler die ſchönſten Seen in der Nachbarſchaft, auf jedem Schritt leuchtet ihm ein Bild entgegen, und nur Geſchmack und Zartſinn in der Wahl des Vorgrundes, in der, der im Einklang ſtehenden Einzelheiten, bleibt ihm überlaſſen, um all die herrlichen Anſchauungen kunſtgerecht einzukleiden. Die Pracht des ſüdlichen Himmels, und die Fülle der Vegetation, die ſich hier offenbart, hindert nicht, daß ſich der Künſtler auch hier in den hohen Norden verſetzen kann, indem von hier die Gebirggegenden bald zu erreichen ſind, wo die Gletſcher nackt aus den Thalen ſteigen, und alle Vegetation aufhört. Ein Feſthalten an ſolche Natur, wie die dieſer Gegenden, hält den Künſtler für jede andere ſchadlos, entfernt ihn von allen Täuſchungen, von aller ſentimentalen Krankhaftigkeit und ſchiefen Richtung der Beſtrebungen, und öffnet ihm den rechten Weg.

Drüben die Veſte Hohen-Salzburg, ein, auf den Trümmern der Vorzeit im Mittelalter neu begründeter Bau, von deſſen Höhe Matthäus Lang dem empörten Volke trotzte, und, wie der erfahrne Steuermann, die entfeſſelten Wogen des Aufruhrs zu bewältigen und in ihr urſprüngliches Bett des Gehorſams zurückzudrängen wußte — in deſſen Mauern Wolf Dietrich eingekerkert, während ſechs langer Jahre auf ſein neu umgeſtaltetes Salzburg trauernd herabblickte, und einſam ſtarb. — Dieſer Bau hieng in Römerzeiten, wie die Sage berichtet, durch einen verdeckten, unterirdiſchen Gang, der un-

ter der Salza fortlief, hier mit dem Imberg zusammen — eine ähnliche Sage läßt in Heidelberg durch einen solchen Gang eine ehmalige Verbindung des durchaus zerstörten Schlosses auf dem Heiligenberg und des großen Schlosses über dem Neckar voraussetzen; es sollen auch noch Spuren von diesem ehmaligen Zusammenhang gefunden seyn. Während des schwedischen Krieges wurden vom edeln Grafen Paris von Lodron, Erzbischof von Salzburg, zur Vorsorge Hohen-Salzburgs Vestungswerke neu hergestellt, die Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses wurde mit Wällen, und der Imberg mit Mauern umgeben, und auf der höchsten Spitze desselben eine weitumschauende Warte, das Schlößchen St. Franz, angelegt. Laß uns hinaufgehen. Zwischen dem herrlichen Laubwald kommen wir angenehm hin, der ganze Weg ist von der reichen Flora des üppigen Rasens durchduftet, weil die südliche Lage des Berges der Vegetation so günstig. Uiber eine Zugbrücke gelangen wir in das Schlößchen, die Inschrift besagt, daß es Graf Paris 1629 erbaute. Du findest es jetzt unbewohnt, aber ein Gastzimmer zierlich genug eingerichtet im ersten Stockwerk; eine dicke, freundliche Wirthin bietet Dir Bier, Käse und Schwarzbrod zur Labung, die Aussicht von den Fenstern ist großartig, aber nicht harmonisch, und macht einen wehmüthigen Eindruck. Der Standpunkt ist schon zu hoch, um recht gefällig zu seyn, und wiederum für seine Lage nicht hoch genug, um den umliegenden Gegenden den magischen Reiz der Ferne zu geben. Doch wir wandeln bei Vollmondlicht und Abendduften durch die Schatten der hohen Waldung wieder hinab, verweilen wiederum an einer der entzückenden Ruhestellen südwestlich, die einige tausend Schritte höher liegt, als der erste Standpunkt mit dem Wartschlößchen, den ich Dir zeigte, die herrliche Gegend schimmert wunderbar süß im goldnen Friedenslicht des Mondes, und ein rosiger Schimmer im westlichen Horizont deutet uns an, daß ein neuer, schöner Tag nach kurzer Sommernacht auf uns wartet. Ich wünschte Dir die Stelle zeigen zu können, wo Eberhard III. (14. Juli 1404) — der Alle Juden von Hallein und Salzburg ver-

brennen ließ, weil Einige Muthwillen mit einer Hostie getrieben — einen Schatz fand, und aus diesem eine güldene, schöne Monstranz für den Dom machen ließ. Welche lehrreiche alterthümliche Denkmünzen und Kostbarkeiten mögen da eingeschmolzen worden seyn!

Jetzt kommen wir an das Pförtchen, der vergnügte Blick des Thorwarts zeigt mir, daß Du ihn gütig bedacht — Ach! nun mußt Du, Theurer! aus der Luft des Naturgenusses in einen Gasthof hinein — Geh wenigstens in einen, wo Du Aussicht auf Wasser und Gebirg hast. — Von Allen wird jetzt der goldne Ochse gerühmt — stoße Dich nicht an den Namen, und wünsche keine Metamorphose, denn ich fand noch in allen Städten, wo die Gasthöfe, die diesen ehrsam herkömmlichen Namen trugen, und ihn gegen einen elegant modernen vertauscht, daß der Ochse-„mit Hörner, Schweif und Klauen," auch seine bürgerlich wackere Tüchtigkeit und anspruchlose Gemüthlichkeit abgelegt hatte. Du findest nun im goldnen Ochsen zu Salzburg nicht blos freundliche Zimmer auf Gebirg und Salzach hinaus, gute Kost, aufmerksame Bedienung und Reinlichkeit, sondern etwas, besonders in den Gasthöfen der Monarchie die an der Landstraße liegen überaus Schätzbares und Seltenes — bestimmte Preise — die Du voraus erfährst. Jedes Zimmer hat seinen Preis, und Du bekommst die Speisekarte. Der Gasthof zu den Alliirten in der Getreidgasse hat mehrere dieser eben gerühmten guten Eigenschaften; beim Bräu am Stein auch findest Du Zimmer auf Gebirg und die Salzach hinaus, und wenn Dir das nicht behagt, so giebt es eine große Anzahl von Gasthöfen noch, deren Fenster auf Plätze und Gassen hinaus gehn. Ich selbst war wegen der freundlichen Lage einmal in der Obern Gnigl beim Kendelwirth abgestiegen, und äußerst zufrieden — kam ein Zweitesmal hin — und habe nun keinen Grund ein Drittesmal dort abzusteigen, noch Dir diesen Gasthof anzurathen. Dich leite ein guter Geist in der Wahl deines Rastplatzes.

Zweiter Brief.

Der Mönchsberg, der Nonnenberg, Schloß Hellbrunn.

An einem schönen, hellen Morgen führte uns ein gütiger Freund, mit den schönsten Aussichtpunkten der hiesigen Gegend bekannt, nach dem herrlichen Mönchsberg, durch Vorstadt Müllen hinauf. Auf dem Wall über der Augustinerkirche blieben wir stehen, die reizende Gegend zu betrachten.

Der Mönchsberg, sagte unser werther Führer zu uns, liegt, wie wir sehen, westlich an der Stadt. Sein höchster Punkt ist der Schloßberg, auf welchem die Vestung thront. Viele schöne Wege führen über ihn weg, eine Fahrstraße zieht sich, breit und gemächlich, durch seine ganze Länge. Gegen Süden hängt er mit dem Schloßberg zusammen. Er schützt die Stadt, doch nur auf einem kleinen Raum, gegen Nordwest hin. Von mehreren Seiten her haben die Altvordern seine Felswände zu ihrem Bedürfniß in Anspruch genommen; die Gstätten, eine lange Reihe von Häusern, ist an seinen Wänden angebaut. Gewölbe, Kammern, Keller sind hier in den Fels hineingebrochen. Dies Wagestück wurde schwer bestraft. 1493 hatte ein großer Einsturz mit vielen unglücklichen Folgen die Stadt in Schrecken und Trauer versetzt. 1614 aber löste sich ein ungeheurer Stein von der Felswand, und zerschmetterte ein Schlosserhaus in der Gstätten, mit drei Menschen darin. Das bald darauf wieder erbaute Haus brannte 1620 ab; es wurde noch einmal aufgebaut, und mit 2 schwarzen Kreuzen bezeichnet. 1665 den 4. April in der Nacht zerschmetterte ein herabfallender, ungeheurer Felsstein es wiederum, und sechs Unglückliche, die sich in seinen Mauern befanden, wurden unter den Trümmern begraben. Am 16. Julius 1669 war der Schreckenstag, wo der unheil-

vollste Einsturz geschah, um 2 Uhr Morgens; das Kloster der barmherzigen Brüder, eine Wohlthat des Erzbischofs Markus Sittikus, die Kirche St. Markus, die Kapelle am Berge, und 13 Häuser stürzten zusammen. Die Einwohner, im tiefsten Schlafe noch, wurden zerschmettert unter den Trümmern. Erweckt vom Donnerfall der Felsmasse, und vom Eifer der Menschenliebe beseelt, stürzten aus den übrigen Gegenden der Stadt eine große Anzahl Einwohner zur Hülfe herbei; indeß sie bemüht waren die Trümmer zu durchgraben, löste sich unvermerkt eine andre Masse, über 2000 Centner schwer, vom Berge los, und begrub die edlen Retter unter ihrer Last. Die Elemente waren in Aufruhr, die entsetzten Einwohner Salzburgs glaubten den Felsen beben zu sehen, das Geheul des Sturmes mischte sich in das Angstgeschrey der Halbzerquetschten unter den Steinen, Niemand wagte mehr zu helfen, da überhangende Felsentrümmer aus des Felsens Mitte neue Verheerung drohten. Erzbischof Mar Gandolf spendete Wohlthaten den Wenigen, welche gerettet werden konnten. Er ließ vor Allem die bedrohlichen Felstrümmer wegräumen, die mit den zerschmetterten Häusern zugleich zerstückte, gegenüber liegende Stadtmauer wieder aufrichten, und alle Verwüstungsspuren, soviel als es angieng, wegschaffen. Seitdem wurde der Mönchsberg alljährlich von Sachverständigen untersucht — die zerschmetterten Häuser — so muthig trotzt der Mensch einer, nur noch möglichen, ungewissen Gefahr — wurden wieder aufgebaut. Unter Erzbischof Hieronymus geschah ein neuer Einsturz, der Häuser durchbrach und Menschen beschädigte. Seitdem ist es ruhig, jetzt wird öfter und schärfer nachgeforscht. —

Auf einer andern Seite bewundere das, mit größerer Umsicht benutzte Lokal der Felswände zu den bekannten Gallerien der Reitschule und des Marstalls. Wolf Dietrich war 1607 ihr Erbauer. Guidobald, Graf von Thun, Erzbischof von Salzburg, ließ 1668 zwei Arme der Albe zur Pferdschwemme hindurch führen; dieses Fürsten Bruder und Nachfolger,

Johann Ernſt Graf von Thun, ließ 1693 die Felſen ſprengen und ebnen, und die prachtvollen drei Gallerien für Zuſchauer in die Sommerreitſchule einhauen. Hier gab es in früheren Zeiten öfters Schauſpiele unter freyem Himmel. Die 96 Arkaden der eingehauenen Gallerien waren dicht mit Zuſchauern angefüllt, und die waghalſige Maſſe des neugierigen Volks ſtand auf der Höhe der Felswand droben zuſammengekeilt. — Eine gute Strecke weiter ſiehſt Du das Neue Thor, Erzbiſchof Siegmund Graf v. Schrattenbach's ehrenvolles Werk. Von dieſer Seite war Salzburg unzugänglich, und vielleicht war dies, nach den früheren Verſchanzungs-Grundſätzen der Altvordern, denſelben eben recht. Ja, wenn Du unten in der Stadt die ſchwarzberußten Felsblöcke, in welche die linke Häuſerreihe der Gſtätten hineingearbeitet iſt, anſtaunest, und mit Bedauern die verödeten Arkaden der Sommerreitſchule, mit Lächeln die geſchmackloſen Verzierungen der Winterreitſchule, mit Beifall die compendiöſe Sinnigkeit und würdevolle Pracht des Marſtalls, und die Kühnheit des gigantiſchen Neuthors betrachteſt, ſo wird ſich ein eignes Wehmuthgefühl Deiner bemächtigen, wenn Du Dich aus den Schriften über Salzburg erinnerſt, daß derſelbe Mönchsberg, der dem Bedürfniß Raum und Baukoſten erſparender Einwohner, der Prunkſucht ſtolzer, dem Bürgerſinn hochſinniger Herrſcher ſeine Mauern leihen, ſeine Maſſen räumen mußte, dort über St. Peters Kirchhof, gegen Oſten, eine ewig heilige und rührende Stätte der Erinnerung in ſich ſchließt: die Höhlen in welchen St. Maximus mit ſeinen fünfzig Gefährten wohnte, die einfache Felſenwölbung und Kapelle, in welcher die erſten Chriſten den Heiland verehrten, die Steine, die der Gläubigen Blut getrunken! — Die Natur wölbte dieſe heiligen Hallen, nur beſcheiden half der Menſch nach, und meiſſelte die, ſchon im Fels ſymmetriſch geordneten Pfeiler, noch ſchlanker aus. Die ſteinerne Sitzbank des heiligen Maximus hat eine ſchmale, länglichte Aushöhlung, aller Wahrſcheinlichkeit nach ſein Lager. — Welche ſüße Schauer der Andacht und Rührung kamen in der Felſenkirche über mich. — Chriſten —

nicht dem Namen nach — Chriſten knieeten auf dieſem harten Boden reiner Andacht, gottgefälliger Reue Thränen perlten auf ihn herab, und Seufzer nach dem wahren und einzigen Gut durchtönten dieſe ſchmuckloſen Hallen, vom Gefühl wahrer Andacht verklärt — Wie empfindungslos, wie abgewendet von Gott müßte ein Herz ſeyn, das hier nicht erſchüttert würde, hier nicht den Vorſatz faßte, mit neuer Inbrunſt nach dem Segen der Religion zu ringen, und das mit ſo viel theuerem Blut erkaufte Heil feſt zu halten!

In dem bilderſtürmenden, und Zierrath und Prunk zerſtörenden Eifer der erſten Proteſtanten lag etwas von dem ſehr richtigen Gefühl der Nothwendigkeit, bei der erſten Begründung eines wahren, nun wieder in ſeiner Urſprünglichkeit auflebenden Chriſtenthums, das ſie erzweckten, in den Kirchen dieſe frühere Einfachheit, Schlichtheit und Würde, wodurch ſich der Geiſt des Chriſtenthums in ſeinem Aufblühen auch äuſſerlich vom Juden- und Heidenthum unterſchied, wo möglich wieder herzuſtellen. Freilich wurde bei dieſem Eifer vergeſſen, daß die Wohlfarth der Zeit auch von Seiten der Religion den Schutz und die Beförderung der Künſte und alles Kunſtfleißes erheiſchte, und daß religiöſe Gegenſtände ſtets der würdigſte Vorwurf für die Kunſt ſind, indem ſie ebenſowohl das Gemüth und den Geiſt des Künſtlers ſchwebend erhalten, als ſie auch wiederum wohlthätig, erhebend und rührend auf die Maſſe der Zuſchauer wirken. Die Reformatoren ſchnitten, mit der durch die Verfolgung bebenden Hand, tief in das geſunde Fleiſch ein, der eigentliche Wille war: alle Annäherung an Abgötterei und Heidenthum aus den heiligen Stätten zu entfernen. — Die Opfer, welche dem Verfolgungseifer fielen, bluteten gewiß mit aller Freudigkeit der erſten Chriſten.

Doch die Morgenſonne ſteigt in klarem Gold empor, und wir ſtehen auf einem Hochſitz der Naturherrlichkeit, von welchem aus die Segnungen des Himmels auch in den Werken der Menſchenhand ſich offenbaren. Hier ſehen wir nordweſtlich die Fläche gegen Bayern, und einen Theil des Auslaufs

der Gebirgkette, die ſich an den Ufern der Salza erhebt. Aus der Ebene ragen die verſchiedenen Kirchthurmſpitzen aus den wellenförmigen Waldlinien hervor. Bei der Abendbeleuchtung erſcheint dieſe Fläche wie ein blaues Meer in der äußerſten Ferne, im Hochſommer geht die Sonne dort unter, dann ſcheiden ſich, gleich nach Sonnenuntergang, dieſe Wellenlinien ganz dunkelblau ab. Beſonders wenn man auf dem Gaisberg ſteht, erreicht dieſe Täuſchung ihren höchſten Grad.

„Den Hausberg ſehen Sie dort links auf dem Wege nach Linz; von ſeinem Gipfel werden Sie die ganze Salzburger Vorgebirgs-Alpenkette überblicken. Hier, neben ihm, erhebt ſich der hohe und niedere Gitzen, deren Abhänge und Fuß das liebliche Thal von Lengfeld bilden — der Plainberg mit der Wallfahrtskirche Maria Plain. Von dort zeigt ſich Salzburg, wie der Schlüſſel zum Gebirg, mit dem Gebirg feſt vereinigt, nur die Salza ſchlängelt ſich hindurch. — Man ſieht von Maria Plain auch den Buchberg bei Mondſee — den Heuberg mit dem Schloß Neuhaus, der ſich mit bewaldeten Spitzen, mit Wäldern, Wieſen und Feldbau, und vielen Mayerhöfen hinter der Gnigel erhebt. Der Gaisberg mit dem Nochſtein bildet, von jenem Standpunkt aus, mit der ſchroffen, nordweſtlichen Wand des Kapuzinerbergs eine maleriſche Gruppe. Gewiß! Sie werden Maria Plain nicht vorübergehn. — Doch jetzt ſind wir auf dem Mönchsberge, und weit muß ich Sie heut noch führen!“

So ſprechend bot unſer ſinniger Geleiter uns den Arm, und führte uns bei der, mit Geſträuchen und herrlichen Bäumen beſetzten Wand des innern Mönchsbergs vorbei, an ein Bauernhaus, das zwiſchen Bäumen auf einem felſigten Hügel liegt. Unweit davon blickt die hohe Gebirgskette, duftig gewoben, durch eine majeſtätiſche Gruppe uralter Buchen, zu deren Füſſen, blumenvoll, der friſcheſte Raſen prangte. Die dunkeln, gewaltigen Stämme, durch deren Zwiſchenräume die Hochgebirgsmaſſen ſchauen, das ſaftige Buchengrün, die Friſchheit des maigrüneuen Raſens, die ſchönen, blauen, duf-

tigen Farben des Gebirgs, der Zauber der prangenden Morgenbeleuchtung, das Aroma der süßen, leichtbeschwingten, reinen Lüfte — alles rührte und fesselte uns — hier hätten wir den herrlichen Tag zubringen mögen. —

Warum muß der arme Wanderer auf Erden immer weiter, von da, wo es so schön ist? Unser Führer, streng waltend, wie das Fatum in der Tragödie, ließ uns nicht hier. Wir giengen dem schöngelegnen Johannesschlößchen, dem Wirthshaus vorüber, hin nach der skalpirten, senkrechten Wand des Berges. — Hier erhebt sich aus dem Thale der Rainberg der jetzt meist Ofenlochberg heißt, aus Kalkflötz, der sich durch seine wärmeren, gelblich grauen Farbentöne — eine schöne Abwechslung gegen die hinter ihm sichtbare blauduftige Gruppe des Staffen — abscheidet. Die angränzende, freundliche Ebene nach Bayern hin begränzt der Horizont.

Wir giengen von hier durch Waldungen und Wiesen, so herrlich und duftend, so wildschön, daß ich froh war die Wege hier nicht abgezirkelt und geebnet, sondern frey und malerisch sich winden zu sehn, wie sie von Alters her der Mensch sich gebahnt. Ein Felsenthor, hoch oben von einem schönen Ahornbaum überwachsen, mit fantastischen Kränzen von Efeu, Gras und Blumen, von der Hand der Natur, die diesen stolzen Bau selbst wölbte, geschmückt, mußten wir jetzt durchwandeln. Tief dunkel ist die ansehnliche Höhlung, an welcher der Mensch wenig nachgeholfen zu haben scheint. Von hier geht es aufwärts zu dem höher liegenden Thore der Bürgerwehr — durch dieses gehend, einige Stufen links auf den Wall hinauftretend, genossen wir eines entzückenden Anblicks. — Unser Führer ersuchte uns zuerst unsere Blicke auf ein Bauernhaus zu richten, das zwischen den Wänden des Rain- und Untersberges sich einzeln zeigt. Uiber dies hinaus liegt, ein freundliches Bild — Schloß Leopoldskron mit seinem Weiher, und dicht am Untersberge Schloß Glaneck, welches dem verdienstvollen Badearzt zu Gastein, Herrn Dr.

v. Storch zugehört — der hohe mit ewigem Schnee bedeckte Göhl schließt sehr großartig diesen Ansichtspunkt. Der majestätische Untersberg lag halb im lichtblauen Schimmer, halb im Schatten, indeß die Morgenlichter die herrlichen Eichen an der Felswand schön bestreiften.

Links der alterthümlichen, ausgezackten, und mit Thürmen unterbrochenen, einer türkischen Wehr ähnlichen Mauer der Bürgerwehr gieng es nun weiter. Bei einem kleinen Austritt, links am Wege, hat der verdienstvolle Ingenieur Major von Meyer, ein edler Mann, von wissenschaftlicher hoher Bildung, dem Salzburg seit seiner Ankunft sehr viel verdankt, eine Bank errichtet, auf welcher wir uns dankbar niederließen, um von hier aus mit Ruhe die herrliche Aussicht zu betrachten. Hier ist der köstlichste Blick auf die Stadt dem Auge erschlossen. Die nordöstliche Wand des Imbergs, in Verbindung mit den hinterliegenden Bergen, bildet den Hintergrund. Das Auge verfolgt den Lauf der Salza; grade über der Brücke zwischen der Häuserreihe hindurch liegt Schloß Aigen. Amphitheatralisch über den Bau der Steingasse emporsteigend thront das Kloster vom Imberg, die flachen Dächer, der amphitheatralische Bau, an den Felswänden hinauf, so wie der Halbkreis, den die Stadt jenseits der Brücke bildet, Mirabell, und die hochthronenden zierlichen Gebäude, die auf Bergesrücken umher verstreut liegen, erinnern an Neapel. Rechterhand von diesem Standpunkt thront die Citadelle, an den Abhang ihrer Felswände lehnt sich der Nonnenberg, mit Kloster und Kirche, der sich in Abstufungen hinunterseukt. Der bräunlich dunkle Dom mit seinen zwei Thürmen und der schöngewölbten Kuppel, die Franziskanerkirche mit altgothischen Resten, das stattliche Benediktinerstift St. Peter, sind Ansichtspunkte, die sich hier sehr malerisch zu einem Ehrfurcht gebietenden Ganzen gestalten. Rechts erblicken wir die, mit herrlichen Buchen besetzte Felswand, durch deren Masse das berühmte Siegmunds- oder neue Thor gehauen.

Wir giengen durch Waldung weiter, nach dem Wacht-

haus. Hier ſieht man das weite Salzathal hinauf nach dem hohen Göhl, die Vorgebirge, die zu ihm gehören, zeichnen ſich hier durch die Schönheit ihrer Linien aus, den erhabnen Paß Lueg, das Tännengebirge, den Dürnberg, mit ſeiner prunkvollen Marmorkirche — die alterthümliche riß Wolf Dietrich weg — es wäre ſchöner geweſen, den uralten Andachtsbau zu erhalten. Abends ſieht man von dieſem Standpunkt aus den Bau, auf welchem die Sonne ſich ſpiegelt, wie eine Leuchte glänzen, und kann aus dieſer Entfernung alle Umriſſe deutlich unterſcheiden. Schloß Hellbrunn, Morzegg, der Montforter Hügel *), Dorf Gredich am Fuß des Untersbergs zeigen ſich mitten im Thal, auch Schloß Glaneck blickt aus der Waldung hervor. Jenſeits der Salza Schloß Goldenſtein; im Vorgrund Wieſen und Felder mit einzelnen Eichbäumen und ſchönen Baumgruppen beſetzt.

Zuletzt blieb unſer Auge auf der Veſtung ruhen, wie ſie hier für ſich allein ein Bild ausmacht, indem ſie hinter ſchönen Eichbäumen in romantiſcher Pracht emporſteigt. Durch ein ſtarkes, gemauertes Thor, das an den Felſen der Veſtung ruht, gingen wir nun weiter, nordöſtlich hinab. Kühn gezeichnet, ein ächtes Ritterzeitbild, hebt ſich zur Rechten der breite Weg nach der Veſtung empor. Unwillkürlich huldigt hier das Erſtaunen dem ernſten, koloſſalen Geiſt der Vorzeit, wie er mit Adlerkühnheit emporſtrebend, zugleich auch das Kleine mit Liebe und Sorgfalt umfaßte. Der hohe Weg, unterhalb des Veſtungbaues führte uns zum Nonnenberg — hier wurden römiſche Denkmale gefunden. Sehr zierlich alterthümlich iſt die Kirche, noch ſo ziemlich in ihrer Einheit erhalten. Das Glasgemälde am Hochaltar iſt in der Idee und in den Compoſitionen nicht ohne künſtleriſchen Werth, und prangt in der Friſchheit jener herrlichen, alterthümlichen Färbung, die wohl in dieſem Zweige der Kunſt durch die neueren Beſtrebungen noch nicht wieder erreicht worden iſt.

Die uralte Kirche, die St. Rupertus, 585, (wie Stein-

hauſer angiebt) erbaut, und die wahrſcheinlich durch gewaltſame Zerſtörung zu Grunde gieng, das Kloſter, das 1006 ganz in Aſche zerfallen ſeyn ſoll, ſind zwar nicht mehr, doch, auch noch aus ſpäterer Zeit erfreut der alterthümliche Bau durch ſeine ſchlanken, zierdevollen Säulen, Portale und Ogiven. Heinrich II. erbaute der heiligen Ehrentrudis Kirche und Kloſter aufs Neue 1009, und ließ den Körper der frommen Jungfrau in eine neue Gruft beſtatten, die noch gezeigt wird.

Heinrichs II. jungfräuliche Gemahlin Kunigundis — (nach alten Schriften Künigkhunda, bedeutete Königskunde) beſchenkte das Kloſter mit Arbeiten von ihrer eigenen Hand. Gertrud I. eine geborne von Stain, Abbatiſſin 1242 unter Erzbiſchof Eberhard II., erhielt von Rom die Erlaubniß ſich des abtevlichen Sitzes, und des Krummſtabs zu bedienen. Unter Eberhard III. Regierung 1425 verbrannte das Kloſter. Die Aebtiſſin Anna Gevganterin, deren Leichnam 1620 noch unverweſt ausgegraben wurde, als man nach dem der Regintrudis, Theodobert Herzogs von Bayern Gemahlin ſuchte, hat das Kloſter wieder aufbauen und verſchönern laſſen, ihre Grabſtätte iſt in der Gruft der heiligen Ehrentrudis. Die bedeutendſten Verſchönerungen empfing der Gottesbau durch die edle Wittwe Gräfin Johanna von Lodron Latrano geborne Gräfin von Wolkenſtein, ſie nahm 1625 28 Jahr alt, als ſie ihren Gemahl verlor, von der Welt Abſchied. 1638 wurde ſie Aebtiſſin des Kloſters, und bereicherte es durch die Schenkung ihres großen Vermögens. Auf der kleinen Anhöhe bei der Bruſtmauer, ruhend auf der Steinbank, und die herrliche Gegend überblickend, gewann das Gemüth, der, in der Luft des Anſchauens verſunkenen Fremdlinge, Stimmung und Zeit, von dieſen Trümmern aus über die Vergangenheit nachzudenken. Noch iſt ein Kloſter mit frommen Schweſtern hier, doch wie iſt alles ſo verödet, ſo hinabgeſunken, ſo ohne Einfluß auf die Zeit und die Umgegend! Unſere Zeit ſcheint das Religiöſe nur noch zu dulden, der Verfall der Achtung und des hegenden, unterſtützenden Sinns für milde Stiftungen und

Gotteshäuſer, für die ſtillen Zufluchtſtätten, wo ſich fromme Sehnſucht, auch wohl Weltüberdruß, Reue, oder wunde Herzen bergen, konnte von Uebertreibung und Mißbrauch herrühren; gleichwohl kann die Welt nicht geneſen, bis ſie wieder zur Ehrfurcht und Ordnung umkehrt. Eine Umkehr iſt kein Rückſchritt — Jahrhunderte haben uns gelehrt, Schlacken und Spreu von Körnern und reinem Gold zu ſondern. — Die Uiberſättigung, Erkaltung und Rückſichtloſigkeit unſrer Tage gibt ihr Unheil ſchon von allen Seiten kund. Was helfen alle Erfahrungen aus der Vergangenheit, wenn die Menſchheit verſchmäht, ſich damit zu bereichern?

Die Anmuth unſers Sitzes gewann den Sieg über die Wolken wehmüthigen Nachdenkens — auch das iſt eine Lehre der über den Erdball hinweggezognen Jahrtauſende, und nicht die ſchlechteſte — der Gegenwart zu genießen. In jeder reinen Empfindung für Leben, Liebe, Natur und Kunſt huldigen wir dem Geber alles Guten. So ließen wir dann über Gebirg und Thal erfreute Blicke irren, der dickſtämmige, üppige Efeu am Gemäuer mußte uns wieder an das liebe, ſchöne Heidelberg erinnern, die Ausſicht von hier iſt faſt die Nämliche, wie oben auf dem Mönchsberg, nur bald noch traulicher durch die geringere Erhöhung. In dieſer oſtſüdlich gelegnen Region zeigt ſich der Frühling hellblühend und wunderſchön, während das Thal noch in Schnee vergraben liegt. Kein Nordwind, kein ſcharfer Weſthauch kann hier anſtreifen, und die heitre Pracht des blühenden Lebens leuchtet ſiegreich von hier in das Thal hinein.

Nur eine kurze Raſt vergönnte unſer gebieteriſcher Führer, der, wie die Vorſehung, unſer Beſtes wollte an dieſer herrlichen Stelle. Wir hätten gern die Veſtung beſehen, die Ausſicht von ihrem hohen Thurm genoſſen — auch wohl der Marterkammer, den Folterwerkzeugen, den Gefängniſſen eine Betrachtung gewidmet, bei welcher die heilſame Dankbarkeit für das mildere Walten unſrer Zeit wieder erwacht, um den Schmerz über alles Gute, was aus der Vorzeit zu Grunde gegangen, zu hindern. — Die Ueberreſte der Geräthſchaften

eines Matthäus Lang würden uns in dieser Stimmung noch bestärkt haben — allein wir hatten auf diesen Besuch verzichtet, um nach dem schönen Hellbrunn zu wandern, und dort den herrlichen Tag zu genießen. Durch heitre Wiesen, an malerischen Gehöften, und heller, geschwätziger Fluth vorüber, lenkten wir in den hochherrlichen Schattengang ein, der nach diesem Schlosse, schon von der Stadt aus führt, — o gesegnete Hand, die dem Wanderer Erquickung und Schatten bereitet — warum wird überhaupt hienieden so ungern angepflanzt, und so gern zerstört?

Und dennoch, als ich die geschmacklosen, niedrigen Pyramiden mit Kugeln drauf, und den ganzen überladenen Zierrath der Mauern, des Baues, der inwendigen Ausschmückung, der verzerrten, unschönen, grinzenden Skulptur erblickte — im Garten die Wasserkünstelei, und die viereckten Bassins, die einförmigen Alleen sah — da konnt' ich recht lebhaft wünschen, der treffliche Marcus Sitticus hätte nie Hand an diese Stellen gelegt, die früherhin ein Wunder der Natur gewesen, und die er nicht zu einem Wunder der Kunst umgestalten konnte, weil der grimassirende, schwerfällige, anmassungsvolle Geschmack seiner Tage Natur und Kunst mißverstand.

Wie göttlich muß es hier gewesen seyn, als die reichen, frischen, wunderklaren Fluthen, die jetzt gebunden und anmassungsvoll durch leere, mythologische Skulptur und Schnörkelei, Spritzröhrchen, speiende Wasserrosse, bewegliche Larven, trinkende Drachen u. s. w. sich durchwinden, in ihrer Fülle und Freiheit durch den Fels sich Bahn schufen, sich ungezwungen, in zierlichem Fall und melodischem Spiel durch beschatteten Blumenboden schlängelten, dem Blick des Wanderers den Sonnenstrahl aus der Höhe verrathend, den ihm die uralten, herrlichen Wipfel des Waldbergs verhehlten, und nun im freien Lauf sich in ein natürliches Becken sammelten, wo die lustige Forelle im Kühlen, wie ein Gedanke, hindurchflog, und Berg und Waldung ringsum die freysüße Anmuth der Natur entathmeten! An den Ufern des Wasserbeckens er-

giengen ſich ſtolz und zierlich Dammhirſche und Rehe. Wie wunderſam mag dem Wanderer zu Muth geweſen ſeyn, der tiefer in die Waldesſchatten eindringend, urplötzlich zu dem herrlichen Felſenbau gelangte, der eine natürliche Schaubühne bildet, an deren ſeltſamer Structur früherhin auch wohl Menſchenhand nachgeholfen haben mag. — Vielleicht war hier in Römerzeit, als die Chriſten verfolgt wurden, im undurchdringlichen Wald eine chriſtliche Andachtſtätte? Marcus Sitticus ließ, zu unvergänglichem Bedauern und ganz ohne Noth, die Wand zur Linken ſkalpieren und ſtützen, und wahrſcheinlich auch noch das Ganze zu einem Theater zuſtutzen. Hier ſind Schauſpiele gegeben worden. Ein Proſcenium, Pfeiler, Gänge, Kuliſſen, Hintergrund — Gallerien auf dem Felſenbogen gegenüber des Theaters, und hinter dieſen der Wald; ein Erzbiſchof ließ hier bei Fackelſchein Stücke aufführen. Wunderſam iſt dieſe Stelle, wenn der Mond durch die dunkeln Tannen hervorſcheint.

Unweit des Felſentheaters beſtiegen wir eine kleine Anhöhe, mit einer herrlichen Ausſicht. Wir hatten auch die nicht verſäumt, auf der das Monatſchlößchen ſteht, bekanntlich in 4 Wochen aufgebaut, um einen bayeriſchen Herzog, der gegen Marcus Sitticus den Wunſch geäußert hatte, hier ein Schloß zu ſehen, bei ſeiner Rückreiſe durch Salzburg mit dieſes Wunſches Erfüllung fürſtlich zu überraſchen. Von hier ſahen wir die Veſtung, einzeln und bedeutungsvoll, recht im Mittelpunkt der Landſchaft thronen. Wir erkannten den Imberg, den Rainberg, den Mönchsberg, hoch aus der Ebene zur Rechten erhebt ſich der Gaisberg. Wir wurden an groſſen Felstrümmern und herrlichen, alten Bäumen vorüber zum Gemsgarten geführt. Links über die Wipfel ragten majeſtätiſch die Spitzen des Watzmann zwiſchen dem Untersberg und dem hohen Göhl empor. Eine lange Mauer ſchnitt uns von nun an jede Ausſicht ab, links erhob ſich der Waldberg, einzelne hohe Eichen in fantaſtiſchen Formen, wie aus Ruisdaels Landſchaften, zogen beſonders das Auge unſers genialen Führers, des trefflichen Künſtlers auf ſich. Endlich

gelangten wir wiederum zu einem freien Plaze, mit Baumgruppen beſetzt, wo im goldnen Abendſchein, ſchön beleuchtet, weiße Hirſche im Graſe ruhten, andre ſich ſtattlich und zierdevoll unter den Bäumen ergiengen.

Wir hatten über die friſche Pracht der mannigfaltigſten Naturſzenen die gewaltſame Anlegung der Menſchenhand an dieſe einſt ſo romantiſch herrliche Wildniß verſchmerzt. Mit Allem verſöhnt ſich der Menſch, auch mit der Sehnſucht, auch mit dem Leben — und ſelbſt mit dem Grabe, das ſein Liebſtes ihm entriſſen.

Hochentzückend war der Rückweg durch den ſchönen, prachtvollen Baumgang beim Purpurlicht des Abendhimmels, in deſſen Verklärung die Felsgruppen leuchteten, und beim Aufgang des Mondes, vorüber an duftenden Wieſen, Gebüſchen, Hütten und zierlichen Häuſern, dann die Salza entlang, in das geliebte Salzburg zurück.

Dritter Brief.

Schloß Aigen.

Ein Zauberklang liegt in dem bloßen Wort. — Aus Liedern, auch eines königlichen Sängers, ſtrahlt es in die Seele, es lebt leuchtend in der Erinnerung werther Freunde, die vor uns dort geweſen; es duftet und grünt aus geiſtreichen Worten edler Reiſender, und ſchon aus der Ferne muß man es lieben.

Wir wandelten aus der obern Gnigl an einem herrlichen Nachmittag hin. Schon der Weg iſt reizend, durch ein ſchönes Wieſenthal, immer im Angeſicht der hochherrlichen Fel-

ſen und Gletſcher, bald an ſchönen Baumgruppen, bald an zierlichen Wohnſitzen vorüber. Links Neuhaus, thronend auf der reizenden Waldhöhe des Kühbergs. Erzbiſchof Eberhard III. erbaute es 1426 und wohnte hier — nachher zertrümmerte Wolf Dieterich die edlen Reſte des verfallnen Baues, die maleriſch ſich um den viereckten Thurm reiheten, der noch ſteht, obwohl überkleiſtert von täppiſch moderniſirender Hand. Ein Pfleggericht wurde in dem neuen Bau eingeſetzt. Es iſt jetzt Privateigenthum, und wenig gemächlich für das Leben, wie es ſich nun eben in der Gegenwart geſtaltet. 1776 wurde es durch eine vortreffliche Schweizermeyerei belebt, die Heerden aus Glaris fänden hier eine Heimath wieder, Höhe, Kräuterboden, Freiheit, Gebirgluft. Der Sonnenuntergang von dieſem Waldberg iſt entzückend.

Rechts erhebt ſich am Weg der herrliche Mönchsberg, und blickt mit ſeinem ſchön umwaldeten Veſtungsſchlößchen in das Thal. Bald zeigt ſich in der Ebene der ſchlanke Thurm, das Dorf, das Schloß Aigen. Am Fuß des Gaisbergs, angelehnt an deſſen waldigen Abhang, liegt Fürſt Schwarzenbergs ſchöne, mit liebreicher Huld dem öffentlichen Vergnügen freigegebene Beſitzung, welche dem Reichsgrafen Hieronymus Herrn von und zu Lodron Laterano, erzſtiftiſchen Erblandmarſchall, einen Theil ſeiner erſten, wirklichen Verſchönerungen verdankt. Früher ſchon hatten die Freunde des vorigen Beſitzers Herrn Ammanns ihre Empfindungen für die herrliche Natur dort, und für den würdigen Eigenthümer durch Verzierungen und Inſchriften an verſchiedenen, ſinnreich ausgewählten Ruhepunkten, dargethan.

Um die ſchöne Kirche, die inmitten ihres Friedhofs ſteht, waren, da wir vorübergingen, eine Menge Menſchen verſammelt, zum Roſenkranz. Wir freuten uns ihrer Andacht, der Abendſchein beleuchtete die Gruppen der Landleute recht maleriſch. Die ſalzburgiſchen hohen Hüte mit ſchmalen Krempen haben nicht die wohlbildende Form der weißen Hüte an den Ufern der Traun; überhaupt iſt die Landestracht auſſerhalb der

Gauen nicht pittoresk. Wir giengen über den schönbepflanzten Vorhof des Schlosses, links nach dem Wirthshause, erfrischten uns, und fanden einen hübschen, freundlichen Knaben, der verständig und bescheiden, sich recht zum Führer eignet. Der Vogel Phönix und eine tugendhafte Solotänzerin sind kaum seltner anzutreffen, als ein Führer mit diesen Eigenschaften, und mich stört es widrig, wenn eine unschöne Natur an meiner Seite in der schönen umhergeht.

Schon die ebenen Parthien vom Park sind sehr freundlich und von idyllischem Charakter. Wir wendeten uns links hinauf, wo ein voller Bach sich über Felsstücke seinen Weg hinunter bahnt. Wir gelangten, den Wald zur Rechten, auf Stufen zu einer Felshöhe, wo der Bach einen natürlichen Wasserfall bildet, und ein angenehmer Ruheplaz unter einer Birkenhütte bereitet ist. Es ist lieblich hier im Schatten beim Rieseln und Spiel der Fluthen verweilen. Wir wurden von dort in eine recht interessante Grotte geführt, nachher viele Stufen den Fels hinauf, zu einem abgesondert erhabenen Plaz, mit Bäumen besetzt und zierlich umhegt, wo wir beim Abendglanz die herrliche Gegend vor uns ausgebreitet erblickten. Die erhabenen Felsgruppen des Hochgebirgs, von jedem Standpunkt aus anders gestaltet, und von jedem überraschend und neu — die Stadt, an diesen majestätischen Hintergrund angelehnt, die Windungen des raschen Stromes durch das schöne, ausgebreitete Thal, die hoch emporragende Citadelle, Alles ein harmonisch abgerundetes Bild voll Größe und Lieblichkeit. Die entzückende Abendbeleuchtung und die ungekünstelte Anmuth dieser schönen Stelle ergriffen uns tief — selig, wer hier süßer Träumerei nachhängen kann.

Im Rückweg führte uns der Knabe in ein zierliches Gemach, und schlug uns dort das Fremdenbuch auf. Es war schon spät geworden, kaum hatten wir Zeit es zu durchfliegen. Mancher werthe und mancher berühmte Name leuchtete mir entgegen. Die Fremdenbücher sind keine neuere Erfindung. An mehreren Orten finden sich welche noch von frühern Jahrhunderten her, z. B. in Seligenstadt, wo der alten Sage

nach, Carl der Große, von der Jagd verirrt, seine Tochter Emma, die er selbst verbannt hatte, wieder gefunden, ihr vergab, und voll Freude ausrief: Selig die Statt, wo ich meine Tochter fand. — Eginhart zum Grafen von Erpach erhob, wovon sich die jetzige erlauchte Familie Erbach Erbach und die Nebenzweige herleiten — ihm den Odinwald schenkte, und St. Michaelsstadt zur Residenz anwies. Ein gewaltiger, großer, dunkelbrauner hölzerner Löffel mit seiner Kette, die vom äußern Ende des Stiels herabhängend mit ihrem letzten Ring die Rundung des Mundstücks berührt, wird aufbewahrt und gezeigt: ein Greis, heißt es, habe ihn geschnitzt, den der große Carl, bei der Arbeit treffend, anredete, und der ihn in das Haus wies, wo er seine Tochter fand. Diesen Löffel habe der Kaiser gekauft, und auf das Allerzierlichste und Reichste in goldenen Filigran einfassen lassen, wie er denn als Erb- und Prachtstück dem Hause geblieben. Aus diesem Löffel, der mit gutem Rheinwein, davon er wohl eine halbe Maaß faßt, gefüllt wurde, mußten die Fremden Bescheid thun, und Strafe zahlen, wenn sie ihn nicht auf Einen Zug leerten. Dann trugen sie ihre Namen in ein Buch, meistens zugleich auch einen schönen Denkspruch, ein. Die ältesten dieser Bücher, die bis auf's Jahr 1300 heraufgehen sollen, und wohl noch älter sind, sollen in der Prälatur verwahrt seyn; die von 1600 und 1700, wie 1800 — jeder Band umfaßte ein Jahrhundert — habe ich 1811 selbst durchblättert, und einen Denkspruch eingeschrieben. Man wußte mir im Gasthof nicht zu sagen, seit wie viel Jahrhunderten die schöne Goldfiligran-Arbeit abgerissen worden. Auch Bescheid thun die Reisenden schon lange nicht mehr, aber der hölzerne Löffel wird versichert derselbe zu seyn.

Seltsam genug, oder auch durch eine natürliche Gedankenfolge mußt ich bei diesem neuen Fremdenbuch, von Fürst Friedrich von Schwarzenbergs Hand eingeweiht, an jene uralten in Seligenstadt denken, die einer so romantischen Begebenheit ihr Daseyn verdanken, und von denen sich vielleicht ursprünglich alle Neueren herschreiben. Es ist etwas Liebes

um dieſe Sitte, ſchade nur, daß bisweilen rohe, und ſelbſt, in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht, ſchmutzige Hände dieſe harmloſen Denkblätter verunzieren, wie ich oft geſehen. Vorſichtige Inhaber pflegen zwei Bücher zu haben, und reichen den minder bedeutend erſcheinenden Reiſenden ein Allgemeines — doch da mag mancher Irrthum einlaufen, denn der gute Kern ſteckt bisweilen in unanſehnlicher Schale, und der Putz wie die Equipage unterſcheiden zuweilen blos fahrendes und emporgekommenes Geſindel vom umherlaufenden, das vor der Hand noch nicht genug mit Oel getränkt iſt, um auf der Höhe umher zu ſchwimmen.

Wir durchblätterten mit weniger Muße als Vergnügen und Antheil das ſchöne Fremdenbuch von Aigen, und fanden es am Eingang mit einigen gefühlvollen Zeilen aus der Frau v. Genlis Werken, von des edeln Beſitzers, Prinz Friedrich von Schwarzenbergs eigner Hand beſchenkt. Wir bedauerten, daß eine liebenswürdige, aber dem Leſer nachtheilige Beſcheidenheit, den geiſtvollen deutſchen Fürſten abgehalten, dies Denkbuch mit eigenen Worten zu ſchmücken. Es war ſchon dunkel, als ich hineinſchrieb:

Süß Verweilen, holdes Scheiden,
Wo Erinnrung bleibt zurück!
Ach! wie oft blüht erſt im Meiden
Reiner Treue ſchönſtes Glück.

Aigen war ſonſt wegen ſeines Bades berühmt — ſchon der Hauch dieſer ſüßen Luft entathmet Geneſung.

Vierter Brief.

Der Untersberg.

Ein Weg, Moosstraße geheißen, führt in gerader Linie dahin, in anderthalb Stunden. Der Wanderer gehe hier nicht gleichgültig vorüber, er wandelt auf dem Boden einer Sage — unter diesem Moose soll die uralte Juvavia eingesunken schlummern — viel Alterthümer wurden hier ausgegraben. Man kommt Schloß Glaneck vorüber, durch einen natürlichen Park mit hellen duftenden Wiesen, deren Buschwerk und Baumgruppen sich in kleinen, stehenden klaren Gewässern spiegeln. Die Nähe des Kühlung hauchenden Untersberges macht diesen Ort sehr frisch und lieblich zur Sommerszeit. Durch diesen natürlichen Park gelangt man zur Kugelmühle, wo man sich mit herrlicher Milch erquickt, auch sonst Erfrischungen findet. Gleich hinter der Mühle bildet die Glan, ein Waldbach, ungestüm durch eine Felskluft sich drängend, schöne Caskaden, die über röthliche Marmorblöcke und große, wie mit leuchtendem Sammet, mit Moos bekleidete Felsstücke stürzen, herrlich schön nach dem Hochgewitter, oder wenn, bei des Frühlings-Erwachen, der Schnee in den erwärmenden Strahlen der Sonne schmilzt.

Innerhalb des Bergs tosen die Fluthen, Marmorstufen führen in die Felskluft hinab, wo vormals das Wasser für die fürstliche Tafel geschöpft wurde. Eine entzückende Stille. In der Kugelmühle werden die Marmorkügelchen gedreht, die den Kindern zum Spielen dienen, Ausdruckvoll genug im Brandenburgischen Knippkügelchen geheißen. In der blutarmen Wald- und Felsenwildniß, der romantischen

Grünau, unweit des Traunsees, fristen auch viele Arme mit dem Formen dieser Kugeln ihr Daseyn, doch ist die Steinart unbedeutend, und der Preis äusserst gering, da sie aus der zweiten Hand das 1000 für 24 kr. C. M. gekauft werden.

Von den Kugelmühlen geht es durch schattige Waldungen bergan zum ersten Marmorbruch. Er gehört Sr. Majestät dem König von Bayern, der 400 arme österreichische Unterthanen hier mit Arbeit versorgt. Des Königs Säule schmückt diesen Plaz, der die Aussicht weit hinaus in die Ferne öffnet. Von hier sieht man die Stadt in ihrem fruchtbaren Thal sich anmuthig ausbreiten, das nahgelegene Schloß Glaneck über schöne Tannenwaldungen, mit Buchen durchwachsen — auch viel herrliche Buchenwälder sind hier. Links, über einen hohen Waldrücken, der in schräger Linie vom Untersberg ausgeht, erhebt sich die pyramidale Form des Hohen-Staufen. Von allen Standpunkten aus, wo man ihn sieht, steht er in einer andern, herrlichen Gestalt da. Von Salzburg hat er, wie von eines Bildners Hand, drei Spitzen — von Aigen aus schiebt er sich mehr zusammen in verkürzter Form, doch immer malerisch — vom Untersberg und weiter hinauf in dieser Richtung erscheint er einsam, pyramidalisch erhoben, als eine einzige Spitze.

An drei Marmorbrüchen vorüber, geht es hinauf zu den Almen, wo kein üppiger Wuchs, viel Steinboden ist. Die Aussicht ist herrlich, unendlich ausgebreitet, reich, lieblich und majestätisch. Deutlich sieht man hier die zurückgebliebenen Spuren des Meeres — hier sind die berühmtesten Alpenpflanzen, blos auf der Glocknerkette sind noch seltnere Gattungen. Der Botaniker Hoppe macht hier seine ersten Sammlungen im Frühling, eh er die höchsten Gebirg-Regionen ersteigt. Eben so der berühmte Dr. Braune, Herausgeber der salzburgischen Flora.

Der Untersberg hat drei Meilen im Umkreise und 5,515 F. über der Meeresfläche. Wie eine Krone ragt sein Marmorbau über die Waldung hervor, die seinen Gipfel umweht. Wei-

ſer, rother und grauer Marmor bricht in ſeinen Wänden. Er iſt voll unterirdiſcher Kammern und Grotten, in denen Eis und Schnee hochaufgethürmt liegen. Der gröſste Behälter dieſer Art liegt über dem Mückenbrunnen. Das majeſtätiſch fantaſtiſche Naturſpiel in dieſer Kluft, wie es Vierthaler, einfach, doch trefflich ſchildert, leuchtet in allem Zauberglanz hoher Romantik. — Warum iſt Walter Scott niemals hier geweſen? Welch ein Boden, um die lebenvolle Prachtblume der romantiſchen Poeſie darauf zu ziehen! Der ganze Berg iſt ein Wunder, und obwohl das Mittelalter mit ſeiner lebensfrohen Genuſsfähigkeit vorüber, ſo könnte Einen Vieles aus dieſen Gegenden, beſonders aber dieſe marmorne Waldhöhe, in die alte Zeit lebhaft zurück verſetzen.

Es finden ſich wohl noch Greiſe, welche die alten Sagen kennen, Führer, welche den Zugang zu den wundervollſten Schluchten wiſſen, es wandeln noch frei und kühn die Rudel der Dammhirſche auf den einſamen Höhen, die leichtfüſsige Gemſe übt ihre kühnen Sprünge an den Wänden, und alle Elemente der Romantik ſind hier noch friſch.

Fünfter Brief.

Die Abtei St. Peter, die St. Maximus-Höhle, Kirchhöfe.

Ein trüber Tag hielt uns in der Stadt feſt. Wir beſuchten die Abtei St. Peter. Wir ſahen zuerſt mit Antheil und Vergnügen das ausgezeichnete Naturalienkabinet, welches der Herr Prälat mit ſo viel Sachkenntniſs als Liberalität or-

ganisirt. Schade, daß es zwei Böcke verunzieren, die Niemand interessiren könnten, wenn sie auch nicht ihre Gegenwart der Nase fühlbar machten. Dieser, sinnreich und wissenschaftlich geordnete Uiberblick aller Thierarten der Gegend und aller merkwürdigen Naturerzeugnisse, welche ihr eigenthümlich, müßte dem Naturforscher höchst anziehend seyn — man erstaunt über den Reichthum der Gegend.

Unser Führer war der kunstreiche Mann, dem die Sammlung die vortrefflichen Exemplare dankt, die sie schmücken. Alles ist naturgemäß und charakteristisch behandelt.

Wir wurden dann in die Kirche geführt. — Eine herrliche Kirchenmusik ertönt in diesen Hallen, wie denn überhaupt Salzburg in musikalischer Hinsicht noch immer den Ruhm behauptet, eines Mozarts und der Brüder Haydn — auch Carl Maria von Weber's, der hier seine Kindheit und Jugend verlebte, würdige Heimath zu seyn.

Diese schöne Kirche ist 200 Fuß lang und an 75 Fuß breit, mit vielen Gemälden geschmückt, und an der Epistel-Seite durch ein einfach würdiges Denkmal Michael Haydns kunstsinnig verherrlicht. Bekanntlich werden die Kirchenmusiken Michael Haydns noch denen seines genialen Bruders Joseph vorgezogen.

Der Herr Propst des Stiftes war so gefällig uns in die Schatzkammer zu führen. — Ganz eigentlich verdiente diese, einst so bedeutende Sammlung kunstreicher Kostbarkeiten, die ein Museum war, das zwölf Jahrhunderte umfaßte, den Namen Schatzkammer nicht mehr. Uiberall hat unsere Zeit die Schätze der christlichen Kirchen, früherhin zu allen Zeiten Nothpfennige der Monarchen, den Klöstern entrissen und dem unsichtbaren, aber unvergänglichen Bau des Tempels Salomonis, allerdings nicht mit Vorsatz, zugewendet.

Die würdig ziervollen, einfachen Krummstäbe, von denen unser gütiger Führer uns nichts Näheres zu sagen wußte, aus einer augenscheinlich uralten Zeit, so wie manches kunstreiche Denkmal aus alten Tagen, zogen uns an; ein, der Sage nach St. Ruperts zugehöriges Gebetbuch könnte wohl ächt

ſeyn; die hochwürdigen Herrn im Stift ſind darüber noch nicht im Klaren. Auch einiges, dem heiligen Thiemo erwieſen zugehörige Gottesdienſtgeräth bewunderten wir, mit der wehmuthsvollen Ehrfurcht, die dieſer Held des Chriſtenthums jedem gefühlvollen Herzen einflößen muß. Er iſt groß und liebevoll, wie die erſten heiligen Martyrer des Glaubens. Wie tief war meine Beſchämung, nicht früher von ihm gewußt zu haben. — Der Geiſt der Zeit iſt ſo ſehr von der Richtſchnur abgeirrt, der urſprüngliche Sinn des Proteſtantismus ſo frevelhaft mißverſtanden worden, daß wir in dieſer um ſich greifenden Verwüſtung, in dieſer Verblaſung des Glaubens zur wäſſerigen Morallehre, ſowohl die Helden und Blutzeugen Jeſu Chriſti aus dem erſten Jahrtauſend der chriſtlichen Aera, als ſelbſt diejenigen vergeſſen haben, die mit ihrem Blut die neue Lehre befeſtigten. Denkbare Erinnerungsweihe der heiligen Märtyrer ſollte bei jedem chriſtlichen Unterrichte als Grundſäule in die jungen Herzen eingepflanzt werden, damit ſie das ſo theuer erkaufte Heil und den Ruhm, Chriſten zu ſeyn, nicht ſo leichtſinnig verachteten und von ſich würfen. Sowohl in dem werthen Stift Admont, als hier in St. Peter, an der Evangelienſeite, nächſt der Sakriſtei-Thür, finden wir Denkmale der kunſtfleißigen Hand des heiligen Thiemo. Steinguß. — Unſere Zeit hat viel Neues, Abentheuerliches und Uiberflüſſiges mit manchem Nützlichen erfunden, und mit einer Art Wuth des Wohlſtand zerſtöreuden Erfindungsgeiſtes nichts eifriger bezweckt, als den ehrwürdigen Bürgerfleiß, die beſcheidene, aber dem Staat, durch Erwerb des Lebensunterhalts der Menſchenmaſſe, die ſeine Grundveſten bildet, handlangeriſche Kraftthätigkeit armer Arbeiter überflüſſig zu machen. — Dagegen bleibt manche ſchöne, alte Erfindung und Kunſt den neuern Forſchern noch immer verborgen, denn der Geiſt des Fleißes und der Liebe zürnt unſerer freveluden, vom Guten eigenwillig abirrenden Zeit, und läßt ſie die ſchönen Früchte der Mühen unſrer beſſern Altvordern nicht zum Schmuck auf ihre Prunktafeln mißbrauchen.

In den Werken des heiligen Thiemo liegt eine ſo herz-

erschütternde Wahrheit und Trauer, daß Niemand sie ungerührt sehen kann. Seine Mater Dolorosa in Stift Admont — ein Kunstwerk, das Erzherzog Johann K. H., der großsinnige Kunstfreund und liebevolle Vater der armen Gebirgbewohner, der die Obersteiermark stillwaltend in treuer Sorge und Milde mit seiner Gegenwart schmückt, vorzüglich liebt. — Die heilige Jungfrau mit den Aposteln und St. Peter hier in der Kirche ist wunderbar schön und schmerzdurchwebt, eine Lebendigkeit ist darin, die den Betrachter mit Schauder durchbebt. St. Thiemo schuf seine Kunstwerke aus glühender, frommer, opfernder Seele, und hat mit seinem Leben und Blut, mit allen seinen Thaten und Kämpfen die seltne Aechtheit seiner Künstlerweihe besiegelt.

St. Thiemo, ein gebornet Graf von Mödlingen, war im Kloster Nieder-Altaich in Bayern anfangs Mönch, dann 27ter Bischof, 18ter Erzbischof, Legat des heiligen Stuhls zu Rom, und 29ter Abt zu St. Peter, welches er von dem schwerkränkelnden Abt Irembert 1079 übernahm. Mehrere Denkmale seiner kunstreichen Fertigkeit sind noch an heiliger Stätte zu finden, alle durchwebt dieser Feuergeist, alle verklärt diese Weihe von Oben, ohne welche die Kunst nur Entwürdigung des Schönen, nur frevelnder Sinnenkitzel ist. Graf Berthold von Moosburg, der freche Räuber, der, mit den Waffen in der Hand, das Erzbisthum Salzburg gewaltsam erkämpfen wollte, der Stift Admont so oft verwüstete, das Ennsthal verheerte, dessen zügelloses Heer alle Gräuel des Krieges in die friedlichen Hütten trug, schlug bei Salderf, unweit Salzburg, St. Thiemo's Heer in die Flucht, zwei Grafen von Mödlingen blieben todt auf dem Wahlplatz, das Heer wurde zersprengt, der Erzbischof Thiemo flüchtete über den Tauern. Da nahmen Graf Ulrich und Perigand von Storkhand den Erzbischof mit einigen seiner Freunde gefangen, und führten ihn aufs Schloß Friesach. Dies feste Schloß wurde hartnäckig vertheidigt, deshalb ließ Graf Ulrich den Erzbischof gebunden hinbringen, und an den Platz hinstellen, wohin die Belagerten zunächst ihre Pfeile abschossen.

Als dieſe ihren Herrn erkannten, richteten ſie ihr Geſchütz nach einem andern Punkt. Nun drohten die Feinde St. Thiemo, er ſolle den Belagerten zureden das Schloß aufzugeben, ſonſt würden ſeine mit ihm gefangene Freunde vor ſeinen Augen niedergehauen. Thiemo rief: Gern wolle er ſein Leben für das ſeiner Freunde opfern, allein keiner von dieſen würde Freiheit und Leben dafür annehmen, daß das Schloß durch Verrath verloren gienge, er habe nun Alles verloren, nur die Ehre nicht, und nicht die Treue; dieſe wolle er rein und feſt bewahren. Nun wurden von den Wütherichen den übrigen Gefangenen die Köpfe abgeſchlagen. Thiemo konnte ſeine heißen Thränen nicht zurückhalten, verkündete aber mit einer Donnerſtimme den Grafen: „Sie haben mit dieſen Mordſtreichen all ihr Glück abgeſchnitten.“ Hohnlachend und verſtockt, wie alle Ruchloſen, die in der Wehmuth des Gerechten über ihre Verderbniß nur ſeine Ohnmacht ſehen, warfen ihn die Frevler in einen gräßlichen Kerker, ſie wollten ihn dort ermorden laſſen; doch er wurde durch ſeine Heiligkeit, ſeine Demuth und Huld, die ſeine Henker und ſeine Wächter rührte, ſo wie durch die Treue ſeiner Leute, welche die Wächter zu gewinnen wußten, der Gefangenſchaft ledig. 1095 war er auf dem Concilium zu Piacenza. Es war während der Erzbiſchof im Bett lag, daß Berthold Kloſter Admont ſo gräulich von Neuem verwüſtete.

Da nun ſpäterhin Gottfried von Bouillon ein Aufgebot an alle chriſtlichen Monarchen ergehen ließ, ihm Hülfe zu ſenden, zog i. J. 1100 auch St. Thiemo im Junius durch Ungarn und die Bulgarei nach dem gelobten Lande, das Heer wurde durch Verrath zerſtreut, und in das Elend geführt; St. Thiemo aber erlitt am 28ten September den gräßlichſten Martertod in Corozaim in Galilea, mit aller freudigen Standhaftigkeit, die den Tod der erſten Chriſten verherrlicht.

Die Gedächtnißfeyer dieſes Martertodes wird alljährlich am 28ten September in St. Peter begangen.

Nachdem wir in der Schatzkammer zu St. Peter noch manche alterthümliche Koſtbarkeit bewundert, leider aber we-

der auf den römischen Denkstein ausserhalb der Sakristei, noch auf die unter ihm befindliche St. Veits Kapelle, mit dem Grabmal des Freundes Martin Luther's, Johannes Staupitz, Abt zu St. Peter in ihrer Mitte, aufmerksam gemacht wurden, brachte man uns, auf meine Bitte, nach der Höhle St. Maximus, deren ich schon früher erwähnte. Die in den Fels natürlich gebildete Kirche, bei der Menschenhand nur wenig nachgeholfen, ist unaussprechlich erhaben und rührend in ihrer edeln Einfachheit, und in der harmonischen Schönheit ihrer Verhältnisse. Warum dient sie jetzt der bloßen Schaulust? Wie wenig giebt es so uralte heil. Andachtstätten, die nicht übertüncht und moderniſirt wären, wie schön müßte es seyn, wenn diese, schmucklos, wie sie ist, bliebe, und der Gottesdienst darin gehalten würde! — Die alte St. Margarethen Kirche steht noch auf dem Kirchhof, und dient der Andacht, allein wie viel Neues und Uiberladenes ist darin aufgehäuft. Wir sahen das schon von Außen, durch das Gitter, die Kirche war verschlossen. Lange verweilten wir auf dem Kirchhof. Eine verdeckte Halle voll Zierrathen und Bilder zeigt einen Verein der Erinnerungen an berühmte Männer, die hier gewirkt und gelebt. Ich habe überhaupt nirgends so sorgfältig, und eigen ausgeschmückte Kirchhöfe, wie hier, gesehen. Auf jedem Leichenstein prangt eine, in einen Kranz gepflanzte Nelkenverzierung, und keinem fehlt die Schale mit Weihwasser und dem Büschel. Gewöhnlich ist ein Mater Dolorosa Bild über den Gräbern aufgestellt. Man könnte mit wehmuthsvollem Genuß und Belehrung mehrere Tage damit zubringen, nur die, oft so rührenden und sinnvollen Inschriften auf den Friedhöfen in und um Salzburg, und die vielen altdeutschen oft so schönen Denkmale zu betrachten. Am Aller-Seelen-Tag — wenn dieser heiter ist, hat die Blumenfeyer der Grabmäler hier einen erschütternd süßen Reiz. — Die Hand der Liebe schmückt die Grüfte mit den Gaben, die der blühenden Jahreszeit gehören, im traurigen Spätherbst. — Es ist der Vor-Triumph der blühenden Lebensherrlichkeit über dem Grabe.

Auf dem St. Sebastians Kirchhof findet der Wanderer im Vorplatze der Kirche, gegen den schönen Todtenacker, des Dr. Aureolus Philippus Theophrastus, Bombastus v. Hohenheim, genannt Paracelsus, Grabmal, welcher am 24. September 1541 zu Salzburg ermuchelt wurde.

Sechster Brief.

Der Gaisberg.

Zu ihm führt ein romantischer Weg bei den Bauernhäusern von Aigen, das die Pforte des Gaisbergs genannt werden darf. Die herrlichsten Aussichten wechseln immer mit schattigen Wäldern ab, bis zu der, mit Recht berühmten Zistel- und Rauchenbüchler-Alpe. Hier findet der Wanderer schon die geistvolle Würze zu der labenden Alpenmilch, den Kaffee, der gewissermassen das Ideal einer guten Ehe bildlich darstellt, wo die Frau, die sanfte Milch, ganz weiblich und milde ist, der Kaffee der Geist, die Kraft — seine Bitterkeit mildert das süße Element des Zuckers, der hier die Zärtlichkeit vorstellen kann. Doch steh ich dafür, dem Wanderer fallen viel angenehmere Dinge ein, als solche Vergleichungen, wenn er hier Oben, in der reinsten, süßesten, durchduftetsten Luft den köstlichen Trank schlürft. Angenehme, frischfreundliche Almerinnen bewillkommen und bewirthen den Wanderer hier. Vor allen behaglich fanden wir es bei einem Weibe mit schönen, herzigen Kindern, die gar zuthätig sind. Die Schlafstellen sind reinlich. Der Wanderer muß hier die

Sonnenuntergangs rührende Hochpracht fevern, und Nachts hier raſten. Auf dem Gaisberg ſtehen die herrlichſten Ahornbäume, auch Buchen. Entzückend, ohne allen Kunſtanſtrich, ſind die Ruheplätze unter den wehenden Wipfeln. Es iſt etwas Herrliches um ſolch ein Plätzchen auf Bergeshöhen, das ſüßbehaglich dem müden Waller Raſt und Erholung bietet, und wo der Körper ruht, indeß die göttliche Naturſchönheit ringsum der Sehnſucht die Flügel lüftet.

Von dieſer Alme geht es, ſteil doch gefahrlos, in einer halben Stunde zu des Gaisbergs Höhe. Das herrlichſte Panorama zeigt ſich hier — bei klarem Wetter alle Seen — der Chiemſee, der Mondſee, der Aberſee, der Atterſee, und noch viel andre, minder große Seen glänzen aus dem Thale herauf. Die ganze Alpenkette, das Kammergut, der Thorſtein, die ſtevermarkiſchen Gebirge, der radſtätter Tauern blickt zwiſchen der Kluft hindurch, die das Hagengebirg im Zuſammentreffen mit dem Tännengebirg, und durch ſie den hochromantiſchen Paß Lueg bildet — die mit ewigem Schnee bedeckte Tauernkette — zwiſchen den Hörnern des nähergelegenen nackten Göhl's und des Watzmanns das Berchtolsgadener Gebirg. Das ſteinerne Meer, der Hochkalter, die Schönfelder Zinke, die Stuhlwänd, das Jennerhorn, u. v. a. Felſenhöhen thronen vor den Blicken. Herrlich zeigt ſich der gewaltige Fels- und Waldkoloß, der Untersberg — der Lattenberg, in deſſen Keſſel Reichenhall ſehr lieblich liegt — dann die niedern Berge bei Reichenhall — das ſchöne Sonntagshorn, der Stauffen — Schneitzelreith — auch ſchauen die ferneren Tyroler Gebirge herüber. — Die Stadt zu des Gaisbergs Füßen zeigt ſich, ein zierliches Prachtbild. Wer immer noch Alpen beſtiegen, und auf dem Gaisberg war, meint, eine anmuthsvollere, wie dieſe, gäb es auf weiter Erde nicht mehr.

Es iſt etwas Mißliches um das Ausmalen in ſolchen Beſchreibungen, ich vermeide es gern, wiewohl ich der Verſuchung nicht immer widerſtehen kann, wie Du geſehen. Man muß der Phantaſie des Leſers etwas überlaſſen, und dem

Reiz der Beſchämung nicht verhinein alles Uiberraſchende rauben. Darum ſage ich Dir nichts mehr vom Gaisberg — ich möchte einen Sommer oben verleben: „Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.“

Siebenter Brief.

Der Bürgelſtein, Roſeneggers Sammlung u. ſ. w.

Kommſt Du nach dem entzückenden Salzburg, ſo wirſt Du noch eine Fülle der Genüſſe finden, die ich Dir kaum andeute, und nicht von dannen gehen, ohne dem ſchönen Luſtwald auf dem Bürgelſtein ſein Recht gethan zu haben; es iſt ſehr reizend droben, weit umſchauend der zierliche Ruheplatz, und die Zwerge und mißgeſchaffnen Weſen, die Dir die herrliche Natur verleiden, und Dich gleichſam hinaus aus dieſem Zauberort weiſen wollen, ſind nur von Stein, und Du brauchſt ſie nicht anzuſehen. Aber nach Roſeneggers Alterthümer-Sammlung mußt Du hinein, um Dich recht über Sinnigkeit, Mühe, Fleiß, Ordnung und Reichhaltigkeit einer Alterthums-Sammlung zu freuen, die ſchon dadurch unſchätzbar wird, daß ſie dieſem Boden angehört — eine Rettung geſchichtthümlicher Erinnerungen iſt — dem Geſchichtsforſcher Licht geben, dem romantiſchen Dichter Stoff bieten kann, und der ich nur Eine noch in gleichen Beziehungen würdig an die Seite zu ſtellen weiß, die des edeln Grafen Franz von Erbach-Erbach im Odenwald, deſſen unvergeßlichen Namen jede Tugend und jeder Ruhm verherrlicht. Auch dieſe war durch Ausgrabungen an Ort und Stelle entſtanden, im Freyen aufgeſtellt, doch eingefriedet, und vor den Unbilden der Witterung

geschützt; da jedoch die kleineren und leichter gefährdeten Gegenstände oben in den geräumigen Sälen des Schlosses sinnvoll, chronologisch und historisch um die Bildsäulen der Götter und Herrscher her geordnet lagen.

Einer der angenehmsten und reichhaltigsten Prospekte des Gebirgs eröffnet sich vom Aiglhof, wo Eduard Agrikola ein Jahr lang seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, eh er nach Italien gieng. — Gleich hinter der Kirche des nahen Dorfes Marglan zeigen sich die Traunsteiner Gebirge, an welche sich der hohe Stauffen anschließt, dessen drei Absätze hier hintereinander folgen, und sich in ruhigen Massen entwickeln, indeß sie vom Untersberg aus eine einzige, hohe, schlanke Pyramide bilden. Hinter diesen schimmert das Sonntagshorn hervor, und in herrlicher Gruppirung zeigt sich die Pracht der Gebirgskette. Hohe, schöne Linden beschatten einen angenehmen Sitz ¼ Stunde vor der Stadt, die auch von hier aus ein freundliches Bild macht.

Vom Aiglhof geht man durch Marglan, wo eine schöne, alte Kirche steht, und deren Namen vom heiligen Maximilian und von der Glan, die den Ort durchfließt, hergenommen ist, nach Schloß Cleßheim, das wegen seiner Fasanerie und sonstigen Pracht berühmt ist. — Eine schöne übrig gebliebene Verdeutlichung der ehemals hier waltenden Pracht im italienischen Geschmack. Die Anlage und Einrichtung der Gärten und Gebäude ist großartig und komplizirt, wie selten ein neueres Werk der Art, und das Nützliche und Zweckmäßige dem Prunk sinnreich vereinigt.

Allzuherrlich und freundlich winkt Maria Plain von seiner Höhe herab, um es zu übergehen. Der gerade Weg dahin führt aus dem Mirabellthor, er heißt der Plain-Weg, weil er auch nach dem Plainberge führt. Am Agliardishof vorüber, nach dem Caspiehof, über eine mäßige Anhöhe, kommt man rechts auf einem Scheideweg nach Dorf Froschheim und dem Salzagestade vorüber links. Beide Wege, die sich am Fuß des Plainberges vereinigen, führen über eine Brücke, mit einer Bildsäule des heil. Johannes v. Nepomuk geziert,

und ſcheiden ſich dann wieder, der zur Rechten führt nach dem Plainberg, zur Linken geht es über eine Anhöhe nach Dorf Bergheim, Laufen, u. ſ. w.

Die Verehrung eines heiligen Jungfrauenbildes gab den Anlaß zu der Errichtung dieſes Wallfahrt-Ortes. Es hieß Maria vom guten Troſt. Max Gandolfs, Erzbiſchofs von Salzburg edles, für Menſchenwohl ſo reges Herz ruht hier in der Kirche, die Er erbaut. — Es iſt ſehr ſchön hier oben, und intereſſant, von hier aus wiederum die ſchönen Stellen zu unterſcheiden, von wo man den Wallfahrtort bemerkt hatte.

Der Alterthumsforſcher wird auch die Gegend vor dem Siegmunds- oder Neuen-Thore beſuchen, — auf dem Rain- oder Steinberg ſoll eine alte Römerveſte geſtanden haben. Der Ehrenmann Hübner ſollte ſich nicht ſo gar ungläubig über des Chronikſchreibers Schlachtners Verſicherung, der noch die Trümmer der Pforte dieſer Burg ſelbſt geſehen haben will, äußern. Schlachtner ſagt: Dieſe Pforte ſey nach Art der alten, römiſchen Triumphbogen erbaut, und mit, damals auch ſchon zertrümmerten Bildern verziert geweſen, doch unterſchied man noch einige Genien mit Lorbeerkränzen; der obere Theil war ſchon herabgefallen, und keine Inſchrift aufzufinden. Die Mittagſeite des Hügels war mit Weinreben bepflanzt — ich verſtehe überhaupt nicht, warum die Gebirgsbewohner in geſchützten, ſonnigen Abhängen nicht Trauben ziehen? Ich habe nie köſtlichere — überhaupt nie wohlſchmekkenderes Obſt, als in Salzburg gegeſſen, und ſchon in Lüttich und Spaa die Bemerkung gemacht, ſo wie am Steg unweit der Hallſtadt, daß überall wo Hochgebirg, oder überhaupt nur Gebirg mit mineraliſchem Gehalt iſt, alle Obſtarten von vorzüglich ſüßem und edlem Geſchmack ſind, und ſelbſt einige Gemüsarten, als Möhren, Erdäpfel, Kohl, die auf gedüngtem, flachen Boden bei weitem dieſen Wohlgeſchmack nicht gewinnen.

Erzbiſchof Paris, Reichsgraf von Ledron-Laterano, — Salzburgs unvergeßlichſter Wohlthäter — er hatte ſchon das Gnigl-Moos urbar gemacht — hat auch mit großen Koſten und

Glück für die Moosstrecken dieser Gegend gesorgt. Auch dem Erzbischof Sigismund dankt die Gegend viel, da er sie anebnen, die Gehölze lichten, Wege in ihr bereiten ließ.

Hübner berichtet: noch im 14ten Jahrhundert sey in Salzburg kein Bier zu haben gewesen. — Auch im Kammergut war starker Weinbau. Die kriegerischen Verwüstungen und Drangsale müssen ihn verkümmert haben, denn auch in Traunkirchen und Gogsern, überhaupt, wo man nur noch einen Weinstock findet, wachsen und reifen an beschneiten Stellen die köstlichsten schwarzen Trauben. Das salzburger Bier ist an manchen Otten wohl gut, an Vielen sehr schlecht. Herzog Conrad IV. zu Oels, Probst zu Breslau, dürfte heut zu Tag wieder thun, was er vor mehrern hundert Jahren that, als er zum Erzbischof von Salzburg erwählt war, und in Wien hörte, in Salzburg sey guter Wein, aber kein Bier zu haben; er kehrte nach Steinau, seinem Sitz zurück, weil er gern aller erzbischöflichen Herrlichkeit entrathen, und bei seinem Steinauer Bier vergnügt leben wolle. — Jetzt ist Bier zu haben, aber wenig gutes, und der Wein ist gleichfalls theuer und schlecht.

Wegweiser

von

Salzburg durch die Gastein über Hallein, durch das Göhlgebirg, den Paß Lueg, die Klamm nach Gastein, den Wasserfällen, dem Kötschachthal, der Nauris, dem Großglockner, dem Stubbachthal, dem Fuscherthal, und zu jedem bedeutungsvollen Punkt des Gasteiner-Gebirgs.

Gewiß giebts auf der Welt keine Vereinigung von den mannigfaltigsten und verschiedensten Reizen, großartiger, schauerlicher und lieblicher Gestalt, zum Einklang wunderbar verschmolzen, wie die Gegend, zu welcher diese Blätter den Leitfaden geben. Nicht Einem dieser Orte vorüber zu gehen, sollte eine Lebensaufgabe, ein Erziehungsbedingniß für deutsche Jünglinge seyn, so wie z. B. sonst ein junger Mann nach Rom, Paris, London und Wien gereist seyn mußte, oder wie man die alten Classiker liest. Unabgesehen auf die Süßigkeiten dieses Naturgenusses, die, als prangendes Bild fernhin, bis in das späteste Alter, in der Erinnerung leuchten, gehört die Anschauung der Natur in ihrer Vollherrlichkeit zu der sittlichen Ausbildung des ganzen Menschen, sowie seine physische Ausbildung durch den Kampf mit Gefahren, Beschwerlichkeiten und Anstrengungen dieser Wanderung, zurückwirkend auf Gemüth und Seele, gewinnt und befördert wird.

Die Bedingungen zu solcher Wanderung sind bekannt. Unverdorbene rüstige Jugend, oder Mannskraft, reine Liebe zum Schönen, frommer Sinn der Erhebung sind unerläßlich;

doch wird sich, bei vorsichtigem Wandern, auch eine zarte Constitution durch die Gebirgsreise erkräftigen, und ganz unmöglich ist's, daß selbst ein Mensch voll Rohheit und Weltlichkeit nicht mit geläuterten Empfindungen von dort zurückkehre, wo Gott seiner Natur prangende Herrlichkeit so wunderlieblich entfaltet.

So wandert denn freudiglich, Deutschlands Söhne, und vergeßt nicht, daß die Region der Naturwunder abwechselnd Kälte und Hitze enthalmet, daß die Gebirgshöhen und Schluchten Gewitter, Sturm und Hagel über die Ebenen herabsenden, und daß man sich mit Vorkehrungen schützen muß. Erstlich ists weder fein noch rathsam, im Gebirg auf eine Parforce-Jagd der Genüsse zu gehen. Wer wenig Geld hat, kann mit Sparsamkeit weit kommen; ein lieber Freund von mir, ein wackerer Gelehrter, kam mit drei Thaler von Berlin nach Polen, (er hätte den guten Polen für diese Zeiten das Recept geben sollen). Allein wer wenig Zeit hat, der nehme lieber einen beschränkten Ausflug vor, und komme übers Jahr wieder, um weiter zu gehen. Steigeisen, Alpenstock, Flanell-Brustruch, Bundschuh, sind nothwendig, und der Hut mit breiter Krempe muß Bänder unterm Kinn und Uiberzug von Wachstaffent haben, und der Uibermantel von Wachstaffent mit dem Kragen, der über den Kopf zusammen geht, ist unerläßlich, kühl in der Sonne, warm und trocken hält er im Regen; ist auch unschätzbar bei Wasserfällen und in nassen Felsschluchten. Ein Fernrohr und ein klein Päckchen mit feiner Wäsche, weil diese leicht zu tragen und schnell zu trocknen, so wie mit einer einfachen Tuchbekleidung zum Wechsel, wenn es in die Eisregion geht, über des Wanderers Kleidung von Sommerzeug zu ziehn, empfehl ich dringend dem Wanderer, und ihn selbst dem Himmel, indem ich ihm den Leitfaden durch die Felsenlabyrinthe des schönen Landes sorglich um die Hand winde.

Von Salzburg, ſüdlich von der Salza, Hellbrunn und Leopoldskron vorüber, durch die Ortſchaften Aniff, Morzzg, Rif, mit einem Schloß und großer Stuterei, Niederalpe, Kaltenhauſen nach Hallein 4 Stunden von Salzburg auf ebener Straße. In Hallein iſt eine kaiſerliche Saline, ein wohlbeſtelltes Soolenbad ſehenswerth. Es iſt dort auch eine muriatiſche Schwefelquelle, und Dampfbäder für Lungenſüchtige könnten eingerichtet werden. Noch immer ſind viele der Hülfsquellen, welche die Natur der rauhen Gebirgsgegend ſchenkte, unbenutzt. Hallein liegt im Schooße waldbedeckter Vor- und Mittelgebirge, die an günſtigen Stellen angebaut ſind. Südweſtlich erhebt ſich der Salzberg, Dürrenberg geheißen, mit ſeiner großen Wallfahrtskirche aus rothem Marmor erbaut. Man ſieht ſie vom Nonnenberge in Salzburg bei hellem Wetter deutlich, Abends ſpiegelt ſich die Sonne in dem kupferbedeckten Dach, im duftigen Gebirge ſteht ihr Bau wie eine Leuchte da, in allen Umriſſen deutlich zu ſehen. Der Watzmann und das Göhlgebirge blicken auf Halleins grünbedecktes Thal majeſtätiſch herab; vom Dürrenberg ſieht man ſie am Schönſten. Eine Fahrſtraße und viele Fußwege führen ſteil hinauf zum Gipfel des Dürrenbergs. Sein Schooß enthält viel merkwürdige Verſteinerungen in Kalkthon.

Das Salzlager dieſes Berges bildet mit denen des Kammerguts eine geognoſtiſche Kette. Eine Menge Quellen und Bäche rieſeln vom Dürrenberg herab, mit gewaltigem Sturz donnert der Mühlbach von ſeinen Höhen; der Adlerbach ſinkt dann, als rauſchende Caskade, die Schloſſerhöhe hinab. Der toſende Baumbach ſenkt ſich mit gewaltigem Falle, und durchſtrömt die Felſenſchluchten. Unendlich ſchön ſchließt ſich nordöſtlich das Thal von Hallein im Schooße ſeiner tiefgrünen Höhen, Schlöſſer auf dem Abhange, Hütten in der Tiefe verſtreut, Wieſen und Gärten umher, links der Salzberg mit der Wallfahrtskirche, rechts der Watzmann und das Göhlgebirg.

Der verdienſtvolle Künſtler Johann Alt hat es in ſeiner

Sonnenbeleuchtung vortrefflich dargeſtellt. Man findet es in ſeinem ſchätzbaren Werke: Bilder aus den Alpen der öſterreichiſchen Monarchie, gewidmet dem Erzherzog Johann, kaiſerl. Hoheit.

In Hallein iſt gut raſten. Man ſteigt auf der Poſt ab, und befindet ſich auch wohl im neu entſtandenen Gaſthaus zum Freiſchütz. Das Kaltenhauſer Bier wird nach Trieſt und Wien verfahren.

Die Frau Churfürſtin von Bayern, Karl Theodors Wittwe, hat viel für die Umgebungen Halleins gethan. Zwiſchen Kaltenhauſen und Hallein führt ein Weg durch den Park mit ſchönen Anlagen, der Ihrer königl. Hoheit ſeine Entſtehung dankt, auf den großen Barnſtein oder die beiden Brüder, ein Fußſteig, drei Kaiſerſchuh breit, und oft mit in den Fels gehauenen Stiegen, deſſen Ziel ein entzückender Ausſichtspunkt iſt. Man ſieht nach Salzburg, nach Golling, dem Tännengebirg und dem Paß Lueg; vorzüglich herrlich gegen den Watzmann und den Dürrenberg; getäuſcht durch die Optik der Perſpektive glaubt man den Watzmann in einer halben Stunde erreichen zu können.

Man fährt von Hallein nach Golling an Wehren und Abhängen, und an der ſchön gelegenen alten Kirche St. Nikolas vorüber, welche, auf einem Felsſtück gebaut, von einer Seite unzugänglich iſt. Der Fahrweg kann bei der Mühle verlaſſen, und ein ſehr angenehmer Fußweg eingeſchlagen werden. Wir danken dieſen Weg dem Fürſten Ernſt von Schwarzenberg, Erzbiſchof zu Raab, dem liebevollen Freunde der Menſchheit, dem geiſtvollen Verehrer der ſchönen Natur, den zu früh der Tod der Erde entriſſen, deſſen ſchönſtes Denkmal ſeine Edelthaten ſind, deſſen geſegnetes Andenken im ganzen Gebirg leuchtet, denn überall ließ Er Wege bahnen, herrliche Ausſichtpunkte zugänglich machen, Almenhütten auf dem ſteilen Hochgebirg, zur Erquickung und Raſt für den Wanderer, bauen.

Von Hallein kommt man in 2 Stunden nach Kuchel, am Fuß des Hagengebirgs, in der Ferne bleibt das Tän-

nengebirg liegen — jeder Schritt iſt ſchön. Nun fängt das Gbhlgebirg an, das ſich nach Golling hineinzieht. Sieben und eine halbe Stunde von Salzburg liegt Golling. Man ſteigt in der Poſt ab. Von Golling iſt es Eine Stunde zum Waſſerfall über die Brücke. Sie iſt aus Stein gehauen, und trennt den obern Waſſerfall vom untern. Er ſtürzt durch Kalkgebirg, wohl 500 Fuß von der Höhe; der untere Waſſerfall heißt der Schwarzbach, deſſen rege Fluth den Wald durcheilt. Der Schwarzbach zeichnet ſich beſonders durch ſein ſchönes, helles, klares Waſſer aus; der Göhl hat große häufige Klüfte mit Schneemaſſen. In anhaltend heißen Sommern iſt der Bach ſpärlich. Er ſtürzt über herrliche Marmorwände, immer über ſchwarz bemooſte Steine, treibt dann Mühlen, die Alle ein ſchönes Bild ausmachen. Hundert vierzig Fuß ſtürzt ſich der Schwarzbach vom Gbhl herab, bald die ganze Maſſe, bald unzählich kleinere Fälle, die vom Fuß des Felſens als glänzende Staubwolken fortbrauſen; bei der Wendung des Wegs ſcheint der toſende Waſſerſturz, den man weiter hört als ſieht, in Lüften zu ſchweben. Uiber eine herrliche Grotte, in welche man hineingehen kann, rinnt eine klare, volle Quelle, und vereint ſich mit dem Schwarzbach. Der Reiſende, der in einer ſchönen Frühſtunde dort eintrifft, ſuche ſich hier den rechten Platz, und die rechte Beleuchtung, ſo wird er das Eine Gewäſſer durch das Andere hindurchſchimmern ſehen.

Vom Gollinger Waſſerfall geht ein Alpenweg nach den Oefen der Salza; es ſind ungeheure Felskoloſſe, wahrſcheinlich das Werk gewaltiger Umwälzungen; mit fürchterlichem Getös ſieht man durch ſie ſich die Salza drängen; zuweilen verſchwindet ſie ganz dem Auge. Eine Menge Wege ſind durch dieſe Felſen angebracht, von wo man die verſchiedenen ſchönen Geſichtspunkte entdeckt. Viel hundert Fuß über der Salza, bisweilen durch kleine Brücken verbunden, winden ſich dieſe Anlagen, wie durch Abgründe brüllt und toſt der Strom in der Tiefe; jeder Anſichtspunkt zeigt ein herrliches Naturſpiel.

Ein schöner Fußsteig, vom Fürst Ernst von Schwarzenberg angelegt, führt zurück, immer der Salza entlang. Gleich hinter den Oefen hinauf liegt eine anmuthige Kapelle, von dort glaubt man keinen Ausweg mehr zu sehen, bis sich zuletzt durch einige Krümmungen Paß Lueg zeigt. Man sieht gar nichts mehr, das Gebirg steigt steil empor, in einer Viertelstunde ist man bei Paß Lueg, einem der großartigsten Punkte der gewaltigen Gebirgskette. Eine gute Stunde lang geht es durch die tiefe, enge Felsschlucht im Kalkgebirg, unten donnern der Salza wilde Fluthen, grollend über ihr schmales Bett, man sieht die Höhle in der Schlucht, wo sich im Kriege 1742 Kroaten und Feuerschützen bargen, auch liegen noch Steinmassen des Thurmes umher, den 1809 die Bayern sprengten, die Grundmauern bilden einen Damm gegen das Wasser. Zwei Stunden von Golling, im Steierwald, steht der schöne Gasthof von Joseph Strauber, am Ufer der Salza, Waldung und Wiesen umher, hinter ihm das herrliche Tännengebirg; alle Reisende loben ihn. Demselben Besitzer gehört der Straubinger Hof in der Gastein.

Von hier führt ein Weg nach der Alpe Grünwald und dem Pitschenberg, von der Aschabrücke nach der Alpenhütte, über die Steinwand, und von da nach Scheikofen. Hier ist eine Tropfsteinhöhle, es ist sehr schwer tief einzudringen, man muß durch stehendes Wasser waden — im höchsten Sommer schmilzt das Eis nicht, das in ihren Schluchten liegt; von hier sind 2 Stunden nach Werfen. Hoch thront die Vestung über dem Markt und der Gegend auf einem felsigen Waldhügel, den die Salza im Halbkreis umfluthet. Weit umher breitet sich das fruchtbare, schöne Thal; ein altes Jagdschloß bei Werfen, Blühenbach, in einem romantischen Thale, muß man aufsuchen, es ist entzückend; im Hintergrunde die kahlen Felsen heißen der ewige Schnee. Dort sind auf den Matten die Pferd-Alpen, diese Weide stand in Verbindung mit Rif, und war für das erste Aufziehen der Fohlen bestimmt — nun sind die Hutweiden vergantet, wo-

durch zum ſchmerzlichen Bedauern ein kräftiger Nahrungszweig des Bewohners jener Gegenden ausgedorrt iſt.

Werfen iſt an das Tännengebirg lieblich angelehnt, und von ſchönen Alpen umfangen. Man ſieht es am Schönſten vom Herzogsſtein. Dieſer heißt ſo ſeit dem 28. Auguſt 1801, wo E. K. K. H. der Erzherzog Johann hinaufſtieg, als er von den Oefen der Salza kam. Werfen iſt der letzte groteske Punkt in der Vorgebirgskette. Nun wird der Weg wieder lieblich und idylliſch bis zum Paß Klamm. Bis dahin nur Waldgebirg und Alpen. Der Paß Klamm iſt die Pforte des Gaſteiner Hochgebirgs.

Von Werfen nach Biſchofshofen über die Werfnerbrücke, bei der Schlägelmühle, nach der Thierſattelbrücke, über die Brücke des Fritzbachs. Hinter dem Weg zieht ſich das Tännengebirg als Wand entlang, und man bleibt am Ufer der Salza. Biſchofshofen liegt 2 Stunden von Werfen; ſein ſpitzer Thurm gleicht dem Iſchler Kirchthurm, wie alle übrigen in dieſer Gegend. Der heilige Rupertus ſoll dieſe Kirche 580 erbaut haben. Biſchof Silveſters Grab von rothem Marmor von 1464, das Denkmal der Gräfin Eleonore von Lichtenſtein, Mutter des Biſchofs von Chiemſee, und merkwürdige Reſte von Glasmalerei ſind in dieſer Kirche. Die Lage von Biſchofshofen iſt reizvoll, das Gaſthaus beim Fleiſchhacker gut. Auf einer Anhöhe liegt die St. Georgkirche; von hier ſieht man den ſchönen Waſſerfall des Hainfeldbaches. Von hier nach St. Johann 2 Stunden, immer die Salza entlang und ziemlich eben zwiſchen Obſtbäumen und Wieſen. Man kann in St. Johann beim Hofer und in der Poſt abſteigen. Die Gegend iſt herrlich; doch die nordöſtlichen Bewohner des Thales von St. Johann ſind den Hagelſchlägen ſo ausgeſetzt, daß ihre Aerndten jährlich faſt ganz verderben Denn hier findet die Vereinigung der Wetter Statt, die immer das Gebirg entlang ziehen. Im Thalkeſſel eingeſchloſſen, ſtoßen ſie zuſammen bei ſchwülen Tagen; ſie entladen ſich rechts nach dem Vorgebirge, links nach dem Hochgebirg; Land und

Tarenbach bleiben verschont. Die Bewohner sind arm, und durch die Zeitverhältnisse doppelt gedrückt, jeder Anbau ist ein Lotteſpiel, wo wenigſtens alle fünf Jahre dreimal der koſtſpielige Einſatz der Anſtrengung des Landmanns und ſeiner Familie beim mühſamen Anbau und die theure Ausſaat verloren geht. 1829 lagen die, vom Orkane entwurzelten Bäume über den Häuſern weg, und umher, ſo daß die Leute mit Leitern hinüberſteigen mußten.

Auch von dem Hügel Obkirchen hat man eine liebliche Ausſicht, im Schooße der nackten Felshöhen das prangende Thal.

Von hier nach Schwarzach, ein köſtliches Wirthshaus, eine entzückende Lage, ganz idylliſch, ſehr fruchtbar und wohlfeil, angenehmes Klima. In Schwarzach findet man noch manche Spuren der Verheerung, von den Zeiten der Verfolgung der Evangeliſchen von Seite des Wütherichs Matthäus Lang, Erzbiſchof von Salzburg und Cardinal.

Von Schwarzach, noch immer der Salza entlang, nach Lend noch 2 Stunden. Ueberall ſind Meilenzeiger, die Biſchöfe haben ſie ſetzen laſſen. Der Weg geht der Poſtſtraße entlang, und immer wie durch einen Garten.

Bei Lend blickt Granitgebirg einzeln hervor, und die Gegend wird rauh. Schon heben ſich die Felſen ſteiler und dräuender empor, doch bleibt die Größe und Wildheit noch Schönheit, die das Herz rührt. Die Straße von Lend führt an dem herrlichen Falle der Gaſteiner Ache vorüber, 200 Fuß hoch ſtürzend durch die Felſen der Klamm, von ergreifender Schönheit und Gewalt. Hier iſt das Pech- und Schmelzwerk, wo das Gold und Silber aus dem Radhausberg ausgearbeitet wird. Unausſprechlich ſchön iſt der Silberblick in der Schmelzhütte. Beim Poſtmeiſter Straubinger iſt das Abſteigquartier. Es iſt lobenswerth, und jede erwünſchte Auskunft für Ausflüge ſowohl, als für Beſichtigung des Schmelzwerks findet der Reiſende dort.

Der Waſſerfall der Gaſteiner Ache bei Lend iſt wunderherrlich. Eine Gruppe von Hochfelſen, durch vieltauſend-

jährige Ausspülung der Fluthen entstanden, bildet eine Felsengrotte, in Salvator Rosaischem Geist. Ober den Klüften, die mit Waldungen bekränzt sind, schau'n die Gasteiner Gebirge hervor. Wir sahn diese Stelle bei regnerischer Witterung, von Sonnenblicken durchzogen; links geht der Weg in den Wald, bei einer Birkengruppe, oberhalb des Wasserfalls, im Durchblick, schwingt sich die Steinbrücke über die Schlucht auf dem Weg nach Gastein. Der Sonnenstrahl fiel rückwärs durch den Wasserfall, die Stäubung kam in Helldunkel und Duft. Das gesättigte Grün der feuchten Region in des Wasserfalls Nähe, auf Mattengründen und Wiesen, leuchtete und funkelte, indeß der besonnte Felsen zur Rechten, mit grauem Scheitel und trockenen Grasstellen in seiner Eigenthümlichkeit zu der Feuchtigkeit des sprühenden Wasserdampfes den malerischen Gegensatz bildete. Ruhig strahlte im Sonnenglanz die Wasserfläche, in die sich die Fluthen des Falles still vereinen. So leuchtet nach Fülle und Regheit des Thatdrangs ein nun in sich geeintes und abgeschlossenes Leben, Spiegel des reichen Vergangnen, Lust des beruhigten Gegenwärtigen. Abwechselnd erfreut sich des Wanderers Blick und Gemüth an dem leidenschaftlichen Tosen des Falls, an der Ruhe der spiegelnden Fläche, und bleibt mit Erholung darauf haften. Rechts vom Fall steht das Gold- und Silberschmelzwerk; es war eben vom Sonnenblick erleuchtet. Im Vorgrund charakteristische Felsspitzen, an deren pittoreske Formen die Schmelzhütte angelehnt ist. Bewunderungswürdig ist die compendiöse Zierlichkeit der Landesbauart.

Wer von Gastein nach Lend zurückkehrt, pflegt sich den Ausflug nach dem entzückenden Stubbachthal auf die Rückreise zu sparen; besonders wenn nicht eben ganz günstige Witterung ist, oder, wenn die Badezeit drängt. Wer weiter geht, bleibe einige Tage in Lend, und benütze sie zu den zahlreichen Ausflügen um und um auf das Beßte. Lend ist ein herrlicher Mittelpunkt des Gebirgs, mit auslaufenden Radien entzückender Alpenwege nach allen Richtungen hin! Beneidenswürdig der Wanderer, der nicht Ein Thal, nicht Eine

Höhe, nicht Einen See verſäumt, denn, hier etwas vorüber laſſen, iſt ein Raub am Leben!

Um den Faden der Reiſe nach Gaſtein nicht abzuſchneiden, wird der Ausflug nach dem Stubbachthal, dem Pinzgau, dem Fuſcherthal, St. Wolfgang, Heiligenblut, dem Großglockner, dem Naßfeld, erſt von Gaſtein aus beſchrieben. Wer nicht Badegaſt iſt, macht dieſe Ausflüge jedoch am Beßten von Lend, nicht allein wegen des ruhigern und wohlfeilern Aufenthalts, auch wegen der Zeitersparniß, mit der die des Geldes verknüpft iſt.

Weg vom Bad durch die Klamm nach Gaſtein.

Er führt durch die Poſtſtraße von Salzburg nach dem Wildbad Gaſtein, und iſt wegen des Steingeröllls, das die Regengüſſe herabführen, koſtſpielig zu unterhalten. Kein Fahrweg ſonſt von Lend nach irgend einer Richtung hin und keiner zurück von Gaſtein als dieſer. Er iſt faſt durchgängig auf Bögen erbaut, eine enge Bergſchlucht; mit jedem Schritt wird die Gegend erhabner und wilder. Schwindelnde Höhen, dräuend herabgeſtürzte Granitblöcke, Abgründe zu des Wanderers Füßen, in herrlichen Cat. kaden von der Gaſteiner Ache durchtobt. Hier ſchmilzt im Mai erſt der Sc-ee, und im September ſchneit es ſchon wieder.

Gleich bei dem obenbeſchriebenen Schmelzwerk am Fall der Gaſteiner Ache, am rechten Ufer der Salza, beginnt der Weg, immer bergauf, über die gemauerten Brückenbögen, dicht an den ſteilen Hochwänden des Granitgebirgs bis zur Höhe der Klamm, und abwärts von da bis nah zur Gaſteiner Ache, dann ſchmal unter einer Felswand nach dem Paß Klamm. Schon Dreiviertelſtunden vom Schmelzwerk iſt ein herrlicher Anſichtpunkt von der erſten Brücke.

Thor und Eiſengitter ſchloſſen vor Alters den Paß Klamm, ſie wurden ausgebrochen und verkauft. Am dritten

Mai 1821 riſſen Hochwaſſer das gemauerte Wachthaus zertrümmert in den Abgrund. Von hier aus führt die Straße über die Leudbrücke an das rechte Ufer der Gaſteiner Ache in das offene Thal.

Beim Eintritt erblickt man, gegen die Rauris hin, den dreiköpfigen Bärenkogl, das Hörndl und ſchöne Gebirgsgruppen in der Ferne. Erfriſchungen ſind in der Brandſtatt zu haben, eine ehemalige Meierei, zu dem Schloſſe Klammſtein gehörig, deſſen Trümmer über den zerſtörten Mauern eines zweiten Paſſes von einer ſteilen Felswand auf die verengte Straße, unweit des erſten Paſſes, hinabblicken. Ein herrliches Lokal für einen deutſchen Walter Scott, wenn's Einen gäbe!

Von der Brandſtatt kann ſich, wer Zeit dazu hat, in die Entriſche Kirche, oder das Heidenloch führen laſſen. Nun geht es durch das Dorf Unterberg ½ Stunde von der Brandſtatt, zu den drei Wallern. Hier überblickt man einen Theil des Gaſteiner Thales mit der Alpe Thürnegg, der Dorfer Alpe und dem Luggaukahr. Schöne Alpenhütten liegen ringsum. Die Straße geht zwiſchen Feldern und Wieſen über Dorf Mayerhofen, in einer halben Stunde nach Dorf Gaſtein. Es liegt ſehr anmuthig im Thale mit ſeiner Kirche. Hochgebirg von bedeutſam herrlicher Geſtaltung blickt hinein: Oeſtlich das Arleck, dann die Mayerhofer Alpe, der Urbkübel, hoch darüber der Schuhflicker. Weſtlich der Bärnkogl, Thorkogl, Katzenkopf, ſüdlich der Ingelsberg, an deſſen Fuß in 2 Stunden die Straße nach Hofgaſtein führt. Hier liegt der Schnee bis in den Sommer hinein, die Einwohner ſind bei häufigem Schnee im Winter von der übrigen Welt abgeſchnitten, erſt ſpät im Julius blühn hier die Roſen. Die Lage iſt entzückend, und Hofgaſtein iſt jetzt zur Badezeit ſo angefüllt, wie Bad Gaſtein. Auf Aktien und aus eigenen Mitteln haben die Bewohner dort Wohnungen für Badgäſte und Bäder gebaut und eingerichtet. So überreich rieſelt die Heilquelle von Bad Gaſtein, daß die Hofgaſteiner Bäder durch das Ueberwaſſer,

wie ſie in Gaſtein den Abfluß nennen, verſorgt werden. Ladislas Pyrker, der liebenswürdige Dichter, Graf von Provencher und andere, haben dort anmuthige Villa's erbaut, wo ſie die Badezeit zubringen. Zwiſchen dieſem reizenden Ort und dem Wildbad Gaſtein ſind die Anlagen, mit denen der ſelige Fürſt Ernſt das Thal verſchönerte, Erzherzog Johann iſt jetzt der gute Engel dieſes Paradieſes. Hofgaſtein liegt am rechten Ufer der Ache. Ehemals blühte dieſer Markt als Centralpunkt ſüddeutſchen Handels im behaglichſten Wohlſtand.

Wege, die über pittoreskes Gebirg nach dem Wildbad führen, können ſpäter aufgeſucht und bepilgert werden, der alte Thalweg, oder der Gangſteig zwiſchen Dorf und Harlbach über die öſtlichen Gebirge nach Groß Arl gehört zu den genußreichſten *). Wer bald und bequem nach dem Wild-

---

*) Von Lavern führt ein ſchöner Fußſteig aufwärts nach dem Angerthal, durch dies rechts in ein Seitenthal: die Gadauner-Mahd, dann über den Stanz nach Bucheben in die Rauris, wovon weiter unten ein Mehreres. — Der Reiſende kann dieſen Weg ſogleich, ehe er nach Gaſtein kommt, nehmen, wenn er Zeit und Weg ſparen will, oder auch von Gaſtein erſt in die großherrliche Rauris hinein. Der Weg iſt ſehr anſtrengend, doch er lohnt die Beſchwerde, denn die Anſichtpunkte ſind überreich und herzergreifend großherrlich und ſchön.

Es geht auch ein Bergſteig, der gewöhnliche Verkehrſteig zwiſchen der Rauris und der Gaſtein, minder beſchwerlich, als der über die Stanz, nach der Rauris, gleich an dem Fuß des Guggenſteins vorüber. Man kann ihn von Hofgaſtein, auch von Hundsdorf aus, einſchlagen. Er geht über die Luggaumühle und das Luggaukahr in die Rauris, um und um herrliche Gebirgproſpekte; Südlich die Kette vom Guggenſtein, weiter hin die Erzwieſe, die Pockhartſcharte, der Tiſch, der Stummkogl, der Höhkahr, der Woisgenkogl. Oeſtlich der Stuhl, der Graukogl, der Tiſchlerkahrgletſcher, der Thronegg, der herrliche Gamskogel, die Radſetzen, der Ingelsberg. Weſtlich

bad fahren oder gehen will, muß die neue Straße, oder den Fürſtenweg nehmen, welche die einzige Fahrſtraße, und trocken zum gehen iſt. Einen Theil des alten Thalwegs ſetzt das Austreten der Ache gewöhnlich unter Waſſer. Uebrigens iſt er ſehr genußreich. Es geht über den reißenden Kirchbach, der vom Ingelberg herabſtrömt, bei Falding und Heiſing vorbei, nach Gadaunern und Remſach, nach Kötſchachdorf, und Badbrücke am Kötſchachbach, ziemlich eben fort, von hier an ſteil hinauf zum Ohrſchen Auge, zu St. Nikolaus am Badberg, über die Pichlbrücke nach Eidenegg zum Hoſpital von Bad Gaſtein.

Der Fürſtenweg führt gleich außerhalb des Spitals von Hofgaſtein der Ache zu, über die Brücke, nach dem linken Ufer. Rechts, unweit der Straße, liegt Hundsdorf mit ſeinem hübſchen Schloſſe, Dietersdorf und Laveen am Angerbach, dann allmählich bergauf am Fuß des Schneebergs, (deſſen Abhang der Saleſerwald, deſſen Mitte der Stubbukogel heißt). Hier ſchon vernimmt man das Brauſen der Gewäſſer des Wildbads. Eine Tafel zeigt den Weg links, über die Brücke des Waſſerfalls nach Gaſtein. Es liegt in einer Alpenſchlucht, 270 Fuß herab ſtürzt die Ache in ſchönen gewaltigen Fällen, ſenkrecht, bald über Felsgeſtein, bald umherſchleudernd ihr funkelndes Geſtäub, über ſchiefe Abhänge rollend. Die Waſſerpracht bricht ſich in den herrlichſten Farben wie von einer Feuerregion umgluthet.

Ueberreich an entzückenden Umgebungen iſt Gaſtein, mehr als dreißig Waſſerfälle in der Nähe. Drei unbeſchreiblich liebliche Thale liegen zunächſt bei Gaſtein, ſich darin zu ergehen. Von der Anhöhe hinter dem Schloß blickt man in alle drei hinein. Wer kann die ewigen Harmonien ſeiner Fluthen und Waldungen, wer die Süßigkeit und belebende

---

ſchließen ſich an den Guggenſtein, die Schloßalpe, die Dirchlwände, der Heißingkogl, die Leibalpe, die Wiedner Alpe.

Kraft ſeiner Luft, wer die Herrlichkeit, Anmuth und Fülle ſeiner Lage in Worte faſſen? Wie die verſalbte Roſe in der glühenden Fluth ſeiner Heilquellen ſich erfriſcht, und neu belebt, duftet und lächelt, ſo eile her, müde Seele, wundes Herz, erquicke dich, lebe wieder!

Gaſtein liegt 2939 Fuß über der Meeresfläche. Es hat keine Laubhölzer, Platanen, Buchen fehlen ganz, ſo wie der Paß Klamm zurückgelegt iſt, und das Granitgebirg beginnt.

Herrlich durchrauſcht den Ort die Ache, die Brücke iſt kühn über die Fluth hin geworfen, ſie führt zur Hofmühle. Der Badegaſt wird beim verdienſtvollen Badarzt Auskunft über Heilquellen und Wohnungen finden, wir haben es hier mit dem Wanderer zu thun, und bemerken nur noch, daß hier die Lebensmittel zwar, durch zahlloſer Reiſenden Zudrang, vertheuert, aber vortrefflich ſind: Schöne Forellen, kräftiges Rindfleiſch, zartes Geflügel, geſundes Bier, köſtliche Butter, Eier, Milch. Der Straubinger Hof hat Raum und Gemächlichkeit für den Zudrang der Gäſte, und mit jedem Jahr vermehren ſich zweckmäßige Veranſtaltungen zur Aufnahme der zuſtrömenden Fremden.

Wer nicht Badegaſt iſt, kann in Böckſtein Unterkunft finden, und von hier aus viele der ſchönſten Ausflüge machen. Es hat eine herrliche Lage und geſunde Luft. Schön wäre es, wenn der Reiſende acht Tage zum Mindeſten Böckſtein und ſeinen Umgebungen widmen könnte. Der Rathhausberg, das Anlaufthal, von dort aus der Hoch- und Korn-Tauern, der Graukogl, der Flugkopf, der Tiſch ſind, mit dem Keſſelfall, Bärnfall und Schleierfall, dieſen göttlichen Waſſerfällen, dem Naßfeld und der Pockhartſcharte, die bedeutendſten und genußreichſten Wanderungsziele. Beginnen wir nun mit dem Erſten.

Weg von Badgaſtein über Böckſtein nach den drei Waſſerfällen und dem Naßfeld und Pockhart.

Am linken Ufer der Ache über die Schreckbrücke, auf einem ſonnigen Thalweg, zwiſchen duftenden Wieſen und Gebüſchen durch Hinterbaden, nach Böckſtein. Die gewaltigen Höhen des Radhausbergs ſchließen den Proſpekt.

Dem Wanderer bleibt die Wahl zuerſt nach dem Rathhausberg, durch das Bergwerk nach dem Naßfeld und den drei Waſſerfällen vorüber nach Böckſtein zurück; oder den jetzt vorgeſchlagenen, der minder anſtrengend iſt, und die Zwiſchenraſt in Böckſtein verſtattet. Es kann auch nicht ergötzlich ſeyn, die dunkeln, langen, feuchten Stollen des ungeheuern, ganzen Rathhausbergs bis nach dem Naßfeld zu durchſchleichen! Und nicht gut iſt's von den Waſſerfällen auf den Alpenwegen herabgehen. Von Böckſtein, auf genußreichem Weg Angeſichts des entzückendſten Hochgebirgs, iſt's eine ſtarke Stunde hin zum Keſſelfall. Im Hintergrund der Naßfelder Tauern, links der Rathhausberg, rechts der Annkogl 10,000 Fuß über der Meeresfläche. Erzherzog Johann hat ihn 1826 beſtiegen.

Der Keſſelfall ſtürzt 400 Fuß vom Hochgebirg herab, über ſchiefe Abhänge in die Tiefe, und löst ſich ganz in Schaum auf. Von hier lenkt man in einen Alpenweg ein, und gelangt in einer Stunde, immer im Angeſicht der, von jedem Anſichtpunkt aus ſo mannigfaltig geſtalteten Hochgebirgsgipfel, nach dem Bärenfall. Auch dieſer iſt ſehr ſchön, der Schleierfall unweit davon. Unten, auf dem Weg nach dem zweiten Fall, iſt ein köſtlicher Standpunkt beide zu ſehn. Sie ſind umſchloſſen von einer Wildniß von Felſen und Waldung. Wie eine Schutzwehr ſtehen die Rieſen der Tannen und Lerchen mit ihrem ſaftigen Tiefgrün, an den unabſehbaren Felswänden in den freimüthigſten und zierlichſten Geſtaltungen hochſchlank aufſtrebend. Nun glaubt man ganz von Fels und Wald umſchloſſen zu ſeyn, und ſieht keinen

Ausweg; doch nach kurzem Umherſuchen entdeckt man einen ſchmalen Pfad, der ſich durch die Waldung nach einem freien Almenplatz ſchlängelt — hier dräuen finſtre Schluchten, dort blitzt der Almenmatten beſonntes Grün fern und nah umher, und entathmet die ſüßeſten Düfte. Alles ſtill, nur die Fluthen rauſchen — ein Seitenweg führt zu einer Anhöhe, mit weiter Ausſicht in das Gebirg hinein, von dort ſieht man alle drei Waſſerfälle, in herrlich geſtalteter Umgebung, und kehrt auf dem nehmlichen Weg wieder nach dem Bärenfall zurück.

Der Schleierfall entſpringt aus dem großen, tiefblauen Hochſee droben auf der Pockhartſcharte. Er hat ſeinen Namen von der zarten Duftigkeit ſeiner Fluth. Wie ein zarter Schleier wogt er ruhig über die glatten Felswände herab; da, wo er nicht, wie in Falten gelegt, herniederwallt, läßt er den Felſen hindurchſchimmern; in der Früh iſt er am Schönſten. Er ſchimmert in den lieblichſten Farben, und bildet unten am Rand einen Regenbogen, iſt wie mit goldenen Franzen geſchmückt im fantaſtiſchen Spiel der Sonnenlichter. Man bleibt beim Schleierfall auf dem Alpenwege, und gelangt nach dem Naßfeld, man braucht keinen Führer, es geht immer am Waſſer hin. Hier, wo die Alpenhütten in Gebüſch und Wieſen auf Höhen und in Tiefen verſtreut ſind, und die jungen Saumroſſe graſen, umfangen hochmächtige Felswände, über welche Eisblöcke in ſtarren, wunderlich geſtalteten Maſſen gelagert ſind, das milde, ruhige, ſonnige Thal. Von allen Seiten ſtrömen und ſtürzen die zahlloſen Bäche herab, die ſich im Thal vereinigen, dies iſt der Urſprung der Gaſteiner Ache! Der friſchgrüne Thalesſchooß, wo der klare Himmel hineinſchaut, voll duftender Alpenblumen, durchſtrömt von klaren Fluthen, umfunkelt von Eiskoloſſen, in ſeinem Umfang die traulichen Hütten und weidenden Heerden, iſt der zaubervollſte Wunderſitz der Welt. Hier ſchließt die ſtrenge Winterpracht Frieden mit des Frühlings wonnevollen Lieblichkeiten, und über der Alpenroſen Purpurpracht funkelt der Schnee.

Ein freundliches Völkchen von Hirten weilt zur Sommerszeit hier im Thale, die groſse Hütte am Fuſs des Naſsfelder Tauern gehört dem Bräuer in Hofgastein. Hier ist gut rasten, man bekommt hier einen Führer nach den Pockhart hinauf.

Das Naſsfeld liegt 5000 Fuſs über der Meeresfläche, es ist der höchste Punkt, und die Gränze vom salzburgischen Gebiet. Von allen Seiten ziehen sich kleine Thale hinauf. Südwärts liegt Kärnthen, westlich die Rauris. Der Schneeberg blickt hinein. Sehr merkwürdig ist der Scheitkogl am Naſsfelder Tauern, und sollte bestiegen werden.

An Erquickung von Milch und Butter fehlts nicht im Naſsfeld, Brod dürfte seltner seyn. Viele tausend Stück Schaafe und Ziegen, Hornvieh und Pferde werden gegen Mitte Juni's zur Weide getrieben, theils aus Kärnthen, theils aus der Gastein, und im September zurückgeführt. Das Vieh ist hier sehr zutraulich, und läuft dem Wanderer eine groſse Strecke Weges nach. Südlich über den Eselkahr, zur Höhe des Malnitzer- oder Naſsfelder-Tauern, geht der Saumweg nach Kärnthen, lebensgefährlich im Frühling und Herbst, höchstbeschwerlich zu jeder Zeit, oft gehts über Eisklüfte; er ist ungeheuer wild und groſsartig. Die Gebirgbewohner fürchten ihn nicht, es ist der gewöhnliche Communikationsweg zwischen Kärnthen und Gastein.

Zum Pockhart gelangt ein rüstiger Alpenerklimmer, von der Tauern-Alpenhütte des Hofbrauers im Naſsfeld, in zwei Stunden ohne Anstrengung noch groſse Beschwerde den Gipfel hinauf. Zahlreiche Kühe weiden droben, und eine göttliche Aussicht erschlieſst sich dem Blick. Der Rathhausberg links, die Naſsfelder Tauern, die Gletscher, die das Naſsfeld umfangen, der Sonnblick, der Ritterkopf, der hohe Aar, rechts die Erzwiese. Auf den Alpen der Gebirgshöhe zwei bedeutende Seen, der untere, aus welchem der Schleierfall sich hernieder senkt, ist groſs und schön, und gibt ein herrliches Bild, unfern der Seen sprudelt aus einem halbversunkenen Bergstollen der Poppelbrunn, und der Giftbrun-

nen. Der Wanderer kehrt nach genommener Raſt zur Ebene zurück, und durch einen Gebirgweg grad aus nach der Wirthsalpe, und, allerdings etwas ſteil hinab, nach Böckſtein zurück.

Weg von Bad Gaſtein in das Kötſchachthal.

Unweit der hohen Brücke, und noch vor der Schreckbrücke, führt ein Weg, links vom Schloſſe aufwärts, durch den Wald, nach dem Reiterbauerlehn. Zwei andere Wege fallen von Gaſtein aus in dieſen ein. Man kann auch den ſehr anmuthigen Fußſteig von der Badbrücke durch ein dichtes Tannengehölz, über die Anhöhen hinauf, nach dem Kötſchachthal einſchlagen.

Das Kötſchachthal iſt von ungeheuern Gletſchern eingefaßt, grün und lachend, vom Kötſchachbach durchfluthet, an deſſen umbüſchten Ufern weiße Hütten und wohlbeſtellte Blumengärten und Felder prangen. Im Rückblick leuchtet das Thal von Gaſtein in ſeiner Anmuth, von hochherrlichen Gletſchern und Alpen umgeben. Der Annakogl, das Keſſelalpl, der Tiſchlerkahr, deſſen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt über die Wolken am öſtlichen Himmel hinausleuchtet; links vom Keſſelalpl ſteht das Kötſchachgebirg mit der Himmelswand; rechts der Rauchzachelkogel; von beiden Felſen ſtürzen herrliche Waſſerfälle herab; man ſchlägt den Fußſteig ein, und erreicht in 1½ Stunden eine Holzhütte; von dieſer aus klettert man den Berg in ſteten Krümmungen hinan. An einen hohen Felſen angelehnt, liegt als Brücke über eine Schlucht von 3000 Fuß ein gewaltiger Baumſtamm; hier muß der Wanderer hinüber; gleich darauf führt wieder ein ſchmaler Pfad dicht am Abgrund weiter, dann um ein verſchobenes Felsſtück herum, hier hat man kaum 12 Zoll Breite, rechts ſenkt ſich die Tiefe gäh hinab. Nach einer Stunde, vom Eingang des Kötſchachthals gerechnet, erreicht der Wanderer die Proſſanalpe mit ihrer freundlichen Hütte. Hier rauſchen die tobenden Fluthen der Gletſcher von

ſchroffer, glatter Felswand hinab, und groſsartige Naturherrlichkeit thront hier in unnennbarer Pracht. Man raſtet in der Hütte bis die Gletſcher im Sonnenglanz erwärmt ſtrahlen, und ſteigt dann über die Bäche und Granitblöcke, die ſie umfangen, nach den Gletſchern hinauf. Der Wanderer ſollte dieſem Ausflug einen Tag widmen, und dieſe Nacht in der Alpenhütte ruhen.

Der Rathhausberg.

Vom linken Ufer der Ache geht es von Gaſtein aus nach der Schreckbrücke, von dort zwiſchen blühenden Fluren durch das Thal Hinterbaden nach Böckſtein; den Hintergrund der Gegend ſchlieſsen des goldhaltigen Rathhausberges gewaltige Höhen.

Der Rathhausberg erhebt ſich 8190 Fuſs über die Meeresfläche; ſeine höchſte Spitze, der Kreuzkogl enthält ſelten Foſſilien; von dieſem Kogl aus zeigt ſich ein ungeheures Rundbild der Gebirgshöhen; hervorragend aus dieſen der Groſsglockner, das Wiſsbachhorn und andere Rieſen der Felſenwelt. Wenn man in den Stollen einfährt, und durchwandert die unterirdiſchen Gänge des Berges, ſo kommt man nach dem Naſsfelde. Wenn eine Geſellſchaft beiſammen iſt, die ſich die Bergarbeiten zeigen läſst, ſo verlange ſie das Ausglühen der Goldroſe zu betrachten. Dem einzelnen Reiſenden, dem Unbemittelten käme es zu hoch. Man läſst ſich auch auf den Rathhausberg mit dem Wägelchen hinaufziehen, die zum Behufe des Bergwerks eingerichtet ſind.

Von Böckſtein kann man, wie oben bemerkt, nach dem Keſſelfall, dem Bärenfall und Schleierfall und von da nach dem Naſsfelde. Auch das Anlaufthal iſt entzückend; ein halber Tag reicht hin, es zu genieſsen. Der Ankogl ſchlieſst es, wild und hochromantiſch und dennoch voll Lieblichkeit verſchmelzen ſich hier, wie in einer groſsen Symphonie von kühnem Genius durchdrungen, die herbſten Diſſonanzen

zum ſüßeſten Einklang. Wo möglich beſteige der Reiſende den Hoch- und Korntauern bei Bockſtein; dort liegen die Alpen am Fuße des Gletſchers. Es bedarf eines Tages zu dieſer Wanderung.

Wer zählt die Wanderungen um Gaſtein her? Wie unrecht wär's, es zu verlaſſen, ohne den Krautkogl hinauf- das liebliche Angerthal hinabzuwandeln, ohne den Thronegg und den Gamskahrkogl hinauf zu klimmen!

Von Gaſtein über die Stanz nach der Rauris.

Der höchſte Punkt des Weges zeigt die Höhen: Herzog Ernſt, Schreckkopf, Goldbergtauern, Altkogl, Windiſchſchartl, Sonnblick, Ritterkopf, Leiterkopf, den Großglockner, den Brennkogl, der vulkaniſcher Art von Zeit zu Zeit Felsſtücke auswirft. Das Wachſen der Gletſcher, das die Felſen wegdrängt, iſt Urſache, ſo wie das Drücken der Eismaſſen. Der Weg iſt großartig, und für den rüſtigſten Fußgänger noch ermüdend. Oft muß man unterwegs raſten und thut es gerne bei den herrlichſten Standpunkten. Von Gaſtein ſind 7 Stunden bis Bucheben, erſt auf der letzten Hälfte des Weges ſind Alpenhütten. Von dieſen ſind es noch 2 Stunden bis zum Gipfel der Stanz. Von hier geht es abſchüßig herab nach Bucheben. Ein vortreffliches Wirthshaus dort, es gehört der Bräuerin in der Rauris. Bei ihr findet man 3 Majolika Schüſſeln, angeblich von Rafael Sanzio aus der Zeit ſeiner Jugendliebſchaft mit der ſchönen Fornarina. Zeichnung und Compoſition ſind klaſſiſch, und ſcheinen dieſen Urſprung zu bezeichnen.

Von hier auf ebenem Wege ſind es zwei Stunden nach der Rauris, einem groſſen, entzückenden Thal, vom Raurisbach in vielfachen Windungen durchfluthet. Hier, wo man bleiben, und der weiten Welt vergeſſen möchte, bietet für des Wanderers Raſt die freundliche Beſitzerin der Majolika Schüſ-

ſeln, eine liebe, verſtändige Frau, Obdach und Bewirthung, wie ſie nur immer zu wünſchen, und recht billig.

Die Rauris iſt ein großer, ſchöner Markt; ehemals war er ſehr wohlhabend durch den Bergbau. Vor Zeiten wurde Gold dort gewonnen. Herrlich blicken die Gletſcher hinab über uralte Waldwipfel in das fruchtbare Thal. Im September reifen die Kirſchen in der Rauris. Der Sonnblick, der Leiterkopf zeigen ſich bedeutſam und köſtlich von hier. Es offenbart ſich auf den Höhen der Gebirge der Rauris eine Verminderung der Vegetation bis zum gänzlichen Erſterben. Erſt hohe, wunderherrliche Bäume, dann Krummholz und Kletſchen, endlich nur Gras; alles dann erſtarrt zu Eis und Schnee, dicht an der Schneeregion blüht der niedrige Enzian. Auch hier in der Rauris iſt eine überreiche Alpenflora. Am Fuß des Leiterkopfs geht der Weg nach dem Heiligenbluter Tauern; vom Dorfe Werth, am Eingang des Rauristhales, ſind es 12 ſtarke Stunden nach Heiligenblut, ein höchſt anſtrengender Weg; man kann ſich im Sommer dort das Geſicht erfrieren. Eisfelder, tiefer Schnee, heftiger Wind ſind immer dort. Von dem wildromantiſchen Thale bei Heiligenblut, in welches der Großglockner, 12095 Fuß über die Meeresfläche, 1997 Fuß über die Thalfläche, leuchtend herniederblickt, kann der Wanderer ſeinen Eisgipfel beſteigen. Dies Erklimmen iſt gefahrvoll, und lohnt ſich nur, wenn heitres Wetter bleibt; für Einen Wanderer ſind drei Führer erforderlich; zwei davon ſendet man mit Lebensmitteln voraus, Bahn zu machen, in den verſchiedenen Hütten Vorbereitungen zu Raſt und Lager zu treffen, und in der Salmshütte, von wo aus die Gefahren der Beſteigung ſich häufen, den Wanderer mit dem dritten Führer zu erwarten. Wer nicht rüſtige Kraft, ſtarken Muth, Ausdauer hat, und von Schwindel nicht frei iſt, wage ſich nicht auf ſolche Höhen, er könnte die Erklimmung vollbringen, allein mit dem Todeskeim in der Bruſt wiederkehren.

Dem verſtorbenen Fürſtbiſchof von Gurk, Salm Reifferſcheid Krautheim, gebührt der Dank, daß der Großglockner er-

steigbar wurde. Der edle Fürstbischof hat überall, wo Menschenkraft hiezu ausreichte, Bahn brechen und bezeichnen, und die Sennhütten erbauen lassen, die zur Rast und zum Nachtlager dienen; der Weg ist eine lange, peinvolle Beschwerde, auf welcher eine Gefahr die andere ablöst; man rastet zuerst in der Kuhhütte am Leitergebirg, dann in der Salmshütte; die dünne kalte Luft ermattet den Wanderer nicht minder, als die Beschwerden des Klimmens über die Schneefelder und Eisblöcke. Wer den Gipfel erreicht, segnet die Mühe, freut sich der Gefahr, denn kein Gedanke reicht an die Herrlichkeit dort auf der Höhe.

Oestlich bei Heiligenblut geht die Straße von Klagenfurt vorüber. Schöne, hohe Felsen schauen hinab. Der Kaiser Rothkopf, die Nell, der Nellfall, im Hintergrund der Großglockner und der Krake. Auch diese Gegend hat Johann Alt sehr schön aufgenommen.

Von Heiligenblut führt ein Weg steil hinauf nach Emmbach, und in 4 Stunden hinunter nach Lend. Nach Emmbach gehend erblickt man noch das schöne Gebirge die Wetterwand, überschaut das Pinzgauthal, und sieht Tarenbach in schwindelnder Tiefe, klein, wie ein Miniaturbild, senkrecht unter sich liegend, als wenn man es von einem Thurm herab sähe. Man kann von Lend durch das Pinzgau zurück nach Salzburg; es ist ein anmuthvolles Gebirgland mit hellen Seen, schönen Felsmassen, tiefen Waldungen, niedlichem Thale mit Wiesengründen und prospekten Gletschern. Ein Gotteegarten öffnet sich da, wo das Gebirg vor dem Nordost schützt; das ganze Pinzgau zeigt diese Ruhe, welche die höhere Eisregion von den grotesken Kalkvorgebirgen scheidet. Alle Formen sind lieblich und sanft, nur die Seitenthäler führen zum Urgebirg, das mit ewigem Eis bedeckt ist. Der Pinzgauer ist zurückhaltend gegen Fremde, sehr genügsam und behutsam im Gegensatz des Stevermarkers. Er war zügellos in den Zeiten der Rebellion gegen Matthäus Lang. Die Pinzgauer Rebellen verwüsteten so gräulich das erzbischöfliche Archiv sowohl, als die Schriftbehältnisse der Hofkammer, daß sie nach Schlach-

ters Bericht bis an die Kniee in zerrissenen Papieren wateten. Sie glaubten die Urkunden ihrer Abgaben zu vertilgen.

Der Pinzgauer trägt kurze Kutten, Beinkleider, die nur bis an die Knie gehen. Die Weiber tragen an Werktagen Mannskleider, weil es oben sehr hohe Wiesen giebt, wo sie Heu machen. Der Pinzgauer hält treuer als die übrigen Bewohner dieser Gauen an alte Sitten, und ist sehr religiös. Es gibt dort viel Stegreifdichter, bei den Hochzeiten wird einmal nur herum getanzt, dann tritt der Sänger hervor und ergötzt die Gäste, bisweilen auch wohl mit Leichtfertigkeiten. Das Fenstern ist an der Tagesordnung, die Urkunft dieses Herkommens liegt in den Begriffen aus alter Zeit. Gegen das, was die Väter thaten, hat Niemand etwas einzuwenden, und die Kinder, welche die Braut schon hat, werden zum Heurathgut mit eingerechnet. Von Lend aus, durch eine schauerliche Gegend, über Gries nach Tarenbach geht es immer hinauf an der Salza. Tarenbach liegt sehr anmuthig; es wachsen dort die herrlichsten Bäume aller Gattungen, Ahorn, Buchen — die schönsten Steineichen; jede würdig ein Studium zu seyn; man erstaunt, sie mitten im Gebirg zu finden, wo meistens nur Tannen, Föhren, Kiefern und Lerchenbäume wachsen. Von Tarenbach nach Bruck sind es 2 Stunden. Hier vereinigt sich die Fischerache mit der Salza. Von hier geht es nach Uttendorf.

Bei Uttendorf steht ein Expositum, wo einige Franziskaner Mönche leben. Dies hat die herrlichste Aussicht nach dem Zellersee. Links am rechten Ufer der Salza liegt das entzückende Stuwartthal, schon der Eingang ist herzerhebend. Immer noch Granitgebirg, des Großglockners blendendes Haupt schaut herrlich in das zarte prangende Grün und die duftenden Blumenmatten. Zwei Stunden von Uttendorf ist einer der köstlichsten Ansichtspunkte ohnweit des Brückchens. Eine halbe Stunde weiter ist ein Bauernhaus, wo Milch und alle möglichen Erquickungen zu haben. Die Preise sind mäßig, die Besitzer des Hauses, liebe, gebildete Menschen. Hier kann man schon das Ziel der Wanderung im Stuwart-Thal sich

ſehen und wieder umkehren. Denn höher hinauf im Thale wird es wild und rauh, ein Chaos umfängt den Wanderer. Am Rückweg erfreut man ſich wiederum an der nun ganz verſchiedenen Geſtaltung der Gebirgsgruppen.

Man kann vom Stuwarrthal aus den Großglockner, jedoch nur mit der angeſtrengteſten Mühe und mit Lebensgefahr beſteigen.

Weg von Bruck nach dem Zellerſee, dem Fuſcherthal und St. Wolfgang.

An dem ſchönen alterthümlichen Schloſſe Fiſchhorn bei Bruck geht der Weg nach dem Zellerſee, 2 Stunden von Bruck. Ueber dem See liegt Zell, ein ſchöner, ziemlich wohlhabender, großer Ort, mit entzückenden Umgebungen von Hochgebirgen und Fluth. Hier ragt der Hundskopf hervor, nach ſeines Gipfels Geſtaltung alſo geheißen. Von dort nach St. Wolfgang einem Badeort mit kalter, und bewunderungswürdig heilkräftiger Quelle; aus den Fenſtern des Badhauſes iſt die Ausſicht unvergleichlich, doch iſt's ein rauhes Paradies, alle Lebensmittel müſſen über die Gebirge hinauf gebracht werden, nur Gras und Haber wächst dort. Ein ſchönes Blatt von Johann Alt zeigt das Badhaus und die reichhaltige Gebirgumgebung.

Hinter St. Wolfgang liegt das Föhrleitner Thal; rechts hinein geht's von der Ortſchaft Fuſch, links fließt die Ache hinaus von den Gletſchern, dies iſt das fruchtbarſte und heerdenreichſte Thal im Pinzgau. Es liegt am Fuß des Wißbachhorns und des Fuſchereiskogls, die bedeutſam hineinblicken. Von einer unzähligen Menge von Gletſchern und Felsgeſtalten rings umgeben ragt der Großglockner und die Vierthalerſchneid hervor. Auf dem Gieſegipfel überblickt man die ganze volle Ausdehnung des Thals und die Gebirgskette von Salzburg.

Zwei Stunden von Zell am See liegt Salfelden; die freundlichſte und reichhaltigſte Gegend im Granitgebirge iſt hier.

Schloß Lichtenberg bei Salfelden hat eine entzückende Ausſicht auf den Kriemler Waſſerfall, der vom Kriemler Tauern herſtuthet, wo auch die Salza entſpringt. Dies iſt der größte Waſſerfall im Salzburgiſchen. Er ſtürzt in unzähligen Fällen beim Dorfe Kriemel im Ober-Pinzgau hinab. Der Weg nach Salfelden führt über die Platten, wo man das ganze Pinzgau überſieht, über die Gerles, und von da in das Zillerthal.

Mondſee.

Es liegt ſo ſtill und friedlich am Rande der klaren, mondförmig durch hellgrüne Ufer umkränzten Fluth, es leuchtet ſo freundlich mit der prächtigen doppelthürmigen Stiftskirche und dem goldenen Kreuz oben, mit dem Stiftsgebäu und den zierlichen Häuſern des Marktes, aus dem Buſen des tiefgrünen Waldgebirgs, es iſt ſo maleriſch überthront vom Hülfeberg, mit dem prangenden Kirchlein, und der uralten Linde, die mit der Ruhebank hinaufwinkt aus dem lachenden Wieſenthal, zum freieren Umblick — es iſt fernhin ſo prangend umgeben von Ortſchaften, Kirchen, Kapellen, hochliegenden Gütern, ſchönbeſtelltem Ackerland, blumigen Fluren, zierlichen Gehegen und flammenſprühenden Schmieden, daß der Wanderer vermeint, er tritt in ein fröhliches, fruchtbares Land, das die gewaltigen Felsmaſſen nur zum Schmuck überthronen, das noch nicht ſeit mehr als acht Jahrzehenden ein ſtilles Völkchen angebaut, und zum Wohnſitz erkohren; und wie in der prachtvollen Felſenrotunda der melodiſche Klang der gewaltigen Stiftskirchenglocken zur Andacht ruft, und weißlockige Greiſe im Abendſchein das Haupt entblößen, klare Augen und ſtille Herzen zum roſigleuchtenden Himmel erhebend, daß der Wanderer nicht weiß, glühen die Wangen von innerer Rührung oder vom purpurnen Abendſtrahl — ſo vermeint er wohl, es werde ſich durch den hohen Kaſtaniengang der Einfahrt ein Zug frommer Väter aus dem Stift her bewegen, um am Ufer der Kühlung zu genießen, aber die

Pforten des Gotteshauses öffnen sich nicht, die Gegend bleibt einsam, und wie er einen der Altväter fragt, welche Ordensbrüder das Stift bewohnen? wird ihm zur Kunde, daß es nun schon seit bald 48 Jahren aufgelöst, das Gebäude seit einigen Jahrzehenten sammt Meierhöfen, Waldung, Feldern und Unterthanen dem tapfern Bauernhelden Fürst Wrede angehörig, und nur gar selten von diesem bewohnt worden, „heuer nur etliche Täg" setzt der Alte hin — aber all die schönen Kunststraßen rund um hat der Fürst machen lassen, ehver hätte man bald nach Mondsee schwimmen müssen, von Oberwang her, die andern Straßen alle sind halsbrechend gewesen, besonders die nach Thalgau und Salzburg.

Fragt nun vielleicht der Wanderer den freundlichen alten Mann, der, seinem Aeußern nach zu schließen, wohl recht verständig ist, wie lange der frische, weitläufige Ort wohl schon daß:de? So heißt es: die ältesten Nachrichten lauten vom Jahre 739. So lang nun kann der Greis nicht denken, der Wanderer befragt ihn also um das, was er selbst mit erlebt, und nimmt sich vor, über das Uebrige in den bestehenden Geschichtsbüchern nachzuschlagen, um so mehr, da der Alte ihm sagt, es gäbe deren im Orte selbst.

Nun fängt der Greis zu erzählen an, indeß über den Hochwald der Vollmond aufgeht, die, ringsum in der Abendsonne flammenden Hochwarten der Felsengestalten erblassen, der stille See im goldnen Lichte wogt, und alle Pracht der purpurnen und lilla farbenen Töne in sanfte Dämmerung übergeht.

Gut waren sie, die lieben Benediktiner Herrn, beginnt der Alte, es that sich auch, daß sie es konnten. Solche schwere Silbergeschirre, und solchen Kirchenschatz hatte wohl nicht ein zweites Stift aufzuweisen; von allen Gegenden her strömte der Segen in den Gotteshau, und goß sich in sanftem, fruchtbaren Sprühregen wieder über das arme Gebirgland aus. Herr! wir sind arm, blutarm! ruft der Greis mit erhobener Stimme. Wir ärndten kein Sechstheil des Kornbedarfs ein, und können Jahr aus Jahr ein in drei Jahren nur 2½ Körner rech-

ren. Der Boden wäre gut, wenn der Himmel nur günſtiger wäre, kommt aber früher Schnee, und bleibt er liegen, ſo erſtickt er uns die junge Winterſaat; langer Schnee hindert den Anbau, tritt nun der Winter frühzeitig ein, ſo wird die Sommerfrucht nicht reif — geſchwind haben wir hier die ſchweren Regengüſſe, Stürme und Schnee, darum ſind unſere Häuſer ohne Rauchfänge, denn wir müſſen die Frucht, und wenn ſie auch nicht reif wäre, einführen, eh' die böſe Witterung eintritt. Wir legen ſie auf die Dachböden, da dörrt ſie uns das Feuer, und der Rauch in der Höhe — freilich wirds ſchwarz und ſchrumpft ein, das ſpüren wir gut, wenn wir die großen ſtockerauer Metzen, Körnerdienſt, Zehnten u. dgl. zur gnädigen Herrſchaft bringen, wir können frei 3 Körner auf 1 rechnen, was in feldgereifter Frucht auf den Metzen geht; aber gut iſt das Korn, und giebt aus beim Mahlen! Schlimm iſt's hier für den Müller, es pfuſcht ihm jeder in das Handwerk, wo nur ein Bächlein geht, muß der Bauer einen Mühlgang haben, für 17 fl. an die gnädige Herrſchaft wird's ja erlaubt. — Die Müller werden wohl ſelbſt Urſach ſeyn, unterbricht der Wanderer den Alten, denn das bekannte Sprichwort fällt ihm bei. — Ich kanns ſo genau nicht ſagen, verſichert der Alte, aber Herr, traurig iſt's, wenn Einer Gewerbſteuer zahlt, und der Andre darf umſonſt mahlen. Der Bauer bleibt nicht immer beim eignen Korn.

Was thaten denn die guten Benediktiner für die Gegend? fragt der Wanderer, denn er kennt welche und verehrt ſie.

O Herr! ruft der Landmann, das iſt gar nicht auszuſagen! Wir Bauern ſchauten geduldig zu, wenn der liebe Herrgott Sommerſchauer oder frühen Schnee ſchickte, und die Frucht nicht gerieth. Stand doch im Stift der große Getreidkaſten voll Segen und Heil! Wir waren geborgen! Zum Anbau wurde Allen gegeben, und bis die neue Frucht reif war, durften wir nicht hungern, es wäre ja gefehlt geweſen, wir bekamen ſchon ein Korn! Selbſt mit dem Zehnten nahmen es die guten Herrn nicht ſtrenge, ſie haben ihn uns bis auf beſſere Jahre vorgeſchoſſen, und kamen gar etliche ſchlimme

nach einander, ſo lieſen ſie ihn ganz nach. Zum Baden bekam, wer kein Zugvieh, oder nicht hinreichendes hatte, einen Zug Ochſen vom Stift hergeliehen. Wurde eines krank, ſo müſſen ſie gedacht haben, mit der bloßen Arzney wär's nicht gethan, denn die guten Suppen und Kraftbiſſen, oder leichte erquickliche Speiſen, und Herzſtärkungen von Wein und gutem Bier, die das Stift hergab, halfen manchem wieder auf die Beine, der ſich ſelbſt nichts ſchaffen konnte.

Indem der Alte ſo ſpricht, ſeh' ich den Wanderer den Kopf ſchütteln. Er iſt ſonſt ſchon viel gereiſt, und war in großen Städten. Es fällt ihm Alles bei, was er über ähnliche Verhältniſſe ſchon gehört hat. Verweichlichung und Verwöhnung des Volks durch klöſterliche Gutthaten, ſo daß ſich die Müßiggänger darauf verlaſſen, die Hände in den Schooß legen, und den Mund aufthun, daß die barmherzigen Spenden nur hineinfliegen können. Er verhehlt ſeine Anſicht nicht.

Der Greis entgegnet ihm: Herr, das ſoll uns Niemand nachſagen, daß wir gefeiert hätten! Wir waren immer in guter Zucht, und feiern auch jetzt nicht, wenn wir nur immer Arbeit hätten! Bei den Salinen hat's lange gehapert, Gottlob! nun gehts wieder friſch, Gott ſegne dafür den guten Kaiſer! Die Glashütte iſt eingegangen, das fiel uns hart, doch finden Leute Arbeit, denn der Fürſt läßt große Strecken Mooſe urbar machen. Wir haben ſchöne Gewerbsbetriebe, dort links im Thale auf ein Viertelſtündchen liegt des braven Pfannenſchmidt Kaltenbrunners Schmiede. Der ſetzt ſich täglich, rauchend von Schweiß und Arbeit, mit fünf und zwanzig vergnügten Geſellen an den Tiſch, die wacker zulangen: ſchmeckt ihnen! Weit und breit wird ſolche Arbeit nicht gemacht. Er ſchickt auch ſeine Waaren nach Frankreich und nach der Schweiz hinaus, geh' der Herr einmal hinein, wenn er was aushalten kann, denn da giebts Spectakel! Nicht weit davon lärmt der Senſenſchmidt, der Georg Hitzenberger, auch ein Ehrenmann! Der hat auch eine ganze Schaar Geſellen, und ſchickt überall herum, und weithin in das Ausland hin-

aus! Kein Fehler darf an der Arbeit ſeyn, wenn nur ein Schrammchen iſt, was der Senſe nichts ſchadet, und iſt nicht die ganze Senſe wie ein Spiegel, ſo wirft ſie der Meiſter in die Ausſchußwaare; das iſt deutſche Arbeit und ſteyermärkiſches Eiſen; könntens freilich näher her haben, denn drüben im Kammergut gäb's Eiſen genug, bleibt aber in den Bergen. Wenn der Herr hingehen will, und ſich's anſchauen, es wird ihn freuen; dann kommt er über den Bach auf gutem Gangſteig gar angenehm zum Gaisberg hinauf, kann von da weit ausſchauen, das ganze Thalgau, den Zellerſee, hier den Mondſee, und noch über das ganze Gebirg; luſtig iſt's eben!

Nun wird's dem Alten zu kühl, er ſchüttelt dem Wanderer die Hand, und geht mit dem freundlichen „Behüt Gott!" in ſeine arme Hütte. Der Wanderer kommt zwar heut wohl ſchon weit her, aber der Mond verklärt den See und das Gebirg und die Hütten und Kapellen gar zu lieblich, er vergißt Hunger und Müdigkeit, und wendet ſich noch rechts den nahen Hülfberg hinauf, ein kleines Viertelſtündchen bis zur uralten Linde, neben der, im Vollmondlicht ſchön beleuchteten Kirche. Wie doch ſolch' ein Andachtsort auf der Höhe das Gemüth bewegt, und die Seele erhebt! Und welch' ſüße, reine, ſtärkende Lüfte auf dieſem Hügel wehen! In Wellen liegt das duftende Heu, nicht wie Italiens Orangerie betäubend, ſondern Mark und Bein erquickend mit ſeinem gewürzigen Aroma.

Alles iſt ſtill und Tagesbell, nur ein Brunnen rieſelt vor der nahen Meyerei im Vollmondlicht. Der See liegt golden, nicht hier wie ein Halbmond, ſondern begränzt von den Gebirg-Thalesswindungen. Die Felſengeſtaltungen in ihrer ernſten Bedeutſamkeit — im Weſten der Salzburger Gaisberg, umfangen den Horizont, hie und da erglänzt ein Kapellenkreuz, eine Reihe Fenſter, ein die Ebene durchrieſelnder Bach, und in den Häuſern zünden die Leute die Kerzen an. Das Friedensbild der lieblichen Landſchaft drückt ſich unvergeßlich der Seele ein, oft wird ſich der Wanderer wieder zurückſehnen.

Das Herz ſchwillt ihm vor Luſt, es leidet ihn kaum mehr eben, er muß hinab, zu Menſchen, muß den Leuten im Ort ſagen, wie es ihm da ſo wohl gefällt. Wenn er irgend ſchon belehrt iſt, ſo weiß er, daß es überall in Mondſee für den Fremdling gut ſeyn iſt, denn die Gaſthäuſer ſind bürgerlich ländlich, reinlich, und nicht gar theuer; hat auch ein Jeder ein zierlich Plätzchen mit Schildereien, leichten und friſchen Betten mit glänzend feinem Linnenzeug, und bequemen, gar ſchön gearbeiteten Schränken, Tiſchen, Kaſten, aus der guten Zeit, ſeit 50, 100, ja ſeit 200 Jahren, noch ſo hell und ganz, als kämen ſie nur aus der Werkſtatt her. Liebt der Wanderer das, ſo kommt er beim jungen Kaltenbrunner in ſolch ein Zimmer, ſpeiſt auch vortrefflich da, und von ſchönem Geſchirr, trinkt auch am Morgen guten Caffee dort, wozu ihm die ſauber glänzende Caffeeſervierte aufgedeckt wird, und dampft der heiße Caffee, und das reine Oberö *) aus ſilbernen Kannen, muß auch nicht übermäßig zahlen, wenn er wieder geht. Liebt er aber die Ausſicht auf See und Gebirg, und will gern am Morgen beim Erwachen die flammende Purpurpracht der Felſenhöhen gleich aus der erſten Hand, ſo geht er zum Lebzelter Vinzenz, dort, wenn er in den Markt vom See herkommt, links in das groſſe gelbe Haus. Auch gar freundliche Leute, und ſitzen mit dem ehrbaren Hausgeſind, und ſieben oder gar neun blühenden Kindern um den Abendtiſch her, juſt wie er eintritt. Die Kinder ſehen verſtändig aus, und lauſchen ſchon auf des Reiſenden Winken. Unweigerlich wird ihm ein Zimmer am See aufgeſchloſſen, wenn es nicht etwa ſchon ein reiſender Künſtler bewohnt, denn die kommen von da ſo leicht nicht weg; der Wanderer wird auch, wenn er nicht muß, ſo bald nicht weg verlangen. Es wird ihm wohl in dem Haus, wie wenn er ſelbſt dort daheim wäre, und kommt gewiß wieder dahin,

*) Oberö in Oeſterreich, Sahne in Preußen, Schwand in Curland, Schmand in Heſſen, Schmetten in Böhmen, Rahm in Bayern und in der Pfalz.

wenn er zurück nach Mondsee kehren sollte. Ist auch schön oben im großen Zimmer nach der Gasse hinaus, und hängen die Schildereien des Hausherrn und der Frau Liebsten neben dem Spiegel, vom H. Schokke, eines hiesigen Müllers Sohn, der schon im achten Lebensjahr ein hölzernes Crucifix schnitzte, und der es in der Malerkunst recht weit zu bringen gesonnen ist. Findet der Wanderer auch einen bequemen Sopha im großen Zimmer, und freut ihn, daß die feinen Leintücher Falbeln haben, die himmelblauen Decken und die schneeweiß überzogenen Polster so zierlich mit grünen Bändern, und mit sauberm Faltenbesatz geschmückt sind. Sind auch im Zimmer nicht allein die Trinkgeschirre von Cristall oder schönem Glase, die Glasfabrik im Freudenthal und Schneegattern versorgt die Gegend auch mit sehr schöner, geschliffener Arbeit.

Das Thema vom Gewerbsfleiß, und der, wahrscheinlich durch die Verweichlichung von Klosters Seite her eingerissenen Trägheit, steigt beim wohlschmeckenden Nachtessen wieder in des Wanderers Vorstellung auf. Er mochte wahrscheinlich nicht oben in seinem Zimmer allein seyn, es hatte ihm unten gefallen; stört ihn nicht, daß irgend ein ehrsamer Bürger oder treuherziger Bauersmann an einem Tisch beim Bier und der Pfeife sitzt, ja, es fällt ihm ein, daß er von dem wohl mancherlei erfahren kann, was ihm als Fremden Noth thut zu wissen, und er speist unten; wär's auch nur darum, weil er den Nachgeruch der Speisen in seinem Zimmer nicht liebt, hat auch vollkommen Recht.

Er fragt nun zuerst, was hier Alles der Kunstfleiß hervorbringe? Der Bürgersmann sagt: Mancherlei! nehmlich einen schönen Drathzug, dessen Meister der fleißige, biedere Joseph Brucker sey, fände der Reisende auf ½ Stund; er lobt die Sensen und Pfannen, und meint, in Mondsee würde Alles recht fleißig gearbeitet, und sey ein regsamer und sinniger Handelsgeist bei den hiesigen Bürgern. Schade sey es um die schöne Wollstrickerei von ehemals, bemerkt nun die Hausfrau, die sey berühmt gewesen, weit in das Land, we-

gen der wackern Tüchtigkeit und Gleichheit, und habe starken Absatz nach Bayern hin gehabt, aber es sey die Strumpfwirkerei aufgekommen, und vielleicht auch strikten sie jetzt selbst in Bayern. Eine vorzügliche Erwerbsquelle sind die rothen Borden, die man auf die Tischzeuge und Leintücher macht. Diese kommen auch nach Tyrol und werden hier auf kleinen Webstühlen gemacht. Wintermayer, der mit diesen Waaren nach Linz und noch weiter reist, ist der Unternehmer; dieser Erwerbzweig, wird den Reisenden versichert, sey blühend.

Andern Morgens gilts, sich im schönen Lande umzuschauen. Die Wahl ist schwer, besonders wenn die Zeit bemessen. Ein Künstler wird sich Zeit nehmen, denn hier ist Arkadien für den Malergeist. Vielleicht will sich der Wanderer im Thale umsehen, bevor er die Höhen ersteigt. Die große Linde rechts neben dem Meyerhof steht wohl nicht umsonst da, und ist nur ¼ Stund weit. Es ist Fürst Wredes Meierei, der Prielhof. Er liegt auf dem Weg nach Straßwalchen. Dort übersieht er mit Lust die Gegend; selbst ein Theil des Schneegebirgs vom obern Kammergut leuchtet südöstlich; der See fluthet lieblich dahin, rechterhand vom Schober, vom Griesberg, auch Planberg geheißen, umfangen; im Hintergrund in bedeutsamer Gestaltung den herrlichen Schafberg, links die sanften Waldhöhen, ein Wunderbild von Lieblichkeit. Wie schön es da sey, der Wanderer muß fort, und hat auch schon den Nachen bestellt, mit dem er nach Schärfling will, nicht Scherfling bei Kammer! Doch eh' er den Prielhof ganz verläßt, wendet er sich nach dem Pestfriedhof — denn diese anmuthvolle Gegend wurde früherhin durch die Pest verwüstet — er übersieht von diesem Standpunkt den ganzen Markt mit seiner idyllischen Umgebung, ein freundliches Bild. Nun geht er an das Ufer des See's; wenn der Morgen kühl ist, fährt er, auf Matten ausgestreckt, den Kopf an ein Brett gelehnt, die Schiffsleute verstehen schon das zu richten. Die 1½ stündige Fahrt gewährt einen Wechsel der anmuthvollsten Bilder, gern möcht' er jedes fest-

halten. Er landet nun bei Schärfling, und eilt gleich weiter.

In einer Viertelſtunde von Schärfling gelangt er mit ſeinen freundlichen Führern nach der Burg, einem kleinen, theils mit Waldung, theils mit Wieſen und Baumgründen umgebenen Hügel, wie eine Wald-Inſel hervorragend aus Wipfeln und Gebüſch. Dort bleibt er lange, gefeſſelt von der reizenden Ausſicht — er überblickt den ganzen Mondſee, den Schafberg, Höllkater, Mehrſtein und Schober, das Hintergebirg, das Steingebirg, den ganzen Hochwald an der Seite gegen Mondſee hin. — Aber die Sonne brennt ſcharf, und er wünſcht, der Verwöhnte, ein kleines Schildßchen, oder ein hoher Schirm mit Ruhbank, möchte da ſtehen, damit der Wanderer wüßte, der nach Ihm kommt, daß es dort oben ſchön ſey, wenn er vom See, oder vom Thal nach der Höhe blickt, denn nicht immer giebts Einwohner, welche die ſchönſten Anſichtpunkte kennen, und den Fremden bezeichnen.

Bei Schärfling iſt der See wirklich ein Mondſee, goldleuchtend in halbmondförmiger Rundung im Grün. Der waldbedeckte Berg, Hochwald geheißen, mit dem Kolmſpitz, dieſem zu Füßen der Markt, an ihn gelehnt die zierliche Maria Hilf Kirche, und die Meierei, um und um Hütten, Gärten und Aecker. Der Buchberg hebt an und ſenkt ſich ſanft ſchräg herunieder, das Oertchen Au, das Dörfchen Innerſchwand nehmen ſich hier gar lieblich aus, und wie er nach dem Kolmſpitz hinaufblickt, zweifelt er gar nicht an der Wahrheit, wenn ihm die Schiffsleute verſichern, dort ſey eine herrliche Ausſicht, und er nimmt ſich vor, hinauf zu ſteigen, ſobald er wieder drüben iſt, denn ſie können gar nicht aufhören, ihm zu ſagen, was er Alles da ſieht, und ſind doch keine Schwätzer. Es gienge, belehren ſie ihn, auf einem nicht zu fehlenden Winterfahrtwege, durch Wieſen, Felder, Gehölze, bis zur Waldung, die da beginnt, wo der letzte Anbau ſich endet, wo der Platz: Stabau heißt. Hier ſoll ſich der Wanderer umſehen, bevor er in die Waldesſchatten tritt. Der Mondſee liegt ausgeſpannt vor ſeinen Augen, und von der Höhe ſehen

die lieben, nun ſchon traulich im Herzen einheimiſch gewordenen Felſenhöhen, erſt recht erhaben und anmuthig aus. Der Schafberg, der Drachenſtein, gegen Fuſchel rückwärts, die Schön-Alpe, mit einer einzelnen Fichte auf der Mitte, der Schoberſpitz, mit ſeinen Trümmern vom Schloß Wartenfels, blicken ihm entgegen, ringsum dehnt ſich die Ebene aus, fruchtbar und freundlich, bis nach dem ſchönen Thalgau, nach dem Bärenthal und den Hammerwerken. Er ſoll ſich aber da nicht zu lange aufhalten, meinen die Schiffleute, denn ganz oben am Spitz auf der Höhe ſey's noch luſtiger! Eine kleine halbe Stunde durch den Wald bergauf, ſo iſt er ohne Anſtrengung oben. Dort ſieht er den Thalzug nach Unterach hin, und eine Menge Ortſchaften, auch Radau und Oberaſchau. Der Grasberg bei Radau ſei herabgekommen, aber die Leute haben es ihm nicht Dank gewußt, denn er ſey gar zu vertraulich geworden, und habe ihnen Alles verſchüttet, man könne es noch heut ſehen, und ſey ſchon vor ſechs Jahren geſchehen. Noch ſieht man das ſchöne Schweitzerthal von Oberwang, den Ort ſelbſt mit ſeiner Kirche, den Markt und den ſchönen Thurm von St. Georgen, die weitere Fläche bis gegen Kammer, Seewalchen mit ſeiner Kirche, das gräflich Khevenhüllerische ſchöne Seeſchloß Kammer, acht Stunden weit, einen Theil des Atterſee's, im Hintergrund den Kobernauſſer Wald, und das maleriſche Hochſchloß Wolfsegg, vierzehn Stunden weit; fernhin noch böhmiſche Gebirge, auch den Traunſtein, der ſich nah und fern ſo ſtattlich ausnimmt, den Watzmann und die ganze ſtattliche Berggruppe. Der Wanderer horcht hoch auf, und gebt gewiß hin, denn weder die Schiffleute, noch ſonſt wer kann ihm recht ſagen, wie ſchön es dort ſey. Jetzt überblickt er noch einmal die Gegend, und läßt ſich dann herüber nach St. Lorenzen führen. Dort ſind drei ſchöne Marmor-Altäre, die nach dem Mühlviertel gejollt hatten, aber glücklich geblieben. Der Wanderer freut ſich, daß ſie noch da ſind, denn ſonſt wüßte er nicht, wo er ſie ſuchen ſollte, in dieſer Gegend hätte er ſolchen Marmor nicht vermuthet. Trifft es ſich ſo glücklich, daß eben ein

Sachkundiger vorübergeht, ſo kann der Reiſende noch mehr davon erfahren, als ich ſelber weiß. Er war vielleicht ſchon in Bauernhäuſern in der Gegend von Zinkenbach, oder auch von Breitenberg und Steinreith, wo ein wunderſchöner Marmor, und zwar mitten in den groſſen, ſchönen Alpentriften der Bauern bricht: die Platten, die da oben verwittern würden, führen die Bauern herab, wenn ſie mit Zugvieh den Almerinnen Lebensmittel und Hausrath gebracht; deßhalb findet der Wanderer Keller und Küchen mancher Bauern mit Marmor gepflaſtert, ſo gut wie im Meißner Hochland, vulgo die ſächſiſche Schweiz geheißen, ganz Stolpen aus dem herrlichſten Baſalt gebaut, und damit gepflaſtert iſt. Die Schiffsleute lügen nicht, wenn ſie dem Reiſenden erzählen, die Zinkenbacher Klauſe, die er billig auch ſehen muß, ſey mit Marmorſtücken ausgefüllt. In Breitenberg erſcheint der Marmor auf der Oberfläche in Blättern, oder dünnen Platten, grübe man in der Tiefe nach, ſo würden die Blöcke zum Vorſchein kommen. Er iſt durchaus röthlicht und ſehr dauerhaft und ſchön. In Steinreith bricht die nämliche Gattung. Wie gern nähme ſich der Reiſende ein tüchtiges Stück mit nach Haus! Sollte er in Frankreich geweſen ſeyn, ſo hat er's nicht vergeſſen, daß die Pariſer, wenigſtens in früherer Zeit, ſtatt ihre Meubles mit Politur auf der Oberfläche zu verſehen, dieſelben mit einer ſchönen, dauerhaften Marmorplatte belegten, die eine Menge Vortheile vor der, leicht zu verderbenden Politur hat. Zugleich ſind kleine Räder von Meſſing an den Füßen angebracht, um ſie mit den ſchweren Marmorplatten leicht anderswohin rollen zu können. Es thut dem Reiſenden, zumal, wenn er etwa aus Sandſtächen kommt, ordentlich weh, daß hier und an andern Orten ſchöner Marmor bricht, und nicht geachtet wird. Er hat auch etwa viel arbeitloſen Menſchen begegnet, und wünſchte, daß ſie Brod verdienen könnten; ja, wenn er Geld und Verlaub hätte, ſo eilte er wohl nach Breitenberg, oder nach Steinreith, oder nach Schwarzenſee, und lieſſe fein glatten, ſchön geäderten und hochrothen Marmor ausarbeiten; wenn er aber dem gelben,

oder grangesprengten gewogen ist, so gienge er nach der Hallstadt in's obere Kammergut, und liesse dort ausbrechen. Er fände dort zugleich schönen, schneeweißen Alabaster, der unbenutzt liegen bleibt. Die wunderliebliche Aussicht von St. Lorenzen fesselt ihn lange, er bedauert, daß die Thalgauer Ache es überschwemmt, die zu allen Jahreszeiten bei starken Regengüssen einbricht, oft die Aerndte zerstört, und zu allen Wegen unzugänglich macht, daß die St. Lorenzer ganz abgeschnitten sind. Nun muß er nach dem Kolmspitz auf den Hochwald, und er thut es auch nach Tisch, um dort den Sommersonnenuntergang und Mondesaufgang zu feyern; er sieht weit mehr noch, als ihm die guten Schiffleute versprochen, und dankt ihnen für den wohlgemeinten Rath. Er überblickt auch mit Lust die vielen, schönen Kunststraßen, die, von allen Richtungen her, nach dem stillen Mondsee führen. Vor des Fürsten Wredes Zeiten waren dort nur elende Seitenwege, voll Steinklumpen, holpricht und halsbrechend. Von Oberwang mußte man gleich, wo der See anfängt, mit dem Wagen durch das Wasser. Von Salzburg gieng ein erbärmlicher Bauernweg, nach Zell ein bodenloser Hohlweg, der immer unter Wasser stand. Die Stiftsherrn sollen geflissentlich die Wege so vernächlässigt haben, weil sie lieber ihre armen Unterthanen erquickten und sättigten, als leckere Schmarotzer aus der Nachbarschaft, welche herbeigezogen wären, wie Fliegenschwärme, wenn die Wege gebahnt gewesen. Jetzt aber sind die Strassen eine unschätzbare Wohlthat, denn Badegäste u. a. Reisende, die nach dem reizenden Mondsee wallen, bringen Leben und Geld hinein. Von hier aus wäre noch eine kleine Strecke von einer Straße zu wünschen; Sachkundige versichern, daß sie ohne große Kosten, noch Mühe anzulegen sey, und sehr eben gehen würde: nehmlich auf den Gangsteig von St. Lorenz und Schärfling nach St. Gilgen, um Ischl schneller zu erreichen. Mit 3—4000 fl. würde der Weg zweiwagig, herzustellen, die Kosten durch eine kleine Mauth wieder zu gewinnen seyn. Die Ischler Badgäste scheuten den Umweg nicht, und giengen stets am Liebsten dahin, und tranken Nach-

mittag ihren Caffee unter der großen Linde auf dem Hälfeberg oder ſchmausten dort bei Sang und Klang. Die Luſtfahrt nach Mondſee vereinigt drei Bewegungs-Vergnügungen. — Erſtlich den ſchönen Fahrweg durch den Wald, dann über das Waſſer, dann das Wandeln zu Fuß nach den ſanften Anhöhen, überhaupt iſt dem, der aus Iſchl kommt, Mondſee eine andere Welt. Der Anblick iſt ſüdlich heiter, Iſchls ſo ſchöne Umgegend bleibt im Thale überall ernſt und faſt wehmuthvoll, weil ſeine Anhöhen es ſo dicht umfangen. Mondſee, mit dem weiten Horizont, dem unerklärbar ſüßen Friedensglanz auf den ſchmelzgrünen Hochgefilden, mit der ſtillen Anmuth ſeiner Zauberfluth des leuchtenden See's, mit der Pracht und Mannigfaltigkeit ſeiner Felsgruppen, iſt anders, als alles Andere, und vielleicht rührender noch. —

Nun ſteigt der Mond, wie eine Opferflamme, auf der Felſenzinke hervor, und leuchtet, wie eine Feuerſäule im See. Die ganze Herrlichkeit der Sonnenbeleuchtung im Abendglanz zog an der Felſengruppe dem entzückten Wanderer vorüber, bis der letzte Strahl der Sonne, wie ein roſiggoldner Stern, hinab gezittert. — Wer hier Maler — Dichter wäre! doch nein! Es bedarf nur des reinen Gefühls für Naturherrlichkeit: Andacht und Liebe ſind die Schwungfedern der Seelenflügel!

Wenn nur der Wanderer recht lange in Mondſee bleiben wollte! Es iſt ein Mittelpunkt, von welchem aus alle heiter ſchönen Punkte der Hochgebirgsgegend bald zu erreichen ſind. Die Wahl thut ſo weh, daß es am Beſten iſt, er macht all dieſe Wanderungen.

Von Mondſee nach Schärfling über den See ſind's 1½ St. zu fahren. Man gelangt von dort auf einem, nicht beſchwerlichen, und ſehr genußreichen Weg über die Weſenauer-Alme, (oder in die Holzmeiſter-Alme), in die Glashütten-Alme, nach dem Schafberg hinauf. Von Mondſee nach

St. Gilgen, dem göttlichen Standpunkt zur Uiberſicht des Wolfgang oder Aber-See, ſind 3 Stunden.

Man kann von St. Gilgen eine ſchöne Alpe erſteigen. Man nehme den Weg über die Obernau in die Höllkahr-Alpe, 1½ Stunde lang, und nicht anſtrengend. Der höchſte Rücken dieſer Alpe zeigt den Wolfgang-See mit ſeinen ſchönen Ufern, den Mondſee und Zellerſee, dann die Gegend nach Unterach und das Steingebirg am Atterſee.

Auch erſteigt man in 2 Stunden das Zwölferhorn. Es geht von St. Gilgen aus über die Sauſtall-Alpe ziemlich beſchwerlich und gäh hinauf, doch ungefährlich. Oben iſt eine Alpe, wo die Roſſe frei weiden. Der Umblick iſt überaus reichhaltig, weil das Zwölferhorn iſolirt ſteht. Man ſieht den Fuſchelſee, den St. Wolfgangſee, den Mondſee, einen Theil des Kammerſee's bei Atterſee, den Zeller- den Seekirchner-See, vom Schafberg her die ganze Kette bis zu der obern Stevermark hinaus, ein Prachtbild, durch die vielen Seen mit unnennbaren Reizen geſchmückt.

Nach Obrſchen Zell am Zellerſee ſind ¾ Stunden zum Gehen, ¼ Stunde iſts zum Fahren, gegen Rabenſchwand und Oberhofen durch den Wald. Auf der linken Seite des Zellerſees, mitten im Wald, ſteht noch die Ruine des vormaligen Schloſſes Wildenegg, wovon Stift Mondſee die Gerichtsbarkeit unter Regierung Kaiſer Leopolds I. vermöge Kaufbrief von Wien 8. Okt. 1678 angekauft hatte, und welche durch Schenkung Napoleons Fürſt Wrede zu Theil wurde.

Der Klausgraben, ein herrlicher Steinbach, 3 Stunden zu Fuß hinzugelangen. Hier ſind Steine, die dem kehlheimer Stein nur wenig nachgeben, nur etwas rauher ſind, Platten von ½ Zoll bis 5—6 Zoll, und wie polirt. Dieſe Steinart wird für den hieſigen Bedarf, auch für den des obern Kammerguts gebrochen. Sie iſt grün, auch gelblicht, hält jede Witterung aus. Sie zieht nicht leicht Waſſer, und die Steine ſind ſo feſt, daß ſie feuern. Thür- und Fenſterſtöcke, Säulen, Platten zu allerlei Bedarf, werden daraus gemeiſelt. Der Kubikfuß davon koſtet bis Schärfling hinüber mit dem

Transport, 7 Kr. R. W. In der untern Lage, wo ein ſtarker Graben iſt, wäre ein Bruch zu errichten, hier könnten die Steine nach Atterſee, das ganz nah liegt, gebracht, und von dort durchaus zu Waſſer aus dem Atterſee über die Ager (wie das Holz aus derſelben Gegend), nach Wien, Ungarn u. ſ. w. wohlfeil gebracht werden. Dieſer Erwerbzweig wäre dem armen Attergau erſprießlich, und ſowohl den Steinbrechern, als Schiffsleuten überaus zu wünſchen. Der Allgütige, der Allweiſe hat den Gegenden, die durch ihre Hochlage, durch Stürme und Hagel ſo ſchwer und undankbar anzubauen ſind, Hülfsquellen genug gegeben, aber die Menſchen benutzen ſie nicht; und wenn ein Zweig auch bearbeitet wird, umkrallt ihn die Spekulation, und der Arbeiter muß im Schweiß des Angeſichts darben, und den Spekulanten bereichern.

Eine der herrlichſten Partien von Mondſee aus iſt das verdienſtliche Werk des würdigen H. Zeppenzauer, k. k. Waldmeiſter in Mondſee: die Zinkenbacher Klauſe. Sie hebt ſich, ſinnreich und kühn angelegt, 13 Klafter über die Schlucht. Der Königsbach und Steingraben fließen hier zuſammen. Man ſieht, wie man hinauf kommt, von der Brücke am Weg St. Wolfgang, wie ein Bild; gerade durch den Wald hindurch wiederum das herrliche Bild von der Gegend; eben von der Brücke iſt die Ausſicht höchſt reizvoll.

Die ſchöne Waldung umher ſteht auf einem Grund, der vor Alters eine belebte Ortſchaft war, und welche die Peſt verwüſtet. Unweit der Waldamtswohnung am Zinkenbach, in der Höhe des Petterekks und weiter über die Steingräben in den Mädern, hat ſich noch Mauerwerk von Häuſern vorgefunden.

Die Brücke wurde 1802 errichtet. Es findet ſich hier ein bedeutender Holzfang, oder Rechen, zur Auffangung des Sudholzes, welches aus dem Rechen in Waſſerrieſen oder Fluder in den St. Wolfgangerſee, und von da in Schiffen nach Strobl abgeführt, und auf der Ach und Iſchl zum Salzſud abgeführt wird. Es finden ſich in dieſer Gegend vorzüglich im Königsbachthale die herrlichſten Waldungen, die eine

ergiebige Aushülfe, vorzüglich der schönsten Schiffsholzstämme seyn werden, wenn über kurz oder lang, der, schon vor 20 Jahren von Schultes verkündete Mangel an Sudholz, im innern Kammergut fühlbar werden sollte. Uiber die Zinkenbacher Brücke könnte dann das Holz ohne große Kosten über den Steingraben weg nach Ischl gebracht werden.

Die Ruinen von Schloß Wartenfels, von dessen früherer Oberherrschaft das jetzige Gericht Thalgau noch den alten Namen Wartenfels führt, liegen nur 2 Stunden von Mondsee, an einem Abhang unter der Spitze des Schober's. Von hier ist die Aussicht voll Reiz und Erhabenheit: Mondsee, und die gezwungene Felsen-Umgebung seiner Fluth, die Ebene von Thalgau, der Fuschelsee, die Ischler Poststraße nach Salzburg bis Hof zeigen sich im schönen Rundbild.

Die Straßen nach Mondsee.

1) Von Kammer am Attersee über St. Georgen, Stampf und Oberwang, ein himmlischer Weg voll reizender Aussichtspunkte, am Genußreichsten vom Oberwanger Thal aus. Stets trefflich unterhalten, man fährt ihn in 5 St.

2) Von Frankenmarkt über Walchen an St. Georgen vorüber, gleichfalls nach Stampf und Oberwang.

3) Von Ebensee durch den Mitter- oder Außerweissenbach zum Attersee, dann über den See nach Unterach, in 1 Stunde nach den Ufern des Mondsee's, und von da zu Wasser, wie zu Land, in 2 Stunden nach Mondsee.

4) Von Ischl über Strobl, den Wolfgangsee, St. Gilgen, in die Aich, und nach Schärfling, 1½ Poststunde Fahrstraße, und 1½ Stunde über den See, oder ½ Stunde nach St. Lorenz und über diese Verbindungstraße nach Mondsee 1 St.

5) Von der, von St. Gilgen nach Hof führenden Poststraße kommt man auch auf einer guten, aber bergigen Straße nach Thalgau, und in 1 Fahrstunde nach Mondsee.

6) Von Salzburg über Straß nach Thalgau und Mondsee sind's 7 Poststunden.

7) Zwischen der Frankenmarkter Straße nach Neumarkt läuft auch eine Commerzialstraße von Straßwalchen nach Mondsee in 3 Stunden.

Der Krottensee in der Aich liegt höher als der Wolfganger See um 21° 9‴.

Der Mondsee um 30° 5′ 11‴.

Der höchste Straßenzug zwischen den Bergen liegt höher als der Mondsee um 68° 4′ 10‴.

Wenn Du mir, werther Wanderer, für diese Nachweisungen an Ort und Stelle recht viel Dank weißt, so trage ihn auf den würdigen k. k. Salinenbeamten, dem ich sie danke, den verdienstvollen H. Waldmeister Zeppenzauer über.

Der Schafberg.

Um die Aussicht dieses so bequem zu ersteigenden Berges in ihrer vollen Ausdehnung und Schönheit genießen zu können kann man billig zwei Tage aufopfern, wenn man ihn von Ischl aus bereisen will, denn jene zwei Tage wird man zu den schönsten seines Lebens rechnen.

Mit der frohesten Hoffnung einer anhaltend schönen Witterung setzten wir uns dicht aneinander gedrängt in den Wagen und fuhren um 12 Uhr Mittags von Geisern ab, mit dem festen Vorsatze, nicht am Fuße des Schafbergs zu St. Wolfgang am friedlichen See, sondern unter einer der trauten Alpenhütten auf der Mitte seiner Höhe zu übernachten. Zu diesem Zwecke aufgepackt, klapperte hinten im Wagen ein vollgefüllter Korb mit Lebensmitteln, besonders aber Wein aus Steyermark und Caffee, um zu einem guten Frühstück mit frischgemolkener Alpenmilch bereitet zu werden. Wohlgemuth fuhren wir nun, nachdem wir auch Ischl im Rücken hatten, durch das herrliche Thal, welches die Ischl durchschlängelt, dem fernen Wolfgang zu; rechts die hohe Zinitz, links das

Kattergebirg und der Janizen, weiter hin das hohe Gebirg Weiſſenbacher mit ſeinen dunkeln ſchroffen Spitzen, die majeſtätiſchen Tannenwälder in den Zwiſchenthälern, freundliche Häuschen hin und wieder, bald an der Straße bald hinter grünen Tannengehägen hochſtämmiger Wachholder, der hier in beſonderer Größe gefunden wird, kühle Buchenalleen, durch die ſich die treffliche Straße zog, und endlich, als wir zu dem letzten Hügel lenkten, der See mit ſeinen allmächtig ſteigenden Ufern, ſein Ende in Weſten verſteckt, durch den, auf Felſen gegründeten niedlichen Markt Wolfgang, kurz Alles machte uns ſo fröhlich und friſch, daß wir nur bald uns um Führer umſahen, noch einiges zum Proviant fügten, im Wirthshauſe neben der Kirche, wo wir ſehr gut bedient worden, Griesbeile entborgten, und im feſten Vertrauen auf die liebe Sonne und unſere Füße, gleich auſſerhalb des Markts zu ſteigen begannen. Mit ihren Kraxen auf den Rücken zogen die beiden Führer voraus, immer gieng es noch theils über Wieſen, theils durch Buchengehölz, nur wenig bemerkbar in die Höhe, wir durchſchnitten noch einige kleine Thäler, durch die herrliches Quellwaſſer in hundert kleinen Fällen fortſchoß. Schäckernde Mähderinnen wünſchten uns noch glückliche Reiſe, und muthig begannen wir nun, vom Tannendunkel und dichten Schatten aufgenommen, die ſteilere Reiſe. Aber welch entzückender Anblick, als ſich zum erſtenmahle eine herrliche Gebirgswieſe uns eröffnete, wir einzeln heraustraten aus des Waldes Dunkel in den Abendſonnenſchein, der lange goldene Streifen über die Thäler zog, den tauſend kleine, vom Abendwinde bewegte, kaum bemerkbare Wellchen auf des See's Fläche zurückſpiegelten. Schweigend ſetzten die Führer ihre Tragkörbe am Wege nieder, zum Zeichen der allgemeinen Raſt, und gerne kauerten wir uns ins duftende Alpengras, um froh das Auge über die Gegend ſchweifen zu laſſen, die nun wie eine neue Schöpfung aus des Thales Grunde aufgeſtiegen war. Nur die oberſte Spitze, die noch blitzend im Abendgolde unter die Tannenwipfel herauſſah, konnten wir noch von dem Kirchthurme Wolfgangs ſehen, vor den ganzen Markt hatte ſich ein licht-

grüner Waldesrücken vorgezogen, und uns das dieſſeitige Ufer entrückt. Aber deſto lieblicher trat das jenſeitige Ufer mit ſeinen zerſtreuten Häuschen hervor, und neue Bergeshöhen hoben ſich darüber noch im friſchen Sonnenglanze, als wollten ſie ſich noch recht ſatt ſonnen im Abendſtrahle. — Doch wir mußten ſcheiden vom wunderlieblichen Bild, und rüſtig giengs wieder bergan, bis endlich die letzte Höhe erſtiegen war, und der windende Weg uns auf die Hochebene der Schafberger Alpen führte. Ein halbes Dorf von friedlichen Sennerhütten, hie und da von heimkehrenden Heerden durchirrt, nahm nun die Wanderer auf, und bald hatten wir in einer derſelben herrliche Butter und Alpenmilch vor uns, die wir uns wacker ſchmecken lieſſen. Doch wen zogs nicht hinaus vor die Hütte, zum Rande des Hochgebirgs, um hinüber zu blicken in des Mondſees entſchlummernde Umgebungen der Salzburger Felſen, deren Eisfelder im Abendfeuer glühten!

Nein es war unmöglich in der düſtern Hütte zu bleiben, ſo freundlich winkte uns die letzte Spitze des Schafbergs, und wie wunderſchön mußte es Oben ſeyn, die liebe Gottesſonne auf Bayerns Ebenen unterſinken zu ſehen! Mit allgemeiner ſchneller Uibereinſtimmung wurde beſchloſſen, aufzubrechen, und unter der Pyramide, die von den Landmeſſern auf der oberſten Spitze errichtet worden war, in traulicher Nähe der Sterne zu übernachten! Fröhlich giengs vorwärts, den ſteilen Pfad hinan, um dem ſchnellfüſſigen Sonnenſtrahle, der flüchtig dem wachſenden Schatten wich, zuvorzukommen, und bald war der gefährlichſte Theil unſerer Reiſe an den gähen Abhängen des Felſens gegen Weſten überwunden, und mit Freudenruf die Spitze erklommen! O, welch ein Bild lohnte unſerm Muth! — Schweigend lag die Welt unter uns, ſchon in nächtliches Dunkel verhüllt, nur zwei breite lichtere Streifen im Kreiſe herum, bezeichneten die ſtillen Flächen des Atter- Mond- und Wolfgangſees. Aber in Weſten ſchwammen noch glühend im Abendroth die fernen Fluren Bayerns; halb ſchon in dem Feuermeere verſunken, ſandte uns die holde Sonne noch ein trautes Lebewohl zu. Und hinter uns, und neben uns

ſtanden noch einzelne Daſen im dunklen Meere der Nacht, glühend und licht, einem Seraph ähnlich, der emporſtrebende Dachſtein mit ſeinen ewig erſtorbenen Eisfluthen. Da wollte ein luſtiges Völkchen von jungen Leuten aus Mondſee, und ein zweites von Wolfgang die letzte Höhe heranf, ſchwer belaſtet mit dürren Krummholzkiefern oder der hier ſogenannten Leckerſtauden, und einer flackernden „Buchel" aus klein geſpalteten Spänen, um ein mächtiges Zeichen der glücklichen Ankunft auf ferner Bergeshöhe für ihre zurückgelaſſenen Freunde zu entflammen. Bald loderte der hölzerne Bau von Kiefern in die Höhe, und rechts und links von unſerer Pyramide, deren Inneres wir zum Schlafgemach und Speiſekammer erkoren hatten, brannte ein luſtiges Feuer auf, weil auch unſre Führer indeſſen einen kleinen Haufen zuſammengeſchleppt, und angezündet hatten. O wie ſaß ſichs nun ſo traulich im warmen, und doch luftigen Zimmer, rings herum in unermeßlicher Tiefe die ſchlummernde Natur, und über uns im Schwarzdunkel Myriaden Geſtirne mit ihrem freundlichen Schimmer. Die beiden Völkchen hatten ſich wieder zu den Sennhütten hinuntergemacht, nur wir oben waren allein in der ganzen Gegend auf weit vorragender Spitze, entflohn den duftigen Thälern, dem Himmel ſo nahe! Einſtimmig wallte unſer Geſang nun zu Ihm empor, und prieß Ihn, der die Sphären ihre ewige Bahn wandeln hieß. Aber ſieh da, auch aus der Tiefe tauchten Töne empor, und tief unten aus den Sennhütten hallten Flötenmelodien. Unſere frühern Gäſte hatten ſich um die Hütte geſammelt, und bliſen uns eine gute Nacht aus ferner Tiefe zu. Erwärmt von dem, nun ſchon bald verkohlten Feuer und vom edlen Steyerwein, eingehüllt in unſere Mäntel, verſtummte nun Einer nach dem Andern und wir ſchlummerten ſüß ins Reich der Träume über, bewacht von den lächelnden Sternen.

Doch kurz dauerte der ſüße Schlaf, und nach einigen Stunden weckten uns ſchon die Führer, wie wir es ihnen geheißen, als ſich der erſte Streif im Oſten zeigte. Neugeſtärkt ſprangen wir auf, das Feuer wurde friſch angefacht, und in

mächtigen Gefäßen ſod der wärmende Caffee an der Gluth. Aber welch ein Schauſpiel; im Norden, Süden und Weſten umzogen Gewitterwolken mit ſchmalen ſchwarzen Streifen den Horizont, und von Minute zu Minute durchfuhr ein Blitzſtrahl die fernen Grenzen des Himmels mit pfeilſchnellem Fluge, und warf ein fürchterlich ſchönes Licht rings auf die ſchroffgezackten Felſenmaſſen, die uns umgaben, und wie Zauberbilder bald rieſenartig im Lichte hervortraten, bald wieder in ſchweigendes Dunkel zurückſchwanden. Doch tiefer und tiefer ſank das Gewitter unter im fernen Horizont, und nur flüchtige Streife bezeichneten noch ſeine Spur. Unbeweglich ſah nun unſer ungeduldiges Herz dem kommenden Tag und der Sonne entgegen, die der glühende Oſten ſchon kündete. Endlich ſtieg ſie empor die Königin des Tages und begrüßte uns und die tauſend emportauchenden Felſen mit ihrem erſten ſegnenden Strahle! Wer vermag den Anblick zu beſchreiben, wer die Gefühle auszuſprechen, die ein ſolcher Morgen über uns ausſtrömte? Wir ſtanden und genoßen ſtumm in den himmliſchen Anblick verſunken, bis ſich endlich die gefeſſelte Zunge löste, und ein frohes Lied die neue Schöpfung begrüßte, die unter uns auferſtand. Da lag ſie nun vor uns, die ſchöne Gotteserde mit ihren Höhen und Tiefen, hie und da noch ſchlummernde Thäler, mit halbgetheilten Schatten, und hoch über ihnen Bergwieſen im lieblichen Morgenroth. Der majeſtätiſche Thorſtein und ſeine Eismaſſen, die gezackten Felſen des Goſauerſteins und die gähe Traunwand, an ſie gereiht die nächſten Umgebungen des Wolfgangerſees, und über ihnen glühende Häupter von Salzburgs Felſen, unter ihnen der Untersberg, weiterhin in blauer Ferne Tyrols ſtrahlende Gletſcher! Links herüber vom Thorſtein die Umgebungen vom Hallſtädterſee und Stevermarks Felſenzüge mit dem hoch emporragenden Grimming bis herüber zum dunklen Höllengebirge und dann immer mehr gegen Gmunden und die ſeine Umgebungen abdachenden Berge. Unten am Fuße des Schafbergs der Mond- Atter- und Wolfgangerſee mit ihren lachenden Ufern und Schlöſſern und Ortſchaften, weithin in blauer Ferne die Flä-

chen des Chiemsees und Bayerns gesegnete Flaren. Doch gönnung der Beschreibung, jeder komme, sehe und fühle, und sage dann selbst, ob nicht das Salzkammergut ein kleines Paradieß sey.

Unsere Führer versicherten uns, daß man bei ganz reiner heiterer Witterung selbst die Thürme der Münchner Frauenkirche erkennen könnte. Uns aber drohte bald ein neidisches Wölkchen, das sich vom Thorstein herüberzog, zu verhüllen, und zwang uns vom wunderlieblichen Anblick zu scheiden. Entzückt über unser vollendetes Vorhaben, und seine glückliche Ausführung, stiegen wir gemächlich den Abhängen entlang zu den Hütten herab, vor denen unser Völkchen schon wieder recht munter sich herumtummelte. Es hatte uns schon vor Sonnenaufgang auf der Spitze überrascht, und war, als es das herrliche Schauspiel eine Zeitlang besehen hatte, unter fröhlichem „Geludel" wieder zu den Sennerhütten hinabgestiegen. Da kamen uns nun die zahlreichen Heerden der Sennerin entgegen. Eine nach der andern zogen sie langsam den Berg herauf, voran die stolze Glockenkuh, mit harmonischem Getöne. Bald waren wir vorüber, und erreicht waren die Hütten, in denen schon ein gastliches Frühstück unserer harrte. Fröhlich saßen wir nun zusammen ums trauliche Feuer, genossen des köstlichsten Rahms und der Butter, schäckerten und lachten im süßen Gespräche über die romantische Alpenwirthschaft und unsre frohe Genügsamkeit.

St. Wolfgang.

Dieser reizvolle Ort mit seinen herzigen Bewohnern im Schooß der Felsenhöhen und Wälder am Rande des herrlichen Sees, überthront von dem romantisch-alterthümlichen prangenden Bau seiner Kirche und ihrer luftigen Hallen, wird ein Lieblingsziel des Naturfreundes für seine Wanderungen werden. Die Natur, hier mit Allem karg, was der Mensch zum Leben bedarf, hat die Schätze ihrer Schönheiten hier in üppi-

gur Fülle verſchwendet. Welche entzückende Alpenhöhen, welche holdſelige Thäler locken hier in der Nähe den Wanderer, und wie anmuthvoll iſt die Lage Wolfgangs ſelbſt!. Sey es, daß man am Strande, durch das Gehölz nur zur Erholung wandelt, ſey es, daß man auf leichtem Nachen, gerudert von einer freundlichen Schifferin, oder einem rüſtigen Greiſe, den See zum jenſeitigen Ufer hinüberſchiffend, St. Gilgens Anblick in ſeiner heitern Lieblichkeit ſich erfreut, ſey es, daß man den Falkenſtein gemächlich hinanſteigt, oder nach dem, von Schultes ſo lieblich beſchriebenen Thale wandert, das den Krottenſee umfängt — überall iſt es anmuthig ſeyn, und die Elemente der Schönheit dieſer Gegenden: Fluthen, Waldung, Wieſen, Felſenhöhen, ſind wiederum hier auf eine, ganz entſchieden eigne wunderbare Weiſe vermählt und verſchmolzen. Die Färbung der Fluth und der Duft, der die Gebirghöhen umwebt, ſo wie ihre kecke und pyramidaliſche Geſtaltung haben nichts Aehnliches mit denen des Kammerguts, der Steyermark oder des Attergaus und Mondſees; ſie tragen einen freieren, ſüdlichern Charakter, die Felſen ſcheinen hier, in einer eigenen geheimnißvollen Duft-Verklärung, mehr Bild als Maſſe zu ſeyn, und ihre fantaſtiſchen Formen ſind dichteriſcher.

St. Wolfgang und die umliegenden Ortſchaften ſind für die unfruchtbare Gegend, und den Mangel an Gewerkthätigkeit vielleicht mehr als zu wünſchen wäre, bevölkert; doch wie freundlich belebt ſich eine ſolche Gebirggegend durch das Daſeyn guter Menſchen, wie wichtig iſt jedem Gebirgland Anſiedelung in jeder Hinſicht, ſowohl der Sicherheit, als des Nutzens für das Ganze wegen. Die Adern der Bevölkerung müſſen, für das Gedeihen des Geſammtwohls, nach allen Richtungen hin ſich verzweigend, durch den Staatskörper laufen, ſonſt gibt es ungeſunde Stockungen. Auch iſt es unläugbar, daß Cultur und Menſchenanſiedelung durch Ausrottung allzudichter Waldungen, Urbarmachung der Steppen und Moose, nach und nach die Strenge eines rauhen Klima mildert, und den Boden veredelt. Wie überraſchend und faſt rührend iſt

es für den Freund der Natur, wenn ihm aus Waldesgrün und Felsenwildniß hier ein freundliches Gehäge mit Gemüse und Blumen, dort eine Hütte unter Blüthenbäumen entgegenlacht, und er überall in der Herrlichkeit einer großartigen Umgebung den Menschen — und zumal den herzigen Gebirgmenschen — mit seinen Freuden und Sorgen in der Einfachheit eines gottgefälligen Daseyns wiederfindet.

Auf der höchsten Höhe der Straße ober dem Krottensee führet links noch ein alter Fahrweg zu der Ruine des vormaligen Schlosses Hüttenstein, das später in die Aich verpflanzt, daselbst noch auf einem Hügel dem Krottensee nahe steht, und dem Herrn Fürsten von Wrede angehöret, von da aber erst späterhin nach St. Gilgen als Pfleggericht überlegt wurde.

Wer die Wasserstrecke von St. Wolfgang nach Mondsee einschlagen will, gelangt zuerst neben der Falkenstein-Wand, wo sich oberwärts noch eine alte Klause und kleine Kirche, von dem heiligen Wolfgang als Bischof von Regensburg bewohnt, gegenwärtig noch von vielen Wallfahrtern besucht, vorbei nach Wiehberg, ein isolirtes Wirthshaus, worauf zugleich das Seeufer und die Fischerei besteht, und woselbst die schmackhaftesten und auch die größten Salbling-Fische zur Herbstzeit zu bekommen sind.

Ober diesem Wiehberg-Wirthshaus findet sich ein Bergrücken, Saurüssel genannt, von welchem aus St. Gilgen und die dahin und nach Salzburg führende Poststraße, der größte Theil des Wolfganger-See's, die Kammergutsbezirke von Aschl, und selbst ein Theil der anliegenden Aussee Gebirge, nebst einem Theil von St. Wolfgang und die Ebene von Strobl sammt Kirche übersehen werden können, was ein herrliches Tableau gewähret.

Der Attergau.

Unter dieser Benennung sind die Umgebungen des Attersees begriffen, die ehmals dem gräflich Khevenhüllerschen

Stamm von Aichelberg gehörten, der jetzt nur noch die Herrschaft Kammer beſitzt. Im grauen Alterthume beſaßen ſie die Biſchöfe von Bamberg, mehrere Ortſchaften hatten einen Amthof, der zu Stiftern gehörte, und haben ihn theils noch, ſo hat z. B. das Benediktiner-Stift Michaelbeuern noch immer die Pfarre und den Amthof Seewalchen. 1581 liefs Kaiſer Rudolf I. die 3 Herrſchaften Kammer, Kogl und Frankenburg dem Grafen Hannſen von Khevenhüller für einen mäßigen Kaufpreis ab. Nach dem Tod des Grafen Bartholomäus Khevenhüller, 1690, wurden dieſe Güter Familienfideikommiß. 1796 hausten bereits Pächter auf den zwei Letztgenannten, 1808 hob Max Joſeph König von Bayern das Fideikommiß auf, der Pachter Pauſinger war bereits im Stand ſie zu kaufen, und bekam ſie wohlfeil.

Unter dem Krummſtab iſt gut wohnen; als in fernen Tagen ein kraftvoller Volksſchlag ſich in den unabſehbaren Wäldern, die See und Gebirg umwachſen hielten, anſiedelte, und wahrſcheinlich unter Anleitung der ehrwürdigen Benediktiner vom Stift Michaelbeuren, ſtatt nur Fiſchfang und Jagd zu treiben, die Waldungen zu lichten, den Boden urbar zu machen begannen, da war das ein heimlich freundliches Anſiedeln, und ein glückliches Völkchen im Attergau! Jemehr Holz ſie ſchlugen, weil's kalt dort iſt in den langen Wintern, je wohlgefälliger waren ſie ihren Herrn; jemehr Feld ſie urbar machten, und Körner zur Herrſchaft einlieferten, je bereitwilliger wurden ihnen die ausgerotteten Waldſtrecken zu Tummelplätzen für die erſprießliche Roßzucht und andere Strecken zu Hutweiden und Blumbeſuch der Heerden eingeräumt. Spätere Zeiten ſetzten für dieſe Lieferungen eine Norm, und nannten ſie Steuern und Gaben, in der früheſten Zeit waren ſie aus Gefühl gegenſeitigen Bedürfniſſes und guten Willens hervorgegangen, auch mochte die Beſtimmung eines gewiſſen Antheils durch ſpäter eingeriſſene Mißbräuche nothwendig geworden ſeyn, vielleicht forderten eine Zeitlang die Verwalter mehr, als der Landmann leiſten konnte, und vielleicht auch nahm der Bauer mehr Raum zum Weideplatz, und mehr Holz, als ge-

bührlich. Die Norm der Giebigkeiten wurde in frühern Zeiten noch immer verhältnißmäßig zu den Kräften bestimmt, wie die der Begünstigungen zum Bedürfniß; die Folgezeiten haben Alles umgestürzt.

Der Bewohner des Attergaus empfing seinen bestimmten Holzbedarf aus den gräflichen Khevenhüllerischen Forsten, und leistete dagegen einen starken Haferdienst. Die Verbindlichkeit der Herrschaft wurde im Forstregister eingetragen, diese zu den k. k. Landrechten in die Registratur. Nicht nur die Gemeinden, auch Amthöfe der Stifter und Pfarrer mußten 1787 dieß Holz einbüßen, Graf Heinrich Khevenhüller begann es in Kogl und Frankenburg zu entziehen, endlose, kostspielige Prozesse begannen, zehrten Jahre durch fort am Mark der Gemeinden, und der Pachter Pausinger, der die Stifte Kogl und Frankenburg gekauft, wußte noch immer sich in der Weigerung zu behaupten. Erst seit kurzem gelangten die Beschwerdeführer zu unwiderleglichen Beweisstücken ihres Rechts, und zweifelsohne wird es ihnen nun zugestanden werden, allein 3 Sägmühlen und ein Holzmarkt, den der Sohn des Pachters, der k. k. Titular-Rath Pausinger aus den Waldungen bestreitet, haben diese bis zur höchsten Aufklärung gelichtet. Die Giebigkeiten sind in nichts gelinder geworden, und für die Wiedererlangung der unentbehrlichen Genüsse ist wenig Hoffnung da. Die Lage des Attergaus ist für den Landmann höchst schwierig, und wie die arme Viechtau bei Gmunden, nur für Viehzucht, Fischfang und Jagd günstig; es sollte in solchen Gegenden billig kein Feldbau sein; die Hochlagen der Gründe, der schlechte Boden, die Zerstörung der Bergwasser auf den Gründen, die verheerende Gewalt der Orkane und Hagelschläge, welche die ungeheure Wassermasse herbeizieht, zertrümmern die Aerndten, zerschlagen das Obst, verwüsten die Bauslichkeiten. Sieben Jahre im Durchschnitt geben zwei gute Jahre, und ich kenne kein so Volkskraft verzehrendes Lottospiel, wie der Anbau der Viechtauer und der angrenzenden Attergauer Hochlagen, in welches der arme Landmann Jahr für Jahr Lebenskraft und Geld einsetzt — und verspielt. —

Sein Elend ist beweinenswürdig. Versagt sind ihm die Mittel zur Aufhülfe, Viehzucht — Rossezucht, durch Entziehung der Hutweiden. Sie sind von den Pflegern besonders verpachtet — stückweise auch, (doch ohne Eintragung des Kaufs in das Grundbuch) an einzelne Bauern verkauft werden. Gegenden, welche durch die Nähe einer ungeheuren Wasserfläche, durch Hochlage, Wildbäche, Stein- und Lehmboden den Anbau zum Lotteſpiel machen, da ſie unaufhörlich von Hagel bedroht und nur mit übermenſchlicher Anſtrengung urbar zu erhalten ſind, ſollten ſich ganz und einzig auf Viehzucht beſchränken. Herrlichere Roſſe, als ehmals im Attergau gezogen wurden, gab es im ganzen Kaiſerthum nicht. Alle Mittel dazu ſind jetzt entzogen. Den Fußreiſenden wird dieſe herrliche Gegend entzücken.

Hier iſt der Mittelpunkt zwiſchen Linz und Salzburg, von hier aus laſſen ſich alle übrigen ſchönen Ziele für den Gebirgwanderer auf genußreichen Wegen erreichen. Der, von der Natur dieſen Gegenden aufgedrückte Stempel iſt von ganz eigner, heiterer Lieblichkeit. Der weite Horizont, den der prangende Atterſee ſpiegelt, iſt ein lichtes Sonnenreich, in welchem ſich alles Leben heiter entfaltet; der ſanfte Abhang der Waldhügel, die den Strand des untern Theils vom See umfangen, läßt den Hütten Luft und Licht, der fleißige Anbau gedeiht, bis der Hagel ihn zerſchmettert; reinlich ſind die Hütten, maleriſch auf den Höhen verſtreut die Gebäude, die Kirchen, die Kapellen, die Schlöſſer, herrlich erhebt ſich das ſchroffe Hochgebirg, das oben am See den Horizont begränzt.

Hier wohnt ein freundliches, harmloſes, arbeitſames Völkchen von Fiſchern, Grundbeſitzern, Salinenarbeitern, Taglöhnern und Gewerbsleuten, das ein reines, gutes Deutſch ſpricht, und über Sittlichkeit bei weitem nicht die ausgedehnten Begriffe hat, die in Steyermark, in der Viechtau, und im katholiſchen Gebiet des Kammerguts heimiſch ſind, denn die Proteſtanten halten ſich ſtrenger und ernſter in dieſem Punkt. Der Menſchenſchlag hier iſt ſchön und kraftvoll, wie der in Hoiſern, der obern Traun und dem Goſathal, eine Ein-

wirkung von Sonne und Luft, die im engumſchloſſenen Gebirgland in den verdumpften Hütten nicht einwirken können. Man ſieht, zumal unter den Greiſen, hohe Geſtalten, ſchöne Züge, helle, milde Augen, ausdruckvolle Geſichtsbildung, der neue Schlag trägt bereits das Gepräge der Verkümmerung der neuen Zeit.

Ein ſchöner Beſteigpunkt iſt der wenig hohe Gaberg bei Schärfling, eine Stunde von Schloß Kammer. Ein ſchönerer der waldige Puchberg auf der abgeholzten Stelle. Seine günſtige Lage iſt Urſach, daß man von dieſer Höhe aus weiter ſieht, als von manchem hohen und ſchwer zu erklimmenden Berggipfel. Ein Paradies der romantiſchen Anmuth leuchtet hinauf zu dieſer Puchbergwieſe, die man in einer Stunde gemächlich erreicht. Man kann von Kammer, wo der Atterſee anfängt, bis zu ſeinem Fuß in einer halben Stunde fahren; man rudert an Seewalchen, Lützelburg, Puchberg vorüber, die Fahrt iſt ſehr angenehm, denn groß und wunderlieblich eingefaßt iſt dieſer ſchöne freundliche See.

Nach Mondſee kann man zu Waſſer, nur eine kleine Strecke von Unterach muß man zu Fuß machen. Auch ein ſchöner Fahrweg durch obenbenannte Orte, dann durch Atterſee, St. Georgen, Stampf, Oberwang, das ein wundervolles Thal umfängt, führt nach Mondſee. Auf dem Gebirgsgangſteig nach jenem herrlichen Ziel kommt man über Nußdorf, das 2½ Stunden von Kammer, 1 Stunde von Lützelburg gelegen, unendlich anmuthvoll, und von großartig herrlichen Gebirgproſpekten umgeben iſt. Man kann auch zu Waſſer dorthin, weil Nußdorf endlich ein Uferrecht erlangt hat. Der Berggangſteig, der dort hin bisweilen etwas ſteil hinaufführt, iſt voll ganz hinreißender Anſichtpunkte. Eine Straße hat der arme Ort nicht, ſondern man gelangt auf einem Hohlweg voll Untiefen und Steinwürfel mit Lebensgefahr zu Wagen hin.

Nußdorf hat einen guten Gaſthof, neben der Kirche beim Stadlmann, eine ausgezeichnete Schule (ſie alle ſind gut im Attergau), das Seeufer iſt romantiſch, und bedeutend

lieblicher durch die angränzende Fülle der Vegetation und Trefflichkeit des Anbaus, wie durch den Einklang des Bildes, den die Gegend in ſich trägt, als der ganze übrige Attergau. Feldbau und Viehzucht ſind hier noch ziemlich gut beſtellt, da dieſe Gegend nicht ſo ſehr dem Hagel ausgeſetzt, vor Stürmen durch ihre Lage beſſer geſchützt iſt, als die übrigen. Fleiß, Treuherzigkeit, Sitte, Religioſität, welche den ganzen Attergau bezeichnen, ſind hier vollkommen heimiſch. Geiſtliche und Schulmeiſter ſind es gewöhnlich, von denen ein ſolches Reſultat abhängt. Von Nußdorf gelangt der Wanderer in drei Stunden nach dem ſchönen Mondſee. Von dort in 5 Stunden durch den Thalgau nach dem göttlichen Salzburg.

Jenſeit des Sees liegt Steinbach, wo ein Kalkbruch einige Nahrung für die verarmten Bewohner gibt. Schräg über liegt Weiheregg, deſſen Gegend von idylliſcher Lieblichkeit, doch der großartigſte Standpunkt am Atterſee iſt Unterach.

Atterſee iſt ein langes Dorf mit einer ſchönen katholiſchen Kirche, und einer winzig kleinen evangeliſchen, deren Gemeinde unter Bayerns Szepter freundlicher als unter der Waltung des Pflegers der Pauſingerſchen Herrſchaft Kogl bedacht geweſen. In Atterſee wohnt kein Mitglied derſelben, die ganze Gemeinde iſt auf 4 Stunden um und um, zumal in Zell, wo jedoch keine evangeliſche Kirche iſt, wohnhaft, und weitläufig umher zerſtreut.

St. Georgen iſt ein groſſer, vormals blühender, verarmter Markt, die Lage iſt unfreundlich. Die Wallfahrten waren ehmals die Quellen des hieſigen Wohlſtands. Eine halbe Stunde weit iſt das Pfleggericht Kogl, ehmals war dort ein gräfliches Schloß, es wurde plötzlich demolirt, und ſeitdem fehlen wichtige Urkunden vom Archiv, ſo wie diejenigen, die nur erſt kurze Zeit vor dieſer Demolirung von allen Bauern in der Runde im Namen der damaligen Herrſchaft eingefordert, und da ſie beim Abreißen des alten Baues verloren gegangen, nie zurückerſtattet worden. Rings um die Pflege lie-

gen freudlose kleine Ortschaften, elende Hütten, der Boden ist undankbar, die Hochlage ungünstig, bestürmt und rauh, und die Zeiten sind schlecht — oder vielleicht sinds die Menschen, die sie verschlechtern.

Der Reisende muß natürlich seine Wege zu den hier angewiesenen Zielen von dem Ort aus nehmen, von welchem er kommt. Von Gmunden aus geht der Weg über Moos, Kammer, Seewalchen. Ein etwas beschwerlicher, doch belohnender Weg führt über die Viechtau nach der großen Alme durch das Gebirg nach Steinbach, von wo aus er den Puchberg — oder Unterach gleich zu Wasser erreicht. Der untere Theil des Sees hat wenig Interessantes. Sollte der Reisende über Salzburg kommen, und dorthin zurück müssen, so nimmt er seinen Weg am zweckmäßigsten durch den Thalgau nach Mondsee, St. Wolfgang, Ischl, Gmunden, dem Traunfall, Vöklabruck, Kammer, den See hinauf, nach Mondsee, dann nach Oberweißenbach, Ausserweißenbach, durch das Gebirg nach Außee, von Außee durch den Koppen nach der obern Traun, über den See nach Hallstadt, dem Gosathal, und von diesem nach Ischel zurück.

12	Stunden	durch den Thalgau nach Mondsee, St. Wolfgang, Ischl,
4	„	von Ischl nach Gmunden durch die Ebensee,
1 1/2	„	nach Traunkirchen über den Traunsee,
1 1/2	„	über Ebenzweyer und Münster nach Gmunden,
3	„	zum Traunfall,
1 1/2	„	nach Schwannenstadt,
1	„	nach Wolfegg,
3	„	nach Kammer,
3	„	nach Unterach,
3	„	nach Oberweißenbach,
3 1/2	„	nach Außerweißenbach,
3	„	durch das Gebirg nach Außee,
1 1/2	„	über den Koppen nach Obertraun,
1/4	„	nach Hallstadt,
3/4	„	über den See nach der Gosamühle,
4	„	nach den Gosaseen,
4	„	zurück nach dem Steg zu Stadlmann,
3	„	nach Ischl,
51	Stunden.	
12	„	zurück von Ischl nach Salzburg.
63	Stunden.	

Will er Wolfsegg beſuchen, ſo macht er einen kleinen Umweg vom Traunfall nach Schwannenſtadt und über Wolfsegg nach Kammer. Die Nebenparthien von jedem Ort aus ſind zur Genüge angezeigt.

Kohlgrube und Heilbad Wolfsegg zwiſchen Linz und Böcklabruck.

Ueberraſchend iſt die Mannigfaltigkeit der Gebirggegenden Oberöſterreichs, die ſich in geringen Zwiſchenräumen von wenigen Stunden offenbart. Wenn ſchon im obern Kammergut kein See dem andern gleicht, und jeder Bezirk mit eigenthümlich charakteriſtiſcher Schönheit prangt, ſo iſt der Unterſchied von Ebenſee nach Gmunden noch größer; von der Himmelreichwieſe ſieht man eine neue Welt, da der Blick die heitre Fülle eines weiten, üppigen Thales, von fernen lichtblauen Gebirgmaſſen ſanft umzogen, gegen Oſten und Norden umfängt, in Süden und Weſten aber, von der romantiſchen Uebereinanderthürmung der oberſteyerſchen Gebirgmaſſen, der, den Traunſee umgebenden Felſen, und des Lambather Hochgebirgs überraſcht wird, indeß der See tief im lachenden Thale hinter einem Kranz von gewaltigen Föhren ſilberhell und ruhig leuchtet, Gmunden, in ungemein freundlicher Zierlichkeit zur Rechten, im Thal, das ſanft zu den Hügeln der Viechtau emporſtrebt. Die alterthümliche Kirche Altmünſter, das ſchöne Schloß Ebenzweyer, (des edeln, menſchenfreundlichen Erzh. Max K. H., dieſes in jeder Beziehung würdigen Sproßen des glorreichen Stammes Eſte Beſitzthum) das freundliche Traunkirchen, und all die ſchneeweißen Hütten, aus grünen Gebüſchen hervorleuchtend, das kleinſte Stückchen Feld mit undenkbarem Fleiß umhegt und angebaut, ſo daß man vermeint, ein zierliches Prunkbild, nur für das Auge geſchaffen, zu ſehen.

Einer der höchſten friſchen, herzdurchdringenden Reize der Hochgebirggegenden liegt im Farbenprunk der Vegetation, des

Himmels und der Fluthen, den die klare, dünne Luft, der saftreiche Boden hervorbringt, den die Felsen mit ihren ernsten, wundersam kolorirten Massen noch im Gegensatz heben, und die Himmelslichter und Wolkenzüge, (Abends und Morgens zumal) mit den keckſten und fantastischsten Massen von Gold und Purpur und frappanten Schlagschatten verherrlichen. In Flachländern, in der Tiefe hat Niemand eine Ahnung von solcher Herrlichkeit der Natur, und wer sie genossen, wer die Anmuth des Hochlands empfunden, kann gewiß nur schwer davon scheiden. Die reine belebende Luft, die süßen Düfte der Waldungen und Wiesen gesellen sich zu diesem Eindruck, und wirken so beseligend mit ihm zusammen, daß das Gebirgsheimweh leicht erklärlich wird, selbst für den nicht Eingebornen.

Wenn man von Gmunden, eine Stunde sanft aufsteigend, nach Altsdorf (in der Volkssprache Ohlstorf) kommt, so würde man, überrascht durch die Heiterkeit der weit ausgedehnten Fläche, und das entzückende Weitblicken in die Ferne, nach Linz und dem Mühlviertel, seinen Augen nicht trauen, es ist schwer zu glauben, daß man nur wenige Stunden von den seltsam lieblich und anziehend zusammengerückten Felsenthalen der Traunsteinschluchten und Traunkirchens entfernt ist, die von der schroffen Wildheit der Thale der Grünau und der Lambathseen, schon nach Traunkirchen hin, einen mehr idyllischen Charakter annehmen, und sich nach Gmunden zu in heiterer Anmuth zu Wiesen und Fluren ausbreiten, indeß in der Nachbarschaft der starren Felshöhen, die kolossalen Waldberge der Viechtau sich sanft in die Ebene hinabsenken, mit Anbau und Häusern und Hütten malerisch belebt. Man glaubt einen Gotteegarten und Wohnsitze des süßesten, stillen Glücks zu sehen. Wenn der Wanderer durch die nackten, wilden Felsenlabyrinthe der Abtenau und der Gosathale, durch die, mit der zackigten Felsenkrone wundersam prangende Gosa käme, nun über den Hallstädter See, von düstern gewaltigen Massen der Felsen, die noch das Gepräge der Erdumgestaltungen und Fluthenumstürmung tragen, umgeben, dann schon den reichern

Anbau, die mehr zu Flächen ſich erweiternden Gebirgabhänge der Felſen bei Goiſern, Lauffen, Iſchl betrachtet, und immer die Traun entlang, durch die Felſenreihen nach der Lambath gelangte, ſo müßte der heitre Anblick des Traunſees, und ſeine prangend idylliſche Umgebung, einen faſt wohlthuenden Eindruck machen, denn, wie man fühlt, daß in jenen obern Gegenden der Menſch der Natur alles, was er bedarf, abkämpfen muß, ſo beruhigt, auch ohne weiteres Nachdenken, der Anblick der weiten Gefilde, wo ſie, immer noch mit romantiſcher Schönheit bekleidet, gleichwohl ſich dem Leben und ſeinen Bedürfniſſen zu fügen ſcheinen. Hier aber, wo der Menſch noch immer nicht die milde Fläche, die dem Anbau vortheilhaft, findet, und wo die Felſenhöhen ſo nah das weite Thal umfangen; kann man nicht ahnen, daß eine charakteriſtiſch durchaus verſchiedene Gegend ſo ganz in der Nähe iſt. Hinauf nach Altsdorf erblickt man ebene, mit Obſt und ſorglichem Anbau geſchmückte Gefilde, wo der treffliche Boden, die herrliche Lage jedes Jahr die reichſte Aerndte verheißt, jedoch ſelten Wort hält — ſeit zehn Jahren erlitt dieſe Gegend Achtmal! alſo faſt jedes Jahr, den Alles verwüſtenden Hagelſchlag!

Die volle Pracht der Felsgeſtaltungen des Kammerguts und der Stevermärkiſchen Gebirge bis nach Außee ſteigt, in blauen Duft gewoben, mit ihren kühnen, fantaſtiſchen Umriſſen hier vor den Blicken auf, mit allem dämmernden ahnungsvollen Zauber der Ferne, ein Zauber, der allen Thalen des Kammerguts fehlt, und der zwar durch die friſchen Reize der nahen Umgebungen zum Theil, nie aber ganz erſetzt werden kann, ſo wenig, wie im menſchlichen Gemüth das Entzücken einer herrlichen Lebensſtunde ohne Erinnerung und Ahnung.

Wer in jenen Gegenden, welche Felſen ſo dicht umfangen, den Vollgenuß der Gegenden, wie den des Lebens nicht entbehren mag, der muß in die Höhe ſteigen. Mit ſchönen Gehöften geziert, von einer alterthümlich freundlichen Kirche gekrönt, gewährt Altsdorf dieſen Reiz der romantiſchen Pracht

der Ferne, den sich die beruhigende Lieblichkeit der weiten Aussicht in die grünen heitern Gefilde, nach Linz und dem Mühlviertel, von einem hellblauen Gebirgsstreif sanft umzogen, gesellt. Von hier geht es über Hillprechting nach Schwannenstadt, wo die Musselinfabrik von Jenny steht, die nicht mehr so stark wie sonst im Gang ist, da bei der großen Conkurrenz so vieler andern Institute jedes dem Andern im Wege steht. Von dort gelangt man auf einer sehr freundlichen Straße durch einzelne kleine Gehölze, Wiesen, Aecker und Ortschaften nach Wolfsegg.

Gleich vor dem zierlichen Badehaus dämmert die weite Ferne eines schönen ebenen Thals mit ihren duftig blauen fernen Gebirggruppen, hinter der freundlichen, grünen Wald- und Wiesen-Abdachung der Höhen von Wolfsegg, wie ein Zauberbild empor. Das üppig prangende Grün des herrlichsten Laubholzwaldes, der blumige Rasen darunter, und die einzelnen hochzierlichen Gruppen schöner Fichten, der reine Himmel, das Aroma der Lüfte, der vollstimmige Waldgesang der Amseln, Grasmücken, Finken und Drosseln, die singend durch die Wipfel ziehn, und nun die schönen Waldwege mit lieblichen Ansichtpunkten, das altertümliche Schloß mit seiner großartigen Aussicht, weit, weit in das Land hinein, auf die Gebirge der Gastein, des Salzburgischen, der Stevermark, des Kammerguts, und übersehbar in allen gliederreichen Verkettungen in ihrem allmählichen Absinken bis zum Schneeberg nach Wien zu! Welche Umgebung, welche Größe mit süßem Reiz der nächsten Umgebung gesellt!

Die Heilquelle ist hochkräftig, nie hat Bad und Markt Raum genug, den Andrang der Gäste zu fassen. Das Badhaus, mit dem Gasthof vereint, ist ganz vortrefflich bestellt. Als ein Mittelpunkt zwischen Linz und dem Hochgebirg ist Wolfsegg sehr günstig gelegen, die Linzer besuchen es fleißig.

Der Markt ist arm, so wie die ganze Umgegend, so arm daß die Zahl der Bettler vom Ort und aus der Umgegend nicht zu berechnen ist. Diejenigen seiner Bewohner, die et-

was hergeben können, wenn ein Bettler kommt, ſind ſo furchtbar in Anſpruch genommen, daß ſie zu den Betteltagen, die Freytags fallen, die Stückchen Brod, genau einen Zoll lang, ½ Zoll breit, und ¼ Zoll dick, liegen haben, und es gehen dennoch Freytags in jedem dieſer Häuſer viel Brode auf! Die Gründe dieſer gräßlichen Verarmung ſind mannigfaltig, und das ganze Land kennt ſie, einer davon iſt das Herabkommen des Kohlenbaus. Möge die Zuſtrömung zum Bade, der wieder beginnende Betrieb der Kohlgrube, den über kurz oder lang die Holznoth herbeiführen muß, nach und nach aufhelfen, es thut ſo weh, Paradieſe ohne Selige — und ohne Engel zu wiſſen! —

Im Waſſer der Quelle, die überreich ſtrömt, entwickeln ſich eine Menge Gasperlen, es iſt auch ſehr angenehm und erfriſchend zu trinken. Es entfließt an zwei Stellen aus der Kohlgrube mit kriſtalliniſcher Klarheit, und hat ſeinen Abfluß in Behältern, die mit freundlichen Anlagen umgeben ſind, eine artige Kapelle ſteht dort — das Zeichen des Danks darf bei dem Quell des Heils nicht fehlen.

Gichtkranke, die ſchon halb zu Krüppeln geworden, Rheumatiſche gleichfalls, geneſen hier durchaus, und angegriffene Nerven erkräftigen ſich hier durch die Zuſammenwirkung der köſtlichen Quelle, der ſüßen unnennbar lieblichen Luft, und der guten Pflege im Badhaus. Nach einer Analyſe des Herrn Apotheker Vielgut zu Linz enthielt die Quelle:

230 Gran kohlenſaurer Soda.
10 „ ſalzſaurer „
6 „ ſchwefelſaurer „
10 „ kohlenſauren Kalks.
7 „ ſchwefelſauren „
4 „ einer eigenthümlich fetten, weißen, theerartigen Subſtanz —

mithin in 100 Loth dieſes Waſſers 1 L. 14 Gr. auflösliche, und 20 Gr. unauflösliche Salze, woraus in 4 Eimern, die zu einem Bade gehören, die angedeuteten Beſtandtheile in folgender Quantität enthalten ſind:

15 Loth	80	Gran	kohlensauren Soda
1 „	40	„	salzsauren „
	93	„	schwefelsauren „
	208	„	kohlensauren Kalk
	112	„	schwefelsauren „
	64	„	theerartige Substanz.

Die Listen des Bades ergeben eine große Anzahl von Heilungen chronischer Gicht, rheumatischer Uebel, hartnäckiger Hautausschläge und selbst böser Folgen ihrer Unterdrückung, Hautskropheln, Verhärtung der Lymphdrüsen, und des Zellgewebes, Lymphkropf, chronische Entzündung der Gelenke, Gelenksteifigkeit, Unterleibs-Anschoppungen, und die darin begründeten chronischen Nervenleiden, Krämpfe, eingewurzelte Schleimflüsse, u. m. d.

Und wer frei von all diesen Leiden herkommt, und mit dem Genuß der entzückenden Gegend und milden duftenden, reinen süßen Luft, einen mäßigen Gebrauch des Bades, milchlau und ½ Stunde lang badend, verbindet, wird den wohlthuenden Einfluß dieser Zusammenwirkung dankbar empfinden, gestärkt und verjüngt in allen Lebenskräften heimkehren.

Eine Molkenkur-Anstalt ist dem Bad beigesellt, alle Mineralwässer, welche die Gäste verlangen, schafft der brave Wirth herbei. Der Zufluß der Gäste ist so stark, daß sie kaum alle zu befriedigen sind. Hoffentlich ist das Gebäude nun vergrößert, das die Gäste aufnahm, denn der Markt hat wenig Quartier, das Schloß in seiner thronenden Herrlichkeit würde entzückend zu bewohnen seyn.

Die Kohlgrube verdiente nicht allein die größte Aufmerksamkeit des Naturforschers, als überhaupt, bei langsam, jedoch sicher heranrückendem Holzmangel für die kaiserlichen Salinenbetriebswerke, und bei der bittern Armuth der arbeitslosen Einwohner der Gegend, größere Berücksichtigung als sie seit 1823 genoß. Sie scheint unerschöpflich ergiebig. Sie wurde 1830 nur mit 16 Arbeitern betrieben. Schultes sagt davon: „Das Steinkohlenflötz streicht in seiner Hauptrichtung gegen Abend, wie die im Süden liegende Alpenkette, und

bricht gegen Osten, wohin alle Flüsse und Bäche in dieser Gegend strömen, natürlich häufiger aus.

Es verflächt sich Anfangs nur unter einem sehr kleinen Winkel, scheint aber durch den aufliegenden Hügelrücken in seiner Hauptlinie erdrückt worden zu seyn, denn es richtet sich wieder nach seinem Striche in einer Strecke von 20 bis 30 Klafter neuerdings auf, und bildet dann einen beträchtlichen Winkel. Es streicht aber, insofern man es jetzt berechnen kann, wellenförmig gegen Osten. Gegen Westen hat man es noch nicht untersucht, man kennt eben so wenig seine Breite, als seine Länge" u. s. w.

„Es sind Braunkohlen, im Durchschnitt ihrer Lage gestreift, im Bruche blättrig, nach Oben mehr schieferig, zuweilen faserig, und weniger dicht und schwarz, als nach unten, wo die unterste Lage sogar glänzend schwarz wird. Diese ist aber oft blos Reißkohle, abfärbend, wie diese, rauh, nicht brennbar, sie verschlackt sich blos im Feuer, den obern Theil kann man für bituminöses Holz, den unteren für schieferige Braunkohle erklären.

„In kalter und feuchter Luft, ja selbst im Wasser, verwittern diese Kohlen nicht, sie verbinden sich vielmehr fest mit dem Schlamme, weßhalb Keller, Brunnen, u. dgl. damit ausgemauert werden. In der Luft verwittern sie. Sie entzünden sich leicht, und brennen anhaltend, ihre Flamme ist hoch, hell, bläulich, ohne viel schwerfällig saures Gas, sie gewähren starke, anhaltende Hitze, und lassen nur wenig erdige Theile zurück in der leichten, weißlich grauen, durchaus nicht schlackigen Asche.

Nach Kindinger's Analyse enthält dieses Lager häufig vorkommende Thonerde, Eisenkies, bituminöses Holz, und läßt mit voller Zuversicht auf Alaunschiefer rechnen. Ein Pf. enthält nach dem Ergebniß 30 verschiedener Experimente:

18 Loth Lor, 2 Fuß gekohltes Wasserstoffgas, ½ L. empirematisches Oel, 9 L. Holzessig.

Herr Seethaler, ehmals Landrichter in Haag, bemerkt im Wolfsegger Fremdenbuch:

„Seit 1795 iſt dieſer mächtige Flötz zwar aufgeſchloſſen, aber noch kennen wir keine der antidiluvianiſchen Pflanzen, oder Holzgattungen, die dort begraben liegen, oder auch vielleicht aufrecht (wie in Rheinpreußen) anſtehen. Auch mangelt noch eine wirthbare Benutzung der zu Tag geförderten Foſſilien, z. B. des Brennholzes, des Töpferthons, der Braunkohle, jene gäbe eine vortheilhafte Handelswaare, die Braunkohle zu Dampfmaſchinen verwendet, oder in Meilern zu Koaren und Geſchirr-Fabriken benutztes Brennmaterial, würde eine Fabrik in dieſer Bergſchlucht begründen.“

Der verdienſtvolle Bergmeiſter zu Iſchl, Herr Dickelberger, der Verfaſſer eines werthvollen Werkes über die Salzberge in geſchichtlicher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht, von welchem Ein geſchriebenes Exemplar auf der k. Hofkammer in Wien, ein zweites Manuſcript bei dem würdigen Verfaſſer ſeit mehr als 15 Jahren abgefaßt liegt, und den Se. Majeſtät der Kaiſer mit huldreichen Ausdrücken höchſter Zufriedenheit mit der goldnen Verdienſtmedaille belohnten — hat die Mineralien und Foſſilien im Wolfsegger Bergwerk folgendermaßen bezeichnet:

1) Thon über dem Braunkohlenflötz befindlich,
2) Erdiges bituminöſes Holz,
3) Mineraliſirte Holzkohlen, oder die ſogenannte Brandlage.
   a) Eine Abart von rothen Streifen,
   b) ein Stück mit Schwefelkies,
   c) „ „ „ Eiſenoxyd,
   d) noch den Jahren kleidbares Stück,
   e) gehobeltes Stück,
   f) Stücke mit Spuren von Aexten.
4) gelber Bernſtein,
5) ordinäre Braunkohle,
6) Töpferthon unter dem Braunkohlenflötz,
7) Quellſand.

In den Schichten liegt alles durch einander, ausgekohltes ſowohl als noch ganz natürliches unverbranntes Holz, in welchem mit ihrer Rinde, Eichen, doch ſeltner, Föhren, Buchen,

alle noch mit der Rinde deutlich zu erkennen ſind. Das Holz ließe ſich ordentlich klieben, und läßt ſich in Splittern abreiſſen, als wäre es nur erſt gehauen. Ueber dem Flötz liegt Erde, wachſen Buchen, Birken, Zitterespen, Lerchen, Föhren, Kiefern, wie in der ganzen wunderſchönen Waldung um Wolfsegg, dann kommt der Schoder, durch welche das Waſſer ſickert, Thonerde, jedoch nur zwiſchen Schlier und Thon Mittelzug — Mergel, Steinkohle ſchichtweis in Lagen, Töpferthon mit Schlier vermengt.

Als das Aerarium die Grube betrieb, kam die Ausbeute nach dem Traunfall, von da in die leer zurückgehenden Salzſchiffe, die ſeitdem unbenützt zurückgezogen werden, dann nach Gmunden. Von 1785—1809 — ſpäterhin durch den, für den Nutzen des Staates und das mit ihm ſo unauflöslich verknüpfte Heil der arbeitſamen Volksklaſſe ſo väterlich beſorgten, unvergeßlichen Salz-Ober-Ammann Leuoble K. K. Hofrath, von 1817 bis zu dem viel zu frühen Abſcheiden des Menſchenfreundes 1823 wurde der Bau betrieben, wurden die Waldungen des Kammerguts für eine ferne Zukunft gehegt und geſchont, und die Wolfsegger hatten Brod.

Wenn man von Entdeckung einer Steinkohlengrube hört, ſo kommt man auf den Gedanken, die göttliche Vorſehung habe, als ſorgliche Hausmutter der künftigen Welt, die antidiluvianiſche verkohlt, zu ſpäterem Gebrauch für die dereinſt holzarmen Länder, damit ſich noch Brennmaterial fände, wenn einmal im ganzen civiliſirten Europa die Waldungen ausgerottet ſind. Wie würde es in Cöln am Rhein, wo man das Holz korbweis kauft, und in den Theilen von Flandern, Brabant u. a. zugehen, wenn nicht Gries und Steinkohlen gegraben würden? Wie in London? Und womit würden die Sachſen ſeit 1813 heitzen? — Vielleicht gibt es in Europa keine einzige Gegend, wo, in dem Verhältniß wie Holz geſchlagen wird, für die Zukunft nachgepflanzt würde!

Ausführlicher und kurzer Wegweiser

für

Fußreisende und Alpenersteiger von Linz über Gmunden in das Kammergut, den Attergau, durch die Wiechau und nach Obersteyermark, mit Berücksichtigung und Nachweis über alle auf diesem Landstrich sich darbietenden Naturschönheiten und Denkwürdigkeiten.

Der Fußreisende könnte, wenn er auf diesem Weg auch noch nach Salzburg und von dort nach Gastein und in das Granitgebirg will, und alle angegebenen Thale und Bergeshöhen besuchen wollte, die nur der jetzige Wegweiser in sich faßt, in mehreren Monden nicht ausreichen, wenn er nicht auf allen Wegen, wo zu fahren möglich ist, ein Fuhrwerk nimmt, und Kraft und Zeit auf die Alpenwege sich aufspart.

Wen also Neigung und Verhältnisse bestimmen, die Reise ganz zu Fuß zu machen, der theile sie lieber auf mehrere Ausflüge ein, er widme dem Kammergut und Obersteyermark einen Ausflug, einen zweiten Salzburg und der Gastein. Zur Noth reicht zwar zuletzt der Wanderer auch für beide Reisen mit Zeit und Lebenskraft aus, aber rathsam ist es nicht. Die Parforce-Jagd von Naturschönheiten hetzt Wild und Jäger zu Tode, und macht, wie die wirkliche, wenigstens das Wild ungenießbar.

Sey es nun, daß der Reisende Eines dieser Gebiete, wo die Natur in voller Schönheit waltet, oder Alle bewandern will, wir reichen ihm den Leitfaden durch die hohen Labyrinthe des unermeßlichen Felsgartens, und zu seinen Hochtempeln der Betrachtung und Anbetung hinauf.

Auch muß ihm Vorsicht empfohlen werden.

Ein Wachstaffentmantel, mit einem Kragen, der im Regen über den Hut oder die Kappe zusammengezogen werden kann, der Mantel faltig, weit genug, um das kleine Felleisen, das der Wanderer auf dem Rücken trägt zu überdecken, ist das Rathsamste, um, wenn im Gebirg, wo kein Obdach ist, ein starker Regen einfiele, geschützt zu seyn, einen Regenschirm läßt oft der Sturm nicht zu, aufzuspannen. Bundschuhe mit starken Sohlen. Ein tüchtiges Griesbeil. Ein Feuerzeug und einige Stücke Wachskerzen im Felleisen. Eine Korkflasche. Ein gutes Perspektiv, besser ein Fernrohr. So wie es erst recht in das Hochgebirg geht, bedarf man Steig-Eisen. Warme Kleidungsstücke im Felleisen, gegen den Wechsel der Witterung zu schützen. So oft es auf hohe Alpenkuppen hinaufgeht etwas Stärkendes, ein Stück Rauchfleisch oder Braten, und guter Wein in der Korkflasche. Caffee ist nach der Abmattung für die Meisten sehr erquickend und stärkend. Beim Wandern und Erklimmen der Höhen eine vernünftige Steigerung der Anstrengungen, die sich der Wanderer zumuthet. Gleich von Anbeginn alles erjagen wollen, matter ab.

Der Reisende wird wohl thun von Linz bis Wels zu fahren, und sich dann auf die Gangsteige und Dorf Eichwald nach Lambach führen zu lassen, von dort durch den Wald nach dem Traunfall einzulenken, um dies große Schauspiel nicht zu versäumen, von dort sind noch 2 Stunden durch eine entzückende Waldung, den Holzknechtweg entlang, nach Lakirchen, und eine starke Stunde dann über Oberweiß nach Gmunden. Immer schöner und ahnungsvoller, tiefblau getuscht in den Horizont, steigen nun über Waldeswipfel die Riesengebilde der Felshöhen vor seinen Blicken auf.

Auch wenn der Reisende, statt über Wels und Lambach von Enns aus den schönern Weg über St. Florian, Steyer und Kremsmünster nimmt, kann er nach dem Traunfall einlenken. Diese Orte sind sehr anziehend zum Verweilen, und die ganze Gegend ist freundlicher, malerischer, belebter, als jene.

In Gmunden angelangt, hat der Reisende die Wahl vom goldnen Schiff, der Sonne, dem Bräu am See, und noch zwischen 13 andern Wirthshäusern: er findet im goldnen Schiff die meisten Fremden, und immer Gesellschaft; in der Sonne freundliche Bewirthung, beim Bräu am See das beste Essen, und den besten Wein, so wie die größte Masse der Einwohner.

Es kommt auf die Ankunfts-Zeit des Fremden an, kommt er früh, so besuche er entferntere Parthieen, um keine Zeit zu verlieren; kommt er gegen Abend, so nehme er eine, der im Abschnitt Gmunden beschriebenen kleinern Parthien, so z. B. wird er überhaupt schon beim Anlangen viel Zeit gewinnen, wenn er eine starke halbe Stunde vor Gmunden, von Linz kommend, einen Vorübergehenden nach der Tuschenschanze fragt, und sogleich den kurzen Weg dahin einschlägt, den Anblick der Gegend von diesem so wunderschönen Standpunkt aus mit allen seinen Reizen zu genießen, sanft steigt er dann in die Stadt hinunter.

Was in technischer Hinsicht in Gmunden schenswerth, ist im Abschnitt dieses Namens bemerkt. Auch den Holzaufzug sieht man bequemer an manchem andern Ort, z. B. in Weissenbach, wo man späterhin vorbei muß.

Am andern Morgen beginne der Fremdling die weitern Ausflüge. Die idyllisch reizende Gmundner Höhe, im Bereich der Viechtau, muß billig früh erstiegen werden, einen Führer findet man in einem der am Wege liegenden Hütten, eigentlich braucht man keinen. In einer Stunde ist man von Gmunden am Fuß der Höhe und überblickt, in einer halben Stunde gemächlich empergelangt, ein Paradies.

Im Rückweg lasse sich der Reisende nach der Reindl-

mühle hinabsteigen, wo er die vorzüglichste Bewirthung findet. Der Ort iſt ſehr reizend gelegen. Hätte der Reiſende Zeit, ſo ließen ſich von hier aus ſchöne Thale durchwandern von eigenthümlicher Lieblichkeit. Man geht in dreiviertelſtunden hinab nach Ebenzweyer, und über Altmünſter und Orth nach Gmunden, wo der Zeitlange, der ſeinen Ausflug früh begann, ohne Ermüdung ſchon am Nachmittag eintrifft, und mit friſcher Kraft weiter kann, um die Reiſe fortzuſetzen.

Links von Gmunden winkt ein anderes Paradies, die Himmelreichwieſe. Der Wanderer laſſe ſich hinauf leiten, ruhe unter der wilden Fichte, und nehme von dort ſeine Richtung nach dem Laudachſee, wo er in einer Alpenhütte Abendkoſt und Nachtlager findet; der See liegt ſehr lieblich umgeben, und hat ein wunderbares Echo, hier ſind ſehr freundliche Almerinnen, und die Stelle hat gemüthlich innige Wehmuth.

Von hier geht es andern Morgens früh hinunter in die wildſchöne Grünau, ein armes, ſtilles, entzückendes Thal. Nach dort gehaltener Raſt geht es in die Eiſenau, die gleichfalls eines Vormittags von einigen Stunden würdig, von dort an den Traunſee, und hinüber nach Traunkirchen, oder wenn es ſchon zu ſpät iſt, nach der Lambath, und am nächſten Morgen über den See nach Traunkirchen zu Sulzls Gaſthofe, wo man jede Bequemlichkeit findet.

Da es bei Berückſichtigung aller ſchönen Punkte rein unmöglich iſt, ſie zu bereiſen, ohne an dieſe und jene Stelle zurück zu müſſen, ſo kommt bei dem vorgezeichneten Reiſeplan alles darauf an, wohinaus der Reiſende will.

Wenn er über Gmunden zurück will, ſo muß er einen entfernteren Wegweiſer brauchen, will er aber über die obere Steyermark zurück, ſo folgt er dem nächſtgezeichneten Plan.

Von Traunkirchen nach der großen Alme, von dort nach Schörfling und Kammer, an des herrlichen Atterſees Strande, und den See entlang nach Weiſſenbach und der Lambath zurück.

Ehe er dieſen Weg unternimmt, beſteige er den Sonnen-

stein und durchwandle die übrigen reizenden Umgebungen Traunkirchens. Von dem herrlichen Ausfluge über die große Alme, Schärfling und Weissenbach nach der Lambath zurück, bieten sich von dort aus die lieblichsten Ausflüge dar.

Der Rinnbachstrupp, ein herrlicher Wasserfall.

Der Almensee in entzückender Gegend.

Der Erlakogl, eine beschwerliche doch hinreissend schöne Alpenreise voll Genuß und Anmuth.

Offensee, ein himmlisches Thal.

Die beiden Lambathseen, eine genußreiche Wanderung.

Der Kranabitsattel, von wo es gleich weiter in das Kammergut geht.

Zum Rinnbachstrupp hin genügt eine kleine Stunde, der Weg ist sehr freundlich. Nachdem der Reisende den schönen Wasserfall bewundert, lenkt er mit seinem, unterwegs in Ebensee, oder in der Mühle genommenen Führer — nach dem Erlakogl den Weg ein, er muß zu Nacht in einer Almenhütte bleiben. Dann kann er die übrigen Parthien machen. Will er fahren, so findet er die Post bei Koch; reisen drei oder vier Personen, so muß er sie nehmen, doch für den einzelnen Reisenden und einen Begleiter finden sich Steyerwagl beim Hofschmidt und Wirthsmüllner auch a. a. O., in Ebensee, beim Steinkoglmüller ¾ Stunden von Ebensee, auch wohl beim Miesenbachmüller, zu billigem Preise.

Der Reisende steige vom Erlakogl hinunter nach Offensees smaragdnen Triften, übernachte, oder verweile in der freundlichen großen Almenhütte; wandle dann in der Morgendämmerung nach der Krer, einem guten Meierhofe, in schöner Lage, und raste dort, von da nach den zwei Lambathseen, der erste schon ist sehr reizend, der zweite erhaben schön. Auf dem Rückweg ergötzen den Blick die sanften Wasserfälle des Baches, der aus dem See abläuft, und auf welchem das Holz abgetriftet wird. Dies wird in den Rießen von den entlegensten Bergen auf das Bachbett hinabgerollt; so wie

es in den Bach soll, wird die Klause eröffnet, wo dann die Fluth das Holz im reissenden Zug nach der Lambath hin wegt.

Am Ufer des ersten Lambathsees wird man auf Verlangen mit trefflichen Fischen bewirthet.

In der Krer kann man auch über Nacht bleiben; man besteigt von dort aus den Kranabitsattel, ein paradiesischer Genuß! Die Seen zu des Hochfelsens Füssen, das wunderliebliche Land, die bedeutsamen Gebirgmassen in der Nähe, die verschlungenen Felsketten fernhin, entzücken den Wanderer. In einer der vier Almenhütten kann man rasten. Bei Abendlicht steige der Wanderer den Feuerkogl hinan; der Untergang der Sonne von diesem Standpunkt aus erschließt ein Paradies. Man geize nicht mit der Zeit auf diesem Felsengipfel, raste die Nacht wiederum in einer Almenhütte, und betrachte, vom Feuerkogl aus, noch den Aufgang der Sonne! Der Schneeberg, die fernen Tauern vom Gasteiner Land prangen in seinem Licht. — Nun leitet der Führer auf rauhem, steilem, doch durch eine Menge der herrlichsten Gesichtspunkte sich lohnenden Alpenweg, über das Höllengebirg, den Albererfeldkogl, den Todtengraben und Eigelgupfpfort, zurück nach dem Feuerkogl, und dem Kranabitsattel — ist die Zeit zu karg bemessen, so muß der Reisende freilich dieses Genusses verlustig gehen.

Vom Kranabitsattel geht es durch Offenthal und Tanzstadt nach der vordern Spitzalpe, wo mehrere Almenhütten stehen, und von da nach der hintern Spitzalpe, auch von Almenhütten umgeben. Nun gelangt man über den Braunkogl nach dem Butter, der wiederum einen ganz eigenthümlichen, überraschend herrlichen Standpunkt beut. Von diesem Gipfel aus erblickt der Wanderer das romantische Mondsee mit seiner großherrlichen Alpenumgebung, eine Menge anderer Seen und Gewässer, und die lieblichen, von Inn und Isar durchwogten Gefilde.

Eine halbe Stunde vom Butter entspringt eine heilkräftige Quelle, die, nach dem Ausspruch Sachkundiger, viel

Aehnlichkeit mit dem Gasteiner Wasser hat, und auf jedem Fall zu einem Bade benutzt werden könnte; eine Wohlthat wäre es für diese Gegend, und für unbemittelte Einwohner, die nicht nach Gastein reisen können, wenn diese Quelle benutzt würde!

Vom Butter hinunter nach dem Holzaufzug kann man in Außerweissenbach Nachtlager finden, und am andern Morgen weiter. Man kann von hier aus den Schafberg besteigen, einen der belohnendsten Aussichtpunkte der ganzen Reise, und von dort herunter nach Wolfgang, das unaussprechlich schön im Waldgebirg am Rande des Sees gelegen, armen Holzknechten, Häuslern und Bauern zum Wohnsitz dient, wo ein liebes, treuherziges Völkchen im unfruchtbaren Gebirg im Schweiß des Angesichts sein tägliches Brod ißt, und froh wäre, es mit Salz zu würzen.

Von Wolfgang nimmt der Reisende seinen Weg über den Leonsberg nach Ischl, und wählt, als den genußreichsten, den Weg über die Zimitzschneid, nach der Gartenalpe, nach Wirling.

Ein anderer Weg führt durch die Tratten in die Schitt zum Zimitzgraben.

Ein dritter von der Leonsberg-Alpe durch die Stückl bis Nußbach.

Ein vierter, auch recht freundlicher Weg über die Hollergschwand.

Wer Geld sparen will, übernachte in einem Dorf vor Ischl, nicht im Badeort selbst; er spart zugleich Zeit auf seinen nächsten Ausflug, wo er wieder durch eines der Dörfer müßte, die er dann schon hinter sich gelassen. Die übrigen Parthieen von Ischl aus sind im Abschnitt Ischl beschrieben.

Nachdem der Reisende einige davon, oder alle diese Parthien gemacht, wende er sich nach dem Markte Laufen, über Roitherndorf. Er kann in Laufen mit Betrachtung der, ehmals so lebhaft betriebenen Kufl-Erzeugung, in der Werkstatt der armen Arbeiter, dem Schlagbaum gegenüber, eine Vier-

erſtunde lehrreich zubringen, und dieſe fleißigen, geſchickten Menſchen mit einer kleinen Spende erquicken. Die Kugl-Erzeugung muß vier Jahre lang erlernt werden, und erheiſcht Gewandtheit, Uebung und Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade.

Auch das herzerſchütternde Schauſpiel des Schiffaufwindens, in einem runden Holzhauſe an der Traunbrücke, laſſe ſich der Wanderer nicht entgehen. Es wird hier eine Anzahl von 12—16 armer, halbnackter, mißgeſtalteter Menſchen beiderlei Geſchlechtes im Kreis um den Pfeiler laufen ſehen, um welchen das ſtarke Schiffsſeil ſich auf und nieder windet, und mit der ungeheuerſten Anſtrengung, dankbar dem Himmel, ihr tägliches Brod dem Schickſal abringen. Hier komme der Unzufriedene her, dem kleine Mühen drückend ſcheinen, er wird geneſen!

Laufen, ein, noch vor 6 Jahren beſſere Tage genießender Markt, nur eine Stunde von Iſchl, hat eine ſchöne Kirche, ein Rathhaus und hübſche Häuſer, es war ehemals blühend. Die Gegend iſt voller Reiz, durch die romantiſchen Ufer der hier ſo lebendigen Traun, die in brauſenden Catarakten dahinſtrömt. Die Ufer ſind ſchmal, an Feldbau iſt nicht zu denken; überall, um und um, ſtreben die waldigten Höhen hervor, und engen das reizende Thal ein, das im üppigſten Grüne lacht. Die Pfarre, der Wohnſitz eines Menſchenfreundes, hat den lieblichſten Garten, ein Roſenparadies in Miniatur, in welches die ſmaragdenen Höhen, den Himmel traulich umfangend, hinein leuchten.

In dieſem Ort, wo aller Kunſtfleiß geſtorben, wohnt dennoch, durch unglückliche Umſtände feſtgehalten, ein höchſt kunſtreicher Mann, der Schloſſermeiſter Graf, von welchem im k. Joſephinum in der Reſidenz eine ganz vortreffliche Arbeit, ein ſchönes Schloß, wie ein gothiſches Denkmal mit Säulen und Zierden, ſo mühſam als ſinnreich und zierdevoll, aufbewahrt wird, das ihm mit 80 fl. C. M. bezahlt werden.

Ein guter Wundarzt iſt gleichfalls in Laufen, Wirgartner ſein Name. Iſchls Nähe thut dieſem Markt Abbruch,

wer aber durchkommt, und Nachtquartier wünscht, findet es gut im Bräuhaus.

Eine starke Stunde von Laufen liegt Goysern, ein langes, weitläufiges Dorf mit dem Schloß und Pflegegericht Wildenstein. Hier sind zwei Gotteshäuser für die Einwohner beider Gemeinden, und zwei gute Schulen. Die Gegend ist sehr anmuthig und großartig, rings von gewaltigen Felshöhen umfangen, das weite Thal im fleißigen Anbau prangend. Die Häuser sind vielfach mit Weinreben umrankt, und von wohlbestellten Gärten umduftet. Man findet hier beim Keferwirth, und noch in andern Wirthshäusern gute Unterkunft, und auch von Fuhrwerken, sowohl bedeckte, als Steyerwagl, eine gute Auswahl.

Von Goysern aus kommt es auf den Reiseplan an, denn man kann sich von hier nach der Hallstadt, oder nach der obern Steyermark wenden. Will man durch die obere Steyermark nach Hause, so besuche man zuerst die Hallstadt und das Gosathal, und wende sich von Goysern rechts nach dem Steg, auch Traunegg geheißen, eine kleine Stunde von Goysern. Es ist ein geräumiger Meierhof, mit einem Gasthause, an der Traunklause, mit herrlicher Aussicht auf den Hallstädter See und das Hochgebirg, das ihn umfängt; das Thal dehnt sich links weithin aus, mit Feldbau und frischgrünen Matten, indeß zur Rechten die tobende Traun der Ramsau hochstarrende Felsen umrauscht. Im Gasthof findet man ein schönes Lokal im ersten Stockwerk, treffliche und billige Kost und gute Bedienung, bisweilen auch ein Fuhrwerk. Von hier aus geht man, um Zeit zu ersparen, lieber zuerst nach dem Gosathal. Man kann zu Wasser bis nach der Gosamühle, eine Stunde vom Steg, auch auf ebenem, schattigem Fahrweg zu Lande, doch ein dritter höchst angenehmer Weg, reich an überraschend herrlichen Aussichtspunkten, bietet sich dem Wanderer dar, wenn er vom Steg aus über die Brücke nach den Sulzstrennen geht, und diesen folgt; sanft bergan im Schatten gelangt er bis zu einer Höhe von beiläufig 25—30 Klafter, wo der schmale

Weg, in den Felsen eingehauen, bisweilen über eine Brücke geht, unten in senkrechter Linie liegt der See mit seinen idyllischen Ufern, und jenseits thront das gewaltige Hochgebirg von Aussee. Alpenrosen wachsen hier in Fülle, und die ganze reiche Flora dieser Gebirge umduftet den entzückenden Pfad, der auf die Brücke hinführt, die über die mächtigen Pfeiler des Gosazwangs liegend, die Sulzstrennen trägt. Von dieser Brücke hinab geht es zu dem Fahrweg, der längs des wildströmenden Gosabaches, nach dem schönen Thale dieses Namens in drei Stunden bei unmerklichem Aufsteigen führt, und von beiden Seiten in Waldfelsen eingeschlossen liegt. Dieser Weg, obwohl nicht reizlos, denn Waldesgrün, Fluthenrauschen und Felsenherrlichkeit sind immer ergreifend, bietet jedoch keinen malerischen Gesichtspunkt dar, so wie sich aber das Thal öffnet, — prangend im frischesten Grün, freundlich belebt durch den wilden noch strömenden Bach, durch Gehöfte, Hütten und weidende Heerden, im Schmuck seiner Kirche, und manches stattlichen Gebäues, eingefriedet zu beiden Seiten von gewaltigen Felsmassen, und im Hintergrund überthront von einer hochherrlichen zackigten Felsenkette von der kühnsten und bedeutsamsten Gestaltung, — fühlt sich der Wanderer von Entzücken gefesselt.

Zwei gute Gasthöfe bieten sich im Gosauthal dem Wanderer dar. Einen Führer zu den Seen, und, wenn er ihn besteigen will, zum Thorstein, findet er, nachfragend, in einer der Hütten des Thales. Es gibt deren, besonders seit vier Jahren, unzählige, weil es seitdem im Kammergut an Arbeit fehlt. Kommt man jedoch zur Zeit, wo es Feldarbeit giebt, so sind alle Hände beschäftigt, gleichwohl findet sich noch immer leicht ein junger Bursche, oder ein zum Gehen noch rüstiger Greis. Auch das Gosauthal täuscht durch einen Anschein von Fruchtbarkeit, Felder und Wiesen lohnen hier nur spärlich, bisweilen gar nicht, den mühsamen Anbau; das Wasser thut Jahr für Jahr gewaltigen Schaden, wie auch schon vor 8 Jahren Steiner in seinem verdienstvollen Werke angemerkt hat, und das Heilmittel, einen Canal, angegeben.

Jedes Jahr tritt der See über, der Bach schwillt ungeheuer und verwandelt die angrenzenden Felder und Wiesen in Sümpfe, oder überwirft sie mit Sand und Steinen, setzt oft das ganze Thal unter Wasser, wo dann immer Verwüstungen folgen, die des Fleißes ganze Frucht vernichten, und selbst die friedlichen Hütten bedrohen und angreifen. Eben deßwegen vermehrt sich im Sommer und Herbst die Arbeit, ohne sich zu belohnen, denn sie besteht meistens nur aus Wegräumung der Auswürfe und Wiederherstellung des alten Zustandes.

Im Gasthof versehe sich der Reisende mit Wein und Fleisch, die der Führer trägt, er muß auch die, im Anfang dieses Wegweisers angegebenen Vorsicht-Requisiten nicht vergessen, besonders wenn er den Thorstein besteigen will. Der Weg geht durch das anmuthige Thal bis zum Fuß der Felsengruppe, die das Thal überthront, unter Tannenwaldung sanft aufwärts, der rauschende Bach bleibt links unten, die Gegend wird einöniger und freudloser, man sieht nichts als Tannendickicht und nacktes Gestein. Erst wenn man nach zwei Stunden beim Klausengebäude um die Ecke biegt, erblickt man den vordern See, und seine friedliche Alpenhütte, wo man treffliche Alpenkost findet. Köstlich ist es hier zu rasten. Hoch und einsam thront der leuchtende Gletscher über der stillen, klaren, von den bedeutsamsten Felsgruppen umfriedeten Fluth. Eine wehmüthige Lust umfängt den Wanderer. So ganz von allem was er bisher gesehen verschieden, ist dies Alpenthal, und, gefesselt durch den reinsten und süßesten Reiz, möchte er hier verweilen und Hütten bauen!

Wer nicht des Sinnes ist den Thorstein zu erklimmen, erspare Zeit und Mühe, und begnüge sich mit dem Anblick des unteren Sees. Er ist bei weitem nicht so anmuthig, doch ist der Weg dahin sehr schön. Man geht unter hohen Ahornbäumen und gewaltigen Tannen in anderthalb Stunden gemächlich hinauf, an einem Steinplattenbruch vorüber. Tiefgrün blickt am Ziele der Bahn der obere See aus nackten Felsen, diche überthront vom nahen Dachstein, hervor.

Von hier aus sind es noch anderthalb Stunden bis zum

Grabſtein) aus welchem aus ein ſteiler, ſchmaler Alpenweg in einer kleinen halben Stunde gefahrlos, wenn auch furchtbar anzuſchauen, auf die Eisfelder des Thorſtein bringt, und ihn vor auf des Dachſteins Gipfel hier erwarten den Wanderer Genüſſe einer ganz andern Art, als bisher die Reiſe ihm gewährt, eine ſolche Herrlichkeit ſpottet der Beſchreibung, und ſelbſt der kühnſten und reizendſten Gebilde der Phantaſie.

Ein heiterer Tag aber muß es ſeyn, und der Reiſende beachte die wiederholte Warnung für jede Gebirgerſteigung.

Das leiſeſte Wölkchen, das ſich in der Richtung des, das Gebirg anwehenden Windes, heran zu nahen ſcheint, ſey ihm eine Warnungstafel, es wächſt mit unglaublicher Schnelle zum Koloß, der den Berg umhüllt. Sieht er ein ſolches auf den Eisfeldern, ſo erſteige er die Kuppe nicht mehr, er könnte dort, in Nebel eingehüllt, Tagelang verweilen müſſen. Schon auf den Eisfeldern beut ſich eine hochentzückende, weitumfaſſende Ausſicht dar.

Der Reiſende, der den Dachſtein erſtiegen, wird wohl thun, in der einen der Almenhütten am obern See zu übernachten. Er kehrt nun nicht mehr nach dem Goſathal zurück, ſondern läßt ſich über den Plaſſenſtein oder Plankenſtein, nach dem Hallſtädter Salzberg führen, am Rudolfsthurm geht der Weg, den auf der Mitte noch Schleifſteinbrüche ergötzlich machen, hinaus.

Der Rudolfsthurm thront auf dem Abhang des Salzbergs, und erſchließt den Blicken die entzückende Ausſicht auf die Hochfelſen, den See, die obere Traun und die Lahn. Hier wohnt der als wiſſenſchaftlich gebildeter und menſchenfreundlicher Gaſtgeber in gleichem Maße achtungswerthe K. K. Bergmeiſter Pollhammer. Man kann nun von hier zum Salzberg, oder hinab in das herrliche Echerauthal zum ſchönſten Waſſerfall des Kammergutes, zum Waldbachſtrub, man verſäume ihn nicht. Im Rückweg findet man gegen billige Vergütung Erquickung in der Echerumühle, und, wenn der Hirſchbrunn und Keſſel eben ihr kühnes Naturſpiel

treibungsmas man schon unterweges von den Einwohnern erfährt, so versäume man sie nicht.

Von der Hallstadt aus besteigt man, wenn man Zeit und Kräfte hat, das Taubenkahr, doch nicht ohne für den einzelnen Mann zwei tüchtige Führer, und sowohl die schon empfohlenen Requisiten von warmer Kleidung u. s. w. als stärkende Lebensmittel mitzunehmen. Man wendet sich um Führer am Räthlichsten an den K. Waldmeister, Herrn Sonnleithner, einen der kenntnißreichsten und ehrenwerthesten K. K. Salinenbeamten, dessen Bildung und Geist, durch Erfahrung gereift, Achtung und Liebe zugleich in dem Bereich seines fleißigen Wirkens — er verwaltet seit zwei Jahren drei Stellen mit beispiellosem Fleiß — in Anspruch nehmen. Durch die Waldbachleithen geht es über die Thiergärten hinauf nach dem Taubenkahr, von dort zeigen sich die Gipfel des Grimming, Priel, des Pirn, und die übrigen Gebirgmassen, man unterscheidet auch die Wildalpe bei Eisenerz und die Gebirgsrücken unter Wien. Das Ersteigen ist nicht ohne Gefahr und Beschwerde.

In der Hallstadt hat man die Wahl zwischen vier wohlbestellten Gasthöfen, beim Seeauer, Täubler, Stubler und Marktrichter. Die Kirche ist alterthümlich und schön, der Kirchhof hat herrliche Aussicht. Im Ort selbst kann noch die Sudpfanne betrachtet werden; auch ein Besuch zum Hutmann, der sehr zierliche Basrelief-Arbeiten zeigt, wird den Reisenden nicht gereuen. Einige Salinenarbeiter schnitzen sehr artige Sachen aus Pfannenkern, einer derselben, Engleithner, ist Bildhauer, und arbeitet gut in Marmor, der hier in der Nähe gebrochen wird.

Von hier kann man entweder auf anderthalbstündigen, sehr beschwerlichem Fußwege nach der idyllischen Ober-Traun, oder auch besser zu Wasser, doch fahre man nicht im Sturm! Eine Anzahl von 36 Personen ging im März 1815 hier unter! Die obere Traun führt auf einem mäßig bergan gehenden Weg die Koppen hinauf nach Außee. Die Traun im wilden Fall durchrauscht die Schlucht durch welche dichte, herrliche

Buchenwaldung hinzieht, und den Weg beschattet. In zwei Stunden ist man eben, wendet sich nach dem, auf der traurigen Brandstätte dreier, am 14 Julius 1827 in Asche gelegten Pfannhäuser, zum neu errichteten Bau, und rechts nach dem Markt.

Hier findet der Reisende manchen schönen Genuß, er wähle, wo möglich, nicht zwischen den Parthien, sondern lasse weder das herrliche Hochgebirg und die Almen um Alten-Aussee und den Salzberg, noch den Grundelsee unbesucht, wenn er auch den Toplitzsee liegen läßt. In Alten-Aussee findet er gute Unterkunft. Vom Grundelsee, dem Ursprung der Traun, sind noch zwei Stündchen bis Mitterndorf, wo des Postmeisters achtbares Haus zum Absteigquartier empfohlen wird. Von dort sind noch sieben Stunden bis Liezen, dann noch zwei starke Stunden bis Admont, der Reisende biege aber gegen Neuhaus rechterhand ein, nach Irdning und Schloß Strechau, gehe von dort nach der Klamm, und nach Admont, das Ensufer entlang, dieser Weg ist eine Stunde weiter, aber höchst genußreich und leicht zu wandern.

Im Markt Admont findet man beim Bräuer das beste Nachtquartier. Von dort gelangt man in 1½ Stunde nach dem Gesäuse, eine schauerlich schöne Bergschlucht, der Ens wunderherrliche Wiege; in 4 starken Stunden erreicht der Reisende Hinflau, von dort in 4 Stunden Eisenerz, in 5 Stunden Wildalpe über Eisenerzhöhe, dann Weichselboden, den Kastenriegel, und Maria-Zell.

Alle in diesem raschen Ueberblick nur obenhin bezeichneten Plätze und Parthien finden sich in diesem Handbuch besonders beschrieben.

Reiſe von Wien über St. Pölten nach den Stiftern Lilienfeld, St. Florian, Kremsmünſter.

Wer um Sechs Uhr von Wien abfährt, gelangt auf einem ſchönen Weg über Hütteldorf und Mariabrunn Mittags nach dem freundlichen St. Pölten. Im Proſpekt zeigt ſich die ſteyermarkiſche Bergkette, der Verſchönerungsſinn, der wohlgeartetſte Sohn der neuen Zeit hat die Gräben ausgefüllt, und mit Bäumen geſchmückt. Maulbeerbäume und Lindenalleen umgeben die Stadt, Wieſen und Gebüſch umher. Auf der Wieſe werden die Soldatenſchule eines Regiments exercirt, das in St. Pölten in Garniſon liegt; die muntern Knaben ſpielten recht luſtig Soldaten.

St. Pölten genießt reichlicher Dotationen noch aus der guten Vorzeit her. Damals glaubten die Reichen ſich verpflichtet, einen Theil ihres Vermögens dem allgemeinen Beſten zu opfern. Man ſieht keine Bettler in St. Pölten. Die Stiftungen von alter Zeit ſind ſo vortrefflich organiſirt, daß der Eingeborne gegen Schickſalſchläge in jeder nachtheiligen Folge derſelben geſchirmt iſt. Erkrankung — Vermögensverluſt — Gebrechlichkeit — Alles findet hier Abhülfe. Niemand kann zu Grunde gehen. Der würdige Syndikus Ribars gab mir über alle Anſtalten eine Auskunft, welche ſie muſterhaft darſtellt. Warum iſt's nicht überall ſo, und nicht einmal da, wo es ſo ſeyn könnte? —

Ihre Maj. die Kaiſerin beehrte in St. Pölten das Erziehungsſtift für Mädchen mit ihrem Beſuch. Als Ihr die vielen künſtlichen Arbeiten, Perlenſtickerei, feinſte Tapiſſerie und andere dergleichen Arbeiten gewieſen wurden, fragte die gute, treue Landesmutter: „Lernen die Kinder auch brav Hemden nähen, und Strümpfe ſtricken?“

Wir waren im Löwen abgeſtiegen, dieſer Gaſthof iſt vortrefflich. Wir fuhren andern Tags nach Lilienfeld. Der Weg iſt ſehr ſchön von Wilhelmsburg aus, am Weg ſteht eine Denktafel auf einem ungeheuern Felsſtück. In der Nacht des

25. März 1811 ward dies Felsstück heruntergestürzt, in seinem Falle traf es eine friedliche Hütte am Weg, deren Bewohner ruhig schlummerten; die Hütte wurde zertrümmert, doch rettete sich das Weib, das sie bewohnte, mit ihrem Kind und ihrer Ziege. Lilienfeld ist der herrlichste romantische Punkt, der noch zur Umgegend von Wien zu rechnen ist. Wer über St. Pölten von Wien früh fünf Uhr wegfährt, ist schon Nachmittag um vier in Lilienfeld. Dies reizende Alpenland trägt das Gepräge wundersamen Friedens und unnennbarer Lieblichkeit. Seinen Namen hat es von der Menge schöner Purpurlilien, die im Frühling auf seinen Wiesen prangen. Der Ort hat noch einige Wohlstandsquellen, wiewohl mehrere Fabriken eingegangen sind. Die vielen Wallfahrter nach Maria Zell beleben ihn sehr; weil sie meistens dort übernachten.

Das Wirthshaus war in gastlichern Zeiten, nämlich in blühender Klosterherrlichkeit, das Gasthaus des Cisterzienserstifts. Es ist wohl bestellt. In der Post herrscht Eleganz, Anstand und Billigkeit. Der freundlichste Gasthof ist der Steg, eine Viertelstunde von Lilienfeld auf dem Wege nach Türnitz mit herrlicher Aussicht. Caroline Pichler rühmt ihn als vorzüglich. Unsere Ankunft in Lilienfeld am 19. August 1829 traf mit der Sr. Excellenz des Erzbischofs von Erlau zusammen; trotz dem Regen gieng die Erleuchtung und eine herrliche Vokal-Musik von Männern und Knabenstimmen, mit welchen das Stift seinen ehmaligen Mitgenossen den verehrten Sänger der Rudolphias bewillkommte, herrlich von Statten. Natur versteht etwas von den Regeln der Akustik und nirgends ist die Beleuchtung so prangend, als im Gebirg. Am andern Morgen gieng eine angenehme Gebirgsparthie dem köstlichen Mahle voraus, welches das Stift seinen Gästen gab. Wir durchstreiften mit Lust den Klostergarten, den ein Pavillon und eine weiße zierliche Säulenhalle auf seinen hochgelegensten Punkten bezeichnen. Von beiden Seiten ist die Aussicht entzückend. Se. Excellenz H. Erzbischof Ladislaus Pyrker hat diesem Garten seine ersten Verschönerungen gegeben, er führte mich an seine Lieblingsstelle, eine dicht umschattete Laube,

zu der nur das Rauschen der Fluth und der Wipfel gelangte. Hier schrieb er seine Rudolphias. Schon ist dieser Klostergarten, dessen sinnreichgeordnete Gänge sich im Emporsteigen so gemächlich durchwandeln, und ihre wechselnden Aussichtpunkte wahrhaft erschliessen, zu einem schattigen Lustwalde emporgegrünt, mit den prangendsten Blumen bepflanzt.

Er besteht ganz aus klassischen Stauden und Bäumen; bis auf die Höhe war sonst der Garten schattenlos, der jetzige Prälat, ein Mann von rastloser Thätigkeit und seltner wissenschaftlicher und litterarischer Bildung, hat diesen ungeheuern botanischen Garten mit sorglicher Auswahl der, für die Pflanzen und Bäume geeignetsten Stellen selbst angelegt, ihm alle Pflege mit eigener Hand zukommen lassen, kein seltenes und schönes Gewächs fehlt in dieser Sammlung. Als wir im Stift umher geführt wurden, erfreuten wir uns wiederum der Thätigkeit des Prälaten, welche in so kurzer Zeit es bewirken konnte, daß in diesem ungeheuern Bau alle Spuren des entsetzlichen Brandes, der es vor vielen Jahren verwüstete, vertilgt sind. Das Stift hat eine herrliche Bibliothek und viele Gemälde, unter denen sehr schöne. Was der Brand von der alterthümlichen Bauart noch übrig gelassen, ist höchst anziehend, und auch die neuen Einrichtungen charakterisiren das freundselige Walten des guten Geistes, aus welchen Stiftungen hervorgegangen sind. Sie waren ohne Ausnahme mit einem gemeinnützigen edlen Zwecke verknüpft: Verbrüderung zur Aufrechthaltung des Guten und Schönen, der sittlichen Ordnung, der Erziehung, der Ausbildung der Jugend, im Schooße einer herrlichen Natur, in gesunder Luft, und fern von verderblichen Zerstreuungen und Einflüssen, oder der Pflege der Kranken, und der Linderung des menschlichen Elends, lag im Sinn ihrer ersten Einsetzung, und wirkt noch heut, wo so Viele zu Grund gerichtet, Andere verkürzt und beeinträchtigt worden, als Wohlthat für die Gegend fort, die eins besitzt. In abgelegenen Gebirgsgegenden traf man in den Stiftern eine Fülle von Kunstherrlichkeit, weil sie die Künstler jeder Gattung beschäftigten, und mit jedem Zweige menschlicher

Kunstthätigkeit ihre Hallen schmückten. Alle edlern Kräfte der Menschheit fanden hier eine Richtung, einen Wirkungskreis, ein Centrum. Alle Künste erschienen in den ihnen zugehörigen Bestimmungen, und ihrer Würde gemäß verherrlichten Umgebungen. Wo findet sich jetzt ein Centralpunkt für edle Kunstbestrebungen aller Art, wie Stifte, Klöster und Kirchen gewesen?

Bei der Tafel überraschte uns eine köstliche, großartige Vokalmusik mit Chören und Solos aus Haydns Jahreszeiten. Der Abend wurde zu einem Spaziergang nach dem Wasserfalle benutzt; er ist unbedeutend, aber sehr lieblich umgeben. An ihm führt der Weg zu einem zweiten Wasserfall, und zu einem köstlichen Aussichtspunkt herauf. Man geht von dort auf einem bequemen Fußpfad auf die Lilienfelder Alme, an der Spitze des Muckenkogls. Man sieht all die wohlbestellten Felder und schönen Ortschaften im Thale, nach allen Richtungen hin, und bis nach Wien; der Anblick ist reizend. Auf der Hinteralpe erschließt sich dem Auge der ganze Kranz der steyermärkischen Hochgebirge, der Oetscher und Schneeberg, und zwischen diesen die herrliche Gebirgkette; eine reiche Alpenflora blüht auf diesen Höhen. Es liegt noch eine schöne Alpe in der Nähe von Lilienfeld, von deren leicht zu ersteigender Höhe nach allen Richtungen hin das Hochgebirg sich zeigt.

Den schönen Lessingfall, zu welchem der H. Erzbischof Ladislaus Pyrker den Weg hat bahnen lassen, erlaubte die Zeit nicht, zu besuchen.

Der jetzige Prälat hat ein verdienstvolles Werk über Lilienfeld geschrieben, daß die vielen großen und ergreifenden Erinnerungen in seiner uralten Herrlichkeit in sich schließt.

Wir reisten von St. Pölten nach Amstetten. Wir rasteten Mittags im goldenen Stern in Erlaf, in einem schönen obern Zimmer, wo uns die Fliegen ungeneckt ließen. Die Bewirthung war gut und billig.

Von Mölk nach Amstetten fängt die Gegend an, schön zu werden. Ein Ritter steht mitten auf dem Markt von Amstetten, vereinzelt und einzeln wie ritterlicher Sinn auf dem großen Markt des Lebens. Wir schliefen in Strengberg, wur-

den vortrefflich aufgenommen, und waren in jeder Hinsicht zufrieden, früh giengs durch einen prachtvollen Weg zwischen Feldern und Obstbäumen nach St. Florian. Wer jemals dort war, dem muß es bei dem bloßen Namen schon wohl werden. Innen italienische Pracht und Heiterkeit der Verhältnisse, Außen, so weit die Blicke reichen, ein aumuthblühendes Paradies; die Gebirgkette des Traunsteins und Höllengebirgs, tiefblau und duftig in der Ferne, blickt in das fruchtbare Land, wie ein großer Gedanke in ein stillfriedliches Leben. Das Stift ist der Wohnsitz wissenschaftlich schaffenden Geistes, hoher sittlicher Würde, edler und heiterer Gastlichkeit. Welchem wissenschaftlichen Forscher ist der Name Michael Arneth fremd? Und wer verließ je St. Florian, ohne jene innere Verklärung, wie sie nur den Gipfeln der Menschheit entströmt, erhebend und beseligend in sich zu tragen?

Nur flüchtige Andeutungen dessen, was die herrliche Gallerie in sich schließt, erlaubt man sich hier. Sie ist reich an verdienstvollen Gemälden, von allen Schulen, und aus allen Jahrhunderten der neuen Kunst. Der würdige H. Dechant Meyer führte mich darin umher, nur wenige Bilder aus der Fülle habe ich mir aufgezeichnet.

Ein lehrender Christus im Tempel von Spagnoletto Ribera, der in den alten Schriften nachschlagende Greis, der nachsehen will, ob der lehrende Knabe Recht hat? ist ein hübscher Gedanke.

Der wasserschöpfende Knabe von Morillo. Das Bild ist als ein Studium zu betrachten. Der gesunde, wohlgebaute Körper, in gefälliger Beugung und trefflicher Muskulatur, der Staub an den Füssen, die Wahrheit in der Beleuchtung, die ohne gesuchten Effekt in das Halbdunkel geht, ist ganz des lebenathmenden Meisters würdig. Unsere jetzige Literatur hat auch manchen Morillo.

Ein kleiner Titian aus seiner frühern Zeit, so recht in der sanften und gluthvollen Intensität des Meisters; vor Allem leuchtet der kleine Johannes mit dem Lamme aus dem Bilde hervor.

Hemskerks jüngstes Gericht, phantasiereich und voll origineller Gestalten und Gruppen. Der Jüngling, der beseligend zum Himmel aufblickt, ist wahrhaft schön gedacht und ausgeführt. Die Teufel und Teufelchen sind recht bravteufelisch. Besonders der Eine, der ein schönes Weib holt.

Palma Vecchio: Maria, das Kind auf dem Schooße. Ein Engel hat ihm die Hand untergeschoben, ein Anderer betet an; man könnte es für einen Titian halten, es hat ein herrliches Colorit.

Rubens, am Tisch mit seinen zwei Frauen. Ein angenehmes Bild aus Rubens Schule, viel ausgemalter, als die Werke des großen, gewaltigen, lebensfrischen Meisters, doch nicht warm, wie diese.

Eine schöne Grablegung von Barocchio.

Der Markusplatz von Canaletto, in zwei Bildern zu verschiedenen Seiten dargestellt; sehr vorzüglich.

Von Schendereughl St. Antonius Versuchung — kaum habe ich irgendwo anders ein so phantastisches und fein ausgeführtes Bild dieses Meisters getroffen. Wenn es so possirliche Teufelchen gäbe, so wären sie ein Witz der Natur — man sollte Journale aus ihnen machen! Sollte in dieser humoristischen Auffassung der kleinen Satanasse nicht ein tiefer Gedanke liegen, der die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des bösen Princips andeutet?

St. Antonius, ein ehrwürdiger Greis, sitzt am Wasser auf einem Baumstamm; ein phantastischer Thurm mit teuflischer Besatzung schwimmt auf ihn los. Ueber ihm, neben ihm, unter ihm, um und um mühen sich die armen Teufelchen ab, den ernsten Heiligen zu necken, zu zerstreuen und zu ärgern. Ein kopfloser Teufel stößt in ein Horn, vorahnendes Symbol der jetzigen Journalistik. Unübertrefflich ist die Anordnung und Nettigkeit der Ausführung, auch Landschaft und Luft des Bildes.

Von einem unbekannten alten Meister, ohne Zweifel ein Italiener, eine Lukretia in weißen, dünnen Gewanden, mit köstlichem Halsschmuck, geistig schön aufgefaßt.

Von Van Dyk St. Auguſtin, in ſeiner Bekehrung begriffen.

Ein ſehr hübſcher kleiner Amor von einem unbekannten Meiſter.

Eine heilige Familie von Innocentio da Imola — in ſeiner Schroffheit und Grellheit unverſchmolzener Färbung, jedoch in ſeiner eigenthümlichen Großartigkeit, der Joſeph-Kopf iſt ſehr ſchön.

Ein kleiner Paolo Veroneſe in Waſſerfarbe. Eine heilige Familie, beſonders lieblich gedacht, und mit wenigen Strichen in ſeiner niedlichen Lage hingehaucht, das Kind. Der große Venetianer ſchenkte das Bild dem Marcheſe Canova, wie auf der Rückſeite ſteht.

Die Werke der Liebe, in vier Darſtellungen von Ludovico Caracchio. Die Hungrigen ſpeiſen, iſt das Schönſte von Allen, ſo recht in der Glut und Vollkraft des edlen Meiſters, Eins ſeiner trefflichſten Werke. Auf tiefblauem Luftgrund die wohlgeordneten, lebenvollen Gruppen kräftig gehalten, und mit Grau und Braun in Tiefblau ſchöne Wirkung und herrlicher Einklang hervorgebracht. Ausdrucksvolle Geſichter, die Lippen zuckend, und die Augen funkelnd, die Phyſiognomien ſprechend, das Colorit herrlich, und der Gedanke in voller Einheit, ohne geſuchte Nebenwirkung ausgeſprochen. Vor dem, welcher die liebevollen Gaben ſpendet, ſteht eine ältliche Flehende und eine junge ſchöne Frau, mit rührendem Antlitz und Blick, und ein ſchönes bittendes Kind; noch andere harren mit ſchmachtendem Blick der Wohlthat — wahrhaft rein und kräftig aufgefaßte Natur, rührend wie ein ſchönes Gedicht, voll herrlicher Gedanken. Der tiefe Himmel und der Vollklang einfach, in ruhigen Maſſen zuſammengehaltener Töne, bringt einen erſchütternden, großartigen Eindruck hervor.

Ein herrlicher G. Bellini, eine Sibylle von Guido Reni.

Das Innere einer Kirche, von Peter Neef mit Figuren von Eleſſen, der Tod der h. Roſalia von Viterbo, ein ſchö-

ner Hamilton, und andere vortreffliche Bilder ſchmücken dieſe Säle.

Einer der verdienſtvollen Herrn Geiſtlichen war eben mit Beſchreibung der Gallerie beſchäftigt.

Der deutſche Saal überraſcht durch die Würde ſeiner Anordnung, durch die Fülle ſeines Reichthums, durch die Eigenthümlichkeit der Gemälde, die ihn ſchmücken, und zuerſt durch das, was der Eintretende einzeln erblickt, durch ſeine hochherrlichen Glasfenſter mit altdeutſcher Glasmalerei. Es gibt kaum etwas ſchöneres, als dieſe; ſie werden geöffnet, und nun erſt ſtrömt helles Licht auf die Gemälde. Man weiß, wie ſelten Werke von Altdorfer ſind. Hier iſt ein ganzer Cyklus beiſammen, der für das Kloſter St. Florian gemalt wurde. Man ſieht auf einigen dieſer Gemälde noch die alte Kirche St. Florian. Die erſtern vier ſind Nachtſtücke, wo hohe, kecke, brennende Farben leuchten; auf den vier andern ſind die gehaltenen großen Maſſen der Kirche, die weißen Gewande von ſchöner Wirkung. Im Zuge Chriſti mit dem Kreuze macht ſich auch das goldne Gewand eines Befehlshabers ſehr ſchön. Es iſt die altdeutſche kernigte Auffaſſung, des charakteriſtiſch Individuellen mit Schönheit und Würde vereint. Die Farben ſind brennend, wie Glasmalerei, jedoch ſind die Bilder harmoniſch: Chriſtus am Oelberg; die drei Jünger ſchlafen, ein Engel tröſtet Chriſtus — ein herrliches Nachtſtück — Judas naht mit der Schaarwache, Petrus kämpft; ſchöne Fackelbeleuchtung. — Pilatus, er wäſcht ſich die Hände, und ſieht der gemißhandelten Unſchuld, dem Heiland, den die Kriegsknechte zum Kreuz führen, mit einigem Bedauern und großer Behaglichkeit des Gefühls eigner Sicherſtellung nach — ganz wie die heutige Diplomatik. Chriſtus zwiſchen den Schächern, der Bereuende hat die Augen verbunden; Landſchaft und Perſpective ſind in dieſen Gemälden ſehr ſchön, die Maſſen ſchön geordnet und die Gewande im edlen Styl. Die Paſſion iſt überhaupt ein herrlicher Vorwurf für den Künſtler, wo ſich alle menſchlichen Leidenſchaften im Gegenſatze zu der göttlichen Ruhe und Milde entfalten. Die Auffindung des

Leichnams von St. Florian ist auch von Altdorfer hier, und für das Kloster gemalt worden. Die h. Valerie ist unbedenklich Portrait.

Unter den zahlreichen Bildern, welche noch hier befindlich, nenne ich nur wenige. Den Erasmus von Holbein. Den Bürgermeister aus dem großen Holbein in Dresden. Eine heilige Jungfrau, von einem unbekannten Meister den Spanier Gonzaga. Von Wohlgemuth eine schöne hingesunkene Maria am Kreuz, sehr charakteristisch ist die Auffassung der Schächer, und einige byzantinische Bilder, ohne besonderen Kunstwerth, des Alterthums halber wichtig, zumal in ihrer alterthümlichen Einrahmung. Sie sind nicht auf Goldgrund gemalt; merkwürdig, weil sie ächt aus Asien mitgebracht sind.

Der Prälat führte mich in die Kirche, und ließ eine große Symphonie auf der Orgel ausführen; eine schönere Orgel giebt es nicht, sie ist von Chrismani. Alles in diesem großherrlichen Bau ist bewunderungswürdig im schönsten Einklang der Pracht und Würde. Wir stiegen in die unterirdische Kirche hinab, deren Säulen römische Capitäler haben. Die vielen Todtengebeine in den Grüften sind von den Hunnen, man sieht sie zu Wänden ringsum aufgeschichtet; in der Gruft wird der Mühlstein bewahrt, der mit dem Leichnam des heiligen Florian an seinem Halse gefunden worden.

Die Stiftung ist der erste christliche Platz in jener Gegend, ein großer, klassischer Boden, wo Schritt vor Schritt Erinnerungen aufleben. Durch alle Zeiten stand es in Berührung und geschichtlicher Beziehung mit den Ersten und Merkwürdigsten der Monarchie. Jetzt ist es der lichte Glanzpunkt österreichischer Stiftsherrlichkeit. Seine Gärten, seine Fluren, seine Dorfschaften, die ihm unterthänig, prangen in Lieblichkeit und in gesegneter Wohlstandsfülle. Seine Bibliothek und sein Naturalien-Kabinet sind reichhaltig und merkwürdig; für Dilettanten ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß im Naturalienkabinet schöne blaue Eisenblüthe, auch rothe

Eiſenblüthe *) gezeigt wird, da man doch überall nur weiſſe findet. Ein ſchönes Exemplar von gewachſenem Golde aus Siebenbürgen; eine merkwürdige Sammlung ausgeſtopfter Vögel aus der Umgegend, auch ein Seeadler, der hier geſchoſſen wurde. Aus dem Gebirg war vor mehrern Jahren ein (gottlob!) ſeltener Vogel geſchickt worden, ein gewaltig großer Lämmergeier. Die Schiffsleute, die mit dem Transporte beauftragt waren, hielten den Raubvogel für einen nicht minder ominöſen, als delikaten Braten, hinreichend das ganze Stift zu bewirthen, und im reinſten und regſten Impuls der treuherzigſten Gutmüthigkeit, um den Küchenjungen Mühe zu ſparen, rupften ſie dem Lämmergeier alle Federn aus, und brachten im Triumph den prachtvollen Braten in die Küche. Der Vogel wurde zwar nicht gebraten, konnte aber auch nicht ausgeſtopft werden. Wem es übrigens bekannt iſt, daß der große, ſeiner Zeit wie eine Prima Donna berühmte Conrad Hager, Koch des Erzbiſchofs, in ſeinem kunſtreichen Kochbuch: Adler- Schwan- Pelikan-Paſteten-Recepte aufgezeichnet, der muß vermeinen, der Ehrenmann habe den Lämmergeier überſehn, und die Schiffsleute haben Recht.

Wenn ein Reiſender Stift Florian beſucht, ſo verſäume er nicht, ſich vom H. Beſchließer den Saal, wo Carls VI. Triumphzug angebracht iſt, ein prachtvoller Anblick, und die intereſſante Reihenfolge der Gaſtzimmer, wo Carl VI. und der große Eugen oft gewohnt, zeigen zu laſſen. Sie iſt ein merkwürdiges Denkmal des damaligen großartigen, prunkenden Zeitgeſchmacks, und würde in einem Roman von Walter Scott einen Platz ſehr gehaltvoll ausfüllen. Die Bettſtellen ſind jede, wie eine offne Villa, groß geſtellt auf hohen Eſtraden, mit ſinnbildlichen Verzierungen überwölbt und auf den Stufen umgeben, reichhaltig, wie ich noch keine in Paläſten geſehn. Bei Held Eugens Bett, deſſen Ueberdachung ein prangendes Gezelt bildet, von kriegeriſchen Trophäen noch überwölbt,

*) Stalactitus Marmoreus L.

ſchlägt Amor die Panke — verſteht ſich, ohne daß man es hört.

Und St. Florian's ſchöner Garten, mit ſeiner Flora und Pomona! welche Pracht, welche Fülle, und wie herrlich blickt fernes Gebirg und ſchöne Landſchaft hinein! — Auch ich war in Arkadien!

Kremsmünſter.

Der geiſtreiche Schultes war, wie alle geniale Menſchen, etwas jähzornig, und hat Kremsmünſter ein Unrecht gethan, das ſein gehaltvolles Werk verunziert. Nein, guter Dahingeſchiedener, es iſt nicht „finſter in Kremsmünſter," ſondern ſehr hell und heiter und ſchön, gaſtlich und herzig dort.

Dieſer große Stiftsbau iſt ſchon in allen Handbüchern beſchrieben, und wenn der Reiſende mit einer Empfehlung, oder mit der eines bekannten und geachteten Namens dort hinkommt, ſo wird er bereitwillig und liebreich in eine eigene Welt wiſſenſchaftlich regen Lebens eingeführt. Auf der Sternwarte habe ich den Sirius am hellen Tag bei ſeinem Durchzug geſehen — Guter, edler Pater Bonifaz! Du ſiehſt jetzt ſchönere Sterne — Dein andachtvolles Leben verklärten zwei göttliche Strahlen der Ewigkeit, Religion und Wiſſenſchaft. Du warſt ſo ſtill, ſo mild, ſo bleich, ſtets mit Einem Fuß ſchon aus dem Leben heraus, Schlaf, Schmauſereien, Vergnügungen waren Dir nichts, Du ſahſt auf Erden nur den Himmel! Du wollteſt, wie Gott, nur berechnen, und, wie ein ſeliger Geiſt, nur ſchauen, und wärſt Du nicht vor Julius 1830 dahingeſchieden im heißen Schmerz über ein Inſtrument, das Du nicht erlangen konnteſt, Dich hätte ſelbſt der Donnerſchag der groſſen Woche, in deſſen Nachhall alle Felſen bebten, nicht im Abzählen geſtört: Eins — zwei — drei! Ihr ſchönen Himmelsaugen, des Seligen einzige Liebe und Wonne — funkelt ſüß über ſeine Gruft!

Stift Kremsmünſter liegt herrlich auf einer gewaltigen Anhöhe über einem weiten, waldhüglichten, fruchtbaren Thal, das Hochgebirg in der Perſpektive. Seine Gärten, ſeine aſtronomiſche Hochwarte, ſeine Sammlungen, ſeine Organiſation voll Sinn, Ernſt, Würde, ſowohl für die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Jünglinge, als für das tägliche Leben, iſt muſterhaft. Auch Muſik wird hier überraſchend meiſterhaft betrieben, die Urbanität ſeiner Bewohner wird jedem Fremdling erfreulich ſeyn.

Kremsmünſter iſt ſich ſelbſt, iſt dem Sinn ſolcher Stiftungen treu geblieben, und ſteht wie ein Fels in den Stürmen der Zeit.

Unter den Gemälden, welche die ſchönen Gaſtzimmer ſchmücken, bemerkte ich einen trefflichen Murillo. Zwei Knaben mit einer ſaftigen Weintraube, ſo lüſtern daß Einem der Mund voll Waſſer laufen könnte. Es ſind verdienſtvolle Gemälde in den Sälen. Die Stiftskirche iſt ſehr ſchön und würdevoll.

Fußreiſe von Baden bei Wien über Maria Zell, Eiſenerz, Admont, Lietzen, Außee nach Gmunden.

Warum gibt es Flächen? Um die Erde im Gleichgewicht zu erhalten? Nicht doch, da würde der Schöpfer etwas Beſſeres gewußt haben! Damit Korn wächſt? Nein, es könnten auch auf der Höhe Brodbäume wachſen! — Ich meine immer es gibt Ebnen und Flächen, damit die Erde das Abbild der Menſchheit bleibe, Hochwarten und Untiefen, Krater und Strudel, den Genius zu verſinnlichen und die Leidenſchaften. Ach! die ungeheure Schöpfungmannigfaltigkeit, iſt, bei Lichte beſehen, furchtbar und entzückend einfach.

Wir lebten ſchon wieder für unſern Sinn zu lange auf ebenem Boden; wir ſehnten uns mit allen Seelenkräften nach

der Gebirgswelt, und traten an einem milden Auguſttage eine Reiſe an, die uns durch Oberſteyermark nach Gmunden führen ſollte.

Süß lockte uns die geprieſene Wunderwelt ſmaragdener Fluthen, duftender Thale und himmelanſtrebender Felsmaſſen. Wir eilten ihr ungeduldig zu. Die Gegenden, die wir beim Anbeginn unſerer Reiſe durchwanderten, waren ziemlich einförmig. Die drückende Hitze ermattete uns. Wir dachten an Schwabens, Badens und Sachſens Heerſtraſſen, ſorglich mit Fruchtbäumen zu beiden Seiten bepflanzt. Hier waren ſelbſt die geduldigen, nutzbaren Eſchen, die im Sommer Schatten, im Herbſt Nahrung bieten, ſchon bis auf den Kern kahl abgezweigt — ein treues Bild des Volks und ſeines Zuſtands! Der ſtaubige Weg war unbeſchattet und traurig. Auch dem Zugvieh ſind unbeſchattete Heerſtraſſen ſchädlich, und der guten und weiſen Altvordern Fürſorge ſtellte auf einer jeden, wie alte Bilder noch beurkunden, die natürliche und angemeſſene Schutzwehr gegen Staub, Orkane und peitſchende Regengüſſe, von der ſich auch hie und da noch ehrwürdige Reſte befinden, ſorgfältig auf. Jedes Andenken, jede Spur aus einer frühern Zeit bekundet Geiſt und Liebe der Väter; ſie ſorgten für die Zukunft, für das Ganze, und, weil in der moraliſchen Welt, wie in der Schöpfung und im Bau der Welt — und — Sonnenſyſteme-Berechnung die Weisheit iſt, die das Ganze hält, ſo lag in der Liebe dieſer, das Ganze umfaſſenden Fürſorge eine weiſe Selbſtliebe; es giebt kein iſolirtes Gedeihen von Beſtand, der Einzelne kann nur im Geſammtwohl ſein Heil finden.

Ermattet gelangten wir durch Kaumberg nach Hainfelden zur Mittagzeit, wo wir im trefflich beſtellten Gaſthof des Neuwirths, die ausgeſuchteſte Bewirthung fanden, in unglaublicher Schnelligkeit war das Mahl bereitet. Wir nahmen des Gaſtwirths Steyrerwagen bis Tyrnitz; das muthige Roß, ein Grauſchimmel, flog durch den Gebirgweg. Nach dieſem heißen Sommer, wo um Wien her alles Grün verdorrt war, überraſchte uns der Anblick der Bergwieſen auf

dem Wege nach Lilienfeld, frühlingsheiter im Blumenſchmuck prangend. Immer bedeutſamer und anmuthvoller wurde die Gegend.

Wunderbar tief und herrlich ergriff uns der Anblick von Lilienfeld. Welcher erquickender Reiz von Waldgrün, Quellenrieſeln und durcheinander geworfenen Gebirgmaſſen! Dies friſche Grün wogt und quillt, wie ein Smaragdenmeer mit harmoniſchen Wogen. Hier hatte der ſanfte, gefühlvolle Pyrker von Felsbr gelebt, hier hatte Ludwig Zacharias Werner zu leben in einem wehmuthvollen Briefe, aber umſonſt, erfleht. Das Stift hegt noch ſehr merkwürdige, alterthümliche Reſte, der Garten iſt ein Paradies, und wird es immer mehr durch die Sorgfalt, auch wiſſenſchaftlich merkwürdig durch die botaniſchen Anlagen des jetzigen Prälaten, der für gediegene Kenntniſſe und raſtloſe Thätigkeit hier ein würdiges Feld findet. Ein Ciſterzienſer Kloſter ſteht hier, ſeine Trümmer nach einem verheerenden Brand erſtehen wieder, die Gemäldeſammlung hegt merkwürdige altdeutſche Bilder, unter denen mehrere von vorzüglicher Charakteriſtik, und auch gute Bilder aus andern Schulen. Wir brachten dort ſchöne Stunden zu. Die Krone der oberöſterreichiſchen Stifte in jeder Hinſicht, zumal was Kunſt und Wiſſenſchaft betrifft, bleibt jedoch St. Florian, das heitre Sonnenparadies, das, wie ein Himmel über den Bergen in fruchtbaren Auen thront.

Es war ſchon dunkel, als wir nach Tyrnitz kamen. Im Gaſthofe beim Fleiſchhauer umfing uns wohlthuend der ehrenveſte gediegene Prunk bürgerlichen Wohlſtandes aus beſſerer Zeit, wo nichts auf vergänglichen Flitterſtaat verwendet, alles für Nützlichkeit und Dauer berechnet wurde. Unſere Empfindung beim Eintreten war der behaglich angenehmen Spannung zu vergleichen, mit der wir eine ſchöne, volksthümliche Novelle, Schilderung früher Tage, Sitten und Begebenheiten zu leſen anfangen. Wir fanden hier Schubarts Gedichte, mit der berühmten Fürſtengruft, um welche er nach Hohenaſperg mußte. — Welch ein Lied er jetzt wohl ſingen würde?

Der schönste Morgen grüßte uns beim Erwachen, die Nebel fielen wie wehende Schleier vom purpurnen Antlitz der jungen Sonne; mit jedem Schritt wuchs unsere Lust. Aus dem sinkenden Gewölk, das der Morgen in heitre Farbenpracht von Gold- und Rosenschimmer tauchte, blickten die Felsengipfel hervor, purpurflammende Opferstätten der Andacht im hohen Säulentempel der Natur. Uiber uns säuselten die Wipfel, uns zu Füssen rauschten die Quellen, der Blumenduft stieg wie ein Morgenlied zu Gott, aus dem nahen Kloster tönte melodisches Läuten. Uiber Waldung und Fluren lag ein frischer Glanz der Anmuth, süß, wie wenn ein unschuldiges Mägdlein erröthet, um und um Alles nur Liebe, Anmuth und Pracht. Nie werd ich der thronenden Waldherrlichkeit dieses Weges vergessen.

Herabsteigend vom Sebastianberg sahen wir Maria Zell ernst und bedeutsam vor uns liegen, von einem unabsehbaren Kreis dunkeln Hochgebirgs umfangen. Wir rasteten im heiligen Geist, dessen Lage entzückend ist. Nach Tisch gingen wir in die Kirche, und besahen dann die Schazkammer. Die sechshundert Jahr alten Meßgewande von Goldstoff, mit Silber, Seide und Perlen in Basrelief, mit Figuren im altgriechischen Styl gestickt, zogen uns zumeist an; die Anordnung ist kunstreich, einfach und edel, der Ausdruck der Gesichter bedeutsam. Der gute, verständige Sakristan (dessen Sorgfalt wahrscheinlich Mariazell die Rettung dieser Alterthümer und der übrigen Kostbarkeiten größtentheils bei dem letzten Unglück verdankt) zeigte uns all die rührenden Denkmale frommer Dankbarkeit aus alten Tagen, die dem Stift noch erhalten blieben, mit vieler Bereitwilligkeit. Die gediegendsten und kostbarsten Alterthümer, Kelche, Monstranzen und andre, waren bereits eingeschmolzen, so kunstreich sie gearbeitet gewesen — und das Gold für Staatsbedürfnisse verwendet.

Abends verliessen wir Mariazell und wählten in einem grossen Bauernhaus, 3½ Stunden weiter, unser Nachtquartier. Die Bedienung war gefällig, die Kost gut, Zimmer und Betten rein. Wir waren von dem Hauptweg nach Weichselboden

abgekommen, welches uns nachher ſehr lieb war, denn wir gelangten auf dieſem Wege, ohne es vorher zu wiſſen, nach dem Kaſtenriegel. Früh um Sechs hatten wir die Wanderung begonnen. Wir blieben zwei Stunden auf der Heerſtraße, bis [illegible] rechts über die Wieſe den Weg nach der Waldung einſchlugen, die am ſchroffen Abhang des Felſens endet, deſſen Scheitel ſie krönt. Es gieng ſtets mäßig bergauf, durch einen Fahrweg, auf welchem uns von Zeit zu Zeit Knaben, die Gyps führten, Auskunft gaben. Es waren blondlockigte, hellaugigte, freundliche Buben, mit rothen Wangen und ſchneeweißen Zähnen. Der Weg blieb ſchattig und einförmig, und erſt nach zwei Stunden erreichten wir die Höhe; nun breitete ſich überraſchend vor unſern Blicken eine ſo kühne und herrliche Felſengruppe aus, daß wir gefeſſelt mit dem Ausruf freudiger Ueberraſchung ſtehen blieben. Um und um, ſo weit das Auge reichte, die ſchroffen, blendendweißen Felsmaſſen, von der wunderbarſten Geſtaltung; zu unſern Füſſen die tiefe Schlucht, dazu die prächtigſte Beleuchtung! Wir glaubten uns in eine Welt verſetzt, wo nur Felſen walten, und Pinien emporſtreben; alles hier trägt das Gepräge wilder ewiger Einſamkeit, deren herber Reiz wunderſam erquickend und kräftigend auf das Gemüth wirkt. Wir konnten uns nicht losreiſſen, wir gaben uns ganz dem großen Eindruck hin. Die Mittagsſtunde mahnte uns zum Aufbruch, wir ſtiegen langſam in das Thal hinunter, das uns wiederum mit Schatten erquickte, und gelangten in einer Stunde an einen Ort, deſſen idylliſche Lieblichkeit, rings umthront von Felſenhöhen, uns wiederum unwiderſtehlich feſthielt.

Im Schooß der hohen, ſtarren Felſen erblickten wir ein maigrünes Wieſenthal, lachend aus der Verſteinerung ringsum wie eine Oaſe in der Wüſte, belebt durch zwei Hütten. Vor der, uns zunächſtſtehenden rieſelte ein Brunnen, raſch und melodiſch im Sonnenglanze, und liebliche Kinder ſpielten vor der Thür. Wir baten um Milch, die uns nebſt gutem Schwarzbrod gereicht wurde, ein ſelbſt bereiteter Caffee mußte die Stelle des Mittagmahls vertreten. An Schalen

war nicht zu denken, daher ſchmeckte es uns trefflich aus den irrdenen Tellern, mit den hörnernen Löffeln, die uns gebracht wurden. Wir erfuhren nun, dieß ſey der Höllboden, uns wurde er zum Paradieſe. Die beſcheidene Freundlichkeit und Zuthätigkeit der Bewohner, geſchäftig und gefällig, ohne Neugier, Zudringlichkeit, noch Habſucht, that mir wohl. Ein kleines, liebliches Mädchen, die ſie Stanzel nannten, war am meiſten um uns beſchäftigt. Sie erzählte uns, ſie habe einen ſchönen Grafen und ſeine Gemahlin in den Ring dort geführt — ſie zeigte auf die Felſengruppe im Weſten — es ſeyen Gemſen dort zu ſehen, und ſchöne, ſeltne Pflanzen, ſie wollte uns auch hinführen. Wir willigten ein, doch ſollte ſie uns ein Nachtlager anweiſen. Sie deutete auf die nächſte Hütte, um welche her hohe Korngarben ſtanden, und deren Aeuſſeres größere Reinlichkeit und Ordnung, als hier die Holzknechthütte zu bekunden ſchien. Ich belohnte die gute Frau, die uns aufgenommen, und ließ unſer kleines Gepäck nach der andern Hütte tragen. Nun begaben wir uns auf die Wanderung, von Stanzel und ihrer Spielgeſellin begleitet, ſo treuherzige, liebe Kinder, wie ich lange keine geſehen. Der ſteile Weg den Ring hinan führt über lauter Geröll und ſpitze Steine, durch dichtes Geſtrüpp, dritthalb Stunden hinauf. Vor uns her tönten die Glocken der Kühe, Lämmer und Ziegen der Thalbewohner, die hier ohne weitere Aufſicht weiden, und ohne Führung wieder heim kommen, oft aber auf den ſpitzen Steinen ſich die Füße verwunden.

Es war ein ſchwüler Nachmittag, und der Weg ſteil, ſteinigt und mühſam, die Mädchen aber liefen wie zum Tanz, bald kamen ſie mir zu Hülfe, und führten mich, bald entfernten ſie ſich auf Augenblicke, und kamen mit großen Büſchen Preiſelbeeren und Steinbeeren geſprungen, um mich zu laben. Die Steinbeere hatte ich zuvor nie geſehen, ſie hat in den Blättern mit dem Himbeerſtauden-Laube Aehnlichkeit, und ſchmeckt, wie reife Citronen. Im Thale wächſt ſie nie, nur auf recht hochgelegenen Alpen erquickt ſie den Wanderer. Nach langem Hinaufſteigen gelangten wir in die weite

cirkelförmige Schlucht, die, hoch und einsam, rings von senkrechten Felsen umfangen, keinen Ausweg mehr darbietet. Wir erfuhren nun, dieß sey der Ring, den unsere werthen Vorgängerinnen uns bezeichnet. Hier ließen wir uns nieder, und ließen uns von den lieben Kindern etwas vorplaudern. Nicht bis hieher verfolgte uns die städtische Höflichkeit, die mit „Ihr Gnaden" um sich wirft *), eine höhere Ehrenbezeugung als „Frau Mutter" konnten die Kleinen sich nicht denken, sie sprachen das Wort so ehrerbietig und herzlich aus, wenn sie mich anredeten, daß mir ganz wohl um das Herz wurde. Stanzel erzählte von den seltenen Pflanzen, die schon hier gefunden worden, von Ihrer Maj. der Frau Erzherzogin Maria Luise, die zu Pferd heraufgekommen, von der Gemsjagd, vom Annerl, ihrem Vater, dem Gemsjäger S. K. H. des Durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, und von ihrem Leben, das was sie davon wußte; es war wenig, aber lieblich klangs von den frischen Lippen. Sie freute sich zu hören, daß der Vater in Schuhmachers Bildern aus den Alpen der Steyermark abgebildet sey. Wir freuten uns, den rüstigen Jäger zu sehen, der uns in Bärs Kupferstich interessant geworden. Während des Geplauders blickten wir mit steigender Lust in die Alpenwelt um uns her. Wir vernahmen den Schrey der Gemse, die pfeilschnell, sicher und gewandt an den schmalen, steilen Felswänden umherlief, wir grüßten das melodische, langhallende Echo der Felsenschlucht. Wir konnten uns gar nicht losreissen, und verhießen uns, nächsten Sommer diese Herrlichkeit wieder zu begrüßen — wie weit entfernt ist der Mensch zu ahnen, was ihm in der nächsten Stunde bevorsteht, indeß er auf Jahre hinaus seine Lebensplane berechnet! —

Bild und Beschreibung erblassen vor der wilden, großar-

*) Sie ist leider auch schon im Kammergut heimisch, wo bereits jeder Diurnist sauer sieht, den die Leute nicht „Ihr Gnaden" anreden.

rigen Anmuth dieſes Ortes. Auch der Gedanke, hier von aller Plage, Anmaſſung und Prunkſucht der Städter entfernt zu ſeyn, die friſche Lieblichkeit und die melodiſche Ruhe einer ſo holdgeſchmückten Felſenwildniß voll Blumen und Düfte, erhöhte die ſüße Gewalt des Zauders der uns umfing; ungern nur ſtiegen wir hinab, begleitet von der Heerde, die ſich zutraulich uns beygeſellte, deren Glockengeläute die Lieblichkeit des idylliſchen Abends in dem duftendem Thale noch anmuthiger machte.

Abends ſetzten wir uns in den Garten der Gemsjägerhütte, und ſahen die hohen Felſen all ringsum ſich in roſigen Glanz und unausſprechliche Lieblichkeit verklären. Alles war ſtill, nur einzelne Heerdenglocken erklangen, und die Brunnen im Thale rinſelten hell.

Spät erſt kam der Jäger von der Alme, den Hut mit Schildhahnfedern, und bunten Blumen geſchmückt, die Jagdtaſche beladen mit Wurzeln und Kräutern, die er uns zeigte, und ihre heilſamen Eigenſchaften pries. Sein gutes Weib hatte uns mit Eiern und Milch ein ſchmackhaftes Nachtmahl bereitet, und eine klare Honigſcheibe dazu aufgetiſcht. Die guten Leute wollten uns ihr eignes Bett überlaſſen, wir nahmen aber nur ein Strohlager in der Tenne an, welches mit ſaubern Leintüchern, Kopfkiſſen und Decken verſehen, uns angenehm einlud. Wer ſchliefe nicht nach ſolcher Ermüdung? Wir ſahen die Morgenſonne durch die Ritzen der Tenne, und hörten das Säuſeln der Wipfel und das Rauſchen der Fluth. Ich las noch einmal die Lieder durch, die ich im Garten niedergeſchrieben. Nun wurde beſchloſſen, erſt den Gemsjäger zu zeichnen, und ſeine Hütte. Unſern Caffee mußten wir mit Honig verſüßen; Stanzel holte uns von Weichſelboden eine Henne und Wein, und wir genoſſen ein treffliches Mahl. Der Regen, der uns plötzlich überraſchte, beunruhigte uns, doch es wurde am Abend wieder heiter, und wir beſchloſſen am andern Morgen zu wandern. Wohl ausgeruht und trefflich erquickt, mit ſeltner und wohlthuender Gutmüthigkeit bewirthet und bedient, trennten wir uns ungern von den lieben

ſunten, der ſumpfigen kleinen Conſtanze, und dem idylliſchen Thal. Kunterl gab uns das Geleit bis Weichſelboden, wir nahmen hier einen Bothen nach Wildalpen und giengen ſogleich wieder. Im Geſchödder, einem wildſchönen Thal, blieben wir über Mittag. Wir ſahen hier die Raupen, die alles Grün rein abgefreſſen, zu vielen Tauſenden die Wände des Hauſes hinauf, in die Fenſter hineinkriechen. Nachdem ſie den Wald der armen Bauern verheert, verhungerten ſie ſelbſt, ſo haben denn die Raupen ihre Nemeſis? Unſer Mahl war ländlich und mäßig theuer. Wir raſteten noch einige Stunden, und nahmen unſern Weg auf der Fahrſtraße nach Wildalpen. Wir giengen, ich weiß nicht warum, an des Vermeſſers Haus, das man uns als ein vortreffliches Nachtquartier gerühmt, vorüber, und in den Gaſthof bei der Kirche; wir waren jedoch auch dort leidlich aufgehoben. Der freundliche geiſtliche Herr leiſtete uns dort einige Stunden Geſellſchaft. Wir zeigten ihm unſern Paß, und er fürſt Paſſy drauf las, umnebelte die Ehrfurcht ſeine Blicke, und erlaubte ihm nicht weiter zu leſen, wir hatten Mühe ihm begreiflich zu machen, daß wir nicht Durchlauchten ſeyen.

Die Lage von Wildalpen iſt ganz entzückend. In einem ſolchen Thale müßte ein wundes Herz, das noch für die ſchöne Natur empfänglich iſt, den Frieden finden. Hier müßte ein verirrter Sinn auf ſanftem Wege zu ſich ſelbſt wieder kehren. Den Zauber des unbeſchreiblich ſüßen Eindrucks dieſer Gegend, die einen ihr ganz eignen Glanz des Friedens und der ſtillen Herrlichkeit in ſich trägt, erhöhte die herbſtliche Abendbeleuchtung, welche eine hohe, einſame, weiße Alpe — vielleicht der Hochſchwab — mit dem prangendſten Purpur übergoß, und alle dieſe wunderſam geſtalteten, und zum lieblichſten Bilde ſich vereinenden Waldfelſen mit reinem Golde ſchmückte.

Frühmorgens um 6 Uhr giengen wir zu den Steinbrüchen, wo wir die Arbeiter um einen Bothen anſprachen, uns über Eiſenerzhöhe nach Eiſenerz zu geleiten. Bei der Menge arbeitlos gewordener Menſchen fanden wir bald, was wir

suchten, und kamen den rauschenden Waldbach entlang immer höher, anfangs im sanften Aufsteigen. Der Führer führte uns auf eine Wiese, wo einige berußte Hütten standen. Wir kehrten gern in eine derselben ein, wo des Führers alte Mutter, und mit ihr die Armuth wohnte, die zufrieden und lächelnd, dem Leben Genüsse abzulauschen weiß, die oft der Reiche nicht kennt. Ringsum war nichts zu sehen, als Wiese und Wald, das frische Grün der Wiesen und das Blinken der rieselnden Brunnen umfing uns auch hier mit dem traulichen Reize der süßesten Abgeschiedenheit im Arm der Natur. Labende Milch und kräftiges Brod wurde uns dargebracht, wir waren in die Hütte eingetreten, und sahen Wände und Balken schwarz angestrichen, indeß das frische Grün freundlich in die kleinen Fenster hineinschaute, und das Herdfeuer knisternd flammte. Ich dachte mir einen Winter in diesem tiefen Felsenkessel ganz voll Schnee — in ununterbrochener Einsamkeit — kein Weg gebahnet, kein Strahl vom umnebelten Himmel, manche Woche lang. — Wie viele deiner Geschöpfe leben so, gütiger Schöpfer, und sind zufrieden! Ist der Gedanke an Dich nicht das Höchste, was eine fühlende Seele zu fassen vermag, und kann er nicht die tiefste Einsamkeit beleben?

Unsere kleine Gabe erregte das Dankgefühl der guten Wirthe, und von ihren frommen Wünschen begleitet, setzten wir unsern Weg fort. Wir waren nun eigentlich am Fuß der Eisenerzhöhe gewesen, deren bewaldete Wände hier aufstreben, es ging sehr steil bergauf, die Eisenerz-Bewohner legen diese Reise in 5 Stunden zurück, wir bedurften neun Stunden, oft ausruhend, oft bei schönen Gebirgmassen, die aus Schluchten auftauchend, zur Lust verweilend; oft auch durch Zeichners Lust gefesselt. Auf des Weges Mitte hielt uns eine neue freundliche Stelle ein Weilchen fest. — Ein Gnadenbild mit der Inschrift:

Herzliebes Kind, wo willst Du hin?
Gedenk daß ich dein Mutter bin,
Weil ich dich lieb herzinniglich
So stehe still, und grüße mich!

Sollte der einfache, traulich Zuruf nicht ſchon von Wirkung geweſen ſeyn, wenn ein Vorübergehender auf übeln Wegen war? Ich hoffe es gewiß! Es liegt viel in der Frage: Wo willſt du hin? Wohl dem, der ſich das gut beantworten kann, wohl dem, der das immer bedenkt, oder auch zu rechter Zeit daran erinnert wird!

Nachmittag um drei Uhr gelangten wir zum Abhang des Berges, vor uns thronte der nackte Reichenſtein, der wunderreiche, waldbewachſene Erzberg, und angelehnt an ſeinem Fuße, erblickten wir Eiſenerz, ſo maleriſch und reizend hervorleuchtend aus dem friſchen, üppigen Thalesgrün, daß wir lange Zeit gefeſſelt von dem hinreiſſenden Anblick verweilten. Vom Erzberg blickte das eiſerne Kreuz, das der edle Erzherzog Johann dort aufrichten laſſen, herab auf die grüne Wildniß, die weniger fruchtbar und ergiebig im Boden vom Eiſen zehren muß, das der Berg in ſich ſchließt. Wie in dem unfruchtbaren Kammergut durch die Salzberge, hat die Vorſehung hier durch das Eiſen für die arme Gegend geſorgt. Weithin verſtreute Hütten und Häuſer in der Tiefe und an den Gebirgs Abhang, und des Waldbachs klare, ſchön gewundene Fluthen beleben das Thal, das in freundlicher Abwechslung von Korn, Obſtgärten, Wieſen und Gebüſchen prangt, und mit dem Anſchein der Fruchtbarkeit, wie ſo manche andere Gebirgsgegenden, täuſcht. Auch hier, wie in Wildalpen, war das Korn noch nicht alles geſchnitten, ob wir ſchon im September waren. Das Obſt war nicht gediehen, wie faſt in der ganzen Gegend; und auch in wärmern Gegenden nicht. Dieſer allgemeine Obſtmangel hat entſchiedener Maſſen ſeinen Hauptgrund in der Vertilgung und dem Wegfangen der Singvögel, denn dieſe vertilgten in den Zeiten, wo man ſie gedeihen ließ, das ſchädliche Ungeziefer häufig ſchon im Ey. Wer ſeine Obſtärnten einträglich wünſcht, ſoll dieſe wohlthätigen Vögel, und beſonders die Meiſen hegen und beſchützen. Wir gelangten nun nach Eiſenerz, und beſchloſſen das Bergfeſt mit anzuſehen.

Morgens gegen fünf Uhr giengen wir den Fußweg

entlang, von einigen Bergleuten begleitet. Die letzten Sterne der Nacht leuchteten uns auf dem steilen Wege dicht bei Eisenerz, den unsre Führer als den nächsten gewählt. In drei Stunden waren wir oben. Fast hatten wir gleichen Schritt mit der Sonne gehalten, und überhaupt waren uns nur wenige Zuschauer voraus gekommen. In wenig Minuten war der ganze Gipfel des Erzbergs mit Menschen angefüllt. Links am Abhang brannte ein großes Feuer, mir höchst willkommen. Um leicht zu gehen, trug ich auf der Reise dünne Schuhe, jeden Schritt auf spitzen Gerölle hatte ich schmerzlich gefühlt, und die Feuchtigkeit drang auch leicht ein. Um das Feuer her waren Leute bemüht, sich ein Frühstück zu bereiten, und das geschäftige Treiben und Weben belebte den Berg beim Morgensonnenglanz zum heitern Bilde, das uns durch seine Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit lebhaft ergötzte. Rundherum überschauten wir nun die herrliche Gegend, die weit umher ausgebreitet liegt, hell leuchtete der Leopoldsteiner-See im Rosenglanz des jungen Tages aus dem frischen Grün und der Felsenmacht, die ihn abwechselnd umgibt, und in unnennbar süßer, labender Pracht des frühlingshellen Wiesen-Schmuckes, weit hinaus eingefaßt von den kühnen Felsengestaltungen, blickten die Thale mit ihren friedlichen Hütten aus der Tiefe hervor. Wie ein Bild lag Eisenerz, mit Kirche, Kapelle und den, in alterthümlicher Zierlichkeit ergrauten Häusern, eingefaßt von Gebüschen und Waldung, im tiefen Grund.

Immer mehr Menschen strömten herbei. Viele bestiegen die Bäume, die des Berges Gipfel umdrängen, und blieben auf den Zweigen sitzen, andere lagerten sich auf den Felsenhang. Nun wurde das eiserne Kreuz mit einem schönen prangenden Kranze geschmückt, der Thronhimmel über den Altar aufgerichtet; die Kerzen flammten hell auf.

Um acht Uhr nahte der Zug der Bergleute dem Gipfel. Sie trugen weiße Grubenkleider, rothe Strümpfe, Bundschuhe, Gurt und Kappe, der durchlauchtigste Erzherzog Johann in gleicher Tracht, kam, von den obersten Beamten des Bergwerks in Vordernberg begleitet, zuletzt; die Geistlichen gin-

gen Ihm vereint. In den abgemagerten Geſichtern der Bergleute leuchtete unverkennbar der Ausdruck innniger Andacht und ſtiller Freude. Dieß Feſt iſt bekanntlich von Sr. K. H. dem Erzherzog Johann geſtiftet, um mit jedem Jahre die Dankfeyer der ganzen Gegend für den Segen des Berges zu erneuern.

Nach beendigtem Gottesdienſte vereinigte ſich unſere Geſellſchaft zum Herunterſteigen. Drei junge Mineralogen aus dem Elſaß verwebeten ſie jetzt, zu unſerer Belehrung und Freude, denn es vereinte ſich in ihnen wiſſenſchaftliche und literariſche Bildung mit der Sitte und Ritterlichkeit, welche der Schmuck edler männlicher Jugend iſt.

Jeder Blick auf die umliegenden Höhen und die prangenden Thale war entzückend, nie wieder hat mein Auge ſo ſüß im Grün geſchwelgt. Am Kaiſertiſch hielten wir Raſt, um unſere Mahlzeit zu genießen, ich wünſche jedem Kaiſer einen ſo ſtrahlend lieblichen Sitz, von dem es ſich ſo luſtig herabſchaut, und ſo vergnügte Geſichter, als unſere beim köſtlichen Mahle, gewürzt durch Appetit und Geſundheit! Am Eingang der Schatzkammer erwarteten uns die, für uns beſtellten Hutmänner mit ſchwarzen Grubenkleidern und Kerzen. Zu Redouten vermummt ſich ſchwerlich eine Geſellſchaft ſo lachend und luſtig, wie unſere junge Welt hier am Schachte.

Wir fuhren ein, vorſichtig die Bretter betretend, die über den ſchlüpfrigen Boden gelegt ſind. Nach 10 Minuten gelangten wir in die erſte Schatzkammer, um und um bekleidet mit der aladaſterweißen, geringelten und gezackten Eiſenblüthe, deren leuchtendes Blüthenweiß und kunſtreiche Geſtaltung dieſe Klüfte zur wirklichen Schatzkammer erhebt.

Die vielen Kerzen, mit welchen wir uns verſehen, füllten die Tropfſteinhöhlen mit prangendem Glanze, die zweite Schatzkammer, die tiefer liegt, als die, welche wir, vom Gipfel des Berges kommend, zuerſt beſuchten, iſt noch reicher ausgeſchmückt. Iſt es nicht als hätte Geiſterhand den Prunk dieſer feuchten Kluft bereitet? O, unerſchöpfliche Phantaſie der ſüßen Natur! Wie unergründlich ſind deine Wunder, und

wie abgeſchmackt iſt das Wort: übernatürlich! Wie beleh-
rend wäre es geweſen, mit Kenntniſſen ausgerüſtet dieſe ge-
heimnißvollen Werkſtätten der ewigen Künſtlerin zu durchfor-
ſchen! Wir klommen aus der Schacht mühſam empor zu der
Höhe, und gelangten zu dem ſchöngewölbten Rund, wo ſich
die Tropfſteinbildung zu gewaltigen Zacken und ſeltſamen
Geſtaltungen zuſammenballt, und ganz zum Dache wölbt,
von dem die Verzierungen wie Girandolen herabhängen, an
den Wänden aber kräuſelt ſich die Eiſenblüthe zu dem anmu-
thigſten Blumengeflecht, von blendendem Weiß, und ewiger
Friſchheit *). Wir betrachteten verweilend die nie raſtende
Werkthätigkeit in dieſer Naturerſcheinung, wir ſahen die kla-
ren, kryſtallhellen Tropfen aus den ſchon verhandenen hohlen
Röhren, die ſich bereits zu Stein gebildet hatten, langſam
hervorquillen, und ſich wiederum in der nämlichen Geſtalt,
zur weitern Fortbildung anſetzen. So iſt denn alles Geſetz
in der Natur, und die Freiheit nur im Geſetz, denn aus
Ihm geht die Schönheit hervor! Am Fuß des Berges fuh-
ren unſere Begleiter mit meinen Söhnen noch in einige Stol-
len ein.

Es waren wir denn in den Schooß des Berges einge-
drungen, auf deſſen Gipfel wir wenig Stunden zuvor das
Dankfeſt gefeyert, und die lautloſe Sprache der Wunderge-
ſtaltungen der Tiefe war auch als heiliges Wort in unſern
Herzen erklungen. Wir traten nun in die minder anregende
Umgebung des gewöhnlichen Lebens zurück, die auch noch im-
mer den Charakter des Wunderbaren in dieſer herrlichen Na-
tur nicht einbüßt.

Ungern ſchied ich von Eiſenerz, wir hatten es liebge-
wonnen, das dortige Gebirgsvolk war uns gutmüthig, ſchlicht
und geſittet erſchienen.

---

*) Im Stift Admont wird aus der dortigen Gegend Eiſenblüthe
gezeigt, die, ſtatt ſich zu kräuſeln, in Nadeln angeſchoſſen. Ein
wahres Prachtſtück, und vielleicht einzige Seltenheit.

Wundergläubig iſt dies arme Gebirgsvolk, das iſt ganz erklärbar aus ſeiner Lebensweiſe, aus dem Gefühl eines dumpfen, meiſt drückenden Looſes. Beim Armen iſt nicht, wie in Göthes Fauſt das Wunder des Glaubens, ſondern der Hoffnung liebſtes Kind.

Unſern Weg nahmen wir über die Heerſtraße, wir hätten gern das wildſchöne Johnsbacher Thal durchwandelt, doch wir wollten uns von der Geſellſchaft nicht trennen, und im Gehäuſe wartete unſer ein entzückender Weg. Im Hißau beſorgte uns die freundliche Gaſtwirthin einen Bothen, einen Reiſen vielmehr, der, mit friſchem Muthe und funkelndem Augen, eintretend, ganz vergnügt ausrief: Da bin ich, und drei große Felleiſen wie Strohhalme auf den Rücken nahm. Käſtig ſchritt er uns voran in das Gehäuſe. Die Felſen ſind hier mit Pulver geſprengt worden, um der Fluth ein Bett zu gründen, und den Weg vom Waſſer zu befreien. Sehen hätte ich es mögen, dieß wunderherrlichſte und großartigſte aller Thale, die ich je durchwallt, als die Ens noch in ſchäumenden Katarakten von gewaltigen Höhen herab donnerte, und ſtatt der Brücken ein bemooſter Stamm, der ein untergegangenes Menſchengeſchlecht noch beſchatten, über die Fluthen geworfen lag, ſo daß der Kühnſte ihn nicht ohne Schauder betrat. Auf allen Brücken verweilend, ſchwelgend im Anblick immer ſüßerer und überraſchenderer Wald- Fluthen- und Felſenpracht, kamen wir mit einbrechender Nacht nach Admont, deſſen Lichter uns aus der Tiefe einladend entgegen funkelten. Am Morgen wurden wir in das Stift geführt. Der unermüdet gefällige, ſinnreiche Führer war der Pater Hofmeiſter, Leopold Schmitzer. Chriſtmanns Orgel leitete uns zum Morgengruß, ſeelenerhebend war der Hymnus, den die Hand eines Meiſters ihrem Bau entlockte. Des Stiftes alterthümliche Merkwürdigkeiten, die entzückende Ausſicht von der prachtvollen Bibliothek, und ihr reicher innerer Gehalt, alles war uns erfreulich, und je belehrend, als eine große Mannigfaltigkeit der Anſchauungen in ſolcher Eile nur ſeyn kann.

In der kühnſten Gruppirung umthronen gewaltige Fels-

bieten die schönen Gefilde, von der Ens durchfluthet, die hier in der ruhigen Ebene, befreit von den Schranken des Hochthals, das sie in melodischen Strömungen pfeilschnell durchdonnert, mild und heiter dahin wallt, in ihren Schlangenwindungen, Dorfschaften, Obstgärten, Felder und Waldungen spiegelnd, des Klostergartens uralte Linden, die majestätischen Baumgruppen im Thale, das Bergschloß jenseits auf der Höhe ehrenrand, die sich mit Aeckern, Wiesen und Hütten sanftgeschwungen in die Thale neigt, die im üppigen Wiesenschmuck dem Ernst der schroffen Felsgestalten liebkosen, und lächelnd den gewaltigen Bau des alterthümlichen Stiftes umfangen, alles athmet wundersamen Reiz und prägt sich mit ewig prangenden Farben der Seele ein.

Die Benediktiner waren es, die in grauer Vorzeit diese Gegend urbar machten. Sie verbreiteten das Licht des Glaubens weiter in dieß, nur von Fischern und Jägern bewohnte Thal, die undurchdringliche Nacht der Waldung mußte mehr und mehr der Schärfe der tönenden Art weichen, neue Wohnsitze erstanden, Menschen siedelten sich an, die von Stämmen befreite Erde wurde durchschnitten mit lockerndem Eisen, empfing von Menschenhand das wuchernde Saatkorn, und trug dankbar die nährende Frucht. Damals mochte wohl eine Hütte mit hölzernen Pfeilern, ein Lager von Moos den guten Vätern zum Wohnsitz dienen, und sie sich dort glücklicher fühlen, als jetzt im herrlichen Stiftgebäude, denn das Geworbene kann das Glück des Werdens und Schaffens nie ersetzen. Wenigstens trafen Admont in allen Zeiten so entsetzliche Schicksale, daß vielleicht den Nachfolgern der ersten Ansiedler in dieser Gegend nie so schöne Tage aufgingen, als jenen, den ersten Wohlthätern dieser Lande.

Admonts Unfälle sind zu merkwürdig und schmerzlich, um ihrer nicht zu erwähnen. Der Wanderer, der diese schöne Thale durcheilt, wird gern die wehmüthige Erinnerung an ihre Schicksale feyern.

Emma, Gräfin zu Friesach und Zeltschach widmete nach dem Verlust ihrer Söhne ihr Vermögen, um hier ein Gottes-

baus zu gründen. Erzbiſchof Balduin von Salzburg begann es anzuordnen. Gebhard, deſſen Nachfolger, gründete das Stift im Jahre 1074. Er beſchenkte es mit ſeinem eigenen Vermögen, und auch mit einer Salzſtelle. Die unweit des Stiftes befindlichen Salzberge ſind verſchloſſen, und werden nicht gebaut. Die älteſten Kapellen waren: die Kapelle ad St. Gallus in Sieva, in heutigem Bezirke Gallenſtein, und die Kapelle ad St. Admantum im Admonthale. In beiden Bezirken beſtehen heut zu Tage nebſt dem Kloſter noch Eilf Pfarreyen.

Wer dieſe unausſprechlich reizvolle Gegend ſieht, glaubt wohl nicht daß es von ihr geheißen:

Nam quibusdam ex nobis timidis et infirmis, ut venam fateamus, nomen Admontesium horrori fuit, quia de confragosis et montoris locis vestris, nihil dulce, nihil jucundum et humanum ve habituros sperabant.

So viel vermag der Menſchenhand, Fleiß und Ausdauer! Wie gemildert erſcheint die ſchroffe Felſenpracht der Koloſſe der Urwelt, die das holdeſte Thal umfangen, da die freundlichen Wohnungen in ſeinem Schooß liegen, und die unermüdete Treue der Pflege Furchen auf die Abhänge der Waldhöhen hoch hinauf gezogen, und die goldene Aehre unterm Eichenſchatten in milden Wallungen wogt, einer ſanftbewegten Fluth vergleichbar? Wie ſo traurig mußte der Anblick ſeyn, als undurchdringliche Waldung das Thal füllte!

Es waren ſchon chriſtliche Kirchen in der Gegend, eh die P. Benediktiner hinkamen, doch ſie verbreiteten Cultur und Sitten in weit höherem Grade, als ſie die Gegend ſonſt gekannt. Der Bezirk Gallenſtein war ein einziger großer Wald, in welchem die Kapelle und einige Hütten ſtanden. Abt Arnoldus kam 1074 mit der erſten Mönchskolonie aus dem Stifte St. Peter in Salzburg nach Admont, verließ es aber ſchon 1075. In Folge des damaligen Inveſtiturſtreits wurde Gebhard vom Erzſtuhl zu Salzburg vertrieben. Isingrin wurde Abt zu Stift Admont, Graf Berthold von Moosburg verwüſtete das Enesthal bei Admont, verjagte die Mönche, und

zerſtörte das Gotteshaus. Gebhard baute es wieder auf, und widmete ihm große Geldſummen. 1088 kam Graf Berthold wiederum, das Kloſter zu zerſtören, ſeine Bewohner mußten flüchten, doch der Räuber verließ die Gegend wieder. St. Thiemo, und Iſingrin der Biſchof bauten, es wieder auf. Nach Iſingrins Tod 1091 kam Giſilbert, ein Benediktinermönch aus dem Kloſter Hirſchau, mit andern Mönchen nach Admont, als Abt des Kloſters.

Immer von Neuem begann Berthold Graf Moosburg ſeine Raubzüge, St. Thiemo unterſtützte und ſchirmte das Stift; 1100 zog er mit Giſilbert nach Paläſtina. In Aſien fand St. Thiemo den Martertod. Seiner Schutzherrn beraubt, wurde Admont nun zum dritten Mal geplündert und verbrannt. Erzbiſchof Konrad I. ließ es wieder mit Hülfe des Abtes Wazilo von Lambach aus der Aſche emporblühen und weihte es 1128 ein. In nie vorher geſehener Pracht glänzte es nun, bereichert mit den großmüthigſten Dotationen. Abt Wolfhold erbaute ein Nonnenkloſter, unter dieſem geiſtvollen und heldenkühnen Vorſteher wurde Admont hoch berühmt. Er ſtarb 1ten November 1137. Ihm folgte Gottfried von Wenningen mit dem Zunamen Illuſtriſſimus. 1152 legte eine Feuersbrunſt das herrliche Gebäude wiederum in Aſche. Erzbiſchof Eberhard I. *) von Salzburg baute es wieder. Nun folgten eine Reihe friedlicher Jahre, berühmt durch Geiſt und Thätigkeit des Stiftes unter edlen Vorſtehern. 1292 verbündeten ſich die Steyermarker mit dem Erzbiſchof von Salzburg und dem Herzog Otto von Bayern wider Herzog Albrecht. Abt Heinrich von Admont verſchanzte ſich im Admontthal. Das eingefallene Heer der Salzburger und Bayern zog verwüſtend über das Ensthal hinab. Rathenmann wurde eingenommen. Abt Heinrich kämpfte einen hartnäckigen, aber vergeblichen Kampf gegen das bayeriſche Heer. Er mußte ſich mit den Schätzen nach Gallenſtein flüchten, und ſein Stift

*) Lichners Chronik erwähnt nichts hievon.

Preis geben. Die Bayern plünderten es. Am 25. April 1297 wollte Abt Heinrich über den Dietmannsberg in das Paltenthal reiten, ein naher Anverwandter, Griezzer, hatte ihm im Dickicht aufgelauert, und stieß ihn meuchlings nieder.

Engelbert, der 1322 Abt zu Admont wurde, strahlte durch Gelehrsamkeit. 1380 wüthete eine furchtbare Pest im Admontthale. 1489 legte Abt Arnold den Grundstein zur Kirche St. Maria Rehkogl im Märzthal. Bekanntlich stand hier von uralter Zeit her ein Gnadenbild; ein müdgejagtes Reh legte sich unter ihm kniebeugend nieder, seitdem wurde eine Kapelle in diesem Hochwald an derselben Stelle gebaut, wo jetzt seit mehr als drei Jahrhunderten eine Kirche ist. Wir erblickten sie im Vorüberfahren auf unserer zweiten Reise in das Kammergut, hervorragend aus den Wipfeln. Ein erleuchteter Geistlicher von edlem Sinn und Herzen ist dort Pfarrer. 1491 entfloh Abt Anton mit den Schätzen des Klosters, nachdem ihn das admontische Kapitel bei des Kaisers Majestät verklagt. Er wurde in Arroldstein eingeholt, und starb als Gefangener 1492 im Schlosse Gallenstein. Viele Schätze, welche Abt Anton nach Venedig geschickt, kamen durch des gnadenreichen Kaisers Vermittlung dem Stift zurück.

1525 trafen neue Schrecknisse die unglückliche Gegend. Stift Admont wurde von den aufrührischen Bauern im Ober-Ennsthal und dem Salzburgischen angefallen und geplündert. 1562 — 1571 verheerte die übergetretene Ens das Thal. Es erhob sich das herrliche Stift auch nach diesen Schicksalen wieder, und genoß einer langen Reihe friedlicher Jahre. Matthäus Ofner, Abt am 13. Dez. 1751, wurde vom Erzbischof von Salzburg Grafen Andreas Jakob von Dietrichstein 1752 bestätiget. Er führte das sogenannte Neugebäude fort, und machte die Anlage zu dessen prachtvollen Bibliothek-Saal, ein Meisterstück von edler Architektur, und sinnigem Prunk. Unter dieses geistvollen Abtes Leitung feyerte Stift Admont seine blühendste und glanzvollste Zeit. Er starb 1779. Abt Columbanus Wieland vollendete das Neugebäude, ließ

die unvergleichliche Orgel von Crismani bauen und ſtarb am 15. April 1787.

Wir mußten ſcheiden! Beim Untergang der Sonne wandelten wir hinauf nach Frauenberg, wo wir im wohlbeſtellten Gaſthof neben der Kirche die wünſchenswertheſte Aufnahme fanden, ſo einſylbig der Wirth war. Wir hatten noch Abends dieſe Höhe erklommen, um den Anblick der Gegend am Morgen genießen zu können, aber der Nebel raubte uns dieß erſehnte Vergnügen, und wir konnten nicht wiſſen, was ihm folgen würde. Bis Lietzen und bis zum Fuß des Grimming hatten wir gutes Wetter, aber eiskalt ſchnitt uns vom Grimming der Wind entgegen, und bald fiel der Regen in Strömen herab.

Von Lietzen bis Außee hatten wir einen Wagen genommen, es ſind 8 ſtarke Stunden. Wir waren mit der Gegend zu unbekannt, um zu wiſſen, daß der Poſtmeiſter in Mitterndorf einen ganz vortrefflichen Gaſthof hat. Wir glaubten, wir müßten bis Außee, und ließen uns auf dieſe Meinung hin ganz ehrlich noch drei Stunden durchweichen. Der Reiſende auch zu Wagen beherzige dieſe Weiſung, denn, wenn ein Unwetter kommt, oder die Pferde ermatten, ſo iſt dieſe Raſt 3 Stunden vor Außee unſchätzbar, und um ſomehr als in Außee die Gaſthöfe ſchlecht und theuer ſind. Auch von dem ſchönen Weg über die Koppen von Außee nach der Obertraun herab, von da nach Hallſtadt und weiter, hatten wir nichts erfahren. Wer eigne Pferde hat, muß einen Wagen die Koppen herabnehmen, und ſein Fuhrwerk die Pferdchen zum Steg zum Stadelmann ſchicken, um ſich dort erwarten zu laſſen, denn, von der Obertraun geht weder Fahrweg noch Fähre nach der Hallſtadt, und von dort wiederum kann man nur zu Waſſer auf leichten Schiffen weiter kommen. Wir waren von Frauenberg um 9 Uhr in Lietzen angekommen, mußten bis Nachmittag auf ein Fuhrwerk warten, und ſomit hatten wir, Unterhaltung, Bücher und Arbeit ermangelnd, in Lietzen die ärgſte Langweile empfunden, wozu die Abſpannung, durch Gewitterluft verurſacht, und die Ungeduld des

Wartens ſehr viel beitrugen. Hätten wir die Gegend gekannt, wir würden nicht bloß unſere nächſte Nachtſtation in Mitterndorf beſtimmt haben, ſondern wir hätten von Frauenberg aus unſern Weg nach der Klamm, dem Stift Admontiſchen Eiſenhammer genommen, und das romantiſche Schloß Strechau beſucht. Nun waren wir unterwegs, leicht gekleidet, ein Schirm konnte uns nothdürftig ſchützen, aber der Wagen war offen. Schon beim Annähern zum Fuß des Grimmings fühlten wir auf das Empfindlichſte Sturm und Kälte. Ein lebhaftes Mädchen aus Außee war mit im Wagen. Da wir den Schnee auf dem Grimming bemerkten, ſagte ſie uns, daß ſelten ein Sommer vergienge, wo nicht in dieſen Gegenden im Julius oder Auguſt ſtarker Schnee falle. Als am 10. Auguſt 1809 die Franzoſen an den Schanzen bei Außee, über unerträgliche Hitze ſeufzend, gearbeitet, wurde es mit Einmal dunkel und ſtürmiſch, ein ſtarker Schnee fiel, ſie trauten ihrem Auge nicht. Der Grimming gewähre die entzückendſte Ausſicht, berichtete das Mädchen ferner, allein ihn zu beſteigen, bedürfe es großer Vorſicht. Lebensmittel, Feuerzeug und warme Kleidung, ein guter, ſicherer Führer müſſe ſeyn. Man kann oben von Nebel überfallen werden, und ſich einige Tage nicht von der Stelle bewegen dürfen. Sie erzählte uns noch von den zwei Höhlen in Grimming, deren der Einen verſengende Hitze entqualme, der daneben ein eiſiger Hauch, und darinnen ein ſo heftiger Wind ſey, daß kein Stein hinab konnte. Auch von der, mit dem Bruderfluch belaſteten Wieſe auf einen Berg bei Außee, der ſeitdem nicht mehr urbar gemacht werden könne, erfuhren wir; von verſtiegenen Jägern, die auf der Höhe bei Altenaußee verſchmachtet, von einem der herabgeſchoſſen wurde, um nicht oben Hungers zu ſterben, vorher aber noch durch den geiſtlichen Herrn, der mit dem Volke unten ſtand, die Abſolution bekam, und ſo mehreres, was, in dieſen Bergen wichtig und bedeutſam, der Phantaſie und dem Gemüth der Bergbewohner, die nicht durch Kunſtmittel in Bewegung geſetzt werden, Stoff und Nahrung bietet. Das lebhafte Geſpräch half uns in etwas über die lang-

wierige Fahrt hinaus. Wir hatten noch kaum den höchsten Punkt des Bergweges erreicht, als es ziemlich ſtark zu regnen anfing. Wir hofften, es würde bald vorüber gehen, der Kutſcher ſchlug vor, den Regen abzuwarten. Im Gaſthof war es über die Maſſen langweilig und unfreundlich, eine Wirthin, fünf Zentner ſchwer, und ſo roh als plump, ein eckelhaftes Lokal, und nichts ordentliches zu haben. Der Regen wurde ſtärker, wir mußten fort. Noch einmal hielten wir Raſt eine Stunde weiter, bereits durchnäßt und frierend, wie im Winter. In dem Bauerhof, wo wir anhielten, fanden wir eine rege, freundliche Hausgenoſſenſchaft, es wurde bereitwillig und wacker für unſere naſſen Kleidungsſtücke geſorgt, ein treffliches Warmbier bereitet; erquickt und durchwärmt fuhren wir von dannen, nun brach die Dunkelheit herein, der Regen fiel in Strömen, der Sturm heulte, keine Decke, kein Schirm mehr konnte uns gegen Kälte und Näſſe ſchützen, und es erhöhte unſern Kummer, daß uns die ganze Gegend, die unſere Freundin ſo glühend geprieſen, verloren gieng. Halbtod kamen wir zum Neuwirth, den uns der Kutſcher anempfohlen. Hier mußten wir erſt eine Viertelſtunde warten, eh nur Licht kam die Treppe zu ſuchen, dann wurden wir in ein ſchlechtes, eiskaltes Zimmer geführt, wo leere Bettladen ſtanden, und zur Noth einige Seſſel, aber nichts bereit war. Nach und nach kamen Betten, dann Bettzeug, endlich konnten wir hinein; ich empfahl, unſere Kleider zu trocknen, es wurde verſprochen, geſchah aber nicht. Einige Stunden waren ſchon vergangen, als die ganze Haushaltung mit einem Näpfchen Milchſuppe und ſechs weichen Eyern herbei kam, die alle verdorben waren. Auf unſere Bemerkung wurde verſichert, die Eyer ſeyen erſt vor nicht mehr als acht Tagen von Gmunden gekommen, wo alles Eßbare herrüßte, denn in der Gegend ſelbſt ſey nichts zu haben. Dieß ſchien mir unerklärlich; ſpäterhin begriff ich es, nicht aus Ungunſt des Bodens und der Witterung, ſondern aus der totalen Verarmung der Landbewohner ringsherum, die ſeit vier Jahren ſo auf das Aeußerſte gekommen, daß der arme Häus-

ler und Grundstücker sich kaum noch einige Hühner halten kann. Auch schaden die Marder der Hühnerzucht.

Der Caffee am Morgen nach einer, in schlechten Betten schlecht zugebrachten Nacht, war gut, die Rechnung unbillig. Ich hatte einen Wagen nach Ischl verlangt und bedungen, er war um 10 Uhr noch nicht bereit, da er um 9 Uhr versprochen war; wir gingen, da das Wetter nun schön geworden, und von keinem Wagen etwas zu sehen war, zu Fuß. Es hatte schon seit drei Tagen in Außee geregnet, in Goisern war starker Schnee gefallen.

Wir erfuhren, daß beim Gastwirth Hackl und noch in einigen Orten mehr Bequemlichkeit zu finden gewesen wäre, doch für einen hohen Preis, wie kaum ein Gasthof in der Residenz zahlen läßt. Warum nun keine Taxen? Es thut dem Reisenden jeder Klasse wohl, wenn er vorher weiß, wie viel er bezahlen soll, und was er dafür bekommt. In den meisten Gegenden Deutschlands ist diese Beschirmung gegen Gastwirths-Capricen schon eingeführt, und selbst der Gastwirth befindet sich wohl dabei, denn überall, wo Taxen sind, werden die Gasthöfe nicht so ängstlich durch schnelles Reisen und Vermeidung über Nacht zu bleiben, beseitigt.

Ohne etwas andres von Außee gesehen zu haben, als den Markt selbst, giengen wir um 10 Uhr fort. Niemand hatte uns den entzückenden Weg über die Koppen herab nach der obern Traun empfohlen, wir giengen also auf der Straße. Ein freundliches Weib aus Außee führte uns den Gangsteig nach der Höhe. Die Ansicht des wildromantischen Thales und der Gebirgswelt ringsum ist großartig. Im Herniedersteigen sahen wir den Hallstädter See; er blickte mit seinen großen, dunkeln Augen durch hohe Kiefern zu uns hinauf, als winkte er uns zu seinen romantischen Ufern hin.

In wenigen Stunden gelangten wir durch St. Agatha nach Goisern, das, in einer herrlichen Umgebung von Wiesen, Feldern, Waldung, und Felsenhöhen, rechts von der Traun umflossen, in schöner Beleuchtung vor unsern Blicken lag; Goisern machte auf uns den freundlichsten Eindruck mit

seinen weinumrankten Hütten, seinen zierlichen Häusern, und wohlbestellten Gärten. Auch dieser Ort lägt Fruchtbarkeit, durch seinen Boden ziemlich begünstigt, durch die Tücke der Witterung, die Länge des Winters gestört. Er erscheint wohlhabend, weil die Einwohner jede Sorgfalt auf Reinlichkeit und Pflege verwenden. Jedes Gebirgland ist zu beklagen, wo nicht die günstigsten Umstände die Unfreundlichkeit des Klima besiegen, und große Städte zu vortheilhaftem Vertrieb der Arbeiten, welche Fleiß und Kunst hervorbringen, in der Nähe sind.

Es war Feyertag den 8. September, und Alles im besten Anzug auf den Straßen. Die schwarze Tracht, die großen weißen Filzhüte sind pittoresk, die Gesichtchen darunter oft überraschend schön, herrliche, brennende schwarze Augen, und edle Züge.

Das evangelische Pfarrhaus in Goisern gleicht von Außen einer Hütte; immer ist's ein Tempel edler Sitte, häuslicher Eintracht, christlicher Milde. Ein schönes Gärtchen trennt es von der Kirche, hier Bethaus geheißen, ohne Thüre, ohne Glocken, ohne gerundete Fenster! Auf einem Raum von etwa vier Quadratmeilen wohnen hier über 6000 Protestanten, ungerechnet die auf den Gebirgshöhen und nach Ischl hin verstreuten ihrer Glaubensgenossen. Reine Sitten, Ordnung, Fleiß, werden hier im bittersten Kampf mit der herrschenden Noth, dem ungünstigen Klima, den drückendsten Zeitverhältnissen, musterhaft aufrecht erhalten. Diese große Gemeinde hat nur zwei Seelsorger, davon der Eine, der 78jährige Vater des Pastors in Goisern, auf 5 Stunden von hier, mit seinem Sohn, der ihm zur Hülfe seit kurzem beigegeben wurde, im entzückenden Gosathal lebt. Die arme, kahle, seeumfluthete Hallstadt, die arme, vom Lande abgeschnittene Obertraun, wo keine fünf katholische Familien, wohl aber mehr als Tausend Protestanten wohnen, haben keinen Pastor, und im Bethaus der Hallstadt ist nur alle 14 Tage Gottesdienst, den entweder H. Wehrenpfennig, Pastor in Goisern, oder dessen würdiger Bruder Bernhard versieht. Beide müssen oft

mit Gefahr des Lebens über den See, wo es bei Stürmen und Eisgängen höchst gefährlich ist. Die Protestanten haben auch keinen Schulmeister in der Hallstadt. Der dies Amt versieht, ein Bewohner der obern Traun, bekommt von der blutarmen Gemeinde nur 105 fl., und müßte Hunger leiden, wenn er nicht eine Mühle in zweiter Ehe mit erheirathet hätte. Oft sieht man ihn, den Sack auf der Schulter, oft das Ruder in der Hand, über den stürmischen See schiffen, eine schwere Arbeit, die er dem zweistündigen, rauhen und im Winter lebensgefährlichen Gehen längs den Felsen und Lawinen vorzuziehen gezwungen. Derselbe hält auch am Sonntag, wo der Prediger fehlt, eine Andachtsübung in dem Bethause. Es ist ein Greis voll Bildung und Belesenheit, musterhaft sorgt er für die sittliche Ausbildung der Schuljugend. Die Frau Erzherzogin Carl sendete 1818 dem Hallstädter Schulhaus 100 fl. Die Frau Fürstin von Hohenzollern, geb. Prinzessin von Curland, verpflichtete sich zu jährlicher Unterstützung mit gleicher Summe. Hoffentlich ist seitdem mehr und wichtigeres geschehen.

Eine lange Strecke zwischen Goisern und Laufen heißt die Kreß, sie war noch vor 30 Jahren Wald und Gestrüpp, in früherer Zeit durch Räuber gefährlich. Die Waldungen sind ausgerottet, und freundliche Häuser bilden nun gleichsam eine Fortsetzung von Goisern. Altmütter, die nun die Gruft deckt, erzählten noch vor wenigen Jahren den Urenkelinnen, daß bei dieser Kreß das ehmalige Stadtthor der Stadt und Burg Goisern gestanden. In diese Erzählungen klangen noch Andeutungen eines ehmaligen blühenden Königthumes, davon Goisern der Hauptsitz, eines Goldbergwerkes, schöner Weinberge, und eines großen Wurmes hinein, der hier aus einer Kluft gedrungen, und die ganze Gegend verwüstet habe. Jetzt beginnen diese Sagen, aus Ur- Ur- Ur- väterzeiten noch herüber gekommen, ganz zu verklingen. Das Hochgebirg bei Heidelberg, der Königsstuhl, seit des Kaiser Franz und Alexander Ersteigen auch Kaiserstuhl genannt, bewahrt noch immer die Sage von einem mannhaften König Ester-

mann, der dort gethront und gewaltet. Der gerühmte Weinbergbau hat nichts Unwahrſcheinliches. Eh die Gegend durch Elementarzufälle und nachherigen Waldwuchs ſo ſehr verwilderte, mögen die ſüdöſtlichen Abhänge der Gebirge zum Weinbau tauglich geweſen ſeyn, und Gold iſt aus den Bergen noch nicht ganz verſchwunden. Im Arikogel ließe ſich welches ausbeuten, und die gediegendſten Erze ſind dort. Auch die Viechtau beſitzt metallhaltige Berge. Auch de. Wurm ſcheint viel für ſich zu haben. Wer iſt nicht durch den Augenſchein überzeugt, daß es untergegangene Thiergeſchlechter gab? Man ſollte ſolche alte Sagen nie ungläubig verwerfen, ſondern ſie als Fingerzeig zu Nachforſchungen im Auge behalten.

Von Goiſern nach Laufen, einem uralten Wallfahrtsort, und durch die Zeitumſtände ganz verarmten Markt, iſt der Weg durch die raſche Windung der Traun und bedeutſamer Gebirgumriſſe ungemein reizend; der ganze Weg von Außee nach Iſchl iſt vortrefflich unterhalten, und da es meiſt bergunter, in ſanften Krümmungen geht, leicht zu fahren und angenehm zu gehen. Der Sulzſtrennenweg, der von der Hallſtadt bis nach Ebenſee führt, iſt ein beſchwerlicher Fußpfad, den niemand einſchlagen ſollte, es wäre denn von Hallſtadt bis zum Steg, hoch und kühn iſt der Weg in die Felſen gehauen, wunderſam wandelt ſichs über den Goſazwang, und entzückend iſt der Blick nach dem Saarſtein und nach dem See herunter. Auch zwiſchen Iſchl und Laufen iſt der Strennenweg anmuthig zu gehen. Dieſe hölzernen Sulzſtrennen wurden dieſen Herbſt ausgebeſſert, was wenigſtens alle zwei Jahre geſchehen muß, alle dreyzehn Jahre müſſen ſie erneuert werden.

Wir fanden Stücke ausgehauener Strennen, welche Selenit und Frauenglas in halbzollhohen ſechseckigten Säulen in ſich hielten. Die aufgelöſeten Maſſen hatten ſich hier in Holz wiederum kriſtalliſirt — in den Salzbergen findet man die herrlichſten und wunderbarſten Kriſtalliſirungen, neben andern noch nicht gehörig gewürdigten Seltenheiten, unter denen mir die Meerfoſſilien, die im Kabinet des Oberſalzamthofes zu

Gmunden aufbewahrt werden, die beachtungswürdigſten ſcheinen. Ober der Hallſtadt auf dem Rudolfsthurm ſind auch Merkwürdigkeiten aus der Urwelt offenbart, und welche vielleicht noch auſſerordentlichere Seltenheiten mag das ſüße Waſſer, das in den Wöhren die Maſſen auflöst und zur Soole wird, nicht mit auflöſen! Welche andere mögen nicht durch die Arbeit der Häuer unbeachtet zu Grunde gehen!

In Laufen beäugelten wir das Roſengärtchen Felsauf, welches an das zierliche Pfarrhaus gränzt. Laufen war ehmals ein ſtarkbeſuchter Wallfahrtort, die prächtige Kirche iſt ein Werk der Grafen von Seeau. Dieſe haben den Traunfall, die Ens und die Traun ebenfalls ſchiffbar gemacht, und den Salzberg au der Hallſtadt erfunden. Wenige gräfliche Familien können ſich ſo ruhmbedeckter Dynaſten rühmen. Ein edler Abkömmling dieſer Familie lebt, durch einen Prozeß und von Zeitverhältniſſen unſchuldig in ſeinen Rechten gekränkt und in ſeinem Wohlſtand erſchüttert, auf ſeinem Schloß Würting, mit ſeiner liebenswürdigen Familie. Ein ehmaliger Pfleger kaufte ihm kürzlich für 19000 fl. Unterthanen ab, er war nur 15 Jahre Pfleger geweſen!

Iſchl iſt, Ziel der Reiſeluſt von allen Weltgegenden her, eine Stelle des Heils geworden.

Unter den edlen Namen, welche Iſchls Bewohner mit glühendem Dank verehren, ſtrahlt der eines großmüthigen Polen, Grafen Arthur Potozky, und der wohlthätigen, engelsgleichen Frau Gräfin Roſalia Potozka, als Vorläufer der unſchätzbaren Wohlthaten, welche ſpäterhin Iſchl ſo manchem Hohen und Edeln, und der guten, liebenswerthen Frau Erzherzogin Sophia K. H. verdankte. Gerührt von der Treuherzigkeit und hülfloſen Lage der Gebirgbewohner, ließ Graf Arthur Potozky bei ſeiner Anweſenheit in Iſchl den Aufruf ergehen, Blinde ſollten ſich bei ihm einfinden, um unentgeltlich operirt zu werden. Dr. Alexander Waſumoffsky unternahm die Operationen, und führte ſie mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit aus, und Graf Arthur Potozky beſchenkte noch die Operirten.

Erst 1830 im Sommer starb ein Greis, der mit 67 Jahren unter des großherzigen Polen Auspicien damals operirt, und reichlich beschenkt worden. Man hieß ihn nur den alten Wesel, es war ein Hallstädter Bergarbeiter, kein treueres Auge hat je zum Licht empor geblickt! Er sprach oft mit Liebe und Segen von seinem herrlichen Wohlthäter, und von dem edeln Arzt. Er sehnte sich, ihnen noch danken zu können. Sein letzter Hauch war ein Segenswunsch, er nannte im Sterben den geliebten Namen.

Die Süßigkeit des Wohlthuns wird in jenen wunderherrlichen Gegenden erhöht durch den Gemüthswerth der Gebirgsbewohner, besonders der unglücklichen Hallstädter. Gottesfurcht und Liebe sind hier so heimisch, daß der Arme sich für den Aermern den letzten Bissen abdarbt.

Damals noch unbekannt mit allen Verhältnissen, traten wir beim Neigen der klaren Herbstsonne den Weg nach Ebensee an, der die Traun hinunter, an Hütten und Gehöften vorüber, drei starke Stunden lang ist, ihm zur Seite die ununterbrochene Felsenreihe, welche nur einige Gebirgswege und Wasserfälle durchschneiden, jenseits der Traun wiederum Hochgebirg, welches, das Thal bald an dem Rand des Stromes einschließend, bald zurückweichend, Raum zu Hütten-Ansiedelungen gewährt, und den Blicken steten Wechsel, kühne Gruppirungen biethet. Auch reissende Thiere hegen diese Berge.

Wir hatten nun bereits von Außee die Pötschen herab 3 Stunden, von da bis Ischl in eben der Zeit gemacht, und giengen die übrigen 3 Stunden mit Lust, so sehr erquickte uns die schöne Luft und die Anmuth der Gegend.

Abends halb Acht gelangten wir nach Ebensee. Wir wurden beim Postmeister Koch aufmerksam und gut bewirthet. Am Morgen nahmen wir ein Schiff nach Gmunden.

Unsere Fahrt von Ebensee am herrlichsten Septembermorgen war sehr schön. Zwei rüstige Bursche hatten Ruder bei der Hand, und halfen unseren zwei Schiffleuten. Bis nach Traunkirchen entzückt die Romantik der Felsenhöhen, die

den See umfangen, mit unaussprechlichem Reiz. Nachher sieht man das flache Gmunden vor sich liegen, und wird der Romantik ganz entrückt, bis man weiter gelangt, und zurückschauend, von der Größe und Anmuth des Sees und der Ufer überrascht, einen neuen, hinreißenden Eindruck empfängt. Der südwestliche Halbkreis der Hochfelsen, die den See umfangen, ist Steinklippe und Föhrwald; der zweite Halbkreis, in dessen Ring das zierliche Städtchen als Edelstein gefaßt ist, bildet mit Aeckern, Obstgehägen, Dörfern und Wiesen einen unendlichen Garten, überthront von den malerischen Waldhöhen der Viechtau, die sich im sanften Aufschwung, mit weichen Umrissen runden. In diesen Gottesgarten verstreut liegen Dorfschaften mit Schlössern und Thürmen, idyllische Fischerhütten mit zierlicher Reusenumkränzung, auf grünen Matten vor den Thüren ausgebreitet schneeweißes, feines Linnen, die Bäche stillen Fleißes, zwischen den Blumen der Flur. Herrliche Waldungen krönen hier einen Hügel, dort einen Berg. Wie verirrte Fremdlinge aus fernen Himmelsstrichen heben sich ernste Tannen aus dem frischen Grün der Buchen, dem zarten Laub der malerischen Lerchenbäume und dem farbigen Schmuck obstbeladener Wipfel empor. Das zierliche Gmunden erfreut in der Nähe das Auge, und behauptet den Ruhm, den Künstler und gefühlvolle Reisende ihm errungen.

Die Pracht eines hellen Wintertages hat in dieser Gegend eine Eigenthümlichkeit, die durchaus keine Beschreibung erreicht, so wie der Herbst auch entzückend ist. Schwer wird es dem wahren Naturfreund im Spätherbst diesen Aufenthalt zu verlassen, denn es scheint, als ob in diesem Scheiden der schönen Tage, des Laubes und der Blumen noch der letzte glühende Erguß inniger Liebe sich offenbarte, wie ein herzlicher Freund das innigste Wort der Seele beim Abschied ausspricht.

Gmunden am Traunsee.

Es ist der Schlußpunkt und Schlüssel zu den Naturschönheiten des Hochlands. Seine entzückende Lage erinnert jeden, der in Italien war, an einige der herrlichsten Gegenden dieses gefeierten Landes — an Baiae und an den Lago di Garda.

Gmunden liegt im Halbkreis am Rande des Sees, an der Mündung des brausenden, ewiglebendigen Traun. Seine künstlich versteckten, abgeflachten Dächer der dem Hafen zunächststehenden Gebäude geben ihm ein italisches Ansehen, das die Aehnlichkeit mit jenen Gegenden noch verstärkt.

Einer der anmuthigsten Gesichtspunkte zur Uebersicht ist der Hügel über Weinberg, dem Landsitz des Freyherrn von Potier des Echelles, den der Besitzer zum Andenken des Besuchs Sr. K. H. Erzherzog Maximilian und eines Festes den Marhügel nennt. Die Stadt Pescara im Vorgrund mit ihrer Brücke über den Mincio wird hier durch Gmunden mit der Traunbrücke in das Gedächtniß zurückgerufen, die liebliche Halbinsel Sermione in dem Bilde des kühn in die Fluthen gebauten Seeschlosses Orth. Häuser, Kapellen, Waldungen spiegeln sich ringsum von beiden Ufern, reizend wie am Gardasee, in dem stolzen Spiegel des Traunsees, und wie Riva dort, schließen Traunkirchen und Ebensee dies großartige Rund am äußern Rande der Fluth, überthront von gewaltigen Felsenmassen, die an den Monte Baldo erinnern.

Am Hafen rechts steht das, alterthümlich mit Erkern und zierlichen Ausschmückungen prangende Rathhausgebäude, dem k. k. Salzverschleißamt gegenüber, einige Häuser weiter erhebt sich der k. k. Salzamthof, der mit seiner weitausschauenden Terrasse hier den See überblickt, dort die Ansicht der Brücke und des ergötzlichen Spieles der brausenden Traunfluth gewährt. Der Hafen prangt mit stattlichen Gebäuden, das Innere des Städtchens aber steht im grellen Gegensatz zu der einladenden Zierlichkeit und Würde des ersten Anblicks, nur der obere Markt ist noch freundlich, und hat hübsche

Häuſer, und die Vorſtadt längs dem See bis nach dem Hochhauſe erfreut das Auge durch ländlich bürgerliche Zierlichkeit. Hier ſteht auch der Gaſthof zur Krone, auch beim Bräu am See genannt, dem ſein jetziger Beſitzer durch elegante und geſchmackvolle Einrichtung einer Reihe ſchöner Zimmer mit der herrlichſten Ausſicht im obern Stockwerk einen Vorzug gegeben, der ihm bis dahin fehlte, da er die übrigen Eigenſchaften eines vortrefflichen Gaſthofes, gute Weine, kräftige Koſt, aufmerkſame Bedienung und Billigkeit, auch ſchon zu ſeines Vaters Zeiten beſaß. Am Hafen ladet Bauernfeinds goldnes Schiff den Wanderer ein, es war bis jetzt die einzige Unterkunft für Herrſchaften, und die erlauchteſten Namen ſchmücken das Fremdenbuch des Beſitzers.

Das Hochhaus mit ſeinem wohlbeſtellten Treibhauſe und herrlichen Wieſengarten hat eine entzückende Ausſicht nach allen Richtungen hin, wir fanden es aber leer als wir 1826 kamen, und fanden es 1828 wieder ſo, weil die 10 Minuten von hier zum Hafen und Centrum des Städtchens der Gemächlichkeit des Einwohners eine weitre Strecke ſind, dem aber eine Nachbarſchaft ſcheinen, der Paris und London bewohnt hat, und aus Berlin und Wien kommt. An das Hochhaus ſchließt ſich die Kufenzeile, ſobenannt von den werkthätigen Kuſtarbeiten, die hier einſt blühten; dumpfige, enge Hütten von Holz, dicht an den See gebaut, waren früherhin die heitern Werkſtätten zufriedener, geſchickter Arbeiter, welche die mühſam erworbene Geſchicklichkeit, die zu dieſen bewunderungswürdigen Arbeiten nothwendig, frühzeitig ihren Kindern beibrachten, und bei täglicher Arbeit für die Zukunft nicht bangten.

Das linke Seeufer von Gmunden iſt mit den Fiſcherhütten und Schiffbauerwohnungen des armen, freundlichen Dörfchens Weyher angebaut, die in idylliſcher Anmuth aus Wieſenſchmelz und Waldesdunkel ſich in den Fluthen ſpiegeln. Ueber Weyer erhebt ſich der Roithberg, von deſſen Abhang des ehrenwerthen Greiſes, Hörner, Edler von Roithberg, alterthümlicher Freyſitz die Gegend weithin überſchaut. Bei den

feindlichen Einfällen rettete der edle Besitzer dem Staat die Salzamtskasse, und bot unerschrocken die Brust den drohenden Kriegern dar, die auf sie hinzielten. Weiter hinauf lächelt des Amtmann Grünberger blumengeschmückter, überaus zierlicher Wohnsitz aus dem Schatten hoher Waldung hinab; rechts überthront die Himmelreichwiese des Waldbergs Buchenschatten und das schlichte Immergrün seiner Fohrenhaine, zwischen denen riesige Lerchenbäume in ernster Zierde und herrlichen Gruppen das Auge erfreuen. Herrlich prangend in einem Laubschmuck, dem der Herbst noch durch kecke Färbung einen ganz eignen Reiz verleiht, hebt sich sanft das Gebirg empor, und senkt sich gegen den kahlen, gewaltigen Traunstein nieder, dessen Antlitz und Krone von allen Seiten her eine verschiedene Gestaltung bilden. Die Schlucht hinterm Traunstein bildet ein eignes Dorf, dessen Gemeinde eine der ärmsten dieser ganzen Gegend ist, da weder Feldbau noch sonstige Begünstigungen des Landmanns diesen armen Häuslern aufhelfen.

An den Traunstein reiht sich der Hochkogl, der Erlakogl, der Spitzenstein, der Eibenberg, und der Lambather Berg, der die Rundung des Sees zu schließen scheint, über diesen thront, als wäre es nahe, das Außeer Hochgebirg. Der Sonnenstein am rechten Seeufer schreitet weit in die Fluth hinein, von seinem nichterklommenen Gipfel genießt der Wanderer die herrlichste Aussicht. Hoch thront der Kranabittsattel mit seiner kolossalen Umgebung in Westen, und die, allmählich sich nach Gmunden hinsenkenden, in eine sanfthügelige Fläche auslaufenden Viechtauer Gebirge, der Kollmannsberg, der Sulzberg, der Mühlbachberg, der Grasberg und die anmuthvolle Gmundnerhöhe schließen den reizendsten und stolzesten Kranz, der sich je um eine Fluth gewunden.

Rings um Gmunden erheben sich, gen Osten, allmählich grüne Wiesen, Felder und Obstgärten, die, zu Hügeln sich bildend, mit ernster Waldung gekrönt, den Horizont schließen, und in ihrem Schooß angenehme Landhäuser hegen. Das Idyllische dieser Umgebung bildet einen reizenden Gegensatz

zu der Felſenrotunde, die gegenüber den See umfängt. Weiterhin belebt ſich die Landſchaft immer ſchöner mit den vielen Ortſchaften, die im Thal und auf den Höhen verſtreut liegen, zierliche Gebäude leuchten in hellem Weiß aus dem Immergrün blühender Wieſen hervor. Schloß Orth mit ſeines Schweſterſchloſſes kühnem Bau in den See hinein, Schloß Ebenzweyer, mit ſeiner verwaiſten, alterthümlichen Herrlichkeit, ein ſtummes Bild der Trauer um ſeine ſchönere Zeit*); die uralte Kirche Altmünſters, die waldigen Höhen der Viechtau ordnen ſich hier zum anmuthvollſten Rundgemälde, das mit prangenden Farben den See umgränzt. Gmunden iſt wohlhabend, ob es gleich viel arme Einwohner zählt. Der Wochenmarkt zeigt eine Welt im Kleinen, das ganze Kammergut bewegt ſich darauf umher, und alle Zweige des Kleinhandels blühen hier. Am Markttag ſind alle Wirthshäuſer mit Menſchen vollgedrängt, und ein ziemlich beträchtlicher Theil des Gewinns der auswärtigen Händler bleibt in Gmunden zurück, wo man zehren und ſich beſonders bei einbrechendem Sturm, der die Seefahrt unmöglich macht, länger aufhalten muß. Dieſem Uibelſtand wird durch beverſtehende Erweiterung der jetzt ſchmalen Straße nach Traunkirchen, die ſich für ſtarke Laſtwagen nicht eignet, und durch eine neue Straße von Traunkirchen nach Ebenſee wahrſcheinlich abgeholfen werden. Lenoble von Edelsberg faßte dieſen gigantiſchen Plan, auf den Felſen iſt der Weg ausgeſteckt worden, und ein Geiſt, edel, wie der des Seligen, der mitten im liebevollſten Wirken für jene ſchmachtende Volksmaſſe heim mußte, wird dies ſegenvolle Unternehmen zum Ziele führen, und dadurch die Wohlfahrt vieler Tauſend Menſchen begründen, das Leben der armen Gebirgsbewohner, das täglich auf dem See gewagt wird, ſichern.

---

*) Jetzt ein Beſitzthum des liebreichen und geiſtvollen Sprößlings des erlauchten glorreichen Hauſes, das die Wiege der Poeſie und Künſte Italiens war, Maximilian Erzherzog von Eſte, geſegneter Wohlthäter des armen Gebirglands.

Um Gmunden her sind eine Menge Ortschaften verstreut, die, in einer minder ungünstigen Lage als die Viechtau und das obere Kammergut, in hagelfreien Jahren, Getreide, Haser, Gekirne, Fachs auf ihren Feldern erzeugen; auch kommt vieles von dem Bezirken des Stifts Kremsmünster, des angefülltesten aller Kornkammern Oesterreichs, und von Steyer her. Böhmen brachten noch vor wenigen Jahren Korn und Hülsenfrüchte, und giengen mit Salz zurück, dies findet jetzt nur höchst selten mehr Statt, weil der Salztransport verpachtet und die Verhältnisse umgewandelt sind.

Die Viehzucht in der nächsten Nähe von Gmunden ist unbedeutend, und nimmt jährlich noch ab. Auch ist es kaum möglich, saftiges Kernfleisch zu bekommen; wie z. B. in der Lambach, die theils von der Steyermark her ihr Vieh bezieht, theils von Schladming, der Gosau, und andern triftenreichen Orten versorgt wird, da die Viechtau in der ehmals so lebhaft betriebenen Viehzucht immer mehr erschlafft, traurige Folge einer anhaltenden Reihe von Unglücksjahren, wo Schauer und Orkane gewüthet.

Wohin man nur kommt, stellt sich der herrliche See mit seiner Umgebung in einer überraschend veränderten Ansicht dar. Welche unnennbare Lust, ihn zu durchschiffen! An heitern Herbst-Abenden, wo die Sterne prangend herniederstrahlen, ist die Wunderpracht des stillen, klaren Sees, der bei hellem Sternenlicht seine Ufer spiegelt, unbeschreiblich; doch nie ohne einigen Schauder blickt' ich vom sanftdahingeleitenden Nachen in den Abgrund der stillen Wasserfläche hinab, die so täuschend abspiegelt, daß man wähnt, nicht Fluthen tragen den Nachen, sondern hohl sey der Raum, aus welchem uns die Himmelssterne entgegenstrahlen, und das Schiff schwebe in den Lüften, bodenlos, und werde hinabzittern.

Als der See gefroren war, ich glaube 1740, verunglückten auf ihm 13 Schlitten eines fröhlichen Hochzeitzuges, die urplötzlich einbrachen und ganz versanken; nur der letzte, vierzehnte, blieb zurück; sein Lenker sah das Entsetzliche, und

kehrte ſchnell beſonnen um, glücklich dem Ufer wieder zu. Der See iſt ſeitdem nicht wieder zugefroren.

Ausflüge, Wohnungen, Bäder, Geſelligkeit.

Um Gmunden her ſind nur wenige Almen, bloß am Laudachſee. Man gelangt dahin von der entzückenden Himmelreichwieſe, Gmundens einziges, näherliegendes, romantiſch ſchönes Ziel, mit Ausnahme der, obwohl etwas fernen, wunderherrlichen Gmundner-Höhe, einem weitläufigen Hochdorf, deſſen Bewohner im ſteten Kampf mit der Natur, den Elementen, dem Boden leben, und wohl oft die Pracht ihrer Ausſicht über die Beſchwerden ihres Lebens vergeſſen, da ſie oft im Winter verſchneien, im Sommer verhageln.

Zur Himmelreichwieſe führt ein etwas ſteiler Weg, meiſt unter dichtem Waldesſchatten, und abwechſelnd frei, und mit Baumgruppen von ſeltener Höhe und Schönheit belebt. Oben, unter der gewaltigen Fichte, pflegt man zu raſten, und ſich mit dem Mahl zu erfriſchen, das der Führer trägt. Die Ausſicht von hier hat einen eigenthümlichen unnennbaren Reiz, wie es denn überhaupt dieſer Gegend eigen iſt, daß jeder Standpunkt die Gegenſtände ſo ſeltſam verändert, daß man immer ſich auf jedem in eine neue Gegend verſetzt glaubt.

In der Nähe hebt ſich der Traunſtein, das Höllengebirg, der Kranabittſattel, die ganze Viechtau; ferner hin die ganze Gegend von Vöklabruck bis Linz, ein hinreißendes Bild!

Man gelangt von der Himmelreichwieſe in einer Stunde hinauf zum Laudachſee, der hoch hinter dem Traunſtein liegt, und ein herrliches Echo hat. Hier ſteht eine freundliche Almenhütte, die Ufer ſind reizend, und ſehr zierlich umhegt. Der Blick in die Felſenumgebung iſt großartig, eine ganz überraſchende Eigenthümlichkeit von Zierde und Anmuth, fantaſtiſch mit der Erhabenheit und dem Ernſt der Gegend verſchmolzen, bezeichnet dieſe entzückende Stelle. Eine Menge angenehmer Ausflüge bietet Gmunden dem dort Verweilenden; und immer noch kann derjenige, der dort eine Zeitlang wohnt,

dem Himmel wie für eine Gunst danken. Ein franzöſiſcher Obriſt, entzückt von dieſem irdiſchen Paradieſe und der Herzigkeit mit welcher den, auch als Feind geehrten, braven Mann die damaligen Einwohner behandelt, ſagte ſcheidend: J'apprendrai à mes enfants à prononcer le nom chéri de Gmunden. „Meinen Kindern werde ich lehren, den geliebten Namen Gmunden ausſprechen.“

Gleichwohl iſt, wie geſagt, Gmunden nur der letzte Punkt, aus dem man noch in all die Herrlichkeit hinein ſchaut, und erſt von Ebenſee beginnt der vollſte und wunderſamſte Hochgenuß ächter, großartiger, romantiſcher Schönheit — doch, wie es wahr bleibt, daß in der ganzen Gegend jeder Platz ſeinen eigenen Schönheitsſtempel trägt, ſo muß hinzugeſetzt werden, daß Gmunden zwar nicht ſo genußreich iſt, als das obere Kammergut, daß aber der Anblick des Sees mit der ihn umgebenden Felſenmajeſtät unvergleichlich iſt, am ſchönſten von der Traunbrücke, vom Hafen und vom Garten des Hochhauſes. Die heitere, ſüße Pracht des Waſſerſpiegels, der, meiſtens Tagesüber glatt und ſtill, ſanft lebend die bekränzten Ufer wiegt, und ringsum die gewaltigen koloſſalen Pfeiler der Urwelt, entzückt mit einem Zauber, einem Frieden und Wonnegefühl, das an Beſeeligung nicht überboten werden kann, zumahl im Vollmondlicht, bei heitern Sommernächten. Von den Luſtwandlungszielen, welche ſich in Gmundens Nähe darbieten, nennen wir zuerſt Lenobles von Edlersberg heitre Schöpfung, die Wunderburg, ein Pavillon auf einem Waldhügel; ſeit 5 Jahren iſt der ehmals öffentliche Garten, eigentlich nur ein Park von Gras und Bäumen, verſchloſſen, doch können Fremde den Schlüſſel im Salzamt ſich ausbitten laſſen. Die Ausſicht von hier iſt ſehr anmuthig, und das Ziel iſt nahe.

Der Calvarienberg, gleichfalls nah bei Gmunden. Der Ecce Homo links in der Kirche aus Holz iſt ein ſchönes Kunſtwerk.

Bauernfeinds Häuschen, auf der Spitze eines be-

grünten Wieſen-Hügels, wird Sonntags beſucht, es liegt ſehr freundlich.

Die Tuſchenſchanze, die der K. K. Salinenbeamte, H. Tuſch vom Thall, verzieren ließ, iſt ein vorzüglich lieblicher Spaziergang. Man geht über die Traunbrücke, durch Traundorf, und gelangt auf einen hohen Felsweg, der Heerſtraße nach Linz, an das Ufer der Traun, rechts angelehnt an die Waldung. Links ſtrömt und ſprudelt der herrliche Strom, mit dem See verſchmolzen, durch ein waldbewachſenes Thal, den ſchmalen Uferrand jenſeits, dem nur ein Pfad für den Zug der Schiffe abgewonnen iſt, umkränzen und beſchatten gewaltige Buchen; kleine Brücken zum Gebrauch der Traunzugsführer gehen bis halb in den brauſenden Fluß hinein, die ſteilen Ufer dieſſeits ſind hie und da mit Hütten beſetzt, alles macht Bild, jeder Gegenſtand erfreut das Auge, und reizend zumal iſt's, wenn Schiffe den Fluß beleben, und den muthigen Kampf mit ſeinen zürnenden Wogen beſtehen.

Nach einer ſtarken Viertelſtunde zeigt ſich ein ſanft aufſteigender ſchmaler Fußſteig; dieſen einſchlagend verläßt man die Heerſtraße, und ſteigt gemächlich in 18 Minuten bis zu dem, mit Bänken beſetzten Rundplatz, und ruhet unter einem Schirm, wo die lachendſte Ausſicht winket. Man überblickt den See, in der Ferne Traunkirchen und die ganze Viechtau, links den Traunſtein in ſeiner Hochherrlichkeit.

Das Dörfchen Weyher am Rand des Sees durchwandelnd, immer das herrliche Felſen-Panorama im Auge, unter welchen der Kranabittſattel, der Feuerkogl und deſſen Nachbarn hier am Bedeutſamſten erſcheinen, gelangt man, wenn man den Strand nicht verläßt, nach der Schlucht hinter dem Traunſtein, die einen reizenden Luſtwandlungsplatz darbeut.

Verläßt man aber den Strand, und geht links an der zierlichen Kapelle den ſchmalen Pfad hinauf zu Hörners Freyſitz, dem Roithberg, ſo bietet ſich wiederum eine ſehr anmuthvolle Ausſicht dar. Geht man weiter, den Fußweg links, höher hinauf, ſo findet man einige Hütten, in welchen auf

Verlangen gute Milch oder Obers und Brod dargereicht werden. Einige jubilirte und abgedankte Salinenarbeiter verleben dort ihre letzten Tage in Armuth und Frieden. Ein treuherziges Völkchen, so freundlich und verschämt, als arm und fromm.

Ein anderes lockendes Ziel sind die Buchenwaldhügel in der Nähe von Orth, die Aussicht ist lieblich.

Der Mangel an schönen und billigen Wohnungen für Fremde in Gmunden ist höchst empfindlich. Nur wenige sind in angenehmer Lage, und diese wenigen werden übermäßig theuer geboten.

Elende Kämmerchen wurden mit 4—5 fl. des Monats verlassen. Die Theurung und die Seltenheit guter Wohnungen mag die Badgäste verscheucht haben, 1826 gab es noch deren 50, 1827 schon zog sich wie 1828 Alles nach Ischl, da doch Gmunden so eine reizende Lage und manche Vorzüge hat, und die, zuerst unter des K. Rath, Dr. v. Wolff Leitung eingerichteten, Bäder von vorzüglicher Nettigkeit, gut und elegant eingerichtet, billig und äußerst bequem sind. Auch hat das Seewasser einen bedeutenden Einfluß auf die Wirksamkeit der Bäder. Der Gast, dem zuerst das Solenbad, dann das Dunstbad vorgeschrieben ist, könnte, um den Aufenthalt an beiden Orten zu genießen, zuerst in Gmunden das Solenbad, späterhin in Ischl das Dampfbad brauchen. Die Bäder sind jetzt dem Gastwirth zum goldenen Schiff, Bauernfeind, gehörig. Musterhaft ist die Sorgfalt des O. A. Rath Dr. Kliemstein, als Badearzt. Unter seiner Leitung kann weder unvorsichtiger Gebrauch der Sole statt finden, noch ein Unglück geschehen, denn mit der lobenswürdigsten Strenge ordnet er die Quantität an, und läßt nicht mehr verabfolgen; ein Umstand, dessen hohe Wichtigkeit nur diejenigen beherzigen können, welche besser unterrichtet, die Sole nicht für Salzwasser halten, denn sie ist weit mehr, als dies! Es sind auch noch mehrere andere Aerzte in Gmunden.

Alle Lebensbedürfnisse sind hier zu haben. Lebensmittel

und Holz ſind wohlfeil, und Parthien in das obere Kammergut laſſen ſich leicht von hier machen.

Vielleicht erinnert ſich die Mehrzahl der Leſer dieſes Handbuchs mit ſüßer Wehmuth des Ehrenmannes, auf deſſen Grabe die einfachen Worte leuchten: „Er war der Vater der Armen“ — ich möchte hinzuſetzen: und das Ideal zarter und liebevoller Gaſtlichkeit — denn auch ſie iſt eine das Daſeyn verherrlichende Tugend, die für den innern Werth ihres Beſitzers zeugt.

Niemand, der zu des Hofrath Le Noble von Edelsberg Zeit durch Gmunden kam, blieb unbeachtet, und wen irgend Bildung und Talent zum Zutritt berechtigten, der genoß hier aller Annehmlichkeiten der edelſten, ſinnigſten Gaſtlichkeit. Noch immer ſprechen die hieſigen Einwohner mit Rührung von dem Unvergeßlichen, und von der Sorge, die er trug, daß ihm kein würdiger Gaſt entginge. Wenn er von verdienſtvollen Fremden erfuhr, die ſich bei ihm, aus Mangel an Empfehlungsbriefen, nicht meldeten, ſo gieng er ſelbſt ſie zu ſich laden, und wenn ſie ihm behagten, ließ er heimlich ihr Gepäck aus dem Gaſthof in das Salzamt holen, um ſie bei ſich zu behalten, ſorgte auf das Sinnreichſte für ihr Vergnügen, und zeichnete jeden nach ſeiner Würdigkeit aus. Noch immer erfreut man ſich in Gmunden des Angedenkens jener Zeit, die es verherrlichte, vielleicht noch in einzelnen Familien findet ſich ein Abglanz davon.

Die Stadt, belebt durch die Dechaney, das Oberamt, die Magiſtratur, und die Menge der im Sommer herzuſtrömenden Fremden, iſt wohlhabend; nach und nach verſchwinden die Abzeichen, welche ſonſt die Familien des Bürgers und Gewerbmannes von denen höhern Ranges unterſchieden. Die Goldhaube wird durch das, vielleicht noch theurere Spitzenhäubchen mit Aufputz und den feinen Strohhut oder Seidenhut erſetzt, und man findet im Allgemeinen, ſowohl in Putz, als in der Einrichtung der Häuſer, Eleganz und Anmaſſungen großer Städte wieder.

Der Schulmeiſter Wolf, ein beleſener Mann, der gut

musikalisch ist, hat hier einen wohlgeordneten Lesezirkel eingerichtet, auch eine Leihbibliothek ist in Gmunden, doch nicht sonderlich bestellt. Die Gmundner Bücherfreunde versorgten sich aus Ischl, wo der Buchbinder gute Auswahl hatte. Jetzt ist die Leihbibliothek ihm weggenommen, weil in einem Landort keine bestehen soll.

Das K. K. Salzamt, das Modell- und Mineralienkabinet wird Fremden gezeigt. Die Modelle, alle Werkzeuge der Salzmanipulation und ein Durchschnitt eines Salzbergs im Kleinen, trefflich gearbeitet, sind sehr interessant. Die Fossilien, Versteinerungen und Mineralien aus dem Kammergut sind von hohem Werth, und verdienten eine gründliche wissenschaftliche Beschreibung mit Abbildungen. Die Prospekte vom Salzkammergut muß man durchstudieren, um sich in diesen kleinen Abbildungen mit der Gegend bekannt zu machen.

Man besucht auch noch den Holzaufzug, sieht Kufl machen, wobei man Behendigkeit und Geistesgegenwart der Arbeiter bewundert, doch kann man dieß Letztere auch in Laufen, und einen schönern Holzaufzug in Weißenbach sehen.

Noch läßt man sich die Einparkirung des Salzes, ferner die Thörln, zunächst der Klause, eine treffliche hydraulische Einrichtung, erbaut von O. A. R. von Ehrmann, zeigen. Wer Empfehlungen hat, versäume nicht des ehrenwehrten Hörners von Roithberg schöne wissenschaftlich geordnete Bücher- und Kupferstich-Sammlung, und erfreue sich der edeln Sitte und des muntern Geistes, mit welchem der würdige Greis den Fremdling bewillkommt, und mit seinen Bücher- und Kupferstich-Schätzen bekannt macht. Auch seine Baumschule ist beachtenswerth. Hier werden die edelsten Obstsorten erzielt; die Ungunst der Witterung ließ 1827 und 1828 nichts gedeihen.

Auch das, unweit von Roithberg gelegene Waisenhaus verdient die Aufmerksamkeit des denkenden Menschenfreundes. Hier werden 12 Knaben armer Salinenarbeiter erzogen. Möchten sich mehrere solcher Stiftungen im obern Kammergut finden.

Gmunden besitzt eine gute Schule, und überhaupt alle Mittel, seinen uralten Wohlstand blühend zu erhalten, und seine Einwohner zu religiös und moralisch guten Menschen, mit Kenntnissen ausgerüstet, auszubilden.

Altmünster.

Dieser schöne Pfarrhof mit einem ausgebreiteten Dorf und einer vortrefflichen Schulanstalt in der Nähe, liegt am Fuß des nicht minder beklagenswerthen, als reizvollen Gmundnerbergs, der schlechten Lehmboden, beschwerlichen Anbau, arme, sturmdurchwehte Hütten, Hagelschläge und mittellose Bewohner hat, die sich von Feldbau, Taglohn, Aerarial- und Holz-Arbeit und Rosenkranzmachen kümmerlich nähren, deren frischfroher Muth noch ungebeugt ist, da sie auf Gott und den Kaiser vertrauen.

Die Gegend von Altmünster ist sehr reizend, ganz idyllisch. Das nahe Schloß Ebenzweier ist jetzt das Eigenthum des Erzherzogs Maximilian von Este, dessen segenvolle Nähe eine Wohlthat für die Gegend ist, denn er gibt Arbeit und Brod, und erquickt die Armen.

In der Kirche ist ausgezeichnet schöne Musik, die der Ort der musikalischen Ausbildung des Schulmeisters Fischer und seiner Familie verdankt.

Von Altmünster geht ein wenig beschwerlicher Fußweg nach der entzückenden Gmundnerhöhe. Ein andrer nach dem Grasberg, nach der Reindlmühle, alle diese Wege sind reizvoll, jeder ist eigenthümlich. Alles ist verarmt, doch reinlich und freundlich der Hüttenbewohner.

Ein Holzschnitzer, ein wahrer Künstler, der in Gestalten das Leben auffaßt, wohnt auf einer Anhöhe zwischen Münster und Ebenzweier. Er erwirbt seinen Unterhalt noch mit Zimmermalerei, ist und bleibt arm und bescheiden.

Altmünster ist die älteste christliche Kirche in diesen Gegenden. Graf Herberstorf hauste hier in den Bauernfehde-

zeiten. Hier wie in Gmunden gab es viel Händel zur Zeit der Verfolgung der Proteſtanten. Jetzt leben ſie friedlich in der Mitte ihrer chriſtlichen Glaubensbrüder der ältern Confeſſion; die nächſte proteſtantiſche Kirche von hier und Gmunden, iſt Moos 2 Stunden Wegs, wo der ehrwürdige Paſtor, Blank, Seelſorger mehrerer Tauſend Evangeliſchen iſt. In dieſen Gegenden heißt unſre Kirche Bethaus; wenn von Alters her ein Thurm darauf geſtanden hätte, ſo müßte er abgebrochen werden, wie in Atterſee bei der ehmals katholiſchen Kirche befohlen worden; und die Fenſter des Bethauſes müſſen viereckig ſein, da jeder Privatmann runde Fenſter haben kann, wenn er will, auch iſt es natürlich, daß ohne Thurm kein ordentliches Geläute ſein kann. Im nahen Bayern haben proteſtantiſche Kirchen alles was Kirchen bezeichnet, obwohl das Land katholiſch iſt. In Bayern wird die Frage der Religion der Kinder aus gemiſchten Ehen noch erwogen, der jetzige Biſchof in Linz duldet keine gemiſchten Ehen mehr, und doch iſt Oeſterreich eine Monarchie, die aus Nationen beſteht, und wir ſchreiben 1833! Und Henriette von Naſſau, wie die Palatine von Ungarn, evangeliſche Prinzeſſinen, genoſſen vom allerdurchlauchtigſten Kaiſerhauſe die höchſte Liebe, das achtungvollſte Vertrauen! Henriette war in ihrem allzuſchnell dahingeſchwundenen Leben der Engel der Armen, wie ihrer Kinder, die Wonne ihres erhabenen Gemahls, wie ihrer Kaiſerlichen Anverwandten, und die edle Palatine iſt alles dies. —

So thronen Gipfel der Höhen im Morgenglanz, indeß die Thale noch in Nacht und Nebel trauern.

Traunkirchen.

Anmuthig iſt von Gmunden aus der Anblick Traunkirchens in einer Bucht des Traunſees, angelehnt an Waldhügel, überthront von der Felſenherrlichkeit, die erſt von hier an des ſchönen Traunſees ſüdliches Ufer ſchmückt. Ein Vorſprung

des Felsens, ehemals Insel, erhebt sich vor der Bucht, mit hohen Buchen umkränzt, die gen Süden und Westen schon auf einige Klafter vom Wasserspiegel aus dem Felsen hervorgewachsen sind, und deren Wand mit Efeu und blühenden Stauden umwunden, so daß man, von Gmunden kommend, in ihrem Schatten um die Klippe hart herum fährt. Oben leuchtet aus dem Buchenwalde die St. Johanniskapelle mit ihrem zierlichen Thurm, in welchem eine herrliche Glocke hängt, die man nicht herausnehmen kann, ohne den Thurm abzutragen, weil sie unter dem Thurm gegossen wurde, und zu groß ist, um zum Thor herausgebracht zu werden, ein glücklicher Umstand für die Glocke, in einer spekulativen Zeit. Jenseits des Johannisfelsens läuft eine kleine Erdzunge in den See, an deren Ecke ein St. Johannes von Nepomuk in seiner Sternenkrone leuchtet, zwischen inne liegt der Sulzlsche Gasthof, und die übrigen Häuser dehnen sich zu beiden Seiten hinaus an des Gebirges Rücken; von Traunkirchen weiter zu, nach Ebensee, bildet der See eine große, weite Bucht nach Siegesbach und den schroffen Sonnenstein hin; gegenüber erhebt sich das großherrliche Felsenpanorama des Traunsteines und seiner gigantischen Brüder, und wo nur der stille See die grüne Waldesherrlichkeit der Ufer spiegelt, begrüßt uns ein entzückendes Bild, so leuchtend im Wiesenschmelz, so frisch und anmuthvoll, wie nicht ein zweites in der Gegend zu finden. Der Traunstein, der sich bei Gmunden so eigenthümlich darstellt, gewinnt von hier aus eine ganz schlanke hochstrebende Gestalt mit einer Krone; überhaupt ist der ganze Prospekt von diesem Ende des Sees ganz verschieden von der Umgebung von Gmunden, und durch die Nähe der Felsenumgebung traulicher noch. Gmunden ist gleichsam ein versinnlichtes Bild des Klanges einer großen Berühmtheit aus der Ferne. Traunkirchen könnte man das nähere Eingehen in die Eigenthümlichkeit des gefeierten Gegenstandes nennen. Von Wogen umspielt, von Quellen durchrieselt, von Wiesen umduftet, von Felsen umschattet, umfängt dies liebliche Plätzchen das Gemüth mit dem süßesten Zauber der schönen Na-

tur. Das alterthümliche Klostergebäude, in seiner malerischen Gestalt, steht als verwitternder Zeuge versunkener Herrlichkeit in der ewig frisch grünenden Umgebung der waldbekränzten Höhen, der duftenden Wiesen, und reiht sich an die Kirche, die, noch von der Zeit der Jesuiten her, würdig schön geschmückt, durch ihre Zierlichkeit das Auge erfreut. Die Kanzel stellt das Schiff Jesu vor, umkräuselt von silbernen Fluthen. Noch vor fünf Jahren wurde hier der Gottesdienst mit Kirchenmusik begleitet, und vermöge einer alten Dotation wurden drei Knaben zum Gesang für diesen Zweck ausgebildet. Traunkirchen ist die zweite christliche Gemeinde am Traunsee, es hieß zuerst Neumünster, in Altmünster wurde die erste christliche Kirche gebaut.

In der Kapelle am Hofrichterhause, die ihrer Kuppel beraubt ist, beugten sich die Knie der Andächtigen vor dem einzigen und wahren Gott und dem Weltheiland; mit allen seinen Schrecken hatte das dunkle Heidenthum hier abgöttisch gewaltet. Des Klosters verwittertes Salettchen, ein ehmaliger Sommerspeisesaal, mit reizender Aussicht über den See nach Gmunden, dem Traunstein und der Viechtau, seine kleinen, zierlichen Gärtlein, die sinnige Pflege grünen und Frucht tragen macht, in der wehmuthvollen Umgebung der Grasplätze, alten Gemäuers, der von hohen Hollunderbüschen umgrünten Kirche, diese Romantik religiöser Denkmale der Vorzeit, diese Spuren treuer Pflege von Menschenhand, verschmolzen mit der großartigen Herrlichkeit der schönen Natur, muß jedes fühlende Herz ergreifen.

Traunkirchen in der Abendbeleuchtung ist sehr reizend, zumal an Sommerabenden, wo die Landleute das frischgemähte Gras einführen, und zu Land, wie auch auf Schiffen heimbringen, und See und Felder sich mit Gesang beleben. Dies gute Völkchen ist so treuherzig und frisch! So leicht verschmerzt es des langen Winters Ungemach an solchem hellen schönen Abend! So dankbar segnet es der Schöpfer alles Guten, wenn die Aerndte nicht zu Grund gegangen.

Das Osterfest wird hier eigenthümlich gefeiert, indem

noch in der Nacht die Landleute auf den Felsengipfeln Feuer anzünden, und den Tagesanbruch des Festes mit Gesang begrüßen. Das ganze Gebirg bezeichnet ächte Religiosität der Einwohner. Alle Gebote der Kirche werden streng beobachtet, man würde sich schämen, davon abzuweichen, und die hohen Feste werden würdig begangen. Diese, der einzige, und ächte Bereich der wahren Volkspoesie, erfreuen durch Blumenschmuck, Flammenfeuer, Gesang und schön geordnete Umgänge, an denen die ganze Gegend Theil nimmt. Schön ist das Frohnleichnamsfest, wo der ganze Traunsee mit ausgeschmückten Schiffen, von deren Wimpel bunte Fahnen, Bänder und Blumenranken wehen, erfüllt ist, welche die andächtige Volksmenge fassen.

Das ehmals blühende Traunkirchen, dem alles, was seinen Wohlstand begründete, durch die Zeitumstände entrissen worden, ist jetzt sehr still und traurig; der ehrwürdige Pfarrer Wagner, ein Vater der Armen und Trost der Bedrängten, ein, in seinen heiligen Pflichten rastlos thätiger Greis, bewohnt das Kloster mit seinem Kaplan.

Der wohlbestellte Gasthof und das Hofrichterhaus, wo meine Wohnung war, sind die Einzigen im Ort, die nicht von verarmten Salinenmanipulanten oder Schiffsleuten bewohnt sind, wenn man noch den Krämer und den Bäcker des Ortes ausnimmt.

Eine der Ursachen des tieferen Verfalls bei ungünstigen Zeitumständen ist die abgeschnittene Lage; Traunkirchen würde besucht und vielleicht im Sommer von Fremden bewohnt werden, sobald die, vom seligen Herrn Hofrath von Le Noble im Entwurf eingereichte Straße gebaut wäre, die es mit Ebensee in Verbindung setzte, wohin man jetzt zu Wasser muß; dieser Uebelstand verhindert oder vertheuert doch mindestens das Fahren mit eigenem Fuhrwerk durch das ganze Kammergut.

Viehzucht ist wenig hier, auch kein Garten-Anbau; und wenig Korn und Obst; übrigens liegt Traunkirchen, wie auch die Langbath, nicht so den Stürmen ausgesetzt, wie ein gro-

ßer Theil der armen Riechtau. Es grünt und blüht hier alles beinah so früh, als um Gmunden her, wo schon Mitte Aprils die Bäume blühten, allein der Sirokko versenkte die Blüthe, und die Austilgung der Meisen und anderer Singvögel, deren sich hier, wie aller Orten, jeder Bube ungestraft befleißigt, macht von Jahr zu Jahr die Verwüstung fühlbarer, welche die Spanne u. a. schädliche Raupen, von denen die Vögelchen nichts aufkommen lieſſen, anrichten. Es ist eine so ausgemacht bekannte und bewährte Thatsache, daß Vögel mehr erhalten, als sie rauben und verzehren, daß selbst die Sperlinge zu diesen Wohlthätern gehören, die doch im Ernst nicht die zartfühlendsten Gäste sind.

Friedrich II. ließ Prämien für Sperlingsköpfe zahlen, die Sperlinge wurden in Jahresfrist glücklich ausgetilgt, im folgenden Jahre aber richtete die große Tannen-Raupe und anderes Ungeziefer, dem die Spatzen nachstellen, so großen Schaden an, daß die Obrigkeit nun Strafe darauf setzte, wer einen Sperling schoß oder fing. Segar der, überall mit einem viel blinderen Eifer, als seine Augen sind, blinde, verfolgte Maulwurf ist ein nützliches Geschöpf, das mehr erhält, als es Schaden anrichtet, denn er vernichtet im Erdreich große Massen der schädlichen Engerlinge; welcher Grund, ihn zu schonen! Die nützlichsten Erhalter des Feld- und Gartenbaues aber sind die armen Singvögel, die so grausam vertilgt werden, weßwegen auch das Obst alle Jahr seltner wird, wo man sie wegfängt und tödtet, oder dem Allgütigen, der ihnen Flügel schenkte, zum Spott, sie in Handbreite Bauer sperret, und wie Missethäter hält, indem man ihnen kaum Tags einmal frisches Wasser gibt. Traunkirchen, bei stürmischen Tagen vom obern Kammergut durch den See abgeschnitten, hat Landwege nach der Riechtau, dem Attergau und nach Gmunden. Der Letztere ist sehr anmuthig, er geht an des verunglückten Holzwaaren-Verlegers der Gegend, Mittendorfers mühsam neu aus den Flammen erstandenem Hause und Meierei vorüber am Seeufer, dann durch Waldung und zierliche Ortschaften, und wird durch den Fleiß der Bewohner

trefflich unterhalten. Ein Gebirgweg, guten Alpenbesteigern anzuempfehlen, führt in 2 Stunden nach Ebensee. Im Sommer kommen die Gmundner öfters hieher, bei Sulzl guten Caffee zu trinken, und sich der herrlichen Aussichten, längs des Wegs, und der Schönheit der Natur bei Traunkirchen zu erfreuen. Im Winter gehen die Schlittenfahrten hieher von Gmunden, weil dieser Weg der günstigste ist.

Die Schule ist hier, wie im übrigen Kammergut, gut bestellt, ein wahres Glück für diese Gegenden.

Ausflüge von Traunkirchen jenseits des Sees.

Der Korbach-Fall.

Traunkirchen gegenüber liegt die einsame Korbach-Mühle, berühmt durch die Fabel eines zweiten Leanders, welcher wir eine liebliche Ballade vom Hofrath von Hammer danken, die sich in Steiners Handbuch: „Reisegefährte durch die österreichische Schweiz oder das ob der Ens'sche Salzkammergut," befindet.

Wenn man von der Korbach-Mühle aufwärts, links dem Bache nachgeht, gelangt man auf einem, ziemlich geebneten, sehr angenehmen Waldpfad, in mäßigem Aufsteigen zum Korbachfall. Wer die Mühe nicht scheut, kann von da weiter steigen, um den schönen Fall auch von oben herab zu betrachten. Die Felsenmassen des Erlakegels schauen ernst und drauend in die Schlucht hinein, hohe Buchen, uralte Tannen, zwischen ihnen eine rustige Holzstube, so nennt man die Hütten, welche Nachts in entlegenen Gegenden den Holzknechten zum Aufenthalt dienen, und wo sie ihre spärliche Kost bereiten — alles vereint sich hier, dies Hochthal zum willkommenen Aufenthalt eines Einsamkeit liebenden Gemüthes zu machen. Die Fahrt über den See nach der Korbachmühle ist von hohem Reiz, da sich die Felsengruppen von

Ebensees Umgebung von dieser Fahrt aus am kühnsten und bedeutsamsten darstellen, und im Fortschiffen immer wieder neue Ansichten entfalten. Am Fuß der gewaltigen Gruppen zeigt sich die Langbath mit ihrem dampfenden Sudhause, ihrer Kirche, dem schönen Calvarienberg, und dem stattlichen Verwesersamt, jetzigen Wohnsitz des wackern K. K. Verwesers Pohl, die Wasserhöhe bei der Korbachmühle ist 90 Wiener Klafter, und bei oftmaligen Steigern der Fluth noch darüber.

Die Leina-Stiege.

Ein Ausflug, der in der Frühe begonnen werden muß, um im Schatten aufwärts zu steigen, ist über die Leina-Stiege zur Mayer-Alm, über den Hochkogl wieder nach der Eisenau hinunter.

Man fährt bis zum Fuß des Traunsteins, und steigt, da wo die Leina in den See stürzt, eine kühne, dem Schwindelnden gefährliche Treppe hinauf. Dann geht der Pfad, immer noch vom Traunstein durch die Leina getrennt, an der Schlucht hin, zum Theil durch Holzwände. Wenn man sich umsieht, erblickt man jenseits des Sees die Viechtau, die wie ein Gottesgarten da liegt, und dem Auge die freundliche Täuschung einer Fruchtbarkeit vorzaubert, die ihr nur zu oft die Wuth der Elemente entreißt, indem sie im schönsten Gedeihen begriffen war.

Der Weg, durch die anmuthigsten und überraschendsten Aussichten erheitert, führt anderthalb Stunden weit immer aufwärts, bis in die friedliche Sennhütte, von welcher aus die Gegend gleichfalls ein anmuthvolles Bild darbeut, man überblickt die Viechtau. Von hier gelangt man in die Holzstube, wo man sich von den Holzknechten ihre schmackhaften Nocken bereiten lassen kann, diese, dem verwöhnten Gaumen des Städters im Hause vielleicht unwillkommene Kost, labt und stärkt hier im Grünen, die Gebirgluft giebt das Gewürz dazu.

Wer den Traunſtein erklimmen will, hat von hier aus 3 Stunden ſcharf zu klettern.

Wir wandten uns rechts über den Hochkogl, und ſtiegen von da in die Eiſenau hinab. Die geübten Bergſteiger bringen auf dieſem Weg keine halbe Stunde zu.

Ausflug über die Grünau nach Stift Kremsmünſter und Steyer.

Die Grünau liegt gleichfalls über dem See, noch vier Stunden von Traunkirchen. Wer irgend Zeit hat, widme dieſem wildſchönen Thale, dieſer hochromantiſchen Gegend einen Tag. Ein blutarmes, arbeitſames, gutes Völkchen bewohnt ſie, einer der hieſigen Erwerbzweige iſt das Mahlen der kleinen Grubenkügelchen, davon das Tauſend zu 1 fl. C. M. verkauft wird. Der Stein dazu wird in der Gegend gebrochen.

Der Weg nach der Grünau iſt recht anmuthig. Man kann von hier nach Kremsmünſter und Steyer zu Fuß kommen, in eben ſo kurzer Zeit, als wenn man über Gmunden fährt.

Kremsmünſter und Steyer liegen nicht romantiſch ſchön, aber ſehr freundlich und maleriſch. Um Steyer her ſind ſchöne große Ebenen und fruchtbare Felder; der Landmann iſt ziemlich wohlhabend. Steyer iſt bekanntlich der Sitz eines k. k. Kreisamtes, und gehört bereits zu den Provinzialſtädten zweiten Ranges. Das gräflich Lambergiſche Schloß am Zuſammenfluß der Steyer und Ens hat eine wunderſchöne Lage, und von allen Seiten her iſt dieſe zierliche Stadt von freundlicher Landſchaft umfangen. Sie verdient einen Beſuch, die alterthümlichen Kirchen ſind betrachtungswürdig, und die verſchiedenen Anſichtpunkte der Umgegend ſehr ſchön und pittoresk. Einen wohlthuenden Eindruck gewährt der Anblick der allgemeinen Betriebſamkeit, und manche in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wackere Anſtalten und Ge-

genstände findet der kenntnißvolle Reisende hier. In der Umgegend wird das Kloster Garsten, wo auch interessante, schöne Monumente aus dem Mittelalter vorhanden, den Reisenden noch vorzüglich anziehen. In der gebildeten Familie des Pflegers Hye wird sich gütige Anleitung erbitten lassen; auch der Kantor der Kirche hat Bildung. Den freundlichsten Eindruck gewährt dieser schöne Ort, belebt durch seinen Gewerbfleiß.

Die Röthelbachhöhle.

Pfeilschnell flog der leichte Kahn, von unsern kräftigen Ruderschlägen getrieben, über die spiegelglatte Fläche des Sees. Wir ließen das freundliche Traunkirchen im Rücken und steuerten an dem romantischen Kerbach vorbei gegen die Fritschlucht, wo im wilden Fall der Röthelbach sich herabstürzt von ungeheurer Höhe.

Woher hat der Bach den Namen? fragte ich den Jäger, der mir das Schiffchen an einer halbverfallnen Holzhütte befestigte.

„Sehen Sie dort oben das weiße Gestein, dort wird guter Röthel gebrochen, und wenn großes Wasser über die Wand herabstürzt, so färbt es den Bach wie Blut. Hier müssen wir zur Höhle herauf, wenn Sie nicht verzagt werden bei dem Anblick."

Ich sah an dem steilen Abhang empor und sagte: „Ich bin nicht schwindlich, guter Alter, und stehe fest auf meinen Füßen."

So traten wir denn den Weg an, theils an Haidekraut und Gesträuch uns mit den Händen aufziehend, theils mit den eingerammten Stachelstecken uns emporschwingend. Nachdem wir so eine gute Weile geklettert waren, stand mein Begleiter plötzlich still, und wich rückwärts, einen forschenden Blick auf mich heftend. Ich sah mich um, und fand mich auf einem Abhang, als sollte mich ein Schritt rückwärts senkrecht in den See stürzen. Ich blickte unbefangen hinunter und

freute mich des furchtbarſchönen Anblicks und der weiten Ausſicht. Links öffnete ſich hinter dem letzten Stück See und dem zierlich gebauten Ort Ebenſee das majeſtätiſche Thal, von der Traun durchſchlängelt. Auf dem Kranabitrſattel und einigen andern Höhen waren noch große Schneefelder ſichtbar. Uns gegenüber hob ſich der kegelförmige Traunſtein, eckig in den See herausſpringend, rechts zu ſeinen Füßen lachte in der Morgenſonne aus grünen Bäumen Traunkirchen und weiterhin ſchwammen im bläulichen Duft die fernen Gebirge hinter Ebenzweier und Münſter. Das Waſſerſchloß Orth glänzte wie ein weißer Punkt auf der jetzt ſanft gekräuſelten Fluth.

Als ich ſo voller Freude mich umſah, lächelte mein Führer und ſagte treuherzig: „mit Ihnen traue ich mich jedes Gebirg auszuſteigen. Es gibt wohl noch viel gefährlichere Stellen, aber wenige, die ſo gefährlich ausſehen, wie dieſe. Hier iſt mir ſchon mehr als einer kopfſcheu geworden, ſogar Holzknechte, die der Berge gewohnt ſein ſollten.“

Wir ſetzten unſern Weg jetzt etwas ſeitwärts fort, dann gieng es wieder ein wenig bergab. Nun zeigte ſich der Bach, den wir bisher nur hatten brauſen hören, wieder unſern Blicken. Wir warfen einige Steinblöcke herab, die in ungeheuren Sätzen, als lebten ſie und bewegten ſich, freywillig in die unermeßliche Tiefe ſtürzten. Donnernd fielen ſie endlich in die ſchäumende, unwillig aufſprudelnde Fluth, oder zerſchellten am Rand des ſteinigen Beckens, und ſprangen zehn, zwölf Klafter wieder in die Höhe.

Obwohl die Menſchen auch nur ſcheinen, ſich ſelbſt zu regieren, wenn ſie unaufhaltſam fortwollen? dachte ich bei mir.

„Jetzt,“ ſprach Stanzi (eigentlich Konſtantin), „jetzt ſpringen Sie mir behend nach. Dort von den Wänden ſtürzen immer Steine herab in die Schlucht bei der Höhle, und es iſt gefährlich da weilen.“ Flüchtigen Fußes ſetzten wir über das Gerölle und gelangten in den Eingang einer Höhle, die gar nichts zu verſprechen ſchien. Wir ſtanden in einer öden Felſenſchlucht, die uns, im Dreieck, ein Stückchen See, Berge

und den blauen Himmel ſehen ließ. Zur Seite erhob ſich überhängend eine Felswand, an welcher der Bach herabrauſchte.

Ueber uns ſchwebte in weiten Kreiſen ein mächtiger Raubvogel. Jetzt hörten wir einige Steine rollen, und Stanzi ſagte: hören Sie? das geſchieht alle Augenblicke.“ Er ſchlug Feuer, zündete ein Wachslicht an und hieß mich folgen. Nach ein paar Schritten wendete er ſich links, und begann abwärts zu ſteigen. Nach etwa zwanzig bis dreyßig Schritten ſtand er ſtill, ſchlug mit dem Stock in ein Waſſer und verbarg das Licht.

Meine Anfangs vom Tageslicht geblendeten Augen gewöhnten ſich nach und nach an das Helldunkel, und ich unterſchied bald eine gewölbte Höhle über einem Waſſer. Von dem ſpitzigen Gewölbe hingen kegelförmige Zierrathen herab, und das Ganze ſchien eine gothiſche Kirche zu ſein, nur nicht mit überflüſſigen Schnörkeln verunziert. Wir verſuchten vergeblich bis zur niedrig ſcheinenden Decke Steine zu ſchleudern, die, wenn ſie ins Waſſer fielen, mit dumpfem Hall ſeine Tiefe verriethen, und dann in den bewegten Wellen ein ängſtliches, grauſenhaftes Tönen erregten, das uns ganz geſpenſtiſch vorkam. Die eiskalte Luft ward uns bald unbequem und wir eilten, wieder ans Sonnenlicht zu kommen.

Beim Herausſteigen wandte ich oft den Blick und unterſchied auf den rieſigen Maſſen eine maleriſche Vertheilung von Licht und Schatten.

Wir ſahen im Vorbeigehen noch eine Seitenhöhle, die Kapelle dieſer unterirdiſchen Kirche, und mein Führer zog eine alte Schaufel und eine Pfanne von Eiſenblech unter den Steinen hervor.

Ich fragte ihn, ob das noch Ueberbleibſel von wälſchen Goldſuchern ſeien?

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?“ entgegnete er verwundert.

Ich erzählte ihm, daß ich zu Traunkirchen aus dem Munde des Volkes vernehmen, wie vor langen Jahren ein

alter Mann aus Linz alljährlich gekommen, ſich zu Korbach aufgehalten, und jedesmal zur Höhle hinaufgeklettert ſey, und mit Ausbeute von herabgeſchlagenem Geſtein wieder gekommen. Zum Abſchied das letztemal gab er der Hauswirthin ein Stück zum Dank, allein ſie achtete nicht darauf und es ging verloren.

Wir mußten denſelben Weg, auf dem wir die Höhle erklommen, wieder hinab. Er iſt viel ſchwieriger hinunter, als herauf, weil man immer dicht zu ſeinen Füßen ſenkrecht den See zu haben glaubt. Wer den Schwindel unterworfen, wage ſich nicht in die Röthelbachhöhle. Wie reizend indeß dies Ziel kühnen Erklimmens und gefahrvollen Herabſteigens in ſeiner Furchtbarkeit iſt, empfand ich an jenem unvergeßlichen Morgen.

Zu Traunkirchens freundlichen Umgebungen gehört die Halt, ein ſteiler Hügel, auf deſſen Rücken Gehöfte und Hütten verſtreut ſind. Der Weg hinauf iſt beſchwerlich für bequeme Spaziergänger, doch ohne alle Gefahr. Man findet in einigen Hütten Milch, Honig, Butter, Brod, Eyer, und Freundlichkeit und Reinlichkeit mit Armuth und Frohſinn gepaart. Die Lage iſt lieblich. So wie Wandelnde ſich dieſen Gegenden nahen, belebt ſich Waldung und Hügel mit Melodien, die aus all den friſchen Kehlen ſchallen und der Gruß dieſes herzigen Landvolks ſind, wenn ſie beim Feldarbeiten den Kommenden bemerken. So wie Eins zu ſingen anhebt, iſt der Ton ein Signal für die andern, und alle Stimmen werden laut. Nachdem wir ſchon den Ort verlaſſen, erreichen uns dieſe Grüße noch aus der Ferne; der Zauber dieſer Töne iſt unnennbar. In früheſter Jugend üben ſich die Kinder darauf ein, und ſie ſind voll eigenthümlichen Reizes. Es iſt als wären ſie eine zweite Verſinnlichung des Geiſtes, der Anmuth und Größe, der die Gegend beſeelt, ſie ſind ein Grundton des Volksgemüthes, friſch und rein — wie die Gebirgluft, kräftig — wie der Duft dieſer Gefilde.

Der Calvarienberg und der Johannisberg liegen dicht an Traunkirchen, und gewähren ihm einen freundlichen Schmuck.

Vom Calvarienberg sind leider vor mehreren Jahren die herrlichen Ahornbäume abgehauen worden, die den Pilgerpfad der Andacht beschatteten. Doch ist er leicht zu besteigen. Wenn man die letzte Station erreicht, von welcher aus die Aussicht äusserst lieblich, so befindet man sich in der Nähe der herrlichsten Waldung, durch welche ein schattiger, bequemer Gang an die reiche Quelle führt, die durch Röhren geleitet, Traunkirchen mit köstlichem Wasser versieht. Dies Plätzchen ist sehr lieblich. Man pflegt Wein und Lebensmittel mitzunehmen, und hier zu genießen; kein Eis kühlt den Wein so vortrefflich ab, als hier die frische Felsfluth im dichten Waldesschatten. Unterwegs gelangt man an manche schöne, offne Stelle, die eine reiche, entzückende Aussicht über den See, in die Viechtau, und in das Land hinein darbeut. Der riesige Traunstein zeigt sich auch hier besonders schön, obwohl man noch zu nah ist, seine Majestät recht zu schauen. Der Weg hinunter von diesem anmuthvollen Ziel ist ohne alle Beschwerde und Gefahr so wie hinauf. Man kommt auch von hier aus, doch beschwerlich in die Halt, zu der von unten ein besserer Weg hinaufführt.

Der Johannisberg ist ein terrassenförmiger Park, von den herrlichsten Buchen die Gänge beschattet, von der üppigsten Waldesvegetation durchduftet, und an jeder Stelle, wo die Aussicht sich öffnet, ganz hinreißend lieblich und schön.

Der Siegesbach.

Diese freundliche Parthie gewährt einen sehr reichhaltigen Ueberblick der Gebirge, jenseits des Sees. Man kann zu Wasser bis an den Siegesbach fahren, und dann von der schön gelegenen Mühle hinauf bis zu den verschiedenen herrlichen Ansichtpunkten.

Vom Siegesbach gelangt man auf einem bequemen Pfad,

der nur gegen ſein Ende hin für Ungeübte beſchwerlich wird, in einer Stunde hinauf zum

Sonnenſtein.

In der Mitte zwiſchen Traunkirchen und Ebenſee, eine Bucht in den Traunſee bildend, ſteht der pyramidaliſch geformte Fels, ein ſchroffer, tannenbewachſener Kegel. Oben genießt man einer weiten, entzückenden Ausſicht. Der See liegt in ſeiner ganzen Majeſtät dem Blicke offen da, Traunkirchen ſchaut freundlich herüber, man kann von dort die Stimme eines Rufenden vernehmen. Korbach, Ebenſee, dann ſüdwärts Gmunden ſieht man deutlich ohne Fernrohr, der Erlakogl, Traunſtein, Kranabittſattel ſchauen ſtolz herab, und belehren den Wanderer, wie niedrig er noch ſteht, wenn ihm der Anblick in die Tiefe, wo er Häuſer, Schiffe, Menſchen ſo klein unter ſich erblickt, in den Wahn ſetzt, er ſtehe hoch.

Ringsum duften Alpenroſen und Kräuter auf dieſer Feuerſtätte der Schönheit der Erde.

Ein losgeſchoſſenes Gewehr weckt hier mit tauſend Stimmen den Wiederhall, doch eins der anmuthigſten Echos ertönt, wenn man, gegen Traunkirchen ſchiffend, zum Siegesbach hin ruft, oder ein Gewehr los feuert.

Der Weg hinab vom Sonnenſtein iſt ohne alle Gefahr und Beſchwerde.

Andere Wanderungsziele von Traunkirchen aus.

Es ſind deren unzählige, da Traunkirchen, ſo günſtig für den Naturfreund, an die, bei weitem nicht genug gekannte und beſuchte Viechtau angelehnt, und dem obern Kammergut benachbart, gleichſam im Mittelpunkt liegt.

Alle Parthieen, die von Ebenſee aus zu machen ſind, alle, die Gmunden darbietet, machen ſich auch von

hier mit Leichtigkeit. In einer Stunde ist man auf dem anmuthigsten Landweg zu Wagen nach Gmunden, in anderthalb bis zwei Stunden gelangt man dahin über den See mit zwei guten Schiffleuten, deren es hier in Menge gibt. Eben so kommt man leicht nach dem Attersee und Schärfling über die große Alme, durch die Viechtau nach der entzückenden Gmundner Höhe, nach der Reindlmühle nach dem schönen Ebenzweier, dem aussichtreichen Kollmannsberg, dem Grasberg, Neukirchen, der großen Klause, alles Parthieen, die sich wahrhaft lohnen, dahin man zu Wagen wie zu Fuß kann, und die weder mit Anstrengung noch mit Gefahr verbunden sind.

Die Ueberfülle von lohnenden Wanderungszielen und entzückenden Ansichtspunkten dieser unvergleichlichen Gegenden macht den Einwohner und den Reisenden ordentlich betäubt, es ist rein unmöglich sie alle in einem oder zwei Sommern auszukosten, und man läßt alles liegen, was nicht zufällig schon früher bekannt geworden, und selbst von diesem bleibt Vieles, muß Vieles zurück bleiben, wenn der Reisende nur etliche Wochen, oder auch einen Sommer vor sich hat.

Wer aber in das Land eindringen kann, begabt mit rüstiger Kraft, und bekannt mit den Eingebornen, den wird hie und da unzähligemal bei Jagden und Streifzügen ein günstiges Geschick an Stellen führen, die eigene, gebahnte Wege und kleine Tempel mit Ruheplätzen, wohl im höhern Maaß als viele der bekannten und besuchten, verdienten.

Dies ist mir vielfach versichert worden, und meine Söhne erprobten es auf der Jagd. Der Künstler, der dieß Werkchen durchblättert, lasse diesen Wink nicht unbeachtet, er wird unversiegbare Quellen von romantischen Darstellungen entdecken. Die arme, vergeßne Viechtau ist eine Fundgrube für den Maler.

Ein gutmüthiges, reinliches, fleißiges Völkchen bewohnt diese, der Wuth der Elemente durch ihre Hochlage und Unbeschirmtheit gegen Nord, West und Süd, stets ausgesetzten paradiesischen Gegenden; der Erwerb besteht aus Viehzucht,

Holzschnitzerei, Gespinnst, Salinen-Arbeit. Rastloser Fleiß, und die äußerste Anstrengung allein können diese Gebirggegend in urbarem Stand erhalten; ein einziger Hagelschauer vernichtet oft den Lohn der vielen tausend Hände, die sich hier wund arbeiten. Auch ist der Ertrag, selbst bei der günstigsten Witterung nur gering. Doch, wie arm die Bewohner, wie mühselig ihr Leben, so hat der Reisende gleichwohl keinen einzigen ungünstigen Eindruck, keine Unannehmlichkeit, welcher Art sie sey, zu befürchten, die höchste Reinlichkeit verschönert diese waldumdufteten, weißen Hütten, auf deren schneeweißen Ahorntischen auf seinen Wink im blanken Geschirr die köstlichste Milch ihn labend anlacht, und kräftig ist, wenigstens in guten Jahren, das schwarze Brod, goldgelb die Butter und klar die Honigscheibe, die ihm freundlich lächelnd die arme Hausfrau, und wenn es ihre letzte wäre, und sie nicht einmal Bezahlung hoffte, herbeiträgt. Die Kinder springen herzu und tragen dem Gast süße Erdbeeren, erquickende Himbeeren zu; der Preis für die Bewirthung wird ganz gering angeschlagen, was man darüber giebt, nach langer, ernsthafter Weigerung mit feuchtem Blick angenommen.

Es gibt übrigens auch einige wohlhabende, große Bauern auf diesen Bergen, und auch hier bewährt sich an manchen Orten der Reichthum als Feind der Tugend, es dürfte dem Wanderer bei keinem von diesen so wohl seyn, als bei den Armen.

Die Wirthshäuser der Viechtau indeß sind meist von wohlhabenden Eigenthümern bewohnt, und zeichnen sich durch Reinlichkeit, gute Bedienung und Billigkeit wahrhaft aus. Die Reindlmühle ist ein Ort, wo es dem Reisenden wohl geht, so auch Neukirchens Gasthof, und fast ohne Ausnahme die Uebrigen.

In der Reindlmühle findet man Alles, was nur zur Erquickung und Stärkung auch den Verwöhntesten dient, indeß der Ort selbst einer der ärmsten, vielleicht der ärmste der ganzen Viechtau ist. Schloß Orth, Altmünster und Ebenzweyer, die eigentlich zu Gmundens näheren Umgebungen ge-

hören, bedürfen keiner Beschreibung, sie sprechen sich durch ihren Anblick aus. Das Seeschloß Orth, durch eine lange Brücke mit dem schönen Landschloß vereint, und in den See hinein keck und vest gebaut, ziert den See, das Landschloß hat von allen Fenstern aus eine entzückende Aussicht, es ist in edeln Verhältnissen gebaut, und elegant eingerichtet.

Feldbau und Alpenwirthschaft in der Viechtau.

Wer vom leichten Nachen aus, in welchem er bis dahin mit verbundenen Augen gelegen, plötzlich die Landschaft in einer Camera-Obskura erblickte, würde, See, Fluren und Dörfer, Felshöhen und Waldungen im Kleinen sich darstellend, sich in einen englischen Park, in den großartigsten Verhältnissen angelegt, versetzt glauben, so wunderbar anmuthig und zur Zierde ersonnen erscheint hier jede grüne Umhegung der Felder und Gärten, jedes Gebüsch um die Hütten und Heiligenbilder, jede herrliche Baumgruppe, jedes Wäldchen, jeder Hügel, jeder umkränzte Fels, besonders in der Nähe von Traunkirchen, dem Augapfel der Gegend.

Doch nicht fruchtbar ist dies Tempe, so üppig seine Waldungen emporstreben, seine Fluren grünen. Im Durchschnitt von den letzten 10 Jahren, schlechte und gute mit eingerechnet, konnte man den Ertrag nicht auf 2½ Körner anschlagen. Die über Gmunden hinaus liegenden Ortschaften haben es etwas besser, besonders wenn die Gründe nicht naß oder mosigt sind (was doch oft der Fall ist) kann man den Durchschnitt der Fechsung auf 3 Körner jährlich in zehn Jahren annehmen, die Aussaat mit einbegriffen. Es gab in acht Jahren 6 Schauerjahre. Edle Obstsorten sind in der Viechtau noch selten, entweder kommen sie nicht fort, oder es fehlte den dortigen Grundstückbesitzern an Kenntniß und Mitteln sie zu pflegen. Hie und da gibt es Pfirsiche, Aprikosen und Weintrauben, doch selten. Zu häufige Verwüstungen richtet der Sirokko an, der von Italiens Alpen herüberziehend, oft die Blüthen schwärzt, ein späteres Eintreten warmer Witterung.

wenn der Frühlingsfrokke ſchon vorüber gezogen, wird für ein Glück geachtet, doch dies iſt nicht die einzige Gefahr. Stürme und Hagelſchauer bedräuen, den ganzen Sommer hindurch, die, hoch und gegen Nordweſt unbeſchirmt gelegenen Grundſtücke, und vernichten mit beiſpielloſer Wuth die ganze Hoffnung des Landmanns, ſpotten der Gebrechlichkeit ſeiner leichten Hütte, und richten unerhörten Schaden an. Wie auf den Steinklippen der armen Hallſtadt ſcheint die Natur dem Menſchen hier zu zürnen, der ihr auf unwirthbaren moſigten Felshöhen Obdach und Nahrung abzuzwingen ſich mühte. Jahrhunderte bedurfte es, und wiederholter Wohlthaten der Regierung, um in der Väter Zeit dieſe Waldgebirge der Verödung mühſam zu entreißen. Noch immer bedarf es günſtiger Zeitumſtände und der Vaterſorge des beſten Monarchen, die ſich wiederum vor Kurzem der armen Gegend liebevoll annommen, um dieſe Kolonie vor der Zerſtörung zu bewahren, welche ſie nach den entſetzlichen Elementarverwüſtungen von 1828 mehr als jemals bedroht.

Wieſenwachs und Holz ſind hier die einzigen minder unſichern und gedeihlichern Produkte der Erde, obgleich der Erſtere, wie der Kornbau, einer unbeſchreiblich mühſamen und mitunter lebensgefährlichen Anſtrengung der Anbauer der Hochwieſen bedarf, indeß die niedern Gründe ſumpfig und moſig liegen, und größtentheils ſaures Heu tragen. Auf die Hochgründe müſſen die Beſitzer den Dung auf den Kopf hinauf tragen, mit Händen und Füſſen arbeiten, und ohne alle Uebertreibung läßt ſich nach übereinſtimmenden Ausſagen die Beſchwerde und der Zeit- und Kraft-Aufwand des Anbaus gegen gutes Land gerechnet wie 9 — gegen 1 anſchlagen, da die beſte Fechſung nur 3½ iſt.

So oft der Landmann ausſäet, geht es ihm, wie dem Lotteſpieler, er muß ſich gefaßt darauf machen, daß ſein Einſatz verloren geht. Bei ſolcher Armuth ein ſchmerzliches Wagſtück! Allein er muß bauen und ausſäen, um den Grund in erträglich urbarem Stand zu erhalten. Der Ertrag der Wieſen fällt, bei der geringſten Ungunſt der Witterung, ſo ge-

ring aus, daß hier, wie im obern Kammergut, die Grundbesitzer, bei einer mäßigen Anzahl Vieh, sehr genau rechnen müssen. Haben sie Almen, so müssen diese aushelfen, um die Aerndte der unten liegenden Gründe für den Winter zu schonen, und im Frühling und Sommer ihr Vieh oben kümmerlich zu erhalten. Nicht leicht liegen die Almen günstig, wenn sie noch so reizende Aussicht haben, und hier in diesen Gegenden ersterben alle romantischen Bilder, die nur aus Dichtern oder in der Idee mit dem Begriff einer Almenwirthschaft verknüpfen.

Man lese nur in Hofrath von Kleyles trefflichem Werke von der Gjad-Alpe, vom Taubenkahr u. a. Die Sennerin muß mit Mühe und Gefahr Schnee zusammentragen, und im Kessel zum Trinken für ihre Heerde schmelzen, und ein spärliches Futter weit und langsam zusammen suchen; ihre Hütte ist rauchrig, ihr Brod verschimmelt, und dieß ist nicht nur auf den wenigsten Almen der Fall, auf einer großen Anzahl derselben! Wie oft, wenn wir die Hochfelsen wolkenlos erblickten, schwebend im heitern Blau, gedachten wir der dankbaren Empfindung, womit die arme Sennerin auf den entlegenen Hoch-Almen solche Tage feiert! — und dennoch ist das geplagte Völkchen vergnügt, und lebt auf diesen Höhen eine Zeit, deren Erinnerung den ganzen Winter erheitert. Auch gibt es ungünstig gelegene Almen. Wenn, wie 1827 mitten im Julius geschah, die Witterung umschlägt, müssen die Almenbesitzer Leute aus dem Thal zur Hülfe hinauf senden, und zwar auf das schleunigste, denn die Almerin sammt dem Vieh würde verschneien und verhungern, dann müssen Alle die Hoch-Almen verlassen, und eine Region tiefer herab, wohin sie sonst erst wenn oben kein Futter mehr ist, gegen Ende August; ziehen. Das entzückende Schauspiel der schneekleideten Hochfelsen-Kulmen und Hörner der ganzen Gegend, indeß die Thale im frischesten Schmelz des Grüns und der Blumen im Sommerglanz prangen, genossen wir im Sommer 1827, in voller Pracht, doch trübte uns der Gedanke, wie oben, bei so überraschend eindrechender übler Witterung so

manches Unglück, so mancher bedeutende Schaden geschehen seyn konnte, und wie es dem Besitzer der Alpen die Rechnung verwirrt, wenn er einen Monat früher, als er gemeint, das Vieh auf die niederen Alpen treiben muß. Ueberhaupt muß der Besitzer bei anhaltendem, starken Regen Mehl und Erdäpfel auf die Hochalmen schicken, damit das Vieh, welches sich bei Sturm und Regengüssen kein Futter suchen kann, und die Sennerin, die eben so wenig dafür zu sorgen im Stande ist, ihr Daseyn fristen.

Das reizende Schauspiel des Auftriebs im Sommer-Anfang, haben wir leider versäumt, es geschieht immer mit Zierde und Fröhlichkeit, denn jedem ungewissen Verhängniß geht der Mensch mit Hoffnung entgegen. Auch der Hinunter-trieb geschieht, selbst nach einem ungünstigen Sommer, festlich. Schon tröstet die Sennerin der Hinblick auf das künftige Jahr, und die Besitzer auch. Die fromme Ergebung, die in diesem Hochgebirgland ein sehr charakteristischer Zug der Bewohner ist, verläugnet sich nie, und Freude wohnt bei der Einfalt des Herzens und der Rechtlichkeit ihres Wandels.

Ebensee.

Wer hier verweilt, hat die Auswahl unter einer Menge von Ausflügen und nahen und fernern Zielen heiteren Lustwandels. Die unbeschwerliche Ersteigung der Schießstatt und des nahen Calvarienbergs lohnt sich durch eine entzückende Aussicht. Das Thal, das links von Ebensee hinein in das Hochgebirg sich erstreckt, ist idyllisch und lieblich, und bietet mehrere sehr anziehende Punkte dar. Selbst der Weg auf die Langwied, die Fahrstraße nach Ischl, gewährt früh und abends einen anmuthigen Spaziergang, in mehrern Hütten*) findet man gute Milch, Honig, Butter, oder läßt sich dort

*) Z. B. in der reinlichen, freundlichen, wunderschön gelegenen Hütte Nro. 10 am Wege links, fünfviertelstunden von Ebensee.

mitgenommenen Caffee bereiten; auch beim Steinkoglmüller ½ Stunden weit, an Wochentagen, findet man, wie bei den schön umgrünten Hütten einen ländlichen, lieblichen Platz im Grünen, umthront von der Herrlichkeit der, durch ein Obstbewachsenes Thal und die rauschende Traun getrennten Felshöhen. Beim armen 1827 abgebrannten Miesenbachmüller, eine Viertelstunde weiter, kann man in einen kleinen Blumen- und Gemüsegarten in lieblicher Lage Milch haben, oder Caffee bereiten lassen, und findet treffliches Brod und gute Butter. Beim Steinkoglmüller ist Alles zu haben, was zur Erquickung und Bequemlichkeit dient. — Man besucht auch die Baumschule, die Kochschen Fischteiche, die treffliche Schwimmschule im Lustwandeln.

Unmöglich ist es hier die vielen Punkte des Lustwandelns und Ruhens, welche die schönen Thale um Ebensee her in sich schließen, aufzuzählen.

Zum Steinbachstrupp gelangt man von Ebensee aus hinter dem Rechen durch ein liebliches Thal, anfangs an Hütten und Mühlen vorüber, durch eine kleine Ortschaft, dann bei einsamen Steinklippen und düstern Föhrenhainen bis zu dem romantischen Fall des Bachs über Felsen. Will man dort weiter gehen, so gelangt man in die Korbach-Almen, wie denn überhaupt diese Thale mit schönen Almenhütten belebt sind, die ein gutmüthiges Völkchen bewohnt.

Offensee.

Von Langbath über die Traunbrücke durch Ebensee schräg durch führt der Fußpfad bis an den Eingang des Thales, wo man sich links in den Fußpfad wendet, und längs der Ufer des rauschenden Waldbaches aufwärts steigt. Bald kommt eine steile Höhe von etwa 300 Schritten, dann geht es allmählig wieder bergan. So gelangt man mit mannigfach wechselnder Aussicht bis an die Klause. Hier erweitert sich das enge Thal in einen prachtvollen Bergkessel, der mit

grünen Hügeln beginnt, und von nackten, grauen Marmorfelsen begränzt ist.

Nun wendet man sich rechts, und gelangt in weniger als einer Viertelstunde auf die üppigen Wiesen in die schönen geräumigen Alpenhütten und das Jägerhaus, und dann nach dem kleinen See, der still und freundlich zwischen den Felsen liegt. Von hier aus kann man die Hochalpen auf dem Grünberg besteigen, doch ist dieser Weg gefährlich, und selbst sehr wenige Eingeborne kennen ihn.

In Offensee wird ohngefähr alle zwei Jahre im Julius eine große Hirschjagd abgehalten, zu welcher sich gewöhnlich Ischler Badegäste einfinden.

Von Ebensee bis in das Jägerhaus fährt man nicht volle 2 Stunden, ein rüstiger Fußgänger braucht nicht viel mehr. Vom Jägerhaus nach Ebensee zurück aber brauchen die Pferde kaum eine Stunde.

Man kann für 4 und mehr Personen hier die Post nehmen, für 1 — 2 Personen kann zu allen Tageszeiten, für die Liebhaber offner, leichter Wägen, der Hofschmidt oder der Müller im Steinkogl, auch noch andere Besitzer von Roß und Wagen, ein Steyerwägl hergeben, ein sicheres und schnelles Fuhrwerk, das noch obendrein die Billigkeit für sich hat; auch in Ischl sind deren eine Menge. Der Müller Frechinger gehört zu den Ischlern, welche die besten Pferde haben, das kann ich bezeugen! Das Fuhrwerk des Kürschners Schwanhofer in Ischl zeichnet sich durch Bequemlichkeit und Billigkeit aus.

Der Erlakogl.

Von Traunkirchen südwärts zeigt sich, als die höchste Spitze, der Erla- oder Edlakogl. Steil hebt er sich aus dem See empor, zum Theil mit dünnem Wald bewachsen, und endigt sich oben in einen sehr spitzen Kegel, den das getäuschte Auge für unersteiglich hält. Rechts von dem Kegel senkt sich das Gebirg in flacher Abdachung gegen Ebensee hin.

Ich gieng an einem schönen Morgen mit einem Führer aus der Langbath, dem Kuttner, ein Holzknecht, der auch Maurer genannt wird; von Ebensee begannen wir allmählich über eine anmuthige Wiese, und im Schatten alter Buchen aufwärts zu steigen. Bald ward unser Weg steiler, manchmal beschwerlich, bis wir nach 2 guten Stunden in die Alpenhütten gelangten. Wir trafen die Sennerinnen zu Hause, denn am Sonnabend pflegen sie nicht, wie sonst, nach Fütterung für ihr Vieh auszugehn, sondern besorgen die häuslichen Geschäfte ihrer Einsiedeleien; mir wars sehr angenehm, daß ichs so gut getroffen, denn die Sonne brannte schon heiß, und machte die erquickende Alpenmilch doppelt willkommen. Ich blieb (wie jeder thun sollte, der Zeit hat, und hinansteigt, um die Naturschönheiten wirklich zu genießen, blos um zu sagen, daß er auch oben gewesen) — die heißesten Stunden hindurch in der Alpenhütte.

Gegen 5 Uhr stieg ich vollends auf die Spitze, die ich bequem in 1½ Stunden erreichte. Als wir etwa noch einen Büchsenschuß vom Ziele entfernt waren, hüllte uns eine Wetterwolke in ihre Nebel plötzlich ein, wir hatten sie kaum seit einer Viertelstunde über den bewegten See daher ziehen sehen. Eben so schnell zog sie vorüber, und ließ uns wieder die Aussicht frei. Wir erklommen den Kegel, und mußten wegen der feuchten Glätte alle unsere Geschicklichkeit aufbieten, die Spitze zu erreichen. Wie herrlich war nun unsere Mühe belohnt! Nordwärts am bewegten See lag Ebenzweier und Gmunden zwischen erquicktem Grün, weit hinaus war das wunderherrliche Land sichtbar, bis ins Innviertel hinauf, wir erkannten den Gabberg bei Schärfling mit seiner Kapelle, die Höhe bei Linz, die Stifter Kremsmünster und Lambach, und erblickten eine Menge Städte, Dörfer, Schlösser bunt umher gestreut in der Ebne. Das Auge ermüdete, denn diese Aussicht bietet kein Ganzes, und ich wandte mich südwärts. Da zogen die Wetterwolken über das wilde Gebirg der Grünau; vor uns lagen hell und deutlich die Felsenmassen von Offensee und das blendende Schneegebirg, die glänzenden Gletscher

des Thorsteins. Es donnerte in der Ferne, und das Echo rief aus einem Thal in das andere den Schall mit verstärkter Stimme.

Die Sonne sank gänzlich unter den Horizont, und im Osten stieg der halbe Mond hell empor, oft von einzeln vorüberfliehenden Wolken verdüstert.

Mein Führer hatte indeß Reisig gesammelt, und bald loderte ein helles Feuer empor, das unsre durchnäßten Kleider in etwas trocknete und die starren Glieder mit wohlthätiger Wärme durchströmte. Schon von Weitem hörten wir die hellen Stimmen der Sennerinnen, die uns nachstiegen und auf den Ruhepunkten aus voller Kehle lodelten. Ich kletterte vom Kegel herab, eh völlige Dunkelheit dies allzugefährlich machte, und trat zu den Sennerinnen an den Abhang gegen das Korbachthal. Wer die frischen Stimmen der Ludlerinnen im Gebirg nicht hörte, der weiß nicht, was Gesang ist.

Unsere Sängerinnen weckten mit hellen, gehaltenen Tönen die Almerinnen in der Korbach unten (auf 2 Stunden Wegs entfernt), die zu sechsen, eine nach der andern, antworteten. Wir lauschten diesem entzückenden Conzert, bis die unten, wahrscheinlich vor Müdigkeit, nicht mehr antworteten. Gegen halb 11 Uhr giengen wir auch davon, und tappten uns durch den finstern Wald mit Scherz und Lachen in die Hütten zurück. Dort sangen mir, auf der Schwelle sitzend, die lustigen Dirnen fast die ganze Nacht durch ihre Lieder vor, die ich halbträumend im Moose liegend vernahm. Nach 2 Uhr wurde mir die Naßkälte unbehaglich, ich legte mich in die Hütte zum Feuer, bis ich um 4 Uhr wieder geweckt ward. Wir stiegen zusammen nach Ebensee hinab, die Sennerinnen hüpften, trotz ihren schweren Pack Butter und Schotten auf dem Kopf, leicht wie Gemsen voran.

So kam ich denn, den Jägerhut mit blühendem Speik und Alpenrosen geschmückt, wohlbehalten zurück an das Gestade des Sees, auf dessen leichten Wellen ich behaglich nach Traunkirchen zurückgeschaukelt ward.

Wer „gen Alm" steigen will, thut am Besten, auch

den Sonnabend zu wählen, weil er an diesen die Sennerinnen zu Hause trifft, und diese, weniger als sonst ermüdet, und dem Feiertage entgegensehend, muntrer sind.

Umgegenden von Ebensee.

Der Rinnbachstrubb, ein schöner Wasserfall, wohin der Weg ¾ Stunden sehr angenehm, sanft bergauf durch den Wald führt. Auch der nahe Calvarienberg hat eine schöne Aussicht.

Die beiden Langbathseen, sie sind voll romantischer Anmuth; eh der Reisende zu dem Ersten gelangt, kann er nach der Krermelerei, einer freundlichen Alme, ablenken, und hinauf nach dem Kranabittsattel. Kein Ansichtspunkt in dieser Gegend ist so herrlich und weitumfassend, und keiner so gemächlich, auch für Frauen und Kinder zu erreichen. Am schönsten oben ist's Morgens, bei Sonnenaufgang, oder Abends, beim Untergang. Um recht genußreich und vollkommen bequem diese Wanderung zu machen, geht man Nachmittags um 5 oder 6 Uhr von Ebensee nach der Kreralme, schläft dort, und steigt Morgens um 3 Uhr nach dem Kranabittsattel hinauf. Im Wegweiser ists angemerkt, wie sich diese schöne Wanderung mit einer viel bedeutendern noch in Verbindung machen läßt.

Die Langbathseen liegen 4 Stunden langsamer Wanderung von Ebensee. Der Weg zum ersten ist sehr gemächlich, und angenehm. Sie sind klein, und zumal der zweite sehr eigenthümlich und reizvoll. Vergleichen muß man keinen der vielen Seen dieses Gebirgs mit dem andern, weil jeder seinen eigenen Reiz und Charakter hat.

Wenn man über den hintern Langbathsee, links beinah bis zu Ende schifft, wo ein Thal herabläuft, welches sich von der Huschlucke herauszieht, so ist der Anblick auf das schroffe Gebirg, das im Hintergrund den See umfängt, sehr ergreifend. Eine Lawine verwüstete diesen ganzen Waldstrich, er mußte abgeholzt werden. Die schroffen Wände umschlie-

ßen das ganze rückwärtige Thal, rechts gegen Spillberg öffnet sich die Waldung dem Blick, ein herrlicher Anblick! Schroffe Felsenwand, vorwärts ein sanftes Absteigen mit Waldwuchs. Auch Gemsen sieht man dort. Von Spillberg ist der Wanderer in einer Stunde in der großen Alme in der Viechau, und kann von dort nach dem Attergau herab. Hinter dem zweiten Langbathsee in das Gebirg hinein, liegt ein Urwald, oder doch ein uralter, der älteste Wald der Gegend, mit den wunderherrlichsten Bäumen, im Königsbachthal, weit hinter der Zinkenbacher Klause.

Die Niederweißenbacher Alme.

Man kann sie auf wenig beschwerlichem Fußwege von Traunkirchen erreichen. Sie liegt auf mäßiger Höhe. Eine grasreiche Wiese umfängt die erste, freundlich gelegene Hütte, der Steinboden blickt stellenweis aus dem Grase hervor. Ein Weg führt zur Rechten zu zwei höher gelegenen Alpenhütten mit grünen Matten, dabei eine Felswand, von der Sonne bestrichen, mit herrlichen Tannen bis zur Höhe hinauf. Hinter dieser erhebt sich der Rettenkogl, im Schatten umflorender Nebel, in der Mitte ragt dunkel in tiefern blauem Tone der Sperber in seiner fantastischen Gestalt, der Wolfgangsee schimmert aus der Tiefe im Morgenduft, umgeben von Ortschaften und kühn gezacktem, wild emporragendem Hochgebirg, über welches hinaus die Fläche des Wegs nach Salzburg in die Landschaft schaut. Alles im Morgenglanze, herrlich der Spiegel des Sees, und die Harmonie der Luft und Gebirgstöne. Von dieser Ebene aus gleitet der Blick sanft hinüber nach dem glühenden Horizont, erst Purpur, dann Gold, dann schwächere gelbe, dann grüuliche Tinten, dann das lichtere Blau bis in's tiefere Dunkelblau der Himmelshöhe.

Unter dem Sperber erkennt man noch das tiefgelegene Oberweißenbacher Thal. Der Standpunkt ist herrlich, und der Leser darf ihn nur aufsuchen, er findet ihn leicht! —

Der Badort Ischl und dessen nähere und fernere Umgebungen und Hochalpen.

Im uralten Kirchthurm, an welchen Maria Theresia eine Kirche anbauen ließ, beweist eine in Stein gehauene Gruppe eines Denkmals mit römischer Inschrift die Anwesenheit der Römer in diesen Gebirgen, und zwar deutet dieß Denkmal, wie die in Salzburg vorhandenen Alterthümer, auf bleibende Verhältnisse der Römer hier im Lande, denn bei vorübergehendem Aufenthalt finden solche Errichtungen gar nicht Statt. Mit Fleiß und Mühe dürften besser bezeichnende Spuren aufzufinden seyn.

Die Ischler Thurmspitze, so schlank und zart, kühn aus der Felsenumgebung emporsteigend, zeigt sich von allen Seiten her malerisch und zierlich, und verkündet aus der Ferne den Ort, dessen Häuser im Thal von Gebüsch und Waldhügeln versteckt liegen.

Früherhin ein Dorf, doch in Römerzeiten gewiß ein bedeutender Ort, dem nur die Folgezeiten Abbruch thaten, wurde Ischl durch folgenden Gnadenbrief zu einem L. f. Markt erhoben:

„Wür Albrecht von Gottes Gnaden Herzog zu Oestereich, zu Steyer, zu Kärnthen und Krain, Graf zu Tyroll, bekhennen öffentlich mit diesem Brieff, wann Uns wider die ungehorsambe und Ausbrüche die Etliche unserer Haalinger von Haalstatt und Lauffen zu diesen Zeiten gethan habent, unser armen Leut in dem Dorf zu Ischl unterhalb unserer Vest zu Wildenstein sondern Gehorsamb und Trew bewiesen haben, daß Wier darumb durch billig Dankbarkeith denenselben, unsern getrewen Leithen zu Ischl die Gnad und Macht gegeben haben, daß sye nun Fürbaß haben sollen, alle die Recht auf Wasser und auf Land mit aller Arebeit und Handlung, die Unsere Städte ob der Enns haben, ungefährlich also, daß dieselben unsere Leith von Ischl auch hinführo solch Trew und Dienst stäniglich an Uns und unsereu Erben thun, und hal-

ten, und dieſes unſere Gnad zu Urkhundt geben Wür den gegenwärtigen Brieff verſiegelt mit unſern Junſigl, der geben iſt zu Wien, am Pfingſtag nach St. Gilgen Tag, nach Chriſti Geburth 1300 Jahr, darnach in dem 92ſten Jahr."

Am 10. März 1514 verlieh Kaiſer Maximilian, ewig blühenden Andenkens, Iſchl ſein Wappen mit folgenden Worten:

„Ain gelben Schildt. Im Grund deſſelben drei ſchwarze Berge, darauf ſtehend ain halber Gämbs mit aufgereckthen Ohren, und hinter ſich gekrümbten, natürlichen Hörnern, auf dem hintern Berg mit den zwey hinteren Füßen, und mit den zwey vorderen Füßen auf dem mittleren Berg, auf den dritten und vorderen Berg ſtehend ein Aſchbaumb, mit ſeinen grienen Lorbeeren, alsdann daſſelb Kleinodt und Wappen Mitte dieß gegenwärtigen unſeres Kaiſerlichen Briefſes gemalt, und mit Farben aigentlichen aufgeſtrichen iſt.

Wappenbrieff an den Iſchl Markt 1514,
im 29 Jahr des Reichs und 24 des
Königreichs Ungarn. 10 März."

Iſchls Lage iſt eine der freundlichſten im Schooß eines romantiſchen Thals, die man ſich denken kann. Nicht leicht findet man irgendwo das Erhabene, Koloſſale, mit dem lieblich Idylliſchen ſo innig und rührend verſchmolzen, als hier, wo ſich die überraſchendſten Naturreize zu einem Bilde vereinen, deſſen Eigenthümlichkeit das Herz ergreift. — Gletſcher, und wilde ſchroffe, keck in die Landſchaft hinein geworfne Felsmaſſen, tobende Fluthen, rieſelnde Quellen, ernſte Waldungen, liebliche Fluren, der Buſen eines geräumigen Thals, darin maleriſche Wohnſitze und zierlich gepflegte Umgebungen einzelne Gemälde bilden.

Nebſt nahliegenden Parthien zum Luſtwandeln ſind einige Ausflüge: Schmalnauer, ſein Haus hat eine kleine Viertelſtunde von Iſchl die anmuthigſte Lage. Selten nur laſſen ſich die zwei ſchönen Töchter bewegen, nach der Almerinnen Weiſe den Gäſten etwas vorzujudeln. Einen eigenthümlichen Reiz haben dieſe Melodien, von den Lippen der friſchen, ſitt-

samen Mädchen ertönend, und in der idyllischen Umgebung. Hinter dem Hause, den Hügel hinauf, hat man eine freundliche Aussicht auf bide, Ischls Fluren durchwogende Flüsse, die Ischl und die Traun, und auf die Goiserschnee-Alpe.

Der Milchmeyer, hinter dem Dorf Jainzen, ist ein gleichfalls naher Rast- und Erquickungsplatz. Links hinter dem Hause liegt seine Alme mit einer Hütte, äusserst freundlich, man steigt sanft in einer Stunde hinauf. Einen andern nahen Spaziergang bietet Roitherndorf eine kleine Viertelstunde vor Ischl. In Gastgarten findet man gute Erfrischungen und genießt mehere malerische Ansichtspunkte.

An Roitherndorf vorüber, rechts nach dem Bach über eine kleine Brücke gehngt man nach Bernegg; der Weg geht immer im Scharten hinft in die Höhe, und ist trefflich unterhalten. Hier findet nan beim Müller einen angenehmen Platz zur Rast und Erquicking und entzückende Aussicht. Von hier aus gelangt man zum Ischler Salzberg.

In der Kettenlachmühle durch den Wald, eine halbe Stunde vom Markt, indet sich ein sehr angenehmer Ruhesitz nach unbeschwerlichem Lustwandeln, und eine freundliche Bewirthung; man kann sich hinauf in die sogenannte Wildniß führen lassen, welche 1808 durch die Huld der wohlthätigen Frau Herzoginnen von Kurland, von Acerenza und Hohenzollern Verschönerungen erhalten und zugänglicher gemacht wurde, der Blick in die starre eigenthümliche Felsumgebung und auf die tobende Futh in der Wildniß lohnet mit frischen und süßen Reizen die leine Beschwerde des Pfades, und ist besonders freundlich in einem heitern Nachmittag, wo die Wildniß schon beleuchtet ist.

Der Weg die Salenleitung entlang, vom Ufer der Traun nach Laufen zu, hat eigenthümliche Reize. Er wird Kaiser Franzens Gang geheißen. Möchte der allgeliebte Monarch ihn durchwandeln, und von dort die Wohnsitze Seiner treuen, fleißigen, 8ten Landeskinder dieses Gebirgs überblicken!

Im Dörfchen Kalenbach findet man angenehme Rast

und gute Bewirthung, so auch ist der aufwärts gehende Weg nach Bathyanis Ruheplatz am Ufer der Ischl nach Pfandl und Wolfgang reich an Anmuth und großartigen Naturschönheiten. Milch, Erdbeeren, Himbeeren findet man in den an diesem Wege, auf welchem man nach Salzburg kommt, zu beiden Seiten liegenden Hütten der Salinenarbeiter. Hier ist eine schöne Laube in den Max-Ahornbäumen, deren Wuchs und Aussicht merkwürdig und reizend ist.

Noch einen nahgelegenen Spaziergang macht man diesseits der Brücke auf dem Wege am rechten Ufer der Traun, der sanft empor zu einzeln liegenden Hütten führt. Dort findet man gute Milch und freundliche Gesichter. Die Lage ist von ergreifender Anmuth.

Auf dem nahen Kalvarienberg ist es herrlich, wenn die Sonne aufgeht oder sinkt. — In einer kleinen Stunde gelangt man von Ischl nach dem 305 Klafter langen, 75 Kl. breiten Nüssensee, merkwürdig durch seine hohe Lage.

Die Einwohner besuchen ihn Nachmittags, nehmen Caffee mit, und lassen sich in einer Hütte Milch und Feuer geben, wer musikalisch ist, ergötzt sich dort am Gesang zur Guitarre, diese Felsen würden den trefflichsten Conzertsaal nach allen Regeln der Akustik abgeben.

Am Calvarienberg vorüber geht es nach der Ortschaft Pfandl. Der dortige Schulmeister Steininger ist ein gebildeter Mann und gemüthvoller Dichter. Man gelangt durch den Wald auf einen guten Fahrweg nach Strobl und St. Wolfgang. Eine Stunde von Ischl trennen sich die Wege, rechter Hand geht es gradaus und kürzer nach St. Wolfgang, ohne Strobl zu berühren, mithin viel kürzer. Fußgänger können diesen Weg einschlagen, wenn sie nach Salzburg wollen. Am Weg nach Pfandl winkt ein luftiger und herrlich beschatteter Ruhesitz für 12 Personen mit lieblich wildromantischer Aussicht dem Wanderer. Der Durchlauchtigste Erzherzog Max ließ ihn in den Wipfeln eines merkwürdig gestalteten, schönen Ahornbaumes errichten, von welchem zuvor die Rede war.

Nach dem Schwarzensee ist auch ein angenehmer Weg an einem Wasserfall vorüber neu gebahnt worden. Wer ihn betritt, vergesse nicht den wackern Greisen, den jubilirten Salzarbeitern von Ischl, zu danken, die ihn zum allgemeinen Beßten unentgeltlich gebahnt: solche Arbeiten sind kein Scherz für die gebrochene Kraft abgemüdeter Greise, und dürften wiederum die Dankbarkeit des Publikums in Anspruch nehmen.

In der Schule zu Pfandl wurde schon seit einem Jahrzehnd gut Deutsch geübt, eine Seltenheit im Gebirgland, der jetzige Schulmeister Hr. Steininger ist auch wahrhaft musikalisch ausgebildet, ein unschätzbarer Vorzug für die Gebirge, die so arm an Kunstgenüssen sind. Fast in allen Kirchen hiesiger Gegend ist die Musik bewunderungswürdig gut, wodurch Erhebung des Gemüths befördert, und ein feinerer Sinn bei der Volksmasse geweckt und ausgebildet wird. Hat sich doch der Schöpfer den unermessenen Tempel Seiner Waldungen mit Sängern bevölkert, die Morgens in den herrlichen Weisen, die nur Natur sie lehrte, Sein Lob feyern, und haben doch Wipfel und Wellen Zungen der Andacht, warum nicht die Stätten, wo Menschen Ihn preisen? Segen den ehrwürdigen Stiftern und liebevollen Beförderern dieser allgemeinen Wohlthat, deren sittliche Wirkungen nicht genug zu schätzen sind!

Von Pfandl aus wird der Weg nach Strobl nach einer halben Stunde unendlich anmuthig durch die Felsengruppen, die über den Waldeswipfeln sichtbar werden, und in der Morgen- und Abendbeleuchtung von bezaubernd großartig lieblicher Herrlichkeit sind. Der Schafberg, mit seiner seltsamen Gestaltung, wunderlich mit andern hohen Gebirgmassen zusammen geworfen, schaut aus der Ferne in den stillen Tannenhain, der auch im Schnee, durchstrahlt vom Abendgold der Wintersonne, den Naturfreund entzückt, wie in Westen die Felsenhöhen im Abendduft schwimmen, in Osten ein strahlendes Rosenlicht die ungeheuern Massen der Schneepyramiden überglänzt, und die erstarrte Natur in namenloser Pracht ihre Wunder feyert.

Auch Laufen, 2 Stunden von Ischl, gewährt auf ebenem Weg längs der Traun einen Spaziergang in frühen Morgenstunden, man kann durch einen Wald bei den Sulzstreunen angenehm hinwandeln. Die Ausdehnung dieses Marktes, die herrliche Kirche, das ansehnliche Rathhaus, die schönen Häuser sind Beweise frühern Wohlstandes. In der Kirche steht ein schöner Altar mit dem gräflich Seeauischen Wappen, dem Wohlthäter der Kirche. Die ehmaligen Wallfahrten nach Laufen, ehmals Maria Schatten genannt, haben sich, wie alle Gebräuche früherer Tage, vermindert, und der Wohlstand des Orts ist in Armuth und Elend gesunken.

Auf der Brücke beobachtet der Wanderer den wilden Lauffen, den donnernden Sturz der Traun über gewaltige Steinwürfel. Thomas Seeauer, der die Klause am Steg erbaut, sprengte die Felsen, und öffnete den Schiffen eine minder gefährliche Bahn. Es sind seitdem noch andere Vorkehrungen getroffen worden, die Schifffahrt zu erleichtern; doch es erfordert immer eine starke Anstrengung und große Besonnenheit, hier die Schiffe durchzuführen. Ein eignes Windegebäude ist auf der Brücke für den Gegentrieb errichtet, der hier nicht durch Pferde in das Werk gesetzt werden kann, weil die Gewalt des reißenden Stromes zu mächtig ist. Erst nach dem Aufwinden der Schiffe können die Pferde wieder vorgespannt werden. Diesem herzerschütternden Anblick unterzogen wir uns. Zwölf arme, halbnackte, mißgestaltete Wesen beiderlei Geschlechts ringen hier mit unsäglicher Anstrengung dem Schicksal ihren kargen Brodbissen ab, der ihnen das bittere Leben fristet. Hier gehe der Unzufriedene her, dem kleine Uebel drückend scheinen, er wird genesen!

Dem Mauthhaus gegenüber ist die Werkstatt der Kupferarbeiter. Die Kupfererzeugung erfordert 4 Lehrjahre, und erheischt eine nur durch Uebung und angestrengte Kraft zu erlangende Gewandtheit. Mit Händen und Füßen zugleich muß der Arbeiter auf das schnellste thätig seyn, es sieht sich mit Lust und nicht ohne Bewunderung zu. Diese Arbeiter gehö-

ren zu den ärmsten, besonders seit der starken Abnahme der Kunstarbeiten.

Ein sehr kunstreicher Bürger, der Schlosser Graf, der ein bewunderungswürdiges Schloß verfertiget, das als Kunstwerk im Josephinum zu Wien aufbewahrt wird, lebt hier, unaufgemuntert und ohne sein Talent anwenden zu können. Laufen hat fast keinen einzigen wohlhabenden Einwohner. Die zwei Salzfertiger, die ihm zugehören, wohnen nicht dort; der Bräuer Rott hat einen guten Gasthof, wo Erfrischungen und Speisen zu finden. Auch ist ein vorzüglich wackrer Arzt und Chirurg, Wirgartner, hier ansässig. Die Gegend hat viel freundliches, doch sie ist nur Stein und Wald, die Ufer sind schmal, um und um streben die waldigten Höhen empor, und engen das grüne, quellendurchrauschte Thal ein. Die Pfarre, der Wohnsitz eines Menschenfreundes, hat den lieblichsten Garten, ein Rosenparadies in Miniatur, in welche die smaragdgrünen Höhen, den Himmel traulich umfangend, lieblich hineinleuchten. Auf dem Calvarienberg ist eine freundliche Aussicht.

Noch manchen Weg wird der Naturfreund, durch Wald und Gebirgstege wandelnd, selbst ausfinden. Nach allen Richtungen hin winken schöne Ziele dem Wanderer. Jede Jahrszeit bietet dem Naturfreund in diesen Gebirgen eigenthümliche Schönheiten dar, von denen ich mein Schicksal segne, das mich der Schönheitfeyer der Natur zu allen Zeiten hier im Gebirg theilhaftig gemacht. Ueberall wird den Fremdling hier im entlegensten Wald der lächelnde Gruß der freundseligen Dürftigkeit bewillkommen, die in jeden Gast aus der Ferne einen guten Engel zu erblicken glaubt, der in die bittre Schale ihres Lebens Honigtropfen gießt. Er wird auf dem Abhang der Höhen, in der Tiefe des Waldes die schmalen Vierecke finden, die man hier Badstuben nennt, sie sind ganz von Holz und haben nur die Eingangthür und keinen Kamin. Sie müssen von Aussen geheizt werden, mit großem Holzaufwand. Dort wohnen die Aermsten unter den Gebirgsleuten Winter und Sommer; ihr Lager ist Moos, ihre Decke dünne Planen;

doch ihr Kopf-Pfühl: Frömmigkeit, Vaterlandsliebe und ein gutes Gewissen, mag sie sanfter betten, als der Dunenpolster gewissenloser Blutsauger.

Man läßt sich die sogenannten Panorama zeigen, die Krall hier angeordnet. Dieß sind Relief-Ansichten vom Kammergut, wie man deren schon sehr schöne in Gmunden im Salzamt findet; sie geben zwar keinen Begriff von den Reizen und der Erhabenheit der Gegend, allein sie dienen trefflich zum Orientiren für den Reisenden, und ich rathe jedem, sie durchzustudieren, und sich erläutern zu lassen, eh er einen dieser Orte besucht. Die trefflichen Arbeiten dieser Art im Salzamt, die der Herr Registrator Buchgraber, nebst dem äußerst interessanten Modell- und Mineralien-Kabinet vorzeigt, sind von eingebornen Bergleuten verfertigt, und so, wie die vom Krall und die beim Hutmann in der Hallstadt, von der pünktlichsten Genauigkeit. Krall wendet den Zoll, den die Dankbarkeit der Zuschauer ihm darbringt, für die Armen an. Abends ist es am räthlichsten die Panoramen zu sehen, sie gewinnen durch die Lichter; die Hallstadt in Nachtbeleuchtung, und der Rudolfsbrunn sind vorzüglich gelungen zu nennen. Letztere nahm sich ganz allerliebst bei der Erleuchtung aus, welche das dankbare Ischl am Abend des glücklichen Genesungfestes seines allgeliebten Wohlthäters des durchlauchtigsten Erzherzog Rudolf veranstaltete.

Schon vorhin wurde der Wohnungen erwähnt, sie sind meistens freundlich, reinlich und gesund.

Schon 1826 gab es 60 Quartiergeber, die zusammen 278 zu verlassen hatten, es gibt jetzt deren weit mehr. 15 Häuser, unter denen das des jubilirten Hrn. Waldmeisters Pfifferling eine der entzückendsten Aussichten bietet, liegen mit vielen großen und kleinern Quartieren am Traunufer und Traunplatze, das des Salzfertigers Faschl, welches 1825 die holden Prinzessinnen Metternich bewohnten, ist mit eines der empfehlungswerthesten, so wie das des Hrn. Controlors Tanzel zu großen Quartieren; doch alle sind durch die Gefälligkeit und Aufmerksamkeit der Hrn. Quartiergeber lobwürdig, und alle zierlich, freund-

lich und bequem. Auch der Gasthof beim Sarsteiner nach der Brücke hat eine herrliche Aussicht, und man kann dort auch Privatquartier billig erhalten. Seeauer, wo vorigen Sommer die Prinzessinnen von Curland wohnten, eignet sich zumeist für Herrschaften. Die entzückendste ländliche Lage und gröste Annehmlichkeit der Umgebung ist in der geräumigen, äusserst netten Wohnung der schön gelegenen Plasselmühle. 1827 bewohnten sie die junge Fürstin von Schwarzenberg u. a. Herrschaften. Sie vereint mit Eleganz einen ächten ländlichen Reiz, und ist verhältnißmäßig sehr billig. Die günstige Lage an der Johannisbrücke und die, in alle Thäler der Gegend sich darbiethende, ganz entzückende Aussicht machen sie zu einer der vorzüglichsten des Ortes. Zu den, am ländlichsten und lieblichsten gelegenen Wohnungen gehören die, bei Jainzen ausserhalb des Marktes neben Bathianys Lustschloß liegenden Häuschen des Hofschmiedts. Im Markt, dicht am Bade, und den malerischesten Gesichtspunkt darbietend, ist die geräumige elegante Wohnung beim Kirschner, wo auch das Fuhrwerk im Hause zu haben, Stallung auf 2 Pferde und Wagenremise, und ein hübscher Garten. Eine schöne, bequeme, anständige Wohnung ist, noch durch ihre Lage besonders empfehlenswerth, im Hause des Magistratsraths von Lidl, 5 Zimmer nebst Zubehör, Stallung und Wagenremise.

Unter den Gasthäusern hat das neugebaute des Hrn. Postmeisters Koch hinter der Post, das seit 1828 auch schon ganz zu Wohnungen eingerichtet ist, die herrlichste Lage und in den Zimmern links, so wie im 2ten Stockwerk die Aussicht weithinaus in das entzückende Thal. Der Platz konnte nicht geschmackvoller ausgesucht werden, die Lage im Centrum des Marktes ist günstig, und eine Wohlthat war dieser Bau für die nach Arbeit und Erwerb seufzenden Bewohner der Umgegend; die Bevölkerung hat zugenommen, die Arbeit hat sich gemindert, hier also ist jede Arbeit eine Wohlthat, ein himmlischer Segen.

Es wurde vorhin bemerkt, daß die Quartiere nicht eigent-

lich wohlfeil in Ischl sind, besonders die kleinern. Zu den größern mit Stallung gehören 27, unter denen mehrere mit Stallung für 12, 10—8—6 Pferde.

Man kann auch in Ischl bei mehrern Bewohnern Pferde und Wagen, wochenweis oder monatweis miethen. Der Müllermeister Frechinger u. a. m. geben Pferd und Wagen zu sehr billigen Bedingungen, und die Post hat immer Vorrath.

Die Seebäder, denen die Solenbäder zunächst gleichkommen sollen, sind noch viel kostspieliger; der wenig Bemittelte muß ihrer ganz entbehren. Es gibt Badeorte, wo obrigkeitliche Preisbestimmungen, durch Billigkeit abgemessen, Gast und Wirth sichern, diese weise Einrichtung wäre jedem Badort zu wünschen, denn weder zum Vergnügen noch aus Willkür entreißt sich der Leidende seinen Umgebungen und der Gemächlichkeit einer, obwohl beschränkten, doch geordneten Lebensweise. In Carlsbad und Teplitz ist es, dem Vernehmen nach, jetzt billig wohnen und leben, seit einigen Jahren ist dieß auch in Baden der Fall.

Es ist noch nicht lange her, daß man diesen reizvollen Aufenthalt dieß Lob ertheilen kann, möge Baden sich diesen Ruf erhalten, und Ischl ihn sich erringen! Sonderbar befremdet das Wort, das die Habsucht in Badorten zur Entschuldigung stammelt: „Wir haben nur die paar Monate!“ — was haben denn abgelegene Städtchen, wo kein Bad ist, und wo des Hauses nicht vermiethete Zimmer Jahraus, Jahrein leer stehen, die Gasthäuser Einöden gleichen, die Lebensmittel und Industrieprodukte geringen Absatz, die Einwohner nur mit Mühe Arbeit finden?

Die Frucht eines billigen Verfahrens gegen Badegäste aller Stände wird, nebst dem unausbleiblichen Lohn des Bewußtseyns einer rechtlichen Handlungsweise, dauernder Wohlstand seyn; denn nicht der Mode Wankelsinn, die den Schwall müßiger Verschwender 1 Jahr hier, 1 Jahr dorthin, nach allen Weltwinkeln treibt — nur der immer wiederholte, und durch neuen Zufluß vermehrte Besuch wirklicher Ba-

tienten kann den Ruf eines Badeortes sichern, seinen Wohlstand auf die Dauer begründen.

Der Sole wenigstens ist der Vorwurf nicht zu machen, daß sie das Bad und den Aufenthalt vertheuert. Dem Vernehmen nach kostet ein Eimer Sole, der über 30 Pfund Kochsalz in sich schließt, dem Salzamt in Durchschnitt an Ort und Stelle beiläufig 2 kr. C. M. Der Badmeister empfängt sie für 5 kr. C. M. und der Gast für 6 kr. im Bade, das Bad ohne Sole kostet 14 kr. C. M. Es wurde schon oben bemerkt, daß die Einrichtung zweckmässig, die Bedienung aufmerksam ist. Man findet auch im Badhause gute Dunstbäder, und wie oben bemerkt, wird eine neue kleine Pfanne zum Gebrauch für die Badegäste errichtet, zu welcher ein Menschenfreund, in welchem Wien einen seiner vorzüglichsten Aerzte verehrt, die Hauptsumme beygetragen, sie aufzuführen, und Dr. Götz den Platz überlassen.

Das große Salzpfannhaus versäume der Reisende nicht zu besuchen. Der ehrwürdige Vater oder Mentor führe seinen feinfühlenden Zögling dahin; es ist eine Lehrschule menschlicher Leiden, und zugleich eine Bereicherung wissenschaftlicher Kenntnisse. Wer könnte hier — oder in Ebensee — oder wo immer Sudhäuser stehen, die bleichen Gestalten in Lumpen umherschwanken sehen, die Tag und Nacht in Gluthen schwitzen, ohne sich mit einem kleinen Opfer das süße Bewußtseyn zu erkaufen: ich habe sie gelabt!

Doch immer bewahren die guten Ischler Sudarbeiter die Ausdrücke einer, von hohen Badgästen ihrem Schicksal bewiesenen Theilnahme in dankbarem Angedenken. S. D. Fürst Metternich, berichtete einer derselben, ließ den Thermometer holen, um den Grad der ungeheuern Hitze zu prüfen, in der sie beim Ausldschen hinein müssen, und da der Thermometer bis zum letzten Grade stieg, entsetzte sich des Fürsten edles Herz. Er beschenkte die Arbeiter großmüthig. — Unter den Namen, die Dankbarkeit in Ischl verherrlicht, strahlt noch der des Grafen Arthur von Potozky, und seines Freundes des Dr. v. Radivonsky, der vielen Erblinde-

deten das Augenlicht wieder ſchenkte, in unvergänglichem Glanz. Noch manche edle Namen werden hier mit Thränen des Dankes gefeyert. Es wäre allzuſüß Gutes thun, wenn nicht das Gute erſchwert, und auch wohl angefeindet würde, doch, um welchen Preis wäre ein ſchönes Bewußtſeyn wohl zu theuer erkauft?

Ausflüge von Iſchl.

Man erreicht in anderthalb Stunden Strobel auf ſchönem Waldwege und am Rand des entzückenden Wolfganger Sees. Hier im Gaſthof findet man zugleich einen Nachen zur Seefahrt. Die Bewirthung iſt gut und billig, doch könnten die Zimmer beſſer eingerichtet ſeyn, zum Nachtquartier iſt dieſer Platz nicht zu empfehlen, nur guten Caffee, Wein, Milch, Butter, Eyer, Warmbier, Weinſuppe, vortrefflich zubereitet, auf Verlangen ein ländliches Mahl und Geflügel findet man hier. Die Lage iſt ſehr freundlich. Ueber den See kann man nach St. Wolfgang ſchiffen, dieſe Fahrt iſt bei heiterm Wetter entzückend, man verweilt betrachtend in der alterthümlichen Kirche, beſteigt den Falkenſtein, und kann Abends zu guter Zeit wieder in Iſchl eintreffen. Wer das Steigen nicht ſcheut, erklimme die Kapitel-Alme, und raſte dort auf der Almenhütte, wo er ſich erquicken kann bei göttlicher Ausſicht. Schade, wenn bei Strobel Weißenbach der Hammer eingehen ſollte, der so armen Einwohnern das Leben friſtet!

Die Chorinskyklauſe des verdienſtvollen K. K. Waldmeiſter Pfifferling, ein mit den Werken der Römer wetteifernder Bau, gehört gleichfalls zu den lohnendſten Nachmittags-Parthien zu Wagen. Eine heilſame Verordnung des W. L. O. Amts Gmunden hat die Willkür eingeſchränkt, mit welcher ſonſt die Klauſe der zuſtrömenden Neugier geöffnet wurde, wodurch dem guten Ober-Weiſſenbacher Müller groſſer Nachtheil zuwuchs, denn er mußte feyern, ſo oft Ergötzlichkeitsſucht Iſchler Bad-

gäste nach der Chorinskyklause führte. Sie wird jetzt nur, wenn es nöthig ist, und bei besonders wichtigem Anlaß, aufgeschlossen. Tags zuvor erfährt es die ganze Umgegend, alles strömt hin, und die Klause wird zum allgemeinen Rendezvous.

Auch der Hallstadt läßt sich ein Nachmittag widmen, wenn man sich bloß am Anblick der Gegend erfreuen, den Waldbachstrub besuchen, und Abends zurück seyn will. Hat man nicht Zeit zum 2 Stunden entlegenen Waldbachstrub, so kann man zum Hirschbrunnen, auch nach der nicht uninteressanten Schloßgrube, und der romantischen obern Traun, hinüberfahren. Es ist dort ein Wirthshaus, wo man einfach, aber gut bewirthet wird. In der Hallstadt selbst sind 4 Gasthöfe. Der des Marktrichters hat viele Zimmer mit herrlicher Aussicht auf den See, und ist wohlbestellt und billig. Der von Seeauer (ein sehr achtungwürdiger Bürger, zugleich Armenvater) ist vor Allen empfehlenswerth, und durch das schöne, große Lokal, und die treffliche Einrichtung noch besonders zu loben, auch liegen die schönen Zimmer angenehm auf den See hinaus, man wird auch beim Stadler gute Aufwartung finden. Große Gesellschaften, die eines Nachtquartiers bedürften, finden nur in dem Seeauerschen oder dem Hause des Hrn. Marktrichters ein gehöriges Lokal, weil beide Häuser groß, und die vielen Zimmer darin vortrefflich für Gäste eingerichtet sind, das freundliche und gleichfalls trefflich eingerichtete Lokal des Gasthauses vom Hrn. Controler Täubler könnte nur wenige Gäste zu Nacht aufnehmen, wird aber zumeist besucht.

Wer nicht bis Hallstadt will, fährt bis zum Hallstädter See. Am Ausfluß der Traun, an der Klause, liegt Traunegg, gemeinhin der Steg geheißen, man steigt bei Leopold Geschwandner, (nach seinem Vorgänger der Stadelmann genannt) ab. Das von Außen wenig versprechende Haus in der anmuthigsten Lage, im weiten Busen des Thales, enthält im ersten Stockwerk in elegant eingerichteten Zimmern das heiterste Lokal; aus den Fenstern hat man die lieblichste

Aussicht nach allen Richtungen. Das Haus ist vortrefflich bestellt, man findet dort die aufmerksamste, freundlichste, billigste Bewirthung, gute Weine, trefflichen Caffee, köstliches Brod, frische Butter, Milch, Rahm und Eyer, und auf Verlangen, die wohlbestellteste, reichlichste und feinste Abend- oder Mittagskost. Diese Vorzüge und das schöne Lokal, das zum Ergehen im Freyen des Sees liebliche Ufer und einen ländlichen großen Garten bietbet, machen das Haus empfehlungswürdig. Man fährt in anderthalb Stunden von Ischl nach dem Steg, man kann dort ausspannen und rasten, und dann die genannten Wege einschlagen. Wer eine Stunde allmählig gemächlichen Steigens nicht scheut, kann den Sulzstrennenweg hinauf nach dem Gosazwang, hier ist eine überreiche Aussicht auf die Aussee Gebirge, den Hallstädter See, und St. Agatha. Dem Wanderer quillt der Duft einer üppigen Alpenrosenflora entgegen, deren Purpur die Felswände bekleidet. Man kann auch zu Wasser nach dem Gosazwang fahren, und an der Gosamühle aussteigend, dies seltne Werk bewundern, das Alexander La Borde zum Titelblatt seiner voyage pittoresque erkoren. Wer Wasserfahrten nicht liebt, kann auf dem schönen Wege am Steg vorüber, bis nach der Gosamühle fahren. Bis jetzt wissen das nur wenig Reisende, sie pflegen, wenn sie die Hallstadt besuchen, oder zur Mühle wollen, ihre Wagen und Pferde im Steg stehen zu lassen. Wer Wasserfahrten liebt, hat vollkommen Recht das zu thun; wer sie aber scheut, oder wer Abends leicht gekleidet, nach der Erhitzung des Umhergehens, Erkältung auf dem See zu scheuen hat, benütze diese Nachricht, und lasse sich mit dem Wagen nach der Gosamühle fahren, oder von dort Abends abholen. Von hier geht der Weg bergan, nach dem noch zu Wagen zwei Stunden weit entlegenen himmlischen Tempe, dem Gosathal, diesem aber muß ein voller Tag gewidmet werden. Man kann den Nachmittag auch in Ebensee zubringen, bei dem Postmeister Koch absteigen, und den schönen Rinnbachstrub besuchen, an dem, wie an manchem deutschen Dichter, nur der Name unpoetisch klingt, denn

Weg und Ansicht sind ganz entzückend; man kömmt von Ebensee in ½ Stunden dahin. Im Rinnbach findet man auch einen Ruheplatz und Erquickung beim Müller Kosler. Ein näherer Spaziergang mit schöner Aussicht ist zum Gipfel des Calvarienbergs hin. Auch im Thale wandelt sichs lieblich zwischen den Feldern am linken Ufer der Traun, über die Brücke im Thal. Wer nicht bis Ebensee will, findet an Wochentagen (Sonntag oder Feyertag ist nicht anzurathen, weil sich dann das Volk dort versammelt) eine angenehme Rast ½ Stunden vor Ebensee beim Steinkoglmüller. Ein ländlicher Garten mit einem Lusthause, ein schönes Gastzimmer im obern Stockwerk der Mühle, eine romantische Lage, eine gute freundliche und billige Bewirthung machen den Ort empfehlungswerth. Auch Nachtquartier für 2—3 Personen ist dort sehr schön und gut zu haben.

Eine Viertelstunde näher von Ischl aus, findet man die Miesenbachmühle, nun neu ausgebaut, deren unglücklicher Eigenthümer, ein Vater von eilf, meistens noch kleinen Kindern, voriges Jahr so ganz abbrannte, daß er und die Seinigen nur ihr Leben retten konnten, der Arme hätte nicht vor Menschen erscheinen, und um Hülfe flehen können, wenn nicht der biedre Postmeister Koch, (dessen Postillion in der Nacht vorüberfahrend, die Flammen sah, und die betäubten Schläfer weckte) ihn bekleidet hätte.

In dieser Mühle wäre zwar als irdische Erquickung nur Milch und Brod, aber eine himmlische, die des Wohlthuns zu finden — denn schwer — oder nie — kann sich dieser Unglückliche erholen, der früher schon nicht zum Wohlstand gedeihen konnte, weil die jetzigen Zeitumstände besonders auf einen armen Gewerbsmann drücken, der Andern borgen muß, nichts zuzusetzen und keine Aussicht hat, die Ausstände eingehen zu sehen, wenigstens nur Kreuzerweis, weil die Armuth der Schuldner zu groß ist.

Die Miesenbachmühle liegt schön, und hat einen freundlichen Garten. Die Rettenbachmühle bei Ischl, Bernegg, Kaltenbach u. m. a. Parthien, die gleichfalls einen

Nachmittag ausfüllen können, sind oben schon benannt worden, und werden hier nicht ausführlicher in Anschlag gebracht, weil man sie leicht zu Fuß machen kann.

Das Gosauthal sey vor Allen empfohlen. Dieser Ausflug erheischt zu Wagen einen vollen Tag. Man mache lieber den ganzen Weg zu Wagen statt über den See zu fahren, denn früh und abends ist der See sehr kühl, und früh muß man die Fahrt beginnen. Den Pferden ist dadurch nicht zu viel zugemuthet, denn in 7 Stunden ist man von Ischl im Gosauthal auf gutem Weg, und die Pferde haben den ganzen Tag zum Ausruhen für den Rückweg. Männer können mit dieser Fahrt nach dem Gosauthal das Besteigen des Dachsteins vereinigen, und noch Abends wieder in Ischl seyn, dann aber müssen sie um 5 Uhr Morgens ausfahren, und kommen spät zurück. Eine Gesellschaft, die nicht den Gletscher erklimmen will, und sich mit dem Anblick des wunderherrlichen Gosauthals, und dem Besuch der zwei Seen begnügt, kann um 8 Uhr von Ischl wegfahren, gelangt spätstens um halb 10 an den Steg, läßt dort die Pferde rasten, und erfrischt sich, und fährt dann in 2 Stunden hinauf nach dem Gosauthal; Vergunter auf dem Rückweg bedarf es keine anderthalb Stunden.

Der Weg nach dem Gosauthal geht vom Steg rechts grad aus, der Gosaumühle vorüber, immer den rauschenden Waldbach entlang, zwischen Waldung und Felsen hinan. So wie das Thal sich öffnet, erblickt man die lange Felsenkette, deren Krone der Dachstein (auch Thorstein geheißen) mit seinem schneebedeckten Scheitel bildet. Die großartige Herrlichkeit des idyllischen Thals, so ganz verschieden von Allem, was man bisher gesehen, muß jedes fühlende Herz erschüttern.

Man steigt in einem der zwei Gasthöfe ab, schon unterwegs an den Hütten kann man nach Trägern anfragen lassen, wenn man den Weg nach den zwei Seen nicht lieber zu Fuß machen will. Man kann vom Gasthof aus noch eine starke Stunde bequem fahren, und gelangt dann in 2 Stun-

den auf unbefahrbarem, aber gutem, ſanft bergangehendem, überall beſchattetem Wege nach der erſten Alme, die den See anmuthig beherrſcht. Hieher gegangen oder getragen, kann man bei der braven Almerin raſten, und ſich mit Brod, Butter und Milch, mit Nocken, oder einem ſchmackhaften Alpengriesloch erquicken. Wer andere Koſt bedarf, vergeſſe ſie nicht von Iſchl oder von Steg aus mitzunehmen!

Hier, nach dem Genuß der entzückendſten Ausſicht auf den See und den ſchneegekrönten Thorſtein, gelangt man in zwei Stunden auf beſchwerlichem, aber höchſt romantiſchem Wege, an einigen Almen vorüber, zu dem zweiten See, er blickt dunkel aus kahleu Felſen, überthront vom Thorſtein hervor. Nachdem man dort an der, wiederum ganz eigenthümlichen Ausſicht, auf den nahen Thorſtein und der Pracht der nackten Felswände Herz und Seele erhoben, wandelt man langſam bergab durch die ſchattige Waldung; der Abſchnitt in dieſem Werk „das Goſathal" ſagt das Weitere.

Sollten die Pferde ermattet ſeyn, oder ſollte ein Gewitter einfallen, ſo finden im Steg an 12 Perſonen mit Domeſtiken und Pferden treffliche Abendkoſt und elegantes Nachtquartier zu billigem Preiſe. Nicht unrathſam wäre es für eine Geſellſchaft, die dem reizvollen Goſathal einen vollen Tag zu ſchenken und den Dachſtein zu beſteigen wünſcht, abends zuvor nach dem Steg zu fahren, und von dort, wohlausgeruht und erfriſcht, recht früh die Fahrt nach dem Goſathal zu beginnen. Man ſollte wirklich dieſem Tempe voll Naturwunder längere Zeit ſchenken, als die Badegäſte zu thun pflegen. Jeder Arzt wird damit übereinſtimmen, daß es rathſam iſt, die Bäder zuweilen auf einige Tage auszuſetzen, und jene wunderbar erquickende Alpenluft iſt halbe Arzenei.

Der Weg vom oberen Goſa-See nach dem Dachſtein iſt kurz und gefahrlos, wenn gleich nicht ohne Beſchwerde. Man vergeſſe nicht, ſich mit ſtärkenden Lebensmitteln und Wein und warmen Kleidungsſtücken, die man dem Führer zu tragen giebt, auch mit Bundſchuhen, Steigeiſen und Gries-

heilen zu verſehen, auch Feuerzeug vergeſſe man nie mitzunehmen, wer Hochgebirg beſteigt. Bei Nebel kann es zur Lebensrettung dienen.

Zu den Gletſchern des Dachſteins iſt ebenfalls eine höchſt intereſſante Excurſion. Von der höhern Alme bis zum Grubſtein führt ein nicht beſchwerlicher Weg in 1½ Stunden, von da geht es auf ſteilem, ſchmalem, ſpitzſteinigem Pfad nach den Eisfeldern des Dachſteins, von wo man dann auch einige der höhern Gipfel erſteigen kann.

Sollten Nebel einfallen, ſo wird es rathſam, bei den Eisfeldern umzukehren, man möchte ſonſt Tage lang im unwirthliche Gebirg aushalten müſſen, dann iſt nichts mehr zu ſehen, und der Wanderer kann nicht vor, nicht zurück. In den Almhütten oben könnte man auch die beſſere Witterung abwarten, die eine iſt gemauert, und bequem zum Raſten. Ein verſtändiger Führer wird den Reiſenden von der Höhe die Gebirge bezeichnen, die ſich von dort bei heiterem Wetter den entzückten Blicken zeigen — auch wird ſie, wer irgend der Lage kundig, an ihren eigenthümlichen Geſtaltungen ſelbſt erkennen. Schon von den Eisfeldern aus ſind Steyermarks Alpen, Salzburgs Gebirge, der Grimming, der Oetſcher, der Priel, der Pirn, die große Schnee-Alme, der Watzmann, der Untersberg ſichtbar, höher oben erblickt man ſie alle, die ewigen Pfeiler des Gottestempels der Natur, die dieſe herzerhebenden Hochlande verherrlichen. Man kann von dem Beſteigen des Thorſteins gegen Abend im Goſathal zurück ſeyn, und um 8 Uhr im Steg eintreffen, von dort nach Iſchl, wenn man nicht vorzieht im Steg Raſt zu halten.

Die Reiſe nach dem Schafberg, 5522 Fuß über Meeresfläche, gewährt einen Naturgenuß ganz anderer Art, und, wenn nicht ſo ergreifend und erſchütternd, wiederum durch die Heiterkeit der Gegend unausſprechlich anziehend. Es iſt eben das Preiswürdige in dieſen Hochlanden, daß keine Gegend der andern ähnlich, jede höchſt charakteriſtiſch von einander verſchieden iſt, und dennoch bei keiner die Beſtandtheile vermißt werden, welche im Allgemeinen dieß Gebirgland verherr-

lichen. Wer zum Gipfel des Schafberges ohne Abspannung gelangen will, und überhaupt Gemächlichkeit bei Parthien dieser Art bedarf, beherzige den, schon oben, bei Gelegenheit der Reise zum Thorstein gegebenen Rath, Tags zupor anzufangen, und beginne die Reise nicht von Ischl, sondern von Wolfgang aus, wo man ein gutes Nachtquartier findet.

Es ist kein Scherz, an heißen Sommernachmittagen nach den Almen emporzuklimmen, wo man dann zu Nacht rastet. Eine Fahrt Nachmittags von Ischel aus nach Strobel, von dort über den herrlichen Wolfganger See nach dem anmuthigen St. Gilgen und zurück fahren, dann ein Spaziergang nach dem Falkenstein, oder nach der entzückenden Capitel-Alme wird Körper und Gemüth zu der Anstrengung und dem Genuß des folgenden Tages vorbereiten; die Rast im freundlichen St. Wolfgang wird sich auf alle Weise belohnen, denn wie schön ist es dort seyn! Uebrigens regnets in diesen Gebirggegenden an einem Ort, und ist schönes Wetter am andern.

Wer also in Wolfgang beim Erwachen einen heitern Morgen hat, wird ihn sicher benützen können, indeß es vielleicht in Ischl regnet: früh beginne man die Wanderung. In 3 Stunden gelangt man, nach ziemlich beschwerlichem Emporklettern, durch einige Waldparthien, und an Wasserfällen und rauschenden Quellen vorüber, nach den ersten Almenhütten; dort raste man, und erquicke sich, theils mit dem, was die Sennerin bietet, theils mit dem Mitgenommenen; denn Verwöhnte, oder zarte Constitutionen dürfen auf diesen Gebirgparthien nicht vergessen, sich mit Wein, geriebenem Caffee, Zucker und kalter Küche zu versehen. In der Regel wird es jedem oben köstlich munden, der etwas Stärkendes mitnimmt. Eben so verwahre man sich, wie oben bemerkt worden, mit warmer Kleidung, Feuerzeug, Griesbeil, Bundschuhen und Schirmen. Ein auf solchen Almen zugebrachter voller Tag hat tausend Annehmlichkeiten. Erquickung weht aus der reinen Alpenluft in die Brust, und erkräftiget das ganze Wesen,

und dann, wie selig ist Vollgenuß der entzückenden Lieblichkeiten der Natur in dieser Herrlichkeit! — Der einsame Pilger kann ihn durch Lesen, Dichten noch erheben, wer in froher Gesellschaft die Höhe erklimmt, dem wird ein unendlicher Genuß in der allgemeinen Entzückung seiner lieben Gefährden, der wissenschaftlich Gebildete in Durchforschung der Steine und Erdgattungen, in Sammlung der Blumen und Pflanzen — der Künstler zaubert die Wunder der Schöpfung in kühnem Umriß auf sein leichtes Blatt — und trägt es heim, als köstliche Ausbeute und erfreuliches Andenken.

Eine Mittagskost, zu welcher die Almerin Nocken und Almenkoch bereitet, dann wiederum eine behagliche Rast, und dann etwa um zwei Uhr Nachmittags den fröhlichen Marsch zum Gipfel, eine Stunde hinauf, durch Krummholz, Alpenkräuter und Gesteine; ohne alle Gefahr, doch steil und beschwerlich geht es hinauf, nach der Riesenalpe hohem, gewaltigem Horn: hier bietet sich die entzückendste, heiterste Aussicht dar. Die große Salzburger Schnee-Alpe, die Gränzen von Tyrol, Bayern, das ganze Oberösterreich, die Ens, die Kärnthner, Krainer, Steyermarker Gebirgketten, das Kammergut, die Seen, die dies Gebirgland verherrlichen, und der Thorstein mit allen Heroen des Hochlands begrüßen, zum namenlos großherrlichen Bilde verschmolzen, des Wanderers Blick.

Vor einbrechender Nacht — man vergesse nicht zu solchen Parthien heitre Mondabende zu wählen — gehe man zurück, und raste ein wenig in einer der Almenhütten, von wo man seinen Weg nach Wolfgang zurücknehmen, und entweder dort schlafen, oder noch bequem nach Ischl fahren kann.

Man pflegt diese Parthien von Ischl aus Vormittags zu unternehmen, in St. Wolfgang zu Mittag zu rasten, nach Tisch zur Alme hinauf; dort pflegt man Nachts in den Hütten zu bleiben, und den Gipfel vor Sonnenaufgang zu besteigen — doch die auf des Bergesrücken, trotz Schattenstellen, drückende Nachmittagshitze bei dem beschwerlichen Aufsteigen,

die ſchlechte Raſt zu Nacht in der Almenhütte, und die Möglichkeit eines trüben Sonnenaufgangs, machen den frühern Vorſchlag rathſamer, da einem heitern Tag auch gewöhnlich ein heiterer Abend folgt, und die Magie des Sonnenuntergangs und Mondaufgangs mehr Reize noch bietet als der Morgen. Uebrigens kann man auch, ſtatt in St. Wolfgang Abends zuvor Nachtquartier zu nehmen, gleich von Iſchl aus in der Frühe reiſen, und den Tag beſchriebener Maſſen anwenden und eintheilen. Nur daß das früher vorgeſchlagene Ausreiſen am Tag zuvor die Gemächlichkeit bietet, die Parthie nach St. Wolfgang und der Kapitel-Alme mit der nach dem Schafberg auf eine unermüdende Weiſe zu vereinigen, und beſſer zum Steigen vorbereitet, als das frühe Ausreiſen und Erklimmen am nämlichen Tage.

Der Fußreiſende kann auch dieſe Eintheilung benützen und anwenden, er wird ſich dabei wohl befinden.

Der hohe Schrott, auch Kott-Alpe, oder hoher Brachberg genannt, 5,488 Fuß über Meeresfläche, wird am leichteſten von Iſchl aus über Keſſelbach beſtiegen. Vom Fuß aus ſteigt man dritthalb Stunden. Man kommt an einer großen Anzahl Almenhütten vorüber, die anmuthig liegen, und aus denen freundliche Mädchen hervorſchauen. Unteröſterreich kann man von hier aus noch weiter als vom Horn des Schafbergs überſehen. Das ganze herrliche Traunthal, der Hallſtädter See, die ſtevermärkiſche Gebirgskette, bis zum Dachſtein, der Wolfganger See, die ſalzburgiſche Gebirgskette, der Katterberg, die Zinitz, der Schafberg, Bayern, der Gmundner See und Ober- und Niederöſterreich liegen, ein Prachtbild des ewigen Meiſters, vor den trunkenen Blicken ausgebreitet.

Wer die Schneide des hohen Schrott beſteigt, ſieht auch wohl der leider von Jahr zu Jahr ſeltner werdenden Gemſen einige, die hier hauſen. Es wäre zu wünſchen, daß die Gemsjagd auf einige Jahre unterſagt würde, denn ſie werden nach und nach, wie die Steinböcke, ganz vertilgt werden.

Den Leonsberg oder die Zimitzscheid, 5,180 Fuß über Meeresfläche, kann man von verschiedenen Seiten aus besteigen. Man geht von Ischl über Pfandl über die Haiden, und von der Rothau noch anderthalb Stunden hinauf. Man kann auch über Wirling und Kräuter. Der Weg über Pfandl ist angenehmer, weil man den ganzen Leonsberg-Zinken umschneiden muß. — Gleichfalls kann man sich über den Zinkenberg, einem steilen, schmalen, aber durch herrliche Ansichten belohnenden Weg, hinaufführen lassen. Ein anderer Weg führt über die Zimitz, die Schitt, und von der Schitt in die Tratten, wo man auch unterwegs Almen-Hütten findet, und von wo man gradaus nach dem Leonsberg hinaufsteigt — auch über die Hollergeschwand kann man gehen, davon weiter unten. Die Landleute kennen die benannten Wege unter diesen Namen, und werden nach diesen Bezeichnungen gewiß den Reisenden gut und sicher führen. Auf dem Leonsberg stehen mehr als zwanzig Almenhütten, die herrlichste Aussicht lohnt dem Erklimmer. Weit hinaus in Bayerns malerische Gefilde, in das Innviertel, das Mühlviertel, auf Steinbach, Attersee, Kammer, den Gaberg führt der trunkne Blick. Die Almerinnen dort sind sehr freundlich und heiter.

Man steigt von oben empfohlenem, steilen, aber belohnenden Weg über den Zinkenberg, in zwei Stunden nach dem Leonsberg empor.

Die oben erwähnte Hollergeschwand ist ein noch wenig von Fremden besuchtes, aber empfehlungswerthes Ausflugsziel. Sie besteht aus Hütten und Gehöften, einer Oelstampfe, Holzwiesen, die bis nach Ischl gehen, und bietet eine Fläche dar. Man geht oder fährt über die Rothau 1½ Stunden von Ischl, von dort rechts über die Almenhütten hinauf in die Brennau, wo man nur Almen und Holzschläge erblickt, und einen kleinen Ausblick auf Ischl hat; von da zur Hallerswiese nun noch eine Stunde. Oben sieht man den Attersee, Steinbach, einen Theil vom Hausruckviertel. Der See ist trübe. Man kann hier in einer Hütte rasten, und von da

noch den Leonsberg hinauf. Man findet gute Milch, Butter und Obers, auch Himbeeren, zum Beisatz des mitgenommenen Mahls, das man zu diesen Parthien nicht vergessen darf. Der Rückweg von der freundlichen Hollergeschwand nach Ischl wird durch den, sich auf allen Schritten darbietenden Blick in das schöne Land äusserst ergetzlich, doch muß man ihn nicht spät antreten, weil man dieses Reizes bei Abenddunkel verlustig gienge. Wenn man gegen Sonnenuntergang hinabgeht, sieht man die Almerinnen das Vieh eintreiben, wo sie sehr heiter sind, und den Berg mit Gesang erfüllen.

Wer Zeit hat, und eine blos durch Wiesengrün und Waldesfrische anlockende Gegend besuchen mag, dem bietet noch die freundliche Kettenbach-Alpe einen wenig ermüdenden idyllisch lieblichen Ausflug dar. In der Mühle wird sich leicht ein Führer finden.

Wer von Ischl nach dem Hammer am Strobelweissenbach, theils zur Besichtigung eines Eisenhammers, theils zu einem Ausfluge in Alpen verschiedener Art, Muße hat, der legt die Wegstrecke in zwei Fahrstunden dahin zurück. Das Weissenbachthal ist zu beiden Seiten des Baches mit Alpen begränzt, die bis an das salzburgische Gebiet der Abtenau reichen, und wirklich auch in dem Forstbezirk des Waldamtes Zinkenbach mehrere Waldbesitzungen haben.

Die Entfernung dahin zur Abtenauer Gränze beträgt vier Stunden vom Hammerwerke, und bevor man die höhern Alpen erreicht, dient zu einem angenehmen erquickenden Ruhepunkte die sogenannte Apersbach-Alpe. Von hier theilet sich der Weg in die höher liegenden Alpen des Einberges und gegen die Abtenauer Gränze.

Wer Liebhaber von wildschönen Gegenden ist, gehe über die Kaltenbach- und Kammersbach-Alpe in die wilde Kammer. Eine enge Umgränzung von den höchsten Gebirgsmassen des Haberfeldes macht dem Fortschreiten des Wanderers hier ein Ende, wo sich vorwärts noch eine Klause zum Holzschwemmen in früherer Zeit befand, dermalen aber schon unbrauch-

bar geworden ist. Hier findet sich auch eine sonderbare Wasserquelle, wo das Wasser mit starkem Getöse in die Höhe sprudelt, und so erst als Bach weiter fließt.

Eine malerische Ansicht gewährt auch aus dem Weissenbachthale der Scharber und Rettenkegl, und der Scharber mit der rückwärtigen Pleckwand durch seinen dazwischen liegenden Alpsterrain, und als Rückreise aus dem Weissenbache nicht uninteressant, da sich hier die schöne Aussicht auf den Wolfganger See, auf Wolfgang und die Strobeler Ebene darbietet.

Von Ischl nach Salzburg über Strobel, St. Wolfgang, St. Gilgen, längs des Fuscherſees.

Eine, von allen hiesigen Gebirggegenden durchaus verschiedne Eigenthümlichkeit bezeichnet, schon so wie Ischl im Rücken des Wanderers liegt, den Weg nach Salzburg. Es geht bergauf am Calvarienberg durch Pfandl in den Wald. Der erweiterte Horizont umfängt die freyer und kecker aufstrebenden Gebirgmassen, die mehr einzeln und großartiger in der Einzelnheit erscheinen. Das Colorit des Himmels ist reicher, tiefer, brennender; wunderbarer gefärbt sind die Gebirgmassen, und es giebt schon eine Ferne und ihren Zauber. An den Ufern der Traun ist im Thale alles nah, und hat wieder dadurch seinen eignen Reiz. Die erweiterten Flächen mit ihren Waldungen, Gebäuden, Ortschaften gewähren ein behagliches Gefühl traulicher Wirklichkeit, ein Ansehen von Wohlstand erzeugt dies Gefühl, der sorgfältige Anbau, die zierlich geflochtene Umfriedung, die Größe und Anzahl der Gebäude unterstützen diesen Anschein, drinn in den Bergen des Kammerguts sagt jede Hütte von Armuth, Sorge und Schmerz, und mehr noch, wenn die bleichen Gestalten der Bewohner mit feuchten Augen herum wanken. Wunderbar

genug weiß die Jugend dem armen, mühseligen Leben Genuß abzuringen, man sieht zu Schaaren frische Bursche mit ihren Schildhahnfedern und Strauß auf dem Hut, die am Sonntag die vergangene und folgende Woche vergessen, denn in das Sonntagwamms der kammergütler Bursche fährt nicht „der Mensch ein, mit seiner Qual."

Es geht von Ischl durch einen schönen Wald nach Strobel, und von da am beßten über den See nach St. Wolfgang. Wer schon da war, und Gelegenheit findet auf ein Fahrzeug mitzugehn, oder wer eins miethen will, (das wenig kostet) kann gradaus über den herrlichen See nach St. Gilgen. Bei stürmischem Wetter ist das Gehen oder das Fahren zu Land rathsam, der Wolfgangsee ist gefährlich. Es geht von St. Gilgen allmählig bergauf, zur rechten Hand leuchtet in einiger Entfernung der lange, weite, hellblauglänzende Fuscherſee empor, und der Rückblick auf den Schafberg und das Drachengestein ist sehr schön. In zehn Stunden kann ein rüstiger Fußgänger bis Salzburg kommen, (abgerechnet einzelnes Ausruhen, und die Mittagzeit.) Von der Linzer Straße links ab lenke der Wanderer seine Schritte nach der obern Gnigl, denn er wird müde seyn, findet dort beim Kandelwirth, oder auch in einem andern der vielen Gasthöfe, vor Allem aber, bei Obbenanntem, wohlbestelltes, reinliches und schöngelegenes Quartier mit entzückender Aussicht und leidlicher Bewirthung, und kann in der Morgenfrühe sogleich nach Schloß und Park Aigen, ½ Stunde von der Gnigl, oder Neuhaus, dem Vorwitzl, dem Schlößchen am Kühberg (das so heißt, weils überall hinein schaut, man sey in Salzburg in welcher Straße man wolle).

Auf diese Weise kann der Wanderer den ganzen schönen, folgenden Morgen in den Umgebungen Salzburgs von jener Seite genießen, und erst gegen Mittag in die Stadt, seine Paß- und Erlaubnißschein-Angelegenheiten zu besorgen, und hat sodann den ganzen Nachmittag und Abend frey, dahingegen er, spät von der Wanderung in die Stadt eintreffend, diesen Förmlichkeiten einige Morgenzeit opfern müßte. Der

Weg von der obern Gnigl nach Schloß Aigen ist wunderschön, immer im Angesicht des Hochgebirgs und der Gletscher geht er beschattet zwischen Wiesen hindurch, und zeigt zur Linken Salzburg und den Mönchberg und Capuzinerberg, so wie die Veste Hohen-Salzburg, von einem Theil der Gebirgskette überthront, in herrlicher Perspektive.

Die Hallstadt.

Den Fremdling überrascht ihr Anblick. Die Häuser scheinen vom Sturm an den Felsen angeweht zu seyn, und festgestellt auf die Fluthen. Das Stürzen der Lawinen, das eftmalige Herabrollen der einzelnen Felsmassen, die schauerliche Großartigkeit der nur allzuoft im Hochsommer mit Schnee bedeckten Gebirge, die den Markt einengen und den See umfangen, flößen Schauder ein; doch zum Schrecken gesellt liebkosend sich Anmuth. Smaragdgrüne Fluthen spiegeln die Buchengekrönten Felsen, und leuchten aus üppiger Blumenumkränzung hervor. Auf dem Felsen erhebt sich die alterthümliche Kirche, und der Friedhof mit seinen einfachen Denkmalen thront hoch über den See. Hier schlummert nun der müde Bergmann aus, der treue, gute Bürger ruht hier in Gott.

Die Hallstadt wird fleißig besucht, würde sie es nur noch mehr! Sie liegt so schön abgeschieden von der übrigen Welt, so außer allem Verkehr und Betrieb, der ihr frommen könnte, daß es menschenfreundlich ist, sich nach dem armen, vergessenen Völkchen umzusehen, und ihm durch den Besuch eine Wohlthat zuzuwenden, denn jede Belebung von Außen her wird hier durch sich selbst zur Wohlthat. Doch nicht nur die Theilnahme, welche die Treuherzigkeit, Frömmigkeit, Bravheit und Sitte der Einwohner jedem menschlich Gesinnten einflößen — nur Ungeheuer, moralische Verworfenheit können ihren Leiden noch zuhäufen wollen — fordert diesen Besuch. Die Hallstadt ist für den wissenschaftlich gebildeten Forscher, den Denker,

den Naturfreund, voll reichen Stoffs des Antheils, der Belohnung, der Herzerhebung, des Genusses; besonders anziehend noch für den gemüthlichen Menschen, der Sitten und Lebensweise ihrer Bewohner kennt. Kein gutes, gefühlvolles Wesen kann in diesen Gegenden verweilen, ohne Befriedigung für das Herz und Stoff zur Veredlung zu finden. Die ganz eigenthümliche Anmuth dieser Gegend, so arm und reich zusammen, wie wohl keine zweite auf Gottes Erde, auf einer Seite so beschränkt durch die schroff sich aufthürmenden Felsmassen, die keinen Platz zu Feldbau gewähren, denen die Urväter nur mit unsäglicher Mühe und Geduld den schmalen Raum zu Hütten abgezwungen, die längst schon dem Bedürfniß der Bewohner nicht mehr genügen und, dumpfig, eng und naß, im Winter hoch von Schnee umschanzt, immerwährende Sitze des Siechthums sind — auf der andern Seite der wenig benützte Reichthum der Salzgruben, die Marmor — Alabaster — Erz — Eisen — Kupfer — Silber — Zinnober — und Blei von gediegenem Gehalt enthaltenden Gebirge, das Ramsauergebirg — der Arikogel, der in der Tiefe goldhaltig ist, und eine Menge einzelner Felsen, auch in der obern Traun — die durch Lokalverhältnisse bedingte Eigenthümlichkeit des Charakters und der Sitten — die Genügsamkeit des Gebirgbewohners, die durch Klima und Boden, und durch die große Einformigkeit seiner Beschäftigung auf die größte Einfachheit des Seyns angewiesen ist — der ächt religiöse Sinn, und die Gewohnheit der Andacht, hier, wo die Natur dem Menschen, der ihr einen Wohnsitz abgetrotzt, immer mit Gefahren droht, und nur zu oft ihre Drohung ausführt — weckt in Winterzeiten unaufhörlich das Donnern der Lawinen, der Fall herabrollender Felsmassen, der Schall tobender Fluthen, das Rasen der Stürme die bange Sorge, und mit ihr die Hoffnung auf Gottes Fürsorge und Huth. — Hier waltet die Nothwendigkeit, immer auf die Gefahr zu wachen, die bald in Gewittersturm und Hagelschauer, bald in Abbröckeln der Felsmassen, bald im Uebertreten des Sees, bald im Sturme auf den Wellen ihr furchtbares Antlitz zeigt. Die Regsamkeit aller

Lebenskräfte wird immer wach erhalten, die sittliche Spannkraft immer frisch, alle Fähigkeiten der Seele bilden sich im Gleichmaaß aus, das Bedürfniß nichtiger Vergnügungen kommt nicht erst zur Sprache, und die rege Empfänglichkeit für reine wahre Lebensfreuden wird erhöht.

Eine rührende Anhänglichkeit und Treue zu einander ist ein entscheidender Zug in dem Charakter dieses Völkchens. Der Arme hilft dem Aermern, nimmt eins seiner Kinder oder Anverwandten auf, und theilt den schmalen Bissen mit ihm. Keine andere dieser armen Gebirggegenden besitzt einen so liebvollen und ausdauernden Gemeinsinn — möge er nie ermatten!

Einfachheit der Lebensweise und der Sitten waltet bis jetzt noch in allen Classen der Einwohner vor, die Schottsuppe ist das allgemeine Frühstück; und der Arme wäre froh, sie immer zu haben. Bescheidenheit und Ehrliebe machen die hiesige Armuth verschämt und zurückgezogen, daß man sie aufsuchen und errathen muß.

Viel dankt die Hallstadt ihren zwei musterhaften Schulen, sowohl die vom würdigen Schulmeister Berger, katholischen Glaubens, als der evangelischen, die der Schulmeister Mathias Hinterer aus der obern Traun besorgt. Herr Berger und einige gebildete Bewohner der Hallstadt führen die ganz vortreffliche Kirchenmusik aus, die den katholischen Gottesdienst verherrlicht, und gewiß den erhabenen Zweck religiöser Musik, aus dem Drang des Lebens die Gemüther zu heben und für schöne Eindrücke rege zu erhalten, ganz erreicht. Wer möchte dem Armen, der alle Lebensfreuden dem Geschick mühsam abkämpfen muß, diesen so reinen, so wohlthätigen Genuß versagen?

Wie mächtig wirkt nicht die edle, bescheidene Pracht, mit der die leuchtende blumengeschmückte, tönende Andacht-Stätte den Leidenden umgibt, der nur eben der verdumpften Hütte, dem Wehgeschrey seines kranken Kindes entfloh, auf das Gemüth!

Bei der evangelischen Gemeinde ist alle 4 Wochen Gottes-

dienst, alle 8 Tage Vortrag durch denselben M. Hinterer, der die Schule so musterhaft besorgt. Dem Gottesdienst, der jedoch an hohen Festen stets nur in Goysern Statt findet, hält der Herr Pastor Wehrenpfennig, Nachfolger des seligen Overbeck, dessen Tochter seine Gattin ist. Die interimistische Andachtsübung an den übrigen Sonntagen für die evangelische Gemeinde der Hallstadt besteht aus Gesang, Gebet, und dem Vorlesen einer trefflichen gedruckten Predigt. In der wohlbestellten Schule finden sich eine große Anzahl belehrender und gemeinnütziger Schriften der berühmtesten und schätzbarsten Verfasser, die man in diesem abgeschiedenen Gebirgsort nicht suchen sollte, eine Frucht der mühsamen Ersparnisse des Schulmeisters, der für die Ausbildung seiner Untergebenen kein Opfer scheut.

Die Hallstadt ist der Sitz eines Salinen-Verwesamts, einer Markt-Gerichtsbehörde, und die allerärmste Steuergemeinde des k. k. Distrikt-Commissariats Wildenstein. Der angrenzende Salzberg würde bei stärkerem Anbau die Volksmasse, wie ehmals geschah, hinreichend beschäftigen, wenn er nur irgend nach Verhältniß seines inneren Reichthums gebaut würde. Die angränzende Ortschaft Lahn wird durch die Salinengebäude und die oft in Feyer gesetzten Sud-Pfannen belebt; sie hat von November bis März keinen einzigen Sonnenstrahl, das Wiedererscheinen der Sonne ist ein Fest, das manche der frommen Einwohner unter Thränen und Gebet in ihren Hütten begehen. Vom Markt aus gelangt man in einer Viertelstunde in die Lahn, die durch Wiesen, Hütten und Baumwuchs in idyllischer Lieblichkeit prangt. Man kann auch von hier aus den Buchenbedeckten, hohen Salzberg ersteigen, von mehreren Seiten führen Wege hinauf. Man wandelt durch die Lahn in das hochromantische Echernthal zu dem entzückenden Wasserfall, Waldbachstrubb geheißen, in drei Viertelstunden.

Die Hallstadt ist nicht ganz vom Land abgeschnitten, ein langer, mühsamer, im Winter höchst gefährlicher Fußsteig führt in anderthalb Stunden nach der obern Traun, zu welchem

man vom See aus in einer halben Stunde gelangt, wird aber bei wüthenden Sturm noch den Wasserfluthen vorgezogen. Vom Markt aus führt ein anderer Weg nach der Gesamühle, von hier erst kann man zu Wagen weiter in das Land hinein, zu Fuß vom Markt nach dem Steg geht man gute zwei Stunden. Der Weg ist im Winter wegen seiner Schmalheit und der Lawinen auch sehr gefährlich, der Hallstädter See friert bisweilen um den Rand herum zu, und ist unmöglich zu beschiffen; wenn er unschiffbar ist, und die Lawinen donnern herab, so ist die Hallstadt unmöglich zu erreichen, von der übrigen Welt abgeschnitten; ein Umstand, den die Entfernung aller Lebensmittel sehr bedenklich macht. Doch zum Bewundern muthig und zuversichtig, wie gefährlich auch der Weg sey, wandern die Boten, die Handelsleute hin und her und befehlen sich Gott.

Der Anblick der Hallstadt ist äusserst anziehend und pittoresk die hochthronende Kirche; die weit in den See auf künstlich erzeugtem unterdämmten Boden hineingebauten Häuser, deren selbst einige von kleinen auf, mit Erde bedeckten, Blochstämmen eingepflanzte Gärtchen umgrünt sind; der Mühlbach, der von Felsen in reichem Guß herab eine prachtvolle Kaskade bildet, die Schroffheit und dräuende Form der Höhen, welche die Hallstadt, den Himmel einengend, umfangen, und die wunderherrliche Gestaltung der Felsen, die sich aus dem lachenden Wiesengrün der jenseitigen Ufer erheben, die Seltsamkeit der engen übereinander gethürmten Gassen, der schmalen, an den Fels angeworfenen Häuschen, wo man von der Gasse eingeht, und zum Dache wieder herauskommend, die nächstliegende Gasse betritt; alles flößt Erstaunen ein. Das Winterbild dieser Gegend ist ergreifend, man kann es im Frühling genießen, denn der April findet sie noch im tiefen Schnee; doch die Seeufer sind besonnt und blühend, und ein herrliches Colorit der Abendwolken oder des Morgenhimmels läßt die starren, beschneiten Höhen im süßesten Rosenlicht erglänzen, das erste Ergrünen des Buchenwaldes ist von rührender Pracht.

Einen ſchönen Anblick gewährt die Hallſtadt an dunkeln Abenden, vom See aus betrachtet, an ſolchen, wo die Bergleute mit ihren Grublichtern die verſchiedenen, im Zickzak laufenden Pfade des Salzbergs hinab, von der Arbeit zurück auf einige Tage in ihre Hütten gehen.

Von der Hallſtadt geht es zum Keſſel und Hirſchenbrunn, doch nur dann, wann das Waſſer in ihnen aufſteigt, man fährt auf dem See von der Lahn in 5 Minuten dahin, und kann auch zu Fuß hingelangen; der herrliche Waldbachſtrubb, wohin ſchon der Weg ganz entzückend, das Echernthal iſt hochromantiſch — ferner der Rudolfsthurm und der Salzberg, der auch dem ununterrichteten Beſteiger zu einem lebenvollen Bilde einer ganz neuen Welt wird. Ein herrlicher Buchenwald beſchattet ſeine Pfade, die, obwohl ſteil, doch gefahrlos hinaufgehn. Mehrere Hütten mit Bänken; eine wo der edle Maximilian I. geraſtet, als er im Januar den Salzberg beſuchte, ſind willkommen, unterweges auszuruhen, und die köſtlichſte Ausſicht in das Thal erquickt Auge und Seele auf jedem Schritt. Der Rudolfsthurm, die erſte bewohnte Region dieſer Höhe, iſt der Wohnſitz des Bergmeiſters Pollhammer. Ein, dem Felſen mühſam abgekämpftes Viereck an der Oſt-Südſeite prangt ſchon im März mit einer leuchtenden Flora, die zu jeder Jahreszeit neue, mannichfaltige Gaben von auserleſener Schönheit bringt. Auch das Innere des Thurms duftet von Blumen, Schönheitſinn und freundliche Zierde umfangen, wohin er ſich wende, wohlthuend den Gaſt.

Das untere Stockwerk des Thurmes bilden einige Zimmer und die Küche, unten iſt die Kanzley. Oben ſind die Wohnzimmer, in welchen zugleich die Mineralien, Verſteinerungen und Foſſilien aufbewahrt werden, die der kenntnißreiche Montaniſt geſammelt. Auch mehrere Alterthümer, die auf den Wänden des Salzbergs gefunden worden, ſind hier; Denkmale der Schlachten der Vorzeit, die auf dieſen Höhen Statt fanden, und römiſchen Urſprungs. Oben krönt den Thurm ein viereckiges Zimmer mit Fenſtern von allen Seiten;

hier ist die Aussicht entzückend und einladend, die freundliche Zierlichkeit der Einrichtung; an einem heitern Vollmond-Abend ist dieser Anblick unaussprechlich schön, besonders gen Westen, wo die Traun in den See fließt. Am Rand des Thurmes bekränzt noch ein Obstgarten den Felsenabhang, und ein kleines Lusthaus am Vorsprung gewährt eine herrliche Aussicht auf den See und die Hallstadt.

Wenn man vom Rudolfsthurm höher steigt, gelangt man noch zu mehreren Häusern, Wohnsitze der verschiedenen H. Bergbeamten, des Oberschaffners Ramsauer, dessen vortreffliches Glasmodell des Salzbergs Erwähnung verdient; des Unterschaffners und des zweiten Bergmeisters, das in seiner Art sehr interessant ist, und durch Bienenzucht und Blumenpflege ein kleines Eden in sich schließt. Ein ganz eignes Gefühl überkommt den Wanderer beim Anblick dieser Ansiedelungen, besonders wenn er, wie wir, am 4. April 1817 im Schnee herauf kommt, und wird in den freundlichen Wohnstätten so gastlich empfangen, sieht sich von ländlicher Zierde anmuthig umgeben, und von den schönsten Blumen umblüht.

In einer feindlich kalten Region, wo der Winter acht Monate im Jahr herrscht, hausen hier, auf schwindelnder Höhe, durch steile, schmale Pfade nur mit der übrigen Welt in Zusammenhang gesetzt, so manche, sittlich und wissenschaftlich gebildete Menschen; leben nur strengen Pflichten, und dem engsten Kreis häuslicher Freuden, und sind froh, gewiß viel zufriedener, als die meisten Bewohner der Fläche! Die Genüsse, die sie dem Leben mühsam abgewinnen, gelten den Kaufpreis, und verzinsen sich wohlthätig. Jetzt ist ein neues Berghaus für jene Herrn Beamten gebaut worden, dies ist eine große Wohlthat, da durch diesen Bau Arbeit wurde.

Unweit des Wohnsitzes des zweiten Bergmeisters, der mir noch besonders durch die Beweise der sorgfältigen Erziehung und der schönen Talente seines ältesten Sohnes merkwürdig wurde, gelangt man zum Salzberg. In seine, durch freundliche Veranstaltung des Herrn Beamten, so prachtvoll als zierlich und sinnreich beleuchtete und ausgeschmückte große

Wöhr einfahrend, begleitet vom Bergmeiſter und den übrigen Beamten des Salzbergs, auf jedem Schritt belehrt und unterhalten, iſt dennoch keine Möglichkeit hievon dem Leſer etwas mitzutheilen, da mir alle Vorkenntniſſe dazu fehlen. Wie unwiſſend aber auch jeder Gaſt des Berges ſeyn mag, er wird dennoch hohen Genuß finden.

Wir kamen auch in die Kapelle, die der Berg in ſich ſchließt, ihre von der Natur gebildete Rotunde iſt von grauem rothgeſtreiftem Salzſtein. Tief ergriff mich die Inſchrift am Eingang: „Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne und nehme Schaden an ſeiner Seele?“ Welche prophetiſche Hand, den Jammer dieſer Tage verkündend und wernend gegen Ungebühr, trug ſie an dieſer Stelle ein?

Nun wurden uns die Arbeiten gezeigt, das Rüſten, das Lettenſchlagen, das Hauen, das Truhenlaufen. Alle erfordern einen hohen Grad von Gewandtheit, lange ununterbrochene Uebung, Geduld, und das Lettenſchlagen und die Arbeit des Hauers noch vor Allem die höchſte Anſtrengung der Lebenskraft. Der Hauer ſteht, bei drei Grad Wärme, mit halb entblößtem Leib im Stollen, und muß raſtlos zuhauen, wenn er das ſeit 4 Jahren ſtark heraufgetriebene Geding arbeiten will. Eben als wir kamen, ſchlug der Hauer in Stinkſtein, der ſehr häufig im Salzberg vorkommt. Kaum 5 Minuten waren wir im Stand den Dampf auszuhalten, indeß die ſprühenden Funken den Hauer umflirrten, und der kalte Schweiß ihm den Rücken herabträufte. Es giebt im Berg auch Stellen, wo ſogenannte ſchlagende Wetter den Arbeiter tödten, doch dieſe ſind bekannt, und werden vermieden. Gewiß der Urſprung von der Sage eines Berggeiſtes! Den Salzberg verlaſſend, giengen wir noch in das Gebäude, das dem Hauer und andern Arbeitern 4 Tage der Woche zum Wohnſitz dient, es iſt von Holz; Pritſchen ſind ſeine Lagerſtatt, eng und dumpfig, nur mit einer Kotzen bedeckt; und Nocken von ſchwarzem groben Mehl, mit oft ſchlechtem Schmalz, ſeine Koſt.

Ihr Reichen der Erde, wenn auf Euern, unter der Laſt lockerer Schüſſeln krachenden Tafeln in goldnen und kryſtallnen Gefäßen, die unentbehrliche Würze, das Salz, blinkt, gedenkt der Unglücklichen, die es aus der Tiefe der Erde hervorarbeiten, die es in der Glut ſieden, die von halsbrechenden Stellen das Holz zum Sud auf dem Hochgebirge herabſchlagen und fortbringen müſſen! Einſt war ihr Loos nicht ſo hart, wie ſeit 1823. Von der Huld des guten Kaiſers iſt Milderung zu hoffen. Das Staats-Erſparung-Syſtem bewog den dem Hofrath Le Noble folgenden Beamten, deſſen Namen mit dem des unſterblichen Schöpfers der Gebilde des Alba und Geßler in Don Carlos und Wilhelm Tell — einer und derſelbe iſt, 4000 Salinenarbeiter, von denen die Mehrzahl ſchon 15—20 — ja, viele 30, 35—38 Jahre, in Hoffnung der nach 40 Jahre winkenden Ruhezeit, dem Staate gedient, brodlos zu machen, den übrigen Meiſten ihre Genüſſe von Korn und Schmalz theils zu entziehen, theils zu verkümmern, den Lohn, der ohnehin ſchon knapp bemeſſen, herabzuſetzen, und die Arbeit ſo zu verſtärken, daß Wenige leiſten müſſen, was ſonſt Viele, und dieſe nur mit Anſtrengung gethan. Unmittelbar nach dieſem Werk erlangte der Chef 1000 fl. C. M. jährlicher Zulage.

Das Goſathal und die beiden Goſaſeen.

Wenn ſich nach drei Stunden ſanft aufſteigenden Wegs das Thal öffnet, überraſcht den Wanderer die Herrlichkeit der fantaſtiſch gezackten, gethürmten Felſenkette, das, blendendweiß, das tiefgrüne, weite, Fluthendurchrauſchte Goſathal wie eine Krone ſchmückt.

Keine Felſenhöhe in der ganzen Gebirggegend prangt in dieſer ergreifenden Geſtaltung, die wie ein Traumbild, wie ein Mährchen grauer Tage in die Wirklichkeit hineinblickt.

Ein großartiges Bild voll Ernſt und Anmuth, liegt dieß ſchöne Thal vor unſern Blicken. Hütten und Gehöfte ſtehen einzeln von ihren Wieſen und Aeckern umgeben. Der hieſige

Menſchenſchlag iſt von hochkräftigem Bau, treuherzig und verſtändig blickt das ehrliche Gemüth aus den blauen Augen, das Blut iſt geſund, alle Zeichen deuten auf ächt keltiſchen Urſprung hin. Von der Obertraun kann man groſſen Theils daſſelbe ſagen, der Iſchler und Goſinger, ſo auch der Viechtauer ſcheint deſſelben Urſprungs zu ſeyn. Abkömmlinge von Römern müſſen auch noch vorhanden ſeyn, wo die Römer ſo viele Jahrhunderte verweilten. Der unvermiſchteſte und edelſte Menſchenſchlag lebt jedoch unſtreitig im Goſathale. Die Sitten ſind rein und ſchlicht, ächte Religioſität und Redlichkeit der meiſten Bewohner erfreuen den ſtillen Beobachter, der in dieſer abgelegenen halbwilden Einöde Naturgenüſſe ſucht und — Menſchen findet.

Noch vor 30 Jahren waren die Triften und Felder hier Waldung, die für das Bedürfniß der k. k. Salinen abgeholzt, und das Land durch Fleiß und Mühe urbar gemacht wurde. Die langen Winter und das rauhe Clima, ſo wie der faſt durchgängige Kalkboden, begünſtigen wenig den Anbau, und das alljährliche Uebertreten des Goſabachs überſchwemmt das Thal weit und breit, und deckt Felder und Wieſen mit Schoder und Steinen, ſo daß eine unſägliche Mühe angewendet werden muß, dieſe Laſten wieder wegzuführen. Viehzucht wäre noch der einzig mögliche Erwerbzweig, wenn die urſprüngliche Armuth der Bewohner ſie geſtattete, und wenn die Zeitumſtände nicht dieſe Armuth vermehrten.

Dennoch überraſcht uns in dieſer fernen Abgeſchiedenheit Fleiß und Triebſamkeit der Einwohner. Mechaniſche Arbeiten, Holzwaaren, die, wenn auch geringen, Abſatz finden, ſieht man recht künſtliche hier. Die meiſten Lebensbedürfniſſe von Hausgeräth und Kleidungsſtücken werden im Hauſe verfertigt.

In dies Thal leuchten von ſanfterhobenen und maleriſch bewaldeten Hügeln zwei Stätten der Andacht herab, wo der katholiſche und evangeliſche Gottesdienſt gehalten wird. Zwei vortrefflich beſorgte Schulen ſind hier für Kinder beider Gemeinden. Der evangeliſche Paſtor Wehrenpfennig iſt ein 77

jähriger Greis, der seinen schweren Amtspflichten in dem weitausgedehnten Bezirk seiner Pfarre mit Manneskraft versteht, und von der Gemeinde als ein Vater verehrt wird.

Die Gebirgkette, die das Gosathal kront, heißt im Allgemeinen der Stein. Der Handwerker-Kogl, der Donnerkogl, der niedere und hohe Flachkogl, der Maulkogl, die große Wand, der mittlere Eckkogl, der hohe Großwandkogl bilden einzelne Spitzen derselben. Ein tiefer Einschnitt, der Reißgang genannt, und für die keckſten und geübteſten Alpenklimmer gangbar, unterbricht diese Kette und trennt sie vom Thorstein und dessen Eisgefilden. Dieser Weg ist der kürzeste, auch der gefährlichste von allen, die von der Hallstadt und Gosa nach Stevermark führen.

Im Gosathal findet man bisweilen, zumal wenn man den Fuß der Gebirghöhen durchsucht, die allerzierlichsten Versteinerungen, unwidersprechliche Beweise, daß hier das Meer war. Große Lagen von Pektiniten und andere Muscheln, Meerschnecken von allen Formen, sind häufig, so wie die zierlichsten Sternsteine, die selbst auf dem Dachstein gefunden wurden. Alle diese Spuren verdienten eifrige Nachforschung.

Die Gosaseen sind Stätten der Gottes-Herrlichkeit, man sehnt sich dahin zurück, wie der Verbannte nach der Heimat, und aus den Wogen der wehmuthvollen Sehnsucht steigt ihr Bild vor dem geistigen Auge leuchtend empor. Wenn im romantischen Umkreis des Altenaußeer Fluthenspiegels das Wunderbild des fernen Schneegebirgs, des gewaltigen Thorsteins, mit ergreifendem Reiz und stiller Hoheit hinein leuchtet, so wirkt, zumal am zweiten Gosasee, die Nähe des herrlichen Gletschers noch tiefer und zauberischer auf die Seele. So still, so groß, so eigen gesellt sind hier Spiegelbild und Wahrheit, daß es den Beschauer gemahnt, als glänze der ruhige Spiegel eigends nur, um die Hochherrlichkeit seiner Umgebungen im feuchten Schmelz seiner Fluthen mit neuer Pracht zurückzustrahlen, als habe die Allzauberin Natur, als sie dies Wunderbild schuf, das drei Seen zurückspiegeln, sich selbst in ihrem Werke so gefallen, daß sie es von verschiedenen Sei-

ten aus auf eine ſinnreiche Art wiederholen wollen. Der dritte Spiegel des Thorſteins, der Altenaußeer See iſt, wenn gleich nicht im Vogelflug, doch in der Thalwindung auf 10 Stundes Weges entfernt!

Vom Goſathal führt ein ſanftaufſteigender Weg durch Tannenwaldung, immer links neben der rauſchenden Fluth, die tief unten durch Steinklüfte wogt und ſprudelt, in wenigen Stunden nach dem erſten See, deſſen entzückende Wald- und Felſenumgebung rechts der hochherrliche Donnerkogl, links die Abhänge der gewaltigen Moderekhöhe in unbeſchreiblicher Herrlichkeit und ſüßem Reize leuchtet, und deſſen ſanftgezogenes Oval der hohe Thorſtein überthront. Dieſer Schmelz des Buchengrüns und der Ufermatten, dieß Azurlicht der ſtillen Fluth und dieſe Anmuth des Rundgemäldes, das liebend hineinblickt, ſind unendlich ſchön. Eine Almenhütte nimmt den Wanderer in ihren beſchränkten, ſinnreich angewendeten Räumen auf. Reinlichkeit leuchtet ihm entgegen, Treuherzigkeit ladet ihn zum Verweilen. Wer ſich jemals in einem holländiſchen, ſaubern Schiffsraum umgeſchaut, dem wird hier eine Erinnerung an jene Zweckmäßigkeit der Benützung kleinen Raumes aufſteigen, und es wird ihm klar werden, wie wenig der Genügſame zum Leben bedarf. Wenige mögen dieſe ſo reizend und herrlich gelegene Almenhütte beſucht haben, oder eine ähnliche, die nicht wenigſtens eine flüchtige Sehnſucht angewandelt, ſo zu leben wie die Sennerin hier.

Durch die Waldung rechterhand neben dem See, oder auf angenehmere Weiſe ſeine Fluth durchſchiffend, gelangt der Wanderer wohlerquickt in der Almenhütte, auf dem rauhen, aufſteigenden Waldweg zum zweiten See, an einigen Holzknechthütten und niedern Almen vorüber. Je weiter hinauf, je wunderbarer ſteigt zur Rechten die blendendweiße Pracht ſchroffer, keck und fantaſtiſch geformter Felsgeſtaltungen in den lichten Aether empor. Es ſind dies einige Zinken der Felſenkrone, die er im Goſathal leuchten ſah. Lange und immer in verſchiedener Geſtaltung erblickt er ſie, und freut ſich ihrer, vielleicht iſt dieſe Lilienweiße Felſenpracht noch rührender, wenn

sie aus den kecken Färbungen purpur goldnen, mit sanftem Neugrün und ernsten Tannendunkel vermischten Laubes steigt, wie wir sie im Herbst gesehen, als selbst im Frühling. Eine reiche Alpenflora duftet auch im Herbst zu des Wanderers Füssen.

Noch eine Beugung des Weges, und vor uns leuchtet der meergrüne See, dicht von Felskolossen umfangen, beinah erfüllt von des Thorsteins glänzenden Bildern, einige Almenhütten am jenseitigen Ufer. Wer hier seine Hütte bauen, und der bewohnten Welt vergessen könnte! — Nur das Bild lieber Menschen in treuer Brust, und der Blick zu den Sternen, wo die Sehnsucht ihr Liebstes wieder findet. —

Der wunderbare, friedliche und dennoch süßrührende Glanz, und der wehmuthvolle und dennoch so innig entzückende Ernst der dunkeln Felsmassen, die diesen, jedem andern See auf weiter Erde so ganz eigenthümlich unähnlichen See im Kreis umfangen, wird sich dem gefühlvollen Beschauer auf immer einprägen. Die Natur, die in den meisten dieser Fluthen ein Idyll gestaltet, schuf hier ein Epos von der erschütterndsten Gewalt. Ist es doch dem sinnigen Wanderer, der alle diese Lieblichkeiten und Herrlichkeiten, so mannigfaltig gestaltet, so überraschend neu entzückend jede nach einander durchpilgert, als läse er eine große, kühne Dichtung, die er, in Räthseln und Wundern irrend, erst versteht, wenn er die Gipfel der Felsen erklimmt, und die Wunderwelt zu seinen Füssen ausgebreitet erblickt.

Ausflüge vom Gosathal aus.

Die Steinhauer und der Plankenstein.

Gemächlich erreicht man die ersten von Gosathal aus in anderthalb Stunden. Es führen sehr viele Wege vom Thal zu diesen friedlichen, blos von Männern bewohnten Hütten, und es ist gut einen Führer dahin mit sich zu haben, da sich

so viele Wege durch die immer hinauf und herabwandernden Steinhauer gebildet haben. Sonderbar werden dem Bergsteiger dieser Höhe die Fahrwege dieser Leute scheinen, worauf sie theils schon fertige Schleifsteine herabführen, um sie nach dem Steg beim Hallstädter See und von da auf der Traun nach Linz zu senden, theils blos aus dem Felsen unvollendet herausgehauene ihren Weibern ins Thal hinabbringen, um sie von diesen machen, das heißt abschleifen zu lassen. Diese Wege gehen nehmlich, tief in die Erde eingegraben, fast gerade den Abhang hinunter, und haben entweder zwei schmale Geleise, wo dann die Steine von einem Pferde auf einem Schlitten hinabgezogen werden, oder nur ein Geleise, auf dem sie ein Mann mittels einer sogenannten „Schlapfen" — eine Schlittenkufe mit Stielen versehen, auf denen die durchlöcherten Schleifsteine aufgereiht werden — hinabzieht.

Sobald der Wald sich oben lichtet, blicken dem Wanderer schon die ungeheuren Steinmassen entgegen, die der betriebsame Hauer mit unsäglicher Mühe von seinem Steinbruche oben wegsprengen und abführen muß, um zu der zum Schleifen geeigneten Steinart zu kommen. Lieblich stehen die Hütten auf dieser aussichtreichen Hochebne. Geschützt im Rücken vor den kalten Stürmen der nahen Eisregion des Dachsteins durch eine hoch fortlaufende, abgegrabene Wand, an der sich die Brüche befinden, läßt sichs hier recht wohl unter den lieben Leutchen wohnen, und von hier aus mehrere Ausflüge machen. Zu einem der angenehmsten derselben würde ich den auf die Plankensteiner Alpe rechnen, die sich am Fuße des dreigezackten Plassen auf dem zwischen Hallstadt und Gosau liegenden hohen Bergesrücken befindet. Ein halbes Dörfchen von Sennerhütten auf einer waldbekränzten Wiesenfläche, links die kahlen Plassen-Wände, rechts hinauf die furchtbar gezackten Felsen des Thorsteins, den Fuß im ewigen Eise verborgen, eine Reihe über die andere gethürmt, weiter vorwärts auf einmal ein überraschender Blick von einem Theile der Lahn und des Hallstädter Sees, zurück an den Marmorwänden in der Tiefe einige Punkte vom Gosa-

thal, aber deſtomehr vom Nußbachiſchen, der Kahlenberg, Roſenkogl, Rinnewendkogl, die hohe Traunwand und das beſchneite Tännengebirg im Salzburgiſchen mit dem Thale der Abtenau und weiterhin bis Salzburg.

Die vielen lichtgrünen Alpen-Aenger mit Sennerhütten auf den Abhängen verſtreut — alles macht den frohen Bergwanderer dieſes Plätzchen ſo lieb, daß er es vielen vorziehen wird. Noch ſchöner iſt die herrliche Ausſicht, wenn dem Wanderer Muße gegönnt iſt, die höchſte von den drei Zacken des Plaſſen zu beſteigen, wo ſich ihm beſonders der Thorſtein in ſeiner ganzen Majeſtät zeigt, und die ganze Ausſicht um vieles erweitert wird.

Hat man Zeit übrig, ſo wird es niemanden gereuen, mit den gutmüthigen Steinhauern, die jeden gerne geleiten, eine Wanderung zum ſogenannten Zagellauerloch vorzunehmen. Der Weg iſt ziemlich beſchwerlich, und es gehört eine Uebung dazu, auf den vielfältig ausgewaſchenen Felſen von einer Spitze zur andern ohne Ausglitſchen zu ſchreiten. Nach einer Stunde gelangt man zur Stelle, und eine mit niedern Föhrengehölze halb verſteckte, fürchterliche Schlucht zeigt ſich dem ſuchenden Auge. Schauerlich ertönt das Geraſſel eines hinabgeworfenen Felsſtücks erſt nach einiger Zeit aus der Tiefe herauf, in der es von Abſatz zu Abſatz ſtürzend ein Getöſe macht, als fiele es auf metallene Platten. Schon ſind die Steine in der Umgegend ſeltner geworden, und die Zeit des Geräuſes vom Fallen kürzt ſich immer mehr. Man erzählt ſich hier die Sage, daß, weil dieſe Schlucht mit dem Hallſtädter See in Verbindung ſtehe, ein von einem unglücklichen Mädchen hineingeſchleudertes Kind auf der Oberfläche des Sees wieder herausgekommen, von der Mutter erkannt, und alſo ihr ſchreckliches Verbrechen offenbar worden ſey. Weniger intereſſant iſt die Leckerlate, ein kleiner Sumpf auf dem oberſten Theile eines Bergrückens in der Nähe, der nie größer und waſſerreicher oder minderer werden ſoll, obwohl er ringsum Abfluß hat. Dennoch ziehen Sennerinnen oder Steinhauer öfters zu dieſem Orte, der vielleicht nur das einzige Sonderbare hat, daß w...

hier ganz in die wilde Oberalpengegend verſetzt iſt, wo den Horizont nur kahle Felſen des Thorſtein und Plaſſen begränzen, kahle Thäler aber mit zahllos hingeſtreuten Felsſtücken, kargen Kräutern und den einzigen kriechenden Leckerſtauden, dem irrenden Blick ein ſeltnes aber auch trauriges Bild zeigen.

Näher an den Steinbrüchen liegt in der Tiefe eines quellenreichen moſigen Thales, in der Nähe zweier Sennerhütten, das ſogenannte Wildfrauenloch' an jähen Felſenwänden, das einen herrlichen Gebirgsbach in ſich aufnimmt, und ſonderbar genug, ihm den Eingang zu einem Bette giebt, das ſich in engen Windungen durch den ungeheuern Marmorfels unten im Goſathale einen Ausgang durchgegraben hat. Gleich anfangs iſt der geräumigſte Platz, den man bis jetzt, da das Durchwinden ſehr ſchwer iſt, kennt. Hier ſollen einſt Frauen gewohnt, und ſich, wie man ſich lächerlich genug erzählt, durch im Sonnenſchein zum Trocknen ausgehangene Wäſche verrathen haben, da man ſie dann herausholte, daher der Name.

Doch — kehren wir müde von dem gefährlichen Wege wieder zurück zu den gaſtlichen Steinhauerhütten, denen ſchon Rauch entwirbelt. Einſam hin und her hallt nur ein hohlklingender Meißelſchlag noch in den nachbarlich neben einander ſtehenden Brüchen, von denen, ſymmetriſch gereiht, niedliche Wege zu den nahen Hütten führen. In einfachen Gefäßen bereitet ſchon jeder ſein für den ganzen Tag geltendes Eſſen, das in einer Schottſuppe und einer kleinen Pfanne mit 5—6 Nocken beſteht, die im Schmalze ſchwimmen, und für den Gaſt noch insbeſondere mit Eyern oder Aepfelſeinen beſtreut ſind. Sind die wirklich koſtbaren Nocken, die recht ſonderbar, kein Frauenzimmer noch gut nachgemacht hat, untergebracht, ſo wird das Schmalz noch nachgetrunken.

Doch der Sonnenſchein ſchwindet in den Thälern, wir müſſen die traulichen Hütten und die liebliche Ausſicht ins Salzburgiſche verlaſſen. Im Hinunterwandern glänzt noch der Abendſonnenſchein durch ſäuſelnde Tannenzweige, und läßt

uns für den kommenden Tag zu einem andern Ausflug gün-stiges Wetter hoffen.

Die Traunwand.

Eine der belohnendsten Aussichten in dieser romantischen Gebirgsgegend gewährt dieser kolossalische Felsen, der schon jenseits der Grenze des Salzkammergutes im Salzburgischen zwischen dem Rußbacher Thale und dem Wolfganger See liegt. Man sieht eine Zackenreihe seiner Wände unter dem Namen des Weissenbacher Gebirges auf der Steinerischen per-spektivischen Ansicht vom Salzkammergut über das Weissen-bacher Thal im Hintergrunde hervorragen.

Will man von Gosau, von wo der Weg auf seiner Höhe am leichtesten ist, ihn besteigen, so gelangt man in 5 — 6 Stunden auf die herrliche Spitze, nachdem man die Hälfte We-ges theils über das Paßgeschütt und das Rußbacher Thal, theils über die ersten leichten Anhöhen des Berges selbst gewandert ist. Man versäume aber ja nicht, durch den Führer, den man in Gosau erhalten kann, einige Flaschen Wein und Lebens-mittel mitbringen zu lassen; denn obwohl der Weg an und für sich so ziemlich gut ist, so ist er doch sehr steil, und auf dieser Seite des Aufgangs ist keine Sennerhütte mehr anzu-treffen.

Schon mehrere recht angenehme Parthien eröffnen sich dem Wanderer beim Beginne seiner Reise, mehrere Wasser-hütten, und hie und da in tiefen Schluchten verborgene Schneemassen deuten an, daß auch auf seinem obersten Rü-cken vielleicht noch im August Schnee liege. Die erste Höhe, die man ersteigt, heißt das hohe Feld, und ist ein breiter mit kurzem Grase bewachsener Rücken, der gegen Westen hin-ter einer spärlichen Heckenreihe von Leckerstauden einen fürch-terlichen Abgrund verbirgt, dessen Ende dem Auge kaum sichtbar ist, ein Schritt nur noch, und kein Mensch vermags, den zerschmetterten Leichnam zu finden. Schon hier wäre die

Ausſicht entzückend ſchön, wenn nicht das Gräſsliche dieſes Schlundes ſie durch einen unwillkürlichen Blick in die Tiefe vernichtete. Doch noch iſt die höchſte Spitze nicht erreicht. Nach genommener Stärkung trete man nun den letzten Theil der Wanderung an, der über eine, meiſtens mit Schnee bedeckte, ſehr abhängige Fläche zum Gipfel hinaufführt. Aber jeder nehme ſich in Acht, nicht auszuglirſchen, kein Gegenſtand, kein Zweig einer Hecke bietet ſich ihm zu erhaſchen dar, er muß hinunter in die ſchwarze Tiefe. Indeſſen wehrt Vorſicht und ein ruhiger ſicherer Blick, auch Behutſamkeit den Blick von der breiten vor ſich hinauf ziehenden Fläche nicht wegzuwenden, jedem Unglücke ab.

Iſt je eine Gebirgsreiſe durch die erlangte Ausſicht belohnt, ſo muß es dieſe ſeyn. Berge, die uns früher ſo hoch gen Himmel ragend ſchienen, verſchwinden faſt in der Tiefe und mit Staunen und Entzücken ſchweift der Blick über die Alpenhöhen wie über Wellen hin. Alle Gebirge des Salzkammerguts und die meiſten ſeiner Seen, die Schneeberge des ſüdlichen Salzburgs und Steyermarks mit ihren blitzenden Häuptern gerade gegen Weſten zwiſchen zween halbausgerundeten niedern Bergesgipfeln, die lachenden Ufer des Wolfgang-Sees wie in einem Bogen mit dem See darüber geſpannt, Wolfgang ſelbſt, der herrliche Schafberg und links über ihn hin in blauer Ferne Bayern — kurz das Auge haftet dort, haftet da, und weiß nicht wohin es ſich zuerſt recht wenden ſoll, um das göttliche Bild in ſich zu ſaugen. — Man ſoll von hier 10 Seen in der Umgebung ſehen. — Angenehm iſt der Weg über den lichten ſüdlichen Abhang, da der Berg gegen Oſten und Weſten ſchroffe, ungeheuere Wände hat, auf dieſer Seite iſt der Berg leicht abgedacht, und führt zu den erſten Abtenauer Sennerhütten, die gemauert und recht niedlich ſind. Ohne Beſchwerde ſteigt man noch ganz ins Rußbachthal hinab, und gelangt über das Paßgſchütt ins friedliche Goſa.

Kahlenberg.

Man wird die höchste Spitze des sogenannten Ramsaugebirgs mit Vergnügen besteigen, wenn man entweder durch die Ramsau über die Sennerhütten in der Scharten und auf der Wiesen den Weg hinauf und dann auf der andern Seite hinab und durchs Gosathal zurück macht, oder den umgekehrten Weg einschlägt, oder von Goisern aus ihn besteigt, und über den Rinnewendkogl hinabwandernd das Rußbach — ein salzburgisches Thal — besucht. Sehr angenehm ist, vom Gosathal aus zuerst die nicht gar hohe und leicht zu ersteigende Alpe Igelmoos, theils auf einem ausgehauenen sonnigen Bergesrücken mit einer lieblichen Aussicht ins Gosathal, theils noch in einem alten ehrwürdigen Tannenwalde, zu besuchen. Erfrischt durch labende Milch, von der gutmüthigen Sennerin, die sich auch leicht durch gute Worte zum Ludeln bewegen läßt, dargereicht, erklimmt man, den Wäldern entronnen, leicht die nur mit Leckerstauden (Krummholzkiefer) bewachsene Spitze, und wird durch eine Aussicht überrascht, die sich den schönsten im Salzkammergut anreiht. Zu seinen Füssen wird der Wanderer wie auf einem Plan Goisern sehen, weiter hin die Außeer Gegend mit ihren Thälern und Seen, den Grimming, die Hallstädter Gebirge, das Eisgebirge mit seinen Nebenzweigen, das Tännengebirge, die Traunwand, die verschieden in sich gewundene Hochebene des Ramsaugebirges und ringsum die zahllos in der Ferne auftauchenden Felsenrücken. — Kehrt der Wanderer wieder nach Gosau zurück, so wird es ihn nicht reuen, über die Spitzen des Rosenkogls oder auf der Ebene des Ramsaugebirges über die Goiserer Sennerhütten auf der Wiese, längs dem Fuße des Rinnewendkogls und vorüber an dem sogenannten Hallerloch die Höhle, die auch mehreren Schatzgräbern zum Grabe geworden, auf einem angenehmen Wege über Alpenänger und durch sanft sich senkenden Wald ins stille Gosau zurückzukehren, wenn er nicht etwa mehr rechts sich wendend, die große Holzwiese noch sehen will, die von Paßpunktegeschütt, dem ehmaligen Grenz-

orte zwischen dem unter Bayern stehenden Salzburg, und dem österreichischen Gosau, sich auf einer Seite des Baches in dieses Thal herabzieht, indessen auf der andern, eine, blos aus nacheinander festgelegten jungen Bäumen gebildete Straße nach Gosau führt, weil die ganze waldige Gegend sehr wasserreich und moosig ist. Und demnach wird dieser Weg sehr befahren, weil er der einzige ist, auf dem die Außbacher und Abtenauer ihre Käse, die im Salzkammergute sehr beliebt sind, mittelst Roß und Wagen nach Goisern, und von da weiter bringen können.

Die obere Traun.

Dieser bescheidene Name verhehlt ein Paradies, eine Oase in der Steinklippenwüste, eine Heimath gefühlvoller Seelen.

Ostsüdlich der Hallstadt gegenüber liegt dieß weite, idyllische Thal, hart am See, den es im Halbmond schließt, eine schmale Brücke über die Traun, die von hier aus in den See strömt, verbindet es mit dem jenseitigen Felsufer, von welchem aus in zwei Stunden die Hallstadt auf schmalem, gefährlichem Fußweg erreicht werden kann.

Die ungeheuren, schroffen, nackten Felswände des Hierlatz, Dachsteins, Zwölfkogls und der angränzenden Gebirge umschließen den Prospekt des Hallstädter Sees in der Perspektive, und starren, dräuende Giganten, in die maigrünen Fluren der lieblichen Obertraun, von friedlichen Hütten belebt, und von gewaltigen Ahornbäumen beschattet, wo Heerden weiden und rieselnde Quellen die Wiesen tränken.

Die reinste Luft, gewürzt mit den labenden Düften der Wiesen und Waldung, weht dem Wanderer hier entgegen. Frohlichkeit leuchtet aus den hellen Blicken, dem nußbraunen Antlitz mit hochrothen Wangen der rüstigen Bewohner, und der freundlichen Dirnen schalkhaften Mienen. Wie arm und abgeschieden dies Thal auch sey, die Freude wohnt dort. Feste, Gewohnheiten sind seinen Bewohnern von alter Väter Zeit her

vererbt, lieb und treulich gehalten. Brüderliche Einigkeit waltet hier, und Treuherzigkeit, wie vielleicht nirgends in so hohem Grad im Gebirg. Das Mein und Dein stört sie nicht in der Eintracht, die so wenig besitzen, und dem Nächsten das Wenige gönnen, was auch er haben kann.

„Fast thät' es Noth

„Wir hätten Schloß und Riegel vor den Thüren!

fiel mir oft hier ein, denn noch thut das hier nicht Noth.

In der obern Traun ersteigt der Reisende die höchst anziehende Naturmerkwürdigkeit die Koppenbrüller Höhle, am Ende des, eine Stunde langen, an den Waldfelsen des Seeufers angelehnten Thals, am Ufer der Traun. Die Beschreibung möchte dem Zauber der Ueberraschung schaden; wer jedoch Beschreibungen liebt, findet eine vortreffliche in Steiners Handbuch.

Der Müller der Obertraun ist der, im Abschnitt, die Hallstadt, schon mit gebührender Achtung erwähnte Schullehrer M. Hinterer, dessen wackrer Stiefsohn durch Aufsicht über die Mühle für das tägliche Brod sorgt, indeß der Vater sich den edelsten Pflichten opfert. Er rudert sich, oder geht bei stürmischem Wetter den gefährlichen Weg nach der Hallstadt Tag für Tag, und besorgt auch noch in der Obertraun den Unterricht der Kinder der dort wohnenden mehrern Hundert protestantischen Familien, sein Jahrgehalt ist 104 fl. C. M., die übrigen Schullehrer des Kammerguts stehen sich besser. Die große Armuth der Gemeinden der Hallstadt und Obertraun bedingt diesen knappen Gehalt.

Die hiesigen Einwohner sind Holzknechte, Ackers-Leute, Viehzügler. Dieser Strich Landes liegt nicht so rauh, wie die Hallstadt, weil er Sonne hat, und ist mithin die durchsonnte Luft hier gesünder, wovon auch schon das frische Aussehen des Volkes und sein höherer kräftigerer Bau Zeugniß giebt. In der Hallstadt sind lauter verkümmerte Gestalten und sieche Kinder; Cretins und Blödsinnige in großer Anzahl.

Die liebreiche Sonne durchwärmt und durchleuchtet hier

die armen Hütten, und belebt die blühenden Gefilde; mit üppigem Grase bewachsen sind die weiten idyllischen Wiesen. Auch geräth hier bisweilen der Feldbau, Flachs, Waizen, Korn und Obst.

Von der Obertraun führt ein Fahrweg die Koppen hinauf in zwei Stunden, etwa 600 Klafter ziemlich steil, und dann wieder bergab nach Aussee, ein ganz entzückender Weg durch die Schönheit der Waldung, und die furchtbare Herrlichkeit des Stroms, der in der Tiefe durch die Felsen schäumt und rollt. In der Tiefe liegen, ganz versteckt, Almenhütten, der Koppenträtt geheißen, wo es die köstlichsten Ludlerinnen giebt. Entzückend ist dieß Felsenthal, zumahl im Mai. Die wunderbarsten Reize vereinen sich hier. Die kühnsten der Felsenpracht, die süßesten der Fluren und der Fluth. Welch eine Verschmelzung des Erhabenen und Lieblichen! Die Felsenrotunda, der weite, herrliche See, die Blüthenpracht, die Natur mit vollen Händen hier ausgestreut, die malerische Anmuth der umgrünten Hütten, und der erhebende Gedanke: Hier wohnt ein liebes Völkchen, fromm und treu, arm und vergnügt! Ein Bild von der erhabensten und lieblichsten Art stellt sich von dem äussersten Ende der Obertraun dar, das wie eine Erdzunge in den See läuft.

Die Lahn mit dem stattlichen Amthause schließt hier den Prospekt, die Hochfelsen thürmen sich darüber — wer hier ein Maler wäre! doch nur ein ächt poetischer Maler wage sich an diese Gegenden, denn hier ist die Natur in jedem Moment, in jeder Beleuchtung, Poesie, oft staunte ich die Harmonie der Gegend an, wo schneebedeckte Gebirgmassen, grüne Waldungen, blühende Fluren, Wolkenzüge und Sonnenblicke bei Sturmeswehen einen einzigen vollen Accord bildeten, den die Hand des ersten Componisten auf den gewaltigen Saiten griff.

Alterthümer bei der Hallstadt.

In der Kirche zur Hallstadt liegt, in voller, reichgeschmückter Rüstung, ein Graf von Eiselsberg; nur alle 50 Jahre darf die Gruft, oder nur bei Anwesenheit Höchster Personen, eröffnet werden.

Im schauerlich romantischen, halbverwüsteten Schloß zu Grub, über dem See, im Angesichte der Hallstadt, ehmals der adeligen Familie Eiselsberg zugehörig, findet man bei sorgfältigem Nachsuchen in Thurm und Kapelle und auf den Gängen noch manche Spuren aus der Ritterzeit.

Auf dem Rudolfsthurm bewahrt der H. Bergmeister Pollhammer die wenigen, höchst interessanten Alterthümer, welche bisweilen oben auf dem Berge gefunden werden, und aus der Römerzeit sind: Münzen, zierliche Geräthschaften von Bronze, Feldzeichen, Dolche, Trümmer von Waffenstücken, Hufeisen, Armspangen, lauter Spuren, daß auf diesen steilen, unwirthbaren Höhen Schlachtgetümmel wogte, und Roß und Reiter ihren Tod fanden. Keine Sage aus jener Zeit hat sich erhalten, nur diese Alterthümer, und der großartige Stollen-Bau des Arikogels in seiner Kühnheit und Gewaltigkeit bezeugen die Anwesenheit der Römer. Die Köpfe auf den Münzen, deren Schultes erwähnt, gewähren eine Spur über die Zeit — Vespasian, Domitian, Vitellius, Alexander, Severus, Pertinax, Comodus, Claudius, Antoninus Pius, Gordian, Constantinus, Antonin, Alexander Pius Severus, Valerian. Von Zeit zu Zeit wird noch etwas gefunden, wenn gewaltige Regengüsse Erdmassen vom Gestein abspülen. Vor, ich glaube 18 Jahren fanden Arbeiter einen Krieger, in voller schöner Rüstung, auf dem Schild eine Inschrift, an Füssen und Fingern goldene Ringe, und Ohrgehänge im Helm, die unwissenden Menschen zerstörten Alles, und zertrümmerten den Schild, die Inschrift hätte Licht gegeben. — Früher noch wurde eine ganze Kiste mit geordneten Münzen gefunden, und es kaufte sie eine, dem Namen nach unbekannte Bürgersfrau aus Salzburg für ein Spottgeld.

Die Römer mögen auf dieſen Berghöhen um das Salz gekämpft haben, im Arikogl fanden ſie gediegenes Erz mit Silberadern. Die Höhen gegenüber der Hallſtadt waren bewohnt, wie noch Spuren zeigen, Wagenräder-Geleiſe u. a. unterſcheidet man deutlich, und gelangt von der Obertraun in 2 Stunden bequem hinauf. Wahrſcheinlich füllte damals der See die Bucht viel höher als jetzt, auf dem Burgſtein ſoll eine bedeutende Stadt geſtanden haben. Herrlich iſt oben die Ausſicht.

Der Landfried.

Wie ſchön der Frühling iſt, lernt ſich erſt im Hochgebirg; am 19. Mai ſind wir in den Obertrauner Landfried 3 Stunden hinauf faſt ſenkrecht geſtiegen. Die Obertraun iſt im Frühling der Inbegriff aller Romantik. Wir ſtiegen Abends aus dieſem wunderbaren Thal bis auf die Hochalpen, wo jetzt noch tiefer Schnee liegt. Es iſt ein eigenes Gefühl, ſo nah beim Schnee — Blüthen und Maigrün zu ſehen.

Eine der drei Alpenhütten fanden wir unverſchloſſen, dabei, wie billig, trocknes Holz aufgeſchichtet, und darinnen ein Bett von Heu. Wenn die Almerinnen im Herbſt von der Alm fahren, laſſen ſie Heu oben, weil ſie — obſchon im Julius — wieder öfters im Stall füttern müſſen, das Holz bleibt wegen der Jäger und Wildſchützen oben, weil ſie ſonſt, wenn ſie im Frühjahr auf den Hahnenfalz gehen, die Schindeln vom Dache brechen, und auf dem Heerd verbrennen. Da lagen wir nun am niedrigen Feuerheerd, an der lodernden Flamme uns wärmend, wie die alten Deutſchen, und der Rauch hatte auch keinen andern Ausgang, als durch ein Loch im Dach, vor ſeinem Abſchied entlockte uns der Theure noch manche Thräne, wenn ihm ein übermüthiger Berg-Zephir, die gern in großen Maſſen handeln, den Ausgang wehrte. Ich war ſo naß von kaltgewordenem Schweiß, als wäre ich im Regen gegangen. Als ich nun, endlich getrocknet, mich gemächlich am Heerd hinſtreckte, dachte ich über das eigne Schickſal nach, das uns

zwei Sekunden länger im Thale zaudern ließ; denn beim Aufsteigen warf ein weidender Gebirgbock einen großen Stein über die Felswand hart vor uns auf den Weg, eine Sekunde früher dort gehend, war ich verloren.

Wenn ich während der Nacht die Augen aufschlug, sah ich gegenüber den Jäger, den uns der werthe H. Waldmeister aus der Hallstadt mitgegeben, mit seinen blitzenden Lichtern, wie er mit Vorbedacht das Feuer hütete, nicht daß es nicht zu groß, sondern nicht zu klein werde. Als er so gegen zwei Uhr mich wieder munter sah, ermahnte er mich zum Aufstehen, und nun gings im Mondschein über die Schneefelder nach den Ständen. Ich kam an einer schneelosen Stelle zwischen Haidekraut zu liegen, wo ich nach allen Seiten umschauen konnte. Erst war mir kalt, als ich aber rund herum die Auerhähne balzen hörte, wurde mir warm um die Brust. Und dann die Morgenröthe und der Sonnenaufgang! Ich vergaß darüber, daß wir nichts schossen, die ganze Welt läßt sich an solchen Morgen, auf solcher Stelle vergessen! Das Hochgebirg ist Armidens Zauberinsel, wo keiner fort will, der von der Seligkeit gekostet. Wenn ich gewiß wüßte, ich müßte fort von hier, und immer in Ebenen leben, ich könnte den Gedanken nicht ertragen.

Augstalpe, Loser, Hohe Gschirr, Gschwand, Schönberg.

Hinter Altenaußee führt der Pfad bergauf eine starke Stunde bis in die Augstalpe; schon dort genießt man einer reichen Aussicht in die Steyermark; wir stiegen nach kurzer Rast, begleitet von zwei Sennerinnen, über Steingerölle weiter, um die Spitze des Felsens zu erreichen. Rechts von den Sennhütten geht ein besserer Weg, wir aber wandten uns links über den beschwerlichen, um das Loserloch zu sehen. Dies ist eine große Höhle, in deren Tiefe ein Wasserbecken sich befinden soll; doch wir kamen nicht weit in den mäandri-

schen Windungen, weil wir nicht gehörig mit Licht versorgt waren. Von der Höhle wandten wir uns weiter, an der Felswand hinklimmend, bis zum sogenannten Thörl; dieß ist eine Schlucht, wo man sehr steil an Felsen aufwärts steigen muß, bis man die Höhe des Losers erreicht.

Dieser Weg ist niemand zu rathen, der sich nicht ganz auf seine Stärke und Behendigkeit verlassen kann, oft muß man mit Händen und Füssen klettern, oft über weichendes Steingerölle wegsetzen, und dann an Wänden zwischen Himmel und Erde weiterklimmen. Als wir auf der Höhe an den Rand traten, ward die eine Sennerin schwindlich; ich setzte sie mit einem kräftigen Ruck ins Gras nieder, und hieß sie die Augen schließen. Die Aussicht überstieg alle Erwartungen, denn wir hatten einen von den seltenen gänzlich heitern Sommertagen, so daß die fernen Spitzen der Salzburger und Tyroler Schneeberge sich ganz deutlich am Horizont zeichneten. Vor ihnen zeichnete sich aus der gewaltige Dachstein, dessen Schneefelder immer höher zu wachsen scheinen, je höher wir selbst stehen; es geht ihm wie allem Großen in dieser Welt, das immer erst aus der Ferne in seiner wahren Gestalt erscheint.

Rechts vom Dachstein erblickten wir den vordern Theil des Hallstädter Sees, die zerstreuten Häuser vom Steg und der Ramsau, den Wolfganger See mit dem Schafberg: doch wer nennt all die hohen Felsen, die in erhabenem Kreis uns umschlossen? Wer zählt im wundervollen Bild all die Linien der Gebirgszüge, die das entzückte Auge überblickte? Ich beneide den Adler, der im stolzen Flug hinsegelt über dies Meer von Höhen, und die Gemse, die in muthiger Flucht den Jäger herausfordert, sie zu verfolgen.

Wir weilten so lange als möglich bei dem entzückenden Anblick, bald dort, bald dahin uns wendend, nach dem Namen der Berge forschend, die wir nach drei hohen Punkten, (dem Grimming, Dachstein und Schafberg) zu ordnen suchten.

Endlich eilten wir weiter. Die Sennerinnen zeigen auf

dem beſſern Weg zurück, nachdem wir ihnen noch über einen Schneeplan hinabgeholfen, und wir ſetzten unſern Weg fort über das hohe Geſchirr, theils an die ſteile Felswand hinaustretend, wo man in die Geſchwand hinunter ſieht, theils an der andern Seite über Geröll, Schneeplane und an Wänden fortſchreitend; dann gieng es einen Abhang hinab, und wir erreichten in zwei Stunden die Hütten in der Geſchwand, die vom hohen Geſchirr ſo nah vor unſern Blicken gelegen. Wir betrachteten im Schein der Abendſonne den Felskreis, welchen wir umſchrieben hatten, unſer Führer weckte mit ſeiner Hirtenflöte das Echo, und lockte die Sennerinnen herbei. In einer Hütte ward ſchnell ein Ball veranſtaltet, und ich fühlte recht lebhaft die Wahrheit des alten Sprichwortes: Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen.

Obſchon von beſchwerlicher Arbeit des Tages ermüdet; gaben ſich die Dirnen dem anſtrengenden Vergnügen des Tanzes mit ganzer Seele hin, und drehten ſich in dem engen Raum voller Luſt, nicht den weiten hellen Saal und die Muße des Feiertags vermiſſend. Gegen ein Uhr ſtreckten wir uns ins Heu nieder, beim Geludel der unermüdlichen Dirnen entſchlummernd. Um vier Uhr war alles wieder munter, unter Scherz und Lachen ward das Frühſtück bereitet und genommen, dann traten wir unſern Weg an.

Ein immerwährendes Klettern durch einen mit Lagerſtauden (verkrüppeltes Schwarzholz) bewachſenen Abhang brachte uns nach einer Weile in die Regionen der kahlen Felſen und des Schnees, der im ganzen Jahre dort nie völlig ſchmilzt; jetzt, Mitte Juli, lag er noch Klafter hoch. Und nun gieng ein Weg an, gegen dem die geſtrigen Abentheuer Spielwerk waren. Ein Meer von wilden Felſen umgab uns, wo wir auf- und abwärts, über Geſtein und Schnee, ſogar an manchen Strecken unter der ausgehöhlten Schneedecke weiter ſchritten, wenn man ſolch Klettern und Springen: Schreiten nennen kann. So gelangten wir um die Wildkegel herum zur Schneide des Schönbergs, die ohne Grund als gefährlich verſchrieen wird, denn ob man auch in der That rechts und

links wilde Abhänge zur Seite hat, wo ein Sturz ſichern Tod brächte, ſo iſt doch hinlänglicher Raum da, feſten Fuß zu faſſen, und man geht weit bequemer als an vielen Wänden, wo niemand Bedenklichkeiten äuſſert. Ueberhaupt ſind die meiſten Gefahren dieſer Wege — die nicht von Schwindel oder Schwäche der Menſchen, oder von Schnee und plötzlichen Nebeln herrühren — von Prahlern erfunden, um ſich mit falſchem Muthe zu brüſten, und von Memmen, um Andere mit den Geſpenſtern ihrer Einbildung zu quälen.

Ich wiederhole es, ruhige, furchtloſe Vorſicht, und beſonnene Raſchheit genügen hier, bei leidlich ſtarkem Körperbau, Beharrlichkeit iſt immer nöthig, wo wir ein Ziel erreichen wollen; zufällige Gefahren drohen uns auf allen Wegen, und ſind keine beſondere Eigenheiten des Gebirgs; das Vergnügen lohnt überreich Anſtrengung und Achtſamkeit, welche bei Alpenwanderungen unerläßlich ſind.

Auſſee.

Von den gewaltigen Maſſen des Radling, des Lerchenreut, des Traiſſenſteins, des Trieſelbergs, des Loſers, des Sandlings näher und fernhin umthront, ſelbſt hochliegend in wildſchöner Pracht, und ringsum die reichhaltigſten Naturgenüſſe in Ausflügen nach den Seen, den Almen, den Dörfern, den Waldhügeln darbietend, blickt dieſer freundliche Markt aus den herrlichſten Baumgruppen mit ſeinen ſtattlichen Häuſern, und der zierlichen Thurmſpitze von jeder Seite her dem Wanderer als ein anmuthiges Bild entgegen.

Ehemals ein ſelbſtſtändiges ſtevermarkiſches Salinen-Oberamt, und glücklicher als dankbar unter des edlen Le Noble menſchenfreundlicher Waltung, hat nun auch Auſſee den Wechſel der Zeiten empfunden, und iſt dem obern Kammergut einverleibt, dem Oberamt Gmunden untergeordnet worden. Zu den vielen Unglücksfällen, die Auſſee durch das Aufſpringen der Sulzſtrennen, 1827 durch einen verheerenden

Waldbrand, durch Einſturz mehrerer Wöhren im Salzberg getroffen, gehört vorzüglich das Abbrennen der drei groſsen Pfannhäuſer am 14. Julius 1827. Unvergeſslich wird es den Einwohnern bleiben, daſs im Augenblick ihrer höchſten Angſt, Abends gegen 6 Uhr, wo der Sturm die Flamme wie eine Säule nach dem Markt hinzuwehen begann, die ganze Gegend von Rauch umhüllt war, und der glühende Odem der Feuersbrunſt wie ein Sirokko die Gaſſen durchſenkte, der H. Dechant an der Spitze der Geiſtlichkeit, und von der inbrünſtig betenden Schaar der Kinder aus der ganzen Umgegend begleitet, nach der Brandſtätte hin ſich begebend, dort im Gebet vor Gott ſich beugend, verharrte, und urplötzlich der Sturm ſich legte, ein ſanftes Wehen aus Nordweſt aber die Flammen und den undurchdringlichen Qualm der Rauchſäulen rückwärts lenkte, ſo daſs die Rauchwolken über die Gebirge, durch die Schluchten nach dem Hallſtädter See hinzogen, und am 15. Julius Morgens ihre Richtung nach Goyſern nahmen, deſſen ganzes Thal ſie erfüllten, und ſich dann langſam weiter zogen und zerſtreuten.

Abgewendet war die Wuth der Feuersbrunſt, der Markt gerettet, und die niedergeſchlagenen Einwohner erhoben ſich durch die nicht gehoffte, nicht wahrſcheinliche, dem Allerbarmer durch Thränen und Gebet abgerungenene Rettung, die ganz einem Wunder glich, zum kindlichen Vertrauen in Ihn, der allein helfen kann.

Erſt am Morgen nach dieſem gräſslichen Ereigniſs, deſſen eigentliche Urſache nicht klar geworden iſt, überblickten die Forſchenden den Umfang der in die Aſche gelegten Gebäude. Drei Pfannenhäuſer nebſt allen Salzmagazinen, Salzſtuben, die kaiſerl. Stallungen, mit den auf denſelben beſtehenden vielen Meiſterſchaftswohnungen, das Torfmagazin, das Salinenwachtzimmer, ſämmtliche Salzfaſshütten-Gebäude, 15 Pfannen Holz, über 6000 Centner Salz giengen zu Grunde, und ſechs arme Familienväter büſsten ihr Eigenthum, ihre den Salzpfannen nahgelegenen, ohnehin verſchuldeten Häuſer ein, aus denen ſie nur das nackte Leben gerettet.

Es fehlt dieſer Gegend höchſt empfindlich an Belebungsmitteln der Triebſamkeit. Der Nachwehen, der Kriegsſchickſale und anderer unheilbringender Zeitverhältniſſe nicht zu gedenken, iſt der Einfluß des Maſchinenweſens auch hier fühlbar, indem dadurch, daß eine große Menge Menſchenhände entbehrlich geworden, weil Maſchinen ihre Arbeit thun, der Arbeitfähige und Brodbedürftige nicht weiß, wohin er ſich wenden ſoll. Fabriken ſind nicht in der Nähe, kein einziger Erwerbzweig kann zum Blühen gebracht werden.

Die Gegend iſt, wenige günſtigere Stellen ausgenommen, ſteinigt und unfruchtbar, rauhe Stürme durchwehen dieſe Höhen, bei dem fleißigſten Anbau würde die Aerndte nicht das Bedürfniß der Gegend decken, über Seen und ſteile Gebirgwege herauf müſſen die Lebensmittel, muß das Getraide herbei, und wird vielleicht erſt aus der ſechsten Hand bezogen. Eine ſtarke, unausrottbare Anſiedlung von Falken in all den Hochklüften macht die Taubenzucht (einen einträglichen Zweig des Landweſens) faſt unmöglich, die Menge der Marder, und Theurung des Futters ſchadet der Hühnerzucht, Bienen kommen auch nur ſchwer fort.

Wo der Boden urbar iſt, da iſt er vortrefflich, allein es iſt ſo wenig guter Boden, daß der Einwohner von Außee und der Umgegend ſeine Lebensbedürfniſſe aus Gmunden beziehen muß. Das Eiſenbergwerk im Rettelſtein, wo noch immer 70,000 Centner rohe Ausbeute, der Centner 2 kr. C. M. unverkauft liegen, mußte eingehen, als der Salzberg ſo ſtark betrieben wurde, (dieſer bedarf jetzt auch beiläufig 600 Arbeiter und Tagwerker minder als vor 5 Jahren) und ſomit gibt es eine große Anzahl arbeitsloſer, nothbedrängter Menſchen.

Außee hat eine ſchöne Kirche, wo treffliche Kirchenmuſik gehalten wird, ein Rathhaus, wo Bürgermeiſter und Syndikus angeſtellt ſind, ein Pfleggericht und ein Verwesamt, einen ausgezeichnet geſchickten Arzt, und mehrere Bewohner von Bildung.

Wer nicht mit Empfehlungsſchreiben an Einwohner verſehen iſt, nichts in Außee will, als die Reize der Gegend ge-

nießen, wird vielleicht beſſer thun, ſich mit einem flüchtigen Durchblick zu begnügen, und in Altenaußee zu übernachten, wo es gut ſeyn iſt, und von wo er ſogleich irgend einen der nächſt zu bezeichnenden Ausflüge unternehmen kann, die vom Markt aus entlegener ſind, und wo auch die Führer leichter zu bekommen.

Alten Außee.

Ein irdiſches Paradies der Anmuth und Großherrlichkeit. Der, mit ewigem Schnee umkleidete Thorſtein blickt auf die lieblichen Ufer des ſtillen Sees herab, und ſpiegelt ſich in ſeinen klaren Fluthen. Dieſer entzückende Ort hat eine unendliche Süßigkeit und Großartigkeit zugleich der näheren Umgebungen, und, was ihm den Vorzug vor vielen andern Anſichtpunkten dieſer Gegend ſichert, herrliche Fernen, da die, auf einem großen Raum wildherrlich durcheinander geworfenen, kühn gruppirten und wunderſam geformten Felſenmaſſen weite Zwiſchenräume laſſen, durch welche die fernern Gebirgketten ſichtbar ſind. Der, von lebendig rieſelnden Waldbächen, Strömen und Quellen durchſchlängelte, prangend grüne Boden erfreut das Auge, hier mit gedeihlichem Feldbau, dort mit Gärtchen und Obſtbäumen, dort mit Baumgruppen, die das Studium der erſten Künſtler zu werden verdienen. Unweit der zierlichen Kirche iſt das Schulhaus, wo ein verdienſtvoller Mann, Adalbert Fürböck, der durch eine Obſtbaumſchule dieſer kulturarmen Gegend einen reellen Nutzen verſchafft, das Schulweſen gut beſorgt.

Seine wackre Gattin hat eine Spinnſchule für arme Kinder, und lehrt ſie für den geringen Tribut, von 1 kr. C. M. wöchentlich, vortrefflich ſpinnen.

Ihre Räder ſind mit zwei Spulen, wie die im Mühlviertel üblichen, man ſpinnt darauf mit zwei Händen einen mittelfeinen und einen ſtarken Faden, die von dieſer Spinnerei verfertigten Leinwande ſind vorzüglich. Dieſe Ge-

gend hat auch vortreffliche Weber, und ſehr kunſtreich und ſchön wird hier gebleicht: doch die Weber haben nur wenig Arbeit.

Flachs, der hier ſehr fein und hoch wächſt, kann wenig gezogen werden, das Bedürfniß der armen Familien wird ſchlecht gedeckt, und wohlhabende Einwohner zählt Altenaußee wenig unter ſeinen 1500 Seelen. Nicht einmal ein Chirurg iſt da.

Auf einem faſt durchgängig beſchatteten, wenig aufſteigendem Wege gelangt der Wanderer in einer Stunde gemächlich vom Markt nach Altenaußee, es iſt ein genußreiches Luſtwandeln durch Waldung und Felſenparthien an rieſelnden Bächen vorüber. Rechter Hand liegt der herrliche See, von den nackten Felshöhen des Triſſelbergs und des Loſers umfangen, deren Abhang in dichte Waldung ſich verſenkt. Die Weida, ein weißes, zierliches Haus unweit des Ufers, dem H. Bergmeiſter Prudtner gehörig, bietet aus jedem Fenſter ein anderes Bild vom höchſten Reiz romantiſcher Lieblichkeit dar, wie kaum ein ähnlich anmuthvoller Sitz in der ganzen Gegend zu finden, und überhaupt nur wenige auf Erden ſind. Alle Zauber holder Waldeinſamkeit, lachender Fluren, heller Fluthen, thronen hier, von Felſenherrlichkeit mit wunderbar rührendem Reiz umfangen. Ich wüßte mir nichts ſüſſers, als dort in Frieden zu wohnen.

Auch das Schulhaus hat eine entzückende Ausſicht dicht am See, dem Loſer gegenüber; man erblickt zugleich den Saarſtein, die Koppen, den ſchneebedeckten Dachſtein in der Ferne, eine Reihe der herrlichſten Alpenhöhen blickt in das lachende Thal, und die friedlichen Hütten, in der Ferne verſtreut, ſind jede ein Bild aus der Idyllenwelt.

Das amtliche Bergmeiſterhaus, von einem dichtblühenden Blumengarten wie von einem reichfarbigen Kranz umduftet, von Auſſen feenhaft lieblich einladend, von Innen ein Juwel der Reinlichkeit und Zierde, in der Einfachheit geſchmückt durch den Sinn des freundlich Zweckmäßigen, und auch von jeder Seite ein prangendes Bild der entzückendſten

Landschaft, überall ein anderes, überall ein herrliches darbietend, ist einer der herzigsten Wohnsitze auf Erden. Hier zog die kundige Sorgfalt des Herrn Bergmeisters einen **Obstgarten der edelsten Sorten**, der dem h. Aerarium in Zukunft oder vielmehr dem einstmaligen Nachfolger dieses wackern Beamten zum Genuß bleibt, denn er steht auf Aerarialboden. Dem wissenschaftlich gebildeten Reisenden, der den Salzberg sehen will, ist die Begleitung des Bergmeisters sehr zu wünschen. Er bearbeitet ihn nun dreißig Jahre, und kennt ihn, wie sein Zimmer. Die technisch-praktischen Kenntnisse dieses bescheidenen Ehrenmannes, die sich nicht bloß auf sein eigenes Fach beschränken, wiewohl sie in dies wieder eingreifen, werden jedem Sachkundigen hohe Achtung einflößen, sie könnten dieser Gegend, der Industriezweige mangeln, eine unendliche Wohlthat werden, wenn sich ein Feld der Anwendung fände.

Von Alten-Aussee aus geht es nach allen Richtungen in herrlichen Waldungen zu den freundlichsten Almen, nach den Seen — der Grundelsee ist ½ Stunden nur entfernt — auf die Gebirge. Kein reichhaltigerer Platz zum Genuß der herrlichen Natur ist im ganzen Kammergut, selbst Ischl nicht ausgenommen. Wer einen ganzen Sommer lang in Naturgenüssen schwelgen, in der reinsten und erquickendsten Gebirgluft sich stärken will, schlage sein Zelt in Alten-Aussee auf. Vom reizenden Admont ist es auch nur eilf Stunden fern, von Ischl nur 4 Stunden, von Hallstadt nur 2, vom Gosathal nur 5 Stunden. Wer es irgend gekannt, dieß, fast einzig anmuthvolle Fleckchen der Erde, wird ihm an Schönheit und Lieblichkeit über das ganze Gebirg den Preis zusprechen.

Wohin man nur seinen Weg nimmt, ist es ein Lustwandeln, und die, ganz von allen andern Arten verschiedene Eigenthümlichkeit der Wohnsitze in ihrer patriarchalischen Lage und Umgebung entrücken des Beschauers Phantasie in eine Vorzeit, die er nur noch aus Dichtungen kennt. Ein liebes, kräftiges, treuherziges Völkchen wohnt hier. Bei den seltnen Anlässen, die es zur Freude rufen, vergißt es aller Noth und

giebt ſich kindlich dem Augenblick hin. Der Steyeriſche Nationaltanz iſt unvergleichlich.

Eine hieſige Tanzbeluſtigung müßte den mürriſchſten Sinn erheitern. Es iſt ungekünſtelte Natur, lauter Frohſinn, die lauteſte Freude. Kaum ſollte man glauben, daß es irgend noch ein ſo empfängliches, fröhliches Völkchen giebt, ſo wie man nicht leicht einen hübſchern Menſchenſchlag finden wird.

Umgebungen von Alten-Außee.

In einer Stunde gelangt der Wanderer durch eine herrliche Waldung auf ſanft aufſteigendem Wege immer im Schatten zum Steinberg. Hier gewinnt der Loſer eine eigne Geſtalt, ſein Gipfel bildet eine Krone, und ſteigt majeſtätiſch aus der Hochwaldung, die des Salzbergs Eingang umgiebt, wie aus tiefgrünen Wogen empor. Das Berghaus, wo der einſtige Oberſchaffner zu wohnen beſtimmt iſt, liegt jedoch nicht ſo reizend, wie die andern Gebäude ähnlicher Beſtimmung z. B. das in Iſchl oder vielmehr in Berneck, und das Hallſtädter Berghaus.

Ueber den Gehalt des Salzbergs ſind vortreffliche Abhandlungen erſchienen. Der edle Weltreiſende Alexander von Humboldt erklärte ihn in einem ſeines Geiſtes würdigen Briefe an den unvergeßlichen Le Noble für einen der wunderbarſten, reichhaltigſten und merkwürdigſten der Welt.

Einige verſunkene Trümmer, ein ehmaliges Ritterſchloß, noch vor 50 Jahren das Bergmeiſterhaus, ſeitdem aber abgetragen, ½ Stunde von Alten-Außee, wohin der Weg durch einen ſchönen Wald über das Dörfchen Luppilſch geht, Pflindsberg, iſt ein ſo leicht zu erreichendes und nahes als entzückendes Ziel fröhlichen Luſtwandelns, um ſo einladender, als hier eine Almenhütte ſteht. Die Bank, die der Wanderer bei der Ruine findet, und wo er ruhend der lachendſten und mannigfaltigſten Ausſicht genießt, hat Le Noble ſetzen laſſen. Sein Lieblingsplatz war hier. — An dieſer Ruine

vorüber gelangt man auch auf die Pötschen und hinunter nach St. Agatha, Goysern, Laufen und Ischl. In trockenen Sommern mit einen Führer kommt man auch über den Leistling durch eine romantische Wald-Einsamkeit nach einer heitern Alme und nach St. Agatha hinunter.

Durch einen höchst anmuthigen Weg, auf welchem sich bei jeder Wendung neue Wunderbilder der fernen Felsenpartien und der heitersten Landschaften zeigen, gelangt der Lustwandelnde hinab nach dem Abhang des Koppen an das Traun-Ufer, und von dort nach der fröhlichen Almenkolonie, dem Koppenträtt.

Es giebt noch eine Menge naher und einladender Wanderungsziele, die der Fremdling durch die Einwohner ausfinden kann.

Der Lahngang.

Vom einsamen Gasthof am Grundelsee steil aufwärts stieg ich in Gesellschaft einiger Eingebornen und des Jägers Lupert durch das schroffe Gebirg, bald von dichtem Wald umschlossen, bald an offenen Stellen der herrlichsten Aussicht genießend.

So gelangten wir an eine natürliche, etwas schräge Terrasse, deren bedeutende Höhe uns einen Blick in die steyrischen Gebirge nächst dem Grimming gewährte. Nach kurzer Rast gieng es von hier wiederum auf steilen, schmalen Pfaden aufwärts. Bald sah ich zur Rechten am Felsenhang die 40 Almenhütten des Vorderbaches liegen, wie ein Dorf; ein wunderbarer Anblick, in dieser Oede, wo schon eine Hütte überrascht, eine ganze Ansiedelung!

Ueber die Gletscher aus der Ferne her sah ich dunkle Wolken ziehn, und freute mich des Anblicks, aber meine Führer desto minder.

Sie trieben zur Eile, bald aber schwebten die Wolken über unserem Haupt, es begann zu rieseln, immer dichter

fielen die Schloſſen, und als wir uns unter die Zweige einer alten Tanne geduckt, fielen ſie herab, wie Schneeflocken, der Sturm peitſchte ſie zu uns her, und auf den Hüten hörten und fühlten wir ſie, wie Steinwürfe. Als der Hagel nachließ, und der Baum vor dem Regen nicht mehr ſchützte, wollten wir lieber im Weitergehen naß werden, als ſtill ſitzend. Wir kamen im ſtrömenden Regen zu einem kleinen See, der noch ganz mit Schnee umgeben war, (es war am 17. Julius.) Hinter dem See winkte eine Almenhütte im Lahngang. Wir wärmten uns ein wenig beim Feuer der Sennerin und eilten dann noch die kurze Strecke zur Roß-Alpe hinauf.

Hier ſteht eine einſame Hütte, die, erbaut für Jäger und andere Bergſteiger, wohl auch bisweilen den Wildſchützen zum Obdach dient. Bald ließen wir ein helles Feuer auf dem Heerde auflodern, der, wie bei den Altdeutſchen, mitten in der Hütte ſteht. Der Rauch ſucht ſeinen Ausgang, wie er kann. Ich warf mich in das Heu, das ſeitwärts in einem Geſtell lag, und ſchloß die Augen vor dem beißenden Rauche.

Wir bereiteten uns die Nachtkoſt mit dem einfachen Geſchirr, das die einſame Wirthſchaft bewahrt, und ſchliefen nach unſerm fünfſtündigen Steigen recht herzhaft aus. Es weckte uns kein freundlicher Morgen, zu unſern Füſſen ſchwamm ein Nebelmeer, über uns hiengen dichte Regenwolken an der Felſenkuppe des Salzofens, den wir hatten erſteigen wollen. Der Nebel wich nicht. Zween Nächte warteten wir oben, der Vorrath gieng uns aus, denn vor langer Weile hatten wir ihm tapfer zugeſetzt. So ſtiegen wir denn herab, und wußten nichts zu erzählen, als daß wir oben geweſen, zum Wahrzeichen dienten uns die zierlichen Almenbuſchen, mit denen die Sennerin im Lahngang unſere Hüte geſchmückt.

Es iſt das Schickſal ſo mancher Alpenbeſteiger, daß ein einziges herbeiziehendes Wölkchen ſich vergrößert, und wie ein neidiſcher Dämon Genuß und Lohn der Anſtrengung verkümmert.

Eine der herrlichſten und beſchwerlichſten Alpenhöhen iſt

der Sandling. Ein mit Schwindel behafteter Reisender erstieg sie glücklich an einer Stange, die zwei Männer vor ihm hertrugen.

Solche Parthieen ist's am beßten im Junius oder im September zu unternehmen, wo die Witterung weniger unbeständig ist, als im Hochsommer.

Wildensee.

Am rechten Ufer des Altaußeer Sees schlängelt sich der Pfad bis zur Stummeralm (eine Voralpe), dann geht es auf steilen Abhängen aufwärts. Nach zwei Stunden erreicht man einen Gipfel, der eine schöne Aussicht gewährt, nur seitwärts durch die höhern Felsen beschränkt. Nun geht es wieder abwärts, bis wo in einem tiefen Kessel die Sennhütten der Augstwiese liegen. Hier warteten wir einen plötzlichen Regenguß ab, und beschlossen trotz dem Wetter unsern Weg fortzusetzen. Wir erreichten auch ziemlich trocken die Alpe von Wildensee, durch die öden Felsen von Taube zu Taube *) den Weg erspähend. Wir stärkten uns mit Milch und Almenkoch, und begannen im Regen unsern Ausflug nach dem Feigenthal-Himmel; die Felsen werden immer wilder, bis man nach 2 Stunden die Höhe erreicht. Eh man ganz oben ist, erblickt man sich wie von einem Meer umgeben, dessen wildbrausende Wogen plötzlich durch einen Zauberspruch versteint sind. Große Schneemassen füllten noch die tiefen Schluchten, die Ferne verdeckten Wolken.

Auf den Feigenthalhimmel, den eine Schlucht vom höheren Wolfing trennt, traten wir an die Wand hinaus, die sich jählings hinabsenkt, und erblickten in einem Thal von Waldbergen den friedlichen Almensee, auf den Wiesen an sei-

*) Tauben sind als Wahrzeichen auf eine eigene Art gelegte Steine.

nem Geſtade ein einſames Schlößchen. Wir weilten lange hier, obwohl ein eiskalter Nordwind uns weidlich ſchüttelte, und in einzelnen Schauern Regen und Schneegeſtöber über unſern Häuptern wegtrieb.

Ich war nicht fortzubringen, bis ich vor Froſt bebte, dann aber giengs in raſchen Sätzen ſo flink von Stein zu Stein, daß uns bald wieder warm wurde — den Abend brachten wir ziemlich luſtig in der Alpe zu. In der größten Hütte ward vermittelſt einer Viehglocke das Gebetleuten nachgeahmet, und die 20 Sennerinnen verſammelten ſich zur Andacht. Es hat etwas Rührendes, daß, mitten in dieſer Einöde, die Menſchen nicht aus der geſellſchaftlichen Gemeinſchaft heraustreten, und dieſe kleine Gemeinde durch das Band der Religion mit ihren Mitbürgern im Thal die geiſtige Verbindung feſthält. Beim Schall der Heerdenglocke kam mir Rolands Bitte an den verbannten Herzog (in Shakſpeares: Wies euch gefällt:) in den Sinn, wo er ihn zum Mitleid beſchwört, und unter andern ſagt: „wenn je zur Kirche Glocken euch geläutet.“ Ich hatte den tiefen Sinn nie ſo lebhaft empfunden.

Die Nacht ſchliefen wir ſehr gut beim Geplätſcher des Regens über uns auf dem dünnen Bretterdach. Der Nachtwind ſpielte luſtig mit unſerm Haar, und weckte uns ziemlich früh. Es ſchien, als wollte ſich der Himmel ausheitern, wir traten den Weg nach dem Augſtkogl an. In einer halben Stunde erreichten wir den Wildenſee, der in einem tiefen Becken von Felswänden liegt. Er iſt beinahe rund, und mag etwa 150 Schritte im Durchmeſſer haben. Dann gelangten wir, immer nicht auf Roſen, oft aber auf Dornen gehend, über die Grenze Steiermarks in das Krapfenkahr, (einer Schlucht, links vom Feigenthal,) wo wir nach Offenſee, und über den Eibenberg auf den Traunſtein ſahen.

Wir begannen an der Felswand hinzuklimmen, als wir den Traunſtein ſich in Nebel hüllen ſahen.

So beſchloſſen wir, der Klugheit Gehör zu geben, den Augſtkogl uns für ein andresmal ſparend.

Nachmittags giengen wir von der Alpe, (denn die Wolken lagen ordentlich auf unsern Köpfen und der Regen goß in Strömen) nach Haus.

Wir kamen durchnäßt an, doch bereute ich nicht den Weg, denn meine Mühe war durch alles, was ich gesehen, reich belohnt.

Die Aussicht eines heitern Tages aber ist ein Geschenk des Himmels, kein Lohn mehr für so fröhliche Arbeit, als das Ersteigen der Höhen ist.

Der Hochkoppen.

Um den Hochkoppen zu ersteigen, gieng ich gegen Abend von der Obertraun durch den Wald, über die Koppenbrücke, ließ die Straße nach Außee links liegen, wandte mich durch die Voralm im Koppenwinkel, und begann den steilen Weg in den Obertrauner Landfried aufwärts zu klettern. Mein Führer *) war einer der besten, die man hier finden kann, denn er kennt jeden Stein in diesen Gebirgen. Je höher man kommt, je lieblicher wird die Aussicht über die romantische Obertraun, den See, in die Hallstadt und weit in das Echernthal. Zu beiden Seiten umschließen Felswände das Bild.

Ich hatte das Vergnügen, rechts an dem Abhang einen Gemsbock zu beobachten. Er war so grau, daß ihn kaum die geübten Augen meines Führers von dem Kalkstein unterscheiden konnten. Als ich ihn lang genug durch das Perspektiv betrachtet, wünschte ich ihn auch in der Flucht zu sehen. Wir begannen, laut zu werden. Er wandte den Kopf, da er uns in solcher Entfernung gewahrte, begnügte er sich

*) Sein Name ist Johann Georg Hinterer; bekannter ist die Benennung: Jodl-Woferl-Hiesel-Bue; denn manche Leute wissen kaum ihre eigenen Schreibnamen.

damit, uns im Auge zu behalten, ohne weiter seine Stellung zu verändern, bis wir endlich Feuer schlugen. Jetzt floh er an der Wand hin und war uns in bewunderuswerther Schnelligkeit entschwunden. Ein Wetter zog über die Hallstadt her, und wir eilten, den Landfried zu erreichen, wo wir die Nacht in einer Sennhütte schliefen. Am Morgen bewirthete uns die Almerin mit einer reichlichen Wegzehrung von Griesmus, und stärkte uns dadurch für den ganzen Tag; ich spürte wenigstens bis zum Abend keinen Hunger mehr.

Wir erkletterten die Sonntagleithen (einen steilen Abhang) mit Hilfe der Hände ziemlich rasch, dann war der Weg erträglich bis in die Hütten auf dem Hochkoppen, und von da auf den Zinken. Obwohl Nebel rings auf den Höhen lagen, so war doch die Aussicht ins Thal frei. Ich wähnte zu meinen Füßen ein Paradies zu sehen, wie das freundliche Außee, die umliegenden Ortschaften, der Grundel- und Altaußeer See, grüne Wiesen und Felder, Bäche, Waldhügel und Wolkenge, krönte Felsen vor mir lagen. Doch schon in einer halben Stunde war das ganze entzückende Gemälde in einen grauen Nebelschleier verhüllt. Wir eilten nach Außee hinab, wo wir nach 2 Stunden glücklich anlangten. Der ganze Weg von Hallstadt über den Zinken nach Außee kann bequem in einem Tage gemacht werden, so daß man auf das Gehen selbst kaum 8 Stunden zu verwenden braucht.

Um Mittag erreichten wir die Spitze des Schönbergs, die Aussicht ist um vieles reicher als vom Loser; man übersieht den ganzen Traunsee; Gmunden, Münster, Ebenzweier liegen in täuschender Nähe wie zu Füssen. Nur Traunkirchen und Ebensee sind durch den Eibenberg verdeckt. Ueber den Traunstein weg sieht man weit ins Land, auf dem heute leider ein Schleier sommerlichen Dunstes lag.

Auch die fernen Schneegebirge sahen wir nicht so deutlich mehr, als gestern. Der Loser und das hohe Geschirr verdeckten auch Außee, doch überblickten wir vom höhern Standpunkt mehrere Thale in Oesterreich und Steyermark, die wir den vorigen Tag nicht hatten sehen können; auch ein Theil

des Mondsees ward sichtbar. Die göttliche Aussicht belohnte uns reichlich für unsere Mühen, lange weilten wir, eh wir den Heimweg antraten.

Ungern riß ich mich los, und schwer fiel mir der Gedanke aufs Herz, daß jedes menschliche Streben die Höhen nur erreichen kann, um wieder abwärts zu steigen. Doch es ist auch schön, sagen zu können: ich war oben.

In drei Stunden erreichten wir die Schwarzenberg-Alpe, gerade abwärts klimmend, weil der Weg durch den Schnee theils noch verdeckt, theils verdorben war. Von den Hütten führt ein Weg — immer noch steil genug, uns aber wie ein Spaziergang vorkommend — ins Thal und nach Alten-Aussee zurück, das wir am späten Abend erreichten, nachdem wir in diesen 2 Tagen einen weiten Kreis durch das Gebirg beschrieben hatten.

Dieser letzte Weg durch die Schwarzenberg-Alpe hin und her ist allen denen zu rathen, die sich mit den Anblick von der Höhe begnügen wollen, ohne die übrigen Wunder um einen Preis zu kaufen, der vielleicht ihre Kräfte oder ihren Muth übersteigt. Wen aber nichts hindert, unsern Weg einzuschlagen, den wird seine Mühe nicht reuen.

Der Weg von Mitterndorf nach dem Grundelsee.

Ein entzückender Juniusmorgen leuchtete und duftete uns zu diesem Pfade. Ein armer, braver Holzknecht war unser Führer. Es gieng von Mitterndorf aus gleich in die Berge hinein, durch ein wildanmuthiges Felsenthal in der Tiefe, rechts in einer Fluth von hohem Rasen liegen Almenhütten, die Pfarrers-Almen und die Kochalm, eine Stunde vom freundlichen Mitterndorf. Hier erquickten wir uns mit Milch und Brod. Die Wiesen standen, wie beschneit, voll Narzissen, und dufteten den süßesten Frühlingsodem, junges Buchengrün und der Ernst der gewaltigen Tannen, der duftige Morgen-

nebel, aus welchem noch die Felsenspitzen, auf denen das Himmelgewölbe zu ruhen scheint, träumerisch hervorblickten, alles mit der Sprache der Fluthen und Waldwipfel, erhöhte unsere Lust. Die Stevermarksche Natur hat ein ganz entschieden eigenthümliches Gepräge, die Gewässer sind wunderbarer gefärbt, brennendgrün, aufgelöste Smaragden wallen sie mit reger Lebendigkeit durch Wiesen, deren Schmelz in Frischheit und Zartheit sich mit nichts vergleichen läßt, die Bäume, lauter Riesen, von diesen reinen Lüften umweht, von diesen Wundergestalten der Felsen umgeben, von dieses metallreichen Bodens Säften genährt, prangen in einer so malerisch herrlichen Eigenthümlichkeit der Gestaltung, in so süßschimmerndem Grün der Belaubung, daß Jeder ein Studium zu seyn verdient, denn, ob sie sich in ursprünglichem Charakter gleich sind, ist jeder doch eigen gestaltet. Die Neigung und Schwingung der Hügel und Thale, die pittoreske Lage der Hütten, Gehöfte und Mühlen am Rande der Wildbäche, das Leben, Quillen, Säuseln und Wehen der Fluthen und Lüfte der Wipfel und Halme, — alles ist wundersam eigen und tief ergreifend, man muß an die alten Gemälde von Albrecht Dürer und Hemmelink, Johannes von Mapuse und Johannes von Eyk denken, sie ziehn an unserm Blick vorüber, und die kräftig treuherzigen Gestalten, die durch die Landschaft wandeln, erhöhen den Zauber der Erinnerung, auch diese Köpfe mit Silberhaar, mit klaren treuherzigen Blicken und frischen Wangen, begrüßen uns auf den Bildern der alten Meister.

Nach anderthalb Stunden der Wanderung gelangten wir zu den Holzriesen; wir waren fast immer an dem Rand der Salza geblieben, die, auf dem Adern entspringend, über den Berg von Töplizalmensee herabrinnend, sich in die Ens ergießt. Rechts blieb der hohe Bauer liegen, wo die Jäger die Lockspeisen für die Gemsen hinzulegen pflegen, damit sie ihnen an gangbaren Stellen zum Schuß kommen. Dieser Berg ist sehr steil zu ersteigen, auf seinem Gipfel eine weit umschauende, entzückende Aussicht und eine grasreiche Wiese, den Gipfel seitwärts herab liegen eine Menge Almenhütten. Wir kamen

durch ein unendlich liebliches Wiesenthal am Fuß dieses Berges, und fanden eine Menge der zierlichsten und seltensten Blumen, von denen die sogenannten Moosblumen eine Pracht, einen Schmelz, eine Zierlichkeit offenbaren, die sich jeder exotischen Pflanze an die Seite stellt.

Nicht weit mehr von dieser Wiese sind die Holzriesen, hoch über die Schluchten sicher und kühn gebaut. Furchtsame Damen müssen zurückbleiben, zwei schmale ganz dünngetretene, schaukelnde Baumstämme, an ihren Enden nieder gestützt, und nun zusammen mit folgenden gefügt, bilden diese Riesen, auf denen bei Schnee und Eis das Holz halbe Stunden weit herabgeschnellt wird, um aufgeladen zu werden, mithin geht es immer schräg abwärts. Wie Papier so dünn waren die abgenutzten Stämme, lagen Handbreit von einander, über Schluchten, es wurde mir selber bang dabei; doch nicht durchgängig war es so gefährlich. Nun kamen wir nach der Winterhafenholzhütte, die wildschön umgeben liegt. Ich war noch nie in einer solchen Holzknechthütte gewesen, es ist beinah wie in einer Kajüte, alles kompendiös und streng auf das Bedürfniß berechnet. Während unser Führer mit des Gaimels Hülfe (so heißt das Factotum dieser Waldmenschen) gute, kräftige Holzknecht-Nocken aus Gries bereitet, hatten wir Muße uns umzusehen. Der Führer erzählte uns Manches, indeß er mit einem kleinen Spatel den Nocken eine vollendete Kugelform mit mathematischer Genauigkeit flink und geschickt gab, und der Gaimel das gewaltige Feuer schürte. Neben den Riesen müssen die Holzknechte durch die Schlchten, durch hohen Schnee und Eiswasser waten, und mit langen Stangen nachhelfen. Sie sind bei dieser Arbeit jede Minute in Lebensgefahr, und mancher schon wurde hier verkrüppelt. — In der Hütte steht der große Feuerheerd, mitten inne, der Rauch macht sich einen Weg, wo er irgend weiß und kann. An den Wänden herum sind die Lagerstätten gezogen, Pritschen, die seit etlichen Jahren nicht mehr mit Stroh bedeckt werden. Ueber jeder Lagerstatt zu Haupten hängt der Mehlbeutel, der Griessack, der Löffel, der Hafen, der Napf

des Holzknechtes. Nur mit Mehl und Gries, behaupten dieſe täglich ſchwer angeſtrengten Arbeiter, könnten ſie ſich ſtärken; Fleiſchkoſt ſey nicht kräftig genug. Ihr Trunk iſt Waſſer. Vom Montag um 3 Uhr, — wo ſie von ihren entlegenen Wohnungen aufbrechen, um zu rechter Zeit den Arbeitsplatz zu erreichen, und ſich auch die Meiſten noch bei Sturm und Regen Stundenlang über Seen rudern müſſen, — bis Samstag Nachmittag 4 Uhr bleiben die Holzknechte im Wald, den Ihrigen und ihrem Hauſe fern. Dies Leben, mit ſeiner Bedürfniß-Einſchränkung, in Wildniſſen, eine aus Balken erbaute Hütte, wo Alle in Eintracht hauſen, der Brunnen vor der Thür, und das maleriſche dichteriſche Gepräge aller Umgebungen, erinnert an die Urväter und an Homer. Kräftig aufrecht hält die geſunde Luft dieſe Arbeiter; wenn nur nicht zu ſchweres häusliches Unglück ſie beugt, bleiben ſie freudig und friſch, wenn ihre knappen Vorräthe bis Samstag ausreichen, danken ſie Gott.

Es ſchmekte uns trefflich, das einfache Mahl. Bekanntlich wiſſen Weiber die Nocken durchaus nicht ſo ſchmackhaft zu bereiten, als ſolch ein Holzknecht, ſein eigner Koch und Gaſt. Wir gelangten von der Winterhafenholzknechthütte (wo wir jedem wackern Pilger eine ſo freundliche Aufnahme und Bewirthung wünſchen, als wir genoſſen) in eine Waldung, die mit jedem Schritt anmuthiger wurde, wie die hochherrlichen Baumgruppen auf üppig blühendem ſmaragdenem Wieſengrund ſich wölbten, und noch entfernt die nackten, gewaltigen Felsmaſſen, in deren Schooß der Grundelſee wallt, über die hohen Wipfel hinein ſchauten, ernſt und mahnend, wie das vereinſamte Daſeyn eines Leidenden, den auf Erden ſchon alles entriſſen; doch ihn leuchten und ihn ſchmücken noch die Strahlen des Himmels.

Wie blaue Fluthen ſtanden hier zahlloſe Vergißmeinnicht, ihren prangenden Schmelz überragten blendendweiße Narziſſen und die lieblichſten roſigen Wieſenblumen, indeß der maigrüne beſonnte Wieſengrund hier im Thau mit Juwelenpracht funkelte, dort im Waldesſchatten, tiefgrün, die Reize jener ſtrah-

lenden Stellen noch hob, und die gewaltigen Felskoloſſen, roſig umwoben, den Horizont umkränzten.

Nun ſtanden wir am Ufer der lieblichſten aller Fluthen der Erde, und freuten uns des Anblicks. Den Zauber des Grundelſees kann man eigentlich gar nicht faſſen, worin er denn liegt?

Ach! rief der liebevollſte aller Völkerhirten, als Er an ſeinem Ufer ſtand! „Hätt' ich die Luft und das Waſſer, ich bliebe geſund!“

Die treuen, treuherzigen Kinder des guten Landesvaters, lebendige Echos dieſer Felſen, laſſen die Worte in dankbar froher Erinnerung wiederklingen.

Wir durchſchifften die wallende Fluth, und landeten bei dem Häuschen, das öfters der geſegnete Erzherzog Johann zur Raſt erwählte. Uns wurde das ländlich ausgeſchmückte Zimmer, das der hohe Gaſt bewohnt, wo einige Bilder, Andenken Seiner Anweſenheit, die Wände zieren, geöffnet. Der freundlichen Hauswirthin achtzehnjährige Tochter war im See ertrunken, — die Wunden des Mutterherzens — dort heilt keine — bluteten noch friſch. Es wurde uns ſchwer von hier uns zu trennen. Dies felsumfangene Tempe am Fluthenrande iſt eines der ſüßeſten Plätzchen auf weiter Erde, dem die Anmuth ihr volles Siegel aufgedrückt.

Hohe Felſen und waldbewachſene Kegel umſchließen den See. Nur gegen Außee hin eröffnet ſich dem Blick ein weites Thal, von wunderherrlichen Gebirgmaſſen begränzt. Einzelne Höhen ähneln hier vulkaniſchen Bildungen, doch hörte ich nie, daß noch andere Anzeichen einer ſolchen entdeckt worden.

Am See beim Fiſcherhaus iſt ein hölzernes Luſthaus weit hinein in die Fluthen errichtet.

Von jenem Wirthshaus, wo der durchlauchtigſte Erzherzog Johann, und wenn ich nicht irre, auch J. K. H. die durchlauchtigſten Erzherzoge Carl und Ludwig verweilt, beginnt der Alpenſteiger den Weg nach dem früher beſchriebenen Lahngang, der ſich bei heiterm Wetter hoch belohnt, aber nur den Rüſtigſten und Behendeſten anzurathen iſt. Nach Außee allge-

mach bergab führt ein angenehmer Pfad durch Waldung und Wieſen. Wir kannten damals den herrlichen Weg nicht, der in einer kleinen Stunde von Grundelſee nach Altenaußee leitet, und giengen nach dem Markt, von wo wir nach kurzem Ausruhen friſch und munter in 3 Stunden gemächlich luſtwandelnd, den bewaldeten Koppen herab giengen; die brauſende Traun, vom Grundelſee aus unſere melodiſche Bergleiterin, rauſchte aus der Schlucht uns zur Rechten herauf, nur ſelten ſahen wir ſie in der Tiefe ſchäumen und wallen. Im Abendgold verklärten ſich die Höhen des Lerchenreuth, des Sarſtein, des Grögern, zu denen wir oft zurück blickten, und wie mit Roſen vollgeſtreut leuchtete uns der klare Waldbach aus der Umkränzung ſeiner gigantiſchen Ahornbäume entgegen, als wir ſein Ufer und der rauſchenden Mühlen gaſtliches Dach erreichten, und fröhlich nach langer Trennung unſern trefflichen Freund und ſeine gute Hausfrau begrüßten.

Nachtrag.

Der Traunfall.

Es war ein feuchter, kalter Novembertag — nur mühsam drang das Licht der Herbstsonne durch die Gebirgnebel, aber noch immer waren die letzten Blätter nicht von den Bäumen gesunken, frischer Trieb prangte an den Gebüschen, und auf den Felsschichten regte sich noch ein holdes Blühen; blaue Glöckchen, wilder Thymian und Erdbeerblüthen standen in vollem Flor und höhnten das bescheidene Moos, das, ringsum emporgesproßt, eines künftigen Blühens Pfand sorgsam zu schirmen schien. Dort, wo der Bergstrom im donnernden Fall über Felsklippen seine ewigen Melodien rauscht, an jener Stelle des Staunens und Entzückens, wo wohl noch nie ein gefühlvolles Herz ohne Schauer und Wonne verweilt, am Traunfall, ließen wir uns auf den bemoosten Felsensitz nieder und starrten gedankenvoll hinunter in die reissende Fluth. Pfeilschnell von ihr getragen flogen die schwerbeladenen Schiffe dahin, ungefährdet von den Klippen ringsumher. — Trägt auch die Tugend so stark das Herz durch die Stürme des Lebens? Glückliche Schiffer! Ihr findet den Hafen, Euch winkt ein Ziel! Eure Pflichten sind gemessen, wie Eure Freuden, Euer Leben pflanzt sich fort, in Gleichförmigkeit, von Sohn zu Sohn, ihr seht es im Greisenalter oft zum viertenmal im Urenkel wieder aufblühen, wie Ihr es gelebt! — O, nicht klein vor Gott ist der Arm- und Niedriggeborne! kann nicht der Geringste auch den vollen Gehalt des Daseyns in einem

einzigen Moment konzentrirt genießen? Ward ihm nicht beim Genuß die Würze der Noth und Arbeit in weiser Miſchung dargeboten? kennt er den Eckel des Ueberfluſſes, den Zwang geſelliger Pflichten, den Schmerz, in Prunk überboten zu werden? drückt ihn das Gewicht der Zeit? Haſcht er nach ſchalen Lebensfreuden? Ueberſättigt Ihn je das Vergnügen? Bleibt ſein Herz nicht friſch? O! Vorſehung! du haſt die Güter des Lebens mit Vorliebe für den Dürftigen vertheilt, dein höchſter Segen iſt Arbeit und Sorge! — „Sie würden nicht ſo denken", fiel Jemand von der Geſellſchaft ein, „wenn Sie wüßten, wie gefährlich dieſe Traunfahrten ſind, und wie mancher wackere Schiffsmann bei Bemühungen zur Errettung kaiſerlichen Eigenthums ſein Leben eingebüßt, oder zum Krüppel geworden! — In dieſem Augenblick brachten uns unſere Gefährtinnen, die dortigen Fräulein, Feldnelken, Haide- und Glockenblumen, die ſie auf dem dicht umgrünten Steinweg, der von der Fahrſtraße zum Traunfall mehrere hundert Stufen hinabführt, gepflückt, und ſich in Sträußen an den Buſen geſteckt, den Schmuck der Spätblumen zu der Blüthe lieblicher Jugend geſellend. Erheitert ſtanden wir auf, und gingen unter die Brücke, den herrlichen Anblick bewundernd, den eben ein freundlicher Sonnenſtrahl verklärte.

Hätte dieſer majeſtätiſche Fall, den nur einförmige Ufer mit Tannenwaldungen umgeben, ein Panorama, wie der Traunſee, er würde ein Zielpunkt aller Reiſenden werden, die, von Schauluſt, oder von edlerem Drange getrieben, die Stätten aufſuchen, wo Gottes Herrlichkeit vom Antlitz der Natur zurückſtrahlt. Welche Gewalt, welches unerhörte, überkühne Spiel der Wogen, welche Farben, welche Strahlen! Wiederum glitten die ſchwerbelaßenen Fahrzeuge mit bewunderungswürdiger Sicherheit den donnernden Fall hinab, wir zitterten, ſie zu ſehen, unſer Herz jauchzte, als ſie vorüber.

Die Sonne verhüllte ſich wieder, wir mußten fort; die muthigen Roſſe flogen, bald erhoben ſich über die Waldesgipfel die Rieſengebilde des Hochgebirgs, tiefblau, wie eingetuſcht in den Horizont. Wiederum bewunderten wir am

Traunstein die Züge des liebevollsten und unglücklichsten aller Monarchen — Ludwigs XVI. Merkwürdig ist es, daß diese Züge, und zwar in derselben Gestaltung, sich auf mehreren Gebirgen wiederholen, der Hierlats bei Hallstadt trägt sie auch, und so auch der Raden in der sächsischen Schweiz, doch nirgend haben sie so viel Ausdruck und Wahrheit als am Traunstein.

Die Erinnerung an König Ludwigs von Bayern unvergeßliche Großthat wird ewig diese entzückende Stätte verklären.

Schlußwort

an

Se. Excellenz des k. k. Regierungs-Präsidenten, Gouverneurs von Oberösterreich, Herrn Grafen Alois von und zu Ugarte.

Hochgeborner Graf!

Es ist mir unmöglich, dies Werk zum Druck zu befördern, ohne es noch mit einigen Worten an Euere Excellenz zu begaben, da ich des Vorzugs genoß, in dem schönen Lande, das ich treu und liebevoll geschildert, einige Jahre hindurch so recht eigentlich unter Ihrer Obhut zu stehen. Dies Werk selbst dankt der Offenherzigkeit Eurer Excellenz manche Verbesserung unter andern die Verwerfung des frühern Aufsatzes über Salzburg, und ich darf hoffen, daß der neuere Ihren Wünschen und Ansichten mehr entspricht.

Je länger Eure Excellenz in der Hallstadt, in Traunkirchen und hoffentlich seither noch an andern Orten für die wohlthätigen Absichten der allerdurchlauchtigsten Landesmutter durch festere Begründung und weitere Ausdehnung der Spinn- und Webe-Anstalten mitgewirkt, je öfter Sie das Gebirg besucht haben, je lebendiger werden Sie von der Wahrheit durchdrungen seyn, daß es unmöglich war, eine Schilderung des schönen, unglücklichen Landes zu entwerfen, ohne Manches anzudeuten, was Alle, die es lieben, betrübt. Ich bin nun fern, doch mein Herz ist noch dort: es lebt der süßen Hoffnung, daß schon Manches besser geworden. Gewiß hat die väterliche Fürsorge des liebevollsten aller Völkerhirten schon Vieles beseitigt und gehoben, und gewiß ist unter der Aegide eines Ugarte das Kammergut, das Maria Theresia ihre Goldkammer hieß, kein Jammergut mehr, wie es seit 1803 die seufzenden Bewohner nannten.

Ich aber, mein verehrungswürdiger Graf, konnte es nur schildern, wie ich es gekannt.

Herr Hofrath v. Kleyle hat 1812 seine Reise durch die Kammergüter, wo er Sr. Majestät des Kaisers allverehrten, geliebten Bruder, Erzherzog Ludwig k. k. Hoheit begleitete, herausgegeben. Damals, unter den Auspizien einer erleuchteten, freisinnigen Censurbehörde, trat der menschenfreundliche Verfasser als feuriger und kräftiger Fürsprecher der armen Salinenmanipulanten auf — was würde er seit 1823 erst gesagt haben? Eure Excellenz können dies am besten aus dem ermessen, was ich selbst verschweige.

Kleyle's und Schultes umfassende Werke über diese Gegenden sind leider vergriffen. Mein Werk, obgleich es ein vollständiges Ganzes bildet, ist als Fortsetzung und Ergänzung zu betrachten, indem es nicht blos bezeichnet, was jene in sich schließen, sondern noch Gegenden berührt, die von ihnen unerwähnt geblieben, und den jetzigen Zustand der Dinge schildert. Was sich seit der kurzen Zeit meiner, durch Mutterpflichten gebotenen, mir so schmerzlichen Entfernung geändert, läßt sich bei meiner Wiederkehr in einer zweiten Auflage nachholen. Zu wünschen wäre eine neue Ausgabe von Kleyle's Werk und eine gesäuberte von Schultes, dessen Ausfälle sein Werk entstellen und seine gute Absicht vereiteln. Warum denn Ausfälle? Guter Himmel! die reine, trockne, einfache Wahrheit steht an und für sich schon wie ein Ausfall da! Wer schimpft, wird immer unrecht behalten. Ein guter Arzt geht vorsichtig und mit fortschreitender Entwicklung und Verstärkung der Heilmittel zu Werke, jeder drastischen Wirkung folgt Erschlaffung, und oft grösseres Unheil, als das, welches sie für den Augenblick beseitigt. Unzertrennlich sollte die Sprache der Wahrheit von Ruhe und sittlicher Würde seyn. Wer das Böse will, hat wenig Arbeit, es macht sich von selbst; wer das Gute will, kann nicht behutsam genug zu Werke gehen. Indeß die Distel ihre, das Erdmark verzehrenden Wurzeln tiefer und unverwüstlicher treibt, und, hoch emporgesproßt, mit scharfen Spitzen und dichtbedornten Zacken dem Unwetter trotzt, muß der zarte Halm, den erst spät die goldne Aehre krönt, vor jedem Wölkchen beben,

und oft verwüstet in der schönsten Reife der Hagelschlag die Habe des Armen und die Hoffnung des Gerechten; doch Gottes Auge wacht, und Sein Rathschluß waltet über die Verwüstung, wie über das Gedeihen.

Anklänge aus mancher Unterredung in diesem Werk, wie in diesem Schreiben, werden Eurer Excellenz nicht entgehen, und am beßten von dem Staatsmann gewürdigt werden, der von Seinem erhabenen Standpunkt aus redliche Bestrebungen, reinen Willen, fromme Wünsche, menschenfreundliche Absichten durch alle Nebel der Verläumdung hindurch zu durchschauen wußte; deßen Rathschläge edel und wohlwollend waren, und deßen besonnener Klarheit und regem Forschungdrang die Wahrheit sich offenbart haben muß, und mit ihr das Mittel zu Aufhülfe und Gedeihen. Diese Ueberzeugung sichert mir das wohlwollende Andenken, in welchem ich in Ihrer Seele zu leben wünsche, die freundliche Aufnahme Eurer Excellenz dieses Werks, und die frohere Zukunft des theuern Gebirglands, das meine bangen Wünsche umschweben.

Paris den 23. Mai 1833.

Helmina v. Chezy.

In der Fleischmannischen Buchhandlung in München ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

J. J. von Obernberg's Anleitung zur genußreichsten Bereisung des bayerischen Alpengebirges und einiger Gegenden von Salzburg und Tirol. Mit 2 Karten und einer Ansicht des Gebirgszuges von Salzburg bis Kempten. 8. In Futteral. 1 Rthlr. 20 Gr. oder 2 fl. 48 kr.

Jedes Jahr mehrt sich die Zahl der Reisenden, sowohl fremder als einheimischer, welche das wunderschöne bayerische Alpengebirg, das mit einer überschwenglichen Fülle von Reizen prangt, besuchen, und dort genußreiche Wochen und Monate verleben. Ein vollständiger Wegweiser dahin, der mit allem Merkwürdigen bekannt macht, war daher ein dringendes Bedürfniß, dem der Herr Verfasser auf die genügendste Weise abgeholfen hat. Vermittelst desselben kann Jedermann ganz allein und ohne Führer das ganze Alpengebirg nach allen Richtungen bereisen. Dieses höchst schätzbare Werk, das wir allen Freunden einer großen und schönen Natur recht sehr empfehlen, wird gewiß zu recht häufigen Besuchen dieses deutschen Arkadiens Veranlassung geben, dessen Bewohner sich durch Biederkeit, Uneigennützigkeit und Reinlichkeit so vortheilhaft auszeichnen, daß der Fremde mit Liebe in ihren Thälern und auf ihren Höhen verweilt, da besonders auch die Güte der Gasthöfe und die wohlfeile Zehrung in Anschlag zu bringen sind. Die beigefügten trefflichen Reisekarten sind eine sehr schätzbare Zugabe.

Dr. Krämer, die Molken- und Badeanstalt Kreuth bei Tegernsee im bayerischen Hochgebirge. Mit Abbildung. 8. In Umschlag. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Die berühmte Alpen-Molken- und Badanstalt Kreuth (das deutsche Gais) wird mit jedem Jahre zahlreicher von Leidenden aus allen Gegenden Deutschlands besucht, die durch den Gebrauch der dortigen trefflichen Molken ihre Gesundheit wieder erlangen. Eine neue umfassende Beschreibung dieses Curortes war daher großes Bedürfniß, dem der Herr Verfasser auf die genügendste Weise abgeholfen hat. Der Cur-

gaſt findet darin vollſtändige Belehrung und Auskunft über Lage, Umgebungen, innere Oekonomie, Gebrauch der Molken und Bäder, deren Wirkungen, Beiſpiele merkwürdiger Heilungen, ſo wie überhaupt über Alles und Jedes, was ihm zu wiſſen nöthig iſt.

A. v. Schaden's neueſte topographiſch-ſtatiſtiſch-humoriſtiſche Beſchreibung des Würm- oder Starnberger-See's, ſeiner Ufer und intereſſanten Umgebungen. Nach einem längern Aufenthalt am See. Mit 10 Abbildungen. 8. In Umſchlag. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Der geniale Herr Verfaſſer hat dieſe neueſte Beſchreibung des freundlichſten aller Seen Bayerns mit wahrer Liebe bearbeitet und ſie mit ſo viel Neuem und bisher noch ganz Unbekanntem bereichert, daß demjenigen, der mit dieſem treuen Wegweiſer in der Hand die reizenden Ufer des See's beſucht, nichts entgeht, was nur irgend der Betrachtung werth iſt. Wir können daher den Freunden vaterländiſcher Naturſchönheiten dieſes intereſſante Buch, das mit 10 Kupfern geziert iſt, und durch ſehr billigen Preis ſich auszeichnet, aus voller Ueberzeugung empfehlen.

Reiſe eines Lehrers mit ſeinen Zöglingen aus Iſſerten in einige romantiſche Gegenden der Schweiz. Ein nützliches und unterhaltendes Leſebuch für die heranwachſende Jugend. 2 Thle. mit 13 illum. Kupf. 8. Gebunden 3 Rthlr. 4 Gr. oder 5 fl. 42 kr.

Der Herr Verfaſſer hat die Kunſt verſtanden, ſeinen Reiſebeſchreibungen dadurch einen eigenthümlichen Reiz zu geben, daß er einen Reichthum von nützlichen Kenntniſſen für die Jugend damit verband und dadurch zugleich für Belehrung und Unterhaltung ſorgte. Eine wichtige Jugendſchrift, die Eltern und Erziehern nicht oft genug empfohlen werden kann.

UMGEBUNGEN
VON
GMUNDEN.

Perspectivische Ansicht des **SALZKAMMERGUTS** in Oesterreich ob der Enns

Erklärung